IM NEUEN REICH: WOCHENSCHRIFT FÜR DAS LEBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IN STAAT, ...

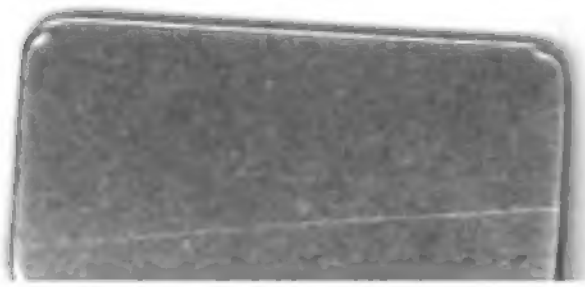
Digitized by Google

UC
491
80. PT2

[redacted]

Library of

Princeton



Digitized by Google

UC
491
80, PT.2

Library of

Princeton

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Lang.

Zehnter Jahrgang, 1880.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1880.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Die deutsche Steuerreform. x. I, 269. II, 364.
Das Reichscivilstandsgesetz. D. 431.
Die Krisis der nationalliberalen Partei. x. 336.
Die Secessionisten. A. Springer. 405.
Die Spaltung der nationalliberalen Partei. A. Boretius. 444.
Die nationalliberale Partei nach der Secession. x. 519.
Parteien und Volk. W. Lang. 689.
Die Judenfrage auf der Tribüne. x. 880.
Judenfrage oder Judenhetze? Von einem Deutsch-Oesterreicher. 982.
Fürst Bismarck als Handelsminister. x. 609.
Ueberseeische Bestrebungen. 859.
Das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen. W. de Porta. 867.
Zum 15. October. Die Vollendung des Kölner Doms. A. Springer. 577.
Der fünfzehnte deutsche Juristentag. x. 440.
Der neunte Deutsche Handelstag. J. Gensel. 872.
Die Zusammenfassung der deutschen Armenpflege. Th. Landgraff. 718.
Von der Armenpflegerconferenz in Berlin. J. Post. 991.
Vom preußischen Landtage. x. 34. 65. 797. 837. 996.
Nach der Landtagssession. x. 103
Politische Sommeridylle. x. 187.
Aus Berlin. x.
Die Eröffnung des preußischen Landtages. 721.
Aus Berlin. y.
Die todte Saison. Sommertheater und Concerte. Ausstellungen. 75.
Zum Brande bei Mommsen. Das Jubiläum der Kunstmuseen. 231.
Von der Kunstausstellung. 372. 491. 530. 612.
Olympia-Ausstellung. 803.
Vorbereitungen zu Weihnachten. Die Kunstgewerbehalle. Hoffeierlichkeiten. Lessingsdenkmal. 959.
Vom Rhein.
Zur Judenfrage. 448.
Aus Köln.
Der Dombau. 307.
Aus München.
Landtag. Theater. Die Wittelsbach'sche Gedächtnißfeier. Wahlvorbereitungen. 276.
Die politische Tagespresse Baierns. 642.
Aus Württemberg. g.
Die Parteibewegung. 638.
Aus Baden. H.
Rückblick und Umschau. 571.
Politische Umschau. 999.

JAN 19 1
ECAP) 0902 .A31 1880,pt.2 607744
Digitized by Google

Nachbarn und Fremdlande.

Aus Wien.
Das Cabinet Taaffe-Dunajewski. 71.
Aus Oesterreich.
Revolutionäre Zustände. 920.
Aus Oesterreich-Ungarn.
Die Magyarisirung der Schulen in Ungarn. 113.
Die „deutsche Frage" in Ungarn. 742.
Aus der Schweiz.
Parteiverhältnisse in der Bundesversammlung. Fortschritte der Gesetzgebung. Kirchenpolitisches. Landesbefestigung. Gotthard. Feste. 109.
Die Frage einer Revision der Bundesverfassung. 527.
Aus der Schweiz. H. 409.
Aus Paris.
Die Festwoche. 191.
Die überlebten Parteien. Das Theatre français. Victor Hugo's Esel. 726.
Die griechische Frage. Ph. Zorn. I, 617. II, 666.
Auch eine Seite der orientalischen Frage. Th. von Bernhardi. I, 936. II, 969.
Politische Randglossen. g.
Die Amnestirung der Commune. 36.
Nach der Conferenz. Niederlagen des Vaticans. 68.
Das Bastillefest in Paris. 156.
Das orientalische Verhängniß. 288.
Der Rückzug im Orient. 305.
Die belgischen Jubeltage. 341.
Das neue französische Ministerium. 524.
Der Wirrwarr im Orient. 569.
Orientalisches. 636.
Die Politik der Beschwichtigung im Orient. 841.

Geschichte und Biographie.

Ranke's Weltgeschichte. A. Dove. 929.
Giesebrecht's Barbarossa. r. 522.
Von Sankt Hubert. A. Birlinger. 624.
Die deutsche Nation in Bologna. J. Caro. 497.
Die Anfänge der preußischen Marine und Colonialpolitik. W. de Porta. 696.
Gneisenau. 81.
Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. —tt. 361.
Aus dem Nachlasse des Generals Mosle. 877.
Die parlamentarischen Anfänge des Fürsten Bismarck. L. 713.
Der Straßburger Generalvicar Liebermann. 509.
Culturbilder aus Oesterreich. A. Bm. 399.
Die germanistischen Studien im Siebenbürger Sachsenland. 752.
Das Leben des Prinzgemahls. R. Pauli. 1.
Schottland und die letzten Stuarts. R. Pauli. 417.
Ein Ire als Geschichtschreiber des modernen Englands. R. Pauli. 729.
Die Schlacht von Castell del Bosco am 21. Juli 1222. O. Hartwig. 201.
Bettino Ricasoli. W. Lang. 734.
Ein zweiter Streifzug durch das Gebiet der historischen Sagen. W. Stricker. 183.

Literatur.

Der Kampf gegen die Mode in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. J. Schmidt. 457.
Friedrich II. und Gottsched. F. Muncker. 51.
Zur Klopstockliteratur. M. Koch. 25.
Zum Studium Klopstock's. Fr. Muncker. 915.
Herder's philosophische Studien. 1776 bis 1778. J. Schmidt. 809.
Rieger's Klinger. M. Koch. 794.
Goethe und die Musik. W. Lang. 313.
Goethe und Zacharias Werner. A. Bm. 335.
Ein Brief Goethe's. Bm. 508.
Herr Alexander Ecker über Oken und Goethe. 537.
Aus Jean Paul's Nachlaß. P. Nerrlich. 138.
Aus Jean Paul's „Lob der Dummheit". P. Nerrlich. 588.

Digitized by Google

x Friedrich Hölderlin. J. Volkelt. 377.
Aus dem Kreiſe der Romantiker. W. Lang. 678.
Menſebach und die Brüder Grimm. sch. 31.
Spielhagen's Quiſtiſana. E. Fritze. 97.
A. Fitger's „Winternächte". E. Fritze. 745.
Julius Wolff's „Tannhäuſer". E. Fritze. 906.
Felix Dahn's nordiſche Dichtungen. W. Lang. 948.
Henrik Ibſen. E. Wichert. 889.
Ein Brief der Madame de Staël. H. Heidenheimer. 835.
Beaumarchais und der 14. Juli. A. Bettelheim. 145.
Aus Paris.
Feſtſchriften zur Jubelfeier der comédie française. 801.

Kunſt und Alterthum. Muſik und Theater.

Ein neuer Stich nach Raffael's Cäcilia. A. Springer. 709.
Siemering's Auszug des deutſchen Volkes zum Kriege. R. Bergau. 728.
Die Schack'ſche Galerie in München. Chr. Belger. 902.
Die häusliche Kunſtpflege. R. Bergau. 994.
Zur Brunnen-Aeſthetik. R. W. 352.
Ein neues Handbuch der Archäologie. A. Michaelis. 121.
Hiſſarlik und Herr Virchow. J. Eyſſenhardt. 179.
Die Erwerbungen des Berliner Muſeums aus Pergamon. A. Boetticher. 281.
Die Ausgrabungen zu Pergamon. — r. 827.
Der moderne muſikaliſche Zopf. H. A. Köſtlin. 435.
Aus dem goldenen Zeitalter der Tonkunſt. H A. Köſtlin. 581.
Die Zerſtörung der Beethoven-Legende. G. Doempke. 769.
Die Fauſtaufführungen im Victoriatheater zu Berlin. x. 218.
Das Geſammtgaſtſpiel in München. C. von Oſtini. 211.

Länder- und Völkerkunde.

Adolf Erich Nordenſkiöld. Th. Schott. 41.
Der norwegiſche Montblanc. H. Hoffmann. 9.
Die Unterelbe. W. von Melle. 223.
Spreewald-Studie. R. Waldmüller. 475.
Am Bodenſee. P. Hartmann. 345.
Aus Gröden. G. Dahlke. 169.
Das italieniſche Volk im Spiegel ſeiner Volkslieder. K. 257.
Aus Unteritalien. G. Kaibel. 326.
Zur Frage der Abſtammung der Neugriechen. W. Heyd. 56.
Briefe von der Gewerbe- und Kunſtausſtellung zu Düſſeldorf. G. Buß. 17.

Verſchiedenes.

Die Grundzüge des altariſchen Götterglaubens. O. Schrader. 849.
Die neueſten Forſchungen über Religionswiſſenſchaft. F. Spiegel. I, 546. II, 600.
Proteſtantiſche Gloſſen zu dem heurigen October. 657.
Der naturwiſſenſchaftliche Realismus. A. Claſſen. 483.
Zur Schopenhauer-Literatur. E. Z. 683.
Römiſches Recht und deutſches Staatsrecht. 832.
Der Menſchenhandel und das deutſche Recht. Z. 149.
Sociale Reformen auf Grundlage der beſtehenden Zuſtände. 161.
Beſſere Sonntage für die arbeitenden Klaſſen. Dr. Brandes. 818.
Das Schulbücherweſen und der Staat. 560.
Ueber Kurzſichtigkeit. K. 789.
Ein gelehrtes Ehepaar. 241.
Zur Währungsliteratur. 59.
Zur Währungsfrage. 631.
Die Frage des Magazingewehres. 298.
Die belgiſche Wehrverfaſſung nach fünfzigjährigem Beſtehen. 93.
Rodbertus und der deutſche Grundcredit. 264.

Digitized by Google

Literariſche Kritiken.

W. Scherer's Geſchichte der deutſchen Literatur. 2. Heft. 412.
G. E. Guhrauer, Leſſing's Leben und Werke. L. H. 240.
Geiger, Goethe-Jahrbuch. Erſter Theil. L. H. 158.
O. Brahm, Goethe und Berlin. L. H. 38.
— Das deutſche Ritterdrama im achtzehnten Jahrhundert. L. H. 312.
Schiller's Werke, redigirt von Vollmer. g. 118.
L. Schleſinger, Anton Fürnſtein und ſeine Gedichte. Bm. 197.
Briefwechſel zwiſchen Jacob und Wilhelm Grimm. Von R. Hildebrand. 966.
A. Roland, Der blaue Schleier. c. 416.
N. Eichhorn, Jeſus von Nazareth. D. 452.
S. Junghans, Orſanna und andere Erzählungen. E—e. 614.
A. Stern, Die letzten Humaniſten. E—e. 765.
C. F. Meyer, Der Heilige. —n— 806.
F. W. Weber, Dreizehnlinden. E—e. 807.
F. A. Junker von Langegg, Midzuho-guſa. E—e. 845.
H. Kruſe, Raven Barnekow. D. 885.
M. Greif, Prinz Eugen. E—e. 886.
O. Blumenthal, Aus heiterem Himmel. E—e. 888.
Chamiſſo, Lebenslieder und Bilder, illuſtrirt von P. Thumann. R. Bergau. 926.
M. Gerhard, Geächtet. E—e. 968.
Fr. Bodenſtedt, Omar Chajjâm. g. 1004.
Gedichte von H. Leuthold. 1006.
E. Palleske, Die Kunſt des Vortrags. E—e. 726.
Jahrbuch für das deutſche Theater. L. H. 118.
A. Hartmann, Das Oberammergauer Paſſionsſpiel. g. 311.
— Volksſchauſpiele. sch. 928.
Lemierre's Wilhelm Tell. 1004.
H. Bulthaupt, Das Münchener Geſammtgaſtſpiel. g. 576.
R. Viſcher, Kunſtgeſchichte und Humanismus. g. 456.
Andreſen's Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutſchen. 116.
F. Ueberweg, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. 3. Theil. L. 39.
E. Pfleiderer, Eudämonismus und Egoismus. L. 655.
S. Simchowitz, der Poſitivismus im Moſaismus. g. 808.
Ph. Zorn, Das Staatsrecht des deutſchen Reichs. g. 727.
Liſzt, Das deutſche Reichsproceßrecht. —g—. 886.
W. Kaulen, Geſchichte des Alltagslebens. F. L. 119.
St. Beuve, Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts nach den Causeries du lundi. A. Bm. 655.
K. Maurer, Zur politiſchen Geſchichte Islands. g. 309.
F. Dahn, Bauſteine. 654.
— Die Alamannenſchlacht bei Straßburg. g. 454.
L. Schmid, Graf Albert von Hohenberg. g. 280.
H. Heppe, Soldan's Geſchichte der Hexenproceſſe. K. 239.
Th. Ilgen, Markgraf Conrad von Monſerrat. K. 846.
C. Haſe, Herzog Albrecht von Preußen. K. 927.
L. Keller, Geſchichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münſter. K. 311.
W. Maurenbrecher, Geſchichte der katholiſchen Reformation. Erſter Band. tt. 846.
K. Biedermann, Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. K. 887.
H. Lecky, Geſchichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. 2. Bd. g. 925.
W. Herbſt, Encyklopädie der neueren Geſchichte. 725.
W. Müller, Politiſche Geſchichte der Gegenwart. 1879. g. 80.
E. Bernheim, Geſchichtsforſchung und Geſchichtsphiloſophie. 1006.

Digitized by Google

M. Taylor, Im oſtindiſchen Dienſte. 414.
Baker, War in Bulgaria. 196.
L. v. Colomb, Beiträge zur Geſchichte der preußiſchen Cavallerie ſeit 1808. 238.
Sarmaticus, Der polniſche Kriegsſchauplatz. I, 343. II, 726.
Vermerſch, le tir de l'infanterie. 376.
A. Cheem, Lays of Ind. 535.
Regiſtrande der geographiſch-ſtatiſtiſchen Abtheilung des großen Generalſtabes. 10. Jahrgang. 536.
H. Hinze, Gurko und Suleiman Paſcha. 926.
R. Karlowitſch, Die Entwickelung des Nihilismus. g. 653.
Aus der Petersburger Geſellſchaft. Neue Folge. g. 687.
B. Bauer, Zur Orientirung über die Bismarck'ſche Aera. .r. 534.
Vierteljahrshefte für württembergiſche Geſchichte und Alterthumskunde. H. K. 198.
J. Conrad, Jahrbuch für Nationalökonomie und Statiſtik. 310.
W. Neurath, Volkswirthſchaftliche und ſocial-philoſophiſche Eſſays. 415.
Georg Büchner's ſämmtliche Werke und handſchriftlicher Nachlaß. 1004.
Sociale Fragen und Antworten. Heft 10—12. E—e. 767.
P. K. Roſegger, Aus meinem Handwerkerleben. g. 159.
J. von der Traun, Excurſionen eines Oeſterreichers. 844.
G. vom Rath, Siebenbürgen. 455.
Charikles, Reiſebriefe eines Diplomaten. g. 807.
W. Kaden, Sommerfahrt. g. 496.
— Italieniſche Gypsfiguren. g. 928.
M. Röder, Italieniſche Dichter- und Künſtlerprofile. W. L. 725.
Reiſeliteratur. g. 119.
Illuſtrirte Prachtwerke. g. und A. S. 963.

Notizen.

Beliebungen von E. Lüders. 160.
21. Plenarverſammlung der hiſtoriſchen Commiſſion bei der königlich bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. 614.
Erwiderung von Profeſſor Ecker in Freiburg. 767.
Erklärungen von Profeſſor Carriere und G. Doempke, Beethoven's Briefe an Bettina betreffend. 1007.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 27.

Inhalt:

	Seite
Das Leben des Prinzgemahls. Von R. Pauli	1
Der norwegische Montblanc. Von H. Hoffmann	9
Briefe von der Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf. II. Von G. Buß	17
Zur Klopstockliteratur. Von M. Koch	25
Meusebach und die Brüder Grimm	31
Vom preußischen Landtage	34
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Die Amnestirung der Communne	36
Literatur:	
O. Brahm, Goethe und Berlin. — F. Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Theil	38
Notiz:	
Preisaufgabe der Lamey-Preis-Stiftung in Straßburg	40

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

☛ **Abonnements auf das 2. Semester, welches mit dieser Nummer beginnt, nehmen alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes an. Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.**

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

557

Das Leben des Prinzgemahls.*)

Mit diesem Bande, dem innige deutsche Verse der Kronprinzessin von Preußen und des deutschen Reiches zum Andenken an ihren verewigten Vater als Wahrspruch dienen, erhält die fesselnde Biographie desselben ihren Abschluß. Wie dem Verfasser, der im vollen Sinne des Wortes für und mit der königlichen Wittwe gearbeitet hat, um dem Prinzen Gemahl ein seiner würdiges Denkmal zu setzen, von Stufe zu Stufe Hochachtung und Bewunderung für denselben gewachsen sind, so kann sich ihnen Angesichts eines so vortrefflichen Charakters, der edelsten Pflichterfüllung in einer überaus schwierigen Lebensstellung und der gewaltigen Lücke, die sein früher Tod in Familie, Hof und Regiment der Königin gerissen hat, auch der Leser nicht entziehen. Nur noch die beiden Jahre 1860 und 1861 kommen in Betracht, beide gleich inhaltsreich für die auswärtige wie für die innere Geschichte des britischen Reiches. Bis zum Schlusse aber verschlingt sich mit dem hervorragenden politischen Moment das rein menschliche, wie es in den reinsten und schönsten Familienbeziehungen begründet war. Auch die Doppelnatur der Quellen bleibt dem entsprechend dieselbe. Staatsschriften und staatsmännische Correspondenz wechseln ab mit Auszügen aus des Prinzen und der Königin Tagebüchern, mit Briefen, die der Prinz zumal mit den nächsten Angehörigen und Vertrauten austauschte. Martin hat ihn mit Recht so viel wie möglich in seinen eigenen Worten reden und handeln lassen ohne Discretion und Pietät aus den Augen zu setzen, die bei der Kürze der inzwischen entschwundenen Zeit und den delicatesten Beziehungen gegenüber allerdings ihr Recht haben.

Im Vordergrunde stehen die mächtigen Ereignisse, welche endlich Italien auf die eigenen Füße stellen sollten. Vergeblich wollte Kaiser Napoleon die Frage wegen des Fortbestandes der weltlichen Herrschaft des Papstthumes

*) The Life of His Royal Highness the Prince Consort by Theodore Martin. V. London 1880.

Digitized by Google

auf einem Congresse entscheiden lassen, während der Papst gerade darauf aus war, Staaten wie die süddeutschen durch Concordate an sich zu fesseln. Sehr beherzigenswerth ist auch heute noch ein Wort, das der Prinz an seine geliebte Tochter in Berlin über Concordate im Allgemeinen und mit protestantischen Staaten insbesondere richtete. „Die Macht," schreibt er, „welche die Kirche mittels eines Concordates sich vom weltlichen Arm aneignet, wird zum Werkzeug nicht nur um das Volk zu knechten, sondern auch um die protestantische Bevölkerung zu convertiren und die protestantische Kirche als eine falsche und usurpatorische zu vernichten. Einem protestantischen Souverän kann sie eine Einwirkung auf das Regiment der katholischen Kirche als Gegenconcession nicht einräumen, so daß selbst das Aequivalent, welches sie, so nichtig es auch sein mag, einem katholischen Staate bietet, gänzlich mangelt. Welche Thorheit daher, wenn protestantische Regierungen sich Fesseln anlegen und ihre eigenen Waffen in die Hände der katholischen Kirche ausliefern."

Schon verlautete von dem schnöden Preise, den sich der Kaiser der Franzosen durch Abtretung von Savoyen und Nizza für sein Nichtsthun und in Kurzem auch für den Bruch seiner in den mit Oesterreich zu Villafranca und Zürich geschlossenen Verträgen übernommenen Verpflichtungen zahlen ließ. Sein ganzes Trachten ging dahin, die ihm in vielen Stücken so wohl gesinnte Regierung Lord Palmerston's an sich zu ketten, damit sie auch bei weiteren Correcturen der Karte Europas still halte. Um so wachsamer war Prinz Albert, wie besonders seine Briefe an den Prinzen von Preußen zu erkennen geben, welcher eben das große, dringend erforderliche Werk einer Reorganisation der preußischen Armee in die Hand nahm. In einem vertraulichen Schreiben vom 25. Januar 1860 beleuchtete Prinz Albert die „revendication des frontières naturelles", die wie an den Alpen auch am Rheine verhängnißvoll werden konnte, und den eben zwischen Frankreich und England zu Stande kommenden Handelsvertrag auf freihändlerischer Grundlage, „ein System, welches viel größere Vortheile für Deutschland enthält, als sie sich für Frankreich abnehmen lassen." Während in England die Cobden, Bright und Gladstone, der im Ministerium saß, eben dahin steuerten und dabei nur von dem steigenden Mißtrauen ihrer Heimath wegen Savoyens — perish Savoy! rief John Bright — empfindlich behindert wurden, erwiderte doch auch der Prinz von Preußen auf die Aeußerungen seines Vetters durchaus den guten altpreußischen Traditionen gemäß: „daß der Zollverein sich schließlich den Freihandelsprincipien anschließen wird, nach denen Preußen beständig, aber bisher vergeblich gestrebt hat." Prinz Albert's ökonomisches Glaubensbekenntniß steht fest: „Die Herabsetzung von Einfuhrzöllen," schreibt er der Tochter, „vermehrt nach aller praktischen Erfahrung den Verbrauch der Art, daß die Einfuhr weit bedeu-

Digitiz[illegible]gle

tender wird als unter einem hohen Tarife möglich ist . . . die Finanzen gewinnen nur durch Reduction der Zölle, und die unseren haben es in enormer Weise gethan. Beschützte Industrien dagegen gedeihen nicht wegen, sondern trotz des Schutzes. Das ist ein Theorem, welches sich mit absoluter Sicherheit bewährt hat. Die industrielle Kraft eines Landes ist völlig unabhängig von seiner Größe. Windsor ist ein kleiner Platz mit 14000 Einwohnern und nimmt es in der Seifenfabrikation mit London auf, das $2^1/_2$ Millionen zählt. Dorsetshire ist kleiner als Preußen und muß es doch mit ganz England aufnehmen." Mittheilungen wie diese aus intimem brieflichen Verkehre verleihen dem Bande einen ungemeinen Reiz. Wir erfahren, weshalb England trotz der heftigen Sprache im Parlamente und einer scharfen diplomatischen Spannung wegen der Raubpolitik Napoleons nicht intervenirt, und wie Preußen dasselbe Interesse hat, Italien auf die eigenen Füße treten zu sehn. Daß Preußens Lage schwach und schwankend bleibt, so lange es nicht Deutschland moralisch beherrscht und selber deutsch wird, ist der Grundton, den der Prinz immer wieder bei seinen beiden hohen Correspondenten anschlägt, um so mehr, als die Rheingrenze sichtlich bedroht wurde. Gelegentlich gab er auch einmal dem gutwilligen, aber doch recht mangelhaft vorbereiteten Lord John Russell, der unter Lord Palmerston Minister des Auswärtigen war, eine historische und staatsrechtliche Auseinandersetzung über Preußen und Deutschland, worin es hieß: „Preußen, von dem allein Rettung für Deutschland kommen kann, hat leider keinen festen Plan sie zu bewerkstelligen. Nach meiner Meinung war es bei Errichtung des Zollvereins auf dem rechten Wege. Ohne die Bundesverfassung und die äußere von Europa anerkannte Gestalt Deutschlands anzutasten, sollte es durch Verträge mit den Einzelstaaten eine Union aufrichten, die anderswie ohne Erschütterung unmöglich wäre, während die Kleinstaaten in solchen Verträgen eine Sicherheit vor Absorption durch Preußen finden würden."

Indessen Napoleon am Rheine gegen Deutschland und Rußland durch Serbien auf der Balkanhalbinsel wühlten, landete im Mai Garibaldi in Sicilien und versetzte jenen Stoß, der die Entwickelung der Dinge in Italien unaufhaltsam vorwärts trieb. Da nöthigte die offene und entschlossene Haltung, welche der Prinz Regent von Preußen beobachtete, den Kaiser der Franzosen, von seinem dunklen Spiele abzustehen und ihn um eine Begegnung in Baden-Baden zu ersuchen, die denn am 16. Juni, aber im Beisein der meisten deutschen Fürsten statt hatte. Prinz Albert, sofort von seinem Vetter über die Einzelheiten unterrichtet, begrüßte den Erfolg als die erste Frucht eines guten Einvernehmens Preußens mit England. „Die einzige Macht, welche Deutschland Frankreich entgegenstellen kann, ist die, welche zu dem Kriege von 1813 und 1814 führte, die Liebe zum Vaterland und die Liebe

Digitized by Google

zur Freiheit." Erfreut über jede auch daheim zur Abwehr einer raſtloſen Aggreſſion getroffenen Vorkehrung berichtete er dem Prinzen Regenten über die Fortſchritte, welche die Ausbildung der Freiwilligencorps machte. Immer wieder trieb er, hierin mit Lord Palmerſton einig, die Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande zu verſtärken, die Häfen zu befeſtigen, damit das Reich im Wettlauf mit Frankreich nicht ermatte und vor allen nicht den Freunden der Abrüſtung, des Friedens um jeden Preis, die ſich bereits im Cabinet hören ließen, zum Opfer falle. Erblickte doch Gladſtone ganz wie Bright und Cobden in ſeiner jüngſten Leiſtung, dem Handelsvertrage mit Frankreich, Englands wahre und einzige Vertheidigung, und bezeichnete doch Cobden des Prinzen Befriedigung über das Gedeihen der engliſchen freiwilligen Armee als „Rifle mania, als ſeinen Germanismus in britiſchen Patriotismus verkleidet." Indeß die warnende Stimme des getreuen Eckart hatte in der That nur zu viel Berechtigung. Mochte Louis Napoleon den engliſchen Miniſtern noch ſo ſehr ſeine Friedensliebe betheuern und ſich noch ſo entrüſtet über das helle Mißtrauen der Nation beſchweren, ſeine Einmiſchung in Syrien, ſeine zweifelhafte Haltung in den italieniſchen Dingen, nachdem vor Garibaldi und Victor Emanuel bald auch Neapel über den Haufen fiel und drinnen wie draußen über das definitive Loos Venetiens discutirt wurde, die beſorgnißerregende Doctrin von den natürlichen Grenzen, die der Kaiſer nicht zur Ruhe kommen ließ, vermehrten nur den Argwohn Europas wider ihn.

Um ſo erfreulicher das feſte Vertrauen, das Prinz Albert in den Regenten von Preußen ſetzte, aus deſſen intimen Berichten über ſeine Begegnung mit dem Kaiſer von Oeſterreich in Teplitz, mit dem ruſſiſchen Kaiſer in Warſchau er nicht unterließ den Lords Palmerſton und Ruſſell geeignete Mittheilung zu machen, damit ſie über die in aller Welt brennenden Fragen doch auch andere Urtheile vernähmen als die in Paris oder gar durch die „Times" zurecht gemachte Meinung. Während nämlich ſeit dem Herbſt auch die abſichtsvolle Beſeitigung des Paßzwanges zu Gunſten in Frankreich reiſender Engländer dazu beitrug, die beiden Nationen einander ſo nahe wie möglich zu bringen, gehörte das Schimpfen und Hetzen der „Times" wider Preußen zum täglichen Geſchäfte. In der leidigen Macdonald-Affaire war ein engliſcher Gentleman von der rheiniſchen Polizei zwar ſehr ſcharf, aber wahrſcheinlich verdientermaßen für Flegeleien angefaßt worden, wie ſie ſeither weislich eingeſtellt worden ſind. Wiederholt machte der Prinz ſeiner Entrüſtung über die „abſcheulichen, die infamen Times-Artikel" Luft. Er maß die engliſchen Staatsmänner beſtändig nach den Sympathien, die ſie für Frankreich und ſeinen verdächtigen Gewaltherrn hegten. So tadelte er Lord John Ruſſell, der ſich auch nach jener Richtung hin gern aufſpielte und

Digitized by Google

ſtimmte dem Urtheile des Sir George Cornwall Lewis bei, daß das engliſche Cabinet gerade dazu da ſei die einzelnen Miniſter zu verhindern, ſich auf Koſten des Landes unſterblich zu machen. Dem vollſten Sinne nach fand er ein Wort des im December verſtorbenen alten Lord Aberdeen beſtätigt: „dies Land wird nicht durch Weisheit, ſondern durch Geſchwätz regiert. Wer ſchwatzen kann, regiert auch.“ Es war ihm ſehr lieb, daß nach dem verdienten Scheitern der wenig überlegten neuen Reformbill Ruſſell's die Oppoſition unter Disraeli's Führung der Regierung in ihrer auswärtigen Politik nichts in den Weg legte. Mit deutlicher Abſichtlichkeit ſcheint der Biograph gewiſſe Aeußerungen dieſes Tory-Staatsmannes, der erſt in allerjüngſter Zeit von ſeinen Landsleuten definitiv verworfen wurde, einzuflechten. Disraeli nämlich ſprach es gegen den Prinzen aus, daß ſeit Pitt kein Miniſter ſo mächtig geweſen wie Lord Palmerſton, deſſen Politik, ſo weit ſie feſt und patriotiſch bleibe, auch von dem Conſervativen unterſtützt werden müſſe. Um ſo empfindlicher war es, daß die „Times“ unabläſſig fortfuhr, nicht nur die deutſchfeindliche Stimmung in England zu nähren, ſondern ſelbſt den Hof dafür verantwortlich zu machen, wenn in der gründlichen Abwickelung der italieniſchen Angelegenheit Wien und Berlin im Wege ſtünden und die Palmerſton und Ruſſell nicht einfach den Willen des engliſchen Volkes durchſetzen könnten. Wohl ſchwang ſich Letzterer zum Widerſtande gegen die vom Schatzkanzler Gladſtone betriebenen Abſtriche auf, aber die bitteren Worte, welche Palmerſton im Parlamente über die preußiſchen Polizeiordnungen fallen ließ, riefen Erwiderungen im Berliner Landtage und Beſchwerden des dortigen auswärtigen Amtes hervor.

Unter ſolchen Umſtänden war es ein Glück, daß der Gedankenaustauſch der beiden Prinzen ſich durch keine diplomatiſche Spannung beirren ließ. Die beſondere Stellungnahme Preußens zu der Löſung in Italien wie in Dänemark begriff Niemand beſſer als Prinz Albert. In Briefen an ſeinen königlichen Vetter wie an den väterlichen Berather Stockmar betonte er dringend die Nothwendigkeit, die hemmenden Momente zu beſeitigen, welche die Schwäche der preußiſchen Politik bedingten. Er blieb dabei, daß der ſicherſte Schutz wider die von Napoleon drohende Gefahr in einer vollſtändigen Harmonie der Fürſten mit ihren Unterthanen zu finden ſei. Das ſprach er auch bald nach dem Ableben Friedrich Wilhelm's IV. dem neuen Könige, der links und und rechts von Liberalen und altpreußiſchen Reactionären umworben wurde, in einem merkwürdigen Schreiben vom 12. März 1861 unumwunden aus. Angeſichts der für Louis Napoleon drinnen und draußen ſich häufenden Schwierigkeiten, angeſichts der politiſchen Bedenken in Oeſterreich und Rußland ſollte in Deutſchland, wo die meiſten Patrioten auf Preußen und ſeinen neuen Herrſcher hoffen, die Eintracht von Fürſt und Volk doch nicht zu ſchwer

Digitized by Google

fallen. „Meine Hoffnung steht auf Preußen, das seine Constitution nur geschickt anzuwenden braucht, um in sich selber alle Mittel zu finden, den Anforderungen der Zeit zu genügen, um den andern Ländern Deutschlands als Muster zu dienen und deren Sympathien in solcher Weise zu gewinnen, daß sie die engste Verbindung mit dem preußischen Systeme wünschen müssen. Sie steht auf Dir, der Du den Thron bestiegen hast, ohne durch die erbärmliche Politik der Reaction gebunden zu sein, welcher Du wahrhaftig oft genug selber zum Opfer geworden bist, und weil Du Dank der bekannten Ehrenhaftigkeit Deines Charakters allen Deutschen als voller Ausdruck ihres Sprichwortes giltst: Ein Mann ein Wort." Am 1. April verglich er dann wieder das Preußen von 1848, das Preußen Friedrich Wilhelm's IV. mit dem gegenwärtigen, indem er einen bedeutenden Fortschritt constatirte. „Das verdankt Preußen, das verdankst Du der Verfassung, welche durch das Princip der Vertretung Fürst und Volk in gesetzmäßige und unmittelbare Berührung bringt und Discussion und Erörterung ermöglicht . . . Dein Charakter dient Deinen Unterthanen als Sicherheit, daß sie nichts zu fürchten haben, und, obwohl die Erledigung vieler Dinge verzögert und hinausgeschoben werden mußte, so ist es nur natürlich, daß ihre Lösung von Dir erwartet wird." Und dabei hatte er doch sehr wohl den tiefen Unterschied vor Augen, der, abgesehen von einzelnen vorübergehenden Differenzen, zwischen deutscher und englischer Auffassung immerdar verblieb. „In Deutschland," heißt es in einem Briefe an einen Freund in Berlin, „gilt der Staat als eine göttliche Institution in abstracto; hier bedeutet er die Freiheit der einzelnen Bürger. Der Werth des Staates wird hier je nach dem Maße individueller Freiheit geschätzt, welches er seinen Unterthanen gewährt, und darin meint man seinen höchsten Zweck zu finden . . . . Preußen erhebt den Anspruch an der Spitze Deutschlands zu stehen, aber es ist nicht deutsch in seiner Haltung. Der Zollverein war die einzige wahrhaft deutsche That, auf die es zurückblicken kann. Noch führt Preußen keineswegs auf den Pfad der Freiheit und verfassungsmäßiger Entwickelung, welche Deutschland (Preußen eingeschlossen) bedarf und verlangt."

Als im Frühlinge 1861 Cavour gestorben war, dessen Größe der Prinz natürlich nicht verkannte, dessen Mittel und Wege er oft genug mißbilligt hatte, und bald hernach Victor Emanuel von England und Frankreich, obwohl Napoleon noch immer nicht an eine italienische Einheit glauben wollte, und etwas später selbst von Rußland und Preußen als König von Italien anerkannt wurde, verfolgte Prinz Albert aufmerksam die Bestrebungen des Nationalvereins. Aus der Sommerstille von Balmoral schrieb er am 9. September wieder an König Wilhelm, der jüngst vor dem Mordanschlage Oscar Becker's gnädig bewahrt worden war: „Deutschland ist trotz der ernstesten

Digitized by Google

Gefahr noch immer gespalten und schwach, sein ganzes Dasein einzelnen Cabineten preisgegeben ohne die Möglichkeit, daß das Volk den geringsten Einfluß auf deren Thätigkeit übt. Ist es da ein böser Zug des Volksgeistes, wenn die Leute nach allgemeiner Einheit und thätiger Mitwirkung bei dem, was ihr Loos zu entscheiden hat, sich sehnen? Laß Dich nicht beirren, wenn sich das Volk hier und da alberner Extravaganzen schuldig macht. Es ist Deutschlands und Deine einzige Stütze und diejenige Macht, die allein dem Feinde Halt gebieten kann. Deutschland bedarf nicht einen Cavour, sondern einen Stein." Und als dann Lord Clarendon als Krönungsbotschafter nach Königsberg ging, gab er demselben nicht nur seine Briefe, sondern zu eigener Instruction eine Denkschrift über die verwickelten Zustände mit, worin die bezeichnende Aeußerung begegnet: „Des Königs von Preußen ehrenhafter Charakter ist unsere Garantie gegen solche französische Anzettelungen, und gerade dieser Charakter wird von der „Times" wegen geringen Gesichtskreises, Entschlußlosigkeit u. s. w. angegriffen und dem Galantuomo gegenübergestellt." In dem über die Krönungsreise an die Königin erstatteten Berichte hob denn auch Lord Clarendon, ein erfahrener Diplomat und persona grata am preußischen Hofe, „den gewaltigen und frevelhaften Schaden" hervor, den die „Times"-Artikel durch Beleidigung einer ganzen Nation und vor allem ihrer Armee anrichteten. „Sie beleidigen besonders diejenigen, welche ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Ländern anstreben und werden, wenn irgend etwas es thun kann, die Stellung der Kronprinzessin schwer schädigen." So wenig auch die starke Betonung des Königthumes von Gottes Gnaden bei Gelegenheit der Krönung in Königsberg nach dem Geschmacke der Engländer und eben so wenig des Prinzen war, er sah doch mit Bekümmerniß, wie die Hetzereien unter dem Vorwande entgegenstehender politischer Principien vor allem eine jede Annäherung der beiden Mächte verhindern und die Familienbande unwirksam machen wollten, durch welche die regierenden Häuser verknüpft wurden. Das klingt zumal in dem Briefwechsel mit der Tochter durch, worin der Prinz bis kurz vor seinem Ende über Alles, was ihn beschäftigte, Kleines und Großes, Persönliches und Allgemeines, über Kinder und Kindeskinder, Kunst und Politik, seine Gedanken niederzulegen pflegte. Unter den vielen Auszügen aus diesen Briefen mag besonders auf den vom 18. December 1860 hingewiesen werden, worin der Vater einen Aufsatz commentirte, den die Tochter über Ministerverantwortlichkeit entworfen hatte, dem nicht ohne bestimmten Zweck nachträgliche Aeußerungen Lord Palmerston's vom November 1863 über denselben Artikel des constitutionellen Staatsrechtes beigegeben sind.

Auch die eigenen Leiden des edlen Fürsten — erdrückende Arbeitslast und zusammenbrechende Gesundheit — sind in diesem Briefe nicht verschwiegen.

Digitized b

Wie freut er sich, den Mai in Osborne zu genießen — aber wie wenig hat er davon. „Ich armer habe kein so gutes Glück, denn meine Empfindungen bleiben unter dem Einflusse der niemals endenden Tretmühle der Geschäfte. Der Esel in Carisbrook, dessen Du Dich erinnerst, ist mein treues Ebenbild. Auch er würde viel lieber Disteln im Schloßgraben fressen als das Rad des Schloßbrunnens drehen; und elend ist der Lohn, den er dafür hat." Wie viele und wie verschiedenartige Arbeit aber im Laufe der Jahre durch private und politische Anforderungen dem Prinzen zugewachsen war, wie angestrengt bei peinlichster Zeiteintheilung dadurch sein Tagewerk wurde, wie sich die Anzeichen mehrten, daß sein ursprünglich so robuster Organismus und insonderheit die Nerven erschüttert wurden, das läßt sich nur in den rührenden Aeußerungen der Königin lesen, indem durchweg bis zur letzten Erkrankung mit ihrem raschen Verlaufe deren überaus sorgfältig und mit rührendem, fast erschütterndem Freimuthe geführtes Tagebuch der ganzen Darstellung Martin's zu Grunde liegt. Derselben Quelle entnommen sind die reizende Schilderung von der letzten gemeinschaftlichen Reise nach Coburg, wo die schönen Jugenderinnerungen aufgefrischt und noch einmal der treue Stockmar aufgesucht, Prinz Albert aber auch durch einen Sprung aus dem mit den Pferden davon sausenden Wagen nur wie durch ein Wunder gerettet wurde, so wie die Mittheilungen über den Besuch in Irland und den letzten Aufenthalt in Balmoral im Spätsommer 1861, den Tod der Herzogin von Kent, die Typhusepidemie, die mehrere Mitglieder der so nahe verwandten Königsfamilie von Portugal hinraffte. Bald darauf ist der Todesengel an den edlen Mann selbst herangetreten, der, ehe er ihn niederwarf, der Gemahlin mit schönem Gleichmuthe sagte: „Ich hänge nicht am Leben. Du thust es. Aber ich halte nicht große Stücke darauf. Wenn ich wüßte, daß für die, welche ich lieb habe, gesorgt ist, so wäre ich gleich bereit morgen zu sterben."

Bis zuletzt aber, noch mitten in der verzehrenden Krankheit, ist er als Staatsmann, als weisester Diener und Berather der Königin thätig geblieben. Nach Ausbruch des Bürgerkrieges in Nordamerika zwischen den Vertheidigern der Union und den Conföderirten, die sie sprengen wollten, waren zwei nach Europa abgefertigte Emissare der letzteren, welche die Blokade durchbrochen hatten, an Bord eines englischen Dampfers von dem Befehlshaber eines Kreuzers der Union verhaftet worden, und England, dessen Millionen durch das Ausbleiben der Baumwolle schwer zu leiden begannen, stand vor dem Dilemma den Krieg zu erklären oder eine schmachvolle Beschimpfung seiner Flagge hinzunehmen. Der Entwurf zu einer Note, welche in der That die einzig mögliche Reparation dieser Herausforderung zu Wege brachte, wurde am 1. December 1861 vom Prinzen Albert mit zitternder Hand aufgesetzt. Am 14. Abends bald nach 10 Uhr hatte er ausgelitten.

Digitized by G

Erſt als er nicht mehr da war, haben die beiden ſeemächtigen Nationen ihm Dank geſagt, daß er der Welt den Frieden erhalten, und hat die eine in zahlreichen oratoriſchen und monumentalen Spenden einigermaßen gut zu machen geſucht, was ſie im Gedränge dynaſtiſcher, politiſcher und geſellſchaftlicher Gegenſätze und Eiferſüchteleien an dem deutſchen Fürſtenſohne geſündigt hatte. Daß dieſer in alle Wege ſeiner Herkunft treu geblieben und nicht nur unter den Fürſten, ſondern unter ſeinen Landsleuten überhaupt eine hervorragende Erſcheinung, ein Mann edelſter, ſeltenſter Art geweſen, das beſtätigt allen, welche dafür Herz und Sinn bewahren, das ſchönſte Denkmal, welches ihm in dem nunmehr vollendeten Werke errichtet iſt. Möge denn auch dieſer letzte Theil, in welchem der aufmerkſame Leſer nur ſelten, und nur auf geringfügige Irrthümer ſtößt, eine gute deutſche Ueberſetzung und damit recht viele Leſer in des Prinzen Heimath finden. R. Pauli.

Der norwegiſche Montblanc.

Der Touriſt in Norwegen pflegt das Land im Allgemeinen nur von den Thälern oder mäßigen Höhen aus kennen zu lernen. Und er thut recht daran, denn in der That entfaltet es ſeine höchſten Schönheiten, die großartigſten wie die lieblichſten, in ſeiner Thalſcenerie, ſeinen felsummauerten Fjorden, ſeinen von Wildbächen durchſchäumten Rieſenſchluchten und ſeinen breiten ſaatumhegten oder waldbekränzten Seen. Und das alles genießt er in vollkommenſter Gemächlichkeit von ſeinem leichtrollenden Karriol oder vom Dampfſchiffe aus, das auch die entlegenſten Winkel der weitverzweigten Felſenbuchten ſorgſam durchmuſtert. Wer ſich aber einmal vom Wiſſensdrange verlocken läßt, die hohen Ränder der Thalwände zu erklimmen, wird gewöhnlich nur kahle, reizloſe Hochflächen finden, hier und da überragt von rundlichen, ſchneebedeckten Kuppen.

Die Fjorde vor allem ſind es immer, die dem norwegiſchen Gebirgslande für den Reiſenden ſein ſcharf unterſcheidendes Gepräge verleihen, jene wunderſamen „Meeresfinger", welche die neugierige Amphitrite mit ſo emancipirter Keckheit mitten zwiſchen die ſtarren, ſtolzen, alten Herren, die ſilberlockigen Felſen, und bis in die innerſten Gemächer des weltſcheuen Gebirges hineinbohrt, um ſeine häuslichen Verhältniſſe, von denen ihr ſonſt nur die bejahrten Ströme aus halbverwiſchter Jugenderinnerung einige verdächtige Geſchichten zu erzählen wiſſen, einmal von den geſchwätzigen Quellen und Waſſerfällen aus erſter Hand zu erlauſchen. Steigen doch hier an manchen

Digitized by Google

Stellen die privilegirten Hochlandskinder, die Gletſcher ſelbſt, gefällig und offenherzig bis zum Meeresſpiegel hernieder.

Und dennoch, ſeine allerintimſten Geheimniſſe hat ſich das trotzige Feſtland auch hier vorbehalten: die eigentliche Hochalpenwelt des Nordens liegt abſeits vom Meere und auch abſeits von den vielbefahrenen Touriſtenſtraßen. Das ſind die großen Jötunfjelde oder Rieſenberge, die höchſte Erhebung des norwegiſchen Gebirgslandes und Nordeuropas überhaupt von den Alpen bis Island.

Zwiſchen dem 61. und 62. Breitengrade erſtreckt ſich dies einſame und furchtbare Gebirge, gänzlich unbewohnt auch in ſeinen Thälern, nur zur Sommerszeit von Rennthierjägern und Fiſchern durchſtreift. Es ſteigt in ſeinen höchſten Spitzen, dem Galdhöpig, dem Glittretind, dem Skageſtölstind, bis über 8000 Fuß empor. Das will nicht allzuviel ſagen nach alpinem Maßſtabe; wenn man aber bedenkt, daß die für Auge und Fuß des Bergſteigers doch allein maßgebende relative Höhe hier ſo nahe am Meere der abſoluten bedeutend näher kommt als etwa im Berner Oberland, und hinzunimmt, daß die Schneegrenze etwa 3000 Fuß tiefer liegt als dort, ſo wird man die Jötunfjelde in keine viel geringere Rangklaſſe ſetzen dürfen als die gewaltige Schweizer Jungfraukette.

Das nordiſche Hochgebirge verhält ſich aber weitaus zugeknöpfter und ablehnender gegen das verwegene Volk der Vergnügungsreiſenden als die wohlangebahnte und comfortable Schweiz. Es giebt blos eine fahrbare Straße bis dicht an den Fuß der Jötunfjelde, das heißt fahrbar für norwegiſches Fuhrwerk, zweirädrige Karren. Von allen anderen Seiten führen nur Saumpfade über die ringsum gelagerten weiten Hochebenen.

Jener Fahrweg iſt eine Abzweigung von der großen Hauptroute durch das ſehr bekannte Gudbrandsdal, bekannt hauptſächlich als die vordem betretenſte Straße von Chriſtiania nach Drontheim, ehe die neugebaute Eiſenbahn den Verkehr mehr in ein öſtlicheres Thal gezogen hat. Weniger ausgezeichnet iſt es durch Naturſchönheiten, obgleich es ſich in minder verwöhnenden Ländern immer noch mit gutem Anſtande ſehen laſſen könnte. Ein waldiges Thal mit mäßig hohen und mäßig ſteilen Seitenwänden, durchrauſcht von einem ganz ſtattlichen Fluſſe, von Zeit zu Zeit belebt durch anſehnliche Gaards oder Bauernhöfe, ſo zeigt es ſich ohne beträchtliche Abwechſelung während etwa zweier Karrioltagereiſen, bis die Straße abbiegend die öde Hochfläche von Dovre erſteigt.

Dafür hat das Gudbrandsdal den ſoliden und ſehr ſchätzbaren Vorzug, daß man in jedem Bauernhauſe gutes Eſſen und gutes Quartier bekommt. So macht ſich namentlich auch die Reinlichkeit, die anmuthendſte Tugend des

Digitized by Google

Norwegers nächſt ſeiner ſtrengen Ehrlichkeit, in dieſen wohlhabenden Gegenden in beſonders erfreulicher Weiſe geltend.

Ungefähr auf der Mitte der Strecke von Chriſtiania bis Drontheim zweigt ſich nach Weſten ein wenig befahrener und wenig gepflegter Weg in das Seitenthal der wilden Sjoa ab, ziemlich ſteil aufwärts ſteigend. Es iſt ein ſtark bewaldetes, rauhes und ſehr einſames Thal: während eines ganzen Tages bin ich nicht einem einzigen andern Gefährt begegnet; die Gehöfte liegen auf Meilenweite zerſtreut. Während ich mein Mittagsmahl, beſtehend in Milch und etlichen Eiern, in einem hoch über der Straße gelegenen Gaard einnahm, blieb mein Karriol mit den Sachen einſam unten ſtehen: ſelbſt wenn hier wirklich einmal Menſchen vorbeikommen ſollten, geſtohlen wird ein für allemal nicht, und wenn man ſeinen Geldbeutel offen dort liegen ließe.

Intereſſant iſt das ſtille Thal der Sjoa durch einige ganz alterthümliche, von der Zeit tiefbraun gefärbte Häuſer von einer ſeltſam barocken Holzarchitektur mit allerhand höchſt wunderlichem Schnitzwerk, wie auch in dieſer Gegend noch mehrere der merkwürdigen altnorwegiſchen Holzkirchen erhalten ſind, von deren Bauart die bekannte von König Friedrich Wilhelm IV. ins Rieſengebirge verſetzte Kirche Wang eine Anſchauung giebt.

Minder alterthümlich, wenn auch kaum minder barock, fand ich die Kleidung der Männer: ſie tragen einen regelrecht, obzwar nicht eben übertrieben modiſch geſchnittenen Frack und dazu auf dem Kopfe ſtatt des Cylinderhutes eine behäbige rothe wollene Zipfelmütze.

Der Weg verläßt nach einigen Meilen den Lauf der Sjoa und ſenkt ſich außerordentlich ſteil in das benachbarte Thal der Otta hinab. Hier lernte ich die erſtaunliche Sicherheit der norwegiſchen Pferde mehr als je bewundern: auf einem Pfade, den man anderwärts nur allenfalls auf einem Eſel oder Maulthiere hinabzureiten riskiren würde, fuhr ich ganz gemächlich in meinem Karriol hernieder, ohne daß ich je an Ausſteigen zu denken brauchte, obgleich mir doch zuweilen etwas bange dabei wurde.

Längs der Otta, einem ziemlich breiten, mehrfach zu großen Seen ausgeweiteten Fluſſe führt eine gute ebene Straße weiter nach Weſten. Das Thal iſt breit und fruchtbar und ziemlich ſtark bevölkert; man findet nicht nur die einzelnen Gaards näher bei einander, ſondern auch mehrere größere dorfartige Häuſergruppen. In dem Bauernhofe Sörum, wo ich übernachtete, fand ich ſo viel behaglichen Comfort, ſolche Nettigkeit und Eleganz, wie ſie gewiß kein Menſch in dieſem abgelegenſten Winkel des abgelegenen norwegiſchen Landes vermuthen würde. Man glaubt ſich etwa in ein gutes bürgerliches Haus einer deutſchen Kleinſtadt verſetzt; es fehlte weder an den ſäuberlichſten weißen Tüllgardinen, noch an einem Klavier, noch an einem Bücherbrett mit norwegiſchen, däniſchen, und ſogar ſchwediſchen Werken in Proſa und

Digitized by Google

Verſen. Alles athmete freundliche Wohlhabenheit. Die Tochter des Hauſes aber bedient den Gaſt in aller Beſcheidenheit.

So wenig Fremde, namentlich Ausländer, das Jahr hindurch dieſe Gegend paſſiren, ſo wird man doch nirgends mit einem beſondern Intereſſe betrachtet. Die Menſchen haben etwas merkwürdig Gleichgiltiges, oft faſt Verdroſſenes und Ablehnendes in ihrem Weſen; Neugier quält ſie nicht im Mindeſten; man vermißt wohl das liebenswürdige, zutrauliche Benehmen, das Einem in Italien meiſt ſo anmuthig entgegenkommt — aber dafür braucht man bei der ſchließlichen Abrechnung auch niemals irgendwelche Vorſicht anzuwenden. Man bezahlt in Bauſch und Bogen und verwundert ſich im Stillen über die billigen Preiſe.

Von einer Anhöhe gleich hinter dem Gaard hatte ich einen prächtigen Blick über das ausgeſtreckte Thal. Es gehört nicht zu den Virtuoſenſtücken Norwegens, wie etwa das ungeheuerlich wilde Närödal beim Sognefjord oder das berühmte Romsdal mit ſeinen abenteuerlich ausgezackten Bergen, aber es iſt ein ſchönes, wohnliches, ſtolz-anmuthiges Alpenthal mit einem breiten See im Vordergrunde und ſtattlich aufgebauten Bergcouliſſen. Von den Jötunfjelden ſelbſt ſieht man hier noch nichts, obgleich man ſich ſchon in nächſter Nähe befindet; ſie werden verdeckt durch niedrigere Berge von milderer Form, deren einige aber immerhin ſchon in die Region des ewigen Schnees hinaufragen und der freundlichen Landſchaft einen höheren Stil verleihen.

Am ſchönſten zeigt ſich das Bild bei Nacht. Die nordiſche Hochſommernacht entfaltet bei klarem Himmel überall die wunderſamſten und eigenartigſten Reize, und es gehört zu den unvergeßlichſten Genüſſen, die der hohe Norden bietet, dem zarten und wechſelvollen Spiele dieſer nächtlichen Beleuchtung zu folgen. Sie erreicht die ganze geheimnißvolle Schönheit einer ſüdlichen Vollmondnacht und iſt doch ganz verſchieden von einer ſolchen; ihre Färbung iſt wärmer und weicher, mehr gelblich-grau ſtatt des bläulichen Mondlichtes; zugleich ruhiger, weil ohne die ſcharfen Schatten, und lebendiger durch den Gegenſatz von Höhen und Thal. Oben auf den Zinnen der Berge wacht auch um Mitternacht noch der Doppelabglanz des verglühten Abends und des neuen Morgenrothes; in der Tiefe liegt ein leiſer, duftiger Schatten wie ein freundlicher Schleier über der Erde, wenig verhüllend, alle Umriſſe mildernd und verklärend. Es bleibt ſo hell, daß man ſcharf und klar die unzähligen Riſſe und Spalten des rauhen Geſteines erkennen kann; die weißen Gießbäche, die ſie durchſchäumen, bekommen etwas Geiſterhaftes in ihrer ruheloſen, haſtigen Bewegung, ſie ſind wie die Träume auf dem ernſten Antlitz der nur leiſe ſchlummernden Natur. Ihr fernes Rauſchen iſt der einzige Ton, der ſich vernehmen läßt; unendlich beruhigend wirkt die lautloſe Stille ſolcher Nächte im Gegenſatze zu dem ſtill fortwachenden Weben des Lichtes.

Sehr viel tiefer ſind die Schatten natürlich in engen, geſchloſſenen Schluchten; da kann ſich die unheimlich großartige Wirkung der ſchroffen Felſenmauer durch die mitternächtliche Dämmerung ins Dämoniſche ſteigern. Hoch oben dagegen auf Gletſchern und Schneefeldern verſchwindet der ſchattige Schleier faſt ganz, und man ſteht dort dem offenen Tageslichte gegenüber.

Von Sörum folgt die Straße noch mehrere Meilen weſtwärts dem breiten Thale der Otta, dann biegt bei dem Oertchen Vom ein Weg ſüdlich ab in das enge und öde Bäwerdal, das von einem wilden Gebirgsbache durchſchäumt und von ſchroffen, kahlen Felswänden umſchloſſen wird. Immer rauher wird die Landſchaft, immer ſchlechter der Weg, und immer ſpärlicher und ärmlicher die menſchlichen Anſiedelungen. Zuletzt kommt man durch eine ganz enge, wüſte, finſtere Klauſe, ein gewaltiges, nur unwillig geöffnetes Felſenthor, das in den unmittelbaren Bereich der Jötunfjelde führt. Der höchſte Gipfel dieſer nordiſchen Alpen, dem alſo der Königstitel eines Montblanc Norwegens gebührt, iſt der Galdhöpig, 8160 Fuß über dem Meere. An ſeinem Fuße liegt hier im Bäwerdal als die letzte menſchliche Wohnſtätte der Gaard Rödsheim in der Höhe von 1500 Fuß. Von da nach Süden geht es weiter in immer tiefere Einöden, Schneefelder, Gletſcher und Steinmeere, nur wenige Pflanzen, noch weniger Thiere, und gar keine Menſchen ernährend.

Rödsheim aber iſt ein treffliches Quartier, das allen billigen Anſprüchen des Reiſenden in jeder Weiſe gerecht wird. Ueppige Diners wird freilich Niemand erwarten, für ehrliche Eierſpeiſen und zuweilen auch für Fleiſch iſt aber geſorgt. Der Hausherr Ole Halvorſön iſt ein wahrer Normaltypus eines norwegiſchen Gebirgsführers und Rennthierjägers, eine ſtämmige, eiſenfeſte Geſtalt mit mächtigen Schultern und breitem Barte, jedennoch mild von Sitten, gefällig und unterrichtend, und wacker ſeiner Gäſte pflegend. Ein beſonderer Vorzug deſſelben iſt auch, daß er ein civiles Norwegiſch zu reden verſteht, denn der Dialect dieſer Gegend iſt ſehr ſchwer verſtändlich und völlig abweichend von der däniſchen Schriftſprache der Gebildeten, übrigens nicht zu ſeinem Nachtheile, denn er iſt weitaus vocalreicher und volltönender als die gänzlich ausgewaſchene und breitgequetſchte Kopenhagener Zunge.

Von Rödsheim aus ſieht man noch nichts von dem rieſigen Nachbar Galdhöpig und ſeinen Genoſſen; man ſitzt in einem engen Keſſel, der nach keiner Seite einen beträchtlichen Ausblick geſtattet.

Ich hatte das merkwürdige Glück, hier zufällig mit einem deutſchen Landsmanne zuſammenzutreffen, deſſen Abſicht ebenfalls die Beſteigung des Galdhöpig war. Da er ſich als ein vielgewanderter und erfahrener Alpentouriſt und Monte-Roſa-Erſteiger erwies, ſo konnte mir ſeine Geſellſchaft

Digitized by Google

doppelt willkommen ſein. Doch gilt der Galdhöpig im Allgemeinen als ein wenig gefährlicher Berg, Schwindelfreiheit und Vorſicht natürlich vorausgeſetzt.

Es war ein wundervoller, ſtahlfriſcher, leuchtend klarer Morgen, als wir mit unſerm Führer die Bergfahrt antraten. Man ſteigt zunächſt nach einer kurzen ebenen Strecke etwa zwei Stunden lang einen recht ſteilen, mit Sträuchern und niedrigem Baumwerk beſtandenen Abhang hinauf, welcher in eine grasbewachſene, baumloſe Hochfläche noch ohne größere Fernſicht endet.

Dort liegt die Sennhütte Raubergſtul. Man kann ſich den Aufſtieg nicht unbedeutend erleichtern, wenn man in derſelben übernachtet und von hier aus mit friſchen Kräften die Wanderung beginnt. Indeſſen — ſehr verlockend iſt dies Nachtlager eben nicht, und es mag immerhin etwas zweifelhaft ſein, ob man durch den Schlummer in dieſem engen, räucherigen Loche leiblich ſehr weſentlich geſtärkt werden würde. Die ſchönen Sennerinnen beſaßen ungefähr die gleichen Reize wie durchſchnittlich ihre Tiroler und Schweizer Amtsſchweſtern: die geiſtigen Vorzüge überwiegen bei Weitem.

Von dieſer letzten Stätte ſommerlichen Menſchenlebens geht es eine kahle, ſehr ſteile Wand hinauf, und je höher man kommt, deſto ſchwieriger wird das Klettern: jeder zuſammenhängende Grund hört auf, und der Weg führt über weite Strecken voll unzählbarer größerer und kleinerer Steine, ſo daß ſich das Steigen ganz in Hüpfen und Springen auflöſt, was denn auf die Länge unbequem und ermüdend genug wird, obgleich die Steigung ſich allmählich verringert. Man erreicht die Höhe des breiten Plateaus der Galdhöen, aus welchem der Pig ſich als eine einzelne ſcharfe Spitze erhebt. Jetzt tauchen auch andere ſchneebedeckte Gipfel vor den Augen auf, und immer weiter und prächtiger geſtaltete ſich uns das Panorama in der glänzenden Vormittagsſonne.

Nach mehreren Stunden ſolchen angeſtrengten Wanderns gelangten wir an den unteren Rand des Styggebrä, des großen Gletſchers, der ſeinen breiten glänzenden Rücken quer über eine mäßig anſteigende Fläche bis hin zum ſpitzen und ſchroffen Gipfel, dem eigentlichen Galdhöpig ſtreckt. Nach kurzer Ruhe wurden wir an die Leine gelegt und begannen die Gletſcherwanderung. Es erfand ſich, daß wir etwas zu ſpät aufgebrochen waren; der tiefe Schnee war von der Sonne ſchon ſtark aufgeweicht, wir ſanken bei jedem Schritte tief, oft bis über die Kniee ein, und ſo glich unſere Fortbewegung dem ſchwankenden Gange eines Kameeles in der Wüſte, nur daß ſie uns bedeutend mehr anſtrengte, ſo daß wir gründlich erſchöpft nach etwa zwei Stunden am oberen Rande des Styggebrä den Fuß der letzten felſigen Spitze erreichten.

Sie ſtellt ſich dar als eine hohe ſteinerne Pyramide, oben von einem kleinen Gletſcher gekrönt, der ſich wie eine dicke Eiskapuze über das Haupt

Digitized by Google

des alten Bergrieſen legt. Von unten empfängt man den tröſtlichen Eindruck, als müßte man in zehn Minuten die Höhe erklimmen können: leider hat man in Wahrheit noch ſo ziemlich eine Stunde mühſelig zu klettern, erſt über mächtige Steine, dann den Gletſcher hinauf, der eine ungemein ſtarke Steigung beſitzt. Als letzte Brücke zum Ziele iſt ein ganz ſcharfer Grat zu überſchreiten, eine Stelle, an der man allerdings nicht zum Schwindel neigen darf. Zur Rechten fällt er nicht viel weniger als ſenkrecht ab, zur Linken ein wenig ſanfter, doch immer noch ſteil genug, um jedes Ausgleiten aufs Entſchiedenſte zu widerrathen, falls man nicht an großem Lebensüberdruſſe leidet.

Der Gipfel ſelbſt iſt eine eisfreie, kleine, nur wenigen Perſonen Raum gebende Platform, auf welcher aus loſen Steinen eine Pyramide aufgeführt iſt, die ſtatt der Königsgrabkammer ein hohles Fach für die Viſitenkarten der Beſucher enthält. Wir fanden weitaus überwiegend norwegiſche Namen, wenige engliſche und gar keine deutſchen.

Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir nach achtſtündigem Steigen oben an, und wir genoſſen nunmehr eine gute Frucht unſeres ſpäten Aufbrechens und der daraus folgenden Schneequälerei, denn nur in der wärmſten Stunde des Tages kann man an dieſem recht „zugigen" Ruheſitz zu einer leidlichen Behaglichkeit kommen. Wie billig, erlabten wir uns zu allererſt an Speiſe und Trank und etlicher Ruhe auf unſern Lorbeeren, ehe wir zur nachdrücklichen Betrachtung der Ausſicht ſchritten.

Da lag nun vor uns nach Norden und zu beiden Seiten ein unermeßliches ſtarres Meer von Schnee, in mächtigen aufgerührten Rieſenwellen bis zum Horizont verlaufend, eine geſtaltloſe weiße Hochfläche, nur hier und da in der Ferne überragt von höher aufſtrebenden ſtolzen Gipfeln, wie die ruhige, ſchöne Kuppe des fernen Snöhätta, aber die Thäler dazwiſchen mit ihrem friedlichen Menſchenleben dem Auge verſchwindend faſt ohne Spur, kaum an leiſen Einſchnitten der Ebene erkennbar; wildſtarrende, hohle Oede überall. Man muß aus ſolcher Höhe hinabſchauen, um ſich die eigenthümliche Bodengeſtaltung Norwegens recht lebendig zu veranſchaulichen. Es iſt oft genug hervorgehoben, daß hier nicht wie bei anderen Gebirgsländern der Thalboden die breite Grundlage bildet, auf der ſich die einzelnen Berge erheben, ſondern die große Maſſe des Landes iſt die Höhe der Berge, eine ungeheuere Hochplatte, aus der ſich abgeſonderte Kuppen nicht allzuhoch mehr herausheben, und in welche die Thäler nur als ſchmale Rinnen eingeſchnitten ſind.

Nur daraus erklärt ſich die erſchreckende Unfruchtbarkeit, Armuth und Menſchenleerheit Norwegens: denn die wenigen breiten gedehnten Tiefebenen in der Nähe des Meeres, wie die von Chriſtiania und Drontheim ſind reich und fruchtbar und reifen Korn und Obſt in Fülle. Aber drei Viertel von

Digitized by Google

Norwegen ſind hoffnungsloſe Gebirgseinöden, nur von Rennthierjägern betreten, das letzte Viertel blos iſt von Wäldern beſtanden — das Verhältniß des urbaren Landes dazu iſt ganz verſchwindend klein, nehmen doch die Gletſcher allein einen doppelt ſo großen Flächenraum ein als dieſes. Beinahe die Hälfte des Landes liegt überhaupt über der Vegetationsgrenze!

Dieſe grauſamen Verhältniſſe der ehernen Natur hat man nun hier ſo ganz unmittelbar vor Augen, wenn man die unabſehbare Schneewüſte zu ſeinen Füßen betrachtet. Ein Blick auf das Eismeer kann nicht weſentlich davon verſchieden ſein, nicht furchtbarer deſſen Oede und Verlaſſenheit. Unſäglich ſtumm und einſam iſt es in dieſer unendlichen Runde, nirgends eine Ruhe für das Auge auch nur auf einer fernen grünen Matte, nirgends eine Reizung für das Ohr auch nur von einem kreiſchenden Raubvogel, nichts als ewiger ernſter Tod und kalter Starrkrampf der Natur.

Nur nach einer Seite hin iſt wenigſtens ein Leben der Form. Da ſteigen ſie auf, die himmelhohen Jötunfjelde, in wild trotziger Majeſtät, ſchwarze, ſcharfgeriſſene Rieſenzacken, aus mächtigen Schneefeldern, die ſelbſt die hohe langewirkende Juliſonne nicht hat verzehren können, von ſo kecken, ſpringenden, phantaſtiſchen und ungeheuerlichen Formen, als hätte der alte Odin in wahnſinniger Verzweiflung über den Untergang ſeiner Götterherrlichkeit mit Thors Hammer unter die Berge geſchlagen und ſie zerhackt und in berſerkerhaftem Galgenhumor zerſtreut und wild launenhaft umhergeſchleudert. Einzeln nur und in weiten Abſtänden ſteigen die dunkeln Nadeln, Zacken und Kämme aus langen, hingeſchwungenen weißen Abgründen hervor gleich den ſchwarzen Punkten auf dem weggeworfenen Hermelinmantel des todten Götterkönigs.

Man erhält hier eine ganz andere Anſchauung von norwegiſcher Gebirgsformation als an den Fjorden, wo man nur die Ränder der großen Hochebenen als jäh abſtürzende Mauern, aber von runden, maſſigen, gleichförmigen Linien erblickt. Die Formenſchönheit der herrlichen Schweizerketten oder gar ſüdlicher Bergzüge darf man freilich nicht ſuchen: es iſt eben die abſolute Formloſigkeit, die dieſem Anblicke ſeine ſchauerliche Herrlichkeit verleiht. Es iſt die Erhabenheit der Wüſte und des Eismeeres.

Es war gewiß weder ein Zufall noch ein Wunder, daß nach dem erſten ſchweigenden Staunen, als wir uns in gemüthlich betrachtender Ruhe niedergeſtreckt hatten, unſer Geſpräch ſich mit kühnem salto mortale nach Süden ſchwang und wir uns auf dem höchſten nordiſchen Berggipfel von nichts Beſſerem zu unterhalten wußten als von — der Inſel Capri und ſeiner ſonnigen Idylle. Es iſt ja die Sehnſucht, die den Gedanken den kräftigſten Flug giebt, und nirgends mag leichter als hier die Sehnſucht erwachen gerade nach jenem wunderſamen Felseiland, wo die übermüthigſte Phantaſtik der

Digitized by Google

Natur doch so ganz unter dem Zauberbanne der Schönheit steht und sich auflöst in reine Harmonie der Formen und Farben.

Doch auf daß wir uns nicht allzu tief in die schmeichelnden Reize des Südens versenkten, ließ uns plötzlich der genius loci einen gewaltigen Ordnungsruf zu Theil werden, eine polternde Mahnung, bei der Sache zu bleiben.

Durch die schweigende Oede, die unergründlich stumme Einsamkeit der tonlosen Schneewüsten krachte, rollte, donnerte ein gespenstisches, fürchterliches Dröhnen, wie ein Bombenschlag, von den zürnenden Geistern der Berge abgefeuert, es prasselte und knallte wie der rasche Donner, wenn ein Blitz in der Nähe einschlug; dann hallte es langsam, feierlich aus, dann krachte es von Neuem auf, von einer ganz andern Seite, fast ebenso gewaltig, dann rollte es ruhiger, dann wieder mächtiger, lauter an einer andern Stelle, endlich tönte es sich stufenweise verhauchend ab, lange noch leise wie in unendlichen Fernen grollend und murmelnd.

Es war nur ein Steinsturz. Irgend ein beleidigter Gletscher mochte uns zeigen wollen, daß auch hier kein Tod noch Schlummer in der Natur herrscht, sondern ein ewig drängendes Leben, Verändern und Gestalten waltet, wenn auch in zäherem und langsamerem Wirken als wir es in der Eintagswelt unserer niederen Regionen gewohnt sind. Hans Hoffmann.

Briefe von der Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf.

II.

Am Ende meines vorigen Briefes war ich bei der Collectivausstellung von Nassau und Siegerland stehen geblieben. Neben den verschiedenen Erzen haben diese Bezirke einen der wichtigsten Zweige der dortigen Eisenproduction, die Schwarzblechindustrie, durch vorzügliche Fein- und Schwarzbleche, durch eine Anzahl Biege- und Falzproben, die für die Zähigkeit des Materiales ein glänzendes Zeugniß ablegen, sowie verschiedene Gefäße aus gestanztem Schwarzbleche und aus demselben Materiale gebogene Oefen und Ofenröhren zur Anschauung gebracht. Hieran schließen sich Sammlungen von Drahtfabrikaten, Draht- und Blechluppen, Gußstahl, Spiegel- und Bessemerstahl nebst Biege- und Bruchproben. Mehrere Fabriken ragen durch ihre trefflichen Hartgußwalzen, mehrere Gießereien durch ihre Gußöfen, Herde, Kohlenbecken, Aschekasten u. s. w. rühmlichst hervor. Die Vorzüglichkeit des Gusses, die Schneidigkeit der Profile und die feine Durchführung ist sehr zu loben,

Digitized by Google

allein der Geschmack in Beziehung auf Aufbau und Ornamentirung ist wenig befriedigend. Gegenüber den schönen Eisengußgegenständen der Lauchhammer- und Ilsenburger-Hütte stehen diese Fabrikate in künstlerischer Beziehung weit zurück, so daß die Frage berechtigt ist, ob denn diese Gießereien des Siegerlandes von der kunstgewerblichen Bewegung der letzten Jahrzehnte völlig unberührt geblieben sind. Eine große Anzahl von Hilfsmitteln, Maschinen und Apparaten des Eisenbergbau- und Hüttenwesens gewähren einen Einblick in den gesammten Betrieb. Für den billigen Transport von Erzen, selbst auf dem schwierigsten Terrain, dienen verschiedene Drahtseilbahnen, deren Modelle mehrere Ingenieure aufgestellt haben. Eine große Collection von Spaten, Schaufeln, Pflugschaaren, Drainir- und Wiesenbaugeräthschaften bilden den Schlußpunkt der Ausstellung für das Siegerland und benachbarte Bezirke.

Fast in derselben Weise stellt sich der Bergbau und Hüttenbetrieb im Bergreviere Wetzlar dar. Die fürstlich Solms-Braunfels'sche Hüttendirection und die Besitzer der bekannten Main-Weser Hütte zu Lollar, Gebrüder Buderus, haben sich für jenes Gebiet zu einer Collectivausstellung vereinigt. Neben den verschiedenen Eisen- und Manganerzen finden wir hier noch Phosphorit, Dachschiefer und Farbenerden. Die Hochofenproducte von Buderus bestätigen das allgemeine Urtheil über die Vortrefflichkeit dieser Erzeugnisse. Schon 1862 hatte diese Hütte auf der Londoner Weltausstellung Proben ihres Schwarzbleches in so dünnen Platten ausgestellt, daß diese fast durchsichtig waren. Es leuchtet ein, daß solche Stücke nur aus einem Eisen herzustellen sind, welches nicht die geringste brüchige oder unganze Stelle enthält.

Gehen wir zu den rheinisch-westfälischen Werken über, so fällt der Unterschied zwischen ihnen und den Werken in der Nassauer, Wetzlarer und Siegener Gegend sofort auf. Die letzteren sind ihrem Umfange und ihrer Production nach kleiner und befassen sich vorzugsweise mit dem Bedarfe der Kleinindustrie, der Land- und Hauswirthschaft, indem sie dabei ihr Absatzgebiet vorwiegend auf Deutschland beschränken. Nur ein Theil der gewonnenen Eisenerze wird in den genannten Bezirken selbst verhüttet, das größere Quantum wird nach den Hütten der Ruhr und der Lenne und nach Hochthal übergeführt. Die rheinisch-westfälischen Werke dagegen sind Etablissements von bedeutendem Umfange, welche in jüngerer Zeit errichtet und von vorn herein mit allen modernen Betriebsmitteln ausgestattet wurden. Ueberdies sind sie meistens im Besitze von Actiengesellschaften, so daß ihre finanziellen Mittel ihnen gestatten, die gewaltigsten Stücke für den Eisenbahn- und Schiffsbedarf, für den Brücken- und Maschinenbau, für den Hochbau und das Kriegswesen zu liefern. Ihr Absatzgebiet erstreckt sich, wie Krupp treffend bemerkt hat, über die ganze civilisirte Erde. Kolossalleistungen und technische Kraftproben —

Digitized by Google

das ist die Signatur dieser Werke. Mit Tausenden von Arbeitern, mit Hunderten von Maschinen und Tausenden von Pferdekräften wird hier gerechnet. Krupp beschäftigt 15 782 Arbeiter, die Dortmunder Union 6000, die Actiengesellschaft Phönix 5000, die Gutehoffnungshütte 6250, die Actiengesellschaft für Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg und in Westfalen 4420.

Um die Güte ihres Materiales zu zeigen, haben fast sämmtliche Etablissements das Eisen und den Stahl in kaltem Zustande gebogen, gedreht, gebrochen und zerrissen. Je näher der Bruch einem zerbrochenen oder zerdrehten Weidenzweige kommt, desto besser. Solche kalten Brüche und Biegungen haben wir besser auf keiner Weltausstellung gesehen. Achsen von 15—20 cm Durchmesser sind wie ein Ende Wachsstock zu einer Schleife zusammengelegt, ohne die mindeste Veränderung der Textur erlitten zu haben, ohne den geringsten Riß an der äußeren, ohne die geringste Runzel an der inneren Seite der Biegung zu zeigen; Eisenbahnschienen und -Schwellen sind unter dem Dampfhammer kalt zusammengeschlagen und umgebogen oder gewunden worden, als wären es Taue; eiserne Röhren von bedeutendem Durchmesser sind wie Sprungfedern spiralförmig gezogen; andere Stücke, sogenannte Packete, aus denen Achsen gemacht werden, gleichsam Reisigbündel von Eisenstangen, die gegen die Mitte des Bündels keilförmig zulaufen und zu einer homogenen Masse zusammengeschmiedet werden, sind an dem einen Ende zusammengeschweißt, während an dem andern Ende des Bündels jede Stange zerbrochen oder zerrissen ist, um die faserige Textur zu zeigen. Man staunt über die Vorzüglichkeit des Rohmateriales und die enorme Kraft, welche zu dieser Behandlung des Eisens und Stahles nothwendig ist. Dieselben Gedanken drängen sich bei mehreren 4 m langen und 1,95 m im Perimeter weiten Feuerrohrblechen auf, die in Folge von Wassermangel circa 20—40 cm tiefe bauchförmige Mulden erhielten, ohne auch nur den kleinsten Riß oder Sprung aufzuweisen.

Ich vermag im Folgenden nur die hervorragendsten Leistungen einiger Werke anzugeben, aber sie werden einen Begriff von der Großartigkeit der Eisenindustrie geben. Drei Firmen, die den Namen Piedboeuf tragen und in Aachen und Düsseldorf ihre Fabriken haben, bilden mit ihrer Collectivausstellung den würdigen Anfang der Schaustellung. Zwei dorische Säulen, deren circa 5 m hoher Schaft aus doppelt geschweißten, gezogenen Siederöhren vom größten bis zum kleinsten Durchmesser besteht, bilden mit dem überdeckenden Architrav ein Säulenportal von 11 m Höhe. Für Dampfkessel und Locomotiven bestimmte Bleche, von denen eins sogar 6,5 m lang, 2,54 m breit und 15 mm dick ist, Glaskasten mit Qualitätsproben und Photographien von ausgeführten Arbeiten, unter denen besonders ein für die Stadt Cöln gelieferter Teleskopgasometer von 50 000 cbm Inhalt auffällt, sind um die

Digitized by Google

Säulen gruppirt. Interessant ist ein Packet von 26 Gasometerblechen, deren jedes 150 Nietlöcher enthält, die, indem die Bleche auf einander gelegt wurden, alle zusammen mit einem Gesammtdrucke von 360 000 kg an der Maschine gelocht sind; ferner mehrere konische Spiralen, von denen jede aus einer Röhre von 25 m Länge gleichmäßig und schön gewunden ist. An den Piedboeuf'schen Aufbau reiht sich der der Gutehoffnungshütte zu Oberhausen an. Die Werke dieses Actienvereines, auf welchen 160 Dampfmaschinen, 32 Dampfhämmer, 9 Locomotiven, 240 Dampfkessel mit zusammen 12 000 Pferdekräften in Betrieb sind, umfassen in ihrer Fabrikation fast die sämmtlichen Branchen der Eisenindustrie. Auch dem Bedarfe für Schiffbau und Schifffahrt hat man in jüngster Zeit größere Aufmerksamkeit geschenkt, und die ausgelegten Stücke dieser Art: Doppelkurbelachsen für Seedampfer, Schiffsanker von 4870 kg bis 300 kg Gewicht, verschiedene Anker- und Krahnenketten, ein Ankerspill für eine 42 mm-Kette mit Bettung, Decksklise und Kettenkneifer, sind so trefflich gearbeitet, daß unsere Hoffnung, der auf diesem Gebiete allmächtigen englischen Concurrenz energisch entgegentreten zu können, ungemein gewachsen ist. Auch Krupp, Haniel und Lueg leisten im Schiffbaue Hervorragendes. Mit einem gewissen Stolze kann man die Thatsache constatiren, daß die kaiserliche Admiralität bei der von verschiedenen englischen und drei deutschen Werken beschickten Concurrenz um die Ausführung des Vorderstevens für das Unglücksschiff „König Wilhelm" der Firma Krupp, allerdings nicht ohne schwere Bedenken und nach der sorgfältigsten Prüfung, den Vorzug gab. Das Modell des colossalen, 20 000 kg schweren Stückes ist in dem Krupp'schen Pavillon ausgestellt. Hier finden wir überhaupt Leistungen von der höchsten Vollendung. Eine aus Tiegelstahl hergestellte Schiffskurbelwelle von 11 551 kg Gewicht, 7,315 m Länge und 0,406 m Durchmesser, welche die Firma 1872 für die Hamburg-Amerikanische Packetfahrtactiengesellschaft lieferte, hat vom Juli 1872 bis zum Juli 1877 in dem Postdampfer „Frisia" auf der Fahrt von Hamburg nach Newyork und zurück 66½ Millionen Umdrehungen bei einer Gesammtfahrt von 262 000 Seemeilen gemacht. Diese Achse hat die Hamburger Gesellschaft für die Dauer der Ausstellung hergeliehen; das Stück sieht jetzt noch so blank und so wenig abgenutzt aus, als wenn es eben aus der Fabrik herausgekommen wäre. Drei andere Krupp'sche Doppelkurbelachsen sind auf den Dampfern „Cimbria", „Suevia" und „Vandalia" seit sieben, fünf und neun Jahren in Dienst; sie haben während dieser Zeit 49, bezw. 77 und 111 Millionen Umdrehungen gemacht und bei einer Gesammtfahrt von 198 051, bezw. 269 101 und 345 000 Seemeilen gedient. Zwei andere Schiffskurbelwellen, die eine für einen transatlantischen Dampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen, die andere für einen italienischen Schraubendampfer bestimmt, sind 14 000, bezw. 2920 kg schwer und wegen

Digitized by Google

der leichteren Auswechselung je aus zwei durch Schraubenbolzen gekuppelten Theilen zusammengesetzt.

Das hervorragendste Stück unter sämmtlichen Schiffsbaumaterialien finden wir aber in der reichhaltigen Collection von Haniel und Lueg. Es ist eine für den Dampfer „Neckar" des Norddeutschen Lloyd bestimmte Schiffsschraube mit einem Durchmesser von 5,5 m und einem Gewichte von 14 000 kg. Daneben ruht das Riesenmodell eines für die Glattdeckscorvette F der kaiserlichen Admiralität bestimmten Vorderstevens und eine Anzahl Anker, von denen einige über 2000 kg schwer sind.

Daß Krupp wiederum Batterien von Kanonen aufgefahren hat, ist selbstverständlich. Neben seinem Pavillon ruht ein Riesengeschütz, eine 40 cm Kanone in Küstenlaffete, den Schlund drohend gegen das Ausstellungsgebäude gerichtet. Dieses aus Tiegelstahl geschmiedete Ungethüm hat bei einer Rohrlänge von 10 m incl. Laffete ein Gewicht von 117 000 kg. Die normalen Geschosse haben 2,8 Kal. Länge; die Panzergranate aus Stahl wiegt geladen 777 kg, die gewöhnliche 640 kg, die Sprengladung besteht aus 10 und 33,3 kg. Jede Geschützladung besteht aus vier einzelnen Kartuschen prismatischen Pulvers.

Das Geschütz hat bei den Versuchen in Essen und Meppen bis jetzt 41 Schuß gethan mit Ladungen bis zu 220 kg und Geschossen bis zu 800 kg Gewicht. Eine Ladung von 205 kg ertheilte den Panzergranaten von 777 kg eine Anfangsgeschwindigkeit von 502,4 m per Secunde. Die Treffsähigkeit war so groß, daß auf 2500 m Entfernung die Höhenstreuung nur 0,40 m betrug. Noch auf 5000 m Entfernung vermag die Kanone bei senkrechtem Auftreffen der Granaten die stärksten jetzt existirenden Panzer, nämlich zwei mal zwölf Zoll, zu durchschlagen.

Gegenüber dieser Riesenkanone nehmen sich die anderen von Krupp ausgestellten Geschütze wie Zwerge aus. Unter ihnen erregt die 2,5 cm Revolverkanone die größte Aufmerksamkeit der Fachmänner. Die Rohrlänge derselben beträgt 669 mm, das Geschoßgewicht 235 g, die Ladung 50 g, das Gewicht der fertigen Patrone 355 g und das Gesammtgewicht der Kanone 163 kg. Vier in entsprechender Stellung gegen einander befestigte Läufe, von denen jeder 12 Züge hat, liegen mit ihrer Endfläche vor der Stirnfläche des Verschlußblockes, der zugleich den Bewegungs- und Lademechanismus enthält. Durch horizontale Bewegung eines Handhebels nach vorn werden die Läufe in Rotation um die gemeinschaftliche Axe versetzt, beim Zurückziehen des Hebels wird gleichzeitig in den einen Lauf eine Patrone eingeschoben, der zweite abgefeuert und aus dem dritten die leere Patronenhülse ausgezogen. Es kann auf diese Weise ein permanentes Schnellfeuer von erstaunlicher Wirkung unterhalten werden.

In der Sammlung von 38 Geschossen, welche aus Tiegelstahl und durch

Digitized by Google

Schmiedearbeit hergestellt sind, fallen besonders eine mannshohe 40 cm Zündergranate von 900 kg und eine Stahlgranate von 159 kg Gewicht auf. Letztere wurde bei den Schießversuchen in Meppen im August 1879 mit 75 kg Ladung gegen ein Panzerziel auf 150 m Entfernung verfeuert. Das Geschoß hat das Ziel, welches aus einer vorderen Eisenplatte von 30,5 cm Stärke, 5 cm Holzzwischenlage und einer hinteren Eisenplatte von 20,5 cm Stärke bestand, glatt durchgeschlagen, ist noch 2200 m weiter geflogen und zeigt außer einer Stauchung von 16 mm in der Länge und 4,3 mm im Durchmesser keine Veränderung. Es legt diese Probe das beste Zeugniß für die Güte des verwandten Materiales ab.

Nicht minder bedeutend in der Herstellung von Artilleriebedarf zeigt sich die Gußstahl- und Waffenfabrik, vormals Berger u. Co., zu Witten an der Ruhr. Außer einer 24 cm-Kanone hat die Gesellschaft verschiedene Berggeschütze, die beim Transport auf Maulthieren verpackt werden, und eine Collection Gewehre, wie sie besonders in der rumänischen Armee benutzt werden, ausgestellt.

Wie in ihrer Beziehung zum Schiffsbau und Kriegswesen, eben so hat die Eisenindustrie im Eisenbahnbau, Bergbau, Hochbauwesen ꝛc. an Terrain gewonnen. Der wirthschaftliche Aufschwung nach dem Feldzuge von 1870/71 ergab schließlich, nachdem sich die Verhältnisse geändert hatten, Industrie und Gewerbe darniederlagen, eine Ueberproduction an Eisen, die um so mehr zunahm, je mehr der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes in seinen Hauptlinien vollendet ward. Für die Eisenindustrie lag die gebieterische Nothwendigkeit vor, das Gebiet, für welches sie bisher gearbeitet hatte, zu erweitern und somit neue Erwerbsquellen zu gewinnen. Auf immer neue Verwendungsarten hat sie gesonnen. An die Stelle der imprägnirten Eichenschwellen traten Lang- und Querschwellen aus Eisen, an die Stelle der melancholisch dahin wackelnden Omnibusse Secundär- und Pferdebahnen, die für den Provinzial- und Localverkehr berechnet sind, statt der Basalt- und Granitwürfel wird Eisen als Pflastermaterial verwendet, die hölzerne Schachtzimmerung wird durch eisernes Material ersetzt, den eisernen Hochbauconstructionen wird immer größere Aufmerksamkeit geschenkt, so daß einst unsere Nachkommen vielleicht in Häusern von Eisen und Glas wohnen werden. Mögen auch noch andere Factoren bei dieser Wandelung mitgewirkt haben, so das steigende Verkehrsbedürfniß und der Wunsch nach einem billigen haltbaren Baumaterial, so liegt doch auch in der steigenden Absatznoth der Eisenindustrie ein Grund für diese merkwürdige Erscheinung — eine der seltsamsten und großartigsten, die sich vor unseren Augen vollzieht. Wo dieser Entwickelungsproceß seine Grenzen finden, welche Einwirkung er auf unser öffentliches Leben üben wird — wer vermöchte diese Frage heute zu beantworten!

Digitized by Google

Den Eisenbahnbedarf finden wir wiederum bei Fr. Krupp in glänzender Weise vertreten. Locomotiv- und Eisenbahnwagenachsen, Kolbenstangen, Kolben, Pläuelstangen, Kurbelfinger u. s. w., sämmtlich aus Tiegelgußstahl in geschmiedetem Zustande, Radreifen aus Tiegel- oder Martinstahl, Schienen, Gußstahlfedern ꝛc. füllen den Pavillon in kaum übersehbarer Menge an. Wir begegnen hier gewaltigen Leistungen. Aschlagerkasten für Locomotiven, und ein Kurbelstück für Locomotivräder sind aus Schmiedeeisen unter einer Haswellpresse mit einem Drucke von 750 000 kg gepreßt worden. Ein ohne Schweißung hergestellter Radreifen aus Martinstahl von 234 kg Gewicht und ursprünglich von 1494 mm innerem Durchmesser ist abgedreht, geschmirgelt, alsdann zusammengepreßt und zur Schleife gedreht, ohne daß auch nur die geringste Veränderung der Textur wahrzunehmen wäre. Eine Schiene aus Bessemerstahl hat die erstaunliche Länge von 28 m und mußte, um im Pavillon Platz zu finden, vierfach gebogen werden. Die Erzielung der Länge ist bei Walzproducten allerdings kein besonderes Kunststück, sie verdeutlicht aber immerhin die großartigen Einrichtungen auf den Krupp'schen Werken. Uebertroffen wird diese Leistung noch durch verschiedene Träger und Schienen der Dortmunder Union. Zwei Querschwellen genannten Vereines, welche beim Gebrauche natürlich zerschnitten werden müssen, sind 46 m, verschiedene Träger 20 m, zwei Eisenbahnschienen je 38,6 m lang und je 1300 kg schwer.

Eine neue, nach dem Systeme Freudenberg construirte Geleiseanlage für Bahnen von untergeordneter Bedeutung bringt die Actiengesellschaft Phönix in Laar bei Ruhrort. Auf einer gewalzten Querschwelle sind Hacken mit viereckigen Schäften in der Weise vernietet, daß auf je zwei vor einander gelegten Schwellen die Hacken mit ihren Oeffnungen zur Aufnahme des Schienenfußes abwechselnd nach der innern und äußern Seite des Geleises gerichtet sind. Die Firma Siemens und Halske hat den schmalspurigen Schienenstrang ihrer elektrischen Eisenbahn, welche den Garten durchzieht, nach diesem Systeme verlegt. Für Bahnen, die schnell montirt, vorübergehend benutzt und in wenigen Augenblicken demontirt werden müssen, dürfte eine solche Anlage ungemein zweckentsprechend sein.

Auf den gesammten übrigen Bedarf für Eisenbahnwesen einzugehen verbietet der Raum; bemerken will ich nur, daß hier der Fachmann alles Neue und Interessante, das in der letzten Zeit auf diesem Gebiete zum Vorschein gekommen ist, in seltener Reichhaltigkeit beisammenfindet.

Eben so reichhaltig ist der Bedarf für Bergbau vertreten. Neben den schon erwähnten Streckenbögen, Schachtringen, Schienen, Rädern, Wagen, Förderseilen u. s. w. fesseln vorzugsweise die riesigen Pumpwerke und Wasserhaltungsmaschinen, die Schachtgerüste und Fördermaschinen. Haniel und Lueg zeigen ihre für die Mansfeld'sche Gewerkschaft Eisleben angefertigte Rittinger-

Digitized by Google

pumpe und die Isselburger Hütte in einem Annexbaue eine unterirdische Wasserhaltungsmaschine, die pro Minute 5 cbm Wasser 200 m hoch hebt und momentan dazu dient, den großen Springbrunnen in dem Ausstellungsgarten zu treiben. Die erste Firma hat überdies eine Pumpenstange von $16^1/_2$ m Länge und 20 cm Durchmesser ausgestellt, die ohne jede Schweißung aus einem einzigen Stücke hergestellt ist. Solche einzelnen Stangen werden entweder, wie bei Krupp, durch Kuppelungen, oder, wie in der Gutehoffnungshütte, durch Schloßverbindung zusammengefügt und bilden dann das sogenannte Gestänge. Friedrich Krupp hat ein derartiges Stangenwerk für den Schacht Prosper bei Berge-Borbeck in einer Länge von 303 m und mit einem Gewichte von 57 000 kg ausgeführt.

Wie die senkrechten Schächte in jüngster Zeit hergestellt werden, zeigt ein aus colossalen Schmiedestücken zusammengefügter Freifallbohrer von 21 000 kg Gewicht, welchen Haniel und Lueg für die Gesellschaft Königsborn ausgeführt haben. Um nämlich Schächte auch unterhalb wasserführender Schichten abteufen zu können, wendet man statt der Sprengung durch Pulver das Bohren an. Der eigentliche Bohrapparat besteht aus einem Freifallinstrumente, welches eine Maschine regelmäßig hebt und nach einer kleinen Drehung fallen läßt, so daß das unter ihm liegende Gestein zertrümmert wird. Das letztere wird dann mittelst eines sinnreich construirten Schöpfeimers emporgezogen. Die wasserführenden Schichten werden durch eingelassene gußeiserne Schachtringe oder durch Tübbings (eiserne Ringsegmente) abgedichtet. Der zu dem obengenannten Apparat erforderliche Ringtheil hat 4 m Durchmesser, 1,5 m Höhe und ein Gewicht von 10 000 kg.

Wenden wir uns den übrigen Branchen der Eisenindustrie zu, indem wir das Bemerkenswertheste kurz skizziren. Der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein und die rheinischen Stahlwerke in Ruhrort haben zum ersten Male in Deutschland Proben und Walzwerksproducte vorgeführt, welche nach dem Thomas-Gilchrist'schen Entphosphorungsverfahren hergestellt sind. Es sind überdies Proben der zu diesem Verfahren erforderlichen basischen Masse in rohem und gebranntem Zustande ausgelegt, die den hohen Festigkeitsgrad und die plastische Bildungsfähigkeit derselben beweisen. Man gewinnt somit einen Einblick in den Gang des gesammten Processes.

Tiegelgußstahl, Waffenstahl, Cement- und Raffinirstahl in den verschiedensten Arten ihrer Verwendung, Walzdraht, Weißblechfabrikate, Schwarz- und Polirbleche, Röhren für Gas-, Wasserleitungs- und Canalisationsanlagen füllen in unübersehbarer Menge die übrigen Räume an. Manches Interessante wird hier geboten. Schulz, Knaudt und Comp. haben die auf der letzten Pariser Weltausstellung zuerst bekannt gewordenen gewellten Feuerrohre für Dampfkessel (Patent Fox) ausgestellt. Diesen Kesselblechen wird

Digitized by Google

eine größere Heizfläche, größere Widerſtandsfähigkeit gegen äußern Druck und der allerdings zu bezweifelnde Vorzug nachgerühmt, daß ſich der Keſſelſtein ganz von ſelbſt ablöſt. Das Düſſeldorfer Röhren- und Eiſenwalzwerk bietet in ſeiner Collection ganz erſtaunliche Leiſtungen. Neben gezogenen und geſchweißten Röhrenfabrikaten, die in Spiralform auf kaltem Wege gebogen ſind, liegt hier ein Muffenrohr, das für den 3300 m langen Hauptröhrenſtrang der neuen Gasfabrik in Köln angefertigt wurde, von 1,2 m lichter Weite. Man kann überhaupt ſagen, daß jedes von den vertretenen Werken durch irgend eine intereſſante oder hervorragende Leiſtung unſere Bewunderung erregt. Und es ſind keine Paradeleiſtungen, die einzig für die Ausſtellung angefertigt wurden, ſondern nur ſolche, die jeden Tag angefertigt werden.

Der hier gegebene Ueberblick entbehrt natürlich der Vollſtändigkeit, immerhin möchten dieſe kurzen Angaben genügen, einen Begriff von der Großartigkeit der rheiniſch-weſtfäliſchen Eiſeninduſtrie zu geben. Um wie viel mehr würde dies der Fall ſein, wenn es mir vergönnt wäre, auf die Gruppen für Maſchinenweſen und Metallarbeiten einen betrachtenden Blick zu werfen: ich muß mich begnügen, die einfache Thatſache anzuführen, daß beide Gruppen durch zuſammen 550 Ausſteller vertreten ſind.

Nichts vermöchte die Bedeutung dieſer Ausſtellung beſſer zu charakteriſiren als die bewundernden Worte, welche ihr der Berichterſtatter der „France“ an der Spitze der Nummer vom 12. dieſes Monates widmet. Nachdem Herr Turgan über die Großartigkeit der Ausſtellung ſein Erſtaunen ausgedrückt, fährt er wörtlich fort: „Die Metallinduſtrie dominirt und übertrifft bei weitem unſere Klaſſe 43 von 1878. Die Mineralienſammlung iſt von äußerſter Reichhaltigkeit und ſo gut claſſificirt, ſo vollkommen aufgeſtellt, daß unſere ganze Bergſchule, Zöglinge und Profeſſoren an der Spitze, meiner Meinung nach bedeutend gewinnen würde, wenn ſie dieſe kurze Reiſe machte.“ Mit dieſer lobenden Anerkennung eines Franzoſen will ich ſchließen. Wie weit die Kunſt in Handwerk und Induſtrie vorgedrungen iſt und was die Kunſtausſtellung bietet, ſei im nächſten Briefe behandelt. G. Buß.

Zur Klopſtockliteratur.

Roberſtein beſaß eine Brieftaſche, auf der die Worte geſtickt waren: „Ich habe den Meſſias ganz geleſen“, denn noch vor wenigen Jahren war Klopſtock zwar genug bewundert aber ſeine Werke ſo ſelten mehr benützt, daß wohl nur ſehr wenige ſich die gleiche Deviſe hätten aneignen können. Das größere Publikum vollends mochte wohl in Platen's romantiſchem Oedipus

Digitized by Google

von der „erhabenen Odenbeflüglung" lesen, durch die Klopstock „die Welt fortriß", sein Urtheil aber stimmte mehr mit dem Grabbe's, welcher in seinem Lustspiele „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" den Teufel die Messiade als schlafwirkendes Mittel brauchen läßt. Die rege Theilnahme aber, welche nun das Studium unserer deutschen Literatur findet, hat sich auch auf Klopstock erstreckt. Innerhalb des letzten Jahres sind drei selbstständige Schriften über Klopstock veröffentlicht worden. Von Dr. R. Hamel erschien zu Rostock eine Untersuchung „zur Textgeschichte des Klopstock'schen Messias"; Jaro Pawel gab vor einigen Monaten zu Wien eine Ausgabe der sogenannten „Leipziger Oden" heraus und Erich Schmidt in Straßburg lieferte im 39. Hefte der „Quellen und Forschungen" „Beiträge zur Kenntniß der Klopstock'schen Jugendlyrik aus Drucken und Handschriften."

Diesen Werken schließt sich nun ein neues umfangreicheres an. Dr. Muncker, von dem im vorigen Jahre zu München eine Arbeit über Aventin erschienen, hat nun eine Darstellung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Klopstock und Lessing*) versucht. Bereits vor zwei Jahren hat Muncker in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen über „Klopstock's Verhältniß zum classischen Alterthume" veröffentlicht, in welchen besonders die Formengeschichte der Klopstock'schen Poesie trefflich behandelt wurde. Der Beginn vorliegender Arbeit dagegen ist noch älter, indem schon 1875 die philosophische Facultät der Münchner Universität das hier behandelte Thema als Preisaufgabe gestellt und Muncker dieselbe gelöst hatte. Seit jener Zeit suchte der Verfasser seine Arbeit durch weitergeführte Untersuchungen noch zu vervollkommnen. In wie hohem Grade ihm dies Bestreben gelungen ist, zeigt vorliegendes Buch in befriedigendster Weise. Freilich scheinen nicht alle Theile des Werkes sich einer gleich gründlichen Umarbeitung erfreut zu haben. Es ist der erste Abschnitt des Buches, der uns zu dieser Bemerkung Anlaß giebt. Während das Ganze streng wissenschaftlich, kaum für andere als Fachleute geschrieben und berechnet ist, setzt die Einleitung einen ganz andern Leserkreis voraus. Hier ist für solche, die in der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts unbewandert sind, eine klare, ziemlich erschöpfende (wenigstens für Klopstock erschöpfende) Darstellung der Verdienste gegeben, die sich Lessing und Klopstock um die deutsche Geistes- und Gemüthsbildung erworben haben. In einem populären Werke wäre die Darstellung, obwohl auch dann einfachere Worte bessere Dienste leisteten, in hohem Maße zu loben, für Leser, die Koberstein, Gervinus, Hillebrand, Hettner und andere kennen, dürfte in der Einleitung wenig neues zu erfahren sein. Ja an eini-

*) „Lessing's persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock". Von Franz Muncker. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten und Löning. 1880.

Digitized by Google

gen Stellen dieſes Abſchnittes ſcheint uns der Verfaſſer nicht einmal im Rechte zu ſein. So iſt es z. B. ein entſchieden falſcher Ausdruck, wenn er auf der erſten Seite von der „Weltliteratur" ſpricht, die ſich an die Stelle der einzelnen Nationalliteraturen ſetzen ſoll. Die „Weltliteratur", wie der alte Goethe ſie herbeiwünſchte, ſoll die einzelnen Nationalliteraturen in ſich vereinen, keineswegs ſich an die Stelle der einzelnen ſetzen. Schwer dürfte Muncker der Beweis fallen, daß „Klopſtock bis an ſeinen Tod der begeiſtert verehrte und kindlich geliebte Freund der Jugend geblieben" (Seite 8). Es gab allerdings Verehrer des Dichters, die nie zur männlichen Reife gelangten, ſo Karl Fr. Cramer und die Stolberge, aber die Jugend der neunziger Jahre ſtand Klopſtock fremd gegenüber; weder die Verehrer Kotzebue's noch die der Romantik konnten zugleich auch Klopſtock anhängen. Noch weniger paſſend iſt die Zuſammenſtellung von Ronſard's claſſiciſtiſchen Dichtungen mit den Jugendwerken Goethe's und Schiller's (Seite 12). Wenn ſich im Werther oder Goetz auch wirklich „dem deutſchen Sprachgenius widerſtreitende Wort- und Satzfügungen" finden ſollten, dieſe Fehler eines übertriebenen Freiheitſtrebens laſſen ſich doch nicht auf eine Stufe ſtellen mit dem verkehrten Unternehmen, die eigene lebende Sprache nach den todten des Alterthums zu modeln. Muncker's Behauptung, Leſſing ſei „von den ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums immer überzeugt geweſen" (Seite 38) wollen wir nur Leſſing's eigene Worte entgegenſtellen: „die chriſtliche Religion iſt ſo ungewiß und vieldeutig, daß es ſchwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menſchen, ſo lange als die Welt ſteht, den nämlichen Gedanken verbunden haben." („Die Religion Chriſti" §. 8. Maltzahn XI b 243.) Muncker's ſo allgemein gefaßter Satz braucht gar nicht beſtritten zu werden, denn ſo allgemein gefaßt ſagt er eben gar nichts. Bei beſtimmterer Definition aber Leſſing's chriſtliche Ueberzeugung nachzuweiſen, dürfte eine wenig dankbare Aufgabe ſein, denn auch bei den erzwungenſten Deutungen ſteht es „doch immer ſchief darum". Aber Klopſtock andererſeits, iſt er wirklich „nach faſt zwei Jahrhunderten wieder der erſte Deutſche, in welchem Menſch und Dichter eins waren" (Seite 47)? War dies nicht auch ſchon bei Flemming, A. Gryphius, Günther der Fall?

Es wäre ungerecht, bei dieſen Mängeln des erſten Theiles ſo lange zu verweilen, wenn es nicht dieſer erſte Theil wäre, bei dem allein wir kritiſche Bedenken zu äußern haben, während wir bei den eigentlich darſtellenden Kapiteln nur des Verfaſſers richtiges Urtheil und umfaſſende Detailkenntniß lobend anzuerkennen haben. Der (von der Einleitung abgeſehen) erſte Theil des Werkes iſt überſchrieben „Leſſing über Klopſtock, ſeine Anhänger und Gegner bis 1775." Gegenüber dem Streite der Leipziger und Schweizer ſucht Leſſing ein ſelbſtändiges Urtheil zu fällen, eine unabhängige Partei zu gründen. Er

Digitized by Google

iſt voll Anerkennung für Klopſtock, den erſten großen Dichter, welchen Deutſchland dem Auslande gegenüberzuſtellen vermag, zugleich aber bemerkt er den Schaden, welcher der deutſchen Literatur durch einſeitige Nachahmung der Meſſiade erwächſt. Durch ſtrenge Kritik ſucht er dieſen Nachtheil abzuwenden, während er andererſeits ſtets von neuem Gottſched und ſeiner Schule den literariſchen Todtenſchein ausſtellt. Schon bei Stellung der Preisaufgabe war der Hinweis auf Danzel's herbes Urtheil über Klopſtock gegeben worden und demgemäß unterſucht Muncker die Aeußerungen Leſſing's über Klopſtock, welche Danzel zum Beweiſe ſeiner Behauptung anführt. Beſonders die berüchtigte Kritik der Eingangsverſe des Meſſias im „Neueſten aus dem Reiche des Witzes" vom September 1751 unterzieht Muncker der eingehendſten Prüfung und kommt hierbei zu dem kaum anfechtbaren Reſultate, daß Leſſing durchaus nicht, wie Danzel meint, hiermit ein Verwerfungsurtheil über das ganze Klopſtock'ſche Epos habe ausſprechen wollen.

Auch im zweiten Abſchnitte „Leſſing und die Berliner Freunde über Klopſtock und Wieland von 1755 bis 1767" können wir nur den Inhalt berichten, nicht berichtigen. Nachdem Leſſing im 19. Literaturbriefe Nicolai's tadelnde Kritik des Meſſias in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zurückgewieſen hat, beginnt er mit den 48. Briefe den Kampf gegen den „Nordiſchen Aufſeher", der von Klopſtock und Joh. A. Cramer herausgegebenen moraliſchen Wochenſchrift. Es iſt nicht Klopſtock der Dichter, ſondern Cramer der Theologe, gegen den Leſſing's Angriff ſich hauptſächlich richtet. Dieſe Briefe Leſſing's ſind geradezu ein Vorſpiel zu ſeinen ſpäteren theologiſchen Streitſchriften. Cramer's Behauptung, Rechtſchaffenheit ohne Religion ſei unmöglich, dieſer Satz iſt es vor allen, der Leſſing empört hat. In dieſen Hauptſtreit hineingemiſcht ſind dann äſthetiſche Urtheile über Klopſtock's geiſtliche Lieder und freie Silbenmaße, über einzelne Oden Klopſtock's und über ſeine Proſa. Unbedingt tadelnd äußert ſich Leſſing dabei nur über die geiſtlichen Lieder. An Leſſing's eigene Aeußerungen reiht Muncker mit vollem Rechte die Urtheile der übrigen Mitarbeiter an den Literaturbriefen, von Nicolai, Mendelſohn, Abbt und Grillo. Dieſe Zuſammenſtellung iſt um ſo lehrreicher, als ſich hier wieder wie bei den Recenſionen in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herausſtellt, daß gerade Leſſing mehr Anerkennung Klopſtock's äußert als alle übrigen Berliner Kritiker. Auch für Leſſing's literariſche Polemik enthaltenden Fabeln führt Muncker den Beweis, daß der Tadel dort nicht Klopſtock, ſondern ſeinen unverſtändigen Bewunderern galt. Dagegen hat Muncker Unrecht, wenn er meint, es ſei zweifelhaft, ob der Laokoon ſich indirect gegen Klopſtock's Poeſie erkläre; nur darin, daß Leſſing den Meſſias nicht namentlich erwähnt, zeigt er ſeine Bewunderung für das Werk, gegen das er nicht durch deutlich ausgeſprochenen Tadel Klopſtock's

Digitized by Google

Feinden neue Waffen in die Hand geben wollte. Der Laokoon enthält nicht nur eine Verurtheilung von Klopſtock's epiſcher Poeſie, ſondern auch Zurückweiſung der Anſichten, welche Klopſtock über die bildende Kunſt im Nordiſchen Aufſeher (I, 43; III, 150, 173, 186) vorgetragen hatte.

Muncker ſchreibt Danzel gegenüber eine Art „Rettung" Klopſtock's, da dürfen wir mit ihm nicht zu ſtreng darüber rechten, wenn er das Verhältniß zwiſchen Leſſing und Klopſtock dem letzteren möglichſt günſtig darzuſtellen ſucht. Stark hyperboliſch bleibt aber ſelbſt nach Muncker's eigener Darſtellung die Ueberſchrift des letzten Abſchnittes als „Leſſing's Freundſchaftsbund mit Klopſtock 1767—1781." Während dieſer Jahre ſind Dichter und Kritiker in Hamburg öfers perſönlich zuſammengetroffen, ſie verkehrten mit gegenſeitiger Hochachtung und Intereſſe für ihre verſchiedenen Beſtrebungen, aber nicht ohne Mißtrauen von Klopſtock's, nicht ohne Spott von Leſſing's Seite aus. Als Leſſing dann Bibliothekar geworden war, haben beide einige Briefe rein literariſchen Inhaltes mit einander gewechſelt. Von einem Freundſchaftsbunde, der zwiſchen dem Herausgeber der „Wolfenbüttler Fragmente" und dem Sänger des „Gottmenſchen" eine ſonderbare Erſcheinung wäre, kann doch keine Rede ſein. Wohl aber hat Leſſing den Plänen und Hoffnungen Klopſtock's, die auf Errichtung einer Akademie in Wien zielten, lebhafte Theilnahme entgegengebracht, wie es Muncker ſchildert; er hat den poetiſchen Gehalt der Hermannsſchlacht, wenn er ſie als Drama auch verwerfen mußte, vollkommen gewürdigt. Aus Karl Leſſing's Bemerkungen und dem Schweigen ſeines Bruders die Anſicht des letzteren über „die deutſche Gelehrtenrepublik" beſtimmen zu wollen, iſt ein zweifelhafter Verſuch, aber unzweifelhaft richtig ſind die Ergebniſſe der Unterſuchung, welch' Urtheil Klopſtock ſeinerſeits in der Gelehrtenrepublik über Leſſing fälle.

Der Anhang enthält außer handſchriftlichen Bemerkungen Mendelsſohn's zum verſificirten „Tode Adam's" von Gleim und Randgloſſen aus Nicolai's Exemplar der Klopſtock'ſchen Oden dreizehn bisher ungedruckte Briefe von Klopſtock ſelbſt. Wir beſitzen bisher nicht viele Briefe Klopſtock's, ſo daß Muncker's Mittheilungen auch hierin eine werthvolle Beigabe zur Kenntniß Klopſtock's gewähren. Unter den hier gedruckten Briefen ſind zwei deutſche und ein lateiniſcher an Haller aus dem Jahre 1748; drei Briefe des Dichters an ſeine Mutter von 1768 und 1770, ſowie fünf Briefe an Gerſtenberg. Beſondere Erwähnung verdient unter letzteren der vom 14. November 1771, welcher Aeußerungen Klopſtock's über ſein eigenes Schaffen enthält. „Einige von unſern Kopenhagner Freunden, oder vielmehr alle, die ſich darum hatten bekümmern wollen, wußten, daß ich die Mythologie unſerer Vorfahren erſt angenommen hatte, ſeit dem Sie es im Skalden gethan („Gedicht eines Skalden" 1766). Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich Ihnen einmal mit

Digitized by Google

Vergnügen ſagte, daß Sie bei dieſer Aufnahme mein Vorgänger wären. Andern, dachte ich, würde die Sache ſchon bekannt werden, oder ich dachte vielmehr bei der Herausgabe der Oden (Hamburg 1771 in der Druckerei von Bode und Leſſing) gar nicht an die Sache. Es geht mir bei Sachen, die ich als bekannt annehme, gewöhnlich ſo.“ In einem von Muncker mitgetheilten Briefe an die Gräfin Auguſte Stolberg vom 5. September 1777 ſchreibt Klopſtock die für Stolberg charakteriſtiſchen Worte, die aber zugleich auch von Klopſtock's ſelten erſcheinendem Humor Zeugniß geben: „Fritz dank ich für ſeinen Brief von der köſtlichen Badegegend. Sein Brief hat mich beſonders deswegen gefreut, weil er ſo ganz von dieſer Gegend voll war, daß er nur von ihr und von ſonſt nichts ſchrieb. Deswegen müſſen Sie aber nicht glauben, daß ich dieſe Gegend für wirklich exiſtirend halte. Schön iſt ſie, ſehr ſchön, und vermuthlich auch irgendwo auf dem Erdboden vorhanden; aber nur da nicht, wo er ſich gebadet hat. Ich werde Traugott darüber verhören, damit einmal für allemal und auf immer feſtgeſetzt werde, daß kein Stolberg eine wirklich vorhandene Gegend beſchreiben könne.“ Während der älteſte der bis jetzt bekannten Briefe Klopſtock's von 1748 iſt, hat nun Muncker einen Brief an den Kanzler Zeumer in Zeiz vom 7. October 1738 aufgefunden, in dem der junge Klopſtock noch von Quedlinburg aus ſich für ſeine Aufnahme in Schulpforta bedankt.

Doch nicht die zufällige Auffindung ungedruckten Materiales giebt dem Buche ſeinen Werth. Die philologiſche Sorgfalt, mit welcher Muncker aus den mühſam von überallher geſammelten Aeußerungen in Zeitſchriften, literariſchen Pamphleten und längſt vergeſſenen bibliſchen Epopöen die Parteiverhältniſſe in der deutſchen Literatur jener Zeit zu einem abgeſchloſſenen verſtändlichen Bilde zuſammenzufaſſen weiß, die ausgedehnte Detailkenntniß, welche doch nie den Blick aufs Ganze verliert, haben wir an dieſem Buche lobend hervorzuheben. In trefflicher, den Stoff erſchöpfender Weiſe hat Muncker das Verhältniß des großen Kritikers zum großen lyriſchen Dichter, welche beide unſere claſſiſche Literaturepoche einleiten, zur Darſtellung gebracht. Wenn er hierbei zeigt, daß es von den beiden Klopſtock iſt, der ſeine Sympathie in höherem Maße beſitzt, ſo wollen wir dieſe Vorliebe als Bürgſchaft dafür begrüßen, daß der Verfaſſer ſeine weiteren hier bereits angekündigten Arbeiten über Klopſtock mit gleicher Gründlichkeit und Darſtellungskunſt bald durchführe, wie ihm das für das Verhältniß Leſſing's zu Klopſtock in hervorragender Weiſe gelungen iſt.

Max Koch.

Digitized by Google

Meuſebach und die Brüder Grimm.*)

Die Brüder Grimm ſind in ihrem langen Leben durchaus im Mittelpunkte der ganzen Thätigkeit auf dem Gebiete der germaniſchen Philologie geſtanden. Kein Wunder, daß an ſie und ihre Arbeiten, welche ja für ſich ſchon eine Bibliothek ausmachen, ſich die verſchiedenartigſten Beziehungen nach allen Richtungen angeknüpft haben. Wer ihren Briefwechſel beiſammen hätte, würde damit ein reiches und volles Bild der geſammten Bewegung haben, welche, faſt einzig in ihrer Art nach Ausdehnung und Intenſität, ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts in der Erforſchung der vaterländiſchen Sprache, Literatur und Alterthümer vor ſich gegangen iſt. Der unſchätzbare Werth dieſer Originaldocumente zur Geſchichte der germaniſchen Philologie iſt denn auch von vielen Freunden dieſer Wiſſenſchaft ſchon gewürdigt und praktiſch erwieſen worden, indem ſeit mehr als zehn Jahren eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Briefen und Briefwechſeln der beiden Brüder herausgegeben wurde, von denen der Briefwechſel beider mit Lachmann als die bedeutendſte wiſſenſchaftliche Publication, die „Freundesbriefe" an die Familie von Haxthauſen als diejenige erwähnt ſein mögen, welche die Brüder uns menſchlich am nächſten bringt. An dieſe verſchiedenen Publicationen reiht ſich jetzt eine weitere an, nach ihrem Umfange die bedeutendſte von allen, nach ihrem Inhalte nicht durchaus intereſſant und befriedigend, aber faſt erdrückend voll von philologiſchem und literargeſchichtlichem Stoffe. Der Freiherr von Meuſebach war ja bei allen Forſchern deutſchen Alterthums weit und breit bekannt und geſucht durch ſeine unermeßlich reiche Sammlung, welche jetzt eine der vornehmſten Zierden der Berliner Bibliothek bildet. Seine humoriſtiſche, originelle Perſönlichkeit bildete einen weiteren Anziehungspunkt, ſo daß wohl alle bedeutenden Forſcher Deutſchlands mit ihm in lebhaftem, perſönlichem, brieflichem und literariſchem Verkehre ſtanden. Wenn er ſelbſt von ſeinen reichen Sammlungen und Forſchungen ſo gut wie nichts veröffentlicht hat, weil er vor allen möglichen Beſchäftigungen nicht dazu kam und weil er durchaus nichts Halbfertiges, einer ſpäteren Ergänzung vielleicht noch Fähiges geben wollte: ſo hat er um ſo mehr anderen geholfen, ihre Arbeiten aus ſeinen Materialien zu vervollſtändigen; ſofern nicht eine perſönliche Verſtimmung, in die der hypochondriſche Mann leicht zu verſetzen

*) Briefwechſel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meuſebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebſt einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhange von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1880.

Digitized by Google

war, oder eine von ihm wahrgenommene leichtſinnige und ungründliche Arbeitsweiſe des Andern ihn den Verkehr wieder abbrechen ließ, zu deſſen Eingehung er immer leicht zu bringen war.

Dr. Camillus Wendeler, ein eifriger Erforſcher Fiſchart's, dem wir hoffentlich bald auch eine definitive und vollſtändige Ausgabe des großen Humoriſten zu danken haben werden, hat das reiche Material der Meuſebach'ſchen Sammlung — denn Meuſebach hat ganz beſonders für Fiſchart geſammelt und auch längere Zeit eine Ausgabe deſſelben geplant — durchforſcht und im vorigen Jahre in Niemeyer's Verlag zu Halle ſeine „Fiſchartſtudien des Freiherrn K. H. Gr. von Meuſebach. Mit einer Skizze ſeiner literariſchen Beſtrebungen" erſcheinen laſſen. Inzwiſchen hat die Berliner Bibliothek weiterhin einen großen Theil der gelehrten Correſpondenz des Freiherrn erworben; und aus dieſem konnte Wendeler ſeine Skizze weſentlich vervollſtändigen. So hat er ſeiner erſten Publication die vorliegende zweite auf dem Fuße nachfolgen laſſen. Eine ſehr ausführliche Einleitung giebt hier die vielſeitigſten Ergänzungen zu jener kürzeren Arbeit über Meuſebach's literariſche Beziehungen; unter ſteter Begleitung durch die nöthigen Citate des reichen Briefſchatzes wird Meuſebach's Verhältniß zu Laßberg, Zeune, Ebert, Hoffmann von Fallersleben, Halling, Wilhelm Wackernagel, K. E. Förſtemann, Haupt und Lachmann geſchildert, um von anderen, die dagegen in den Hintergrund treten, ganz zu ſchweigen. Weitaus die Hauptſache aber iſt der ſehr reichhaltige Briefwechſel mit den Brüdern Grimm, welcher vom Jahr 1820 bis zum Jahr 1846 reicht; im folgenden Jahre ſtarb Meuſebach an einer Gehirnerweichung, welche das traurige endliche Reſultat ſeiner nervöſen Reizbarkeit und ſeiner unzweckmäßigen Lebensweiſe war, die ihn faſt immer bis ſpät nach Mitternacht, oft bis in den Tag hinein fortarbeiten ließ.

Originell genug ſind die Briefe des Freiherrn, ein ſeltſames Gemiſch von liebenswürdigſter Menſchenfreundlichkeit, brummigem Poltern und nervöſer Aufgeregtheit, voll der vielſeitigſten, ohne Commentar wohl kaum verſtändlichen, Anſpielungen und guter wie ſchlechter, jedenfalls aber unendlich oft wiederholten Witze, oft ganze Briefe nach einer Lieblingsgewohnheit Meuſebach's im weſentlichen aus aufgeklebten Zeitungsausſchnitten beſtehend. Der Herausgeber hat ſehr wohl daran gethan, manche Briefe, zumal der letztgenannten Kategorie, etwas zu kürzen. Aber auch ſo noch hat die Lectüre des Buches etwas Ermüdendes, Aufregendes und Beunruhigendes. Wilhelm Grimm zeigt in ſeinen Briefen dieſelbe Phyſiognomie, wie ſchon in ſeinen früheren herausgegebenen Briefen: eine bewegliche, reiche Natur, der Romantik zuneigend und mit ihren Tugenden wie Fehlern behaftet. Der anmuthendſte der drei Schriftſteller iſt Jacob; ſeine milde und doch feſte

Digitized by Google

Männlichkeit, ſein klarer Blick, ſein eiſerner Wille und Fleiß und vor allem ſeine kraftvolle Sprachbehandlung treten auf jeder Seite angenehm und wohlthuend hervor. Aeußerſt mannichfaltig iſt der Inhalt der Briefe. Den breiteſten Raum nehmen gelehrte literarhiſtoriſche, grammatiſche, bibliographiſche Fragen ein. Meuſebach hat mit der verſchwenderiſchen Freigebigkeit, die ihm wahren Freunden gegenüber ebenſo eigen war wie zweifelhaften gegenüber mißtrauiſches Zurückhalten, den Brüdern, namentlich Jacob, die reichhaltigſten Mittheilungen aus ſeiner umfaſſenden Sammlung gemacht und keine Mühe geſcheut, Fragen ausführlich zu beantworten, die nur mit Aufwand vieler Zeit beantwortet werden konnten. Dafür erweiſen ihm die Brüder auch mancherlei Freundſchaft, laſſen ihre Werke, um ſeinen bibliomaniſchen Liebhabereien zu genügen, für ihn auf beſonderes Papier drucken und dergleichen mehr. Kaum weniger genau werden wir über die perſönlichen Beziehungen der drei Briefſchreier unterrichtet. Es iſt kaum einer der damaligen Germaniſten, deſſen nicht in dieſen Briefen wiederholte Erwähnung gethan würde. Im Vordergrunde ſtehen Lachmann, Hoffmann von Fallersleben und Haupt. Auch ein Theil der romantiſchen Dichter ſteht in perſönlichen Beziehungen zu den drei; vor allen natürlich Achim von Arnim und Bettina. Der letzteren „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde" hat Meuſebach ausführlich recenſirt, und es findet ſich in den Briefen wie in den Anmerkungen des Herausgebers verſchiedenes Intereſſante darüber. Die Hauptfrage, die der Treue jenes Briefwechſels, iſt allerdings durch Loeper in jüngſter Zeit in ein weit helleres Licht gerückt worden. Goethe wird dann und wann erwähnt; bezeichnend aber iſt, daß von Schiller nur in einer hämiſchen Anekdote A. W. Schlegel's die Rede iſt, welche W. Grimm behaglich weiter erzählt: „Goethe," heißt es hier, „behandelte den kränklichen, oft launiſchen Dichter wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, ſchonte ihn und ſorgte für die Aufführung ſeiner Trauerſpiele. Doch manchmal brach Goethe's kräftige Natur durch und einmal, als eben die Maria Stuart bei Schiller beſprochen war, rief Goethe beim Nachhauſegehen: „mich ſoll nur wundern, was das Publikum ſagen wird, wenn die beiden H . . . . zuſammenkommen und ſich ihre Avantüren vorwerfen!" Was hatte denn Goethe an Schiller zu ſchonen? Welcherlei Ungeſundheit oder Schwächlichkeit liegt denn in der Maria Stuart und ſpeciell in dem Streite der Königinnen, gegen die Goethe's kräftige Natur hätte reagiren ſollen? Seine Aeußerung klingt viel mehr wie eine freudige Erwartung, welch' vortreffliche Wirkung die Glanzſcene in ſeines Freundes Drama thun werde.

Wir müſſen aber darauf verzichten, auf alle intereſſanten Einzelheiten dieſes Briefwechſels einzugehen, welcher uns ſo recht mitten in die philologiſchen und literariſchen Bewegungen ſeiner Zeit hinein ſtellt. Nicht unerwähnt

Digitized by Google

bleiben dürfen die überaus reichhaltigen Anmerkungen des Herausgebers, welche von einem tief eindringenden Studium der einschlägigen Literatur zeugen und jede Dunkelheit des Briefwechsels, soweit möglich, erhellt haben. Eine werthvolle Beigabe endlich ist der Anhang „von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin". Derselbe zeigt die mancherlei Chancen und Zwischenfälle, welche sich zwischen die Vertreibung der Brüder aus Göttingen und ihre endliche Berufung nach Berlin eingeschoben haben, die verschiedenen Mißverständnisse, die darüber entstanden sind, zumal mit dem altbefreundeten Savigny, die leidenschaftliche Bemühung Bettina's und ihr vertrautes Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. Besonders deutlich werden diese Verwicklungen gemacht durch die beigegebenen Briefe Jacob's und Wilhelm's, Friedrich Wilhelm's IV., Bettina's, Al. von Humboldt's und Eichhorn's. In Summa, eine Publication, deren gesammter Inhalt nur ein kleines, besonders dafür interessirtes Publikum voraussetzt, von deren großer Reichhaltigkeit aber gelten mag: Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. sch.

Vom preußischen Landtage.

Noch immer sind wir nicht in der Lage, über die kirchenpolitische Vorlage das letzte Wort zu berichten. Da es aber, bis diese Zeilen gelesen werden, möglicher, wenn auch nicht wahrscheinlicher Weise schon gesprochen sein wird, versuchen wir von der schnell vorüberrauschenden Phase des Augenblickes nicht mehr festzuhalten als zum Verständnisse des ganzen Verlaufes der überaus unerquicklichen Angelegenheit unerläßlich ist. Die zweite Lesung der Vorlage im Plenum des Abgeordnetenhauses hat genau den vermutheten Ausgang gehabt. Artikel 4 ist in der That mit Hilfe des Centrums, und nicht durch Stimmenthaltung, sondern durch dessen Stimmabgabe für die im freiconservativen Sinne amendirte Bestimmung angenommen worden. Herr Windthorst begründete dies damit, daß man die Regierung überführen wolle, wie sie eine Mehrheit für den Entwurf haben könne, wenn sie nur wolle, das heißt den Bedingungen des Centrums sich mit der conservativen Fraction zu fügen bereit sei. Da dies aber ohnehin jeder voraus wußte, und der conservative Wortführer sogleich erklärte, seine Fraction werde diese Abstimmung in dritter Lesung nur unter Bedingung der Streichung des freiconservativen (die Erfüllung der Anzeigepflicht fordernden) Amendements wiederholen, und davon auch ihre Schlußabstimmung abhängig machen, so will es dem gesunden Menschenverstande vorkommen, als ob der schlaue Herr sich diesmal in eigener Schlinge gefangen habe. Denn indem nun die Conservativen in dritter Lesung gegen die Aenderung des einmal angenommenen

Digitized by Google

Artikels, aber für dessen Beibehaltung stimmen, werden sie ihrerseits das Centrum für die Ablehnung desselben „verantwortlich" machen, und damit eben annähernd bewirken, was Fürst Bismarck beabsichtigt, indem er auch nach dem Abschlusse der zweiten Lesung jedes Eingehen auf einen „Compromiß" von seiner Seite abgelehnt hat.

Der leitende Staatsmann muß sich wohl von dieser Taktik mehr versprechen als dem diplomatisch unbewaffneten Auge erkennbar ist, da er an derselben um den Preis festhält, jedes positive Resultat der Verhandlungen — außer etwa in letzter Stunde mit Hilfe des Centrums — ernstlich zu gefährden. Denn unter den Nationalliberalen sind auch diejenigen, welche sachlich zu dem Compromiß auf dem Boden der Beschlüsse zweiter Lesung, mit Wiederaufnahme des Artikel 1 und Streichung des Artikel 4 sich verstehen wollen, keineswegs es ohne Weiteres zufrieden, daß sich die Regierung diese Auskunft nur passiv entgegenbringen läßt, ohne sich materiell irgend daran zu binden. Man verlangt eine moralische Gewähr dafür, daß sie wenigstens nicht eher als zu dem Zeitpunkte, mit welchem die discretionären Bestimmungen des Gesetzes ablaufen — man ist ohne Schwierigkeit über den 1. Januar 1882 übereingekommen, da es im Interesse der Conservativen lag, das Abgeordnetenhaus noch in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung über die eventuelle Erstreckung entscheiden zu lassen — den Artikel 4 allein wieder einbringe, der ja dann durch die Coalition von Conservativen und Ultramontanen ohne Schwierigkeit durchzusetzen wäre. Die am Morgen des Beginnes der dritten Lesung von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gebrachte Erklärung, daß die Regierung aus eigenem Entschlusse nicht hinter die Linie der von ihr in dem Entwurfe gebotenen Zugeständnisse zur Herstellung des kirchlichen Friedens zurückgehen könne, hat sofort die Wirkung gehabt, daß in der liberalen Fraction nur wenig mehr als die Hälfte der Stimmen sich für den „Compromiß" aussprach, der selbst mit der conservativen Fraction nur in der negativen Verabredung besteht, unter gewissen Voraussetzungen nicht gegen die Vorlage stimmen zu wollen. So würde also für dieselbe — immer eine letzte unberechenbare Schwenkung des Centrums außer Berechnung gelassen — eine Mehrheit von höchstens zwanzig Stimmen sich ergeben, während man auf zwanzig bis dreißig liberale Stimmen mehr rechnen zu dürfen glaubte, wenn die Regierung herzhaft und rückhaltlos auf die Verständigung mit den Mittelparteien eingegangen wäre.

Aber selbst jene Mehrheit von zwanzig Stimmen wird von Tag zu Tag unsicherer, je länger die durch das Hinzögern der Regierung dem Centrum erstattete Freiheit, das Entgegenkommen der Regierung und der gemäßigten Parteien zu verhöhnen, in rücksichtslosester Weise ausgebeutet wird. Seit dem Beginne der zweiten Lesung hat es die Partei handgreiflich darauf angelegt,

Digitized by Google

die Debatten mit einer neuen Serie von Brandreden hinzuziehen, welche in der Bevölkerung die abgekühlte Leidenschaft des Kampfes um die vorgeblich gefährdete Religion wieder zu voller Gluth anfachen und damit die Berechnung des Fürsten Bismarck auf einen moralischen Eindruck seiner Zugeständnisse gründlichst zu Schanden machen sollen. Eine Blüthe dieser ins Wahnwitzige streifenden Verhetzung wird gern auf jede weitere Probe verzichten lassen: die Behauptung des Herrn von Schorlemer, die Dragonaden Ludwigs XIV. seien durch die Behandlung der geistlichen Genossenschaften auf Grund des Gesetzes von 1875 überboten! Der Gipfel solcher Insulten wurde erreicht, als am Sonnabend der letzten Woche ein Redner, wie die „Nationalzeitung" launig erzählt, „mit einem sehr sonoren Organe und mit ausdrucksvoller Betonung aus einem italienischen Schriftsteller Stellen vorlas, welche sagten, daß die Protestanten aus dem Abschaume aller Länder bestehen, und mit gewinnendem Lächeln hinzufügte, daß sich dies nur auf italienische Protestanten beziehe." Hier fand freilich Herr von Puttkamer einen männlich kräftigen Ton, um die Empörung seines protestantischen Bewußtseins auszusprechen. Aber was soll nun die staatstreue Bevölkerung dazu denken, wenn gleich hinterher der Minister sich gleichsam damit entschuldigt, „er sei ursprünglich nicht der Absicht gewesen, mit solcher Entschiedenheit dem Standpunkte des Centrums gegenüber zu sprechen" und die Fraction nicht für die Aeußerungen ihres Mitgliedes verantwortlich machen will, während ihm aus der Mitte derselben frivole Rufe unwidersprochen entgegenschallen, welche diese Verantwortlichkeit „durchaus" übernehmen wollen. Die Taktik der Regierung, welche ihren Vertreter in eine so bedauerlich schiefe Lage bringt, hatte der Abgeordnete Miquel unmittelbar vorher mit der unerbittlichen Klarheit seines politischen Blickes und der packenden Wucht seines ungesuchten Ausdruckes charakterisirt. „Vielleicht stehen nur unbekannte diplomatische Schachzüge hinter dieser Vorlage, aber in Fragen, die an das Herz des Volkes schlagen, läßt sich nicht diplomatisiren, da muß man mit offenen Karten spielen; wenn man das nicht kann, muß man keine Vorlage machen." x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die Amnestirung der Commune. — Mit dem Amnestiebeschlusse der Kammer, der früher oder später auch der Senat nachfolgen wird, thut die französische Republik einen weiteren verhängnißvollen Schritt auf der Bahn, welche zu vermeiden vom ersten Tage an nicht in ihrer Macht stand. Sicher haben die führenden Männer selbst ein deutliches Bewußtsein von der Fallgeschwindigkeit des Körpers, den sie anscheinend lenken,

Digitized by Google

aber dieſe Bewegung iſt unwiderſtehlich. Das Verhängnißvolle liegt eben darin, daß jeder Schritt nach links ganz unleugbar als Mittel zur Befeſtigung der Republik erſcheint, während er gleichzeitig das ſichere Ende beſchleunigt. Jedesmal iſt er eine Rettung, von der beſten Einſicht eingegeben, vernünftig, ja unvermeidlich, und doch ſtehen jedesmal bereits die Hintermänner da, die ungeduldig wieder den nächſten Ruck vorbereiten und die Dinge in eine immer fragwürdigere Region treiben. Der Zwang der heutigen Lage liegt nicht ſowohl darin, daß der Präſident und das Miniſterium dem Willen Gambetta's ſich unterwerfen mußten, er liegt darin, daß Gambetta, den Inſtinct der franzöſiſchen Nation in ſich verkörpernd, nur ein Unabweisbares zu einer That ſcheinbar freien Willens machte. Er braucht die Radikalen für den eröffneten Krieg gegen die Jeſuiten, er braucht den Schein der bürgerlichen Eintracht für die theatraliſche Demonſtration des 14. Juli, er hat ohne Zweifel Recht, wenn er das Feldgeſchrei der Amneſtie rechtzeitig aus den künftigen Wahlen entfernen will, und ſein höchſtes oratoriſches Pathos dazu aufbietet. Aber dieſes Ziel iſt nur zu erreichen, indem die ganze Republik auf eine veränderte Baſis |geſtellt wird. Gambetta ruft die Einheit der republikaniſchen Partei an und erweitert deren Cadres, daß ſie auch die Geſellen der Commune in ihren Schoß aufnehmen kann, aber er rehabilitirt damit ein Element, das ſeiner Natur nach, wie den Erfahrungen von 1870 und 1871 zufolge, die ausſchließliche Herrſchaft nach ſeiner Manier beanſprucht, um kurze aber ſchreckliche Triumphe zu feiern. Zur Rettung der Republik ruft er ihre Todtengräber herbei.

Die Geſchichte der Amneſtie iſt überaus bezeichnend für den Gang, den die conſervative Republik des Herrn Thiers überhaupt genommen hat. Es genügt die Erinnerung an ein paar Daten. Im Februar vorigen Jahres wurde der von Louis Blanc geſtellte Antrag auf volle Amneſtie von der Kammer mit 363 gegen 108 Stimmen abgelehnt. Inzwiſchen machte die Regierung von dem ihr zuſtehenden Begnadigungsrechte ſo ausgiebigen Gebrauch, daß auf eine Interpellation am 16. December der Juſtizminiſter Le Royer erwidern konnte, es ſeien jetzt mehr als 3500 Verurtheilte amneſtirt, und der Nichtamneſtirten ſeien es nur noch 830. Mit triftigen Gründen aber verweigerte die Regierung auch jetzt die Amneſtie in Bauſch und Bogen, ja, um den fortdauernden Agitationen ein Ziel zu ſetzen, verlangte ſie, es ſolle gar nicht geſtattet ſein, auf die Frage zurückzukommen, und die Kammer gab ihre Uebereinſtimmung hiermit in einer Tagesordnung mit 234 gegen 55 Stimmen Ausdruck. Dies war unter dem Miniſterium Waddington; das Miniſterium Freycinet, ſeit Ende December, führte von Anfang an eine andere Sprache. Als L. Blanc im Februar dieſes Jahres ſeinen Antrag erneuerte, lehnte Freycinet die Vollamneſtie nicht mehr grundſätzlich ab, aber er nahm

Digitized by Google

für die Regierung das Recht in Anspruch, den geeigneten Zeitpunkt dafür zu wählen; jetzt schien er ihm noch nicht gekommen; daß auf alle Fälle die gemeinen Verbrecher, die Mörder und Brandstifter, von der Amnestie ausgeschlossen werden müßten, galt damals noch als selbstverständlich. Abermals mit 313 gegen 115 Stimmen wurde L. Blanc's Antrag abgelehnt. Seitdem ist noch nicht ein halbes Jahr vergangen, und jetzt hat das Ministerium Freycinet selbst den Blanc'schen Antrag aufgenommen und hat die Kammer mit 333 gegen 140 Stimmen einer Vorlage zugestimmt, welche die Amnestie ohne jede Beschränkung decretirt und auch den schlimmsten Gesellen der Commune das Straßenpflaster von Paris wieder zugänglich macht, trotzdem die Sprache der Anarchisten so frech ist wie je, trotzdem die Amnestirten kein Hehl daraus machen, daß sie ihrerseits niemals die „Henker der Commune" amnestiren werden, trotzdem noch eben in Belleville, Gambetta's Wahlkreise, ein Communard der schlimmsten Sorte gewählt worden ist, am Tage, nachdem Gambetta selbst den Wählern eine salbungsvolle Rede über die Achtung vor dem Gesetze gehalten. Das rasche Tempo, in welchem die Amnestiefrage so ihre Stadien durchlaufen hat, ist charakteristisch für das Tempo, in welchem die Republik überhaupt marschirt. Und wer mag glauben, daß es der Schönrednerei des gefeierten Volksführers gelingen werde, dem Flusse der Dinge mit einem Male Halt zu gebieten?

Ohne Zweifel erfordert die neue Wendung wieder neue Menschenopfer. Die Schwäche des Cabinets Freycinet ist zu augenfällig, als daß es die Errichtung des „Grabsteines auf den Verbrechen der Commune" lange überleben könnte. Daß Gambetta nach diesem Beweise seiner Allmacht endlich selbst in eine verantwortungsvolle Stelle rücken werde, war ein naheliegender Gedanke. Doch wenn er auch jetzt noch zögert, abermals andere Männer seines Vertrauens vorschiebt, so ist hierfür die Erklärung leicht zu finden: das Werk ist noch nicht reif, das er an seinen Namen zu knüpfen hofft, und das alle Welt von seinem Erscheinen auf der Bühne erwartet. Hält er die Gemüther noch länger in gespannter Erwartung auf die Aera Gambetta, so kann das nur den Sinn haben, daß er sich in der That mit dem Revanchegedanken identificirt hat. g.

Literatur.

Goethe und Berlin. Von O. Brahm. Berlin, Weidmann. 1880. — Wir wissen nicht, ob dieser Schrift, welche sich auf dem Titel als „Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals" ankündigt, irgend ein officieller Charakter beizulegen ist. Nach ihrem Inhalte darf man dies unbedenklich bezweifeln. Denn was der Verfasser bietet, ist, in wenig ansprechender Darstellung, eine Anzahl längst bekannter Notizen, von denen sehr viele mit dem Thema, welches sich der Verfasser gestellt hat, gar nichts zu thun haben, die anderen aber als Stützen für die Durchführung einer Ansicht benutzt werden, welche wohl auch in

Digitized by Google

Berlin selbst einige Ueberraschung hervorrufen dürfte, und die jedenfalls einer besseren Begründung bedurft hätte, als der Verfasser ihr zu geben für nöthig gefunden. Diese Ansicht ist nämlich die, daß Goethe zuerst in Berlin, wenigstens nach seiner Hinwendung zum Classicismus, ein Publikum gefunden habe und daß daher Berlin um den Dichter sich Verdienste erworben, „welche in ihrer besondern Art durch keine anderen aufgewogen werden können, die sich irgend eine andere Stadt Deutschlands um ihn erworben hat." Berlin hat Goethe's Weltstellung entdeckt und ihm „zuerst nach der Wendung des Dichters zum Classicismus hin die Anerkennung größerer Massen eingebracht." Man wird es begreiflich finden, daß der Verfasser zur Begründung von Sätzen, wie die eben angeführten, bei der Besprechung jener Zeiten sich nicht lange aufhält, in welchen Nicolai's und der Seinigen Urtheil über Goethe das in Berlin dominirende war, und man muß es zugeben, daß Goethe im Kreise der Berliner Romantiker zu Anfang unseres Jahrhunderts theilweise eine große Verehrung gefunden hat. Aber — so darf man fragen — war denn wirklich der Enthusiasmus einer Rahel und einer Henriette Herz, der sich doch nur in sehr exclusiven Kreisen äußerte, hinreichend, Goethe die „Anerkennung größerer Massen" einzubringen? Waren die Aeußerungen Rahel's, die der Verfasser citirt (beiläufig, ohne zu erwähnen, daß sie aus dem Jahre 1811 stammen, also ziemlich lange nach Goethe's Hinwendung zum Classicismus), nicht durchaus privater Natur? Hat Rahel nicht über alles mögliche sich auf das Enthusiastischste geäußert? Hat wirklich W. von Humboldt Goethe durch Rahel's oder Henriette Herz' Einfluß bewundern gelernt? War das Verständniß, welches die romantischen Kreise, die der Verfasser anführt, Goethe entgegenbringen konnten, wirklich das wahre, und größer, tiefer als das anderer Kreise seiner Verehrer in anderen deutschen Städten? Ist der Geist Nicolai's in Berlin mit Nicolai selbst gestorben? Ist das von Zelter berichtete Berliner Witzwort über Epimenides nicht eher ein Beweis, daß es mit der „Anerkennung größerer Massen" noch ziemlich übel bestellt war? u. s. w. Das alles sind Fragen, die man aufzuwerfen berechtigt ist, über die jedoch mit dem Verfasser zu streiten von nur geringem Erfolge sein dürfte. Derselbe ist nämlich der Ansicht, daß es kein Zufall war, daß gerade Berlin Goethe's Weltstellung entdeckte und der Goethe-Cultus „gerade in Berlin am frühesten begründet und gepflegt wurde". „Wir haben," sagt er, „hier ein erstes Sympton der künftigen Hauptstadt vor uns, hier zum erstenmale bewährt Berlin sich als die werdende geistige Centrale Deutschlands" u. s. f. Was sollte wohl gegen diese neue Prädestinationslehre vorgebracht werden können? — Nur kurz sei schließlich noch erwähnt, daß in dem gewaltsam-tendenziösen Charakter des Inhaltes der Schrift nicht die einzige Ursache der Unerfreulichkeit ihrer Wirkung liegt, sondern daß diese Wirkung auch in einer Menge recht anfechtbarer Bemerkungen, in zahlreichen Abschweifungen vom Thema und in einem sehr affectirten Ausdrucke ihren Grund hat. „Zelter ist einmal der Componist Goethe's nicht blos, sondern auch der Decernent der Musik für den Großstaat Goethe." „Goethe blieb die Musik auch geistig zeitlebens dreißig Meilen fern." „Stand Goethe von Jugend auf einer solchen Hauptstadt, einem solchen Publikum gegenüber, er hätte den Götz nicht so geschrieben, wie er ihn schrieb" (also haben wir es wohl zu bedauern, daß der Götz so ist, wie er ist?) und dergleichen mehr. Der Schrift fehlt Unbefangenheit, Anmuth und Würde. L. H.

Friedrich Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie. Dritter Theil. Die Neuzeit. Fünfte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Max Heinze. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1880. — Ein bewährtes Lehr-

und Handbuch, das in dieser neuen Bearbeitung ergänzt, erweitert und bis zur Gegenwart fortgeführt ist. Die sachliche Anordnung, die kurze, bestimmte, objective Charakteristik der einzelnen Erscheinungen, die Vollständigkeit der Literatur machen das Buch für seinen Zweck sehr brauchbar. Je näher der Gegenwart, um so mehr wuchs der Stoff in die Weite, so daß es schwer wurde, ihn nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen und zu gruppiren. Hier läßt sich über Einzelnes streiten; es war wohl kaum zu vermeiden, daß hier und da Zusammengehöriges getrennt, Disparates zusammengerückt wurde. Ein auffälliges Beispiel ist K. Chr. Planck Seite 373. Dieser tiefe Denker, der unlängst von den Lebenden geschieden ist, hätte kaum unglücklicher untergebracht werden können, denn als eine Art Anhängsel zu Feuerbach; denn der „Realismus", den er lehrte, war so ziemlich das Gegentheil des Materialismus, wie er ja auch, Seite 398 richtig unter den Gegnern des Darwinismus genannt ist. Karl Köstlin, der Verfasser der Aesthetik, Seite 367 ist nicht der Verfasser der Tonkunst; letztere rührt von dem jüngeren Heinrich A. Köstlin her, dem Sohne von Chr. Reinhold Köstlin, der mit seinen Seite 399 genannten rechtsphilosophischen Schriften den stricten Hegelianern zuzuzählen ist, während der Verfasser der Tonkunst unter die Herbartianer zu rechnen ist. Das sind sehr geringfügige Ausstellungen an einem Buche, das noch lange seine guten Dienste leisten wird. — Bei diesem Anlasse sei erwähnt, daß im neuesten (52.) Hefte der allgemeinen deutschen Biographie (Duncker und Humblot) ein vorzüglicher Artikel über Hegel aus der Feder von Erdmann in Halle sich findet. Er vereinigt das Biographische, Uebersicht über den Entwicklungsgang und Auseinandersetzung des Systems; so gedrängt, vollständig und klar, wie das auf dem Raume von kaum 20 Seiten nur möglich war. L.

Notiz.

Preisaufgabe der Lamey-Preis-Stiftung in Straßburg.

Für die Lamey-Preis-Stiftung an der Universität Straßburg ist am 1. Mai 1880 folgende Preisaufgabe gestellt worden:

„Geschichte der Städtebaukunst bei den Griechen."

Zu verwerthen sind nicht blos die antiken literarischen und epigraphischen Zeugnisse, sondern auch die Ergebnisse von Ausgrabungen und Untersuchungen an Ort und Stelle.

Diejenigen Theile der Untersuchung, welche bereits genügend erforscht und erörtert zu sein scheinen, können unter Hinweis auf die bezüglichen Arbeiten von der Darstellung ausgeschlossen oder kürzer behandelt werden.

Bei der Darstellung ist darauf zu achten, daß sie nicht einen ausschließlich gelehrten Charakter trage, sondern wenigstens die Hauptresultate in einer allgemein faßlichen und lesbaren Form vorgetragen werden.

Der Preis beträgt 2400 Mark.

Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1884 eingeliefert sein. Die Vertheilung des Preises findet statt am 1. Mai 1885. Die Bewerbung um den Preis steht Jedem offen, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität. Die Einreichung der Concurrenzarbeiten erfolgt an den Senatssekretär. Die Concurrenzarbeiten sind mit einem Motto zu versehen, der Name des Verfassers darf nicht ersichtlich sein. Neben der Arbeit ist ein verschlossenes Couvert einzureichen, welches den Namen und die Adresse des Verfassers enthält und mit dem Motto der Arbeit äußerlich gekennzeichnet ist. Die Versäumung dieser Vorschriften hat den Ausschluß der Arbeit von der Concurrenz zur Folge. Geöffnet wird nur das Couvert des Verfassers der gekrönten Schrift. Eine Zurückgabe der nicht gekrönten oder wegen Formfehler von der Concurrenz ausgeschlossenen Arbeiten findet nicht statt. Die Concurrenzarbeiten können in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt sein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 1. Juli 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 28.

Inhalt:

	Seite
Adolf Erich Nordenskiöld. Von Th. Schott	41
Friedrich II. und Gottsched. Von F. Muncker	51
Zur Frage der Abstammung der Neugriechen. Von W. Heyd	56
Zur Währungsliteratur	59
Vom preußischen Landtage	65
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Nach der Conferenz. Niederlagen des Vaticanes	68
Aus Wien. Das Cabinet Taaffe-Dunajewski	71
Aus Berlin. Die todte Saison. Sommertheater und Concerte. Ausstellungen	75
Literatur:	
W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. 1879	80

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Goog

Adolf Erich Nordenskiöld.*)

„Die wichtigste Folge großer Entdeckungen ist immer gewesen, daß sie unmittelbar zu weiteren Thaten führten, besonders wenn große Reisende glücklich und ruhmbedeckt heimkehrten.“ In vollem Maße hat sich dieses Wort Oskar Peschel's in unserer Zeit bestätigt, denn mit nimmer müder Hast drängt sich eine Reise, eine Entdeckung an die andere, jedes Jahr schwillt die Literatur darüber mächtiger an und der Fachmann hat vollauf zu thun, um sich auf dem Laufenden zu erhalten, die neugewonnenen Ergebnisse zu verwerthen und in den Kreis des Vorhandenen einzureihen. Immer mehr schwinden auf der Oberfläche unseres Planeten die unbekannten und unbesuchten Räume zusammen, es ist, als könnte die Menschheit den Zeitpunkt kaum erwarten, wo jeder Fußbreit Landes, jede Welle des Meeres ihr zugänglich und vertraut geworden. Kühne, waghalsige Entschlossenheit, der Wandertrieb, welcher dem Herrscher der Erde angeboren ist und ihn treibt, wie die Sonne „durch Länder und Meere zu gehen“, Abenteuerlust und Wissensdrang reichen sich in wunderbarer Mischung die Hand, um den Reisenden die Qualen der sengenden Sonne Afrikas, dem Seefahrer die Schrecken des öden nördlichen Winters ertragen und vergessen zu machen. Auch nationale Eifersucht spielt in diesem Wettkampfe eine gewisse Rolle. Es ist bekannt, daß die Jagd nach den Heimathländern der edlen Gewürze und Spezereien, die unersättliche Gier nach Gold die Portugiesen um die Südspitze von Afrika, Magalhaes zur ersten Fahrt um die Welt, die Spanier nach Westindien, Mexiko und Peru getrieben hat. Die großen Entdeckungsreisen der letzten zehn Jahre von Livingstone, Stanley, Schweinfurt, Nachtigall und Rohlfs, die Nordpolfahrten von Koldewey und Heuglin, Hall und Nares, Payer und Weyprecht, die Reisen von Prschewalski, um aus der reichen Fülle nur einige

*) Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskiöld's 1858—1879. Aus dem Englischen (A. Leslie, Arctic voyages of A. E. Nordenskiöld). Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Digitized by Google

der bekanntesten Namen zu nennen, sind wissenschaftliche Expeditionen gewesen, entsprechend dem Charakter unserer Zeit, in welcher Hand in Hand mit der Entschleierung der Erdoberfläche die wissenschaftliche Erforschung unseres Planeten, die begriffliche Fixirung des Entdeckten geht, so daß sie mit Recht die Periode der Messungen genannt wird. Freilich bald genug bringt dann der Kaufmann und Hausirer die vielbegehrten Erzeugnisse der europäischen Civilisation den wilden Stämmen, mit welchen der Gelehrte und Missionär zuerst in Verbindung getreten war, der Wallroßjäger und Robbenschläger führt sein thranduftendes Fahrzeug schnell in die Buchten und Eisbänke, wohin der arktische Seefahrer zuerst den Weg gezeigt, neue Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande decken die Reisenden auf, so daß auch der sogenannte praktische Gewinn nicht ausbleibt. Doch die ersten und wohl auch die dauerndsten Früchte reifen auf dem Baume des Wissens, des Forschens, immerhin ein schöner idealer Zug in unserer als materiell verschrieenen Epoche.

Zu den gefeierten Namen an dem glänzenden Himmel der Entdecker und Seefahrer hat sich ein neuer gesellt, der von Adolf Erik Nordenskiöld. Zu den Reisen, welche das Recht auf ein welthistorisches Gedenken haben, gehört die Fahrt der Vega um die Nordküste Europas und Asiens in den Jahren 1878 und 1879; mit der glücklichen Zurückkunft der Reisenden, welche am 21. Juli 1878 Tromsö verlassen hatten und am 14. Februar 1880 in Neapel zum ersten Male wieder europäischen Boden betraten, war eines der schwierigsten Probleme gelöst, welches seit mehr als drei Jahrhunderten die handeltreibenden Nationen beschäftigt hatte, die sogenannte nordöstliche Durchfahrt. Sebastian Cabot hat einst dem englischen Geschwader von Willoughby die Route vorgezeichnet und die Instruction entworfen. In seinen jungen Jahren hatte er versucht, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, um zu dem vielgerühmten Kathai (China) zu gelangen, sie war so wenig gelungen als der Plan seines Alters gelingen sollte, Willoughby fand an der lappischen Küste ein eisiges Grab, alle seine Nachfolger, Barents, Heemskerk, Hudson, mußten unverrichteter Dinge umkehren. Wohl wurde im Laufe der Jahrhunderte ein Punkt um den andern an dem Nordrande Sibiriens bekannt, Bering hatte, von Kamtschatka herkommend, das östliche Ende Asiens erreicht und umsegelt (August 1728), kühne Jäger und Forscher hatten bald da, bald dort einen Bruchtheil der ungeheuren Strecke zurückgelegt, die Inseln, welche das nördliche Eismeer bevölkern, Nowaja Semlja, Neusibirien, Bäreninsel ꝛc. waren fast alle in den Kreis des menschlichen Wissens gezogen worden, aber noch nie war ein Schiff auf directem Wege durch das pfadlose Meer von Europa über das Nordcap nach der Beringsstraße gelangt vor der „Vega".

Nicht von ungefähr ist dies glänzende Loos dem kühnen Manne in den Schooß gefallen. Die welthistorische Fahrt der „Vega" ist nur das letzte

Digitized by Google

Glied einer langen Reihe von wichtigen und ſchwierigen Fahrten in denſelben Breiten; ſie haben Nordenſkiöld unter ſeinen Landsleuten wie in der gelehrten Welt bekannt gemacht, ſie haben ſeinen Muth und ſeine Thatkraft geſtählt, das Vertrauen derer erweckt, welche ſich unter ſein Commando ſtellten, und in ihm die ſichere Kenntniß der maritimen und geographiſchen Verhältniſſe entwickelt, ohne welche das große Werk gar nicht gewagt werden konnte. Andere Verhältniſſe, welche außerhalb aller menſchlichen Berechnung liegen, trugen allerdings auch zu dem Gelingen bei, z. B. ein äußerſt günſtiger Eisſtand im Sommer 1878 und 1379, aber das Glück war einem Würdigen zu Theil geworden. Die autobiographiſche Skizze, welche dem Buche von Leslie voranſteht und unſtreitig eine der intereſſanteſten Partien deſſelben bildet, giebt uns überhaupt den Eindruck, als ob Nordenſkiöld unter einem guten Sterne das Licht der Welt erblickt habe. Er hatte manchen Hader mit der Regierung ſeiner ruſſiſchen Heimath, aber jeder Gefahr, die ihm daraus drohte, iſt er glücklich entronnen, auf keiner ſeiner zahlreichen Nordlandsfahrten iſt das Schiff, das ihn trug, geſcheitert oder lange vom Eiſe eingeſchloſſen worden; am 3. October 1868 wurden der „Sofia" einige Rippen zerbrochen und Eiſenplatten durch das Treibeis zerſprengt, aber es gelang doch ſie über Waſſer zu halten, wenn auch mit großer Anſtrengung, und drei Wochen ſpäter lag das Schiff ruhig im Hafen von Tromſö vor Anker. Solch haarſträubende Fahrten auf ſchwanker Eisſcholle, wie ſie der Mannſchaft der „Hanſa" und „Polaris" aufgezwungen wurden, ſind ihm und ſeinen Matroſen ſtets erſpart geblieben, auch Hunger und Krankheit, welche ſo häufig an den Schiffen und Zelten der Nordpolarfahrer anklopfen, blieben ſeinen Expeditionen ſo ziemlich ferne, ſelbſt die Kälte, deren Wirkung die deutſche und öſterreichiſche Polarfahrt ſo draſtiſch bei ihren Schlittenexpeditionen ſchildern, ſcheint nie einen ſolch intenſiven Grad angenommen zu haben. Ein einziges Mal befand Nordenſkiöld ſich in perſönlicher Lebensgefahr; am 10. Auguſt 1861 wollte er auf der Scoresbyinſel eine Anhöhe erſteigen, um einige Winkelmeſſungen vorzunehmen, da ſah er auf dem Gipfel ſechzig Schritte über ſich einen Eisbären, der ihn ſchon erblickt hatte; er wagte nicht umzukehren, Waffen hatte er keine bei ſich, ſo ſchritt er gerade auf ihn los, um ihn zu erſchrecken, aber der Bär kam langſam näher, bald ſtanden ſich die beiden Rivalen ſo nahe, daß ein Stock hätte den Bären erreichen können. Nordenſkiöld ſchrie aus Leibeskräften und warf mit großen Steinen nach der Beſtie, endlich traf ein Wurf die Vordertatze; war der Schmerz zu groß, war die Neugierde befriedigt — kurz, das Unthier trat den Rückweg an und Nordenſkiöld folgte ihm, bis er hinter einem Felſen verſchwand, dann kehrte er aber eiligſt zu dem Boote zurück. Und nicht blos dies — noch in anderer Weiſe war ihm das Glück hold: während eines Sylveſterbeſuches bei Verwandten in Finnland

Digitized by Google

(1858) entdeckte er in einigen Quarzbrüchen eine beträchtliche Menge des äußerst seltenen Minerales Tantalit, das bisher nur an ganz wenigen Orten in der Welt aufgefunden worden war. Von jeder seiner Reisen brachte er eine reiche wissenschaftliche Ausbeute mit, ja selbst auf seine Reisebegleiter schien sich dieses merkwürdige Glück auszudehnen; denn als er im Jahre 1870 den Botaniker Dr. Berggren zu einer Wanderung in das Innere Grönlands aufforderte, lachte dieser hell auf bei dem Vorschlage einer solch sonderbaren Excursion, die den Botaniker in eine Eiswüste führe, in ein Gebiet, das in Beziehung auf Vegetation ein vollkommen leerer Raum sei. Und siehe! der geübte Forscher fand in einem grauen, klumpenartig zusammengeballten Staube und auf der Oberfläche des Eises eine braune Alge, die mit anderen daneben auftretenden mikroskopischen Organismen der gefährlichste Feind der ungeheuren Eismasse ist. Aber die nothwendige Bedingung solcher Glücksfunde sind eben genaue und umfassende Kenntnisse, und ohne emsigen anhaltenden Fleiß und liebevolle Begeisterung für die Sache werden solche nicht erworben, das Glück hat dem Verdienste die Weihe gegeben; und um das anziehende Bild des Mannes voll auszumalen, auch die edlen Eigenschaften des Herzens und Charakters gebrechen ihm nicht. „Mein Mann ist ein sehr entschiedener Charakter," sagte seine Frau zu dem russischen Gesandten in Stockholm, als dieser den Versuch, ihm das Versprechen abzunehmen, sich nicht mehr in politische Angelegenheiten zu mischen, durch weibliche Vermittelung zu wiederholen suchte. Diese Entschiedenheit mag auch das Vertrauen geweckt haben, welches die schwedische Regierung, die Matadore der Gothenburger Kaufmannschaft (besonders Dickson), reiche Russen wie Sibiriakow und Andere in Nordenskiöld setzten, so daß er immer neue Anträge zu weiteren Unternehmungen stellen durfte und durchsetzte, und wenn ein schönes Band der Freundschaft ihn vereinigte mit dem Kapitän der „Vega", Palander, der schon 1868 sein Begleiter gewesen war, und nun der Gefährte seines Ruhmes geworden ist, so ist dies um so ehrender für beide. Er hat auch mit dem Geschick nicht gehadert, als Ende August 1864 die Fortsetzung einer glücklichen Reise in der Nähe von Spitzbergen dadurch unterbrochen wurde, daß nach einander sieben Boote Schiffbrüchiger anlangten, welche die einfache Pflicht der Menschlichkeit gebot, an Bord zu nehmen und mit ihnen sogleich den Heiweg anzutreten. Ernster war die Lage, als im September 1872 die drei Schiffe „Polhem", „Gladan" und „Onkel Adam" plötzlich vom Packeis überfallen wurden und einfroren, und auf einmal Boote anderer Schiffe anlangten, welche das gleiche harte Loos getroffen hatte, und die um Lebensmittel baten, während dieselben knapp für eine Ueberwinterung der eigentlichen Expedition zureichten. „Da thaten wir, was Vernunft und Menschlichkeit von uns verlangten. Es kam uns allen jetzt nur noch darauf an, unserm Geschick mit männlicher Fassung und

Digitized by Google

gläubigem Vertrauen in die Leitung einer höheren Macht entgegen zu gehen, dabei aber nichts unverſucht zu laſſen und keine Anſtrengung zu ſcheuen, die zur Beſiegung unſerer Noth führen könnte.“ Ein ernſthafter Kriegsrath wurde gehalten, und den Kapitänen der eingeſchloſſenen Schiffe ein Schreiben zugeſtellt, in welchem ihnen alle augenblicklich mögliche Unterſtützung zugeſagt wurde. Und wie ein Unglück ſelten allein kommt — während eines heftigen Schneeſturmes entliefen ſämmtliche Renthiere auf Nimmerwiederſehen. Die Ausführung des beabſichtigten Expeditionsplanes war dadurch unmöglich geworden, aber auch für die Ergänzung der Vorräthe und für den Fall ſkorbutiſcher Erkrankungen war der Verluſt der Thiere ſehr zu beklagen. Die Sorge war nicht ohne Grund geweſen. Zwar von den miteingeſchloſſenen Leidensgefährten wurden ſie nicht um Hilfe angegangen, einige konnten ſich aus dem eiſigen Gefängniſſe befreien, andere erlagen dem Hunger, der Kälte, dem Skorbut. Aber mit Anfang Mai 1873 wurden die Proviantvorräthe knapp, Eſſig und Citronenſäure, die wichtigſten Antiſcorbutica, gingen zur Neige, eine unverkennbare allgemeine Kräfteabnahme trat ein, welche eine Vergrößerung der Rationen dringend nothwendig machte, und doch war es andererſeits nur zu wahrſcheinlich, daß man in nicht allzuferner Zeit dieſelben noch mehr werde verkürzen müſſen! Die Leute, auf Krücken, oder langſam an einem Stocke ſchleichend, gewährten einen traurigen Anblick. Auch die Jagd auf Schneehühner und Seehunde war wenig ergiebig. Aber ſein bewährtes Glück ließ den Führer der Expedition auch diesmal nicht im Stiche. Denn in der größten Noth kam die Hilfe; am 4. Juni tauchte ein Segel auf, es landete und konnte wenigſtens etwas von ſeinem kleinen Vorrathe abgeben, andere beſſer verſehene Schiffe trafen bald nachher ein und endlich nahte ein großer Dampfer, das Eigenthum eines reichen Engländers Leigh Smith, welcher mit mehreren Landsleuten eine Vergnügungsreiſe in die Polarländer unternommen hatte. Ueberreich mit Vorräthen aller Art verſehen, ſpendete er hochherzig den Schweden, was ſie bedurften, und Ende Juni waren ſie im Stande, neu gekräftigt, die ſchützende Bai, welche auch der Zeuge von ſo viel Sorge und Noth geweſen war, zu verlaſſen.

Daß Auszeichnungen aller Art und von allen Seiten dem bedeutenden Manne zufloſſen, wer ſollte ſich darüber wundern? Die royal geographical Society in London und die Société de géographie zu Paris verehrten ihm ſchon 1868 ihre großen goldenen Medaillen. Als er im Februar 1880 in Neapel gelandet war, wetteiferten die gelehrten Geſellſchaften, ſeine Reiſe in die Heimath zu einem Triumphzuge zu geſtalten, und noch klingt in allen Ohren der brauſende Jubel, die beiſpielloſe Begeiſterung, mit welcher Stockholm ſeinen berühmteſten Gelehrten bei ſeiner Heimkehr empfangen hat. Nur ein Staat könnte Grund haben, neidiſch und empfindlich auf dieſe Huldigungen

Digitized by Google

zu blicken — Rußland, denn dort in Finnland ſtand die Wiege unſeres Reiſenden, dort hat er ſeine Studienzeit zugebracht, und nur ſeinem politiſchen Syſteme hat es das Czarenreich zuzuſchreiben, wenn es einem Manne den Aufenthalt unmöglich machte, der eine Zierde der Wiſſenſchaft und damit ſeiner Nation geworden iſt. Aus einer alten, ſeit einem Jahrhundert geadelten Familie ſtammte Adolf Erich Nordenſkiöld (geboren den 18. November 1832 in Helſingfors); die Liebe zur Natur, die Freude am Forſchen, an ernſter wiſſenſchaftlicher Thätigkeit war ihm durch die Tradition des Hauſes, durch das Beiſpiel ſeines Vaters, eines ſehr tüchtigen Mineralogen, der an der Spitze des geſammten finnländiſchen Bergweſens ſtand, von Jugend auf eingepflanzt. Das Stammſchloß Frugord beherbergte eine reiche naturhiſtoriſche Sammlung, eine ausgewählte Bibliothek; eifrigſt ſammelte der Knabe Mineralien, fing Schmetterlinge und Käfer, war der ſtete Begleiter ſeines Vaters auf deſſen mineralogiſchen Wanderungen, ſpielend und lernend wurde er ſo eingeführt in die anregende Atmoſphäre eines emſigen und rechten Studiums, früh bekannt mit bedeutenden Männern und Gelehrten, welche den Vater beſuchten, oder mit ihm in Correſpondenz ſtanden; der Jugend Spielplatz wurde das klar und ſicher beherrſchte Arbeitsfeld des Mannes, auch hier haben günſtige Umſtände die glücklichen Anlagen des zukünftigen Forſchers geweckt und zur ſchönſten Entfaltung gebracht. Auch die Mutter war keine gewöhnliche Frau, klarer Verſtand, Liebe für jede Art von Thätigkeit zeichneten ſie aus, unter ihrem großherzigen, unparteiiſchen und freimüthigen Walten herrſchte in Frugord die ſchönſte Harmonie, die treueſte Liebe. „Selbſtändig" wurde der Knabe erzogen, auf dem Gymnaſium in Borgo zeichnete er ſich einige Zeit lang nur durch vollkommene Faulheit aus, aber nach kurzer Bummelei erwachte die ſchlummernde Energie des ſtrebſamen Schülers, in voller Freiheit richtete er ſeine Studien nach eigenem Gutbefinden ein und Adolf Erich erhielt bald die beſten Zeugniſſe.

Daß der Student, der ſchon einen ſehr ſichern Blick in der Kenntniß und Beſtimmung der Mineralien hatte, ſich nur und ganz den Naturwiſſenſchaften widmen ſollte, war ſelbſtverſtändlich, von einer andern Laufbahn war nie die Rede geweſen, mit Glanz wurde dieſe betreten, Preisfragen wurden gelöſt, gelehrte Abhandlungen herausgegeben, dreiundzwanzigjährig war er Curator der mathematiſch-phyſikaliſchen Facultät in Helſingfors, da trieb ihn eine politiſche Unvorſichtigkeit zum erſten Male aus der Heimath. Es war die Zeit des Krimkrieges, die Flotte der Weſtmächte lag in der Oſtſee, die ruſſiſche Regierung war argwöhniſch gegen jede Regung, welche nur von ferne an Oppoſition ſtreifte und der Generalgouverneur Graf Berg nicht geneigt und nicht im Stande, den eigenthümlichen finniſchen Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Bei einem fröhlichen Studentengelage kam es zu allerhand humoriſti-

Digitized by Google

schen Reden und Parodien, sie wurden pünktlich dem Gouverneur berichtet, von ihm, der früher durch die Ausstoßung eines von ihm aufgestellten Spions aus der akademischen Gesellschaft schwer gereizt worden war, als ernstliche politische Angelegenheit angesehen und bestraft. Mit großer Seelenruhe trug Nordenskiöld sein Mißgeschick und reiste — mit geborgtem Gelde — nach Petersburg. Es mag eine angenehme Ueberraschung für den Vater Nordenskiöld gewesen sein, als er auf der Rückreise vom Ural unvermuthet seinem Sohne auf dem Newski-Prospect begegnete, den er ruhig in den Hörsälen von Helsingfors glaubte; doch billigte er seine Handlungsweise und gab ihm Empfehlungen nach Berlin mit. Fleißig beutete er dort seine Zeit aus, im Sommer desselben Jahres (1856) kehrte er nach Finnland zurück; da machte eine Rede, die der sonst ziemlich schweigsame Gelehrte bei dem Abschiedsfeste hielt, das man Abgeordneten von Upsala und Lund gab, allem weiteren Vorwärtskommen in Rußland ein Ende. Nordenskiöld hatte aufgefordert ein Glas zu leeren „zu Ehren aller Erinnerungen, zum Gedenken der Zeit, die gewesen ist und jener Zeit, die kommen wird und die nichts wissen soll von einem Niedergange Finnlands." Solche Reminiscenzen an die vielhundertjährige Zugehörigkeit Finnlands zu Schweden klangen übel in den Ohren der russischen Regierung, welche ohnedies mit scheelem Auge die verbrieften Freiheiten des Großherzogthums betrachtete und die unabhängige Gesinnung der Eingebornen, welche sich darauf stützten, beargwohnte. Ein guter Freund gab ihm den Rath, unverzüglich außer Landes zu gehen, Nordenskiöld befolgte ihn. Von dort an hatte Schweden ihn gewonnen und der Erfolg seiner Thätigkeit hat bewiesen, daß er diesen Tausch nicht zu bereuen hatte. Wohl ist er häufig nach seiner alten Heimath zurückgekehrt, nach der Entfernung des Grafen Berg von seinem Gouverneursposten war ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt, eine holde Finnländerin hat er sich zur Gattin geholt, er hat auch einmal den Versuch gemacht, die Professur für Mineralogie und Geologie in Helsingfors zu erhalten, reiche Russen wie Sibiriakow haben seine Expeditionen namhaft unterstützt, aber immer mehr wurzelte Nordenskiöld in Schweden; dem „entschiedenen Charakter" sagte die Luft Stockholms besser zu, als die seines Geburtslandes, seinen liberalen Grundsätzen ist er auch hier getreu geblieben; zur liberalen Partei hielt er sich im Reichstage (1869 bis 1871), wohin ihn das Vertrauen seiner Mitbürger sandte; denn er huldigte dem Grundsatze, daß jeder tüchtige Mann theilnehmen muß an den socialen und politischen Fragen, welche den Staat und die Stadt bewegen, deren Schutz und Obdach er genießt. Doch nie ist die Politik ihm die wichtigste Beschäftigung geworden, dies blieben die Studien seiner Jugend, Mineralogie und Geologie; um seine Kenntnisse und die Wissenschaft, in deren Dienst er stand, zu bereichern und zu fördern, hat er seine ersten arktischen

Digitized by Google

Reisen unternommen, die ihn zu immer erfolgreicheren Expeditionen führten.

„Stirne der Erde, hochhehrer Nord" hat einst Frithjof sein Heimathland gepriesen, auch Nordenskiöld ist von dem großartigen Zauber der arktischen Natur bleibend in Fesseln geschlagen worden, seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit war der Erforschung des Nordens gewidmet. Mit lebhafter Freude begrüßte er 1858 den Vorschlag Torell's, ihn auf einer Expedition nach Spitzbergen zu begleiten; in überraschend kurzen Pausen folgten die Reisen auf einander (1858; 1861; 1864; 1868; 1870; 1872—73; 1875; 1876; 1878—80), so daß man der physischen und geistigen Ausdauer des Entdeckers alle Bewunderung zollen muß. Der verführerischen Aufgabe, genau Buch zu führen über die neuen Entdeckungen und Erforschungen während dieses langen Zeitraumes, müssen wir uns in dieser kurzen Skizze entschlagen, es genüge anzuführen, daß Geologie und Botanik und die übrigen Zweige der Naturkenntniß jedesmal bereichert waren, so oft die Nordlandsfahrer im heimathlichen Hafen wieder vor Anker gingen. Der viel wiederholten Klage, daß die Reisen der Entdecker nur der Habgier der späteren Geschlechter den Weg gebahnt haben, welche manches werthvolle Thier bis in die unzugänglichsten Schlupfwinkel verfolgt und mit Ausrottung bedroht und selbst die fischwimmelnde Salzfluth theilweise zur Einöde macht, stellt sich die reiche Ausbeute zur Seite, welche die naturwissenschaftlichen Sammlungen, besonders des Ryksmuseums in Stockholm, an seltenen oder bisher unbekannten Thier- und Pflanzenarten dadurch gewonnen haben, Schleppnetz und Tiefloth haben ihre Schuldigkeit gethan, die erweiterte Kenntniß der Infusorien des Meeresschaumes, wie umgekehrt der geographischen Structur der Berge in den Circumpolarländern, der fossilen Flora, wie der Pflanzen- und Thiergeographie überhaupt wird in den Annalen der Wissenschaft für immer verzeichnet bleiben.

Die drei ersten Expeditionen hatten die Erforschung Spitzbergens zu ihrem Ziele, die vierte (1868) sollte möglichst weit in den unbekannten Norden vordringen; Nordenskiöld war des festen Glaubens, daß es möglich sei, Ende September oder Anfang October in dem offenen Wasser, das sich jenseits der Eisbarrieren und des Treibeises in unendliche Fernen ausdehne, frisch vorwärts fahren zu können. Freilich bis zum Nordpol gelangten sie so wenig, als irgend ein andrer Seefahrer, aber doch war auch ihnen bei dem internationalem Wettlaufe nach dem Pole ein schöner Preis vergönnt; die „Sofia" erreichte nördlich von Spitzbergen die bis dahin höchste Breite von 81° 42′. Salutschüsse und das Aufhissen der schwedischen Flagge verkündeten der stummen Natur dies wichtige Ereigniß. Spätere Reisende haben allerdings den Schweden ihre Siegespalme entrissen, der Amerikaner Hall

Digitized by Google

erreichte auf der Polaris im Smithsund den höchsten bis jetzt zu Schiff befahrenen Punkt 82° 11′, zu Lande auf Schlitten war Parry am 13. Juli 1827 bis zu 82° 45′ vorgedrungen, dem Nordpole am nächsten sind Beaumont und Markham mit 83° 18′ und 83° 20′ bei der englischen Expedition unter Capitän Nares gleichfalls auf Schlitten gekommen.

Noch eine letzte Expedition galt den Spitzbergen 1872—73, gewissermaßen die Vorbereitung dazu hatte ein längerer Aufenthalt in Grönland gebildet, mit einer interessanten Wanderung in das Innere des mit ungeheuren, noch wenig erforschten Gletschern bedeckten Landes (1870), dann wandte der Unermüdliche seine Aufmerksamkeit dem nördlich von Sibirien gelegenen Theile des Polarmeeres zu. Schon als Student trug er sich mit dem Plane einer Reise nach Sibirien, jene politischen Mißhelligkeiten mit der russischen Regierung hatten die Ausführung verhindert, als gereifter Mann kam er nun darauf zurück. Zweimal (1875 und 1876) gelang es ihm, zur See an die Mündung des Jenissei vorzudringen; dem karischen Meere, das bisher in dem schlimmen Rufe eines Eiskellers gestanden hatte, nahm er diesen wenig anziehenden Nimbus; das eine mal fuhr er auf dem großen sibirischen Strome hinauf nach Jenisseisk, um auf dem Landwege in die Heimath zurückzukehren, das andere Mal trug ihn sein gutes Schiff ungefährdet wieder nach Tromsö; es waren auch gleichsam Probefahrten zu seiner größten, längsten und interessantesten Reise, welche das Gelingen der Jenisseiexpeditionen ihm nahe gelegt hatte. Eine große Schwierigkeit war ja überwunden, das karische Meer hatte den Schrecken seiner Undurchdringlichkeit verloren, eingehende Studien über die früheren Reisen in der Breite von Nowaja-Semlja bis zur Beringsstraße hatten es als ein ausführbares Wagestück erscheinen lassen, auf einem starken Dampfer die ganze Strecke in einer Fahrt zurückzulegen; im Herbste glaubte er die günstige Jahreszeit zu sehen, wo das Fahrwasser am wenigsten durch Treibeis gesperrt sei. Die Denkschrift, welche die hydrographische, geologische, naturwissenschaftliche und commerzielle Bedeutung einer solchen Unternehmung auseinandersetzte, fand die Unterstützung der schwedischen Regierung, König Oskar interessirte sich sehr lebhaft für das Zustandekommen derselben. Am 21. Juli 1878 verließ die „Vega", die einen weltberühmten Namen tragen sollte, so gut wie die „Vittoria" von Magalhaes, Tromsö; bis zur Mündung des Jenissei, die man am 9. August erreichte, blieb das kleine Geschwader von vier Schiffen beisammen, dann setzten Vega und Lena allein die Reise fort; am 19. August Nachmittags landete man im hellsten Sonnenscheine an dem nördlichsten Punkte Asiens am Cap Tscheljuskin; mit Freudenschüssen wurde es begrüßt, und mit Stolz betraten die Schweden die Landzunge, welche seit 1742, soweit die Geschichte erwähnt, kein menschlicher Fuß mehr durchmessen hatte. Bald ging es weiter mit frischem Winde über das spiegelglatte Meer,

Digitized by Google

aber so wenig stimmten die vorhandenen Karten mit den wirklichen Verhältnissen, daß die Schiffe oft da Wasser fanden, wo die Karten Land zeigten und umgekehrt. Eine genaue Aufnahme der Küste ist erst bei dieser Fahrt möglich gewesen. In der Nacht vom 27 zum 28. August trennten sich die beiden Schiffe an der Mündung der Lena, das Schiff dieses Namens fuhr den Strom hinauf bis Jakutsk als erster europäischer Dampfer, die Vega setzte bei offenem Wasser und günstigem Winde ihre Reise fort, allein in der unermeßlichen Wasserwüste. Mit allem Nöthigen war sie auf zwei Jahre aufs beste ausgerüstet. Ein ausgezeichneter Seemann (Palander) befehligte die sorgsam ausgewählte Mannschaft. Nordenskiöld war von einem ganzen Stabe tüchtiger Forscher umgeben, welche die verschiedenen Gebiete des Wissens unter sich getheilt hatten und keine Gelegenheit vorübergehen ließen, Land und See, Menschen und Thiere kennen zu lernen. Rasch ging die Fahrt vorwärts an den neusibirischen Inseln vorüber, ein Eisgürtel, der sie umgab, machte jede Landung unmöglich. Mitte September zwang das Eis zu einigen Tagen Rast, aber schon befand man sich in den Gegenden, wohin früher mancher kühne Schiffer von der Beringsstraße her gedrungen war, auch Cook hatte gerade hundert Jahre vorher diesen Punkt erreicht. Schon durfte man sich mit der Hoffnung tragen, noch in demselben Jahre das Ziel der Reise zu gewinnen, da fror das Schiff am 27. September 1878 in der Koljutschinbai ein; anfangs hegte man noch die Zuversicht, daß der hemmende Eiswall durch Stürme und mildes Wetter noch einmal gesprengt würde; aber bald schwand diese süße Täuschung und ungesäumt traf man die Vorbereitung zur langen Winterrast. Wohl war es eine harte Prüfung, nur 115 Seemeilen (circa 60 Stunden) von dem Punkte entfernt, wo in der Beringsstraße die Wasser des stillen Oceans sich mit denen des Eismeeres mischen, Monate lang vor Anker liegen zu müssen (67° 7′ nördliche Breite, 173° 5′ westliche Länge von Greenwich) und Nordenskiöld konnte sich nur mit dem bereits gewonnenen schönen Resultate, mit der Hoffnung, die Fahrt im nächsten Jahre fortsetzen zu können, trösten. Bald war man bequem zur Ueberwinterung eingerichtet, die wissenschaftlichen Arbeiten und Beobachtungen nahmen ihren ruhigen gleichförmigen Gang; Jagd, Excursionen und Besuche bei den Tschuktschen unterbrachen das Einerlei des Winterlebens. 294 Tage waren sie an diesen unwirthbaren Fleck Erde gebannt; da am 18. Juli 1879 gerieth plötzlich das Eis in Bewegung und zwei Stunden später dampfte die Vega in die offene See hinaus, völlig unbeschädigt durch die Winterkälte, auch ohne daß irgend einem der Mannschaft ein Unfall zugestoßen wäre in dieser langen Gefangenschaft. Zwei Tage darauf 11 Uhr Vormittags wurde die Ostspitze Asiens passirt und mit Stolz sahen Gelehrte und Matrosen die blaugelbe Flagge am Maste emporsteigen, das einfache und doch so sprechende

Digitized by Google

Zeichen eines großen errungenen Sieges über Meer und Wind, Eis und Kälte.

Am 2. September landete die Vega in Yokohama, von dort trug der Telegraph in alle Gegenden der Welt die frohe Kunde; einmal war vorher Nachricht von den Verschollenen bekannt geworden, Wallfischfahrer hatten von einem im Eise eingeschlossenen Schiffe erzählt, das dem Orte und aller sonstigen Beschreibung nach nur die Vega sein konnte. Schon hatte man Expeditionen zur Hilfe geplant, sie waren zum Glück gänzlich unnöthig, denn das Glück, welches den Reisenden bis dahin das Geleite gegeben, blieb ihnen bis zur Heimkehr treu.

Nordenskiöld selbst hegt starke Zweifel, ob der von ihm zurückgelegte Seeweg wirklich eine große Bedeutung für den Handel haben werde. Eher wäre es möglich, lebhafter den Verkehr zwischen europäischen Häfen und den großen sibirischen Strömen bis zur Lena zu pflegen, und schon dazu die Bahn gezeigt zu haben, ist ein hohes Verdienst. Welche Pläne den noch nicht fünfzigjährigen Mann bewegen, wer kann dies sagen? In dieser Zeit, wo die Kräfte des Geistes und des Körpers ihre volle Spannkraft noch besitzen, pflegt man mit dem Leben, mit seinen Plänen und Erfolgen noch nicht abgeschlossen zu haben. Was aber die kommenden Jahre noch von ihm verkünden mögen, für den Mann und sein Thun, für sein Geschick und Glück, für die innige Verbindung wissenschaftlicher Tüchtigkeit und praktischer Besonnenheit wüßten wir keine passendere Bezeichnung, als das sinnige Motto, mit welchem einst der portugiesische Königssohn, Heinrich der Seefahrer, seine folgenreichen Entdeckungen adelte: Talent de bien faire.

Theodor Schott.

Friedrich II. und Gottsched.

Zwingt uns heut zu Tage selbst in Gellert's Unterredung mit Friedrich dem Großen (am 18. December 1760) manche Antwort des gefeierten Fabeldichters ein gutmüthiges Lächeln ab, so riefen die Audienzen, zu welchen der große König drei Jahre vorher Gottsched berufen hatte, schon unter den Zeitgenossen das Gefühl des Lächerlichen hervor. Freilich war Gottsched, als ihn Friedrich der Ehre seiner Unterhaltung würdigte, nicht mehr, was er zwanzig Jahre zuvor gewesen war, der unumschränkt gebietende Dictator im Reiche der deutschen Literatur; seit dem Erscheinen der großen ästhetisch-kritischen Arbeiten der Schweizer (1740) war sein Einfluß allmählich geschwächt und durch das Erstehen selbständiger productiver Geister, eines Klopstock, Lessing und Wieland, völlig gebrochen worden. Komisch mußte es klingen, wenn

Digitized by Google

Friedrich der Große, der Verächter der einheimischen Poesie, den einstigen Stockmeister der deutschen Dichtung im vollsten Ernste als den sächsischen Schwan ansang, der berufen sei, durch seine Bemühungen um eine barbarische Sprache die rauhe Härte ihrer Töne zu mildern und durch die Gesänge seiner Muse zu den Lorbeern des Siegers, die Deutschland nunmehr schmückten, die schönsten Lorbeern Apoll's zu fügen. Dazu kam, daß Gottsched durch eigene Schuld den Spott auf dieses Ereigniß herabgerufen hatte. Es war nur natürlich gewesen, daß von dem Gespräche des großen Königs mit dem großen Duns in verschiedenen Zeitungen verschieden berichtet wurde, daß das Gerücht zu der wahren Begebenheit manches Unwahre wohl oder übel, zum Lobe oder zum Schimpfe Gottsched's erdichtete, daß man die Verse, mit denen Friedrich den Leipziger Professor ausgezeichnet hatte, aus dem Französischen mehrfach in die deutsche und andere lebende Sprachen übersetzte, ja sogar im Originale parodirte und die Parodie wieder übertrug, daß man endlich in einer Broschüre alles, was man über jenes Gespräch wußte oder wenigstens hörte, zu sammeln versuchte (Vers de sa majesté le roi de Prusse adressés à monsieur Gottsched, professeur à Leipsic. Avec la traduction allemande, suivie d'une parodie, am 21. November 1757 von der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg vertheilt, alsbald in Berlin nachgedruckt). War es aber darum auch nothwendig, daß Gottsched, dem es jedenfalls sauer angekommen war, drei Monate lang von dem „hohen Merkmal königlicher Gnade" zu schweigen, nicht nur am 5. Januar 1758 sich in der Leipziger gelehrten Zeitung gegen den Verdacht verwahrte, als seien durch ihn Abschriften des „königlichen Sinngedichtes" verbreitet oder gar der Druck desselben veranlaßt worden, sondern im Februarhefte seines „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" in zwei Aufsätzen die ganze Geschichte seiner Begegnung mit Friedrich II. bis auf die „sehr kostbare goldene Tabatière", die derselbe im Anfange des Jahres 1758 ihm von Breslau aus sandte, ausführlich darstellte und dabei die Verse des Königs mit ihren verschiedenen Uebersetzungen und Nachbildungen, vor allem aber mit seiner eigenen zweifachen Antwort selbstgefällig abdruckte? Man ist fast geneigt, beim Durchlesen dieses von der Eitelkeit dictirten Berichtes an der historischen Treue desselben zu zweifeln, nicht zwar als ob Gottsched die Ereignisse geradezu unrichtig und gefälscht dargestellt, sondern daß er Einzelnes zu seinen Gunsten übertrieben oder schöner gefärbt habe. Mit einer derartigen Auffassung würden wir ihm aber großes Unrecht thun. Wenigstens äußerte er sich wenige Wochen nach jenen Gesprächen mit Friedrich II. brieflich darüber ganz in derselben Weise.

In der mit der Universitätsbibliothek zu Halle a. S. vereinigten bibliotheca Ponichaviana befindet sich ein Sammelband von lateinischen, deutschen und französischen Briefen von verschiedenen Gelehrten an Johann Michael

Digitized by Google

Francke (6. Januar 1717 bis 19. Juni 1775), den Universitätsfreund Gellert's, von 1740 bis 1764 Vorstand der Bibliothek des Grafen Bünau in Nöthnitz bei Dresden und als solcher von 1748 bis 1752 College Winckelmann's, der nach seinem Abschiede vom Vaterlande einen lebhaften und vertrauten Briefwechsel mit dem Freunde unterhielt. Diese Sammlung enthält unter anderm zwei französische Briefe von Rost aus dem Juli 1746 von geringerer Bedeutung, dagegen einen werthvollen deutschen Brief Riedel's aus Wien vom 5. März 1773, worin derselbe sich entschuldigt, daß er sich gegen seine Wiener Freunde, welche den Nachlaß Winckelmann's herauszugeben gedächten, verpflichtet habe, die Biographie des Verstorbenen zu schreiben, ohne zu wissen, daß Francke, dem für die ersten Perioden von Winckelmann's Leben das Material aus den reichsten und echtesten Quellen fließe, ja auf dessen Beihilfe er selbst bei seinem Vorhaben gerechnet habe, die gleiche Arbeit bereits unternommen. Auch drei umfangreiche Briefe Gottsched's an Francke sind erhalten, ein französischer vom 10. September 1753, der sich hauptsächlich auf den Austausch seltener alter Druckwerke zwischen Gottsched und der Bünau'schen Bibliothek bezieht, und zwei deutsche vom 16. November 1757 und vom 4. April 1758. Das letztere Schreiben enthält außer persönlichen Nachrichten mehrere Anspielungen auf Francke's und Gottsched's gelehrte Thätigkeit, besonders auf seine Arbeiten für den „nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst". Der Brief vom 16. November 1757 hingegen berichtet eingehend über die Audienzen bei Friedrich dem Großen. Nur der Anfang, der für die Kenntniß von Gottsched's Wesen nichts Neues beibringt und darum hier wegbleiben mag, behandelt die germanistischen Studien des Leipziger Gelehrten und betrifft speciell den Titel der prosaischen Ueberarbeitung von Gottfried Hagen's Kölner Reimchronik aus dem Jahre 1499. Dann fährt Gottsched fort:

Für Er. Hochedeln schönes Stück einer virgilianischen Uebersetzung danke ich ergebenst. Es hat mir, ohne Schmäucheley so wohl gefallen, daß ich es diesem Monathe des Neuesten*) einzuverleiben mir, wiewohl ohne Dero Erlaubniß die Freyheit genommen habe. Ich zweifle nicht, daß es mehrern gefallen werde; und da können E. H. wie Apoll hinter der Tafel das Urtheil der Kenner und Liebhaber anhören. Meines Erachtens sollten Dieselben dem Rathe des jüngern Plinius gemäß, auch ohne ein Poet von Handwerke seyn zu wollen, sich dann und wann ein Vergnügen mit dergleichen kleinen Stücken machen. So hat mir der König von Pr. dieser Art kleine Uebersetzungen von seiner Arbeit vorgelesen, die theils aus dem Horaz, theils aus dem Cicero genommen waren. Von jenem war es die 23ste Ode des III. B. von diesem aber der Schluß der Rede pro Fortejo, und der Schluß der Rede pro Ligario; die ihm sehr gut gerathen waren.

*) Im „Neuesten" vom November 1757, S. 886—888 steht diese „Probe einer Verdeutschung" aus Virg. Aen. IV, 590—629 in Alexandrinern von „einem Ungenannten Fr."

Digitized by Google

Was Er. H. von meinen Unterredungen mit diesem Monarchen gemeldet worden ist allerdings gegründet. Die erste Audienz hatte ich, auf ausdrücklichen Befehl den 15. Oct. als er kaum hier angelanget war, und die dauerte von 3 Uhr bis halb 7. Den Tag darauf erhielt ich die Verse von seiner eigenen Hand:

Le Ciel en dispensant ses dons bis
Les plus beaux Lauriers d'Apollon.

Nachdem ich ihm die von mir übersetzte Strophe des Rousseau*), übersandt hatte. D. 17 gieng er weg. Den 26sten kam er von Torgau wieder; und nachmittage um 3 ließ er mich wieder rufen; da ich denn von halb 4. bis halb 5. bey ihm zu seyn die Ehre hatte. Beym Abschiede befahl er mir, morgen wieder zu kommen, und gewisse Sachen von meiner Frau Feder mit zu bringen. Ich bath mir aber auch die Erlaubniß aus, auf sein Gedicht eine unterthänigste Antwort zu Füßen zu legen; welche ich denn erhielt. Ich kam des folgenden Tages kurz vor 5. in sein Cabinet; und da hatte der König nicht nur die Gnade von meiner Freundinn deutschen Sachen in geb. und ungeb. Rede verschiedenes zu lesen, sondern auch einen deutschen und französischen Brief von ihr, sehr zu billigen. Es kam nun mein Gedicht an die Reihe: und ungeachtet ich mich erboth es vorzulesen: so nahm ers doch selbst mit den Worten: Je le lirai moi même, je l'entendrai mieux. Und da hatte der Herr, ungeachtet er das Deutsche gar nicht liebet, die große Geduld ein Gedicht von 185 Zeilen in einem Stücke mir laut vorzulesen; und hier und da nach der Bedeutung gewisser unbekannter Wörter zu fragen. Nach vielen andern Unterredungen von französischen und deutschen Poeten, sonderlich Trauerspielen, laß er mir etliche von seinen französischen Uebersetzungen aus dem Cicero vor; urtheilte von der heutigen Beredsamkeit, daß es ihr an großen und wuchtigen Materien fehlte; und so vergiengen abermal 3 volle Stunden, so daß ich um $^3/_4$ auf 8 erst wieder von ihm kam. Bey seiner letzten Gegenwart nach dem Siege**) hat er mich nicht wieder rufen lassen: folglich bin ich auch nicht zu ihm gegangen; um allen Argwohn des hiesigen Neides zu vermeiden.

E. H. können sichs unmöglich vorstellen, wie gnädig, und ich möchte sagen freundschaftlich der Herr mit einem umgehen kann, wie bewandert [sc. er] in allen schönen Wissenschaften, auch in den Schriften der Alten ist, in soweit er sie aus franzöſ. Uebersetzungen kann kennen lernen. Ich habe zwar viel davon erzählen gehöret, aber ungleich mehr gefunden. Vieleicht habe ich ihm von den Deutschen freyen Künsten einige erträglichere Begriffe beygebracht, als er von seinen Lieblingen und Franzosen haben können.

Was die Beschaffenheit seines Herzens anbetrifft: so haben E. H. recht. Mein Gedicht hat ihm die wenige Verbindung der Musen mit dem Mars auch, in Beschreibung des dreyßigjährigen Krieges, als eines großen Hindernisses der schönen Wissenschaften vor Augen gemalet. Wenn er nur den Schluß der Rede pro Ligario, den ich mit Fleiß auf die Bahn brachte, und den er schon übersetzet hatte, und mir vorlaß, in die Ausübung bringen wollte!

Wir leiden noch durch Garnisonen, Verwundete Gefangene, und 300,000 Thl. Contributionen, die in 14 Tagen baar geliefert werden müssen, ungemein. Gott muß helfen! Die Franzosen sonderl. Officiers, reden von dem letzten Siege

*) Im Januarheft des „Neuesten" von 1758, S. 38—46 mit einem ausführlichen Vorbericht gedruckt.

**) Bei Roßbach am 5. November 1757.

Digitized by Google

mit Verwunderung. Ihr H. Prinz Soubise ist recht mit einer bêtise zu Felde gezogen; der König aber hat ihn als ein Meister in dieselbe Falle gebracht, die er ihm aufgestellet hatte.

Ich habe Briefe aus Regenspurg, daß der Sieg ungemeine Aufmerksamkeit erwecket hat. Die Evangelischen frohlocken alle.

Ich empfehle mich fernerm geneigten Andenken, und meine liebste thut ein gleiches. Mit aller schuldigen Hochschätzung werde ich jederzeit beharren

L. d. 16. Nov. 1757.

Eurer Hochedeln
bereitwill. und ergeb.
Diener
Gottsched.

P. S. Die Fr. Fritschinn hat mir die letzten Theile des gräfl. Bünauischen Verzeichnisses nicht zukommen lassen; sonst würde ich sie im Neuesten lange recensirt haben. Vieleicht können E. H. eine kleine Erinnerung anbringen.*)

Es ist für Gottsched bezeichnend, daß er seinen Unterredungen mit Friedrich II. eine Art von literarhistorischer Bedeutung beizulegen versuchte, daß er sich bemühte, durch sein Gespräch wie durch seine Verse dem großen König einen besseren Begriff von der deutschen Poesie beizubringen, eben so wie ihn später der sanftmüthige Gellert naiv bat, Deutschland den Frieden zu geben. Friedrich las mit einer Geduld, über die Gottsched selbst erstaunte, das lange, rhetorisch aufgeputzte Gedicht seines „Bewundrers" und ließ sich einzelne Stellen von dem Verfasser ausführlicher erläutern. Diese Arbeit scheint also mehr Gnade in den Augen des königlichen Kritikers gefunden zu haben als Gottsched's Uebersetzung der Iphigenie von Racine, von welcher Friedrich Gellerten klagte, er habe, als Gottsched sie ihm vorlas, das französische Original dabei gehabt und doch kein Wort verstanden. Daß Friedrich von Gellert einen bedeutenderen und vortheilhafteren Eindruck gewann als früher von Gottsched, unterliegt keinem Zweifel. Freilich wurde auch Gellert, obwohl ihn der König beim Abschiede aufforderte, öfters zu kommen, nicht wieder zur Audienz gerufen. Aber in seinem französischen Schreiben über die deutsche Literatur, ihre Fehler und die Mittel sie zu verbessern (Berlin 1780) gestand Friedrich ihm gerne den Ruhm zu, daß er auf dem Gebiete der Fabel sich neben Aesop und Phädrus einen Platz zu erringen gewußt habe; Gottsched's ward dagegen, so „freundschaftlich" auch einst der König mit ihm umgegangen war, in der ganzen Schrift mit keiner Silbe gedacht.

Franz Muncker.

*) Der dritte Theil des von Francke herausgegebenen catalogus bibliothecae Bunavianae wurde im Decemberheft des „Neuesten" von 1757 lobend angezeigt.

Digitized by Google

Zur Frage der Abſtammung der Neugriechen.*)

In unſeren Tagen, da Slaven und Griechen auf der Hämushalbinſel mit einander gewaltig ringen, kann man es einem gebildeten Griechen weniger als je verdenken, wenn er gegen die Unterſtellung proteſtirt, als ob ſlaviſches Blut in ſeinen Adern rolle. Vielleicht durch dieſe Zeitſtimmung beeinflußt, jedenfalls aber gewappnet mit hiſtoriſchem Beweismateriale ſucht Conſtantin Sathas, der unermüdliche helleniſche Geſchichtsforſcher, in der Einleitung zu vorliegendem Buche darzuthun, daß ſeine Nation allerdings im Verlaufe des Mittelalters eine Miſchung eingegangen habe, aber daß es nicht die ſlaviſche Raſſe geweſen ſei, mit welcher ſie ſich vermiſcht, ſondern die albaneſiſche. Sathas meint, über dieſem letztgenannten Volke ſchwebe noch ein Dunkel, und mit ſichtlichem Wohlgefallen blickt er auf die frühe unter den Albaneſen auftretende Tradition, als ob ſie die ächten Nachkommen der alten Hellenen wären. Würde dieſelbe auch nur halbwegs ſich bewahrheiten, ſo wäre ja jene Miſchung genau genommen blos eine Auffriſchung des althelleniſchen Blutes geweſen. Sonſt hält man in der gelehrten Welt dafür, die Albaneſen ſeien Glieder der thrako-illyriſchen Völkergruppe und ſtehen als ſolche ethnographiſch betrachtet den Griechen kaum näher als die Slaven. Doch wir treten den Unterſuchungen des gelehrten Griechen näher. Sie beſchränken ſich durchaus auf Morea.**)

Es iſt bis jetzt — allerdings auf einen nicht ganz vertrauenswerthen Gewährsmann hin — angenommen worden, daß der griechiſche Deſpot von Miſithra Manuel Kantakuzenos (geſtorben 1380) der erſte geweſen ſei, der Albaneſenſchaaren zur Anſiedelung in den entvölkerten Peloponnes berufen habe. Frühere Zeugniſſe für eine ſolche Anſiedelung, in welchen der Name der Albaneſen ausdrücklich genannt wäre, führt auch Sathas nicht an. Aber er ſchließt auf deren weit früheres Vorhandenſein aus Namen von moreotiſchen Landſtrichen und Orten oder von Perſonen, die in der mittelalterlichen Geſchichte der Halbinſel eine Rolle geſpielt haben. So ſei der mächtige Be-

*) C. N. Sathas, documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen âge. Série I. Tome 1. Paris 1880.

**) Den bisher noch nicht befriedigend erklärten Namen dieſer Halbinſel beſpricht Sathas in ſehr ſcharfſinniger Weiſe. Er zeigt, daß urſprünglich blos der nordweſtliche Theil der Halbinſel, ſpeciell das Küſtenland von Elis, mit dem Namen Morea belegt wurde, und daß unweit der neueren Stadt Pyrgos, wo jetzt nur noch ein Fiſcherſtrand den Namen Muria bewahrt, zur Zeit der fränkiſchen Eroberung ein Hafenplatz, genannt Moreas oder Moraias, ſtand, von welchem dieſer Name auf die ganze umliegende Küſtenlandſchaft und zuletzt auf die ganze Halbinſel überging. Es läßt ſich freilich nicht nachweiſen, daß dieſer Hafenplatz je von größerer Bedeutung war; jedenfalls wurde er ſehr frühe von Andravida und Clarenza in Schatten geſtellt.

Digitized by Google

herrscher von Nauplion Leo Sguros (um 1200) seinem Namen zufolge ein Albanese gewesen, ein Branas gleichfalls albanesischen Ursprungs habe zur Zeit der Vertheilung des griechischen Reichs unter die Kreuzfahrer den Landstrich zwischen Modon und Patras innegehabt und bei der Vertheidigung des Binnenlandes von Morea gegen die eindringenden Franken mitgewirkt.

Allein gesetzt es sei die albanesische Abstammung dieser Männer (und eines Dritten, Butzaras, bekannt aus der Chronik von Morea) erwiesen, so erhebt sich immer noch die große Frage: haben wir uns dieselben als Stammeshäupter vorzustellen, umgeben von einer großen Gefolgschaft von Stammesgenossen, deren Wohnsitze sich ganz ebenso weit ausdehnten als das Herrschaftsgebiet ihres Hauptes, oder gehörten nicht vielmehr jene Sguros und Branas zu den vielen Familien buntester Herkunft, welche innerhalb des byzantinischen Reiches auf der Leiter der Beamtenhierarchie zu hoher Stellung emporgeklommen waren, indem sie ihre Amtsdistricte oder ihre erkauften Latifundien in erbliche Feudalherrschaften umzuwandeln verstanden? Leo Sguros ist sicher zur letzteren Klasse zu zählen, desgleichen aber auch das weitverzweigte Geschlecht der Branas, welches in Constantinopel und Adrianopel sogut seine Rolle spielte wie in Morea. Verhält es sich nun so, dann wird man aus der ursprünglichen Herkunft der Sguros und Branas keine Folgerungen ziehen dürfen betreffend die Nationalität derjenigen, die im Bereiche ihrer Feudalherrschaften angesiedelt waren, und es wird uns keineswegs überraschen, wenn bei der Vertheidigung des arkadischen Gebirgslandes gegen die eindringenden Franken Albanesen als Führer auftauchen, das Gros der Vertheidiger aber aus — Slaven bestand. Sathas aber sagt: Führer und Volk müssen Eines Stammes sein; sind Branas und Butzaras Albanesen, so müssen auch die unter ihrer Führung Kämpfenden dieser Nationalität angehören; die Chronik von Morea bezeichne sie fälschlich als Slaven. Er fügt hinzu, gerade dem Gebirgslande im Herzen Morea's, welches damals der Hauptschauplatz des Kampfes gewesen, werden in derselben mittelalterlichen Chronik albanesische Bezeichnungen (skorta, drongos) beigelegt und viele Dörfer desselben führen noch heute albanesische Namen.

Wir können hier unmöglich auf philologische Details eingehen. Nur eines möge gesagt werden. So häufig uns auch im heutigen Morea von Albanesen bewohnte Dörfer begegnen, so muß uns doch ein Umstand hindern, solche für das Mittelalter in größerer Anzahl vorauszusetzen. Noch im fünfzehnten Jahrhundert verrathen die Albanesen in Morea wenig Neigung zum seßhaften Leben; in kleineren oder größeren Gefolgschaften (comitivae) ziehen sie hin und her, wohnen unter Zelten (catunae), suchen bald Weideplätze für ihre Heerden, bald Kriegsdienste und nehmen es gar nicht schwer, in das Territorium eines andern Gebietsherrn überzutreten, wenn sie sich mit dem

Digitized by Google

einen überworfen haben. Daraus sehen wir, daß sie noch nicht sehr lange ihre epirotische Heimath verlassen hatten, und in dieser Vorstellung befestigt uns Sathas wider seinen Willen, indem er sehr schön entwickelt, wie die Clanshäupter der Albanesen in Lakonien, deren Namen die venetianischen Documente des fünfzehnten Jahrhunderts an die Hand geben, in enger Verwandtschaft standen mit denen in Thessalien, sodaß jene als eine Abzweigung von diesen sich darstellen. Nun waren aber nach dem unverwerflichen Zeugniß des älteren Marino Sanudo um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Albanesen eine ganz neue Erscheinung in Thessalien. Eher später als früher werden sie in den von ihrer Heimath noch weiter abliegenden Peloponnes eingewandert sein. Indem wir solche Sätze aufstellen, bewegt sich freilich unsere Geschichtsanschauung auf ganz anderen Bahnen als die unsers griechischen Gelehrten. Das Ziel, dem er zustrebt, ist der Nachweis, daß schon in der ersten Hälfte des Mittelalters Albanesen in größeren Massen den Peloponnes bewohnt haben; nur seien sie bisher nicht als solche erkannt worden, weil die byzantinischen Historiker sie als Slaven oder Slavinen in die Geschichte einführten; über das Letztere dürfe man sich übrigens nicht wundern, da ja die Ignoranz der Byzantiner in ethnographischen Fragen bekannt sei, zudem haben diese keine Gelegenheit versäumt, um den moreotischen Griechen, mit denen sie in religiösem und politischem Zwiespalt lebten, eine Schmach anzuhängen! dies sei aber geschehen, indem sie den Bundesgenossen derselben, den Albanesen, den verachteten Namen der Slaven beilegten. Und den Fußtapfen dieser ebenso unwissenden als übel wollenden Chronisten seien auch die Abendländer nachgegangen, so oft sie von Slaven oder slavischen Landschaften in Morea sprechen. Also blos durch die getrübte Brille der Byzantiner sah der Pilger Willibald im achten Jahrhundert, indem er die Gegend um Napoli di Malvasia „slavinia terra“ nennt, durch sie verleitet ließ der Verfasser der Chronik von Morea Slaven in der Mitte der Halbinsel wohnen und auf dieselbe Irrthumsquelle ist auch der in den venetianischen Documenten des fünfzehnten Jahrhunderts für Tzakonien öfters gebrauchte Name „Sclavonia“ zurückzuführen! Wir gestehen, daß die Wahrscheinlichkeit nicht für diese Aufstellungen spricht, die freilich bis jetzt nur kurz hingeworfen sind.

Karl Hopf, der die Einwanderungen der Slaven in Griechenland zugiebt, aber die Tragweite ihres Einflusses auf ein annehmbares Maß zurückführt, dürfte sich auf diesem Boden als ein zuverlässigerer Führer bewähren. Sathas kennt ihn leider kaum dem Namen nach; sonst würde er nicht als eigene Entdeckung verkünden, was Hopf längst erkannt hat, daß der Name Navarin mit der navarresischen Söldnercompagnie zusammenhänge, die dort eine Zeit lang gehaust; sonst hätte er auch schwerlich noch den Abulfeda von

Digitized by Google

Slaven sprechen lassen, welche im Westen von Monembasia wohnen und die Despoten von Epirus als ihre Herren anerkennen, während doch Abulfeda nach Hopf's verläßlicher Deutung in der betreffenden Stelle die Bewohner Clarenza's (esclirens) meint und von ihnen aussagt, daß sie der Königin, das heißt der Katharina von Anjou-Tarent unterthan seien.

Was wir bisher bemerkt haben, bezieht sich lediglich auf die Einleitung, welche Sathas dem ersten Bande seiner Sammlung vorauszuschicken beliebt hat. Die auf zehn Bände berechnete Publication selbst verspricht für die Geschichte des griechischen Mittelalters sehr wichtig zu werden. Sie wird eröffnet durch mehrere Bände venetianischer Archivalurkunden aus dem fünfzehnten Jahrhundert, denen mittelalterliche Beschreibungen und Karten des griechischen Landes beigegeben werden. Eine zweite Serie wird griechische Urkunden bringen aus dem der Aufhellung so sehr bedürftigen Zeitraum, dessen Grenzen durch die Einführung des Christenthums einerseits, durch den vierten Kreuzzug andrerseits bezeichnet werden. Von einem Manne, der die mittelgriechische Literatur, gedruckte und ungedruckte, beherrscht wie kein zweiter und dessen patriotische Hingebung keine Mühe und kein Opfer scheut, ist eine energische Förderung des Unternehmens zu erwarten, welches überdies von Seiten der hellenischen Abgeordnetenkammer unterstützt wird.

W. Heyd.

Zur Währungsliteratur.

Neben einer anonymen Broschüre und dem Schriftchen von W. von Kardorff: „Die Goldwährung, ihre Ursachen, ihre Wirkungen und ihre Zukunft" (Berlin, Springer) regt die Währungsliteratur im Sinne des Bimetallismus aufs Neue an der Freiburger Docent O. Arendt in seinem stattlichen Bande: „Die vertragsmäßige Doppelwährung", dessen Specialtitel heißt: Die Unmöglichkeit der Durchführung der einfachen Goldwährung in Deutschland. (Berlin, Springer). Den zweiten Theil des Buches stellt der Verfasser in nahe Aussicht. Man kann nicht umhin zuzugestehen, daß der Verfasser aus fester Ueberzeugung heraus und aufs Beste mit Materialien gerüstet, mit deutscher Gründlichkeit an seine Aufgabe gegangen ist. Er sieht es dabei mit Recht als eine bloße Zufälligkeit an, daß sich bei uns die Währungsfrage mit politischen Fragen complicirt hat, während die anderen Länder von dieser Vermischung frei geblieben sind. In der That sind bei uns die Liberalen, insofern sie in Bamberger ihren Sprecher sehen, meist der Goldwährung geneigt, die Conservativen der Goldwährung feindlich gesinnt und seit Cernuschi scheinbar ein Mittel gefunden hat, die übeln Seiten

Digitized by Google

der Doppelwährung zu entfernen, nämlich durch vertragsmäßige Erweiterung derselben über die ganze civilisirte Erde, sind Conservative und Freiconservative fast alle zum Bimetallismus übergegangen. Auf diese Weise glauben sie auch die beste Veranlassung zu haben, den liberalen goldbegeisterten Gegnern die große Geschäftskrisis des Jahres 1873 auf das Sündenregister setzen zu können. In diesem letzteren Punkte kann sich Arendt den Conservativen nicht anschließen, denen er auch politisch nicht anzugehören scheint, wie sehr er für Bimetallismus eingenommen ist. Die vom Verfasser nicht gebilligte Versetzung der politischen mit der Währungsfrage wird übrigens auch dadurch nicht unbedeutend modificirt, daß ein Hauptorgan der Conservativen, so viel wir wissen, noch jetzt für die Goldwährung sich erklärt.

Der vorliegende erste Band hat einen vorbereitenden negativen Charakter und will zeigen, daß die Goldwährung in Deutschland und überhaupt verderblich und unmöglich ist. Bekanntlich ist für die ganze Frage eine Wendung eingetreten durch die Suspendirung der Silberverkäufe seit Mai und Juni 1879 und die dabei mitgetheilten erstaunlichen Zahlen des Bankpräsidenten von Dechend über die Verluste, die das Reich an dem verkauften und noch zu verkaufenden Silber leidet. Nach dem Ueberschlage des erfahrenen, freilich nicht ganz unparteiischen Beamten waren schon 96½ Millionen Mark verloren worden und da er die Menge der noch vorhandenen Thaler auf 476 Millionen Mark ansetzte, so rechnete er noch weitere 90—100 Millionen Mark als bevorstehenden Verlust. Diese Zahlen erschreckten mit gutem Grunde die Mitglieder des Reichstages. Sie riefen eine Kritik hervor, die sich besonders darauf bezog, daß von Dechend den Münzgewinn an dem neuen Silber nicht berücksichtigt habe, wodurch ein Mehrverlust von fast 60 Millionen Mark in von Dechend's Angaben gerathen sei. Der Bankpräsident hatte zur Begründung des Verfahrens, daß er den Münzgewinn an dem unterwerthigen Silber nicht berechnet habe, angeführt, daß durch diesen Gewinn das Nationalvermögen nicht gewachsen sei. Das genügte den Zuhörern im Reichstage nicht, denn es handelte sich ja gar nicht um das Nationalvermögen, sondern um die Reichskasse, die ja die Fünfmarkstücke nicht zu ihrem innern Werthe an den Mann gebracht hatte, sondern zu ihrem künstlich erhöhten Werth, so daß ein Nichtberücksichtigen dieses Umstandes einer Verfälschung der wirklichen Rechnungslage gleich gekommen wäre. Herr Arendt, der mit dem Bankpräsidenten einverstanden ist, ist eben darum bestrebt, für die Nichtberücksichtigung jenes Gewinnes eine annehmlichere Begründung zu finden und hebt in dieser Absicht hervor, daß jener Münzgewinn, weil der Staat ja einmal diese unterwerthigen Münzen voll einlösen müsse, wie das Papiergeld, zu einem Fonds hätte gemacht werden müssen, aus dem der Münzenumlauf des Reiches in der Folge immer in Ordnung zu halten wäre. Diese Ein-

Digitized

nahme repräsentire eigentlich eine Schuld des Reiches und könnte daher nicht als Gewinn betrachtet werden. Eine außerordentlich weitschauende Münzpolitik. Es ist nur consequent, wenn er den Verlust, den die Regierung durch die Abreibung der hundertjährigen Silbermünzen erlitten hat, von den Münzkosten abzieht. Aber das Ganze dieses Streites stimmt wohl zu den Ansichten des Herrn von Dechend, viel weniger aber zu der Art die Dinge zu behandeln, die wir sonst bei Arendt finden. Denn er ist nie darauf aus, die Dinge zu sehen wie sie sich normal ausnehmen, sondern wie sie sich im Drange der abnormen Wirklichkeit gestalten. Darum ist es ungewöhnlich von ihm zu hören, welche Berechnung über den Münzgewinn der Reichsfiscus hätte aufstellen sollen, und über das Factum selbst, wie die Rechnung liegt, nichts zu hören.

Im Uebrigen ist es ziemlich unnütz, den Verlustberechnungen des Herrn von Dechend andere entgegenzustellen oder sie zu unterstützen durch eigene Berechnungen. Alle diese Rechnungen zeigen eine unheilbare Schwäche darin, daß Niemand sagen kann, wie viele Silbermünzen seit ihrer Prägung verloren gegangen sind. Gerade Arendt zeigt, wie groß diese Unsicherheit ist und wie wenig berechtigt man ist, aus den schon eingezogenen Münzgattungen Schlüsse auf anderweitige Verlustprocente zu machen, in Bezug auf Münzen, deren absolute Menge, Umlaufsgebiet, Prägungszeiten so ganz andere Umstände zeigen. Wir werden am Besten thun, aus von Dechend's Zahlen zu entnehmen, daß die Verluste ganz enorm sind; es ist in der That naiv, an dieser Thatsache vorbei kommen zu wollen. Was sie bedeutet, ob sie uns hemmen soll, die Münzreform zu vollenden, oder ob das Umgekehrte darin liegt, hängt von ganz anderen Dingen ab. Und hier offenbart sich die ganze Verschiedenheit der Betrachtungsweise. Es ist öfters den Liberalen und den Manchestermännern vorgeworfen worden, daß sie ihre Ideen mit einer Art von religiösem Cultus verehren und es nicht scheuen, um sie zu verwirklichen, mit blindem Vertrauen in die Zukunft, die Gegenwart preiszugeben. Bei sittlichen Dingen billigen wir ohne Schwierigkeit diesen Idealismus. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Niederwerfung des Sklavenwesens werden darum nicht weniger gepriesen, weil der nächste Erfolg ein ökonomischer und in vielen Fällen ein persönlicher Verfall der Individuen und ganzer Klassen war. Wenn wir gegenwärtig sogar in diesen Dingen maßvolle und zurückhaltende Reformen den überfliegenden Projecten vorziehen, so sind wir erst recht in den Dingen realistisch-nüchtern geworden, die mit dem Sittlichen nichts zu thun haben und bei denen die Wohlfahrt der Menschen, die nächste äußere Zufriedenheit derer, für die wir Gesetze machen, alles ist. So ist gewiß jedes Schwärmen für Principien von der Währungsfrage, wie von den Zoll- und Steuerfragen fern zu halten. Wir für unsere Person bleiben

Digitized by Google

entschieden, wenn es sich um Principien handelt, bei der Vorliebe für Goldwährung in Deutschland stehen. Nichts von alle dem, was seit G. Hoffmann für dieselbe gesagt worden ist, ist durch Wolowski und seine Nachfolger entkräftet worden. Aber sobald man uns beweist, daß das principiell Bessere sei es durch unsere Fehler oder durch von uns nicht abhängige Umstände uns nicht erreichbar ist, es sei denn mit den größten Nachtheilen derer, denen wir helfen wollen, so halten wir es für übel angebracht, auf dem an sich Besseren dennoch zu bestehen. „Goldwährungsfanatiker" zu sein, ist daher auch in unseren Augen ein Vorwurf, wie in denen des Verfassers. Es ist eine starke Seite des Verfassers, daß er überall die Augen auf die Schwierigkeiten gerichtet hält, die das gegenwärtige Leben bedrücken.

Wir verstehen so seine Aeußerung (Seite 35): „Wie kann man verlangen, daß Deutschland ein Opfer von 125 Millionen Mark bringt zu einer Zeit, wo Hunderttausende seiner Bürger die öffentliche Mildthätigkeit für sich in Anspruch nehmen, wenn dieses Opfer nicht unbedingt nothwendig ist. Diese Nothwendigkeit liegt nicht vor, vielmehr würde sich eine gedeihliche Durchführung unserer Münzreform ohne jedes Opfer erzielen lassen, wenn wir nur mit dem Principe der reinen Goldwährung brechen." Es mußte diese Zeit trockner realistischer Betrachtung auf die schwungvolle Zeit von 1871 folgen; es will uns indeß vorkommen, als hätten wir nun auch bald genug an der trocknen Prosa, mit der unsere schönsten Absichten kritisch unterhöhlt werden. Unsere Parlamente wenigstens ächzen unter der Interesselosigkeit ihrer kleinlichen Objecte, und erst wenn einmal wieder unberechenbare Potenzen, ideologische Güter, wie kirchenkämpfliche Aussichten, in Frage kommen, sieht das Auge wieder freudiger in die Welt, die doch etwas mehr verlangt, als gewissenhaftes Abwägen von Gewinn und Verlust beim Münzwesen, oder gute Viehseuchengesetze. Doch das soll nicht gegen den Verfasser gesagt sein. Jeder muß sich seine specielle Aufgabe aussuchen nach seiner Kraft und der Richtung seines Geistes.

Der Verfasser rechnet es mit zu den Erfordernissen seiner Polemik, gegen Gegner persönlich vorzugehen; es ist fast unglaublich, wie er Hertzka und Bamberger behandelt. Am bedenklichsten ist indeß sein Verhalten gegen Soetbeer, welchen er nicht selten mit trefflichen Worten lobt, um ihn bald darauf auf das Schwerste zu beleidigen. Dies wird ihm dadurch möglich, daß er in den vielen Aufsätzen Soetbeer's zahlreiche Widersprüche entdeckt und den wissenschaftlichen Soetbeer von dem „Journalisten" Soetbeer, der mit Bewußtsein eine faule Sache sophistisch vertheidigt, in boshafter Weise unterscheidet. Wir haben von der journalistischen Thätigkeit Soetbeer's keine genügende eigene Kenntniß, und wollen daher über die mitgetheilten Stellen, die freilich nicht recht begreiflich sind, kein Urtheil fällen, aber das ist uns nicht zweifel-

Digitized by Google

haft, was man nach vielleicht kurzer Zeit sagen wird, zu der Zeit, wenn einmal die Bedeutung Soetbeer's und die Arendt's gegen einander abgewogen werden können.

Zu den vielen Specialfragen, die zwischen den Währungspolemikern verhandelt werden, gehört auch die Frage, ob die deutsche Münzreform an der Entwerthung des Silbers Schuld sei. Es ist freilich selbstverständlich, daß diese Frage bejaht werden muß. Eine „Illusion" kann man es nur nennen, daß die Münzreform die wesentlichste Schuld sei, oder gar die einzige. Weshalb die Frage überhaupt sich der exacten Behandlung nicht leicht darbietet, liegt in der Macht der Meinung. Wenn die Meinung der Handelswelt entschieden die Richtung nimmt, daß ein großes Reich wie Deutschland dem Gesetze gemäß das Silber abstoßen wird, so wirkt diese Meinung einmal schon früher als die Thatsache, und auch noch wenn die Silberverkäufe schon eingestellt werden, kann diese Meinung ihre Macht behaupten. Und so ist es denn mehr Sache des guten Willens, wie hoch man die Wirkung unserer Münzreform auf die Entwerthung des Silbers ansetzen will. Ein andrer Punkt, der mit einer seltsamen Wichtigkeit behandelt wird (Seite 5) ist der, ob Soetbeer daran Recht gethan habe, die Einstellung der Silberprägung im lateinischen Münzbunde als eine selbständige Ursache der Silberentwerthung anzusetzen. Arendt sagt nein, die Fünffrancsstücke seien nicht mehr geprägt worden, weil Deutschland seine Reform beschlossen habe; es sei diese französische Maßregel also eine bloße Folge unseres Verfahrens. Die sonstige logische Bildung des Verfassers hätte doch wohl gestattet, „Ursache" von „Veranlassung" zu unterscheiden. Gesetzt, ein Land A treibt die Jesuiten aus, nun giebt es ein Nachbarland B, das sich bisher immer gerühmt hat, bei seiner guten liberalen Constitution könne es alle möglichen Elemente zulassen und verdauen, ja es sei ein „Compensationspendel" für die ganze Politik. Wie also die Jesuiten des Landes A nach B überströmen, giebt B auf einmal kleinmüthig seine Toleranz auf und verschließt den Jesuiten alle seine Grenzen und alle Wirksamkeit. Dann werden die Jesuiten höchst wahrscheinlich das Land B nicht von Schuld freisprechen und alles auf A wälzen, sondern in B eine selbständige Ursache ihrer Entwerthung sehen. Aber wie gesagt, diese ganze Frage ist so kleinlich, daß man besser thut, davon abzusehen. Arendt kann ja doch, indem er die Deutschen wegen der Silberentwerthung öffentlich an den Pranger stellt, nicht die anderen Nationen einladen, uns zurechtzusetzen. Er wird sich in dem zu erwartenden zweiten Bande dadurch nur zu einer großartigen Mahnung an die deutsche Regierung moralisch berechtigt fühlen, wir, die Hauptmissethäter möchten nun aus allen Kräften die allgemeine Conferenz herbeiführen, auf welcher Deutschland, Amerika, der lateinische Münzbund und andere Staaten — nicht sowohl den ewigen Frieden als vielmehr —

Digitized by Google

die vertragsmäßige Doppelwährung à la Cernuschi zu beschließen haben. Er ist so nachsichtig, den Britten ihre Betheiligung an dieser Währungsconvention zu erlassen und ihnen die Goldwährung zu gestatten, bis sie pater peccavi sagen, was ja nicht lange ausbleiben dürfte.

Es ist im Ganzen ein bequemer Standpunkt, den der vertragsmäßige Bimetallismus vertritt. Er bezieht sich auf Zustände, die nicht gewesen sind und nicht sind, sondern der Zukunft angehören, auf das große Gebiet des „Wenn einmal". Dagegen kann man nicht anders polemisiren, als daß man auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam macht, die darin liegt, daß so viele selbständige und auf einander eifersüchtige Staaten sich in Bezug auf ein so wichtiges Gebiet, wie die Münzwährung ist, so ganz die Hände binden sollten. Aber diese Argumentation widerlegt die Propheten des Bimetallismus so wenig, wie die des ewigen Friedens. Und dagegen ist nichts zu sagen. Wir sehen nicht ohne Interesse dem zweiten Bande entgegen, um uns beweisen zu lassen, daß die vertragsmäßige Doppelwährung, die europäische „$15\frac{1}{2}$", so zu sagen, keine Utopia ist, sondern etwas leicht Realisirbares. Daß sie etwas sehr Werthvolles sein würde, wenn sie zu Stande käme, sollte man nicht bezweifeln.

Auf dem Gebiete des unergründlich Prophetischen bewegt sich so außerordentlich viel in unserm Buche, nicht blos, wie schon ausgeführt, die Angaben über das noch zu verkaufende überflüssige Silber, sondern auch die Ansichten über die geringe Quantität des noch verborgenen Geldes, für die ein geologisch-prophetisches Buch stets citirt wird, wie bekannt. Alle diese prophetischen Stimmen haben von Natur etwas Anziehendes. Im Reichstage wurde jüngst gesagt, so oft die Münzfrage vorgebracht werde, nähere man sich der Doppelwährung um einen Schritt. Das ist gar nicht unglaublich. Die gegenwärtigen Leiden empfindet man leicht; wenn man von begeisterten Propheten hört, alles werde sich in der Zukunft anders gestalten, wenn man ihren Vorschlägen beitrete, so wird das Gemüth zu einem Versuche geneigt; on marche vers l'inconnu. Die Socialisten fügen bei solchen Gelegenheiten hinzu, schlimmer könne es ja doch nicht werden. Aehnliches sagt man in der Atmosphäre der „D. L. Zeitung" auch von unseren Geldverhältnissen. Der Verfasser denkt doch etwas anders darüber.

Er wird in dem zweiten Bande, wie er schon jetzt andeutet (Seite 223), an positiven Vorschlägen unter anderen Folgendes beantragen, einmal das unterwerthige silberne Fünfmarkstück abzuschaffen, wir glauben ganz mit Recht, sodann die Thaler in vollwerthige Viermarkstücke (90 Mark ein Pfund fein) umzuprägen. Das wäre dann die Doppelwährung, oder der erste Schritt dazu. Der Verfasser hält sie nur für eine Frage der Zeit, und im Gefühle, daß er noch vielen Widerstand und Unverstand zu besiegen

Digitized by Google

hat, wie es Propheten zu gehen pflegt, appellirt er von der ſchlecht unterrichteten öffentlichen Meinung an die beſſer zu unterrichtende, oder wie er angemeſſen hinzufügt, von dem ſchlecht unterrichteten Fürſten Bismarck an den beſſer zu unterrichtenden. Er macht es dem Fürſten Bismarck nicht gerade leicht, ſein Währungsſyſtem mit wohlwollenden Augen anzuſehen, denn er nennt die wichtigen Reformen des Kanzlers in Tarifſachen nicht glücklich und hält dieſe Beſtrebungen blos für ein „Debut" des großen Mannes. Dieſe abſprechenden Bemerkungen dürften um ſo weniger zweckentſprechend ſein, als ſich annehmen läßt, daß Fürſt Bismarck den Anſchauungen des Herrn von Dechend näher ſteht, als denen der „Goldfanatiker".

Vom preußiſchen Landtage.

Das Schickſal der kirchenpolitiſchen Vorlage iſt endlich entſchieden und hat alsbald die erſehnte Stunde des Seſſionsabſchiedes herbeigeführt. Aber die letzten Dinge dieſer beiſpiellos verzettelten Angelegenheit ſind ſchlimmer geweſen als alle vorhergehenden. Das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des „Compromiſſes", welcher den Artikel 4 (Herſtellung der entlaſſenen Biſchöfe) beſeitigte, war in den nationalliberalen Reihen von Tag zu Tage gewachſen. Begreiflich genug, nachdem die „Neue Preußiſche Zeitung" den Commentar gebracht, jener Artikel werde nur „für jetzt" aufgegeben und der Redner der conſervativen Partei, ausdrücklich dazu aufgefordert, es nicht für gut fand, das Parteiblatt zu desavouiren. Eine directe Interpellation an den Cultusminiſter veranlaßte dieſen zu einer Erklärung, welche das ruhige Urtheil wohl hätte zufriedenſtellen können; aber dieſer Eindruck wurde ſofort von dem nächſten verſchlungen, als Herr von Puttkamer ohne entſprechende Provocation dem Abgeordneten Rickert, der in Ermangelung eines beſſeren als „Führer" des linken Flügels der Nationalliberalen gelten muß, höhniſch erwiderte, daß er ſich aus ſeinem und ſeiner Freunde Mißtrauen nichts mache, ſo lange er die Mehrheit des Hauſes für ſich habe. Da aber dieſe Mehrheit, wenn nicht durch den überwiegenden Theil der nationalliberalen Fraction, nur durch das Centrum aufgemacht werden kann, ſo fiel dieſer „rant" des Cultusminiſters (die deutſche parlamentariſche Sprache hat für derlei verletzend prahleriſches Thun noch kein treffendes Wort) wie Zunder in die Gruppe der Unentſchiedenen, die ſich in dieſer Sache nichts weniger als im Gegenſatze zu dem Abgeordneten Rickert und ſeinen Freunden fühlten. So wurde denn dem Compromiß entgegen — recht eigentlich zur Strafe für Herrn von Puttkamer — der Artikel 1 abgelehnt mit einer Stimme Mehrheit. Damit war nun dem Compromißentwurf recht eigentlich der Kopf abgeſchlagen, da

Digitized by Google

Artikel 1 nunmehr die einzigen discretionären Befugniſſe von Belang und recht eigentlich die zur Beſeitigung des kirchlichen Nothſtandes beſtimmten enthielt. Die Conſequenz dieſer Ablehnung wäre nun die Verwerfung der ganzen Vorlage geweſen, der damit alle actuelle Bedeutung genommen war, und ſie würde in der That gezogen worden ſein, wenn nicht zwei oder drei Abgeordnete, welche gegen Artikel 1 geſtimmt hatten, vor dieſer oſtenſiblen Verantwortlichkeit zurückgeſchreckt wären. So wurde denn zuletzt das Geſetz mit 206 gegen 202 Stimmen angenommen, und der Jubel, mit welchem dieſe in jedem andern Parlamente beſchämende Mehrheit von nur vier Stimmen (unter denen ſich noch zwei von der Wahlprüfungscommiſſion einſtimmig für ungültig erklärte befanden) von den Conſervativen begrüßt wurde, die ſtrahlende Freude, mit welcher Herr von Puttkamer die ihm gebrachten Glückwünſche aufnahm, legten auch dem blödeſten Auge die Triebfedern offen, welche den Miniſter und ſeine Partei bei dem Compromiß getrieben hatten. In der That handelte es ſich nur noch um die perſönliche Genugthuung für Herrn von Puttkamer, aus dem ſechswöchentlichen verzwickten Ringen doch noch eine Anzahl Paragraphen herausgeſchlagen zu haben, und der Miniſter war ſo ängſtlich, dieſen mit genauer Noth errungenen Erfolg nicht noch einmal zu gefährden, daß er ſich bei Commiſſion und Plenum des Herrenhauſes angelegentlichſt verwendete, daß der aus dem andern Hauſe herübergekommene Torſo ohne jede Aenderung angenommen und damit einer neuen Abſtimmung in jenem ausgewichen wurde. Ja es wollte faſt ſcheinen, als ob der Entwurf ohne den Artikel 1 Herrn von Puttkamer noch lieber wäre als mit demſelben, da eine praktiſche Anwendung der discretionären Befugniſſe deſſelben nur unter der zur Zeit nicht zu erwartenden Concurrenz der Curie zur Erfüllung der Anzeigepflicht möglich iſt. Die offenbare Lückenhaftigkeit des Geſetzes aber die gegründete Anwartſchaft giebt, die Ergänzung zu jeder gelegenen Zeit zu beantragen, und es dann nur von der Verſtändigung zwiſchen Conſervativen und Centrum abhängen wird, aus der parlamentariſchen Initiative den Artikel 4 und was ſonſt gut ſcheinen mag wieder einzufügen.

Um ſo leichter war dem Cultusminiſter und den Conſervativen die beſchriebene Taktik geworden, als Fürſt Bismarck dem Compromiß gegenüber bis zur letzten Stunde ein eiſiges Schweigen beobachtete und gleich am Tage, nachdem die Entſcheidung im Abgeordnetenhauſe gefallen war, in ſtrengen Urlaub abgereiſt iſt. Der politiſche Zweck, den Fürſt Bismarck mit der Vorlage als Geſetz, nicht etwa blos mit ihrer Einbringung erreichen zu können meinte, war offenbar mit dem Opfer der im Compromiß fallen gelaſſenen Beſtimmungen verfehlt. Die ſtreng auf das vorübergehende Bedürfniß der Wiederherſtellung des geſtörten Seelſorgeorganismus beſchränkten discretionären Gewalten boten keinen Spielraum mehr, Zug um Zug mit der

Digitized by Google

Curie Zugeſtändniſſe für einen dauernden modus vivendi auszutauſchen, die Streichung des Artikel 4 geſtattete nicht einmal mehr, über die Wiederbeſetzung der durch ſtaatliche Amtsentlaſſung erledigten Diöceſen einen Vergleich zu ſchließen, bei welchem man der Curie die Opferung der am meiſten compromittirten Prälaten durch Wiederzulaſſung der übrigen hätte erleichtern können. Im übrigen aber iſt Fürſt Bismarck nicht ſentimental genug, daß ihn wie Herrn von Puttkamer die Lage der verwaiſten katholiſchen Gemeinden, die doch nur durch die klerikale Hartnäckigkeit herbeigeführt iſt, allein hätte beſtimmen können, aus der ſeit fünf Jahren auf dieſem Gebiete beobachteten geſetzgeberiſchen Zurückhaltnng herauszutreten. Wenn in dieſer Sache für ihn von einer Niederlage die Rede ſein kann, ſo hatte er dieſelbe ſchon in der Aufnahme des nach ſeinen eigenſten Intentionen geſtalteten Entwurfs erfahren und das Compromiß dieſelbe ſachlich nur beſiegelt. An dem guten Scheine einer Rückzugsdeckung, welche ihm die gemäßigt Liberalen geben wollen, kann ihm weniger wie jedem andern europäiſchen Staatsmanne gelegen ſein. Viel werthvoller war ihm in Ermangelnng eines beſſeren Erfolges, das Centrum für die Zurückweiſung der Zugeſtändniſſe verantwortlich machen zu können, welche die urſprüngliche Vorlage in ſeine Hand gegeben hätte. Die officiöſen Kundgebungen, welche auf ſeine Anſchauungen zurückzuführen ſind, bewegen ſich denn auch ausſchließlich in dieſer Richtung, während die übrigen Parteien, das heißt die nationalliberale, mit dem milden Verweiſe davon kommen, kein beſſeres Verſtändniß für ſeine Intentionen bewieſen zu haben. Das ſchließt freilich nicht aus, daß eines Tages den Liberalen die dem leitenden Staatsmanne in dieſer Sache verſagte Unterſtützung ganz anders wird vorgerechnet werden.

Bei dieſer Gleichgiltigkeit des Fürſten Bismarck für den Compromißentwurf, bei ſeiner offenbaren Beſtimmung im Sinne der Conſervativen, nur Herrn von Puttkamer Relief zu geben und für eine weitergehende Reviſion der Maigeſetze Breſche zu legen, gewinnt der Vorwurf, ſich zu beidem als Werkzeug hergegeben zu haben, den die Organe des linken nationalliberalen Flügels gegen die kleine gemäßigte Mehrheit mit großer Geſchäftigkeit verbreiten, eine ſehr ſcheinbare Berechtigung. Sie würde mehr als nur ſcheinbar ſein, wenn der Grundſatz angenommen wäre, daß die liberale Partei ihr Verhalten lediglich nach der Taktik der Gegner einzurichten hätte. Den gemäßigt Liberalen aber kam es vielmehr darauf an, unbekümmert um rechts und links zweierlei in poſitiver und feſter Weiſe zu bekunden: einmal ihre ernſtliche Bereitwilligkeit, zur Herſtellung des religiöſen Friedens alles zu thun, was mit dem Feſthalten an den dauernden ſtaatskirchenrechtlichen Grundſätzen der Maigeſetzgebung verträglich iſt, und zum andern, daß ſie nach wie vor bereit ſind, der Politik des leitenden Staatsmannes ſo weit zu folgen,

Digitized by Google

als ihnen unabhängige ehrliche Ueberzeugungen gestatten. In dem einen wie dem andern Sinne hat Herr von Bennigsen so besonnen und glücklich operirt, daß er zur Stunde mehr als jemals von dem vollsten Vertrauen seiner politischen Freunde getragen ist. Seiner ruhigen Ausdauer ist es gelungen, daß ohne nur an einen offenen Bruch mit dem Fürsten Bismarck zu streifen aus der Vorlage alles entfernt worden ist, was bei deren erstem Eindruck ein irgend ernstliches Bedenken auf liberaler Seite erregte, daß auch die Dissidenten der Fraction gar nicht behaupten können, es sei in dem zu Stande gebrachten Gesetze irgend etwas sachlich Unannehmbares zurückgeblieben. Dieser Erfolg wird das Tagesgeschrei siegreich überdauern. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Nach der Conferenz. Niederlagen des Vaticanes. — Die Berliner Conferenz hat ihre Arbeit beendet. Eine Ueberraschung ist von keiner Seite bereitet worden. Man hat sich streng in den Grenzen der vorgesteckten Aufgabe gehalten, ist zu völliger Einstimmigkeit gelangt, und auch die vereinbarte Grenzlinie, welche künftig die Türkei und Hellas scheiden soll, entspricht den vorausgegangenen Erwartungen. Im Wesentlichen ist es das alte Thessalien und der südliche Theil von Epirus, was durch den Beschluß der Conferenz dem Königreiche Griechenland zugesprochen wird. Wäre die Rücksicht auf die Nationalität der Bewohner in erster Linie gestanden, so hätte, wie dies ein Blick auf die von dem kaiserlich königlichen Consul Sachs gezeichnete ethnographische Karte der Türkei lehrt, die Linie durchweg nördlicher gezogen werden müssen. Nicht am Salambria würde sie im Osten endigen, sondern jenseits der Wistritza. Dann hätte freilich auch Saloniki noch inbegriffen werden müssen, dessen Zukunft so dunkel ist wie die von Constantinopel, und dessen einstiges Loos für die Herrschaft im Osten nicht minder entscheidend sein wird wie dasjenige von Byzanz. Indessen hat die gewählte Linie den Vorzug, eine natürliche Linie zu sein. Der Olymp und der Pindus sind alte Grenzwälle. Die neue Abgrenzung ist ungefähr dieselbe, wie sie schon bei der Schöpfung des Königreiches als unentbehrlich angesehen wurde, und deren Gewährung vom Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg als Bedingung seiner Annahme des Königsthrones aufgestellt worden war. So hat denn zur Feier des halbhundertjährigen Bestandes ihres kleinen Reiches den Griechen kein erwünschteres Geschenk dargebracht werden können. Mit dem Erwerb von Thessalien und Epirus beginnt für das Land eine neue Epoche. Ein namhafter Theil der Stammesgenossen wird dem nationalen Staate angeschlossen, dieser gewinnt die

Digitized by Google

fruchtbare Ebene des Peneios, ein zusammenhängendes Ackerland wie er es bisher nicht besaß, er gewinnt volkreiche und betriebsame Städte, er gewinnt die Häfen der beiden Golfe von Arta und Volo. Es ist nicht anzunehmen, daß die Griechen, weil sie im Westen eine noch günstigere Grenzscheide begehrt hatten, gegen die „Einladung" der Mächte sich spröde erweisen werden. Um so mehr darf man darauf gespannt sein, welche Antwort am Goldenen Horn die Collectivnote erfahren wird. Bisher deuten die Zeichen auf Widerstand, wenn er auch sicher nicht in schroffer Form erfolgen, sondern zunächst hinter den beliebten Künsten der Weiterungen, Ausflüchte und Zweideutigkeiten sich verstecken wird. Man braucht nicht an den jüngsten Vorgang bei der noch immer nicht erledigten montenegrinischen Grenzregulirung zu denken, um eine loyale Unterwerfung der Pforte für höchst unwahrscheinlich zu halten. Die Türken haben eine geringe Meinung von der hellenischen Kriegsmacht und ohne Zweifel auch eine geringe Meinung von der Festigkeit der einträchtigen Stimmung unter den europäischen Mächten. Im Jahre 1866 glaubte es der österreichische Kaiserstaat seiner Ehre schuldig zu sein, wenigstens noch ein kriegerisches Duell um Venetien zu führen, auf das er bereits Verzicht gethan hatte, und er that es ungeachtet er damit seine militärische Lage erheblich erschwerte. Wenn das im Abendlande als gute Sitte erachtet ward, so kann man Besseres nicht vom Türken erwarten, der, gerade wenn er seine Sache verloren sieht, um so mehr von Begierde brennen wird, die Hellenen noch einmal die Ueberlegenheit der osmanischen Waffen fühlen zu lassen. Auf der andern Seite wird auch der fatumgläubigste Türke sich nicht verbergen können, daß die Auflehnung wider die Beschlüsse der Conferenz geradezu verhängnißvoll für das Reich werden muß. Die Entscheidung der Conferenz bildet fortan einen Bestandtheil des Berliner Friedens; bietet die Pforte Trotz, so sagt sie sich von diesem Friedensvertrage los, der recht eigentlich zu ihrer Rettung, zur Fristung ihrer Existenz vereinbart worden ist. Kommt es zum Blutvergießen, so ist das Geschick wieder im Rollen, ist sofort die ganze Existenzfrage der Türkei wieder aufgeworfen: es kann nicht verhindert werden, daß die Candioten zur günstigen Stunde ihre Erhebung erneuern, daß die Bulgaren, die Gelegenheit ergreifend, über die autonome Provinz Rumelien hinweg ihre Vereinigung bewerkstelligen, deren Gelingen freilich überhaupt nur eine Frage der Zeit ist, daß alle Schäden an dem faulen Körper wieder aufbrechen. Und einen eigentlichen Krieg gegen Hellas zu führen, daran können und werden die Mächte auf alle Fälle die Türkei verhindern. Daß ihre Flotten die wehrlosen griechischen Küsten decken, ist das Wenigste, was von ihnen verlangt werden kann, nachdem sie kraft förmlichen und einstimmigen Beschlusses die Partei Griechenlands ergriffen haben. Schließlich müßten sie ja doch einschreiten und den Griechen zu ihrem Rechte

Digitized by Google

verhelfen; sollten diese im Kampfe unterliegen, so dürften sie am sicherſten auf Hilfe rechnen. Möglich, daß ihnen dieſer Kampf nicht erſpart bleibt. Die Türkei iſt in der angenehmen Lage, ihn indirect durch die albaneſiſchen Schaaren zu führen, in die man nach dem an der montenegriniſchen Grenze bewährten Recepte die türkiſchen Soldaten hinüber deſertiren laſſen kann. Hat ſogar Oeſterreich nicht ohne Blutvergießen in den Beſitz Bosniens ſich ſetzen können, ſo wird auch Griechenland ſchwerlich ſein Ziel ohne die Probe ſeiner Volkskraft, ohne den Einſatz von Gut und Blut erreichen. Allein darum iſt der Conferenzbeſchluß noch lange nicht ein bloßes Stück Papier. Man beſcheidet ſich gerne, die Vermuthungen über den Gang der Dinge weiter auszuſpinnen: früher oder ſpäter wird doch die Willensmeinung Europas in Kraft treten. Gerade die griechiſche Frage iſt weniger als eine andere geeignet, neue Zwietracht unter den Mächten zu entzünden. Denn hier handelt es ſich nicht um eine Verſchiebung der europäiſchen Machtverhältniſſe, nicht um das Vordringen eines Einfluſſes, den die anderen Staaten bekämpfen müßten, vielmehr iſt es im Intereſſe der Geſammtheit, daß das kleine nationale Königreich gekräftigt und damit ein neuer Schritt dazu gemacht werde, die Dinge aus dem Chaos in beſſere, Dauer verſprechende Zuſtände hinüber zu führen. Das allgemeine Friedensbedürfniß kommt den Hellenen zu ſtatten, und eben aus dieſem Intereſſe heraus iſt der feierliche Beſchluß gefaßt worden, der den Griechen als dem bildungsfähigſten und zukunftsvollſten Volke der Balkanhalbinſel einen Hauptantheil bei der Liquidation der türkiſchen Maſſe zuweiſt.

Die vergangene Woche iſt denkwürdig durch dieſen glücklichen Abſchluß der Conferenzverhandlungen. Sie hat noch zwei weitere gewichtige Ereigniſſe gebracht: zwei Niederlagen des Vaticanes. In Frankreich iſt ohne erheblichen Anſtand die Ausräumung der Jeſuitenanſtalten durchgeführt worden, eine Maßregel, die freilich eine Verſchärfung der inneren Gegenſätze in ihrem Schooße trägt. Und gleichzeitig hat Belgien, der Jubelſtaat dieſes Jahres, ſeine diplomatiſchen Beziehungen zum heiligen Stuhle abgebrochen, unter Veröffentlichung von Actenſtücken, die auf die Unverbeſſerlichkeit der vaticaniſchen Politik ein grelles Licht werfen. Am Vorabende des nationalen Unabhängigkeitsfeſtes iſt dieſe luftreinigende Publication von doppelter Bedeutung. Weit minder erfreulich iſt der Blick auf die Staatsaction, die in derſelben Woche im preußiſchen Landtage ihren Abſchluß gefunden hat. Die langen, leidenſchaftlichen Debatten über eine Correctur der Maigeſetzgebung ſind ſo gut wie ohne Reſultat geweſen, ſie haben nur allgemeine Mißſtimmung, Anklagen und Vorwürfe zurückgelaſſen, und vergebens fragt man ſich, was denn Zweck und Gewinn dieſes unglücklichen geſetzgeberiſchen Actes geweſen iſt. Die Verwirrung in unſerm Parteiweſen hat in Folge dieſer Debatten den

Digitized by Google

denkbar höchsten Grad erreicht, aber auch die Regierung hat sich davon überzeugen können, daß sie nichts zu schaffen im Stande ist, wenn sie mit zufälligen, gelegentlichen Mehrheiten, heute so morgen so zusammengesetzt, sich behilft, anstatt auf ein geordnetes Parteileben sich zu stützen. Bricht an diesem Punkte tiefster Depression die Nothwendigkeit bei Regierung und Parteien sich Bahn, zu einer grundsatzvolleren Behandlung der öffentlichen Dinge zurückzukehren, so ist die inhaltreiche Woche auch für unsere innere Politik ein heilvolles Memento. g.

Aus Wien. Das Cabinet Taaffe-Dunajewski. — Zu berichten wäre genug von hier, aber wie soll man es vortragen? Der Gang der Dinge läßt einen ernsthaften Ton kaum noch zu und doch sind für den Scherz die Dinge selbst zu ernst. Der Wiener Witz ist nicht so scrupulös und findet wieder einmal vollauf seine Rechnung. Er behauptet, die Ministerportefeuilles würden jetzt „an den Mindestfordernden hindangegeben", bringt die unglaublichsten Candidaturen in Umlauf, um hinterher erklären zu können, die Betreffenden seien von der Liste wieder gestrichen worden, weil sie den Verdacht auf sich gezogen hätten, „etwas" von dem ihnen zugedachten Ressort zu verstehen; er spricht von dem Regimente der unschuldigen Kindlein; und seitdem wir einen polnischen Finanzminister haben, kann man den Anwendungen des Ausdruckes polnische Wirthschaft gar nicht mehr ausweichen. Aber es gehört viel leichter Sinn dazu, um über diesen Zustand noch lachen zu können. Wenn nur die Hälfte der verbreiteten Anekdoten von der geschäftlichen Naivetät einiger neuerfundener Staatsmänner wahr ist, muß man fragen, wohin dies führen solle. Wer vertraut eine Maschine der Leitung eines Menschen an, der keine Vorstellung von der Construction derselben hat? Und ob gerade die österreichische Staatsmaschine solche Experimente leichter vertragen könne als andere, das dürfte doch sehr berechtigten Zweifeln begegnen.

Je länger Graf Taaffe am Ruder ist, desto mehr macht er den Eindruck eines Staatsmannes „mit leichtem Herzen". Nicht der mindeste Grund liegt vor, an seinen vortrefflichen Absichten zu zweifeln, allein er ahmt den deutschen Reichskanzler nach, wie die kleinen Fürsten des vorigen Jahrhunderts den vierzehnten Ludwig. Auch er glaubt mit den Parteien wie mit Schachfiguren spielen und gelegentlich mit Departementschefs operiren zu dürfen, welche keinen eigenen Willen und keine eigenen Gedanken haben, und übersieht nur, daß sein Vorbild die Gegner und Tadler immer wieder zu beschämtem Schweigen bringt durch den Beweis des unentwegten Verfolgens seiner großen Ziele. Wo liegen die Ziele des Grafen Taaffe jetzt?

Als der Ministerpräsident sein erstes Cabinet bildete und die Versöhnung der Parteien, die Heranziehung der Tschechen zur Theilnahme an der ver-

Digitized by Google

fassungsmäßigen Arbeit als dessen Aufgabe bezeichnete, versagten die conservativen Elemente der Linken ihm ihre Mitwirkung; weshalb, darüber ist bisher Authentisches nicht bekannt geworden, aber er muß doch nicht im Stande gewesen sein, ihnen Garantien dafür zu gewähren, daß die Versöhnung wirklich nur auf dem Boden der Verfassung vor sich gehen solle. Und bald genug verlautete, daß die drei Mitglieder, welche in dem „Coalitionsministerium" die Verfassungspartei repräsentiren sollten, demissionslustig seien. Die prompten Dementis zeigten freilich, daß es immer wieder geglückt war, die Grollenden noch einmal zum Ausharren zu bewegen. Bei dem allezeit fügsamen Stremayr war das augenscheinlich nicht zu schwer; er wollte Minister bleiben, und da die Tschechen ihn nicht an der Spitze des Unterrichtes duldeten, übernahm er die Justiz und brach mit seiner ganzen Vergangenheit, gab das Signal zu dem Sprachenkrieg in Böhmen und verstieg sich so weit, die Beunruhigung der Deutschen im Lande als das Product der Zeitungshetzereien hinzustellen — er, der noch kurz zuvor sich gerühmt hatte, seine Anwesenheit im Ministerium sei eine Schranke für die slavischen Aspirationen. Endlich ist doch auch er gegangen, wie weit freiwillig, wie weit gedrängt, das weiß man nicht. Er scheint inne geworden zu sein, daß all' seine Zugeständnisse ihm nichts nützten. Die liberalen Tschechen hätten ihm vielleicht wegen des Sprachenerlasses verziehen, aber die Ausschlaggebenden, die Klerikal-Feudalen, für sich zu stimmen, war unmöglich. Der Landesvertheidigungsminister Freiherr von Horst wäre wahrscheinlich gar nicht in das neue Cabinet eingetreten, wenn nicht militärischer Gehorsam ihn bewogen hätte. Freiherr von Korb, der Handelsminister, hatte früher keine politische Rolle gespielt und scheint wirklich Lust zu seinem Verwaltungszweige gehabt — oder bekommen zu haben, man rühmt den Eifer und natürlichen Verstand, mit welchem er sich in ihm fremde Materien eingearbeitet. Ihn soll der Herr von Kriegsau (oder wie er sich, um Mißverständnissen vorzubauen, schreibt, Kriegs-Au) vertrieben haben, gegen den als Unterrichtsminister jene drei Collegen protestirten und der dann kurz entschlossen das Portefeuille der Finanzen übernahm. Er mag sich getröstet haben, daß das eine Feld ihm nicht fremder sei als das andere, scheint sich jedoch hierin getäuscht zu haben, soll überdies körperlich gebrochen sein: genug, schon nach seinem ersten Debut im Finanzausschusse war er von Allen aufgegeben, wohl auch von ihm selbst, und man hielt ihn augenscheinlich nur fest, weil der öffentlichen Meinung keine Concession gemacht und erst ein Anderer gesucht werden sollte. Das Letztere war recht schwer und wenn die Zeitungen gut unterrichtet waren, hatte sich Graf Taaffe schon in die Situation des Gastgebers im Evangelium gefunden.

Genug, ein Ministerium ist wieder vorhanden und auch ein Name für dasselbe: Ministerium der Neutralen. Eine sonderbare Bezeichnung, noch

Digitized by Google

sonderbarer, wenn man nach deren Begründung forscht. Vielleicht hält Graf Taaffe sich selbst noch für neutral, obwohl er fortwährend die Geschäfte der Rechten besorgt, und aller Wahrscheinlichkeit sollen die beiden Beamten, welche, politisch uncompromittirt, die Erbschaft Stremayr's und Korb's angetreten haben, den Namen rechtfertigen. Allein sie würden schwerlich gekommen — und auch nicht gerufen worden sein, wenn ihre Neutralität eine andere wäre als die des Unterrichtsministers Conrad. Neben diesen drei Herren aber amtiren ein Vertreter des klerikalen Feudaladels, der Ackerbauminister Graf Falkenhayn, ein polnischer Finanzminister, Dr. Dunajewski, ein Pole und ein Tscheche ohne Portefeuille, die Herren von Ziemialkowski und Pražak, und der Letztgenannte soll, wie es heißt, noch einen Specialcollegen aus Böhmen erhalten. Denn, so große Befriedigung die Tschechen darüber zu erkennen geben, daß die Finanzen in die Hände eines Föderalisten gegeben sind, finden sie doch, daß auf zwei Polen wenigstens auch zwei der Ihrigen kommen müssen, und von ihrem Standpunkte aus kann man ihnen nicht Unrecht geben. Wie es aber mit der Neutralität der Herren von der Rechten ausschaut, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Zum Ueberflusse setzen die polnischen Blätter mit gewohnter Ungezwungenheit auseinander, daß Herr Dunajewski eigentlich Finanzminister für Galizien sein werde. Bisher stand Galizien nur an der Spitze derjenigen Kronländer, deren Verwaltung mehr kostet als sie einbringen und waren die Vertreter des polnischen Adels das Haupthinderniß einer Steuerreform, welche eine gleichmäßigere Vertheilung der Grundsteuer bezweckt und dortzulande den ruthenischen Paria's zugutekommen würde. Herrn Julian Dunajewski wird nun von seinen Landsleuten die Aufgabe zugemuthet, die galizische Grundentlastung auf das zu solchen Dingen ganz brauchbare Reich abzuwälzen. Es wäre ja auch zu lästig, wenn bei der Reconstruction des polnischen Reiches die Provinz Galizien noch dergleichen Verpflichtungen hätte!

Das Hauptschlachtfeld ist aber, wie in so vielen Kriegen, Böhmen. Daß die Tschechen Grund haben, sich über die Wahlordnung zu beschweren und daß es eine Versäumniß der Deutschböhmen ist, nicht bei Zeiten selbst eine Reform in die Hand genommen zu haben, das wurde in diesen Blättern mehr als einmal erörtert. Andererseits haben auch die Tschechen schon bewiesen, wie sie sich die Reform vorstellen, als völlige Unterdrückung des deutschen Elementes. Hier war also einer „über den Parteien" stehenden Regierung Gelegenheit geboten, eine Lösung zu versuchen, welche gerecht und maßvoll, nicht jedes Verlangen befriedigen, aber doch einen modus vivendi schaffen würde. Was aber schlug das Ministerium Taaffe in einer Novelle dem böhmischen Landtage vor? Eine Umwandlung der Normen für die Vertretung des großen Grundbesitzes mit dem unverkennbaren Zwecke, dem

Digitized by Google

föderaliſtiſch geſinnten Adel das Uebergewicht zu verſchaffen! Dafür ſtimmten freilich die Tſchechen, weil die Spitze ſich gegen die Deutſchen kehrt, aber zufrieden waren ſie ſelbſtverſtändlich damit keineswegs, ſie hätten es höchſtens als Abſchlagszahlung genommen und in der Hoffnung, daß ſie mit Hilfe der Clam und Genoſſen ihre weiteren Pläne würden durchſetzen können. Für die Deutſchen hingegen hatte dieſe Vorlage den Vortheil, daß am entſchiedenſten gegen dieſelbe der centraliſtiſch geſinnte Adel auftrat. Fürſt Schönburg, Graf Mannsfeld (unter Auersperg Ackerbauminiſter), Freiherr von Scharſchmidt (Hofrath des Verwaltungsgerichtshofes) führten eine Sprache gegen das Miniſterium, wie ſie kaum jemals von den Bänken der äußerſten Linken vernommen worden iſt; und gerade von dieſer Seite wurde mit aller Schärfe hervorgehoben, daß der vom Miniſterium heraufbeſchworene Kampf nicht um Deutſch oder Tſchechiſch, ſondern um den Beſtand des Staates geführt werde.

Allerdings muß der Verlauf der jetzigen Wirren auch die radikalen Doctrinäre zu der Einſicht bringen, daß nach conſtitutioneller Schablone in Oeſterreich nicht zu regieren iſt. Ob man die Wählbarkeit und das Wahlrecht ausdehnt oder beſchränkt, damit wird man das Hauptübel, den Zank und die Eiferſucht der Nationalitäten, nicht aus der Welt ſchaffen; nicht auf Beſeitigung, ſondern auf conſequente und rationelle Durchführung einer Intereſſenvertretung muß hingearbeitet werden. Wie der große Grundbeſitz, die Handelskammern, die Univerſitäten eigene Vertreter haben, ſo ſollte man überhaupt Körperſchaften und Berufsklaſſen als Wahlkörper anerkennen. Wenn die Bauern unter ſich und die Gewerbsleute unter ſich ſind und berechtigt Verfechter ihrer Angelegenheiten und Wünſche zu deputiren, ſo werden ſie viel eher als Bauern oder Gewerbsleute, denn als Deutſche oder Slaven wählen, nämlich nicht Advokaten oder Pfaffen, ſondern Männer aus ihrer Mitte. Auf dem Boden der ſpeciellen Intereſſen können die Leute ſich wieder verſtändigen und zu der Erkenntniß kommen, daß ſie bisher nur die willenloſen Werkzeuge von Strebern und Fanatikern waren. Was kümmert es den Bürger und Bauern, ob die Verhandlung über ſeine Rechtsangelegenheit im Schooße des Gerichtes in tſchechiſcher oder in deutſcher Sprache geführt wird? Und mit ſolchem Unſinn regt man ſich gegenſeitig auf, verdirbt die Zeit und läßt liegen, was noththut. Zum Glück carrikiren die Slaven ſich ſelbſt und den Herrn von Stremayr. In abſolut deutſchen Ländern fällt es böhmiſchen Schuſtern und Schneidern ein, die Behörden mit tſchechiſchen Schriftſtücken zu beläſtigen, und die Herren Slovenen, die weder an Zahl, noch an Cultur, noch an Begabung mit den Wallonen und anderen eingeſprengten Völkerſchaften auf eine Linie zu ſtellen ſind, beſchweren ſich, daß ihnen nicht ermöglicht ſei, ſich höhere wiſſenſchaftliche Bildung in ihrer Mutterſprache anzu-

Digitized by

eignen: rechnet man die Handvoll Capläne und Literaten ab, welche den Lärm machen, so bleibt von dem ganzen Stamme nichts übrig als eine Masse der armseligsten, geistig und physisch verkommenen Menschen, deren dringendstes Bedürfniß Erziehung zur Arbeit und Abschaffung der zahllosen, Morgens in der Kirche und die übrige Zeit im Wirthshause gefeierten, Festtage wären. Grundbesitzer und Fabrikanten in Obersteiermark und Krain, welche vorwärts kommen wollen, holen sich die Arbeiter aus den deutschen Provinzen, weil der „Windische" seine natürliche Trägheit jetzt nach Anleitung der Pfaffen als patriotische Opposition aufputzt — und das schreit über Unterdrückung durch das Deutschthum!

Wem bei diesem Wirrwarr ernstlich bange wird, das sind die Magyaren, und wenn sie, vollkommen logisch, calculiren, daß ein tschechisch-polnisches Oesterreich unmöglich der Bundesgenosse Deutschlands bleiben könne, so geht ihnen in Wahrheit diese Sorge viel weniger nahe als die um ihre eigene Existenz. Diese Sprache der magyarischen Blätter ist natürlich den Gouvernementalen höchst unangenehm und vermuthlich wird nächstens wieder in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" die Versicherung gegeben werden, daß die Folgerungen ganz unberechtigt und das Cabinet Taaffe-Dunajewsky der ergebenste Freund Deutschlands sei. Wie man in Berlin solche Betheuerungen auffaßt, wissen wir hier im Lande nicht, wohl aber, was wir selbst von denselben zu halten haben, denn unvergessen ist uns noch, auf welcher Seite 1870 die Polen, die Tschechen, die Klerikalen aller Nationen und die Börsenjuden sich zusammenfanden!

Aus Berlin. Die todte Saison. Sommertheater und Concerte. Ausstellungen. — Die todte Zeit, die Hundstagsperiode, oder mit welchem Schmeichelnamen man diesen Theil des Jahres sonst noch belegt hat, tritt diesmal ziemlich spät aber mit einem desto plötzlicheren Ruck in das Leben der Hauptstadt ein. Nachconferenz und Nachsession, beide schon durch ihre Namen gewissermaßen als Spätlinge und außergewöhnliche Erscheinungen bezeichnet, hatten bisher eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten gezwungen, in Berlin zu bleiben und eine Menge von Interessen wach erhalten, welche in anderen Jahren zu Ende des Juni dem Gesichtskreise und der Aufmerksamkeit der Residenz bereits entrückt zu sein pflegen. Auch das unstäte oft naßkalte Wetter hat dazu beigetragen, die Empfindung der Hundstage mit allem, was sich hiermit an Eintönigkeit und Phlegma des städtischen Lebens verknüpft, bisher noch nicht recht aufkommen zu lassen. Das hat sich in der ersten Juliwoche Alles wie mit einem Schlage verändert, und die Physiognomie unseres politischen und gesellschaftlichen Lebens trägt auf einmal den unleugbaren Stempel der vollen und ganzen saison morte. Zu Ende ist der

Digitized by Google

harte Kampf um die kirchenpolitiſche Vorlage und die „Häuſer“ am Dönhofsplatze und am andern Ende der Leipziger Straße ſtehen ſtill wie ausgeſtorben da, Ruhe iſt eingekehrt in das Palais des Bundesrathes, leer ſteht das alte Hotel Radziwill, die jetzige Amtswohnung des Kanzlers, der im Vorgefühle, daß die Entſcheidungen im Schooße der Conferenz wie der Landesvertretung reif waren, die Hauptſtadt ſchon eine Woche vor dem formellen Abſchluß jener Berathungen verließ, um nach ungewohnt langem Aufenthalte im politiſchen Centrum Erholung unter den Stämmen des Sachſenwaldes zu ſuchen. In den Conferenzſälen des Auswärtigen Amtes, deſſen ſtolzer Neubau ſich an der andern Ecke des Wilhelmsplatzes erhebt, hauſt nur noch der Fürſt Hohenlohe mit ſeinen Räthen, während die Botſchafter und Delegirten der Großmächte nach vollendeten gemeinſamen Werke ſich ſo raſch als möglich zur lange erſehnten Sommerfriſche geflüchtet haben. Der Kaiſer weilt ſchon ſeit einigen Wochen im Bade wie ſtets zu dieſer Jahreszeit, der kronprinzliche Hof und die meiſten übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen in ihren Potsdamer Schlöſſern und Parks; die Miniſter und Unterſtaatsſecretäre ſind zum Theil ebenfalls nach neunmonatlicher politiſcher Hochſaiſon auf Ausflügen begriffen und die Hiergebliebenen harren der Zeit, wo die Rückkehr einiger der zuerſt abgereiſten Collegen auch ihnen geſtattet, den erſehnten Sommerurlaub anzutreten. Die freier und unabhängiger geſtellten Privaten haben natürlich Bäder und Wälder ſchon längſt aufgeſucht, und die umliegenden Gebirge Norddeutſchlands, der Harz, Thüringen, die märkiſche wie ſächſiſche Schweiz, das Rieſengebirge und die mecklenburgiſch-pommerſchen Seebäder erdulden mit Zufriedenheit die alljährliche berliner Ueberſchwemmung, deren ſilbernes oder goldenes Reſiduum den Autochthonen jener Gegenden über die kleinen Leiden hinweghilft, welche die Invaſion wenigſtens eines gewiſſen berliner Elementes zur Folge zu haben pflegt.

In der Hauptſtadt ſelbſt ſchließen ſich um dieſe Zeit der allgemeinen Flucht die Haupttempel der Kunſt, die erſten Salons der Geſellſchaft und die bedeutenderen künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Zwecken dienenden Vereine. Wer keine weiteren Reiſen unternehmen kann, miethet, ſo weit es die Mittel und die geſchäftlichen Verpflichtungen geſtatten, Sommerwohnung in den umliegenden Ortſchaften, die freilich von Jahr zu Jahr mehr dem Cirkel der Großſtadt verfallen. Wenn man früher in Charlottenburg, Geſundbrunnen, Schöneberg ländliche Ruhe und Abgeſchiedenheit ſuchte und fand, ſo iſt jetzt daran nicht mehr zu denken. Die genannten Orte gehören bereits als Vorſtädte zu Berlin, und wer dem Lärm und Getriebe der Stadt wirklich den Rücken kehren will, muß ſich mindeſtens nach Pankow, Rummelsburg, Treptow, Tempelhof, nach den Dörfern und Flecken am Müggelſee oder nach dem Havelſeeengebiet unweit Potsdam begeben. Bequeme und mannichfaltige

Digitized by Google

Dampf- und Pferdebahnverbindung sichert den Gebrauch dieser Erholungsstätten auch für Familien, von denen einzelne Mitglieder täglich oder wöchentlich mehreremale durch Berufszwang nach dem Centrum der Hauptstadt zu pilgern genöthigt sind. Für die in der Stadt zurückbleibende Masse der Bevölkerung sorgen, da Opernhaus und Schauspielhaus so wie die vornehmen Concertlocale für classische Musik geschlossen sind, als Zerstreuungs- und Vergnügungsstätten die Sommertheater und Gartenconcerte, deren Anzahl dem Bedürfnisse der Millionenstadt gemäß eine jährlich steigende ist. Die Abstufung dieser Genüsse ist eine außerordentlich mannichfaltige. Die besseren Theater machen Anstrengungen, die Lücke durch ihre Leistungen auszufüllen, welche das Aufhören der Vorstellungen in den königlichen Theatern hervorbringt. Von ihnen bis zu den kleinen Volkstheatern und den „Bühnen" für Jongleurs, ganz kleine banale Possen und Liedersänger wie -Sängerinnen mannichfachsten Charakters herab vermitteln den Uebergang Dutzende von „Kunststätten", obwohl in der niedrigsten und bedenklichsten Klasse dieser Institute seit den letzten Jahren, besonders seit Erlaß des Socialistengesetzes und der Verhängung des „kleinen Belagerungszustandes" über Berlin die Polizei mit vielem Rechte das gethan hat, was sie übrigens theilweise schon lange vorher hätte thun können und sollen, indem sie durch Einschränkung des meist mehr als schlüpfrigen Repertoirs durchgreifend aufräumte. Aehnlich verhält es sich mit den Sommergärten und ihren musikalischen und Feuerwerksunterhaltungen. Von den weltstädtischen Etablissements des Kroll'schen Gartens und der Flora bis zu den Brauereigärten der Vorstädte mit ihren Monstreconcerten und Carroussels nebst Tanzsälen für unsere Krieger und Küchenschönen ist ein weiter und auf den Zwischenstationen nicht uninteressanter Abstand.

Von den Theatern stehn das Friedrich-Wilhelmstädtische, das Wallner-, das Victoriatheater und die Kroll'sche Bühne voran. Das erstgenannte Theater pflegt (neben bedeutenden Gastspielen, wir erinnern daran, daß auf dieser Bühne die „Meininger" in Berlin bekannt wurden, und an das jüngst verflossene Gesammtspiel der Münchner Künstler vom Theater am Gärtnerplatz) vor allem die Operette, in deren Genre es seit Jahren zum Theil mustergiltige Vorstellungen gegeben hat. Lecoq und Strauß haben in letzter Zeit die Alleinherrschaft Offenbach's einigermaßen gebrochen. Augenblicklich macht diese Bühne den erfreulichen Versuch, die gute komische Oper der Franzosen ihrem Repertoir einzuverleiben, und das Gelingen scheint, nach der ersten Vorstellung zu urtheilen, dem Versuche zur Seite zu stehen. Man hat die reizende Oper Adam's „Giralda oder die neue Psyche" gewählt, und das feine, zierliche, melodienreiche, geistreich componirte Werk mit dem spannenden ächt französischen und wahrhaft komischen Libretto hat trotz des Alters von

Digitized by Google

beinahe dreißig Jahren nichts von seinen Vorzügen eingebüßt, sondern fand in dem Publikum, das an stark parfümirte Operettenkost gewöhnt dennoch die Empfänglichkeit für wahre Anmuth und den Zauber wirklicher Kunst glücklicherweise noch nicht verloren hat, die freundlichste Aufnahme. Man kann nur wünschen, daß die Leitung der genannten Bühne hierdurch ermuntert in dem Wiederhervorholen der guten französischen Musik dieser Gattung fortfährt und den Spuren des Mehul, Boieldieu, Auber, Adam ernstlich nachgeht. Für ein wenn auch eng begrenztes Feld sind sie die Klassiker, von denen auch die deutschen Componisten, die sich auf dem Felde der komischen Oper zu versuchen getrauen, unendlich viel lernen können, und welche den Geschmack des Publikums, dem die saloppe, hier und da recht geschickte, aber im Ganzen liederlich-triviale Musik der Offenbach'schen Couleur die Ohren verdorben hat, nicht in pedantischer Schulmeisterweise, sondern leicht und angenehm allmählich wieder zu erziehen vermögen. Nicht minder aber mag sich diese Erziehung und zwar in der Stimmführung ebenso wie in der ganzen Art des Auftretens, in Haltung, Anzug und Bewegung auf die darstellenden Künstler erstrecken — was nicht der letzte und geringste Vortheil sein würde, den die Wiederaufnahme und das liebevolle Studium der komischen Oper auszuüben vermöchte. — Das Victoriatheater pflegt seine kostbaren und gewichtigen Ausstattungsstücke, Feerien ꝛc., mit denen es die Wintersaison und das Frühjahr füllt, im Sommer bei Seite zu legen. Dies Jahr tritt an deren Stelle, wenn man will, auch wieder ein Ausstattungsstück allergrößter Art, freilich ein solches, das trotz der colossalen Anforderungen, die es an die scenische Kunst stellt, doch von dem, was man gewöhnlich unter „Ausstattungsstück" versteht, himmelweit unterschieden ist. Denn nichts Geringeres als die Aufführung beider Theile des Goethe'schen Faust nach dem Vorbilde von Weimar wird nächster Tage über die Bretter der Victoriabühne gehen. Die Vorbereitungen dazu sind unendlich mühevolle, kostbare und sorgfältige gewesen, der Coup des Nationaltheaters, die beiden Fausttheile vor einigen Wochen zur Darstellung zu bringen, darf als ein verfehlter betrachtet werden. Die erste würdige Bühnenvorstellung des großartigen Gesammtwerkes werden wir dem Victoriatheater zu danken haben. Die scenische Ausstattung wird den Traditionen dieser Bühne gemäß — beiläufig gesagt ist dieselbe größer und höher als die des Opernhauses — nichts zu wünschen übrig lassen; sie dürfte die berühmten Weimaraner Vorstellungen noch weit überbieten. Was die Schauspielerkräfte anlangt, so hofft man das Beste, ein Theil derselben war auch in Weimar an den betreffenden Theaterabenden thätig. Wir werden später auf diese Vorstellungen, die für die nächste Zeit das hervorragendste Theaterereigniß in Berlin bilden dürften, ausführlicher zurückkommen. — Das Wallnertheater cultivirt wie stets die Posse, daneben das gröbere, bis-

Digitized by Google

weilen dicht an die Posse streifende Lustspiel, wofür ein und dasselbe Personal ausreicht. In dieser Hinsicht steht die Bühne trotz des seit einem Jahre mit ihr rivalisirenden, jetzt übrigens geschlossenen Wilhelmtheaters noch immer unerreicht da. An des alten Helmerding Stelle ist H. Engels getreten, und der Liebling der Berliner, die Soubrette Fräulein Wegner, erntet stets neue Triumphe, die sie durch individualisirende, nie in das Gemein-gewöhnliche der Possenkomik hinabgleitende Darstellung wohl verdient. Volkstheater im guten Sinne des Wortes und in der Regel von einem aus dem mittleren Stande der Bürgerschaft sich recrutirenden Publikum besucht sind das Nationaltheater, das neben Volksstücken vielfach classische Dramen zu billigen Preisen auf die Bühne bringt, das Ostendtheater und das Germaniatheater, letzteres tieferstehend und einigermaßen urwüchsig in Scenerie und Darstellungsweise wie in der Auswahl der „Volks-, Rühr- und Schauderstücke", die ihres Eindruckes jedoch selten verfehlen. Einen andern Standpunkt nehmen die Kroll'sche Bühne und das Bellealliancetheater ein. Die mit buntfarbigen Lichteffecten blendenden elegant eingerichteten Gärten mit ihren „Doppelconcerten vor, während und nach der Vorstellung" nehmen hier eine Stellung ein, welche mit dem eigentlichen Theater rivalisirt. Die Theatervorstellungen sind nicht gerade die Nebensache, aber — wenigstens für ein gutes Theil der Besucher — auch nicht die eigentliche Hauptsache, um derentwillen man sein Billet zum Eintritt löst. Unter sich sind die beiden Theater wieder sehr verschieden. Kroll's Theater giebt im Sommer wesentlich Opernvorstellungen und sucht während der heißen Zeit das Opernhaus zu ersetzen, das der Hitze halber kaum zu besuchen oder überhaupt geschlossen ist. Vorwiegend herrscht die kleinere Spieloper auf dem Repertoir, doch hat Director Engel gerade in diesem Jahre mit Erfolg versucht, auch größere Opernwerke wie „Margaretha", die „Zauberflöte" und andere zu geben. Auch Gäste ersten Ranges treten auf dieser Bühne auf, und in diesem Monate erwarten wir daselbst die neue Wiener Primadonna Fräulein Bianca Bianchi, Frau Sembrich und Herrn Nachbaur. Im vergangenen Winter stattete selbst Adelina Patti dem Theater einen mehrwöchentlichen Besuch ab. Das hart am Thiergarten mit der Front nach dem Königsplatze und dem Siegesmonument zu gelegene, künstlerisch von Tietz erbaute Etablissement beherbergt in seinem prachtvollen, von uralten Laubbäumen bestandenen und in großartigen Lichteffecten prangenden Garten die vornehme Welt, das bessere Fremdenpublikum und nicht minder den eleganteren Theil der halben Welt und gilt als Sehenswürdigkeit Berlins.

Das Bellealliancetheater vor dem Halle'schen Thore ist jüngeren Datums und macht gegen die Kroll'sche Aristokratie einen halb bürgerlichen, halb parvenuartigen Eindruck. Das Gebäude des Theaters genügt kaum den verwöhnten Ansprüchen des Großstädters, die Darstellungen auf der Bühne haben mehr den Charakter des vorstädtischen Volkstheaters; der Garten ist kleiner und liegt nicht im Freien, sondern ist rings von Gebäuden eingeschlossen, das Publikum zeigt weniger Fremde, sondern besteht meist aus dem mittleren Bürgerstande und weniger durch feine Toilette auffallenden Damen der Halbwelt. Die Officiere, die bei Kroll sehr hervortreten, lassen sich hier sehr selten sehen, und der Student wie der Kaufmannsjüngling stellen ein Hauptcontingent. Im Garten aber wird während der Vorstellung im Theatergebäude nicht nur von zwei Orchestern musicirt, sondern Tyroler und andere Sänger unterhalten das hier meist zahlreicher als im Theatersaal vertretene

Publikum mit Zitherspiel, Holzharmonika- und Liedervorträgen. So viel von den eigentlichen Theatern, zu denen auch das „Louisenstädtische" neuerdings gerechnet werden muß, welches, in der innern Stadt gelegen, auch seinerseits Opernvorstellungen giebt, deren künstlerischen Werth wir dahingestellt sein lassen wollen. Nun aber beginnt erst die lange Reihe von Etablissements, in denen während der Aufführung, sei es daß die Bühne im Freien steht, oder der Zuschauerraum bedeckt ist, die Abendmahlzeit und der Genuß des Tabaks den Besuchern gestattet ist, wo zwischen kleinen Einactern der Seiltänzer, Sänger, Velocipedist, Jongleur ꝛc. seine Kunststücke macht, und das Publikum unter Umständen mitspielt. Ihre Anzahl ist Legion, und sie liegen eben so im verkehrsreichen Centrum für die Unglücklichen, welche Abends nicht einmal die Zeit erübrigen, um in die vorstädtischen Gärten zu gehen, wie rings um die Peripherie der Hauptstadt herum. Der Fortschritt der letzten Jahre besteht, wie ich schon andeutete, darin, daß eine strengere Aufsicht die nackte und grob-brutale geistlose Zote und Gemeinheit, die im Anfange der Siebziger Jahre besonders bedenklich hier zur Herrschaft gelangt war, erfolgreich verdrängt hat, — was den Besuch des Publikums durchaus nicht gemindert und das Repertoir dieser „Kunstinstitute" theilweise um einzelne ganz hübsche volksthümliche Scherze, Schwänke und Lieder bereichert hat.

Noch ein negatives Ereigniß, welches uns in die fremdenarme Hundstagszeit mit hinübergeleitet hat, mag hier zum Schlusse erwähnt werden — ich meine den Schluß der Fischereiausstellung, also das Wegfallen dieses stark ziehenden Magnetes der Hauptstadt während der letzten Monate. Dem eben so großartigen als nützlichen Unternehmen dieser über alles Erwarten gelungenen Ausstellung noch ein glänzendes Epitaph zu schreiben, ist überflüssig, ihr Erfolg spricht für sich selbst. An ihre Stelle ist bereits eine neue „internationale" Fachausstellung getreten, welche die Ziegel-, Thon- und Cementindustrie veranschaulichen soll. Dies Unternehmen ist jedoch, da sich weder der Staat noch die Stadt und am allerwenigsten — abgesehen von einigen großen Firmen — das Ausland daran betheiligt haben, als der Hauptsache nach mißglückt zu betrachten und schwerlich geeignet, in den Sommermonaten Touristen oder Specialbesucher in Menge nach Berlin zu ziehen. Der Schwarm der von Nord und Ost vom Mai an hier durchreisenden Fremden, die sich jetzt weit länger in Berlin aufhalten als vor etwa zehn Jahren, ist im Ganzen vorüber, und erst der September und October bringen mit der neuen Saison neuen Besuch. Bis dahin dürfte unsere Hauptstadt in ihrem Sommerschlafe nicht wesentlich gestört werden. —y.

Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart, von Wilhelm Müller. Das Jahr 1879. Berlin, J. Springer. 1880. — Zum Dreizehntenmale erscheint diese Jahreschronik, die sich von anderen ähnlichen Unternehmungen dadurch unterscheidet, daß sie die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit sofort in eine pragmatische Geschichtserzählnng zu fassen sucht. Das thut der geübte Verfasser mit Geschick und Tact, so daß man jedesmal gerne nach dem Buche greift, das auch in seiner äußern Anordnung ganz darauf angelegt ist, rasch und bequem zu orientiren. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 8. Juli 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 29.

Inhalt:

	Seite
Gneisenau	81
Die belgische Wehrverfassung nach fünfzigjährigem Bestehen	93
Spielhagen's Quisisana. Von E. Fritze	97
Nach der Landtagssession	103
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus der Schweiz. Parteiverhältnisse in der Bundesversammlung. Fortschritte der Gesetzgebung. Kirchenpolitisches. Landesbefestigung. Gotthard. Feste	109
Aus Oesterreich-Ungarn. Die Magyarisirung der Schulen in Ungarn	113
Literatur:	
G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. — Schiller's Werke, redigirt von Vollmer. — J. Kürschner, Jahrbuch für das deutsche Theater. 1. und 2. Jahrgang. — W. Kaulen, Geschichte des Alltagslebens. — Reiseliteratur	116

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zuſendungen für die Redaction der Wochenſchrift „Im neuen Reich“
ſind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenſtraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Gneiſenau.

Es iſt ein recht auffallendes Verhältniß — in mancher Hinſicht darf man ſelbſt ſagen Verhängniß — daß die Lebensgeſchichten unſerer größten Heerführer in den Freiheitskriegen nicht von Officieren, ſondern häufig von Gelehrten bearbeitet worden ſind, welche ſich vor der Fülle des ihnen gebotenen hiſtoriſchen Materiales weder entſchließen konnten, aus demſelben das Bild ihres Helden allein zu geſtalten, noch hinlänglich militäriſch geſchult waren, um die Thätigkeit deſſelben im vollen Zuſammenhange der Kriegsgeſchichte darzuſtellen.

Der Zufall gab es, daß kein einziger der Helden Söhne oder ſelbſt nahe Verwandte hinterlaſſen hat, welche längere Zeit Berufsſoldaten geblieben ſind, oder wenn ſie dies wirklich waren, haben ſie ſich doch nicht in engerer Weiſe mit dem geiſtigen Leben der Armee verbunden gehalten. Die Arbeit mußte daher fremden Händen zufallen. Aber ſelbſt in der Zeit, als die erſten dieſer militäriſchen Biographien aus der Feder von Laien erſchienen, hatte ſich doch ſchon eine erhebliche Zahl höherer Officiere ſchriftſtelleriſch hinreichend bekannt gemacht, um ihre Befähigung zu dergleichen Aufgaben zu erweiſen. Um wie viel mehr iſt dies heute der Fall, zumal der Zeitraum, welcher ſeit jenen denkwürdigen Tagen verfloſſen iſt, jeden Schriftſteller von den Feſſeln befreit hat, welche Rückſichten gegen Lebende früher wohl auferlegen konnten.

Nicht daß wir hervorragender Leiſtungen auf dieſem Gebiete der Literatur entbehrten! Varnhagen, der mit ſo verdientem Erfolge den Reigen der Lebensbeſchreibungen eröffnete, die als Lebensbilder, obſchon nicht in allen Beziehungen durchgeführt, immerhin als muſtergiltig erſcheinen, hatte, wenn auch nicht als Berufsſoldat, doch immerhin den Krieg ſelbſt kennen gelernt und war in den Freiheitskriegen in bevorzugter Stellung geweſen. Ueberdies war

*) Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Neidhardt von Gneiſenau. 4. Band. 1814. 1815. Von Hans Delbrück. Fortſetzung des gleichnamigen Werkes von Pertz. Berlin, Georg Reimer. 1880.

Digitized by Google

derselbe, wie seine „biographischen Denkmale" beweisen, ein eminentes schriftstellerisches Talent, dem es nur leider an männlichem Charakter fehlte, um stets die volle Wahrheit auszusprechen. Er hat dafür in späteren Jahren in seinen Tagebüchern klatschsüchtig genug sich schadlos zu halten gewußt.

Scherr hat in seinem Werke, welches er auf Blücher's Namen taufte, die Persönlichkeit nur etwa als Figur eines feierlichen Aufzuges benutzt, um seine patriotisch empfundene, wenn auch nichts weniger als pragmatische Zeitgeschichte darum zu gruppiren.

Droysen ist sowohl bewährter Historiker, als auch vollendeter Künstler, so daß sein York auch für jeden soldatischen Leser ein hinreißendes Werk bleibt, wenn ein solcher auch hin und wieder einzelne Partien des Buches anders bearbeitet wünschen könnte. Ueber York als Menschen hat er vielleicht aus Rücksicht für die Familie, oder auch weil er wirklich nichts wußte, mit seinem Urtheile zurückgehalten.

In welche Hände aber sind der große Scharnhorst und der einzige Clausewitz gefallen. Wohlgesinnte, gewiß gelehrte Schulmänner, aber weder Historiker noch überhaupt geübte Schriftsteller, sind der Director a. D. Klippel und der Oberschulrath und Director a. D. Schwartz. Beide haben zwar nicht vermocht, ihre Helden des natürlichen hochverdienten Interesses zu berauben, aber ein richtiges Bild derselben haben sie nicht gegeben, kaum lesbare Bücher über sie zu Stande gebracht.

Der gelehrte Professor Pertz unternahm es, nachdem er schon den großen Freiherrn Stein — aller Ehren Eckstein — verarbeitet hatte, auch dessen gleichgesinnten Freund, unsern Helden darzustellen. Wie wenig demselben dies gelungen, weiß Jeder, der die dicken drei Bände des Acten liebenden Oberbibliothekars in die Hände genommen hat. Ganz gelesen hat sie wohl Niemand, und wer dies dennoch that, hat sehr Vieles, aber kein volles, plastisches Lebensbild des Feldmarschalls Gneisenau darin gefunden.

Der eben so gelehrte als schriftstellerisch gewandte Theodor von Bernhardi, welcher sein angeborenes militärisches Talent durch ernste, umfassende Studien ausbildete, hat, als er die Lebensbeschreibung des ihm verwandten russischen Generals der Infanterie Grafen Toll zu schreiben begann, das überreiche, noch fast ganz unbekannte Material, welches er unter den hinterlassenen Papieren desselben fand, nicht nur speciell für den nächsten Zweck benutzt, sondern es in großer Vollständigkeit sowohl im Texte zu kriegsgeschichtlichen Bildern verarbeitet, als auch werthvolle und interessante Actenstücke seinem Werke beigefügt.

Der große Erfolg, welchen das Werk von Bernhardi wegen seiner vielen Aufklärungen verdientermaßen erhielt, scheint nun andere Biographen verleitet zu haben, seinem Beispiele folgend, eine ähnliche Art der Darstellung

Digitized by Google

zu wählen. Nach unserer Auffassung nicht zum Heile, denn wir haben in diesen Werken eben wieder nur eine Sammlung von Material, theils zu Lebensbeschreibungen der Männer, theils zur politischen Kriegsgeschichte erhalten.

Wenn einmal wieder ruhigere Zeiten eintreten, in denen weniger Geschichte zu machen ist, werden Werke dieser Art erst ihre Verwerthung zu lesbaren Büchern finden müssen. So wie sie sind, erfordert ihre Lectüre immer noch umfassende Studien. Freilich scheint es eben nicht selten, als halte der Gelehrte es für einen Raub an der Wissenschaft, das Ergebniß der Forschung in abgerundeter und gefälliger Form zu geben.

Die Fortsetzung des Pertz'schen Gneisenau durch Herrn Delbrück, von welcher hier die Rede sein soll, hat die vorstehenden Betrachtungen veranlaßt, weil auch dieses siebenhundert Seiten starke Werk zu ähnlichen Wahrnehmungen Anlaß bietet. Mit großem Fleiße hat der Verfasser nicht nur alles gedruckte Material über die politischen und militärischen Verhältnisse der Jahre 1814 und 1815 studirt, sondern auch, namentlich was die Geschichte des Krieges 1814 betrifft, ein Heft benutzt, welches der Major Boie vom großen Generalstabe sich behufs Vorlesungen an der Kriegsakademie aus den Acten des Archives ausgearbeitet hat. Er hat sich bemüht, eine vollständige politische und strategische Darstellung der Feldzüge zu geben. Da aber das vorhandene Material sich nur wenig über die im Blücher'schen Hauptquartiere vorhandenen Nachrichten und gar nicht über den inneren Dienst desselben ausläßt, auch die letzten Gründe der getroffenen Entscheidungen nicht enthält, so fehlt zur Aufklärung noch viel.

Dieser vierte Theil ist in drei Bücher getheilt. Das erste (siebente des Gesammtwerkes) begreift die Geschichte des Krieges von 1814, gefolgt von einer Sammlung Briefe aus jener Zeit. Die allgemeine Charakteristik des Feldzuges enthält, bei theilweise richtiger Auffassung, doch auch recht schiefe Bemerkungen. Zum Beispiel ist die Aeußerung, welche Clausewitz mit Bezug auf einen concreten Fall einmal gefällt hat, daß es im Kriege mehr darauf ankommt, daß überhaupt etwas geschehe, als was geschieht, wie uns scheint in recht verfehlter Weise verallgemeinert auf die Kriegführung gegen Napoleon 1813 und 1814 angewendet und sind die eigentlichen Gründe der Unentschlossenheit und Unthätigkeit im letzteren Feldzuge nicht genügend hervorgehoben. Der Gegensatz in den Anschauungen des Helden von denjenigen seiner Gegner ist nicht scharf gezeichnet und sein Bild wird durch die Zuthaten des Verfassers einigermaßen verwischt.

Aehnliches findet sich auch in den Kapiteln, welche die eigentlichen Kämpfe der schlesischen Armee und die Bewegungen der Hauptarmee schildern. Die Person Gneisenau's gewinnt hier gegen die Menge der mithandelnden Per-

Digitized by Google

sonen trotz der wenig übersichtlichen Darstellung der Ereignisse freilich bedeutend. Die gemachten Fehler indeß — soweit man die Kühnheit in den Februartagen also nennen darf, die übrigens sicher nicht ohne gründliche Abwägung aller uns nur theilweise bekannten Verhältnisse gewählt wurde — über welche Gneisenau in Briefen an Hardenberg, Boyen und Gibsone sich selbst ausspricht, werden nicht besonders berührt. Es würde hier zu weit führen, die strategischen, politischen und psychologischen Urtheile des Verfassers zu erörtern, beziehentlich in vielen Punkten zu bekämpfen, aber das darf wohl ausgesprochen werden, daß dieselben auf viele „wenn" und „aber" basirt und selbst retrospectiv auf Perioden des Krieges von 1813 ausgedehnt sind, jedoch weder dem Lebensbilde Gneisenau's zu Gute kommen, noch die Geschichte bereichern, sondern stellenweise nur das Werk unnütz anschwellen. Es ist ja begreiflich, daß ernste Studien dieser großen Ereignisse das Herz des Patrioten tief bewegen und ihm ein eigenes Urtheil aufdrängen, aber solchen Gefühlen muß ein echter Künstler Zwang anthun, wenn er seinen Vorwurf wirklich zweckentsprechend durchführen will, zumal sobald er für das große Ganze nichts wesentlich Neues beizubringen hat. Alle bestehenden Zweifel über die Intentionen, nicht nur der verschiedenen politischen Führer, sondern auch der militärischen in Bezug auf einzelne Ereignisse, bleiben ziemlich auf dem alten Standpunkte. Die Beurtheilung der verschiedenen Phasen der Bewegungen Blücher's, welche zur Schlacht bei Laon führten, enthält in der That sehr naive, um nicht zu sagen triviale Bemerkungen.

Ganz gleich wie die Bearbeitung des Krieges von 1814 ist im neunten Buche die des Feldzuges von 1815 gehalten. Der Darstellung der Ereignisse sind viel Personalfragen beigemengt. Die Untersuchungen richten sich mehrfach auf die Klarlegung von Zwischenfällen, welche für den Zusammenhang des Ganzen von geringer Bedeutung sind.

Ein kurzer Abschnitt (achtes Buch) enthält die zusammengedrängte Erzählung gewisser politischer Verhältnisse des Wiener Congresses und die Einrichtung des neuen europäischen Staatensystemes. Von unserm Helden ist darin wenig die Rede. Nur wird nach seinen Briefen die klare Auffassung der Verhältnisse und seine Betheiligung an Aufstellung des eventuellen Kriegsplanes gegen Oesterreich in wenigen Worten berührt. Neu war uns nur die in einer Anmerkung gebrachte Nachricht, daß Graf Münster dem Generallieutenant und kürzlich ernannten Grafen Gneisenau den Oberbefehl über die hannoverschen Truppen officiell angeboten habe. Charakteristisch genug für die unseligen deutschen Verhältnisse. Gneisenau war, trotz Colbergs und der in dem Befreiungskriege schon geleisteten Dienste immer noch eine Art Fremder, namentlich gegenüber der an höchster Stelle einflußreichen Militärhierarchie feudaler Herkunft.

Digitized by Google

Aehnlich trübe Eindrücke, wie dieſe Betrachtung ſie hervorruft, muß jeder Leſer neben vielem Großen und Erhebenden auch bei Leſung des Briefwechſels empfinden. Noch am 12. März aus Laon bittet Gneiſenau Hardenberg in einer Nachſchrift zu einer Art Relation über die Operationen, glücklichen Gefechte und Schlachten der letzten Wochen, ihm doch die Generalpoſtmeiſterſtelle zu verſchaffen, da er in acht bis vierzehn Tagen den Frieden vorausſehe. Man wäre geneigt, dies für einen Scherz zu halten, aber da er ausdrücklich von einer Wiederholung der Bitte ſpricht, muß man wohl den wirklichen Ernſt annehmen. Was muß der große Mann in jener Zeit gelitten haben, ohne daß außer dieſem Schlaglichte irgend etwas davon in ſeiner Thätigkeit zu merken iſt. Auch in Briefen an Gibſone und Jacobi-Kloeſt ſpricht Gneiſenau Mitte März beſtimmt aus, den Dienſt im Frieden verlaſſen zu wollen. Es gilt bei dieſen Verhältniſſen, wie bei allen menſchlichen Dingen, weder anzuklagen noch zu beweinen, ſondern zu verſtehen.

Man lebte damals in einer Uebergangszeit ähnlich wie es die des dreißigjährigen Krieges war. Die Feſſeln, welche die Revolution in Frankreich geſprengt hatte, waren nicht überall verſchwunden, ſondern nur ſtellenweiſe erleichtert. Die Greuel, welche dieſelbe in ihrem Gefolge gehabt, hatten außerhalb Frankreichs die meiſten der denkenden Menſchen erſchüttert und die im alten Beſitze geſtörten Intereſſen zur Vertheidigung aufgeſtachelt. Das war ſelbſt in Preußen, wo man nach dem Unheile von 1806 und 1807 zuerſt den Uebergang in die neue Zeit geſucht hatte, der Fall. Um wie viel mehr in den übrigen Ländern. Die Politik war überall in altem Geleiſe geblieben, die franzöſiſche noch ſelbſtſüchtiger, falſcher und rückſichtsloſer als die der alten Regierungen. Die Diplomatie folgte abſolut derjenigen Schule, von der uns erſt das Genie Bismarck's befreite. Auch in der Kriegskunſt hatten nur wenige Geiſter es verſtanden, ſich von den alten Anſchauungen zu befreien, indem ſie an der Hand Napoleon's, eines der größten Feldherren aller Zeiten, das Weſen derſelben ſtudirt hatten, während die Maſſe der Führer, ſelbſt die Begabten und Unterrichteten, meiſt in höherem Lebensalter ſtehend, noch ganz in den Anſchauungen der alten Schule befangen waren. In Preußen war dies freilich die Friedericianiſche, aber auch dieſe entſprach den Verhältniſſen nicht mehr. Haben ſich doch Oeſterreicher und Ruſſen noch in ihren letzten Kriegen nicht ganz von veralteten Grundſätzen losmachen können.

Nimmt man zu dieſen Gründen die Schwächen jeder Coalition, die auseinander gehenden Intereſſen, und ſtellt die Machtverhältniſſe der verſchiedenen Kriegsherren, welche ſich ſelbſt bei den Armeen befanden, in Rechnung, ſo bedarf es nur noch einer Würdigung der Charaktereigenthümlichkeit der Letzteren, um ſich die Haltung derſelben und den ganzen Verlauf der Ereig-

Digitized by Google

niſſe im Großen und in den perſönlichen Angelegenheiten zu erklären. Alles dies hat ſich auch Herr Delbrück in dem erzählenden Theile ſeines Buches wohl nicht vollkommen klar gemacht, wie es aus manchen Bemerkungen über die Operationen hervorgeht. Er kennt nicht die „Frictionen", welche im Großen und Kleinen im Kriege vom entſcheidendſten Einfluſſe ſind.

König Wilhelm freilich konnte ſeine Kriege anders führen und Moltke hatte, im vollen Einverſtändniſſe mit Bismarck, einfachere, wenn auch nicht leichtere Aufgaben zu löſen als Gneiſenau.

In Beurtheilung der perſönlichen Verhältniſſe iſt der Verfaſſer vorſichtiger, doch lieſt man zwiſchen den Zeilen ziemlich klar, daß er ſeinen Standpunkt auf der Höhe der modernen Anſchauungen und nicht auf dem Niveau jener Zeit gewählt hat.

Kommen wir nun zu dem, was dem Buche ſeine eigentliche Bedeutung giebt, zu dem Briefwechſel, welcher für 1813 und 1814 bis zum Frieden hundertundſiebzehn Seiten, 1814 und 1815 bis kurz vor dem Wiederausbruche des Krieges ſechzig Seiten und 1815 bis gegen das Ende des Jahres hundertzweiundſiebzig Seiten umfaßt, im Ganzen nahe an dreihundert Briefe enthaltend. Die meiſten derſelben rühren von Gneiſenau ſelbſt her, und der größte Theil derſelben iſt an die bedeutenden Männer jener großen Zeit gerichtet. Einige auch an Freundinnen. Natürlich ſind nicht alle von gleichem Werthe, und einige enthalten identiſche Mittheilungen, namentlich ſo weit ſich dieſe auf abgelaufene Ereigniſſe beziehen. Einige Briefe, zumal an Gneiſenau, wären daher vielleicht zu entbehren geweſen. Die ungeheuere Thätigkeit des Mannes, ſeine hohe politiſche Bedeutung, die Schärfe ſeiner Auffaſſung und ſeine Beurtheilung aller politiſchen Verhältniſſe iſt ſtaunenswerth. Er hat von Aufſtellung ſeines erſten Kriegsplanes in Frankfurt an, bis zu der letzten Operation gegen Paris alle Verhältniſſe richtig erkannt, weder die eigenen Kräfte über-, noch die Schwierigkeiten unterſchätzt und ſeinen Plan trotz aller Rückſchläge, welche meiſt durch Nichtbefolgung ſeiner Rathſchläge entſtanden, conſequent und energiſch feſtgehalten. Selbſt in den ſchwierigſten Perioden des Feldzuges, in den Tagen des Februar und März, hat der General völlige Seelenruhe und Zeit zu finden gewußt, um mit Stein und Hardenberg politiſche, mit Boyen ſolche und militäriſche Dinge zu beſprechen. Hierbei handelt es ſich theilweiſe freilich um actuelle Verhältniſſe, welche für die Operationen von Wichtigkeit waren. Daß ihm die bedächtigere Führung nach den Februarereigniſſen, ſelbſt bis nach der Schlacht von Laon, nur durch Boyen — deſſen große Verdienſte wir gern anerkennen — ſuppeditirt worden ſei, können wir trotz der Briefe deſſelben nicht mit Herrn Delbrück annehmen. Es lag Einiges dazu Zwingende in den allgemeinen Verhältniſſen, Anderes in perſönlichen, die noch nicht genügend aufgeklärt ſind. Sobald es wieder

Digitized by Google

galt entſchieden vorwärts zu gehen, wurden die preußiſchen Corps wahrlich nicht hinter den Ruſſen zurück gehalten.

Aus den abgedruckten Briefen geht übrigens hervor, daß dieſelben nicht die ganze Correſpondenz jener Zeit enthalten; denn es iſt ſehr oft von Nachrichten die Rede — meiſt politiſcher Natur — welche der Schreiber erhalten, ohne daß ſich eine weitere Spur der Quelle in dem Buche findet.

Manche Briefe rein perſönlichen Inhaltes, welche vielleicht einer gereizten Stimmung ihre Entſtehung verdanken, hätten möglicherweiſe ohne Gefahr für die hiſtoriſche Wahrheit fortbleiben dürfen. Hat doch Gneiſenau, wie das Buch ſelber nach Arndt's Zeugniß berichtet, es immer verſchmäht, bei Erzählungen von dem Verhältniſſe zu ſeinen Gegnern zu ſprechen. Freilich wo es gilt Unwahrheiten actenmäßig zu widerlegen, welche die Eitelkeit Einzelner nach Gneiſenau's Tode verbreitet hatte, darf keine Zurückhaltung geübt werden. Allein wo es ſich um Vorgänge handelt, welche zwar diejenigen „Wiſſenden" nicht überraſchen, denen der Einfluß perſönlicher Aſpirationen in wichtigen Momenten des Staatslebens keine Illuſionen mehr raubt, Vorgänge, welche indeß der Maſſe ohne Nutzen ihr Ideal verkümmern, da bleibt weiſe Beſchränkung der Veröffentlichung erwünſcht. Doch wollen wir dem Herrn Verfaſſer gern zugeben, daß in dieſer Beziehung die Grenzen dem Hiſtoriker ſchwer von Anderen gezogen werden können.

Von Intereſſe wären übrigens erklärende Notizen über die Perſon einzelner Correſpondenten geweſen, die, wenn ſie auch ſchon theilweiſe in einem der Pertz'ſchen Bände genannt ſein mögen, einer großen Zahl der Leſer doch ſehr unbekannt ſein dürften, z. B. die des Engländers Gibſone, der eine verdient hervorragende Rolle in der Correſpondenz ſpielt, und welcher in Danzig lebend mit Gneiſenau in der Zeit nach dem Tilſiter Frieden eng befreundet worden war. Eine Numerirung der Briefe wäre wünſchenswerth. In dem gegebenen Verzeichniß derſelben kommen mehrfach Druckfehler vor.

Es iſt ſchwer, unter alle den intereſſanten Briefen aus dieſer Periode auf beſonders bedeutende hinzuweiſen. Wir können uns aber doch nicht verſagen, das von Gneiſenau verfaßte Blücher'ſche Antwortſchreiben an den Kronprinzen von Schweden anzuführen. In demſelben werden die Beſchwerden deſſelben über die Heranziehung der Corps von Bülow und Winzingerode und die Verwendung des kleinen Corps des Herzogs von Sachſen-Weimar, welche zur Armee des Kronprinzen gehörend und wie alle Anderen ſtets unthätig erhalten waren, in würdigſter Weiſe energiſch zurückgewieſen. Wie Gneiſenau das Benehmen des Kronprinzen durchſchaut und beurtheilt, geht aus einem ſpäteren Briefe hervor. Aehnlich bedeutend, weil eine kurze Relation über den ganzen Feldzug enthaltend, iſt ein Brief an Clauſewitz vom 28. April. In einer Nachſchrift deſſelben kommen überaus harte Urtheile über

Digitized by Google

Müffling, den eigentlichen Generalquartiermeister, vor. Man weiß, daß es zwischen ihm und Gneisenau zuweilen Meinungsverschiedenheiten gab. Ihre Naturen waren eben überaus verschieden, aber nach mündlichen Ueberlieferungen von Officieren, welche beiden nahegestanden, haben dieselben nicht nur einträchtig zusammen gewirkt, sondern sich auch wesentlich ergänzt.

Gneisenau war, wie er selbst in späteren Briefen ausspricht, für den eigentlichen Generalstabsdienst, das heißt für die ordnungsmäßige Bearbeitung der mannichfachen Detailaufgaben nicht geschult und das war so recht das Feld, in dem der systematische Geist Müffling's glänzte. Bei aller Anerkennung von Gneisenau's genialer, bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit energischen Kriegführung, mußte Müffling die Schwierigkeiten mancher Unternehmung erkennen und in Rechnung ziehen, namentlich bei voller Kenntniß der Stimmung, die in der Armee bei fast allen höheren Führern gegen Gneisenau herrschte. Das mag dann wohl zuweilen einen üblen Schein auf Müffling geworfen haben. Damals war er aber entschieden noch nicht der eitle Mann, der später, mit dem ihm politisch nahe stehenden Knesebeck um die Wette in ihren nachgelassenen Denkwürdigkeiten, alle Ehre der Leitung gern allein in Anspruch zu nehmen suchte.*) Für diese Auffassung sprechen auch die Müffling'schen Briefe an Gneisenau aus der Pariser Zeit, welche das beste Einvernehmen beider beweisen. Daß Gneisenau unter Verhältnissen, die ihm besser gestatteten, sich der inneren Leitung der Armee zu widmen, auch sein eigener Generalquartiermeister hätte werden können, ist wohl nicht zweifelhaft. Seine Klarheit, seine vollkommene Kenntniß der Aufgaben des Krieges sprechen dafür. Ein Mann, der in einem späteren Briefe ausspricht, „die Strategie ist doch nichts weiter, als die Geltendmachung von Zeit und Raum. Auf Letzteren gebe ich weniger, denn er ist wieder einzunehmen, die Zeit niemals," jemand der seine Gedanken stets so fertig und geschlossen hat, daß seine Concepte aus den ernstesten Zeiten stets wie in Kupfer gestochen sind, wird auch leicht die Ordre de Bataille, Zirkel und Uhr richtig anzuwenden wissen. Daß er auf den Magen der Soldaten — weniger auf Bekleidung und andere Bedürfnisse — und die Grenze ihrer Kräfte Rücksicht zu nehmen wußte, beweisen die Briefe an Boyen. Gneisenau beurtheilte aber den Zustand seiner Gegner anders und richtiger als seine Gefährten und wollte deshalb der Kürze der Anstrengung wegen, sowohl mehr wagen, als Alles daran setzen, um dadurch den sichern Erfolg zu erzielen.

Daß die Rücksichtslosigkeit, die 1815 vor und nach Bellealliance ihre

*) Aehnlich wie Müffling sich seines Einflusses auf Gneisenau zu rühmen suchte, hat in unseren Tagen General von Blumenthal — in dem von den Oesterreichern 1866 aufgefangenen Briefe — seine Stellung Moltke gegenüber angedeutet.

Digitized by Google

Früchte trug, auch 1814 ſich ſegensreich erwieſen haben würde, wenn ſie auch die große Armee hätte beeinfluſſen können, iſt wohl nicht zu bezweifeln.

In der Correſpondenz aus der Zeit vor und während des Wiener Congreſſes, namentlich in den Briefen an und von Niebuhr, Hardenberg und Boyen, ſo wie an Clauſewitz, finden wir Gneiſenau vorzugsweiſe als Politiker. Er und Niebuhr tauſchen ihre Gedanken über die höchſten Ziele Preußens aus und ſind beide ihrer Zeit um fünfzig Jahre voraus. Auf Hardenberg, der ſich im Ganzen großgeſinnt zeigt, ſind die ihm mitgetheilten Ideen ſicher nicht ohne Einfluß geblieben, wenn er freilich auch wenig genug davon durchzuſetzen wußte. Herrlich iſt das Schreiben an Gruner über das Inſtitut der geheimen Polizei.

In dem politiſchen Kriegsplan Gneiſenau's gegen Oeſterreich, Frankreich und die Süddeutſchen und eventuell ſelbſt England, finden wir nicht nur den „Stoß ins Herz" Gedanken von 1866, den damaligen Verhältniſſen angepaßt, ſondern der Politiker weiß auch ſeinen tiefen Haß gegen den Corſen zu vergeſſen und zieht einen durch dieſen, mit preußiſcher Unterſtützung, in Frankreich zu entzündenden Bürgerkrieg in Berechnung. Ob er dabei die franzöſiſchen Verhältniſſe und den Corſen ganz richtig beurtheilt hat, erſcheint freilich mehr als zweifelhaft. Als dann das wirkliche Erſcheinen des „Mannes" die mißgünſtigen Intriguanten des Congreſſes raſch zum Abſchluſſe drängte, welcher, wie Hardenberg ſofort mittheilt, etwas günſtiger für Preußen ausfiel, als es vorher den Anſchein hatte, wußte ſich auch Gneiſenau zu beſchränken und ſuchte den Gewinn der neu geſchaffenen Situation ſich zurecht zu legen. Aehnlich ſuchte der alte Hofmann ſpäter in ſeinen ſtatiſtiſchen Vorleſungen den Vortheil der getrennten Theile des Staates darin, daß Preußen dadurch mit den vorgeſchrittenen und gefährlichen weſtlichen Staaten in nahe Berührung käme und ſich deshalb doppelt anſtrengen müßte, um ſich denſelben ebenbürtig zu machen: König Friedrich's „Toujours en vedette".

Alle dieſe Gedanken, welche weder die Fürſten noch ihre Diplomaten damals verſtanden haben, waren nicht nur lebensfähig ſondern nothwendig. Sie waren Samenkörner, die der Entwickelung zur Reife bedurften, welche aber, als die Zeit gekommen war, kräftig aufſchoſſen.

So wurde in der Hauptſache ſpäter nur das Programm der Helden jener Zeit verwirklicht.

In der Correſpondenz mit Clauſewitz finden ſich höchſt intereſſante und belehrende Gedanken über die militäriſche Bedeutung der Feſtungen und Städte am Rheine und der Grenze. Dieſe Sammlung ſchließt mit einem Briefe an den Freund Gibſone, der als Beantwortung ſeiner Fragen noch eine kurze Relation der Ereigniſſe des Februars 1814 erhält.

Digitized by Google

Die Darstellung des Feldzuges von 1815 bringt über den Aufstand der Sachsen, über Wellington's Verspätung, auch über den Antheil der Preußen an der Schlacht am 18. Juni nichts Neues. Die Gründe, welche der Verfasser für das Entkommen Grouchy's zwischen Thielemann und Pirch anführt, sind etwas allgemein und die Erklärung der Unthätigkeit der Generale aus psychischen Gründen fast leichtfertig zu nennen. Von dem blutigen Gefechte bei Namur scheint Herr Delbrück nichts zu wissen, denn er berührt es nicht einmal. Ebenso will uns die Schilderung des Gedankenganges Wellington's über die militärischen Maßregeln nach der Schlacht bei Bellealliance durchaus als nicht verbürgt und erschöpfend erscheinen.

In der Betrachtung von Gneisenau's Verhältniß zu Blücher wird der Verfasser beiden gerecht. Die Person Gneisenau's tritt mehr hervor, da seine Stellung sich ja in dieser Zeit in manchen Beziehungen verändert hatte.

Die einschlagende Correspondenz ist ebenfalls höchst interessant, weil sie ein klares Bild der unerhörten Schwierigkeiten giebt, welche durch die verwickelten Verhältnisse der umfangreichen Coalition stetig gesteigert wurden. Die active Macht war durch die Zahl der Glieder nicht gewachsen, zumal die neuen Truppenformationen der hinzugetretenen Mächte nichts weniger als fertig waren. Die verschiedensten Interessen wollten die verbündeten Regierungen und der französische König in partibus geltend machen. Auch die sächsischen Winkelzüge erfahren manche Beleuchtung. Wir sehen Gneisenau wieder wie immer klar, groß und selbstbewußt. Daß er sich in den Angelegenheiten, die er nur von weitem kannte, irren konnte, widerspricht dem nicht. In dieser Beziehung ist ein Schreiben Hardenberg's an ihn merkwürdig, welcher ihm am 20. März aus Wien mittheilt, daß er eine Denkschrift von ihm dem Könige nicht gegeben habe, weil sie auf nicht zutreffende Voraussetzungen basirt sei. Hardenberg schließt daran eine Auseinandersetzung der Lage, wie sie wirklich war und spricht dann sein Bedauern aus, daß der Verhältnisse wegen — der König wolle von den Anciennitätsverhältnissen nicht abgehen — wieder Blücher an die Spitze der Armee gestellt würde, während Gneisenau zwar in der That, aber nur hinter den Coulissen commandiren würde. Die Anerkennung, daß er ein zu edler Patriot wäre, um zu klagen oder anders zu handeln, als es das Wohl der Sache fordere und die Ueberzeugung, daß nur Wenige diese Verhältnisse nicht durchschauen würden, war gewiß richtig, aber nur ein geringer Trost. Daß Gneisenau dies fühlte, beweist sein Brief vom 30. Juni, also nach beendetem Kriege, der sich auf obiges Schreiben bezieht, und in welchem er, nach so herrlicher Pflichterfüllung, dem Kanzler sein verletztes Gefühl über so viele Zurücksetzungen und über so große Undankbarkeit von oben und selbst

Digitized by Google

von ſeinem Feldherrn, ſich bitter ausſpricht. Er bittet aber um nichts und ſchließt mit der Verſicherung, auch in einem neuen Kriege für den Staat, dem er ſein Leben geweiht, ſeine Kraft einſetzen zu wollen.

Die Correſpondenz iſt wieder mit den ſchon bekannten Perſonen geführt, und immer von neuem muß man erſtaunen über die Vielſeitigkeit und Arbeitskraft des ſeltenen Mannes. Er findet auch jetzt Zeit, ſich um ferner liegende mehr oder weniger wichtige Gegenſtände und Maßregeln zu bekümmern. Da in dieſer Periode der militäriſchen und diplomatiſchen Unterhandlungen Gneiſenau zum Mitglied der Friedenscommiſſion ernannt war und dem Stabe des Königs zugetheilt in Paris verweilte, ſo iſt der Briefwechſel aus dieſer Zeit von größter Reichhaltigkeit.

Die alten Intriguen des Wiener Congreſſes waren wieder aufgenommen worden, unzählige neue wirkliche oder eingebildete Intereſſen kamen hinzu. Die politiſchen Verhältniſſe wurden auf das Aeußerſte complicirt durch den Aufenthalt in der feindlichen Hauptſtadt mit ihren 700 000 Einwohnern und durch die Bereitſchaft der hinter der Loire ſtehenden anſehnlichen franzöſiſchen Armee. Kam es doch ſo weit, daß Gneiſenau wieder an einen neuen Kriegsplan gegen dieſelbe allein oder vielleicht ſogar in Verbindung mit der ruſſiſchen Armee denken mußte. Was Wunder, daß der ſich bis zum Spätherbſt hinausziehende Abſchluß des Friedens wiederum Preußen nicht völlig gerecht wurde. Dagegen ſehen wir alle diejenigen bewegenden Gedanken wieder auftauchen, welche ſo ſehr viel ſpäter zwar nicht den Abſchluß, aber doch eine glücklichere Phaſe der europäiſchen Verhältniſſe herbeizuführen vermochten — wiederum nicht ohne blutige Kämpfe. Dauerten dieſe Beſtrebungen über ein halbes Jahrhundert, ſo darf die nächſte Generation ſich nicht wundern, wenn ſie erſt ſpät eine weitere Etappe erreichen werden.

Wohl könnte man Beſorgniſſe hegen, daß die durch dieſe Briefe verbreitete Kenntniß von den eben ſo thöricht wie niedrig ausgebeuteten öffentlichen Angelegenheiten und von der Natur einer Anzahl damaliger Fürſten dem monarchiſchen Geiſte Europas Abbruch thun müßte, wenn nicht die Fürſten erheblich beſſer und weniger zahlreich geworden wären, und andererſeits auch die Volksherrſchaft noch viel weniger Sicherheit und Befriedigung der Völker hervorriefe, als kräftige Dynaſtien in großen nationalen Staaten ſie gewähren. Ein kurzer Brief Gneiſenau's an Boyen vom 16. September enthält eine Mittheilung über eine Aeußerung Alexander's, welche zu ſehr an ähnliche, uns durch die in dem neuen Buche Berlin und Petersburg mitgetheilten Anſichten und Aeußerungen des Kaiſers Nicolaus in Bezug auf Preußen erinnern, als daß wir ſie nicht aufnehmen ſollten.

Danach hat der Kaiſer in ſeiner Unzufriedenheit über den Widerſtand, welchen ſeine „magnanimen" Geſinnungen für Frankreich ſeitens Preußens

Digitized by Google

bei den Verhandlungen fanden, ſeinen Generalen geſagt: „meine Herren, es iſt ſehr möglich, daß wir dereinſt dem Könige von Preußen gegen ſeine Armee zu Hilfe kommen müſſen.“ Verſchwörungen der Generale gegen ihren Kriegsherrn konnten dem Kaiſer nicht neu ſein. Die Decabriſten ſah er freililich ebenſowenig voraus, als Nicolaus eine Ahnung von den Nihiliſten hatte, als er das „alte“ Preußen vor dem Berliner ſchützen wollte.

Der Briefwechſel ſchließt mit dem 19. November, einen Tag vor dem Abſchluſſe des Friedens. Es folgen Excurſe über einzelne Punkte, deren ausführliche Behandlung im Texte nicht Platz fand. Ein großer Theil des reichen Materials iſt hier wiedergegeben.

Es iſt in der That zu bedauern, daß das von ſo viel Liebe zur Sache zeugende Werk nicht noch planmäßiger gearbeitet iſt. Trotz alledem iſt aber ſowohl die geſchilderte Zeit, als die Perſon Gneiſenau's, wie ſie ſich in ſeinen Handlungen und Schriften darſtellt, von ſo überwältigendem Intereſſe, daß man dem Verfaſſer für ſeinen großen Fleiß dankbar ſein darf.

Eine Weiterführung des Werkes bis zum Tode des Feldmarſchalls iſt wohl zu erwarten, da derſelbe auch in der Friedenszeit in bedeutenden Stellungen Dienſte zu leiſten und Rath zu geben berufen war. Aus dem Jahre 1830, zur Zeit der belgiſchen Revolution, als ein Krieg mit Frankreich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, muß ein Plan zu einem ſolchen von ihm vorhanden ſein, der ſich des Beifalls des Königs erfreut haben ſoll und nach deſſen Kenntnißnahme ein hochgeſtellter General enthuſiaſtiſch äußerte: „ein ſolcher Mann (Gneiſenau) iſt eine Provinz werth“.

Den Oberbefehl über die Armeecorps an der öſtlichen Grenze in demſelben Jahre — damals unterſtützt von dem alten Freunde Clauſewitz, als Chef ſeines Generalſtabes — führte der Feldmarſchall in einer Weiſe, die ihm die höchſte Anerkennung ſeines Königs, wie diejenige der in unſerm eigenen Intereſſe zu unterſtützenden Ruſſen eintrug. Das Wenige, was bis jetzt über dieſe Zeit bekannt gemacht iſt (Clauſewitz' Leben und die Brandt'ſchen Erinnerungen in der Rundſchau), reicht nicht hin, der Einwirkung Gneiſenau's gerecht zu werden.

Ob es möglich ſein wird, bis zur Beendigung des Lebensbildes die Rückſichten aufzugeben, welche bisher hinderten, eine Vollendung deſſelben durch die ſicherlich nicht zu entbehrende Darlegung von Gneiſenau's Gefühls- und Familienleben zu vervollſtändigen, bleibt fraglich. In dieſer Beziehung ſtehen wir vor manchem Räthſel, welches auch dem Gneiſenau ſo nahe ſtehenden Clauſewitz ein ſolches geblieben zu ſein ſcheint.

In der Hauptzeit ſeiner öffentlichen Thätigkeit war Gneiſenau allerdings meiſt getrennt von ſeiner Familie. Charakteriſtiſch für das von Clauſewitz berührte Verhältniß zu ſeinem älteſten Sohne, der eine Zeit lang ſich

Digitized by Google

als Freiwilliger in ſeinem Gefolge befand, iſt die verbürgte Thatſache, daß er bei der nächſten Gelegenheit, nachdem der Jüngling wohl aus Rückſicht auf den Vater das Kreuz erhalten hatte, denſelben in einem der Gefechte des Jahres 1814 zu ſich heranrief, und ihm aufgab, eine eben beginnende Attaque eines Cavallerieregimentes mitzumachen, um ſich ſein Kreuz auch zu verdienen. Es ging ein antiker Zug durch die Männer der damaligen Zeit.

Die belgiſche Wehrverfaſſung nach fünfzigjährigem Beſtehen.*)

Aehnlich wie vor Kurzem in dieſen Blättern die Frage der ſchweizeriſchen Landesvertheidigung an der Hand zweier Schriften von eidgenöſſiſchen Officieren beleuchtet wurde, gilt es diesmal die Aufmerkſamkeit zu lenken auf die Beſtrebungen, die Wehrkraft Belgiens zu heben. In beiden Staaten hat ſich die Ueberzeugung längſt eine anſehnlich breite Bahn gebrochen, daß die Heereseinrichtungen verbeſſert werden müſſen, wenn dieſelben bei einem Zuſammenſtoße der benachbarten Großmächte thatſächlich ihre Neutralität ſichern wollen. In Belgien kämpft der größte Theil der Armee an der Spitze einer leider noch nicht ſtarken Partei für eine zeitgemäße Umformung des Heerweſens, welches einzig in Europa, nur Schweden etwa ausgenommen, noch in der während der Dreißiger Jahre geſchaffenen Geſtalt fortbeſteht. Das Einzige, was trotz verſchiedener Anläufe bisher erreicht wurde, iſt der Ausbau von Antwerpen während der Sechziger Jahre zu einem großen Waffenplatze, welcher geeignet erſcheint, die lebendige Vertheidigungskraft des Landes hinter ſeinen Wällen aufzunehmen, im Fall ein ſtarker Feind die Neutralität nicht berückſichtigen ſollte. Im Stillen hat man im Lande wohl ſtets an der Hoffnung feſtgehalten, unter den Großmächten einen intereſſirten Freund zu finden, welcher der in der Feſtung eingeſchloſſenen Armee zu Hilfe eilen ſoll.

Wie wir in den letzten Jahren ſahen, hat die Schweiz die Organiſation ihrer Miliz centraliſirt und ſo weit überhaupt möglich gekräftigt. Der Ausführung der Landesbefeſtigung ſtand bisher ſtets eine vielleicht mißleitete Sparſamkeit entgegen. In dem reichen Belgien würden ſich die erforderlichen Mittel leicht finden, allein es fehlt an Willigkeit der bisher ſtets bevorzugten wohlhabenden Klaſſen, ihre Vorrechte zu opfern und die Laſten des Heeresdienſtes auf ſich zu nehmen. Nicht ganz unähnlich der hohen Pforte rechnet man auf den Schutz, welchen die Eiferſucht der großen Mächte zu gewähren

*) Le pays et l'armée par le général Baron Goethals. Bruxelles, C. Muquardt. 1878. — Les forces nationales par le lieutenant général von der Smissen. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Digitized by Google

im Stande iſt. Der Egoismus macht blind für die Erkenntniß, daß die Armee, ſo wie ſie iſt, in der That nicht zum Schutze der Neutralität hinreichen kann und daß die Verletzung dieſer leicht die Exiſtenz des Staates in Frage ſtellt. In dieſer Beziehung liegen die Sachen viel ernſter für Belgien als für die Schweiz, denn die Verſuchung, eine Verletzung auf Koſten des Erſteren zu begehen, erſcheint bei einem Kriege Frankreichs gegen Deutſchland lockender, weil ſtrategiſche Vortheile verſprechend.

Dieſe Verhältniſſe ihren Landsleuten, vorzüglich denen im Parlamente, klar zu machen, verſuchen die Verfaſſer beider genannten Schriften. Der neuerdings nach faſt fünfzigjähriger Dienſtzeit verabſchiedete General Goethals und der Generallieutenant von der Smiſſen ſind beide hochangeſehene, gebildete Officiere, von denen der Erſtere längere Zeit Adjutant des Königs war, während der Andere ſich einer langen praktiſchen Dienſtzeit und ganz ausnahmsweiſe in der belgiſchen Armee einer Kriegserfahrung erfreut, da er das belgiſche Hilfscorps des Kaiſers Max in Mexiko commandirte.

Beide Werke haben den Charakter einer Gelegenheitsſchrift, das des General Goethals iſt indeß ziemlich umfangreich (224 Seiten) und wie ein Lehrbuch gegliedert. Die Behandlungsweiſe des Stoffes iſt eine philoſophiſche zu nennen, mitunter ſtreift der Stil ſogar in das Poetiſche. Der Inhalt umfaßt die Geſchichte der Armee und Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung in allgemeinen Zügen. Als Motto dient ein Ausſpruch des Erzherzogs Albrecht (1869): „die Verantwortlichkeit im Kriege haben nicht nur der Feldherr und ſeine Untergebenen zu tragen, ſie fällt namentlich Jenen zur Laſt, welche die nöthigen, oft Jahre erfordernden Vorbereitungen erſchwerten oder verhinderten.“ Ein Avis au lecteur — aus dem Parlamente.

General Goethals iſt ſich bewußt, in dieſem ſeinen militäriſchen Teſtamente mit den verſchiedenen Kriegsminiſtern und vielen der ausgezeichnetſten Generale, ſo wie denjenigen Männern übereinzuſtimmen, welche in der 1871 ad hoc eingeſetzten Commiſſion getagt und offen eingeſtanden haben, daß nur den äußeren günſtigen Verhältniſſen 1870 die Aufrechterhaltung der Neutralität zu danken war.

Von der früher unter den höheren Officieren verbreiteten, ſehr natürlichen Sympathie für Frankreich ſcheint wenig übrig geblieben. In dieſer Hinſicht haben die Verſuche Napoleon's auf Luxemburg und das bekannte Vertragsproject Benedetti's die Belgier aufgeklärt.

Der Kern der Frage liegt naturgemäß in der allgemeinen Dienſtpflicht. Das Bild, welches der Verfaſſer von der gegenwärtigen Armee entwirft, iſt kein günſtiges. Glänzend erſcheint dagegen die Entwickelung des Landes, welches ſeit 1830 von vier Millionen Einwohnern auf deren 5½ und mit ſeinen Einkünften von 119 auf 315 Millionen, in ſeinem Nationalvermögen

Digitized by Google

umgemeſſen ſtieg. Im Jahre 1831 dagegen war Belgien in der Lage, 120 000 Mann aufzuſtellen, deren 70 000 ſtets unter den Waffen waren. Im Jahre 1870 wurde mit Mühe die letzte Zahl auf die Beine gebracht, aber zu ihrer Completirung hatten 25 000 Mann ſehr unſichere Einſteher dienen müſſen. Der Hinweis auf Preußen und ſein Syſtem fehlt bei dieſen Betrachtungen natürlich nicht.

Einige Kapitel, wie: „Generalſtab", „Centraliſation", hätten für den ausgeſprochenen Zweck des Buches fehlen können.

Das Kapitel „Grundlagen der Organiſation" vervollſtändigt das Bild der Armee, wie ſie ſeit 1870 ſich geſtaltet hat. Man litt unter der Nachahmung der alten franzöſiſchen Einrichtungen. Ob nun die Beſchränkung in dem Vorſchlage zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, wonach nur die Hälfte der jährlichen auf 30 000 veranſchlagten dienſttüchtigen Erſatzklaſſe dienen ſoll, der Stimmung des Landes nach nothwendig iſt, vermag der Außenſtehende nicht zu beurtheilen. Die Stärke der Armee würde ſich bei ſolcher jährlichen Einſtellung von 15 000 Mann und achtjähriger Dienſtzeit (fünf Jahre bei der Fahne) auf 120 000 Mann ergeben.

Die ſtehende Armee würde fünf Jahrgänge = 75 000 Mann, deren Reſerve, die übrigen drei, 45 000 Mann umfaſſen. Der nicht zur Einſtellung gelangende Bruchtheil verbleibt als eine Art zweites Aufgebot und wird mit mindeſtens 50 000 Mann veranſchlagt, welche indeß keine Ausbildung genießen. Selbſtredend hört die Stellvertretung auf, dagegen wird das Syſtem der einjährig Freiwilligen empfohlen.

Betreffs der inneren Verhältniſſe der Armee führt der Verfaſſer gerechte Klage über das geringe Wohlwollen, welches dieſem Theile der Nation bisher entgegengebracht ſei. Der Sold iſt heute noch derſelbe wie vor fünfzig Jahren, die Penſionen der Officiere und Unterofficiere ſind unzureichend. Auch die ſonſtigen Einrichtungen, welche Wohl und Wehe des Soldaten bedingen, ſind vernachläſſigt.

Die Schlußfolgerungen des Verfaſſers, welcher, wie er ſagt, nur leicht die Beweggründe geſtreift hat, die das Mißbehagen der Armee hervorrufen, liegen auf der Hand. Eine Reform iſt bedingt durch den Sieg über die ſorgloſe und egoiſtiſche Mehrheit.

Noch präciſer und praktiſcher faßt General von der Smiſſen ſeine Aufgabe zuſammen. Er geht als guter Soldat der Sache gerade auf den Leib und nennt die Dinge rückſichtslos bei ihrem Namen. Der Krieg iſt ihm ein Uebel, wie einem Jeden, allein das gegenwärtige Stadium der Erneuerung aller europäiſchen Verhältniſſe läßt gerechte Zweifel an dem Abſchluſſe aller Streitfragen zu. Die Geſellſchaft der Friedensfreunde jagt nach Utopien.

Der Verfaſſer ſchildert die militäriſche Lage Frankreichs und Deutſch-

Digitized by Google

lands und unterſucht ihre muthmaßlichen Operationsrichtungen. Dabei beurtheilt der General vollkommen richtig die von Frankreich drohende Gefahr als die größere, da Deutſchland nur dankbar ſein kann, wenn ſeine rechte Flanke durch ein neutrales Belgien gedeckt bleibt, während Frankreich die deutſchen Feſtungen wahrſcheinlich gern umgehen würde. Um ſo mehr muß das Land, ruft der Verfaſſer aus, ſich ermannen und aufhören, die Heereseinrichtungen als reine Wahl- und Parteifragen zu behandeln, während die Einſichtigen eine Neugeſtaltung fordern.

Die belgiſchen remplaçants deſertirten im Jahre 1870 in maſſenhafter, ſcandalöſer Weiſe. Von der effectiv nur 72 000 Mann ſtarken Armee waren 21 000 Stellvertreter, deren 1622 zum Theil mit Waffen und Pferden das Weite ſuchten. Einige Regimenter mußten in Folge deſſen von der Grenze zurückgezogen werden.

Die Anhänger der alten „Stellvertretung" betrachtet derſelbe ſchon als virtuell geſchlagen und er bekämpft diejenigen, welche eine Armee von „Freiwilligen", zu deutſch von geworbenen Inländern, an ihre Stelle ſetzen wollen.

Was ein ſolches, dem engliſchen ähnliches, Syſtem koſten müßte, weiſt der Verfaſſer ſchlagend nach und entkräftet ſo zugleich den hauptſächlichſten Widerſpruch gegen die allgemeine Wehrpflicht. Eben ſo fertigt Smiſſen die Forderung einer Milizarmee nach Schweizer Muſter für Belgien ab und weiſt das Illuſoriſche eines gemiſchten Syſtemes nach.

Alle Großmächte Europas und ſelbſt im fernen Oſten Japan haben die allgemeine Wehrpflicht gewählt und Belgien ſoll nicht im Stande ſein, dieſe Laſt zu tragen?! Die Gegner mahnen an den Schaden, welcher der Induſtrie und Kunſt erwachſe und doch wie weit ſteht das heutige Preußen über dem Staate von 1808! Und giebt es nicht Wege die Härten zu mildern? Aufgabe der Preſſe iſt es, ſagt Smiſſen, das Land in dieſer Beziehung aufzuklären, damit die Wähler ſich bereit finden, die Reform gut zu heißen.

Der Verfaſſer fordert im Gegenſatze zu Goethals eine active Dienſtzeit von drei Jahren. Alle nicht eingeſtellten Tauglichen ſollen zwölf Jahre der Reſerve angehören und zunächſt die Feldarmee completiren helfen. Keine Wehrſteuer, keine einjährig Freiwilligen — aber frühere Entlaſſung der gut ausgebildeten Leute (neues franzöſiſches Syſtem).

Man bedarf einer ſtrafferen Organiſation, um nicht die Miſère von 1870 noch einmal erleben zu müſſen. Damals war nach ſiebenundzwanzig Tagen die Armee bei Weitem noch nicht vollzählig an Mannſchaft und Pferden.

Was den Friedensdienſt betrifft, ſo müſſen gute Unterofficiere durch Solderhöhung und Prämien nach fünf- und mehrjähriger Dienſtzeit gefeſſelt werden. Von preußiſchen Einrichtungen bekämpft der Verfaſſer nur die ſtarken Compagnien mit ihren berittenen Führern. Die Frage der großen

Digitized by Google

oder kleinen Compagnien hängt begreiflicher Weiſe mit dem Vorhandenſein von Officieren zuſammen. Außerdem bietet eine größere Compagnie die Garantie, daß nach den unvermeidlichen Abgängen immer noch ein compacter Körper übrig bleibe. Beritten ſollen (nach Smiſſen) die Hauptleute nicht ſein, weil ſie im Gefechte doch abſteigen müſſen. Die Ausſtattung derſelben mit Pferden iſt in der preußiſchen Armee gar nicht ſo übermäßig alt, die franzöſiſche iſt im Begriffe, nach und nach dazu zu ſchreiten. Die Rückſichten der Friedensausbildung verlangen dieſelbe unbedingt, eben ſo iſt die Schonung der Kräfte auf langen Kriegsmärſchen geboten. Im Gefechte gegen eine mächtige feindliche Schußwirkung werden auch die höheren Officiere häufig ihrer Pferde beraubt ſein. Smiſſen will ſogar die Compagnien bei der Mobilmachung verkleinern — an und für ſich ſehr vortheilhaft, wenn dadurch die Schwächeren ausſcheiden — und den Reſt nebſt der Reſerve in einem verſchanzten Lager hinter Antwerpen als Ergänzungstruppe ſammeln. In einem kleinen Lande kann man eben locale Zwecke zum Ausdruck bringen.

Die Geſammtkräfte ſollen in drei Corps gegliedert in erſter Linie mit 100 000 Mann auftreten. Von der Reſerve ſollen circa 50 000 Mann in und um Antwerpen und anderen Plätzen bereit geſtellt werden.

Man ſieht, die Zahlen ſind in den Projecten gar nicht ſo ſehr gegen die augenblicklichen Verhältniſſe gewachſen, es ſoll nur die Sicherheit gewahrt werden, die Truppen thatſächlich kriegsbereit zu ſammeln.

Belgien hat im Laufe der Zeiten Fremdherrſchaft aller Art ertragen müſſen; möge bei der Feier der fünfzigjährigen Selbſtändigkeit der Geiſt der Einigkeit von 1830 wieder aufleben und den Entſchluß in Allen wach rufen, die Unabhängigkeit zu erhalten und auch zu vertheidigen.

So ſchließt der Verfaſſer ſeine Erörterungen. Wir können füglich in den Wunſch von Herzen einſtimmen und uns freuen, daß ſolche Ueberzeugungen, zumal auch diejenige der Gleichartigkeit unſerer Intereſſen, mehr und mehr bei unſeren Nachbarn durchdringen. Wir hoffen, daß die Vorſchläge der verdienten Generale den feſtgewurzelten Widerſtand gegen die Reform endlich lockern werden. Trotz ihrer Kleinheit hat die belgiſche Armee eine Anzahl berühmter Officiere hervorgebracht, unter denen wir gegenwärtig nur General Brialmont zu nennen haben, der ein bedeutender Ingenieur iſt.

Spielhagen's Quiſiſana.*)

„Ja wohl: nach Neapel—Capri. Auf Capri ſteht mitten in Orangengärten mit herrlichſtem Ausblick in die blaue Unendlichkeit des Meeres ein

*) Quiſiſana. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1880.

Digitized by Google

weißes, roſenüberſponnenes Gaſthaus: Quiſiſana. Ich war vor langen Jahren dort, und ſeitdem hat's mich immer dahin ſehnlich gezogen. Qui si sana! Das klingt ſo tröſtlich, ſo verheißend: Hier geſundet man! Auch wenn man ſich leidlich geſund fühlt — zu geſunden hat man immer, zum Beiſpiel vom Leben, das im Grunde doch eine lange Krankheit, von der uns gründlich nur der Tod curirt."

Mit dieſen Worten läßt Spielhagen den Helden der in der Ueberſchrift genannten Novelle ſein Reiſeziel bezeichnen, aber es bleibt bei der Bezeichnung und die beabſichtigte Reiſe wird nicht ausgeführt; wohl geſundet Doctor Karl Bertram von einem ſchweren Herzensleid, aber durch Selbſtüberwindung und Tod und die Erzählung hiervon bildet den Inhalt der Dichtung.

Als Bertram „vor langen Jahren", das heißt um etwa zwanzig Jahre früher, auf Capri geweſen war, hatte er Geneſung von einer Wunde geſucht, welche ihm durch die Aufhebung ſeiner Verlobung mit Fräulein Lydie von Aſchhof geſchlagen worden war. Auf Rinſtadt, der ſchönen und ſtattlichen Beſitzung ſeines Univerſitätsfreundes Bermer, hatte er ſich mit der genannten Freundin von deſſen junger Frau Hildegard verlobt und nur noch den Erfolg eines ſoeben vollendeten großen wiſſenſchaftlichen Werkes abwarten wollen, bis er den Bund für immer ſchlöſſe. Aber Lydie hatte in der kurzen Wartezeit Muße genug gefunden, um die beſcheidene Stellung und das kleine Vermögen des Privatgelehrten mit glänzenderen Verhältniſſen zu vergleichen, und ſich durch die Reſultate hiervon zu einer Aufhebung ihrer Verbindung mit Bertram und der Eingehung einer neuen Verlobung mit einem Grafen Finkenburg beſtimmen laſſen. Allerdings hatte ſie dieſen ihren zweiten Verlobten ſehr bald darnach durch den Tod verloren und nun, zumal da Bertram durch eine Erbſchaft in die glänzendſte Lage gekommen war, wiederholt Verſuche zu einer Erneuerung des alten Verhältniſſes gemacht, war aber dabei von Bertram, den ihr Verrath aufs Krankenlager geworfen und alsdann nach mühevoller Geneſung zunächſt zu jener erwähnten Stätte des Geſundens geführt hatte, auf das Entſchiedenſte zurückgewieſen worden.

Beim Beginne unſerer Erzählung hören wir nun, daß Frau Amtsräthin Hildegard Bermer, durch Lydien's dringende Bitten bewogen, gegen die beſtehenden Abmachungen Lydie mit ihm zugleich nach Rinſtadt geladen hat; nach einer abermaligen ſchweren Erkrankung, von der er wieder völlige Geneſung in Italien ſuchen will, glauben ihn die Frauen in milderer Stimmung und meinen zum mindeſten eine Verſöhnung zu Stande bringen zu können. Doch täuſchen ſie ſich darin vollſtändig; Bertram geräth in die größte Aufregung, ſobald er nur von der bevorſtehenden Ankunft Lydien's hört, und will ſeinen Aufenthalt in Rinſtadt ſchleunigſt abbrechen, da beſtimmen ihn die Bitten Erna's, der Tochter ſeines Freundes, welche, ſeit er ſie

Digitized by

zum letzten Male geſehen hat, zur Jungfrau herangewachſen iſt und gleich beim erſten Anblick einen wunderbaren Eindruck auf den fünfzigjährigen Mann macht, zu bleiben und wenigſtens das Werk der Verſöhnung nicht zu ſtören; halb wider Willen und beſonders durch den Wunſch getrieben, in ihren Augen frei von aller Schuld gegen Lydie dazuſtehen, hat er ihr den eigentlichen Sachverhalt deſſen, was zwiſchen ihm und Lydie vorgegangen iſt, mitgetheilt und mit der Erſchließung dieſer bis jetzt gegen Jedermann geheim gehaltenen alten Herzensgeſchichte hebt für ihn eine neue an, welche bald ſein ganzes Denken vollſtändig gefangen nimmt. Allerlei Umſtände dienen dazu, ſeine Leidenſchaft zu nähren: da iſt erſtens die ihm beinahe widerlich vorkommende Erſcheinung der alternden und ſich in fortwährender Koketterie gefallenden Lydie; ferner befindet ſich außer Bertram und Lydie noch ein jugendlicher Gaſt, ein Baron von Lotter, im Hauſe, der offenbar nach Erna's Hand trachtet und deſſen Bewerbung von der Mutter unterſtützt wird; ſodann zeigt Erna, durch eine geheime unglückliche Neigung in ihrem innerſten Weſen aufgeregt und andererſeits durch ihre Mitwiſſenſchaft um Bertram's altes Leid und durch die Bewunderung ſeiner edlen und männlichen Perſönlichkeit ganz für ihn eingenommen, dem „Onkel" ein Entgegenkommen, mit welchem ſie freilich ſich ſelbſt nicht minder als ihn und die anderen betheiligten Perſonen täuſcht; endlich bildet Goethe's Novelle von dem „Mann von fünfzig Jahren" gleich am erſten Abend des Zuſammenſeins einen der Gegenſtände des Geſpräches und lenkt die Gedanken von Bertram und Erna in gleicher Weiſe auf das dort behandelte Problem und auf die Möglichkeit einer andern Löſung, als ſie dort gegeben wird. Ein anderer Umſtand freilich, welcher eine weniger edle Natur leicht veranlaſſen könnte, der augenblicklichen Aufwallung zu folgen und nur an die eigenen Wünſche, nicht an das wahre Glück der Geliebten zu denken, hält Bertram's Leidenſchaft vielmehr in Schranken: das iſt die ihm durch Bermer gemachte Eröffnung, daß ſeine finanzielle Lage eine äußerſt gefährdete ſei, und die ſich dadurch für Bertram bietende Ausſicht, als Retter in der Noth über alle ſonſtigen Bedenken der Eltern gegen ſeine Verbindung mit Erna triumphiren zu können. Mit voller Erkenntniß deſſen, was für Erna auf dem Spiele ſteht, mit einer trotz aller Leidenſchaft ruhigen Erwägung der Sachlage und nicht ohne die ſichere Ahnung, daß Erna ſich ſelbſt täuſche und ihr Gefühl für ihn mißdeute, bleibt Bertram Herr ſeiner ſelbſt und, während Erna ſich eher vergißt, bewahrt er ſeine Ruhe und weiß es zu verhindern, daß Erna zu irgend welcher Klarheit über ſeine Empfindung komme und irgend eine Erklärung zwiſchen ihnen beiden ſtattfinde. Auf die Dauer wird indeſſen die Spannung für ihn und alle Anderen unerträglich, zumal da Erna's Neigung für ihn den Letzteren kein Geheimniß mehr iſt, da wird die Löſung, welche in directer Ausſprache zwi-

Digitized by Google

schen den betheiligten Personen schon um deswillen kaum herbeigeführt werden könnte, weil der eigentliche Gegenstand von Erna's Liebe erst wieder für sie gewonnen sein muß, bevor sie Bertram mit anderen Augen anzusehen vermag, von außen hereingetragen. Wie ein deus ex machina erscheint die russische Fürstin Volinzow, welche, von Erna für ihre glücklichere Nebenbuhlerin bei dem Lieutenant Ringberg gehalten, ihrerseits die Bahn für diesen, den sie selbst allerdings liebt, der aber ihre Liebe nicht erwidert, frei machen will, um selbst, sobald ein Proceß um ihre Güter beendet ist, einem Obersten von Waldor die Hand zu reichen. Ein Manöver bietet dem Dichter das Mittel, die beiden Officiere zu gleicher Zeit in das Haus zu bringen, und allerlei Verwickelungen geben Bertram, der durch die Fürstin nunmehr jeden Zweifels enthoben ist, daß Erna's Liebe trotz aller augenblicklichen eifersüchtigen Erbitterung gegen Ringberg doch nur diesem angehöre, die Möglichkeit, für die Aussöhnung und endliche Vereinigung der beiden Liebenden zu sorgen. Indem er ferner Erna's Vater aus seiner finanziellen Verlegenheit befreit und durch testamentarische Verfügung Erna sein ganzes Vermögen überweist, spielt er, allerdings ohne daß Erna bei seinen Lebzeiten davon mehr als von seiner Liebe zu ihr erfährt, ganz jene Rolle, wie sie seinem Alter und der Natur angemessen ist und zugleich durchaus seinem edlen, aufopferungsfähigen Wesen entspricht. Immerhin bleibt es eine Rolle schmerzlichster Resignation und geistig wie körperlich lassen die schweren Kämpfe, die er durchzumachen gehabt hat, so schlimme Spuren zurück, daß er um dieselbe Zeit, wo Erna mit ihrem Gatten auf Capri in Quisisana das Glück der Flitterwochen genießt, in der Heimath im Tode sein Quisisana für alle Zeit findet.

Um zunächst an diese Lösung des Ganzen ein paar Worte zu knüpfen, so bekenne ich, daß sie mir als eine künstlerisch außerordentlich gelungene Antwort auf die Frage erscheint, wie weit der Dichter, ohne das Gefühl des Lesers zu verletzen, das Traurige in seine Darstellung hineinziehen dürfe. Denn darin begeht meiner Meinung nach Spielhagen selbst einen Irrthum, wenn er wenigstens indirect die von ihm gegebene Lösung als eine tragische bezeichnet, indem er bemerkt, daß wir in Goethe's Novelle eine tragische Lösung haben würden, falls der Major (wie Bertram Erna) Hilarien wirklich liebe und nur unter Schmerzen auf eine Verbindung mit ihr verzichte. Für die moderne Dichtung, ob epische ob dramatische, ist das Tragische nicht ohne Schuld denkbar, und von dieser kann auf keinen Fall bei Bertram, könnte auch nicht bei dem Goethe'schen Major die Rede sein. Aber weil Bertram's Verzicht nur einfach traurig ist, so muß man sich fragen, ob damit der Dichter, welcher den Leser nach dem bekannten Worte des Horaz ergötzen und nicht mit Trauer erfüllen soll, nicht eine ästhetisch anfechtbare Lösung

Digitized by Google

geſchaffen habe. Sicherlich darf uns auch der epiſche Dichter nicht mit dem Gedanken entlaſſen, daß der Held unverdient und zwecklos untergehe, er darf uns nicht vor das bloße Nichts ſtellen, ſondern ein poſitiver Eindruck der Erhebung muß es ſein, mit dem wir von ſeiner Schöpfung ſcheiden. Nur unter dieſer Bedingung alſo iſt das Traurige zuzulaſſen. Und ſo iſt es denn — bei allem Bedauern und aller Anerkennung, daß eine Härte darin liegt, muß man es zugeſtehen — bei Geſtalten, die nur die unglücklichen Opfer der Haupthandlung ſind, wie etwa Cordelia und Ophelia und Desdemona und Max Piccolomini und Thekla oder, um auch Beiſpiele aus allbekannten epiſchen Dichtungen anzuführen, Hector und Siegfried, zu geſtatten, weil die Löſung es nicht mit ihnen, ſondern mit Lear und Hamlet und Othello und Wallenſtein oder mit Achill und Kriemhild und ihren Gegnern zu thun hat. Zweitens iſt es, wie ſchon geſagt, dann auch bei dem Hauptheldeu der Dichtung (natürlich nicht der tragiſchen) anwendbar, wenn es ein poſitives Element enthält, wenn das, was gemeinhin traurig genannt wird, es in Wahrheit nicht iſt, wenn der Tod als das natürliche, am wenigſten traurige Ende erſcheint. In Bertram's Tode liegt der natürliche Abſchluß ſeines heroiſchen Kampfes, für ihn iſt er Erlöſung und den Anderen, vor Allem Erna, enthüllt er erſt die ganze Fülle ſeiner aufopfernden und ſich ſelbſt hingebenden Liebe. Viel trauriger wäre es, wenn wir uns ihn denken müßten, wie er noch Jahre lang ſein Daſein hinſchleppte, und unangenehm komiſch und ſeinem Weſen nicht entſprechend, wenn ihn der Dichter uns etwa in einem Schlußtableau als Allerweltsonkel zwiſchen Erna's Kindern vorgeführt hätte. Uebrigens wäre noch eine andere Auffaſſung möglich: nicht Bertram, ſondern Erna ſei die Hauptgeſtalt, und er nur jenes dem Dichter preiszugebende Opfer der Handlung; dagegen ſpricht indeſſen der ganze Verlauf der Dichtung und nach dem, was ich ſoeben ausgeführt habe, bedarf es auch gar nicht ſolchen Umweges, um den Ausgang, ſo wie er ſich natürlich giebt, als äſthetiſch vollkommen ſchön erſcheinen zu laſſen.

Wie in dieſem Punkte, ſo kann man auch ſonſt faſt durchweg ſeine Freude an der Dichtung haben. Die genaue Darlegung der Momente, aus denen ſich Bertram's Leidenſchaft entwickelt, und der Stadien, welche ſie durchläuft, habe ich wohl als eine wenig angenehme anatomiſche Zergliederung bezeichnen hören; mir iſt ſie ein beſonderer Vorzug der Dichtung, wie er nicht allen Schöpfungen Spielhagen's eigen iſt, bei dem uns ſonſt vielfach fertige Charaktere entgegentreten, und außerdem eine Art der Darſtellung, welche gerade zur Form der Novelle vorzüglich paßt. Goethe's Novelle mit Quiſiſana vergleichen wollen heißt beiden Dichtungen Unrecht thun; für mich liegt im Großen und Ganzen in der Art des jüngeren Dichters ein Fortſchritt und ich ziehe ſein voller ausgeführtes Bild der Skizze des Altmeiſters

Digitized by Google

vor. Uebrigens kann die fortwährende Berufung auf letztere für denjenigen Leser, der sich ihrer nicht ganz genau erinnert, etwas Störendes haben. Gleich Bertram's Charakter sind auch die übrigen sehr glücklich gezeichnet, wenn sie auch sämmtlich den bekannten Spielhagen'schen Stempel tragen, das heißt sämmtlich durchaus realistisch gehalten und nicht blos Menschen von Fleisch und Blut, sondern auch fast ausschließlich dem wirklichen Leben zugewandte, nicht eben große Wärme und vollends kein besonderes Pathos entwickelnde Gestalten sind. Einen Fehler kann man eine derartige Zeichnung auch kaum nennen, nur ist sie nicht nach Jedermanns Geschmack und ist eine nothwendige Folge des Umstandes, daß Spielhagen's Hauptgestalten fast ausschließlich solchen Gesellschaftsschichten und solchen Berufskreisen angehören, in denen sich ein idealeres oder richtiger gesammelteres Streben so gut wie gar nicht zu entwickeln pflegt; so bekommen auch seine Gelehrten, wie Bertram hier, denselben Typus und zeigen mehr gesellschaftliche Haltung und weniger Concentrirung, als man ihnen sonst zutrauen möchte.

In einer Beziehung springt der sonst schwer zu fixirende Unterschied zwischen der Darstellungsweise Spielhagen's und derjenigen anderer Dichter viel klarer in die Augen, in der virtuosenhaften Art nämlich, mit welcher sich Spielhagen über manche Schwierigkeiten der Composition durch die plötzliche und unvermittelte Einfügung von nicht blos neuen, sondern auch einer fremden Welt angehörenden Gestalten oder von kühnen und unerwarteten Situationen hinwegzuhelfen weiß. Von dieser Art ist in Quisisana, wie ich schon oben angedeutet habe, die sehr unerwartet auftauchende und in mehr als einer Hinsicht abenteuerliche Gestalt der Fürstin Volinzow und doch läßt sich nicht leugnen, daß der Dichter dieselbe in eine, wenn nicht allzu wahrscheinliche, so doch recht wohl mögliche Verbindung mit den Hauptpersonen zu bringen gewußt hat. Zugleich verdanken wir ihrem Auftreten einen jener Berichte, in denen Spielhagen Meister ist, jene fingirte Erzählung von dem Geschicke Claudinen's, durch welche Bertram andeutungsweise von dem zwischen der Fürstin und Waldor, sowie zwischen Ringberg und Erna bestehenden Verhältnisse unterrichtet wird. Etwas Abenteuerliches hat auch die Gestalt Lotter's und die Annahme, daß man an dem Hofe, an welchem er eine Stellung als Kammerherr sucht, nicht eher und genauer habe von seinem wahren Wesen unterrichtet sein können, geht hart an der Grenze der Wahrscheinlichkeit her.

Einen Hintergrund darf man bei einer Novelle nicht erwarten, und doch ist ein solcher hier wenigstens in so weit vorhanden, als uns die Erzählung auch auf die Fäden hinweist, durch welche die handelnden Personen mit dem öffentlichen Leben ihres Staates und Volkes verknüpft sind. Von einem Hofe und einigen maßgebenden Persönlichkeiten an demselben (recht fein ist, beiläufig

bemerkt, der Oberhofmarschall gezeichnet), von einem Landtage und einer Eisenbahnfrage, ja vom Reichstage ist die Rede, und noch werthvoller ist die Ausfüllung, welche die eigentliche Fabel durch Situationen, wie z. B. die durch das Manöver veranlaßte Vereinigung von Officieren in Bermer's Hause, erhalten hat; mit Leichtigkeit schiebt der Dichter die Personen hin und her und durch einander und giebt dem Leser doch niemals Anlaß, die Hauptsache aus den Augen zu verlieren. Kurz, der Dichter hat, ohne über die der Novelle angemessenen Formen hinaus zu gehen, ein interessantes Problem in der ihm eigenen farbenreichen Weise behandelt und, mag uns auch vielleicht kaum eine Gestalt so recht ins Herz wachsen, der Kunst, mit der sie vorgeführt werden, können wir unsere Bewunderung nicht versagen.

Edm. Fritze.

Nach der Landtagssession.

Die Bewegung in der öffentlichen Meinung, welche die kirchenpolitische Vorlage hervorgerufen hat, läßt sich nicht so scharf abschneiden, wie die parlamentarische Session. Zunächst fühlte noch die Regierung selbst ein Bedürfniß, in der noch zu letzter Stunde so unerwartet veränderten Lage mit allem Anstand ihre Stellung zu nehmen. Nachdem vorab die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe choleriſcher Ergüsse über das Centrum herausgepoltert, die es vollends unverständlich machen, wie man sich nur die Möglichkeit vorstellen soll, die im Laufe der Verhandlungen manchmal so nahe zu liegen schien, daß diese Herren der eine Grundpfeiler einer conservativen Zukunftspolitik werden sollten, kommt hinterher in der bedächtigen Sprache der „Provinzial-Correspondenz" die sanguinische Natur des Herrn von Puttkamer sachte zum Ausdruck. Es wird mit einem wehmüthigen Anfluge ausgemalt, wie sich auf dem Boden der Regierungsvorlage ein etwas seltsamer modus vivendi mit der Hierarchie hätte herausbilden können, den die Curie nicht angeordnet, vielleicht auch nicht gebilligt, aber doch „geduldet" haben möchte. Befremdlicher Weise bezieht sich Alles, was an diesem Gemälde feste Umrisse hat, auf den Artikel 1, der ja wesentlich durch die Schuld des Cultusministers und der Conservativen gegen nur eine Stimme Mehrheit im Abgeordnetenhause gefallen ist und dessen Herstellung bei einigem guten Willen Herr von Puttkamer mit Hilfe des Herrenhauses ganz wohl hätte erlangen können. Daneben wird der Artikel 4 zwar als vermißt genannt, aber nicht mit einem Worte ausgeführt, welches seine Rolle in jenem Friedensbilde hätte sein sollen; von den übrigen Vollmachtsclauseln, die vom Centrum ebenso wie von den Nationalliberalen verworfen wurden, ist gar

Digitized by

nicht die Rede. Beiläufig aber muß bemerkt werden, daß es doch wenig zutreffend ist, wenn Herr von Puttkamer im Herrenhause diese Coalition eine unnatürliche nannte. Der rechtliche Grund der Verwerfung, daß die staatskirchenrechtliche Ordnung nicht in eine Summe discretionärer Befugnisse der Regierung aufgelöst werden darf, war für beide Theile ganz aufrichtig der gleiche, wenn auch eine sehr verschiedene praktische Tendenz im Hintergrunde stand. Alles zusammengenommen scheint es bei den Aeußerungen des Cultusministers wie des ministeriellen Organes auf eine Mythenbildung angelegt, nach welcher erst Herr von Puttkamer die kirchenpolitischen Angelegenheiten in die Hand nehmen mußte, damit in der überwiegenden Mehrheit der protestantischen Bevölkerung Preußens die Ueberzeugung zum Durchbruch komme, daß es an der Zeit sei den Frieden zu schließen. Dieser Ueberhebung kann nicht zeitig und nachdrücklich genug entgegen getreten werden. Seit der Session von 1877 ist die Frage einer die Erfahrungen des „bitterlichen" Streites berücksichtigenden Revision der Maigesetze vom Cultusminister Falk offen gestellt worden, aber auf die unerläßliche Bedingung einer vorhergehenden Anerkennung der geltenden Gesetze durch die Hierarchie. Noch in dem Staatsministerialbeschlusse vom 17. März dieses Jahres ist dieselbe Bedingung in der besondern Anwendung auf die Anzeigepflicht ausdrücklich festgehalten, bei der Vorlage vom 20. Mai sollte sie nach den ministeriellen Erklärungen als selbstverständlich vorausgesetzt sein. Vermag Herr von Puttkamer die Erfüllung dieser Bedingung unzweideutig zu erreichen, so sei ihm gerne zugestanden, daß er für die Herstellung des Friedens gethan hat, was Dr. Falk nicht vermochte. Treibt ihn aber zuletzt sein Friedenseifer so weit, daß er die für die moralische Autorität des Staates unerläßliche Bedingung zuletzt doch Preis giebt oder sich mit einem leeren Scheine der Erfüllung begnügt, so wird er und die Partei, die ihn zugleich stützt und treibt, bald genug die Erfahrung machen, wie viel von der protestantischen Bevölkerung hinter ihnen steht.

Wenn es also keinen Grund hat, den angenommenen Rumpf der kirchenpolitischen Vorlage als eine „werthvolle Abschlagszahlung" in dem Sinne zu bezeichnen, daß von ihr eine neue Friedensära zu datiren wäre, so ist ihre unmittelbar praktische Bedeutung vollends eine geringe. Sie beschränkt sich zunächst darauf, daß einige Strafverfolgungen unterbleiben, welche bisher auf eine dem Geiste des Gesetzes nicht entsprechende Auslegung desselben gegründet wurden, daß der Cultusminister den überhaupt noch geduldeten religiösen Genossenschaften etwas weiteren Spielraum lassen kann, und daß man im Falle der Neuerledigung eines Bisthumes wahrscheinlich von der Anordnung einer commissarischen Vermögensverwaltung absehen wird, um die unfruchtbaren Collisionsfälle nicht noch zu häufen. Daß es in den erledigten Bis-

Digitized by Google

thümern zur Einsetzung von Verwesern vermöge der neuen Dispensationsbefugnisse komme, ist schon ohne irgend welche Mitwirkung der Curie nicht denkbar und eben so muß doch die Aufhebung der bestehenden commissarischen Verwaltungen und die Wiederaufnahme der Staatsleistungen in einer Diöcese von irgend welchem Entgegenkommen abhängig gemacht werden. Da die Einleitung des Verfahrens auf Amtsentlassung von Geistlichen und Kirchenoberen ohnehin von dem Ermessen der Regierung abhing, ist kaum daran zu denken, daß unter Herrn von Puttkamer die veränderte Rechtsfolge des Verfahrens zur Anwendung komme. Das Ganze ist also eine lose Combination planlos herausgegriffener Einzelheiten, theils um den gegenwärtigen Nothständen abzuhelfen, theils um künftigen Collisionen vorzubeugen, und das Beste, was sich davon sagen läßt, ist, daß während der eine so wenig wie der andere Zweck auch nur annähernd erreicht wird, doch auch nichts geschieht, was davon abführt, und wenigstens einiges, was sich in der Richtung dahin bewegt.

Man sollte nun sagen, daß hiernach die nationalliberale Partei ihrerseits mindestens keinen Grund hätte, über das Ergebniß unzufrieden zu sein, nachdem ihren rechtsstaatlichen Bedenken gegen den ursprünglichen Entwurf alles Genüge geschehen und die Gefahr für diesmal glücklich abgewendet ist, daß sich Conservative und Ultramontane über die Bestimmungen des Friedensschlusses verständigt hätten. Hier aber zeigt sich einmal wieder das Parteitemperament für den Maßstab verständiger Gründe völlig incommensurabel. Wie vor einigen Jahren die Fortschrittspartei gegen die nationalliberale einen Sturm erregte, weil diese, um das große Werk der nationalen Rechtseinheit zu retten, einige „Reste" wirklich oder vermeintlich illiberaler Bestimmungen in den Kauf genommen hatte, so wird jetzt von den Organen des linken Flügels der eigenen Partei Sturm gelaufen gegen Herrn von Bennigsen und seine Freunde, weil sie ihre Hand dazu gegeben, daß durch die Annahme von Bestimmungen, deren jede man für sich als durchaus unverfänglich anerkennen muß, in die Maigesetze „Bresche gelegt" worden sei. Die Sache würde ungefährlich sein, wenn man es nur mit den leicht kenntlichen Motiven freihändlerischer Verbissenheit der großen Blätter zu thun hätte, die an der Spitze dieser Hetzjagd einher traben. Aber es scheint leider, daß dieselben diesmal einen Hebel gefunden haben, das allgemeine Mißbehagen breiter Schichten der nationalliberalen Bevölkerung ins Rollen zu bringen, und es wird nichts dadurch gebessert, daß die Beute der Jagd, wie eine Reihe kürzlicher Wahlentscheidungen in Stadt und Land zeigt, nicht dem nationalliberalen Dissidententhume, sondern der Fortschrittspartei zufällt, die eben erst in den letzten Jahren den Gefrierpunkt ihrer politischen Bedeutung erreicht hatte. Es ist daher keine übertriebene Befürchtung, daß, wenn nicht die Gemäßigten

Digitized by Google

eine Rührigkeit und Zähigkeit des Widerstandes zu entfalten wissen, die ihnen sonst leider nicht eigen sind, der parlamentarische Sommerfeldzug zur letzten Folge eine abermalige Verschiebung der Parteiverhältnisse nach den Extremen hin zur Folge haben werde. Und es ist ein nichts weniger als erhebender Gegensatz, daß, während die Regierung für das Scheitern ihres Planes in der Hauptsache sich mit gutem Anstande zu trösten scheint, die gemäßigt Liberalen die Kosten der Rückzugsdeckung tragen müssen, welche sie diesmal in der That fast mehr als uneigennützig gestellt haben.

Aus diesem widerwärtigen Gedränge wendet man gern den Blick auf die übrigen Ergebnisse der Landtagssession, die in der That bedeutend genug sind, um des zusätzlichen Ruhmes entrathen zu können, das preußische System der kirchenstaatsrechtlichen Ordnung unter der Hand mit dem österreichischen vertauscht zu haben. Ob freilich die Feld- und Forstpolizeiordnung, die eben in Kraft getreten ist, von einem künftigen Geschlechte uns als Wohlthat wird angerechnet werden, läßt sich billig bezweifeln, wenn auch nicht ohne Glück von ihren Verehrern der Beweis geführt wird, daß sie in der That nichts rechtlich sanctionirt, was nicht schon kraft Polizeigebotes gegolten oder doch hätte gelten können. Es heißt das doch am Ende weiter nichts, als daß die römisch-rechtliche Auffassung des Privateigenthumes an Stelle der deutsch-rechtlichen des Gesammteigenthumes auf dem Boden, wo sich diese am längsten hatte behaupten können, nun auch gesetzlich die Anerkennung gefunden hat, welche ihr die Landesculturpolizei schon ein Jahrhundert lang gewährte. Dieser letzte praktische Sieg eines fremden Rechtsbegriffes gerade um die Zeit, da demselben wissenschaftlich seine Wurzeln bereits abgegraben sind, ist eine nicht gerade erhebende Erinnerung an das Goethe'sche: „Es erben sich Gesetz und Rechte —". Während unsere Rechtswissenschaft ein frischer, dem Leben und dem „Rechte, das mit uns geboren ist" zugewandter, und eben darum in Wahrheit geschichtlicher Geist durchweht, steckt unsere Verwaltung und mit ihr das Rechtsbewußtsein der Eigenthümer noch tief in der Verknöcherung jener Doctrin, die sich drastisch in der Lieblingsdemonstration eines „praktischen" Pandectenprofessors kennzeichnet, welcher seinen Schülern den Eigenthumsbegriff in seiner höchsten Vollendung an der rechtlichen Befugniß demonstrirte, seine Taschenuhr gegen die Wand zu werfen — von welchem souveränen Rechte Gebrauch zu machen er allerdings weislich unterließ.

Auf die zur Zeit noch kaum völlig übersehbare Bedeutung der im Laufe der Wintersession vollzogenen Eisenbahnverstaatlichung zurückzukommen, ist nach allem, was darüber in diesen Blättern gesagt ist, nicht nothwendig. Nur das eine darf, nachdem seit den letzten darüber gefaßten Beschlüssen ein halbes Jahr hingegangen, und die Ausführung fast überall unmerklich stattgefunden hat,

Digitized by Google

zur Bestätigung unserer Auffassung betont werden, daß von allen mit so viel Ostentation ausgemalten Befürchtungen finanzieller, wirthschaftlicher und administrativer Art, bis zur Stunde auch nichts, gar nichts sich erfüllt hat. Der preußische Staatscredit, trotz der ihm auferlegten scheinbar erdrückenden Belastung, steht höher als zuvor, der Verwaltungsapparat ist in größter Ruhe und Sicherheit consolidirt, vereinfacht und neu gegliedert, und hat binnen kürzester Zeit dem Verkehre werthvolle Erleichterungen geschafft. Die Rentabilität des preußischen Staatseisenbahnbesitzes wird sich allem Anscheine nach in dem neuen Etat bereits beträchtlich günstiger darstellen als in den letzten Jahren, obwohl ein großer Theil der angebahnten Ersparnisse sich nur nach und nach wird fühlbar machen können. Kurz, der preußische Staat und seine Verwaltung haben einen Beweis ihrer Festigkeit und Lebenskraft gegeben, dessen Stärke erst eine künftige Generation ganz abzumessen im Stande sein wird.

Und gleichzeitig hat die Ausbildung des parlamentarischen Rechtsstaates in doppelter Richtung einen bedeutsamen Fortschritt gemacht. Das Gesetz über die Verwendung der Ueberschüsse aus den neuen Reichssteuern hat im Herrenhause einen über Erwarten leichten Stand gehabt, was wesentlich dem loyalen Eintreten des Finanzministers für die von seiner Vorlage nicht unbedeutend abweichenden Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zu danken ist. Es ist wohlfeil genug, das Gesetz wegen seiner einstweiligen praktischen Bedeutungslosigkeit zu verspotten — Eugen Richter nannte es ein leeres Portemannaie, da von den Ueberschüssen, die hineingefüllt werden sollten, noch nichts zu sehen ist, ein Witz, der übrigens demjenigen besonders gut ansteht, der alles dazu thut, das Steuerreformprogramm des Reichskanzlers nicht zur Durchführung gelangen zu lassen. Viel triftiger ließe sich bemerken, daß das Gesetz in sich selbst den stärksten Antrieb trägt, es nicht zur buchstäblichen Anwendung gelangen zu lassen. Indem das Gesetz für den Fall, daß sich Regierung und Abgeordnetenhaus über eine andere Verwendung der Ueberschüsse nicht einigen, einen entsprechenden Nachlaß der Klassen- und Einkommensteuer nach ein für allemal bestimmten Grundsätzen vorschreibt, dessen Eintreten für die parlamentarischen Tendenzen ebenso wenig Interesse hat als für die Regierung, giebt es eben beiden Theilen den Sporn, sich auf eine andere Weise zu verständigen. Aber eben damit ist denn für die praktische Behandlung des Budgetrechtes von beiden Seiten her ein Weg gewiesen, der genau eben so weit abliegt von den pseudoconstitutionellen Velleitäten eines souveränen parlamentarischen „Steuerbewilligungsrechtes" wie von dem conservativen Dogma, daß der Artikel 109 der Verfassung ein Palladium der Krone sei, weil er alle und jede Steuereinnahmen gesetzlich fest legt. So wird aller Voraussicht nach, wenn erst der eigentliche Zweck der Reichs-

überschüsse, die Reform des directen Steuersystemes, erreicht sein wird, das Verwendungsgesetz dahin wirken, daß unter Vermeidung fruchtlosen Principienstreites Regierung und Landesvertretung auf rein praktischem Wege mit einander dahin geführt werden, die feste gesetzliche Grundlage des Staatshaushaltes für die dauernden mit einem beweglichen Factor für die wechselnden Bedürfnisse zu combiniren, wie es in England lange schon in der zweckmäßigsten Weise geschehen ist. Dieser Anbahnung eines dem Geiste mehr wie dem Anscheine nach wichtigen constitutionellen Fortschrittes gegenüber stellt sich das Gesetz über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung als eine sehr conservative Maßregel dar. Während nach dem ursprünglichen Plane der Verwaltungsreform die Bezirksregierungen, auf welche seit Friedrich Wilhelm I. die Landesverwaltung begründet ist, ganz in die Provinzialverwaltung aufgehen sollten; während noch im Jahre 1875 die Regierung daran festhielt, unter Beibehaltung von Bezirkspräsidenten wesentlich für die Landespolizei, die Schul- und Steuerverwaltung provinziell zu consolidiren, wird nach dem jetzt angenommenen Gesetze an der hergebrachten Verfassung der Bezirksregierungen nichts geändert, als daß die Abtheilungen des Innern, das heißt die Behörden der Landespolizei, in ihrer collegialischen, mit den neuen Selbstverwaltungsorganen, Bezirksrath und Verwaltungsgericht collidirenden Organisation aufgehoben werden. Die Regierungsräthe dieser Abtheilungen fungiren hinfort lediglich als Hilfsarbeiter des Präsidenten; dieser Uebergang zum Präfectensysteme ist dadurch völlig unbedenklich geworden, daß überall, wo ein Interesse des Rechtsschutzes die collegialische Berathung erheischt, Verwaltungsgericht oder Bezirksrath eintreten. Dagegen bleiben die Bezirksregierungen in den Abtheilungen für Schule und Kirche und für directe Steuern äußerlich in der bisherigen Verfassung erhalten; freilich mit einer solchen Verstärkung der Befugnisse des Präsidenten, daß die Collegialität wenig mehr als Schein bleibt. Ueber das Bedenkliche dieser Einrichtung hat man sich allseitig in der stillschweigenden Voraussetzung hinübergefunden, daß es sich dabei um ein wenn auch schwerlich ganz kurzes Provisorium handelt. Auf die Dauer ist es unabweislich, daß auch diese Theile des Behördenorganismus dem Geiste der ganzen Reform entsprechend durch Selbstverwaltungsorgane ersetzt werden, in welchen das bürgerliche mit dem Beamtenelement in einem den Gegenständen angemessenen Verhältnisse verbunden wird.

Daß übrigens Graf Eulenburg seinen conservativen Zug auch den im Jahre 1875 eingeführten Selbstverwaltungsorganisationen gegenüber bewährt hat, indem er der Vereinigung von Bezirksrath und Verwaltungsgericht nachhaltig widerstrebte, ist an dieser Stelle Schritt für Schritt verfolgt worden. So ist denn der Inhalt des neuen Gesetzes nur zum geringeren Theile ein

Digitized by Google

neuer; ſeine Bedeutung beſteht vielmehr darin, daß er für die Provinzen, in welchen die Reformgeſetze von 1872—1876 eingeführt ſind, die Verſchmelzung des Organismus der Staatsbehörden mit dem der Selbſtverwaltungskörper endgiltig vollzieht, für die übrigen Landestheile aber in der Umgeſtaltung des erſteren ein feſtes Gerippe ſchafft, an welches ſich die ſucceſſive Einführung der dem landſchaftlichen Bedürfniſſe angepaßten Kreis- und Provinzialordnungen leichter anlehnen kann. Vor allem aber bietet das Geſetz eine neue, nach der vierjährigen Stockung nicht ganz überflüſſige Bürgſchaft, daß die Verwaltungsreform wenn auch langſamen, doch ſtetigen und unaufhaltſamen Schrittes ihrer Vollendung entgegengeht. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Parteiverhältniſſe in der Bundesverſammlung. Fortſchritte der Geſetzgebung. Kirchenpolitiſches. Landesbefeſtigung. Gotthard. Feſte. — Die Bundesverſammlung hat in ihrer Sommerſitzung nicht alle Tractanden erledigen können, was theils aus der Menge und Schwierigkeit derſelben, theils aus den Parteiverhältniſſen zu erklären iſt, welche bei einzelnen Fragen ſich immer wieder verſchieben und dadurch die Berathungen und Entſcheide verzögern. Wir haben zunächſt den Hauptgegenſatz der centraliſtiſchen und der föderaliſtiſchen Richtung, jene hauptſächlich durch die größeren Cantone der deutſchen Schweiz, dieſe durch die inneren Cantone und einen Theil der welſchen Schweiz vertreten. Dann kommen die confeſſionellen und kirchenpolitiſchen Fragen, in welchen die Parteien ſich natürlich anders gruppiren und zum Theil in ſich ſelbſt ſpalten. Die im Ganzen dem Fortſchritte der Bundesgeſetzgebung huldigende Mehrheit zerfällt in zwei Fractionen, das ſogenannte Centrum, welches die gemäßigteren und älteren Elemente des Liberalismus umfaßt (alſo von dem Centrum des deutſchen Reichstages ganz verſchieden iſt) und eine jüngere, die ſogenannte radikal-demokratiſche Fraction, welche die fortſchreitende Erweiterung der Volksrechte im Bunde und in den Cantonen anſtrebt. In kirchenpolitiſchen Dingen iſt dieſe Gruppe einer allmählichen Löſung des Bandes zwiſchen Staat und Kirche geneigt, und eben darum nicht abgeneigt, auch den Katholiken einige Freiheit zu gewähren, während der ältere Liberalismus eine freiſinnige Staats- oder Landeskirche beibehalten will. Ein ſchroffer, unverſöhnlicher Ultramontanismus hat bei uns nur wenige Vertreter und man wünſcht allerſeits in leidlichem Frieden mit einander auszukommen. Es giebt ja auch neutrale Gebiete und Fragen, in welchen Vertreter verſchiedener Parteien zuſammengehen können. Eiſenbahn- und Bankfragen werden natürlich von localen

Digitized by Google

Intereſſen beeinflußt oder gar beherrſcht. — Zu den neutralen Gebieten gehört oder ſollte wenigſtens gehören das des Rechtes, auf welchem dem Bunde durch die Verfaſſung von 1874 wenigſtens einen Anfang einheitlicher Geſetzgebung zu machen erlaubt worden iſt. Nachdem der Entwurf eines Obligationenrechtes mehrere Jahre hindurch ſorgfältig vorberathen worden, iſt derſelbe in der letzten Sitzung der Bundesverſammlung endlich vor den Ständerath gelangt, von dieſem durchberathen und ohne große Veränderungen mit ziemlicher Mehrheit angenommen worden. Es hat ſich gezeigt, daß man bei einigem guten Willen ſich wohl verſtändigen kann, und beſonders erfreulich und bemerkenswerth war, daß auch die inneren Cantone, welche ſonſt eben den Fortſchritten der Bundeshoheit nicht gewogen ſind, ſich der Anerkennung der Nothwendigkeit und der Vortheile eines einheitlichen Civilrechtes, zunächſt auf dem Boden des Handels und allgemeinen Verkehres, nicht verſchließen. Erſt als bei Behandlung einiger kirchenpolitiſchen Fragen im Nationalrathe die Katholiken ihre Intereſſen bedroht oder verletzt glaubten, wurde auch ihre günſtige Stimmung für die Rechtseinheit etwas getrübt, doch ſteht zu hoffen, daß es gelingen werde, den Entwurf des Obligationenrechtes auch durch die zweite Berathung (im Nationalrathe) glücklich hindurch und zur Annahme zu bringen, womit eine Grundlage für Unification anderer Rechtsgebiete geſchaffen wäre. — Mit einiger Noth gelang es, ein Geſetz über das Auswanderungsweſen durchzubringen. Es handelte ſich nicht um Organiſation der Auswanderung und Uebernahme der Coloniſation durch den Staat, reſp. den Bund, ſondern hauptſächlich nur um Aufſicht über die Auswanderungsagenturen, reſp. Schutz der Auswanderer gegen Ausbeutung durch jene; aber die zu dieſem Zwecke vorgeſchlagene Aufſtellung eines ſtändigen Commiſſars beliebte nicht, weil man ſich vielfach gegen die Schöpfung neuer Bundesbeamtungen ſträubt, und die Cantone wollten ſich auch den bisher oft geübten Mißbrauch, ſchlechte Subjecte auf dem Wege der Abſchiebung an die große Schweſterrepublik los zu werden, reſp. der Strafe zu entziehen, nicht ganz verbieten laſſen. Am ſchlimmſten erging es einem Geſetzentwurfe betreffend Verbot von Geheimmitteln. Nachdem derſelbe bei der Berathung eine Menge Einſchränkungen erlitten hatte und dadurch entſtellt war, wurde er ſchließlich verworfen, theils weil viele meinten, er ſei nur im Intereſſe der patentirten Aerzte und Apotheker verfaßt worden, theils weil man daran verzweifelte, durch Verbote und Maßregeln das Unweſen auszurotten, oder auch weil man überhaupt nicht das ganze Privatleben und Erwerbsweſen durch Geſetze belaſten wollte. Aus einem Regulativ betreffend die Medicinalprüfungen ſei hier nur die Beſtimmung hervorgehoben, daß angehende Medicinſtudirende im Maturitätsexamen ſtatt des Griechiſchen eine neuere Sprache wählen dürfen. Als Ergänzung zu zweien der vorhin angeführten Geſetzentwürfe mag hier

Digitized by

eingeschaltet werden, daß vor Kurzem im Cantone Zürich durch Volksabstimmung ein Gesetz betreffend Einschränkung des Hausirhandels verworfen wurde (im Interesse der Gewerbsfreiheit), dagegen der Impfzwang beibehalten (im Interesse der allgemeinen Gesundheit und als Vorbote eines eidgenössischen Gesetzes betreffend Seuchenpolizei).

Was nun die kirchenpolitischen Streitfragen betrifft, so muß zunächst erinnert werden, daß der Bund als solcher keine Kirchenpolitik zu treiben hat, sondern durch die Verfassung darauf beschränkt ist, den Frieden unter den Confessionen aufrecht zu halten und Uebergriffe geistlicher Macht auf weltliches Gebiet abzuwehren; die Ordnung der Kirchen im Einzelnen ist Sache der Cantone; allgemein verboten ist der Orden der Jesuiten mit seinen Verwandten, die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster; die Errichtung von Bisthümern unterliegt der Genehmigung des Bundes. Diese Bestimmungen haben bisher ausgereicht; ein Nothstand der katholischen Kirche hat nur im Canton Bern vor einiger Zeit bestanden; der von Solothurn nach Luzern getriebene Bischof von Basel hat sich ziemlich ruhig verhalten und man hat einen nothdürftigen Verkehr seiner Unterthanen mit ihm nicht gehindert. Immerhin hat man versucht, diesen Ausnahmezustand zu beseitigen, bisher ohne Erfolg, aber auch ohne anderweitige schwere Folgen. Der Bund wird von diesen Fragen nur berührt, wenn Beschwerden gegen cantonale Regierungen an ihn gelangen. An solchen Recursen hat es auch in der letzten Sitzung der Bundesversammlung nicht gefehlt; sie trugen zunächst nur den localen Charakter von Differenzen innerhalb einzelner Gemeinden von gemischter Confession, betreffend gemeinsame Schulen und Kirchhöfe; aber hinter einem Specialfalle der ersten Art blickt die principielle Frage der rein weltlichen resp. confessionell gemischten Schulen hervor, welche man nur mit äußerster Vorsicht anzurühren wagt. Die Bundesverfassung schreibt vor, daß die öffentlichen Schulen von Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubensfreiheit sollen besucht werden können und daß die bürgerlichen Behörden für schickliche Beerdigung jedes Verstorbenen zu sorgen haben; aber Bestimmungen wie die letztere sind sehr verschiedener Auslegung und Anwendung fähig und auch betreffend die Schulen fragt es sich, ob mit jenem Artikel gemischte Schulen verboten oder erlaubt seien. Noch kritischer ist ein schon länger schwebender Recurs betreffend die Frage, ob in katholischen Cantonen die sogenannten Lehrschwestern den Unterricht an der Volksschule ertheilen dürfen, da ihr Orden zwar ziemlich unschuldig, aber doch ohne Zweifel den Ordnungen der Kirche unterworfen und wohl auch den Interessen derselben einigermaßen dienstbar ist. Diese Frage hat man auch diesmal noch nicht zu entscheiden gewagt, um die Katholiken nicht gründlich für andere Entscheidungen, wo man ihre Zustimmung nöthig

Digitized by Google

hat, zu verſtimmen; die beiden anderen Recurſe wurden zu Gunſten der Proteſtanten erledigt.

Weitaus am intereſſanteſten war die Entſcheidung einer Streitfrage, welche vor wenigen Tagen (am 5. Juli) in Genf erfolgt iſt. Es handelte ſich dort alſo nur um eine cantonale Frage, aber um keine geringere als die Trennung von Kirche und Staat, welche dem Volke zur Abſtimmung vorgelegt wurde, nachdem der Große Rath ein Geſetz betreffend Streichung des Cultusbudget, allerdings nach hartem Kampfe und mit geringer Mehrheit, angenommen hatte. Die Discuſſion wurde ſehr gründlich und würdig, aber mit Aufwand aller Kräfte und erlaubten Mittel (Verſammlungen, Zeitungen, beſondere Schriften und zuletzt Maueranſchläge) von beiden Parteien geführt. Es verſteht ſich, daß man von beiden Seiten ſich auf religiöſe Freiheit berief, aber es iſt auch klar, welchen Sinn und Zweck dieſes im Munde der Ultramontanen und der mit ihnen in dieſer Frage verbündeten ſeparatiſtiſchen Proteſtanten hatte; einzig die Freidenker hatten einen ehrlichen Standpunkt. Von Seite der ſtaatskirchlichen Partei wurden natürlich die glorreichen Erinnerungen des alten Genf (des proteſtantiſchen Rom) auferweckt und es iſt kein Wunder, entſprach auch der allgemeinen Erwartung, daß (mit 9000 gegen 4000 Stimmen) die bisherige Ordnung beibehalten wurde. Es iſt wohl das erſte Mal in Europa, daß dem Volke, allerdings nur eines kleinen Staates, dieſe Frage vorgelegt wurde, zu deren Entſcheidung es offenbar befähigt und berufen iſt, beſonders nachdem die Kirchenpolitik hochſtehender Miniſter von Großſtaaten ſich als unzulänglich erwieſen hat. Der Entſcheid ſelbſt kann natürlich von keinen unmittelbaren Folgen für weitere Kreiſe ſein; aber die Frage wird im Laufe der Zeit ihren weiteren Weg machen und die Minderheit, die diesmal unterlag, kann über kurz oder lang zur Mehrheit werden. Uebrigens war für den Fall der entgegengeſetzten Entſcheidung vorgeſehen, daß der Staat die bisherige proteſtantiſche Kirche bei ihrer Ausſcheidung aus ſeinem Verbande ſo dotiren würde, daß ihr Fortbeſtand geſichert wäre, und ohne eine ſolche Bedingung, reſp. ohne Herausgabe der einſt vom Staate eingezogenen Kirchengüter, wird die Trennung auch in anderen Cantonen und Staaten, wo ſie etwa ſchon angeregt worden iſt, nicht zur Ausführung gelangen. Die Rechtsfrage aber, die ſich mit der kirchenpolitiſchen verbindet, die Frage der Ausſcheidung der Kirchengüter, reſp. der Ausſtattung der Freikirchen, iſt geſchichtlich verwickelt, daher ſchwer zu löſen und wahrſcheinlich wird ſie es ſein, die den Bruch noch längere Zeit, als ſonſt der Fall wäre, aufhalten wird. Alſo entſcheidet ſchließlich auch in dieſer höchſten, ſcheinbar rein geiſtigen Frage, der Gewiſſens- und Cultusfreiheit, das ſchnöde Geld!

Die Frage der Landesbefeſtigung, welche hauptſächlich durch die deutſche Preſſe uns nahe gerückt worden iſt, konnte diesmal noch nicht vor die

Digitized by Google

Bundesversammlung kommen, aber es ist kein Zweifel, daß der Bundesrath sich mit derselben schon befaßt und im Stillen die nöthigen Vorarbeiten angeordnet hat, um nicht einst von Ereignissen überrascht und von der Verantwortung für versäumte Vorsorge erdrückt zu werden. Die Stimmung unseres Volkes, so weit sie aus der Presse bisher entnommen werden konnte, geht dahin, daß wir neue Opfer für die Erhöhung unserer Wehrkraft zur Aufrechthaltung der Neutralität nicht scheuen dürfen und uns werden entschließen müssen, unserer Armee Sammel- und Stützpunkte in befestigten Stellungen bei Zeiten zu schaffen; aber unsere Grenze gegen Frankreich oder Deutschland oder gegen beide gleichmäßig mit einem Netze förmlicher Festungswerke zu überziehen, geht über unser Vermögen und gegen unsere Traditionen.

Auch das Friedenswerk der Gotthardbahn geht nicht ohne Hindernisse und Zwistigkeiten seiner Vollendung entgegen. Der Tunnel wird nach neuesten Berechnungen nicht auf October dieses Jahres, wie ausbedungen war, sondern erst auf nächstes Frühjahr fertig werden. Die Baugesellschaft und die Unternehmer, welche nie auf freundlichem Fuße mit einander standen, schieben sich nun natürlich gegenseitig die Schuld an der Verzögerung zu und werden wahrscheinlich ihren Streit vor Gericht ziehen. Vor einiger Zeit ging auch das Gerücht, daß die Ausmauerung einer besonders gefährlichen Stelle im Tunnel, wo die Gebirgsmasse das von Wasser gelockerte Gestein herunterzudrücken drohe, neue Millionen verlangen und verschlingen werde. Jene Stelle war längst bekannt und die besondere Aufwölbung derselben als nothwendig erkannt; ob aber die technischen und finanziellen Mittel ausreichen werden, scheint unter den Fachmännern selbst noch nicht ganz ausgemacht zu sein.

Durch solche Bedenken läßt sich unser Volk an der Abhaltung seiner regelmäßigen, sprichwörtlich zahlreichen Sommerfeste nicht abhalten. Ein eidgenössisches Schützenfest findet dieses Jahr nicht statt, wohl aber mehrere cantonale und man darf sich darüber nicht aufhalten, da dieselben zum Theil militärischen Zwecken dienen. Das Turnfest wird im August in Genf begangen werden, schon nächster Tage aber das Sängerfest in Zürich, welches diesmal besonders große Dimensionen annehmen wird, weil schon der Canton eine Masse Sänger stellt. Auch auswärtige Gesellschaften werden auftreten, darunter zwei schwäbische und drei elsässische, und zwar werden die letzteren französisch singen, was nicht gerade für einen Fortschritt der Einverleibung in Deutschland spricht.

Aus Oesterreich-Ungarn. Die Magyarisirung der Schulen in Ungarn. — Wir klagen in Deutschland oft darüber, daß es eine leidige Erscheinung sei, wie die Deutschen in der Diaspora ihres Volksthumes schnell sich

Digitized by Google

entledigen. Wohl dringen von Zeit zu Zeit auch erfreulichere Nachrichten zu uns, daß in Japan die Deutschen sich ihrer Sprache nicht schämen, daß sie in Amerika mit Stolz sich ihres Volksthumes zuweilen rühmen, im Großen und Ganzen ist das, was die Nation an Fremde abgiebt, viel zu viel. Und seltsam. So sehr wir schmerzlich berührt werden von solchen Verlusten, wenn wir irgendwo das Gegentheil sehen könnten, so bekümmern wir uns darum einfach nicht. Seit Jahren kämpft, wie unsere Zeitschrift es oft und oft ihren Lesern vorführt, das Deutschthum in Ungarn, speciell in Siebenbürgen, einen verzweifelten Kampf um sein Dasein, und während wir europäische Conferenzen zusammenrufen und für die Bosnier Theilnahme empfinden, so läßt uns unser Kosmopolitismus, den man in solchen Augenblicken verwünschen möchte, für die Szegedíner sammeln und kalt bleiben gegenüber der rechtslosen Vergewaltigung, die in Ungarn, an unseren Grenzen fast, vor sich geht.

Wir haben Mittheilung gemacht von dem Volksschulgesetze, welches der ungarische Reichstag im vorigen Jahre beschlossen hat, wonach in allen Volksschulen Ungarns, in denen es Zweidrittel Nichtmagyaren giebt, das Magyarische obligater Unterrichtsgegenstand ist.*) Pochend darauf, daß dieses, von Deutschland unbeachtet, möglich gewesen sei, steht heute der magyarische Stamm in Ungarn vor einem weiteren Versuche, alle Schulen und, wie er meint, damit am leichtesten das Land zu magyarisiren. Es liegt dem ungarischen Reichstage ein Gesetzentwurf vor, dessen Berathung nur für den Augenblick noch aufgeschoben worden ist, dessen Ziel und Inhalt die Vernichtung aller deutschen Gymnasien ist. Der Entwurf bestimmt nämlich Folgendes: es soll hinfort Jeder, der an einem Gymnasium oder an einer Realschule angestellt werden will, mindestens ein Jahr an einer magyarischen Universität studiren, hier die Lehramtsprüfung magyarisch ablegen, und nachweisen weiter die Kenntniß der magyarischen Sprache, Literatur, Stilistik u. s. w. Da es aber unmöglich ist, dieses Alles in einem Jahre zu lernen, so ist die Folge, daß der Besuch dieser Universität auch mehr Jahre in Anspruch nehmen wird und daß damit also den Nichtmagyaren der Besuch deutscher Universitäten eigentlich untersagt ist. Der Gesetzentwurf bestimmt weiter, daß in allen Gymnasien und Realschulen das Magyarische so gelehrt werden müßte, daß die Schüler in Wort und Schrift es gebrauchen können; fürwahr Forderungen, wie sie kaum die Franzosen im Elsaß, in einem eroberten Lande, gestellt haben.

Das Ausland suchen die Magyaren durch falsche Darstellungen des Sachverhaltes zu täuschen. Sie geben vor, es handle sich nur um Einführung der Staatsaufsicht über die confessionellen Schulen. Das ist einfach

*) Siehe Im neuen Reich 1879 II. S. 682.

Digitized by Google

falsch. Unter dem Deckmantel der Staatsaufsicht sollen alle nichtmagyarischen Schulen vernichtet werden. Darum jene gefährliche Bestimmung, der Minister habe das Recht, jede Anstalt aufzuheben, wenn ein „staatsfeindlicher" Geist darin sich zeige. „Staatsfeindlich" ist ja aber in Ungarn heute jeder, der offen ausspricht, daß in Ungarn nicht nur Magyaren, sondern auch andere Völker wohnen. Mit Schrecken erinnern wir uns an die Aufhebung slavischer Schulen „wegen Staatsfeindlichkeit", die auch nicht im allergeringsten nachgewiesen worden war. Wenn die Confessionen in Ungarn sich gegen einen solchen Gesetzentwurf wehren, so handelt es sich in der That nicht darum, sich vom Staate unabhängig zu stellen, sondern darum, die Möglichkeit sich zu erhalten, deutsche Schulen zu errichten, die nirgends in Ungarn bestehen, außer wo die evangelische Kirche sie erhält. Denn der ungarische Staat erhält, trotz der gesetzlichen Verpflichtung (§ 17 des Nationalitätengesetzes von 1868) für alle Nationalitäten den Schulunterricht in deren Muttersprache einzurichten, von dem Gelde, das zu Zweidrittel von Nichtmagyaren gezahlt wird, nur magyarische Schulen.

Was uns aber noch besonders auffällt, das ist das Hinübersetzen über alle formalen Rechtsbedenken, welches sich in jenem Gesetzentwurfe zeigt. Die Kirchen in Siebenbürgen haben nach den noch giltigen Religionsgesetzen auch das Recht, Schulen zu errichten, den Bildungsgang der Lehrer zu bestimmen u. s. w. Das ist heute, um es nochmals zu betonen, der einzige Schutz der deutschen Lehranstalten der Sachsen und diese Freiheit und damit also auch diese deutschen Schulen stehen nach § 11 des Kapitel 17 des westfälischen Friedens unter der Garantie Europas. Die Türkei darf sich über völkerrechtliche Vereinbarungen nicht hinübersetzen; die Magyaren thun es.

Daß diese Magyarisirung der Schulen (gegen die selbstverständlich alle bedrohten Theile in Ungarn energisch Front gemacht haben) nicht durchgeführt werde, ist darum um so nothwendiger, weil im politischen Leben die Verdrängung alles Nichtmagyarischen täglich mehr und täglich gewaltsamer in Scene gesetzt wird. Vor uns liegt eine Einladung zur Hermannstädter Comitatsversammlung. Außer den Beamten giebt es dort keine Magyaren, die Einladung und die Tagesordnung mit 212 Gegenständen ist aber nur magyarisch. Den Verlauf der Sitzung schildert uns ein Augenzeuge folgendermaßen: ein Programm mit 212 Gegenständen gehört zu den Abschreckungsmitteln körperschaftlicher Berathung, wozu noch die sattsame Erfahrung kommt, daß der Minister schließlich durch alle Beschlüsse einen Federstrich zieht und all das mit dem Namen Autonomie belegt. Es waren, abgesehen vom Beamtentische, anfangs drei, später zwanzig bis dreißig Comitatsvertreter anwesend (von nahe an dreihundert Mitgliedern), welche sich der stundenlangen Marter unterzogen, Referate in einer unverständlichen Sprache an ihrem Ohre

Digitized by Google

vorüberrauschen zu lassen, kaum vernommene Anträge sich in Beschlüsse verwandeln zu sehen u. s. w. Das Schema, nach welchem eine „Verhandlung" dort verläuft, ist folgendes: der Obergespan bringt magyarisch einen Punkt zur Verhandlung. Der Obernotär verliest magyarisch den Antrag des ständigen Ausschusses, der vom Ausschusse deutsch verfaßt, für die Comitatsversammlung, in der fast Niemand magyarisch versteht, ins Magyarische übersetzt wird. Hierauf der Vorsitzende magyarisch: wünscht Niemand zu sprechen? Kleine Pause. Wenn Niemand zu sprechen wünscht, so erkläre ich den Antrag für angenommen (natürlich magyarisch). So erledigt man in einigen Stunden 212 Gegenstände, die zum größten Theile laufende Verwaltungssachen sind, die ein halbes Jahr lang (denn nur zwei mal im Jahre ist Comitatsversammlung) warten müssen, indessen die Verwaltung still steht. Und wenn die Versammlung in der That einmal etwas beschließt, so hat der Minister das Recht, alles umzustoßen und so zu machen wie er will. Nach außen aber flunkert man mit der Autonomie!

Diese Unterdrückung und Vernichtung allen deutschen Lebens, einer jahrhundertalten, gesetzlich gewährleisteten Cultur in Ungarn gewinnt aber gerade gegenwärtig an Bedeutung für Deutschland. Wir sehen in Böhmen, in Galizien, in Mähren dasselbe Schauspiel sich wiederholen. Was aber wird die Folge sein? Das deutsche Reich ist von wenig Freunden umgeben, es hat keine besseren als die Deutschen in den verschiedenen Ländern Europas. Werden diese aber in allen den genannten Ländern unterdrückt, vernichtet, so treten an ihre Stelle Völker und Stämme, die jenen Haß, den sie zunächst in der Ausrottung der Deutschen bethätigen, in erhöhtem Maße auf das deutsche Reich wenden. So ist die Frage nach der Erhaltung des Deutschthums dort für uns eine eminent politische Frage.

Wenn eine magyarische Stadt von den Fluthen der Theiß fortgeschwemmt wird, sammeln wir Tausende für die Unglücklichen. Wenn Tausende und Millionen Deutscher von der Sturmfluth fremden Völkerhasses bedrängt, ja begraben werden, dann — schweigen wir!

Literatur.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustaf Andresen (Bonn). Heilbronn, Henniger. 1880. — Die leidigen unreifen Reformen der Rechtschreibung, die jetzt befohlen oder anempfohlen werden, haben wenigstens das Gute, daß sie manche Menschen wieder auf sprachliche Fragen aufmerksam machen. Vielleicht kommt dieser Nebenerfolg auch dem Buche Andresen's zu statten, das die Rechtschreibung freilich nur streift, aber sonst in

Digitized by Google

sehr eingehender Weise unsern Sprachgebrauch mustert und kritisirt, Fehler aufweist und eindringlich vor ihnen warnt. Es ist ein Zeichen der Zeit, wenn der Verfasser erst nachweisen zu müssen glaubt, daß der Sprachgebrauch kein unumschränkter Tyrann sei und daß es wohl anstehe zu fragen, ob der usus auch richtig sei. Für solche Kritik bringt Andresen die beste Ausrüstung mit. Die Beschäftigung mit den Meistern und Kennern der deutschen Rede, insbesondere mit Goethe und Jacob Grimm hat ihn längst emporgehoben über die Pedanterie der bloßen Grammatiker, ihm aber zugleich ein lebhaftes Gefühl bewahrt für die unveräußerlichen Anforderungen an Reinheit und Angemessenheit des Stils. Einigermaßen berührt sich sein Buch mit Aug. Lehmann's Sprachliche Sünden der Gegenwart (1877), doch beschränkt sich Andresen nicht auf die Syntax, sondern geht auch recht häufig auf die Formenbildung ein. Dabei kann man auch erkennen, an wie vielen falschen Formen die Dialekte Schuld tragen, in dieser Beziehung wird der Rheinländer, in dessen Sprachgebiete der Verfasser seit längerer Zeit lebt, auf recht viele alte Bekannte stoßen, die ihm schon zu schaffen gemacht haben. Das literarische Material, dem der Verfasser seine Beispiele und insbesondere seine Beispiele fehlerhafter Rede entnimmt, ist sehr ausgedehnt; als den Kern desselben bezeichnet er selbst neben den Schriften Goethe's und J. Grimm's die „Kölnische Zeitung", deren sprachliche Haltung er besonders anerkennt, neben der anderer Zeitungen. Man wird ihm diese Ansicht, die ja auf Untersuchung beruht und mit den sonst bekannten Personalien der Zeitung harmonirt, wohl einräumen müssen, ein Anderer wird vielleicht eine andere Zeitung in sprachlicher Beziehung ebenso hoch schätzen, z. B. die „Kreuzzeitung". In der Formenbildung behandelt er die brennendsten Verlegenheiten, Plurale wie Bröte, Böte, Hemden (Hemder), Betten (Better), Gehälter, Morgende, Bögen, Stiefeln, 3 Monat, Flexionen wie „einem als Beamten etwas vorwerfen", Jungens, das Armuth, der oder die Scheitel, andern oder andren, liebe Freunde oder lieben Freunde, von bedeutendem geschichtlichem Interesse, oder bedeutendem geschichtlichen Interesse. — Eine ausführliche Behandlung erfahren die Conjugationen, mit gutem Grunde, weil zum Theil die Dialekte, zum Theil falsche Analogie so viel Unsicherheit veranlassen. In der Syntax sind die Fehler des Sprachgebrauches viel verhängnißvoller, und darum wendet der Verfasser ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu. Manche feine Beobachtung tritt uns bei ihm zuerst entgegen. Hier können wir von der Menge des gesammelten Materiales keine Vorstellung geben. Aber ohne Schwierigkeit wird man bei der Lectüre desselben zugeben, wie nothwendig es ist, daß man fortwährend auf der Hut bleibe gegen die unglaubliche Nachlässigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache, die uns nicht blos in der Tagespresse, sondern auch bei angesehenen Schriftstellern entgegentritt. „Wahrhaft entsetzlich" nennt der Verfasser einige Beispiele. Mir ist aus dem österreichischen „behördlichen" Deutsch auch ein solches Exempelchen im Gedächtniß geblieben. Auf einem recepisse war gedruckt: „Im Falle einer sogleichen Abreise ist sich der Paß auf dem Eisenbahn-Polizei-Amt wieder abzuholen." Nicht alle Beispiele von Fehlern sind so lächerlich, wie das auf Seite 225: „Ein lebhaftes Interesse verursachten die Sprünge der Affen, zumal der Kronprinzessin von Italien," oder wie das auf Seite 227: „Abends Ball beim König, der sehr voll war." Die meisten erregen Unwillen über die Gleichgiltigkeit, mit der unsere schöne Sprache behandelt wird.

Eine kleine Differenz meiner Ansicht von der des Verfassers, obwohl sie nur „akademische" Bedeutung hat, möchte ich schließlich berühren. Er spricht von den zwei Forderungen Grimm's, daß derselbe einmal das sogenannte deutsche oder

gothische Alphabet beseitigen, und sodann auch, daß er die großen Anfangsbuchstaben nicht für die sogenannten Substantiva verwenden wollte. Beiden Forderungen stimmt Andresen zu, mit Recht. Er hält aber die letzte Forderung für wichtiger, als die erste. Darin pflichten wir ihm nicht bei, sondern denen, die er „die Gegenwart" nennt (Seite 16). Aber, wie gesagt, die Sache ist unpraktisch. Es müßte denn sein, daß das deutsche Reich einmal die Sache in die Hand nähme. W. H.

Im J. G. Cotta'schen Verlage erscheint gegenwärtig, unter W. Vollmer's Redaction, eine Ausgabe von Schiller's Werken, welche, wie es scheint, das Wesentliche aus dem kritischen Apparate der großen historisch-kritischen Ausgabe einem größeren Publikum mitzutheilen bestimmt ist. Die einzelnen Bändchen, handlich und hübsch ausgestattet, sind je mit einer Einleitung und mit Noten versehen, für deren Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Name des Bearbeiters eine volle Bürgschaft ist. Die Einleitung jedes Bändchens faßt in gedrängter Form das Wissenswürdigste zusammen über die Entstehung des Werkes, seine Quellen, seine Ausführung und Vollendung, seine Schicksale, seine Handschriften und Ausgaben. In letzterer Beziehung ist des Guten eher zu viel gethan als zu wenig; denn man sieht nicht recht ein, was einem weiteren Leserkreise, für den die Ausgabe doch sichtlich berechnet ist, der minutiöse Nachweis über das Verhältniß der Handschriften und der ersten Ausgaben soll. Dem Drucke sind entweder die Manuscripte des Dichters oder die ersten Ausgaben zu Grunde gelegt, die Anmerkungen enthalten die Varianten. Bis jetzt liegen Kabale und Liebe, Don Carlos, Jungfrau von Orleans, Wallenstein, Wilhelm Tell und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges vor. Bei Don Carlos ist aus Gründen, von denen der Herausgeber ausführlich Rechenschaft giebt, die zweite Redaction, die erste Vollausgabe nach dem Drucke von 1787 zu Grunde gelegt, während die historisch-kritische Ausgabe nur die erste und die letzte Redaction enthält. Leider stört bei diesem Stücke gleich in der dritten Zeile ein fataler Druckfehler. g.

Jahrbuch für das deutsche Theater. Von J. Kürschner. Erster und zweiter Jahrgang. Leipzig, Folz. 1879 und 1880. — Die Absicht des Herausgebers dieses Jahrbuches ist, eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten, jeweilen während des letzten Theaterjahres, zu geben. Demgemäß wird in jedem der vorliegenden Bände mit einer Tageschronik aller Vorfälle im deutschen Theaterleben begonnen, es folgen Erinnerungen an die „Todten" (dramatische und dramaturgische Schriftsteller, Schauspieler, Sänger ꝛc., die im letzten Jahre verstorben), dann Berichte über Jubiläen, Gedenk- und Festtage der Bühne, Stiftungen, Preisertheilungen, über das Vereinswesen der Schauspieler, der Bühnenangehörigen, der Schriftsteller, über die wichtigeren Theater- und Musikschulen ꝛc., endlich über die Novitäten der Bühne, welche letzteren meistens einer kurzen Kritik unterworfen sind. Der bei weitem wichtigste Theil aber in beiden Jahrgängen ist der in beiden mit gleicher Sorgfalt gearbeitete Abschnitt über die Literatur des Theaters. Man findet hier zunächst alle neuen Stücke verzeichnet und besprochen, dann das Verzeichniß der theatergeschichtlichen, dramaturgischen und Erläuterungsschriften, mit einem Worte die Zusammenstellung aller auf das Theater bezüglichen Literatur, selbst das in unseren zahlreichen Zeitschriften Zerstreute über dramatische Kunst und Literatur, Schriftsteller ꝛc. ist auf das Vollständigste zusammengestellt. Wenn man, bei dem im Allgemeinen ziemlich tief gesunkenen Bildungszustande der heutigen Bühnen-

angehörigen, daran zweifeln darf, ob es von Werth sei, selbst über irgend einen unbedeutenden Sänger oder Tänzer biographische Notizen zu veröffentlichen, wie das in den ersten Abschnitten dieses Jahrbuches geschieht, so ist andererseits unbedingt zuzugestehen, daß dieser letzte, literargeschichtliche Theil des Buches von großem Werthe und eine höchst anerkennenswerthe und dankeswürdige Leistung für Gegenwart und Zukunft ist. Das Buch muß deshalb, in Bezug auf diesen Abschnitt, als ein für jeden Literarhistoriker unserer Tage ganz unentbehrliches bezeichnet werden. — Der Verfasser sagt im Vorworte zum zweiten Jahrgange seines Buches: „Wäre ich nicht zufällig in Deutschland geboren, so hätte bei der Einstimmigkeit und Vielheit der Anerkennung, die meiner Arbeit zu Theil geworden, gewiß schon Band zwei für die Mühen und Verluste des ersten entschädigt, so aber muß ich mich auch diesmal noch mit dem Bewußtsein begnügen, um einer guten Sache willen gedarbt und Gut, Zeit und körperliches Wohlsein ihr geopfert zu haben. Möchte mich eine freundliche Aufnahme und die Anerkennung ehrlichen Strebens dafür entschädigen!“ Wir schließen uns diesem Wunsche aus wahrer Ueberzeugung an und empfehlen das interessante und äußerst gründliche Buch Jedem, der an dramatischer Kunst und Literatur Antheil nimmt.

L. H.

W. Kaulen, Geschichte des Alltagslebens. Frankfurt, J. D. Sauerländer. 1880. — Dieses gefällig ausgestattete Buch erzählt — der Titel dürfte etwas irreführen — von des Hauses Arbeit und seinen Geräthen, von dem Tische des Hauses, von der Hausbibliothek und Hausmusik, von den Festtagen und Erholungen. Es gehört eine Poetennatur dazu, das Große in diesen kleinen Dingen herauszuspüren, und die Gabe des Humors, den mannichfachen Verkehrtheiten die milde Seite abzugewinnen. Am glücklichsten und anziehendsten dürfte wohl der Abschnitt behandelt sein, der von den Speisen und Getränken und ihrer Geschichte berichtet. Weniger glücklich, und das fühlt der Verfasser selbst, sind die beiden über Hausbibliothek und Hausmusik. Abgesehen davon, daß namentlich diese Hausbibliothek aus einer sehr zusammengewürfelten Gesellschaft besteht, verfällt der Verfasser hier in den Fehler — non erat his locus — uns mehr oder minder ausgeführte Biographien zu geben, anstatt die Gründe und die Art und Weise zu entwickeln, warum und wie die einzelnen Bücher und literarischen Charaktere sich die Gunst des Volkes errangen.

Daß ein Buch dieser Art viele Wiederholungen von Altbekanntem, manche Unrichtigkeiten und Schiefheiten enthalte, ist beinahe selbstverständlich, daß ihm strenge Einheit fehle begreiflich. Das Verdienst des Verfassers besteht in der sinnigen Erfassung des Gegenstandes, in einer liebevollen, feuilletonistisch geschulten Darstellung, der eine humorvolle Wendung nicht fehlt, wenn tiefere und genauere Kenntniß aus irgend einem Grunde abgeht. J. L.

Reiseliteratur. — Für die begonnene Reisezeit stehen Baedeker's Handbücher wieder nach allen Seiten in neuen Auflagen zur Verfügung. Norddeutschland ist in neunzehnter, Südbaiern, Tirol, Salzburg u. s. w. gleichfalls in neunzehnter Auflage erschienen. So rasch diese Auflagen den vorausgegangenen gefolgt sind, wird man doch im Einzelnen zahlreiche Nachbesserungen finden, die von der erstaunlichen Allgegenwart der Redaction Zeugniß ablegen. Die Routen sind erweitert und sorgfältig durchgearbeitet, die Notizen ergänzt, die Zahl der Karten und Pläne vermehrt. Gebildeten Reisenden wird eine Zugabe werth sein, welche „Norddeutschland“ erhalten hat: Professor A. Springer,

Digitized by Google

der schon bisher für den kunstgeschichtlichen Theil Beiträge spendete, giebt eine Einleitung, welche auf zweiunddreißig Seiten die Entwickelung der Künste im Norden Deutschlands übersichtlich zusammenfaßt. Die fortschreitende Arbeit, die an dem Buche über unser Ostalpengebiet zu bemerken ist, liefert zugleich einen Gradmesser für die erfreuliche Zunahme der Wanderlust nach jenen immer mehr zugänglich werdenden, doch immer noch verhältnißmäßig ursprünglichen und mit den mannichfaltigsten Naturreizen reich geschmückten Gegenden. Neue Specialkärtchen sind hinzugekommen vom Zillerthale und vom Ampezzothale. — Nicht zu denjenigen Büchern, welche zu hilfreicher Reisebegleitung bestimmt sind, gehören die Spaziergänge in den Alpen von Eugen Simmel (Leipzig, A. G. Liebeskind). Vielmehr haben wir es hier mit Einzelbildern aus der Alpenwelt zu thun, mit ästhetischen Studien, die liebenswürdig, mit einem lebendigen Gefühle für das Schöne geschrieben sind, aber freilich auch mit jenem ganzen Gefühle der Wichtigkeit, von welchem der professionelle Gipfelstürmer durchdrungen zu sein pflegt. Doch spricht sich auch dieses triumphirende Bewußtsein, etwas Weltgeschichtliches verrichtet zu haben, wenn man mit Hilfe eines tüchtigen Führers über Felsen und Eis auf eine der Höhen der Gletscherwelt geklettert ist, um die Welt sich zu Füßen liegen zu sehen, nicht in aufdringlicher Form, sondern in aller Naivetät aus. Und so kann man an der Freude, die der begeisterte Verfasser über seine Heldenthaten empfindet, selbst seine Freude haben. Aus dem Kapitel „Zur Aesthetik der Gletscherwelt" ersieht man, daß er ernstlich auch über die Gründe der Wirkungen, welche die Hochgebirgsnatur auf das Gemüth ausübt, sich Rechenschaft zu geben sucht. Wer aber etwa von seinem dithyrambischen Schwunge zu unbedachtsamer Nachfolge sich hinreißen zu lassen im Begriffe steht, für den ist als sinnreiche Warnung am Schlusse das Kapitel aufgerichtet, das unter dem Titel „Eisige Gräber" eine Anzahl von berühmteren Unglücksfällen erzählt, die sich in den letzten Jahrzehnten im Hochgebirge ereignet haben. Das originell und hübsch ausgestattete Büchlein ist noch überdies mit einer Anzahl von Landschaftsbildern nach Zeichnungen von E. Heyn geschmückt. — Wendet sich dieses vornehme und prunkvolle Büchlein so zu sagen an die Aristokratie der Gletschertouristen, so trägt das Taschenbuch für angehende Fußreisende von Fr. J. Frommann, zweite Auflage, herausgegeben und ergänzt von Dr. Friedrich Ratzel (Jena, Fr. Frommann), schon in dem unscheinbaren Aeußeren eine bescheidenere Bestimmung an der Stirn. Es richtet sich zunächst an die Jugend, welcher die ersten Ferienausflüge vergönnt sind, und muthet in unserer Zeit, da die Jugend so frühzeitig flügge wird und so frühe schon ihren Sinn auf das Große und Weite richtet, fast etwas altmodisch an, wie es denn schon vor siebenunddreißig Jahren erstmals an das Licht getreten ist. Allein die Rathschläge sind so praktisch und die ganze Schrift ist von einem so kerngesunden Geiste erfüllt, daß man nur wünschen kann, sie möge recht viel von dem heranwachsenden Geschlechte benützt, beherzigt und befolgt werden. Es ist dem gelehrten Professor der Erdkunde an der technischen Hochschule zu München zur Ehre zu rechnen, daß er sich des Büchleins für seinen erneuerten Lauf angenommen hat. Von ihm rühren nicht blos die Aenderungen her, die nach so langer Frist nothwendig waren, sondern auch etliche ganz neue Abschnitte, unter denen der „Vom Beobachten auf Reisen" ganz besonders den jugendlichen Wanderern empfohlen sein mag. G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 15. Juli 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 30.

Inhalt:

	Seite
Ein neues Handbuch der Archäologie. Von A. Michaelis	121
Aus Jean Paul's Nachlaß. Von P. Nerrlich	138
Beaumarchais und der 14. Juli. Von A. Bettelheim	145
Der Menschenhandel und das deutsche Recht	149
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Das Bastille-Fest in Paris	156
Literatur:	
L. Geiger, Goethe-Jahrbuch. Erster Band. — P. K. Rosegger, Aus meinem Handwerkerleben	158
Notiz:	
Beliebungen. Von E. Lüders	160

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Ein neues Handbuch der Archäologie.*)

Gerade fünfzig Jahre sind verflossen, seit Karl Otfried Müller's „Handbuch der Archäologie der Kunst" zuerst erschien. Es war der erste wirklich wissenschaftliche Versuch ein bequemes, zusammenfassendes Hilfsmittel für die archäologischen Studien zu schaffen, welchen, nach dem Vorgange des Leipziger Christ, Heyne, Welcker, Müller selbst und Andere an den deutschen Universitäten einen festen Platz zu sichern mit Erfolg bemüht waren. Konnte auch die hier gebotene klare Uebersicht über das Fach nicht verhindern, daß noch ein paar Jahre später in einer „Encyclopädie der Philologie" die Archäologie unter die „Beiwerke" dieser Wissenschaft verwiesen ward, weil — das Material schwer zugänglich sei, so hat doch Müller's Handbuch im Verein mit dem ergänzenden Kupferwerk „Denkmäler der alten Kunst" unendlich viel dazu beigetragen, den archäologischen Interessen und Studien die allgemeine Verbreitung zu verschaffen, deren sie sich heute erfreuen. Das Buch ist auch bisher das einzige seiner Art geblieben. Zunächst für den Gebrauch von Vorlesungen, dann auch zum Selbststudium bestimmt, erlebte es nach wenigen Jahren eine neue, nur wenig veränderte Auflage; eine dritte ward nach Müller's Tode von Welcker besorgt (1847) und durch treffliche Zusätze ergänzt, welche freilich vielfach aus dem knappen Rahmen des Müller'schen Entwurfes heraustraten.

Dies konnte nicht Wunder nehmen. In den siebzehn Jahren, welche zwischen dem ersten und dem dritten Erscheinen des Buches verflossen waren, hatte sich das Material der Archäologie ganz außerordentlich vermehrt. Die Ausbeute der großen, epochemachenden Entdeckungen auf griechischem Boden in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hatte Müller bereits selbst zum größten Theil einheimsen können. Da öffnete am Ende der zwanziger Jahre Etrurien seinen Boden, und den alten Gräberstädten entstiegen jene vielen Tausende griechischer Vasen, welche einen unverhofft reichen Einblick

*) Carl Bernh. Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst. Erste Abtheilung. (Auch unter dem Titel: Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst.) Leipzig, W. Engelmann. 1880.

Digitized by

in die Mannichfaltigkeit griechiſcher Mythenpoeſie gewährten. Auch das übrige Italien ward eifrig durchforſcht; Sicilien, das Bindeglied zwiſchen Griechenland und Italien, ward jetzt erſt in der Fülle ſeiner baulichen und bildlichen Ueberreſte allgemeiner zugänglich. Die Befreiung Griechenlands eröffnete bald auch hier der wiſſenſchaftlichen Forſchung neue, freiere Bahnen. Ein engliſcher Kaufmann entdeckte ſodann die ganz eigenartige Monumentenwelt des kleinaſiatiſchen Alpenlandes Lykien; ein engliſcher Diplomat ſandte die erſten authentiſchen Reſte des Mauſoleums, eines der alten ſieben Weltwunder, nach London; ein franzöſiſcher Architekt erforſchte die Baureſte Kleinaſiens. Die Eroberung Algiers lenkte die Aufmerkſamkeit auf die dort noch maſſenhaft erhaltenen Reſte römiſcher Kunſt. Die ſtaunenswerthen Entdeckungen in den aſſyriſchen Königspaläſten endlich eröffneten, ganz abgeſehen von ihren nächſten Intereſſen, einen Blick in alte Zuſammenhänge des ſemitiſchen Orients mit der altgriechiſchen Cultur und Kunſt, welcher allmählich das gerade von Müller mit beſonderm Eifer vertretene Dogma von dem rein autochthonen Charakter der griechiſchen Civiliſation auf das Ernſtlichſte gefährden mußte.

Aber nicht blos der Stoff der Archäologie war in dieſen Jahren gewachſen, auch die Verarbeitung deſſelben war äußerlich neu organiſirt und innerlich durch geſundere Methode befeſtigt worden. Ein Jahr, ehe Müller's Handbuch erſchien, hatten in Rom Gerhard und ſeine Genoſſen das Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz gegründet. Der Einfluß auf die ganze archäologiſche Arbeit, welchen das Inſtitut durch ſeine reichen Jahrespublicationen, durch ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit gegenüber den jüngeren Genoſſen, durch die Centraliſation wiſſenſchaftlicher und perſönlicher Verhältniſſe nach allen Seiten hin ausübte, machte ſich raſch überall geltend. Während früher archäologiſche Zeitſchriften meiſtens nur ein kurzes und kümmerliches Daſein hatten friſten können, entſtanden bereits zu Anfang der vierziger Jahre neben den Schriften des Inſtitutes beſondere archäologiſche Fachzeitungen in Berlin, Paris und Neapel: ſo ſehr waren dieſe Intereſſen gewachſen. Die Menge der in allen dieſen periodiſchen Publicationen und vielen Einzelſchriften abgebildeten Kunſtwerke bereicherte die Anſchauung in bisher ungekannter Weiſe und machte auch den ferner Stehenden eine Theilnahme an archäologiſchen Unterſuchungen möglich. Dieſe ſelbſt aber gewannen allmählich an Sicherheit und Solidität der Forſchung. Mehr und mehr ward der Einfluß Creuzer'ſcher Romantik und Symbolik, welcher einige Jahrzehnte vorher eine wenn auch nicht ganz unumſchränkte Herrſchaft ausgeübt hatte, überwunden. Man lernte wieder die Kunſtwerke ſelbſt auf ihren Inhalt wie auf ihre künſtleriſche Form befragen, anſtatt vorgefaßte nebelhafte Theorien in ſie hineinzudeuten. Die Philologie hatte durch Männer wie Bekker, Lachmann,

Digitized by Google

Madvig, Ritschl eine Sicherheit strenger Methode gewonnen, welche nun auch der Archäologie zu gute kam. Im Zusammenhange mit der ganzen Richtung der Alterthumswissenschaft auf historische Forschung trat auch in der Archäologie neben der Erklärung der neugewonnenen wie der schon seit länger bekannten Kunstwerke der geschichtliche Gesichtspunkt immer stärker hervor, während bis dahin die Kunstgeschichte mit wenigen Ausnahmen nicht viel über Winckelmann hinausgegangen war.

Bei einer so völligen Umwälzung der Wissenschaft war es schon im Jahre 1847 ein mißliches Ding für den neuen Herausgeber, Müller's Handbuch durchweg unangetastet zu lassen und dem neuen Stoff, sowie den neuen Ergebnissen und Gesichtspunkten blos in der Form von bald kürzeren bald längeren Zusätzen gerecht zu werden. Welcker führte die heikle Aufgabe mit umfassender Beherrschung des Stoffes durch, und es mochte scheinen, als ob das Buch in dieser Gestalt dem damaligen Zustande archäologischer Kenntniß ziemlich vollkommen entspräche. Allein tiefer Blickenden konnte es doch nicht entgehen, daß die Müller'schen Schläuche vielfach nicht mehr geeignet waren den neuen Wein zu fassen. Die Aufgabe mußte tiefer angegriffen, der Umbau an mehr als einer Stelle in einen Neubau verwandelt werden. Dieser Einsicht entsprangen die kritischen „Studien zu einer Revision von Müller's Handbuch der Archäologie", welche 1852 der damalige Professor in Jena Karl Bernhard Stark veröffentlichte. Bei aller warmen Anerkennung des vom Verfasser und vom Herausgeber Geleisteten, hatte der noch jugendliche Gelehrte doch nicht blos viel Einzelnes zu berichtigen und zu ergänzen, sondern ihm schien mit vollem Rechte der kunstgeschichtliche Abschnitt völlig ungenügend und eine erneute Behandlung grundlegender systematischer Fragen unerläßlich.

So anspruchslos sich diese „Studien" als vereinzelte Beiträge zur Lösung der angedeuteten Aufgabe darboten, für den Verfasser wurden sie der Anstoß zu einer langen Reihe mühsamer Forschungen, welche bestimmt waren ein neues, vollkommeneres Handbuch der Archäologie vorzubereiten. Wiederholt ist Stark auf die früher angeregten Fragen zurückgekommen. Bald hat er seine Ansichten über Aufgabe und Systematik der Archäologie genauer dargelegt, bald in Jahresberichten oder sonstigen zusammenfassenden Uebersichten neue Entdeckungen besprochen oder die Summe neuerer Forschungen gezogen. Daß letztere seit 1847 nicht geruht haben, daß im Gegentheil mit einer erstaunlichen Fülle neu zum Vorschein gekommenen Materiales die wissenschaftliche Arbeit in Ausdehnung und Vertiefung nach Kräften Schritt zu halten bestrebt gewesen ist, das weiß Jeder, der diesen Studien auch nur ein flüchtiges Interesse gewidmet hat. Wohl zu keiner Zeit sind so vielfach durch neue Funde alte Ansichten umgestoßen oder berichtigt worden, ganz neue Probleme

Digitized by Google

aufgetaucht, neue Theorien aufgestellt worden, so daß augenblicklich ein hie und da recht unbehaglicher Zustand von Schwanken auch des scheinbar fest Begründeten eingerissen ist. Natürlich steigern sich dadurch die Schwierigkeiten, welche sich der Abfassung eines Handbuches entgegenstellen, denn dies kann ja bei der durch die Sache selbst gebotenen Kürze auf Erörterungen, Widerlegungen und Begründungen fast nie eingehen, muß aber doch überall bis zu einem gewissen Grade zu den schwebenden Fragen Stellung nehmen. Ja schon das Erste und Aeußerlichste, die vollständige Uebersicht über den unsäglich zerstreuten Stoff, wird immer schwerer zu beschaffen. Somit ist es natürlich, daß die von verschiedenen Buchhändlern bei fast allen lebenden Archäologen angestellten Bemühungen um eine neue zeitgemäße Bearbeitung des Müller'schen Handbuches erfolglos geblieben sind, und daß schließlich ein einfacher Wiederabdruck der dritten Auflage nach dreißig Jahren, so sehr sie auch nur ein Nothbehelf ist, dennoch als ein erwünschtes und dankenswerthes Unternehmen begrüßt werden mußte.

Inzwischen hatte Stark seinen Plan in der Stille, aber mit rastlosem Eifer gefördert. Man muß neben dem Umfang und der Schwierigkeit der Aufgabe auch die anscheinend so einfachen, in Wirklichkeit aber so vielfältigen, zerstreuenden und zeitraubenden Pflichten kennen, welche einem deutschen Professor Beruf und literarische wie persönliche Verhältnisse aufzuerlegen pflegen, um zu begreifen, daß die Vorbereitungen sehr lange Zeit erforderten. Ja selbst nachdem der Plan im Einzelnen festgestellt, der Prospect versandt, der Druck begonnen war, bewährte sich der alte Spruch, daß zwischen Lippe und Bechersrand gar Vieles in der Mitte liegt: neue Arbeiten drängten sich vor, der Druck gerieth ins Stocken, es bedurfte eines erneuten Anstoßes, und erst mehrere Jahre später (October 1878) erschien die erste Lieferung, welche die erste Hälfte des ersten von drei im Plane liegenden Bänden brachte. Ihr ist im Beginn des laufenden Jahres der Abschluß des Bandes gefolgt. Aber der treffliche Verfasser selbst hat die Herausgabe nicht mehr erlebt, ja nicht einmal die letzte Hand an den Text legen können. Eine Allen, auch den Nächststehenden unerwartet plötzlich ausbrechende Krankheit hatte binnen weniger Tage den rüstigen, erst fünfundfünfzigjährigen Mann dahingerafft. Stark starb in Heidelberg am 12. October 1879. Einer seiner Collegen, Curt Wachsmuth, übernahm den Auftrag des Sterbenden, den ersten Band, der nun der einzige bleiben sollte, nach den Weisungen des Verfassers zum Abschluß zu bringen. Von dem großen beabsichtigten Neubau steht somit nur ein Theil, gewissermaßen die Vorhalle, vollendet da. Wir werden über das System der Archäologie und über ihre Geschichte orientirt; bis zu den eigentlichen Gegenständen archäologischer Forschung, den Kunstwerken selbst und der Geschichte der Kunst, ist das Werk nicht gelangt.

Digitized by Google

Die Fragen nach der richtigen Begriffsbestimmung der Archäologie, nach deren Verhältniß zur gesammten Alterthumswissenschaft, nach einer rationellen Eintheilung der Disciplin sind in unserm Jahrhundert längere Zeit mit Vorliebe erörtert worden. Heutzutage haben diese Debatten stark an Interesse verloren, da in den Hauptsachen Uebereinstimmung herrscht. Wir streiten nicht mehr darüber, ob Archäologie und Philologie nur Technik oder Wissenschaft sind, ob sie gewissermaßen nur Arme sind, mit welchen die eine Alterthumswissenschaft operirt, oder ob jeder von ihnen ein selbständiges Forschungsgebiet zukommt. Auch die blendende Scheidung in literarische und monumentale Philologie täuscht nicht mehr, seit (abgesehen von dem unbestimmten, schwankenden Begriffe des Monumentalen) es deutlich geworden ist, daß unmöglich die Quellen unserer Erkenntniß den Eintheilungsgrund für Wissenschaften abgeben können: man würde ja folgerichtig zu einer pergamentenen und einer papierenen Philologie kommen müssen. Das Princip der Eintheilung muß in dem Wesen des zu erkennenden Objectes selbst gesucht werden; für die Archäologie liegt in dem Begriffe der Kunst, speciell der bildenden Kunst, das Kriterium. Wenn es das Ziel der Alterthumswissenschaft ist, die gesammte Cultur und das gesammte geistige Leben des Alterthums in ihrer historischen Entwickelung zu verfolgen, so fällt der Archäologie die Aufgabe zu dem antiken Kunstsinn in seinem Werden und seiner Entwickelung nachzugehen, seine Erzeugnisse nach Form und Inhalt, oder vielmehr nach dem Verhältniß von Form und Inhalt zu einander, zu analysiren und daraus die Geschichte dieses Zweiges menschlicher Geistesthätigkeit in Verbindung mit allen anderen Zweigen wiederzugewinnen. Das ist so einleuchtend, daß es nur ausgesprochen zu werden brauchte um überall Geltung zu erlangen. Seit Otto Jahn 1848 in seiner Leipziger Rede über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben der Archäologie die so zu sagen in der Luft liegende, auch von Levezow bereits richtig erfaßte These glücklich formulirt und lichtvoll durchgeführt hatte, sind denn auch entgegenstehende Ansichten nur selten mehr laut geworden. Auch Stark folgt dieser Auffassung.

Viel untergeordneter ist die weitere Frage, welche Eintheilung der Disciplin sich aus jener Definition ergiebt. Die neuerdings aufgestellten Systeme unterscheiden sich überdies weit weniger in der Eintheilung als in der Anordnung der einzelnen Theile. Besäßen wir noch alle antiken Kunstwerke und hätten wir überdies vollständige Kenntniß aller Umstände, unter denen sie geschaffen wurden, der Zeitverhältnisse, der Intentionen des Künstlers, der technischen Bedingungen u. s. w., so würde offenbar die ganze Archäologie in der Kunstgeschichte aufgehen können. Die Lückenhaftigkeit des auf uns gekommenen Materiales an Kunstwerken und Nachrichten allein ist es, welche

Digitized by Google

uns zwingt, die Denkmäler zunächst einzeln und gattungsweise zu untersuchen, eben so sehr auf Material, Technik, Form und Stil, wie auf den Inhalt hin. Dann erst wird der Versuch gemacht werden können, die zerstreuten Theile zum Ganzen zu fügen, das heißt alle Einzelforschung in kunsthistorischer Reconstruction zusammenzufassen. Die Kunstgeschichte muß daher meines Erachtens wie das letzte Ziel archäologischer Forschung, so auch den Schlußtheil der Disciplin bilden; während Stark die sogenannte Kunstmythologie, das heißt die Betrachtung des Inhaltes der Kunstwerke, erst auf die Kunstgeschichte folgen läßt und endlich noch einen Anhang von Hilfs- und Nebenwissenschaften der Archäologie hinzufügt: Topographie, Numismatik, Epigraphik und Diplomatik. Ich halte auch dies für nicht richtig. Was in diesen Disciplinen unter den Gesichtspunkt der Kunst fällt, gehört in die Archäologie selbst, nicht als ein Anhängsel unter die Beiwerke derselben; was unter andere Gesichtspunkte fällt (z. B. die Betrachtung der Münzen als Tauschmittel oder als historischer Documente), gehört nicht in die Archäologie — womit natürlich durchaus nicht gesagt sein soll, daß es nicht für den Archäologen nützlich, ja nothwendig sei, auch diese anderen Seiten der Betrachtung zu kennen. Der Archäologe soll vor Allem auch in der Philologie gut geschult und gut bewandert sein, je besser desto ersprießlicher für ihn und seine Arbeiten; wird deshalb jemand die Philologie unter die Hilfs- und Nebenwissenschaften der Archäologie rechnen wollen?

Aber diese Differenzen haben, wie bereits angedeutet ward, fast nur ein theoretisches Interesse, praktisch ist es von geringem Belang, ob in einem Handbuche die Kunstgeschichte vorne, in der Mitte oder am Ende steht. Auf den achtzig Seiten, welche Stark diesen und verwandten Erörterungen gewidmet hat, wird der Leser, der diese Fragen weiter verfolgen will, den reichsten Stoff gesammelt und verarbeitet finden. Weit mehr werden ihn aber vermuthlich die übrigen dreihundert Seiten fesseln. Diese enthalten eine ausführliche Geschichte der Archäologie seit den Tagen der Renaissance. Wir besaßen bisher so gut wie nichts der Art; nur einzelne Abschnitte hatten ihre Bearbeiter, einzelne hervorragende Persönlichkeiten ihre Biographen gefunden. Mit ungewöhnlicher Belesenheit hat Stark ein überaus weitschichtiges Material zusammengebracht. Wir dürfen es vielleicht bedauern, daß die hergebrachte Eintheilung eines Handbuches in Paragraphen den Genuß des Lesens beeinträchtigt. Die Darstellung selbst ist in vier Paragraphen, welche nur etwa den zehnten Theil des ganzen Abschnittes einnehmen, eng zusammengedrängt und mußte daher auf die allerallgemeinsten Züge beschränkt bleiben. Alle Einzelheiten, darunter nicht selten förmliche Monographien (z. B. über Peiresc, Franz Junius, Jakob Spon, über W. von Humboldt und die Gründung des Berliner Museums), sind in die Anmerkungen verwiesen, die somit

Digitized by Google

ein Repertorium von hohem Werth bilden. Der Leſer muß ſich aber in Folge dieſer Anordnung das Wichtigſte und Anziehendſte meiſtens erſt aus den Anmerkungen zuſammenſuchen. Eine Vertheilung des Stoffes in zahlreichere Abſchnitte, eine etwas farbigere und ausgeführtere Darſtellung in den Paragraphen ſelbſt, und eine überſichtlichere Anordnung, gelegentlich auch eine etwas knappere Faſſung der Anmerkungen würden den Gebrauch bequemer und die Orientirung leichter gemacht haben. Jetzt bedarf es ſchon einiger Anſtrengung, um des maſſenhaft aufgehäuften Stoffes Herr zu werden. Aber die Anſtrengung belohnt ſich: eine außerordentliche Fülle von Belehrung und Anregung iſt hier zu holen. Des Neuen iſt ſo viel geboten, daß man gern geneigt ſein wird, über die allerdings nicht kleine Zahl von Ungenauigkeiten und irreführenden Druckfehlern hinwegzuſehen.

Die Eintheilung des Stoffes im Ganzen bot ſich faſt von ſelbſt dar. Die erſte Periode archäologiſcher Intereſſen iſt ganz und gar von dem Geiſte der Renaiſſance erfüllt. Jene ſchaffenskräftige und ſchaffensfreudige Zeit ergreift mit lebhafteſtem Enthuſiasmus die Welt antiker Schönheit, welche in ungezählten Mengen von Kunſtwerken dem Boden neu entſteigt; ſie verſenkt ſich ganz in dieſelbe, fühlt ſich ihr nahe verwandt und tritt mit ihr in den Wettkampf künſtleriſchen Schaffens ein. Florenz war Rom im Sammeln von Antiken vorangegangen, aber ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tritt Rom unbeſtritten in die erſte Stelle. Zahlloſe Sammlungen werden gebildet; die Paläſte, Häuſer, Villen der kirchlichen Würdenträger wie der reichen Privatleute und der Adligen Roms füllen ſich mit Sculpturen; die Päpſte ſelbſt geben in dem Statuenhofe des vaticaniſchen Belvedere das glänzendſte Muſter. So treten die Werke der alten Kunſt wieder in das Leben ein, ſehr häufig in unmittelbarer Verbindung oder Zuſammenſtellung mit den Schöpfungen der damals lebendigen Kunſt. Im Vatican entſtand die Sammlung des Belvedere gleichzeitig mit den rafaeliſchen Fresken. Bei dem Baue neuerer Paläſte bildeten Sculpturen wiederum wie in alter Zeit eine faſt nothwendige Ergänzung der Architektur. Die Hallen, Höfe, Treppen, die Gallerien und Prachtſäle nahmen in Niſchen die antiken Statuen, auf Säulen und Conſolen die antiken Büſten, in ihren Wandflächen die antiken Reliefplatten auf. Koſtbarere Werke der Gemmenſchneiderei oder ſonſtiger Kleinkunſt fanden in den Privatgemächern ihren Ehrenplatz. Sollten die Kunſtwerke ſo zur Decoration dienen, ſo mußten ſie meiſtens erſt durch Ergänzungen dazu paſſend gemacht werden. Mit unbefangenem Selbſtgefühl ging man an dieſe Aufgabe. Die antiken Vorſtellungen und Kunſtformen glaubte man ſo weit zu beherrſchen, ja ſelbſt darin zu leben, daß man nur dem eigenen Geiſte zu folgen brauchte um die Antike vermeintlich in ihrem Geiſte wiederherzuſtellen. Die Frage nach dem Echten, dem Wahren, dem Urſprünglichen ſchien der damaligen

Digitized by Google

Generation zusammenzufallen mit der Frage nach dem Schönen, dem Ansprechenden, dem Verständlichen. Gelehrte und Künstler wirkten dabei zusammen, wie ja auch die moderne Kunst des Beirathes oder der vorbereitenden Arbeiten der Gelehrten nicht entbehren konnte. Der eigene Schaffensdrang trieb auch wohl zu Fälschungen; Pirro Ligorio hat auf dem Gebiete der Epigraphik, Hubert Goltz auf dem der Numismatik eine auf lange Zeit verderbliche Thätigkeit als Fälscher entfaltet.

Der so zugestutzte Vorrath an Antiken, Halbantiken und Nichtantiken ward nun wieder das Object, an welches die allmählich sich mehr abschließenden gelehrten Arbeiten anknüpften. Während die Kunsttheoretiker ihre Regeln der antiken Kunst entnahmen, die „Antiquare", an deren Spitze Andrea Fulvio steht, das alte Rom im neuen wiederzuerkennen suchten, waren Gelehrte wie Fulvio Orsini und Onofrio Panvinio bemüht, aus den Kunstschätzen und Inschriften werthvolle Resultate für die Erkenntniß der realen Verhältnisse des Alterthums zu gewinnen. Vornehme Kreise, besonders Cardinäle und ihre Freunde, nahmen an diesen Interessen eifrigen Antheil. Dazu gesellten sich Fremde, so der spanische Jurist und Prälat Antonio Agostino, welcher der Numismatik wesentliche Dienste leistete, der niederrheinische Stephan Vinand Pighius und der burgundische Jean Jacques Boissard, welche Zeichnungen und Inschriften sammelten für spätere umfassende Arbeiten. Andere, wie der junge Ulisse Aldrovandi aus Bologna, begnügten sich damit, den vorhandenen Antikenvorrath zu beschreiben oder, wie der Bildhauer Flaminio Vacca, Fundnotizen und dergleichen aufzuzeichnen. Endlich begann auch der Kupferstich die Herrlichkeiten Roms nachzubilden und selbst den Auswärtigen zugänglich zu machen. Dem Lothringer Antoine Lafrérie und seinem Neffen Claude Duchet folgten einheimische Stecher und Kunstverleger, wie Lorenzo della Vaccaria und der Süditaliener Giambattista de' Cavalieri, bis demnächst die Verlegerfamilie Rossi auf Generationen hin diese Publicationen gleichsam monopolisirte.

In dem ganzen Cinquecento kam für die Archäologie fast nur Italien, ja fast ausschließlich Rom in Betracht. Alles was draußen, jenseits der Alpen an Sammlungen entstand — in Paris, Madrid, München, Prag — war verschwindend gering gegen die Reichthümer der einen ewigen Stadt, überdies meistens aus dem Ueberflusse der letzteren gebildet. Nicht anders stand es um die gelehrte Beschäftigung. An Interesse fehlte es hie und da nicht. In Augsburg wurden diese Studien im Kreise der Fugger, Welser, Peutinger, in Nürnberg in demjenigen Pirkheimer's und Hartmann Schedel's gepflegt, überall im Anschlusse an die während der italienischen Studienjahre von jenen Männern eingesogenen Interessen. Georg Fabricius in Meißen und Pighius in Brüssel und Cleve verwertheten ebenfalls ihre römischen

Digitized by Google

Reiſeſtudien. Aber deshalb bleibt es doch unbeſtreitbar, daß die Archäologie der Renaiſſancezeit ein durchaus italieniſches Gepräge hat, ebenſo wie ja auch die Philologie wenigſtens bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließlich in Italien heimiſch war, bis der Humanismus von dem neu erſtarkenden Katholicismus verdrängt ward und die finſteren Mächte der Gegenreformation das freie wiſſenſchaftliche Leben auf lange Zeit zurückdrängten.

Sehr verſchieden iſt der Geiſt und der Verlauf der nächſten Periode der Archäologie, welche man nach ihrem Grundzuge als die der Antiquitäten zu bezeichnen pflegt. Die Kunſt trat zurück, die Gelehrſamkeit in den Vordergrund. Die Kunſtwerke wurden weniger um ihres eigenen Werthes willen geſchätzt und ſtudirt, als wegen der Belehrung, welche ſie anderen Zweigen der Alterthumskunde gewährten. Vor Allem ergiebig erwieſen ſich die verhältnißmäßig leicht zugänglichen Münzen, und etwa noch die Gemmen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit nur ein Hauptzug der Entwickelung angegeben iſt, keineswegs eine erſchöpfende Charakteriſtik. In Italien namentlich verſchwanden die Nachwirkungen der Renaiſſancezeit nicht ſogleich, wenn auch der friſche freie Zug jener Bewegung fehlte. Die Sammelluſt ſchien beſonders in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Rom faſt noch im Steigen. Die prächtigen Sammlungen der Cardinalnepoten (Aldobrandini, Borgheſe, Ludoviſi, Barberini u. ſ. w.) und anderer kirchlicher und weltlicher Großen (Giuſtiniani, Mattei, Chriſtine von Schweden) verliehen Rom einen erneuten Glanz, während im Vatican ſelbſt die belvederiſchen Statuen einſam und vernachläſſigt ſtanden. Talentvolle Künſtler wie Pietro Sante Bartoli, wie Pouſſin, Sandrart u. A., widmeten ihren Zeichenſtift und ihren Grabſtichel mit Vorliebe der Wiedergabe und der Nachahmung antiker Kunſtwerke. Der Turiner Caſſiano dal Pozzo ſammelte einen coloſſalen Apparat von Zeichnungen nach antiken Monumenten aller Gattungen. Aber an wiſſenſchaftlicher Verwerthung fehlte es; tüchtige Antiquare wie Fabretti und etwa Bellori, wie Buonarroti und Bottari, waren ſelten, während die chriſtlichen Alterthümer ſich ausgezeichneter Forſcher erfreuten. In Rom ſelbſt wird ſchließlich ein ſo beſchränkter Fremdenführer wie der eifrige Ficoroni ein Hauptvertreter archäologiſcher Intereſſen. Der vielgeſchäftige Theatiner Paciaudi benutzt die Kunſtwerke weſentlich als Ausgangspunkte weitſchichtiger Gelehrſamkeit. In Toscana feiert gar ein wüſter Localpatriotismus ſeine Orgien, indem er von Cortona und Florenz aus die geträumte Herrlichkeit des alten Etruskerreiches zu Ehren zu bringen ſucht; Beſtrebungen, deren beſte Seite der unermüdliche Fleiß und Eifer von Männern wie Gori und Paſſeri bildet, welche in großen Sammelwerken ganze Monumentenklaſſen zuſammenfaſſend publiciren. Eine vornehmere und kritiſchere Natur wie der

Digitized by Google

Marchese Scipione Maffei in Verona konnte freilich nicht umhin, jenem unwissenschaftlichen Treiben energisch entgegenzutreten und auf strengere Methode zu bringen.

Wie in der Philologie die erlauchten Namen eines Scaliger und Stephanus den Uebergang der Wissenschaft von Italien nach Frankreich bezeichnen, wo ihre Blüthe freilich durch die Religionskämpfe bald geknickt ward, so stand auch für die archäologischen Studien Frankreich während dieser Periode in erster Reihe. Zwei Mittelpunkte lassen sich unterscheiden, das altrömische Provinzialland an der untern Rhone und die Hauptstadt. Dort war lange Zeit der adlige Herr von Peiresc die Seele aller auf das Alterthum bezüglichen Interessen, ein unermüdlicher Sammler, ausgezeichneter Gelehrter, rastloser Correspondent, aber ohne den Ehrgeiz selbst als Schriftsteller aufzutreten. Von Lyon aus begab sich Jakob Spon, aus einer Ulmer in Lyon ansässigen Familie stammend, auf jene Reise nach dem Orient, welche zuerst eine etwas genauere Kenntniß Griechenlands vermittelte; andere Reisende wie Paul Lucas und Tournefort folgten. Aus Languedoc stammte auch der gelehrte Benedictiner Montfaucon, dessen umfassendes Werk L' Antiquité expliquée et représentée en figures den in der That großartigen Versuch machte, das Alterthum mit Hilfe der damals zugänglichen bildlichen Hilfsmittel zu lebendiger Anschauung zu bringen. Neben diesen Südfranzosen bildete sich in Paris unter der Aegide Colbert's, welcher einst in den Diensten Mazarin's dessen reiche Kunstsammlungen inventarisirt hatte, eine Gruppe von Gelehrten, deren Arbeiten vorzugsweise an das vortreffliche Pariser Münzcabinet anknüpften: Patin, Séguier, Vaillant, Morell, später Pellerin, sind hervorragende Begründer und Förderer der Numismatik geworden. Von Paris aus war Montfaucon zumeist thätig, der neben seinen gelehrten Interessen auch die künstlerische Seite stärker betonte. Letztere tritt dann ganz in den Vordergrund bei dem feinsinnigen und geschmackvollen Grafen von Caylus, welcher bereits an der Grenze dieser Periode steht und durch seine Unterscheidung der verschiedenen Stile nach Nationen und Zeiten den Uebergang zu einer neuen Wendung der Archäologie bildet.

Ganz unbedeutend ist neben der Rolle Frankreichs diejenige der Niederlande, so eifrig hier auch die aus Frankreich vertriebenen philologischen Studien aufgenommen wurden. Am Hofe des Cardinals Granvella und später im Kreise von Rubens fand freilich auch die alte Kunst ihre eifrigen Liebhaber, im Ganzen aber wandte sich der Sinn des Volkes von der Antike ab, und seine Gelehrten empfanden schon damals so selten wie heutzutage das Bedürfniß in ihren Alterthumsstudien über die literarischen Quellen hinauszugehen. Sie begnügten sich in ihre Thesauren, diese schwerfälligen Rüstkammern antiquarischer Gelehrsamkeit, auch die vorhandenen archäologischen Abhandlun-

Digitized by Google

gen aufzunehmen. Nur ausnahmsweise widmen einzelne Gelehrte wie Gisbert Cuyper diesen Studien ihre eigene Kraft. Der bedeutendste niederländische Gelehrte auf diesem Gebiete, Franz Junius, aus französischer Familie stammend, in Heidelberg geboren, in Holland aufgewachsen und erzogen, wirkte fast ganz und gar in England, wo durch den König Karl I., den Grafen Thomas von Arundel und wenige Gesinnungsgenossen der Sammeltrieb für Kunstwerke alter und neuer Zeit erwachte. Dies war insofern von großer Bedeutung, als hier zuerst Griechenland ausgebeutet ward neben der sonst fast alleinigen Quelle antiker Kunstwerke, Italien; aber zu zusammenhängenden archäologischen Interessen oder gar Studien kam es noch nicht, und die Bürgerkriege machten bald auch jenen Bestrebungen zu sammeln ein jähes Ende. Nur die Reiselust blieb; Wheler, Chishull, Pococke u. s. w. nehmen ihren ehrenvollen Platz neben den französischen Erforschern Griechenlands und des Orients ein.

Deutschland endlich spielte in dieser Zeit nur noch eine höchst bescheidene Rolle. Es war die Periode des großen, Land und Bildung verwüstenden Krieges und seiner Nachwirkungen. Sandrart vermittelte die in Italien gewonnenen Kunstanschauungen und Interessen seinen Landsleuten. Heidelberg und Berlin erfreuten sich einzelner Gelehrten, welche auch die Kunstwerke beachteten, wie Lorenz Begers. Daneben stand der Diplomat Ezechiel Spanheim in lebhaftem Verkehre mit den Pariser Numismatikern und förderte, wenn auch nicht das Kunstverständniß so doch die historische Verwerthung der Münzen. Weit wichtiger war die Thatsache, daß der Leipziger Professor Joh. Friedr. Christ die Archäologie in den Kreis des akademischen Studiums zog. Unter seinen Zuhörern befanden sich Lessing, Heyne und Winckelmann. Von dieser Seite her arbeitete Deutschland der neuen Zeit vor.

Die dritte Periode der Archäologie enthält denn auch ihre Signatur durch den märkischen Schuhflickersohn, durch Winckelmann. Deutsches und italienisches Wesen verbinden sich in ihm. Seine Bildung steht auf der einen Seite unter den Einflüssen der damals blühenden Aesthetik, deren Fragen neben Anderen Richardson und Spence, Diderot und Falconet, Hagedorn und Lessing lebhaft erörtern; auf der andern Seite wächst er in engster Vertraulichkeit mit der classischen Literatur, besonders den griechischen Dichtern, auf und bleibt auch historischen Studien nicht fern. In Italien kann er endlich ins Volle greifen. Trotz aller Verluste war Rom an Antiken noch unendlich reich; das capitolinische Museum war eben gebildet, die Villa Albani sah Winckelmann entstehen. Florenz bot ihm die unvergleichliche stoschische Gemmensammlung, Neapel die neuentdeckten Schätze Herculaneums und eine Fülle bemalter griechischer Vasen, Pästum eröffnete einen ersten Einblick in das Wesen der griechischen Architektur. So entsteht die Geschichte der Kunst,

Digitized by Google

der glänzende erste Versuch ein Gebiet antiker Cultur systematisch und historisch zu erforschen, ein Werk dessen Anschauungen namentlich in Deutschland in allen gebildeten Kreisen den lautesten Widerhall findet und auf die Koryphäen unserer neuen Nationalliteratur den nachhaltigsten Einfluß ausübt, welches aber auch ebenso sehr die wissenschaftliche Forschung aller Nationen auf diesem Gebiete bis tief in unser Jahrhundert hinein völlig beherrscht. Und nicht geringer ist in der Kunsterklärung die Revolution, welche Winckelmann's Monumenti Inediti wenigstens anbahnen. Statt des Römischen das Griechische, statt der Geschichte die Mythologie, statt einer Illustration antiquarischer Gelehrsamkeit eine künstlerische Schöpfung — das sind oder dahin zielen die neuen Grundsätze der Kunsterklärung, welche bald der vollendetste Repräsentant der italienischen Archäologie, Ennio Quirino Visconti, der Mitbegründer und Erklärer des neuen vaticanischen Museums, klarer entwickelt und feiner ausbildet. Gelehrte wie Heyne und seine Schüler sorgen dafür, daß die neuen Lehren in das akademische Publikum dringen; Böttiger und Millin treten als Populariſirer für weitere Kreise auf; auch die Italiener, neben Visconti Fea, Guattani, Lanzi, fügen sich, wenn auch theilweise mit Widerstreben, der Offenbarung, welche ihnen von dem nordischen, aber im classischen Süden wiedergeborenen Barbaren verkündigt wird.

Daß es neben der großen Schaar der Gläubigen auch an Ungläubigen oder solchen, die der Verkündigung ihr Ohr verschlossen, nicht fehlte, kann nicht Wunder nehmen. Vor Allem bethörte Viele der Sirenengesang von tiefverborgener Symbolik und versteckten Mysterien, von welchen die alten Kunstwerke erfüllt sein sollten. Dieser Glaube war ein natürlicher Rückschlag gegen die flach rationalistische, euhemeristische Mythendeutung, welche lange geherrscht hatte, und andererseits ein Vorbote der herannahenden Romantik. Der talentvolle Abenteurer Hancarville war der passende Prophet dieser Lehre, welche fast in allen Ländern ihre Anhänger warb, z. B. Payne-Knight, Millin, Böttiger. Als ihr bedeutendster Vollender trat dann Creuzer auf, dessen Einfluß auf einige Zeit Deutschland und Frankreich beherrschte. Ein mystischer Zug ist auch Zoega nicht abzusprechen, er verbindet sich aber in diesem merkwürdigen, widerspruchsvollen Vertreter unserer Sturm- und Drangperiode mit dem strengsten Sinne für Wissenschaftlichkeit, für exacte Methode, für Scheidung zwischen Wißbarem und demjenigen wo, einstweilen wenigstens, auf die sichere Erkenntniß der Wahrheit verzichtet werden muß, mit haltlosem Rathen aber mehr verdorben als genützt wird. So ward dieser Mann, der wie Winckelmann nordisches und südliches Wesen in sich vereinigte, der beste Erzieher der folgenden Generation, die ihn erst langsam in seiner ganzen Größe verstehen lernte: seiner eigenen Zeit war er voraus geeilt. Neben ihm legte der Wiener Eckhel einen neuen Grund für die Münzkunde,

Digitized by Google

einseitig insofern auch hier ausschließlich die historische Seite hervorgekehrt ward, innerhalb dieser Beschränkung aber mustergiltig.

Auffallend ist es, wie wenig das in der vorigen Epoche in erster Linie stehende Frankreich sich an der neuen wissenschaftlichen Arbeit betheiligte, obschon es für die mehr und mehr zum Durchbruch gelangende künstlerische Auffassungsweise durch Caylus und Andere wohl vorbereitet war. Ereignisse ganz anderer Art waren es, welche Paris auf kurze Zeit zum Mittelpunkte der Archäologie machten. Aus der Kriegsbeute der besiegten Länder bildete der Eroberer sein Musée Napoléon, in dem Alles zusammenfloß, was die Archäologie damals von hervorragendsten Monumenten kannte. In Visconti ward zugleich der Vorstand gewonnen, welcher als der beredteste und glänzendste Interpret dieser großartigen Schöpfung dieselbe gewissermaßen als die praktische Vollendung aller bisherigen archäologischen Studien erscheinen ließ, während neben ihm Quatremère de Quincy auch den verlorenen Meisterwerken der antiken Kunst und ihrer Technik eine scharfsinnige Untersuchung widmete, jene Sammlung erhaltener Kunstmuster damit gleichsam ergänzend.

Dennoch zeigte das Musée Napoléon nicht, wie man damals wähnte, die Mittagshöhe der Anschauung von der alten Kunst an, es war vielmehr nur das glänzende Abendroth einer zur Rüste gehenden Zeit. Winckelmann hatte mit bewundernswerther Divinationsgabe aus den römischen Copien und den spätgriechischen Originalen — und Anderes enthielt ja auch das Napoleonische Museum nicht — das Wesen der griechischen Kunst erkannt, aber wirklich geschaut hatte er diese noch nicht. Visconti fiel ein besseres Loos zu; ihm, dem unermüdlichen und geistvollen Erklärer der römischen Kunstwerke ward am Abend seines Lebens noch die Wonne zu Theil, gleich Moses einen Blick in das gelobte Land echter griechischer Kunst zu werfen, als er in London die Elgin'schen Marmore, die Sculpturen vom Parthenon, schaute und mit leidlicher Unbefangenheit in ihrem hohen Werthe würdigte. Die Scheide zwischen römischer und griechischer Kunst, zwischen einer auf jene und einer auf diese gebauten wissenschaftlichen Betrachtung ist so gewaltig, daß meines Erachtens eine Periodentheilung eher diese voranstellen sollte, als eine weitere Vervollkommnung der wissenschaftlichen Methoden und der hierauf zielenden Anstalten. Wenn Stark die Gründung des archäologischen Institutes als den Beginn der neuen, vierten Periode hinstellt, so soll die Bedeutung dieses Ereignisses gewiß nicht verkannt werden, die eingreifende Nachwirkung desselben hängt aber doch aufs engste mit der ganzen Frontveränderung der archäologischen Wissenschaft von Italien nach Griechenland zusammen. Scharfe Periodentheilungen haben stets etwas Mißliches, vollends wenn sie auf bestimmte Jahre datirt werden. Ihr Gepräge erhält die neue Zeit eben durch zwei Umstände: die Wiederentdeckung und wissenschaftliche Verwerthbarkeit der

Digitized by Google

griechischen Kunst, und die Stärkung der wissenschaftlichen Forschungsweise in enger Anlehnung an die Philologie. Diese letztere gewann um die Wende der letzten beiden Jahrhunderte nach langem Vorwiegen der lateinischen Studien fast in ganz Europa eine Tendenz zu der griechischen Literatur und dem griechischen Alterthume. Daß die Archäologie hier mit Hand anlegen, den schwesterlichen Bund mit der Philologie enger knüpfen und eben daraus für sich selber den reichsten Gewinn ziehen konnte, das verdankte sie wesentlich den nicht blos der Zahl, sondern mehr noch dem Werthe nach hochbedeutenden Entdeckungen unsers Jahrhunderts.

Als Entdecker treten nun die Engländer in den Vordergrund, und zwar schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Thätigkeit von Stuart und Revett in Athen bezeichnet den Beginn der neuen exacten Forschung auf dem Gebiete der griechischen Kunst. Adam's Untersuchungen in Spalatro, Wood's Erforschung von Palmyra und Baalbek, lauter Stätten spätrömischer Kunst, gingen gleichzeitig nebenher. Bald rüstete die Londoner Gesellschaft der Dilettanti eine Expedition nach Kleinasien aus und übernahm die Sorge für angemessene Veröffentlichung der Resultate. Reiche Reisende wie Worsley sammelten griechische Kunstwerke. Dann aber verdunkelte der Erfolg von Lord Elgin's Unternehmungen in Athen alles bisher Erreichte an Umfang und Wichtigkeit, während zu gleicher Zeit die französische Armee das Wunderland Aegypten erschloß. Das britische Museum, aus geringen Anfängen entstanden, aber vom Beginne an als Nationalinstitut behandelt und gefördert, besaß bereits die erste große Sammlung griechischer Vasen und eine stattliche Menge römischer Sculpturen; jetzt kam zuerst die ägyptische, den Franzosen abgenommene Beute hinzu, bald darauf die Meisterwerke der Perikleischen Kunstepoche. In Griechenland aber folgte eine Entdeckung der andern. Englische Reisende fanden die verschollenen Ruinen von Mykenä wieder auf und forschten zuerst nach den Ueberbleibseln Olympia's. Einer internationalen Gesellschaft gelang die Entdeckung der Tempelsculpturen von Aegina und Phigalia. Eine neue Expedition der Dilettanti untersuchte die Alterthümer Attika's außerhalb Athens. In Melos erwarben die Franzosen die herrliche Venusstatue. Die Wechselfälle des griechischen Freiheitskrieges veranlaßten die französische Expedition nach Morea, welche neben vielen anderen Entdeckungen die erste erfolgreiche Ausgrabung in Olympia zur Folge hatte. In Sicilien waren es wiederum Engländer, denen die wichtigsten Funde gelangen, während deutsche Architekten ihre Aufmerksamkeit der Polychromie der Bauwerke zuwandten. In Pompeji förderte die Regierung Murat's die Ausgrabungen mit bisher unbekannter Energie; die wichtigsten Funde lohnten die Anstrengungen. Am Ende der Zwanziger Jahre trat dann Etrurien hinzu mit den Wandgemälden und Vasenschätzen seiner Nekropolen. Das Weitere ward schon

Digitized by Google

im Eingange angedeutet, hier mag der Hinweis genügen, daß bis auf die neueſten reſultatreichen Ausgrabungen der Engländer und Franzoſen in Kleinaſien und auf den Inſeln, der Oeſterreicher in Samothrake, der Deutſchen in der Troas und in Mykene, in Olympia und Pergamon eine ununterbrochene Folge archäologiſcher Entdeckungen durch unſer Jahrhundert ſich hinzieht, welche der Wiſſenſchaft einen ganz neuen Boden bereitet, ganz neue Ziele gewieſen hat.

Unter den Muſeen trat bald dasjenige der britiſchen Nation als die Aufbewahrungsſtätte der meiſten und edelſten Werke griechiſcher Kunſt an die erſte Stelle. Neben ihm behaupteten die römiſchen Muſeen, durch das lateraniſche vermehrt, noch immer einen ehrenvollen, aber doch nur noch in den Augen des großen Publikums, nicht der Vertreter der Wiſſenſchaft, den erſten Platz, während Neapel in ſeinen Wandgemälden und Bronzen einen ſtets wachſenden Schatz von ganz eigenartigem Werthe beſitzt, mit dem wohl kein Muſeum je wird wetteifern können. Athen trat allmählich mehr in den Vordergrund. Weil Paris die Aphrodite von Melos, die Metopen von Olympia, die Reliefs von Aſſos u. ſ. w., weil München die Aegineten erworben hatte, hielten ſich dieſe Sammlungen auf der Höhe des alterworbenen Ruhmes oder errangen neuen Ruhm; weil Berlin wohl in anderen Kunſtgattungen, aber nicht in der Klaſſe der Sculpturen — etwa mit Ausnahme des betenden Knaben — Griechiſches von Belang aufzuweiſen hatte, blieb es im Hintertreffen, bis jetzt die Erwerbung der Pergameniſchen Sculpturen Wandel geſchaffen hat. Petersburg beſitzt in ſeinen ſüdruſſiſchen Ausgrabungen eine ergiebige Quelle intereſſanter und koſtbarer Kunſtwerke. So iſt der Maßſtab der Werthſchätzung durchweg ein anderer geworden, ohne daß doch Einſeitigkeit eingetreten wäre; im Gegentheil erfreuen ſich die über alle Gegenden antiker Cultur zerſtreuten Provinzial- und Lokalmuſeen erhöhter Gunſt. Endlich bilden die Sammlungen von Gypsabgüſſen der hervorragendſten oder hiſtoriſch wichtigſten Monumente ein ausgezeichnetes Mittel, wirkliche Anſchauung überallhin zu verbreiten, wenn auch nicht in der Unmittelbarkeit, ſo doch oft in größerer Reichhaltigkeit als die Sammlungen der Originale zu bieten vermögen. Und nicht gering zu achten iſt die Leichtigkeit, mit welcher die geſteigerten Verkehrsmittel unſers Jahrhunderts den Jüngern der Kunſt den Zugang zu den Quellen ſelbſt geſtatten.

Nach welchen Richtungen hin die moderne Archäologie die neuen Aufgaben zu fördern und die neuen Hilfsmittel zu verwerthen geſucht hat und noch ſucht, ward theilweiſe ſchon oben angedeutet, wo es galt auf die raſche Entwickelung der Disciplin während der Jahre 1830 bis 1847 hinzuweiſen. Der bedeutendſte Organiſator der archäologiſchen Arbeit war Eduard Gerhard. Sobald er in Italien einen Einblick in die ungeahnte Fülle der vorhandenen

Digitized by Google

Kunſtwerke gewonnen hatte, machte er ſich daran, durch Kataloge und Publicationen dieſen Reichthum der Wiſſenſchaft zugänglich zu machen. Er war der eigentliche Stifter des archäologiſchen Inſtitutes, über deſſen Wirkſamkeit im vorigen Jahre, bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums, auch in dieſem Blatte berichtet worden iſt. Gelehrte aller Nationen, namentlich Deutſche, Italiener und Franzoſen, verbanden ſich hier zu gemeinſamer wiſſenſchaftlicher Arbeit. Gerhard ergänzte die reichen Jahrespublicationen des Inſtitutes durch ſeine archäologiſche Zeitung. Er begann von neuem die Sammlung und Publication ganzer Gattungen von Monumenten. Nach allen dieſen Richtungen hat es an Nachfolge nicht gefehlt. Sorgfältige Kataloge ermöglichen jetzt auch aus der Ferne die wiſſenſchaftliche Benutzung immer zahlreicherer zerſtreuter Sammlungen. Die franzöſiſchen Schulen in Athen und Rom und die deutſche Zweiganſtalt des Inſtitutes in Athen wetteifern mit der älteren römiſchen Anſtalt, die gemeinſame Wiſſenſchaft durch Entdeckungen und Forſchungen zu fördern. Archäologiſche Zeitſchriften entſtehen in allen Ländern. Publicationen von Monumentenklaſſen ſind von verſchiedenen Seiten angegriffen und ſollen den großen Inſchriftenſammlungen der Berliner Akademie an die Seite treten.

In der Erklärung der Monumente ſtand Gerhard noch vielfach unter dem Einfluſſe der in ſeiner Jugend herrſchenden Theorien, welche er freilich zu einem eigenthümlichen Syſteme ausbildete. Die ältere franzöſiſche Archäologengeneration der Dreißiger und Vierziger Jahre nahm einen ähnlichen Standpunkt ein; namentlich überwog auch bei ihnen das Intereſſe am Inhalte der Monumente. Welcker vertiefte die Betrachtungsweiſe durch die enge Verbindung, in welche er Religion, Poeſie und Kunſt zu einander ſetzte; alle drei waren ihm Offenbarungen derſelben Schöpferkraft, von einander untrennbar, eine ohne die andere nicht zu faſſen. Obgleich ein Schüler Zoega's, folgte er dabei doch mehr ſeiner eigenen, tief poetiſchen und intuitiven Natur und ſeinem durch innigſtes Einleben in das Alterthum gebildeten Gefühle für das was antik ſei, als einer ſtreng kritiſchen Methode. Letztere der Archäologie nach dem Vorgange Zoega's geſichert zu haben, im engſten Anſchluſſe an die feſt ausgebildete Methode der Philologie, iſt das Hauptverdienſt Otto Jahn's. Ein Vergleich mit den in vielen Beziehungen verwandten exegetiſchen Arbeiten eines Raoul-Rochette zeigt deutlich den Unterſchied der auf philologiſcher Baſis ruhenden und der dieſer ſtrengen Schulung entbehrenden Forſchung. Der Fortſchritt der neueren franzöſiſchen Archäologie beruht zu gutem Theile eben darauf, daß ſie gleich den jüngeren Archäologen Deutſchlands den ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Charakter erſtrebt.

Der hiſtoriſche Geſichtspunkt iſt in dieſen exegetiſchen Arbeiten inſofern durchweg feſtgehalten, als eine und dieſelbe Idee oftmals in verſchiedenen

Digitized by Google

Zeiten eine ganz verschiedene künstlerische Ausprägung erhalten hat und es eben wesentlich darauf ankommt, diese Wandelungen des Verhältnisses von Inhalt und Form zu einander nachzuweisen. Stärker in den Vordergrund tritt der Gesichtspunkt der Kunstgeschichte bei K. O. Müller, und zwar so, daß die Kunstgeschichte als ein Theil der gesammten Culturgeschichte erscheint. Zielte doch Müller's Lebensplan auf eine Gesammtdarstellung der griechischen Geistes- und Culturentwickelung ab. Mehr von der Seite der stilistischen Entwickelung faßt Brunn die Aufgabe der Kunstgeschichte und sucht sie vor Allem durch eingehende feine Analyse der Form zu fördern. Die Studien der meisten lebenden Archäologen sind, bald auf diesem bald auf jenem Wege, auf das eine gemeinsame Ziel gerichtet, das allmähliche Werden, die Entfaltung, die Blüthe, das Vergehen einer so wunderbar classischen Schöpfung, wie es die griechische Kunst ist, immer tiefer zu erfassen. Bemerkenswerth ist z. B., wie auch die Numismatik, die in England und Frankreich weit lebhafter gepflegt wird als in Deutschland, allmählich neben ihren sonstigen Interessen den archäologischen, das heißt den künstlerischen Gesichtspunkt stärker betont, und damit nicht blos auf ihrem eigenen Gebiete neue Belehrung schafft, sondern auch der Kunstgeschichte im Ganzen feste chronologische Haltpunkte gewährt. Nicht minder sind die Studien der Architekten für die Archäologie ersprießlich geworden. Böttticher's „Tektonik" hat tiefe Einblicke in das Wesen griechischer Kunst eröffnet, und Semper's „Stil" ist an den fruchtbarsten technischen wie historischen Gesichtspunkten ganz außerordentlich reich.

Es kann nicht der Zweck einer solchen kurzen Uebersicht sein, auf alle Erscheinungen und Richtungen einzugehen, welche in der Geschichte der Archäologie aufgetreten sind. Nur einige Hauptpunkte habe ich an der Hand von Starks Buch hervorzuheben gesucht. Dieses selbst können wir nicht ohne ein schmerzliches Gefühl aus der Hand legen. Dasselbe gilt nicht blos dem Umstande, daß ein Torso vorliegt, und daß ein so groß angelegter Versuch, unserer Wissenschaft ein neues Handbuch zu schaffen, unvollendet bleiben soll. Mehr als einem Leser wird sich darein die Trauer um den frühzeitigen Verlust einer so lautern, von dem edelsten Eifer für die Wissenschaft beseelten Persönlichkeit mischen, wie wir sie in Stark verehrten. An ausgebreiteten Kenntnissen, an vielseitigen Interessen, an unermüdlichem Fleiße standen Wenige ihm gleich; immer wieder staunte man darüber im Verkehre mit ihm und vergaß darüber gern, daß es ihm nicht leicht ward, dem was in ihm arbeitete eine durchsichtige, abgeklärte Form zu leihen. Aber höher noch stand der Eindruck des durch und durch edeln, braven, ohne alle persönliche Beimischung nur die Sache ins Auge fassenden und bei dem für recht Erkannten treu beharrenden Mannes, welcher damit eine wahrhaft humane Milde des

Digitized by Google

Urtheiles gegenüber abweichenden Meinungen, ja auch gegenüber Verkennung und Kränkung, verband. Gern hätten wir gesehen, daß dem Buche, das vor Allem bestimmt sein dürfte, Stark's Namen auch den kommenden Generationen lebendig zu erhalten, eine Schilderung seines Lebens und seines Wesens vorgesetzt worden wäre. An dieser Stelle kann es sich nur um das Zeugniß warmer, herzlicher Pietät handeln, gegründet auf ein wenn auch nicht sehr enges, so doch mehr als fünfundzwanzigjähriges freundliches Verhältniß.

Ad. Michaelis.

Aus Jean Paul's Nachlaß.

Mitgetheilt von Paul Nerrlich.

Herr Hofrath Dr. Ernst Förster hat die Güte gehabt, mir die Einsicht in Jean Paul's Nachlaß zu gestatten. Im achtundvierzigsten Theile der Hempel'schen Ausgabe von Jean Paul's Werken findet sich bereits ein ausführliches Verzeichniß all der Schätze; nur von einem kleinen Theile konnte ich bis jetzt Kenntniß nehmen, schon dies aber erfüllte mich mit aufrichtiger Bewunderung. Zunächst natürlich ist der Nachlaß eine unerschöpfliche Fundgrube für den Biographen; Tagebücher, Briefe, Reflexionen und Studien der verschiedensten Art geben die allerwichtigsten Aufschlüsse über Jean Paul's Leben und Charakter; wenn ich besonders an alles das denke, was sich über seine Jugendzeit, seine Thätigkeit als Hauslehrer, sowie seine Reisen der späteren Jahre findet, so erscheint alles, was bis jetzt darüber gedruckt ist, vollkommen unzureichend und fragmentarisch. Aus dieser Quelle wird immer und immer wieder zu schöpfen sein, jede neue Individualität wird immer wieder neues daraus entnehmen, das Gebotene auch nur einigermaßen zu bewältigen, erfordert nicht geringe Kraft. Es finden sich aber auch größere und kleinere Aufsätze sowie eine Unzahl von Aphorismen im Nachlasse, welche nicht nur für den Biographen von Werth sind, sondern auch für sich selbst, so wie sie da sind; sie gehören — ich nenne nur „das Lob der Dummheit" — zum Besten, was Jean Paul je geschrieben, und sind eine außerordentlich werthvolle Bereicherung unserer Literatur.

Für diesmal sei es mir vergönnt, einige ungedruckte Gleichnisse, Bilder und Aphorismen mitzutheilen; sie zeichnen sich theils durch ihre Form aus und sind witzig, scharf pointirt, theils zeugen sie von der scharfen Beobachtungsgabe und dem Realismus des Dichters; nicht wenige könnten geflügelte Worte werden.

Mäuse nagen an den Lichtern der Welt.

Wenn der Blutigel zu saugen aufhören soll, Salz auf ihn streuen.

Digitized by Google

Er hört die Sphären, aber nicht seine Schellen klingen.

Er will lieber den Stab über ihn, als eine Lanze mit ihm brechen.

Keine Rose ohne Dornen, aber Dornen ohne Rosen.

Voltaire's Haus in Fernay lag am Zusammenflusse der Hippokrene, des Paktolus und Styx.

Eine gefrorene Hand kann keine Winterlandschaft machen.

Ein Holz brennend aufrecht gehalten erlischt.

Leere Fässer machen gefahren einen größeren Lärm als volle.

Der Docht muß in der Mitte des Lichtes stehen.

Die Löwin sieht zehnmal mehr der Katze ähnlich als der Löwe.

Der Fisch schwimmt nicht eher oben bis er todt ist.

Das Gewitter schlägt in keine Blume ein.

Die Illumination in der Nähe aus Oelgläschen.

Denselben Stundenweiser, den man unbeweglich sieht, könnte man so verlängern, daß ihn kein Pferd einholen könnte.

Reden befördert die geistige und leibliche Verdauung.

Leih das rechte Ohr der Kammer-, das linke der Kirchenmusik.

Er leidet Sätze in seinem Buche, die andern widersprechen; es ist dies — ein Zeichen seiner Toleranz.

Der Kopf des Jakob Böhme gleicht der Sonne; sie selbst ist finster und erleuchtet nur andere.

Arma membra militis — umgekehrt bei den Schönen.

Fette, dicke Leute selten klug und groß; die Bäume, die sehr ins Holz treiben, selten viel Früchte.

Die Menschen stechen gleich den Nesseln nur, wenn man sie gelind behandelt.

Er gleicht der Kanzel, die er ziert; das Kleid von gutem Tuch, das Innere von Holz.

Die Schiffe sind die Weberschiffe, die die vier Welttheile zusammenweben.

Die Hyperorthodoxen sind jetzt die Fledermäuse in der Morgendämmerung.

Bella donna oft gleich Belladonna.

Zwei große Aerzte, Sommer und Winter — zwei große Giftmischer, Herbst und Frühling.

Je kräftiger der Geist, desto mehr unterschiedene Producte, so in der heißen Zone mehr Gattungen als in der kalten Zone.

Das meiste Geistige wächst wie die Augenwimpern nur bis zu einer gewissen Länge.

Theologen und Hunde halten den Kopf gen Himmel, wenn sie anbellen.

Die oberste Galerie heißt Paradies, weil sie es hat.

Digitized

Weitläufige Schriftsteller zünden immer ein Licht nach dem andern an, um das erste zu erleuchten und mehren dadurch den Schatten an der Wand.

. . . . bringt so viel Unheil als der erste Frosch, der unter Galvani zuckte, auf die ganze Froschfamilie.

Die Adeligen sind lauter linke Hände neben den bürgerlichen rechten.

Ein anderes ist die Kette in der Uhr, ein anderes außer der Uhr, jene der Bürger, diese der Adel.

Die Menschen drehen sich lange im Kreise, eh' sie erwachen — die Hunde, eh' sie einschlafen.

Der Mensch und der Kork bleibt nie in der Mitte wegen Anziehung am Rande.

Postmeister und Postpapier suchen in Rücksicht der Feinheit ihre Extreme.

Bewaffnet nicht die Völker, sondern die Augen!

Die philosophischen Systeme sind nicht wie Licht und Nacht von einander unterschieden, sondern wie verschiedene prismatische Farben desselben Lichtes.

Der Recensent ist in der Blüthe seiner Jahre, was ich schon daraus sehe, daß er noch keine Früchte zeigt.

Sie ist nicht ausgebildet, daher ist sie eingebildet.

Er ehrt seine geistigen Kinder mehr als sie ihn.

Sein Buch verleumdet ihn überall und er lobt es gleichwohl.

Von der Strickleiter behält der Dieb am Ende nur den Strick und die Leiter.

Ein Wahlstaat wird leicht eine Wahlstatt.

Ich will mehr was am, als was auf dem Tische ist, genießen.

Die gekrönten Preisschriften sind nicht immer krönende.

Dieser Fürst kennt kein Volk als das von Rebhühnern.

Die einzigen bürgerlichen Posten, welche Fürsten zuweilen bekleiden, sind die des Rector magn. und des Kutschers.

Die Sonne verstäubt wie eine Distel die fliegenden Samen von Erden.

Oesterreichs Papiergeld und Papier- oder Bücherverbot stehen in Wechselwirkung und das Verbot des letzten wird Zufluß des ersten.

Nach der Reformation des Urthels ist ein Urthel über die Reformation nöthig.

Freilich macht die Lage den großen Mann, nur macht er vorher die Lage.

Die Bücher gehören auch zum Buch der Natur.

„Was soll das Pfand thun, das in meiner Hand ist?" Der Jude antwortet: darin bleiben.

Digitized by Google

Die Weiber ſind ſo verſchieden von uns, daß der erfahrenſte Mann immer noch drei Zeiten durchgeht, wo er ſie 1) über, 2) neben, 3) unter ſich ſetzt.

Man malet die Engel im Himmel darum männlichen Geſchlechts, weil die, die es des weiblichen ſind, noch auf der Erde ſind.

Außer dem vernünftigen Zuſtand giebt's keinen angenehmern als den verliebten.

Ein Kuß iſt mehr werth als zwei oder gar zwanzig.

Unter Mädchen verlernt man Ungeſchicklichkeit des Körpers, unter Weibern des Geiſtes.

Hab ich das Mädchen, ſo vergeht mir das Univerſum, hab ich dieſes, ſo jenes.

Heirathen in der Jugend heißt ſich im Sommer einen Ofen miethen; erſt im Winter weiß man, ob er heizt oder raucht.

Eine Frau oder Geliebte lernt man in einer Stunde mit einer dritten Perſon beſſer kennen als mit ſich in zehn.

In der Liebe will man Gefühle, in der Ehe ihre Beſiegung und Vernunft.

Die Ehen immer die beſſeren, wo die Frau nicht am geiſtreichſten war.

Unter allen Eigenſchaften einer Braut ſieht man am wenigſten auf die größte, ob ſie Kinder erziehen kann — und freilich iſt ſie am ſchwerſten zu errathen.

Ein rechter Eheluſtiger ſollte bei ſeiner Braut faſt nach nichts ſuchen als nach ihrer Kraft, Kinder zu erziehen, jeder andere Werth ſtäke in jenem.

„Sie iſt die beſte Geliebte — eine erträgliche Ehefrau — und eine fehlerhafte Mutter", denn ſie hat nur Gefühle, nicht Grundſätze.

Die Weiber lieben Gott nur, weil er wie eine Mannsperſon abgebildet wird.

Je mehr ein Weib männliches Temperament hat, deſto ſinnlicher iſt ihre Liebe.

Ein Mann, der ſich ungern, und ein Mädchen, das ſich gern ins Geſicht ſehen läßt, beide verdächtig.

Junge Weiber zeigen in der erſten Ehewoche mehr Zärtlichkeit, der Mann mehr Kälte.

Weiber gleich Schnee ſcheinen dann am feſteſten, wenn ſie ſchmelzen.

Weiber lieben Katzen, Vögel u. ſ. w., denen ſie helfen, Männer Pferde, Hunde, die ihnen helfen.

Vor dem Kammerdiener iſt der große Mann doch leichter ein Held als vor ſeiner Frau.

Der Mann ſteht unter dem Pantoffel, die Frau unter dem Stiefel.

Weiber = Kaſtanienſchalen, die außen glatt, innen rauh und haarig.

Digitized by Google

Der Mann ist wie ein Vogelnest, außen rauh und innen weich.

Nicht blos körperlich, auch moralisch ist der Mann gradliniger, die Frau bogenliniger.

Manche Weiber tragen ihre Männer auf den Händen, nur sind an diesen nicht die Nägel beschnitten, die verwunden.

Weiber nehmen die Abhängigkeit von einem Vater nicht übel, warum aber die von ihrem Manne?

Schade, daß die Weiber, welche für die Gesellschaft zuerst den Kopf fertig machen, und dann das Uebrige, es nicht auch geistig so machen.

Es ist unmöglich, daß eine Frau in eine Gesellschaft trete, ohne sich zusammengesetzt zu fühlen aus Bändern, Farben, Ringen, Haaren, Blicken, Gliedern, Nachrichten und ihrer Rede dazu. Ein Mann kann mit einem einzigen Gedanken eintreten.

Niemand geht mit der Zeit sündlicher um als die Damen.

Ein Mann kann eine Schule Mädchen bezähmen; aber jetzo soll eine Frau eine Schule Knaben beherrschen mit voller Freiheit — da sehe man den Geschlechtsunterschied.

Zehn Mädchen vertragen in der Kindheit sich mehr als fünf Jungen darin; später umgekehrt.

Unter Mädchen mag in gewissen Jahren noch ein warmer Schimmer von Freundschaft stattfinden, aber Eheweiber gehen Jahre mit einander um und bitten sich jede Woche, ohne sich im Geringsten weniger zu hassen.

Es giebt mehr gnädige Herren als gnädige Frauen; jene vergeben mehr.

Wenn der Körper das Gefängniß der Seele ist, so kann man sagen, daß sie desto mehr Licht erhalte, je mehr sie jenen zerstöre. Jedes Werk des Genies ist eine Wirkung einer Krankheit, wie die Perlen eine Art Stein bei den Würmern ist.

Wenn ein Genie, ein Moses aufsteht, der Wunder thut, so kommen sofort die ägyptischen Zauberer, die dessen Wunder nachmachen, und, was das Fatalste ist, so gut Läuse hervorbringen als jeder Moses.

Die Schwachheiten großer Männer werden von kleinen so leicht errathen als die der Lehrer von den Kindern.

Berühmte Leute, Fürsten, Schöne, kann man selten durch ein Lob einnehmen, aber durch jeden Tadel erzürnen.

Vor Großen muß man sich nicht selbst tadeln, so auch nicht vor dem Publikum.

Wenn sich ein großer Kopf euch zu unbedeutend darstellt: so glaubt nur, daß er's ist, weil er euch dafür hält.

Digitized by Google

Es iſt ſchlimm, wenn ein Unſterblicher mit einem Sterblichen ſtreitet, für dieſen, (Leſſing, Götze) die Nachwelt hört nur eine Partei.

Kein Volk wurde noch in der Geſchichte durch ſich ſelbſt befreit, ſondern immer durch Einen großen Mann. Millionen Nullen bekommen erſt Streitkräfte durch Eine Eins.

Je mehr Menſchen auf einmal an einer Begebenheit arbeiten, z. B. ein Volk: deſto größer iſt das Spiel des Zufalls.

Die einzigen Weiſen, die zu Königen erhoben wurden und deren Feſt man feiert, ſind die drei aus Morgenland.

Neben bloßer Gelehrſamkeit bleibt das Genie dumm und ſtumm, weil es keinen Tauſchhandel weiß.

Man muß kein Amt haben, um nicht mit allen Kräften gemein zu werden — das Amt begünſtigt die Nachſicht für Mangel an Schöpfung — das Amt ſöhnt mit der Gegenwart aus, die der Geiſt ſo haßt, und je älter, je ſchlimmer. Das Amt trägt Geſchäfte auf; mit dieſen will ſich die entſeelte Seele vor ſich ſelbſt entſchuldigen.

Der Menſch muß viel Religion haben, da der gewöhnliche theologiſche Unterricht ſie nicht ausrottet.

Mich wundert's nicht, daß die Predigt einſchläfert, ſondern nur, daß es die Lieder nicht vorher thun.

Die Verdrängung der Lehre von der Erbſünde ſcheint mit dem Wachsthum der Pſychologie zuzunehmen.

Die Religion der meiſten iſt nur ein Stoßgebet in der Noth.

Katholiken und Juden können nur vernichtet, nicht gebeſſert werden.

Man erträgt die Gegenwart leichter als die Zukunft.

Der rechte Furchtſame iſt der, der ſich vor der Gegenwart fürchtet — vor der Gegenwart faſt jeder.

Stets rechnet der Menſch in ſeine Gegenwart die Zukunft hinein. Nach dem längſten Tage ſpürt er nicht die halbe Freude als er nach dem kürzeſten fühlt, weil dort die Zukunft die Verkürzungen der Tage, hier die Verlängerung anſagt.

Das nächſte Alte wird verachtet, bis es Fernes wird; in Lavater findet man keine Wahrheiten, aber in J. Böhme.

Wie glücklich iſt man noch, wenn man noch bewundern kann!

Leidenſchaft macht, daß man beſſer und ſchlechter handelt als die Vernunft thäte.

Nichts zeigt die Menſchen falſcher und ſchöner als Leiden; im Glück werfen ſie den Schleier weg.

In der Wirklichkeit nimmt man leichter an unglücklicher Liebe theil als an glücklicher.

Digitized by Google

Man verfolgt jetzt stets die Sentimentalität, als gäb' es keine Weichheit als ihre (noch dazu moralische), da es so viele egoistische, unsittliche, schwächste Weichheit giebt, und jene sich mit der größten Kraft verträgt, nicht aber diese.

Man begeht entweder Fehler des Stolzes oder des Kriechens, wenn man nicht die Anerkennung des eigenen Werthes voraussetzt.

Grade die Menschen, die nicht verstanden werden, sprechen nicht gern davon oder doch traurig — hingegen die Jugend prahlt damit.

Glaube nur an das Gute eines Menschen; es ist da; und du irrst wenig. Aber glaube eben so gut, daß das Gute, welches du anerkennst, nicht den ganzen Bestand des Menschen ausmacht, sondern böse Anhänge und schmutzige Ufer des reinen Flusses hat. Wir wollen immer, das hellste Wasser soll zwischen hellen Felsen fließen.

Am leichtesten lernst du einen Menschen kennen, wenn du ihn tadelst, oder — da der andre Weg offner steht — wenigstens in geringerem Grade, wenn du ihn lobst.

Bei aller meiner Kraft können mir doch niedere Menschen imponiren, wenn ich gewiß fühle, daß ich ihnen die Seiten nie zeigen kann, die ihnen imponiren würden.

Man würde jedem seine Eigenheiten gern hingehen lassen, wenn er sie nur nicht gänzlich zu seinen Vorzügen adelte; erst dann fängt der Tadel an.

Nur die moralischen, weniger die intellectuellen Kräfte pflanzen die Eltern fort.

Wie Raphael seine schönsten Ideen oft nach den krummen Fenstern und Thüren aufopfern mußte, nach denen er seine Freskogemälde zu bequemen hatte: so schneiden die Menschen ihre schönsten Handlungen nach den irdischen Verhältnissen zu und opfern von ihrer Menschenliebe so viel auf als ihr Glanz, ihr Hunger u. s. w. fordert.

Um nicht veränderlich zu scheinen, muß man nur seine Entschlüsse so lange verschweigen, bis man einen davon ausführt.

Man gebe manchem Selbstvertrauen, so ist er ein Weltmann.

Unser Geist bildet sich vom Starken zum Schönen zu der Zeit, wo der Körper sich vom Schönen zum Starken formt.

Das Meiste und Gewöhnlichste, was Jugendfreunde an einander nach spätem Wiedersehen bemerken, ist, daß sie dicker geworden.

Auf die mittleren Stände (Kandidaten ꝛc.) wirken Bücher am meisten.

Die Keuschheit wohnt weder in den oberen noch unteren Ständen — sondern in den mittleren.

Der Adel wird die Poesie befördern wie der Mittelstand die Wissenschaft.

Digitized by Google

In einer großen Stadt zum Fenster hinaussehen heißt episch werden — im Dorfe lyrisch.

Ein Theaterdichter wird am leichtesten durch Eitelkeit und Einschränkung in seine Sphäre ein Narr.

Unter den mittelmäßigen Schülern eines Fichte u. s. w. ist nur der gut, der sagt, er verstehe ihn nicht.

Noch haben wir kein poetisches und musikalisches Genie vereint in Einem Kopfe gefunden — dann wäre das Höchste geschehen.

Einstmals wird's oder kann's doch kommen, daß Ein Mensch zugleich ein Mozart und Goethe ist und alles vollendet, jede Musik und jede Sprache zugleich.

Kein großer Philolog hat ein poetisches oder philosophisches Meisterstück geschaffen, man ist nur froh, wenn er seine Sprache halb so gut schreibt, als er die fremde versteht.

Die sich vom Mark der Alten nähren, schreiben ihre Schul- und andern Schriften so als lebten sie von deren Knochenmehl.

Sein philologisches Leben ist ein Registerband, der sich nur bezieht.

Was hat man gewonnen und gegeben mit der höchsten Kraft in einer todten Sprache? diese nicht erweitert, sich selbst nicht kräftiger ausgedrückt, sondern die Kräfte unterdrückt oder verschoben, womit in eigner Sprache wäre zu regieren gewesen. In der todten Sprache kann man nur Copie, nie Original sein, da dieses früher als Richter jener dasteht.

Dieselbe Kraft, die ein Primaner zu gutem zusammengepreßtem Römerstile hat, fehlt ihm doch zu einem ähnlichen deutschen.

Der Jüngling wird durch Philologie krank, der Alter älter.

Beaumarchais und der 14. Juli.

In der Handschriftensammlung der Wiener Hofbibliothek fand ich kürzlich zwei (meines Wissens bisher nicht veröffentlichte) Briefe Beaumarchais' an Salieri, den Componisten seines Operntextes „Tarare". Das erste dieser Schreiben trägt das Datum des 8. Juli 1790 und schildert die Zurüstungen zu dem berühmten, am ersten Jahrestage des Bastillesturmes gefeierten Verbrüderungsfeste mit großer Lebendigkeit:

Paris, le 8 juillet 1790.

Mon ami, J'ai reçu hier 7 votre paquet tant attendu. J'ai couru sur le champ au comité de l'opéra qui se désespérait. Mon arrivée a ranimé les coeurs et les esprits. Nous avons reporté au 18 la 1ère

Digitized by Google

représentation; parce que les objets nationaux prendront les 3 1ers jours. Votre second envoy nous viendra assez tot au moyen de cette remise. Mr. Rey met à vos succès un amour vraiment fraternel et nous croyons tous fermement que Tarare montera aux nues.

Ni vous ni personne, mon ami, ne pouvez vous imaginer l'enthousiasme qu'excite ici la grande fête du 14; 15 mille ouvriers employés a elever la terre en talus au tour du champ de Mars où se fera la cérémonie ayant fait craindre par leur négligence que leur travail ne fût pas achevé, tous les citoyens de Paris se sont portés au lieu où l'on travaille et depuis les Montmorency jusqu'aux charbonniers de nos ports, hommes, femmes, prêtres, militaires, tout le monde piochait la terre et tirait la brouette.

On me dit que le Roi y va ce soir avec l'assemblée nationale pour encourager les travaux; ce sont des joies, des chants, des danses, on n'a vu dans aucun pays une ivresse pareille. 400 mille personnes verront à leur aise le 14 le plus magnifique spectacle que jamais la terre ait offert au ciel.

Bonjour, mon ami, je ne regrette que votre présence, mais vos succès sont assurés.

Beaumarchais.*)

Die Epiſtel darf Einen nachdenklich ſtimmen: Ludwig XVI. hatte bündig erklärt, „der tolle Tag" werde niemals aufgeführt werden: „Il faudrait detruire la bastille, pour que la représentation de cette pièce ne fût pas une inconséquence dangereuse." **) Und das Stück wurde gleichwohl auf die Bretter gebracht: „1784 kam es auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt", ſagt Ludwig Börne in den Pariſer Briefen, in welchen er ſich ſogar vermißt zu beweiſen, „daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des „Tartuffe", und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des „Figaro" geſtattete, jener der Geiſtlichkeit, dieſer dem Adel die erſte Wunde beigebracht, und daß es alſo zwei franzöſiſche Könige geweſen, welche

*) Beaumarchais berichtet aus eigener Anſchauung, was hundert andere Gewährsmänner uns erzählt; das Bundesfeſt vom 14. Juli, bei dem die Föderation von Volk, Armee und Nationalgarde ſolenn kund gemacht und eidlich beſiegelt werden ſollte, war in echt theatraliſchem Geiſte geplant. In der Mitte des Marsfeldes ward ein Hügel aufgeworfen und auf demſelben der 25 Fuß hohe Altar des Vaterlandes aufgerichtet; da die Tagelöhner mit der Arbeit nicht raſch genug vom Flecke kamen, ſprangen als Freiwillige ohne Unterſchied des Ranges, von den erlauchteſten Adeligen, den Montmorency's, bis hinab zu den Packträgern, Prieſtern und Weibern die Einwohner von Paris ein und hantierten mit Schaufel und Schiebkarren wacker fort. Wohlwollende Bibliothekare und hilfreiche Freunde nennt ein geiſtvoller Franzoſe die „Vorſehung des Forſchers": es geziemt mir daher, dem Vorſtande unſerer Hofbibliothek, Herrn Hofrath Birk und Herrn Joſeph Haupt, Cuſtos, beſtens für ihre Güte zu danken. Die im Texte gegebene Abſchrift, in der Beaumarchais' eigenwillige Orthographie nicht durchaus feſtgehalten wird, verdanke ich meinem unermüdlichen Freunde Herrn Dr. A. Landau.

**) Madame Campan, Mémoires, Capitel XI.

Digitized by Google

die französische Revolution herbeigeführt".*) So lautet wohl auch das landläufige Urtheil, daß Beaumarchais' Comödie auf gleicher Stufe mit Mirabeau's Reden und Camille Desmoulin's Pamphleten stehe.**) Ja, die Freunde dieser Theorie — post hoc, ergo propter hoc — dürfen von dem jüngsten Geschichtschreiber der französischen Revolution sich mittheilen lassen, daß die Pariser Neugierigen dem Bastillesturm, wie einem blutigen Stiergefechte oder verhängnißvoll endenden Feuerwerke, an das Gitter des Beaumarchaisgartens gelehnt, zuschauten; in den schriftlichen Erinnerungen desselben Augenzeugen wird sogar die Thatsache vermerkt, daß er dem Falle der Zwingburg in Gesellschaft einer Schauspielerin beiwohnte, welche ihren Wagen auf der Place royale zurückließ und keine andere war als die erste Darstellerin der Susanne in der Comédie française, Mademoiselle Contat.***) Auf die Erstlingsvorstellung des „tollen Tages" (nach Napoleon's Wort bereits „die Revolution in voller Action") folgte am 14. Juli 1789 die Erstlingsvorstellung der „tollen Jahre" — angesichts Beaumarchais', der seinen Feenpalast gerade der Bastille gegenüber auf dem Boulevard, der heute seinen Namen trägt, erbauen ließ. „Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingange der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden: nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint, der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude, zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe, das seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit." †) So begrüßte er denn auch die neue Zeit voll jugendlicher Wärme: trotz seiner Adelstitel und Millionen lebte unaustilgbar der Pariser Gassenjunge in ihm: Victor Hugo hat geständigermaßen an ihn ge-

---

*) Börne, Briefe aus Paris. Nr. 101, 102.

**) Beaumarchais, Théâtre complet, Edition Marescot d'Heylli. Bd. III, S. IX, Note 2. Besonders aber A. Dumas fils, Antrittsrede in der französischen Akademie (abgedruckt: Entre'actes, Bd. III, s. S. 314 ff., Calman Lévy. 1879).

***) Taine, les origines. Bd. II, la révolution, S. 57, Note 4. Souvenirs manuscrits de M. X. témoin oculaire.

†) Börne, 101. Seither — (1833 wallfahrtete Börne nach einer Aufführung von „Figaro's Hochzeit" dorthin) — ist die letzte Spur von Beaumarchais' Prachtbau, den Napoleon kurzweg eine „folie" nannte, vom Boden verschwunden. Sainte-Beuve (Causeries, VI, 260) sah denselben noch als Kind. Eingehend geschildert wird Haus und Garten von Loménie, Beaumarchais et son temps, II, 423 ff.

Digitized by Google

dacht, da er ſeinen Idealgamin, Gavroche, zeichnete. Ohne Zweifel ſah Beaumarchais dem Sturze des alten Regimentes vergnügt zu: die Feier des Baſtilleſturmes wenigſtens verſetzte ihn, wie aus dem Eingangs dieſer Zeilen abgedruckten Briefe hervorgeht, in einen wahren Taumel. Schritt er dann am Abend des 14. Juli 1790 über den Baſtilleplatz, der zum Tanzboden umgeſchaffen war, hin, ſo rief ihm die Inſchrift: ici l'on danse!*) vielleicht ein eben ſo übermüthiges Wort, den Schlußrefrain des Vaudevilles im „tollen Tag" ins Gedächtniß:

Or, Messieurs, la comédie
Que l'on juge en est instant
Sauf erreur nous peint la vie
Du bon peuple qui l'entend
Qu'on l'opprime, il peste, il crie
Il s'agite en cent façons
Tout finit par des chansons.

Freilich konnte dieſer Wahn nicht lange vorhalten. Geraume Zeit vor den chansons von 1793 mußte Beaumarchais, geächtet, aus Frankreich fliehen und ein unſtätes, kummervolles Flüchtlingsleben in der Schweiz, in Holland, England und Deutſchland friſten. Aber auch in ſolchen Qualen verleugnete ſich ſeine gute Laune nicht: ja, ſeine Sympathie mit der Neugeſtaltung der Dinge nahm im Laufe der Jahre eher zu als ab; und wenn man ihn ſeiner Heiterkeit halber einen geiſtigen Sohn Voltaire's genannt hat, vermag uns ſein Verhalten während der Revolutionsſtürme vielleicht zur Entſcheidung der Schulfrage zu führen, wie wohl der Alte von Ferney den Umſchwung aller politiſchen und ſocialen Verhältniſſe aufgenommen hätte, falls er dies Tohuwabohu überhaupt erlebt? Aber allzu methodiſch-gründlich dürften wir dabei nicht verfahren. Nirgends nimmt ſich Figaro wunderlicher aus, als im Beichtſtuhle und — im Gegenſatze zu den früher genannten Autoritäten — gedenke ich an anderer Stelle zu beweiſen, daß Beaumarchais' Figaro nichts weniger als ein Revolutionsheld oder -Herold war oder ſein ſollte. In den Archiven der Comédie française habe ich eine Eingabe Beaumarchais' an den Polizeilieutenant von Paris gefunden, in welcher der Autor des „Barbier von Sevilla" die „Hochzeit des Figaro" als ein Gelegenheitsſtück bezeichnet, das er zu Ehren der Geburt des Dauphins — Ludwig XVI. und ſeiner Gemahlin widmen wollte. Dieſe Verwegenheit fiele in dem Jahrhundert, in welchem Voltaire dem Papſte ſeinen „Mahomet" widmen wollte, nicht weiter auf; allein das berühmte Wort Beaumarchais', „es gäbe nur etwas, was toller, als ſein Werk — das ſei deſſen Erfolg", zeigt deutlich, daß auch er ſelbſt, ſo wenig als der Tonſetzer der „Marſeillaiſe"

*) Thiers, Histoire de la révolution française, 3. Buch, S. 149. Bruxelles 1845.

Digitized by Google

oder der „Wacht am Rhein" die volle Vorahnung von den künftigen Schicksalen seiner Composition in sich trug; charaktervolles, zielbewußtes Handeln — sofern es nicht auf Erfolg, Ehren, Scandal, Geld gerichtet war — zeichnete ihn überhaupt niemals aus. Der lärmende, frondirende Beifall, den seine Comödie fand, ging nicht blos von gedankenlosen Höflingen aus, die zu ihrer eigenen Verhöhnung in die Hände klatschten, sondern von dem Kern des Bürgerthumes, von zahlreichen, tiefgekränkten Männern, welchen durch die unglückseligen, Adelsproben für viele Militär- und Verwaltungsposten heischenden Decrete alle Hoffnung auf ehrenvolles Fortkommen im Staatsdienste geraubt worden war.*) Kein Wunder, daß sie alle mit Figaro sympathisirten: war doch das Talent (gleich Figaro) damals selbst als Bastard in Frankreich mißhandelt und zurückgesetzt; aber ein ganzes Volk läßt es sich nicht genug sein an Spott und Hohn. Ein paar Jahre lang jauchzte ganz Frankreich den geistreichen Sticheleien Figaro's zu, wie wohl auch Shakespeare'sche Heerlager den Scheltreden ihrer Führer zuhorchen, ehe der Kampf anhebt; im Gedränge der Schlacht vergißt man jedoch alsbald auch der witzigsten Worte: man fordert Thaten: was Turgot, Malesherbes und Mirabeau mit übermenschlichen Kräften versucht, ging theilweise durch Napoleon in Erfüllung. „La carrière ouverte aux talens" das Losungswort des Jahrhunderts war siegreich zum Durchbruch gelangt. Anton Bettelheim.

Der Menschenhandel und das deutsche Recht.

Durch Staatsvertrag vom 29. März 1879 ist das Deutsche Reich an Stelle Preußens dem im Jahre 1841 von letzterem Staate mit England, Oesterreich und Rußland vereinbarten Systeme zur Unterdrückung des afrikanischen Negerhandels beigetreten. Die im Reichstage über jenen Staatsvertrag gepflogenen Verhandlungen waren auch für weitere Kreise nicht ohne großes Interesse und neuerdings hat Professor Gareis in einer Schrift: „das heutige Völkerrecht und der Menschenhandel" (Berlin, Heymann) die ganze Frage des „Menschenhandels" in allen ihren Verzweigungen eingehend und gedankenreich behandelt. Gareis betrachtet die Frage des Menschenhandels in drei verschiedenen Richtungen: 1. in der Richtung auf den afrikanischen Negerhandel, 2. den chinesischen Kulihandel, 3. den neuerlich zu großen Dimensionen gelangten polynesischen Arbeiterhandel („labor-trade"). Deutsche

*) Droz, Histoire du règne de Louis XVI. I, 285. Taine, L'ancien régime (deutsch von Kutscher I, 65), besonders aber Campan: Chap. IX. (Ed. Didot, S. 178 ff.) Rocquain, l'esprit revolutionnaire avant la révolution. Paris, Plon. 1878. S. 396.

Digitized by Google

Rechtssätze existiren hinsichtlich des Neger- und Kulihandels, nicht dagegen für den polynesischen Arbeiterhandel; die Frage, ob das deutsche Recht Anlaß habe, letztere Art des Menschenhandels in den Bereich seiner Sphäre einzubeziehen, erörtert der Verfasser eingehend und bezeichnet diejenigen Gesichtspunkte, nach welchen eine solche Regulirung durchzuführen wäre. Daß der polynesische Arbeiterhandel unter Umständen nach Art des Neger- oder Kulihandels ausgebeutet werden könnte, ist gewiß nicht zu leugnen; daß dies dermalen der Fall, wird von Gareis selbst verneint; unter diesen Umständen scheint es doch dem nicht specieller in die polynesischen Verhältnisse Eingeweihten kaum angezeigt, einen Staatsvertrag (Gareis S. 45) über jene Materie zu provociren, vielmehr dürfte eine Instruction an die deutschen Consuln, den Arbeiterhandel nach den von Gareis bezeichneten Gesichtspunkten zu überwachen, vollkommen ausreichen. Eine solche Instruction aber ist bereits Seitens des Auswärtigen Amtes an die deutschen Consuln im Südseegebiete ergangen und der in Sidney ganz kürzlich bestellte Generalconsul mit der Ueberwachung der Durchführung dieser Instruction betraut worden. Ueberdies besteht nach officieller Erklärung der Regierung im Reichstage die Absicht, den unerlaubten Arbeiterhandel unter Strafe zu stellen (Gareis S. 44).

Sehr interessant sind die Rechtssätze, die bezüglich des afrikanischen Negerhandels gelten. Die Bestrebungen, dieses scheußliche Brandmal der Menschheit auszurotten, wurden zuerst mit Energie von England aufgenommen und reichen zurück bis auf die Zeit des Wiener Congresses. Durch Verhandlungen in den Jahren 1831 und 1833 einigten sich Frankreich und England über gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels; es wurden bestimmte Verträge formulirt, denen die deutschen Hansestädte formell beitraten; da jedoch in Folge der französischen Nichtratification diese Verträge niemals perfect wurden, sondern im Entwurfsstadium stecken blieben, so konnten die Accessionserklärungen der Hansestädte gleichfalls niemals juristische Geltung empfangen.*)

Weitere Verhandlungen führten sodann zu dem Staatsvertrage vom 20. December 1841, auf dem unser geltendes Recht beruht (Text bei Gareis S. 9 ff.). Während Frankreich und die Union sich auf den engherzigen Standpunkt zurückzogen, nur durch eigene Schiffe gegen den Sklavenhandel nur der eigenen Unterthanen einzuschreiten, vereinbarten England, Oesterreich, Rußland und Preußen ein gemeinsames System, das auf folgenden Sätzen beruht:

1. Der afrikanische Negerhandel ist für jeden der vier contrahirenden

*) Dies ist auch die Ansicht der englischen Regierung. Daß sich „darüber wird streiten lassen", ob dieselbe richtig sei (Gareis S. 8), glaube ich nicht.

Digitized by Google

Staaten verboten und dem Verbrechen der Seeräuberei gleich zu achten, sowohl wenn er direct von Unterthanen der Contrahenten als wenn er nur mit deren Kapital betrieben wird. Das Verbrechen des Negerhandels ist criminell zu bestrafen und schon der Versuch hat für den Delinquenten die Folge sofortigen und dauernden Verlustes des Flaggenschutzes; Schiff und Ladung sind zu confisciren und die vorgefundenen Sklaven sofort in Freiheit zu setzen (Art. 1. 10. 16).

2. Zur Durchführung des sub 1 bezeichneten Principes ist ein umfassendes Durchsuchungsrecht, droit de visite, anerkannt gegenüber allen Kauffahrern, welche „nach begründeten Anzeichen verdächtig" sind, sei es 1) „sich mit dem Negerhandel zu befassen", sei es 2) „für diesen Zweck ausgerüstet zu sein", sei es 3) „sich mit diesem Handel während der Fahrt befaßt zu haben" (Art. 2, Abs. 1). Es werden Kreuzer speciell zum Zwecke der Unterdrückung des Sklavenhandels aufgestellt: jeder der Contrahenten hat das Recht, Zahl und Stationsorte dieser Kreuzer zu bestimmen (Art. 3, Abs. 1). Nur England hat jedoch in Wirklichkeit Kreuzer aufgestellt. Die Führer dieser Kreuzer, welche den Rang eines Kapitäns oder Lieutenants der Marine haben müssen, erhalten eine sehr genaue, vertragsmäßig unter den Contrahenten fixirte Instruction (Text bei Gareis S. 20 ff.) hinsichtlich der Modalitäten des Durchsuchungsrechtes (Art. 5) und insbesondere müssen sie von den sämmtlichen Contrahenten mit Specialvollmachten*), die auf diplomatischem Wege zu erholen sind und zu deren Ertheilung sich die Contrahenten verpflichtet haben (Art. 3, Abs. 2 und Art. 4), ausgestattet werden (Art. 2, Abs. 2); die Kreuzer müssen sich gegenseitig jede mögliche Hilfe leisten (Art. 5, Abs. 3) und haben zu diesem Zwecke ein gemeinsames Signal (Art. 4, Abs. 3). Die territorialen Grenzen des Durchsuchungsrechtes sind folgendermaßen gezogen: im Norden 32° n. Br.; im Westen Ostküste Amerikas von dem Punkte, wo der 32° n. Br. diese Küste berührt, bis zum 45° s. Br.; im Süden 45° s. Br. von dem Punkte an, wo dieser Breitengrad die östliche Küste Amerikas berührt, bis zum 80° ö. L. vom Meridian von Greenwich an gerechnet**); im Osten derselbe Längengrad von dem Punkte an, wo er vom 45° s. Br. durchschnitten wird, bis zur Küste von Ostindien. Auf dem mittelländischen Meere ist das Durchsuchungsrecht ausgeschlossen (Art. 2, Abs. 3).

*) Siehe die Formularien dieser Vollmachten bei Gareis S. 18 f.

**) Dagegen erhob im Reichstage der Abgeordnete von Bunsen Bedenken und schlug vor, den 100° oder 160° zu setzen, damit auch Bombay und Madagaskar in die Durchsuchungszone fielen, wo unter englischer Flagge ein überaus schwunghafter Sklavenhandel betrieben werde, ferner die Salomonsinseln, von wo aus gleichfalls von Angehörigen aller Nationen ein lebhafter Sklavenhandel besonders nach Australien betrieben werde (Gareis S. 27 f.).

Digitized by Google

3. Das Durchsuchungsrecht besteht nicht gegenüber Kriegsschiffen (Art. 4, Abs. 2).

Kauffahrer, die unter Convoi eines Kriegsschiffes segeln, dürfen nicht direct von den Kreuzern, müssen aber auf Verlangen des Kreuzerführers vom Führer des convoiirenden Kriegsschiffes durchsucht werden; Beschlagnahme und Abführung erfolgt nur durch letzteren (Art. 7, Instr. Z. 7).

Gegen alle übrigen Kauffahrer der contrahirenden Theile haben die Kreuzer das Durchsuchungsrecht, falls jene des Betriebes von Negerhandel verdächtig sind. Solche verdächtige Schiffe dürfen, falls der Verdacht sich bei der Durchsuchung als begründet erweist, beschlagnahmt werden und es sind sodann die österreichischen Schiffe nach Triest, die deutschen nach Curhafen, die russischen nach Kronstadt oder Reval, die englischen an der Westküste von Afrika nach Bathurst, an der Ostküste nach dem Kap der guten Hoffnung, in Westindien nach Port Royal, im übrigen Amerika nach Dimerary oder Port Royal behufs weiterer Behandlung abzuführen oder abführen zu lassen (Art. 6, Abs. 1. Instr. Z. 5). Bei den russischen, österreichischen und deutschen Schiffen ist jedoch zuvor an einem der englischen Ablieferungsorte die Freilassung der Sklaven zu bewirken (Instr. Z. 5). Für die Durchsuchung und Beschlagnahme selbst sind den Kreuzerführern sehr specielle Formvorschriften gegeben; jede Durchsuchung, die keinen Anhalt zu weiterem Einschreiten gab, ist im Schiffsjournale zu vermerken (Instr. Z. 1, Abs. 2); über das Inventar des beschlagnahmten Schiffes ist ein genaues Protokoll aufzunehmen (Instr. Z. 2), die Abführung hat sobald als möglich zu erfolgen (Instr. Z. 3), ohne daß an dem Schiffe irgend eine Veränderung vorgenommen werden darf (Instr. Z. 4), Nothfälle ausgenommen. Vor der Durchsuchung hat der hierzu commandirte Officier dem Kapitän des Kauffahrers seine Vollmacht vorzulegen (Instr. Z. 1).

4. Am Ablieferungsorte ist das Schiff sammt Mannschaft und Zubehör sowie die über die Beschlagnahme aufgenommenen Papiere in einer Ausfertigung den competenten Behörden zu übergeben; die letzteren haben alsbald unter Zuziehung des Kreuzerführers eine Untersuchung des Sachverhaltes vor- und ein Protokoll hierüber aufzunehmen (Art. 8, Instr. Z. 6). Der Beweis des Negerhandels gilt ohne weiteres als erbracht, wenn Gegenstände, wie sie in Artikel 9 unter 10 Ziffern specificirt sind*), sich an Bord des Schiffes finden oder während der Fahrt an Bord befunden haben. Gegenbeweis „auf eine klare und unverwerfliche Weise" ist gestattet. Kann derselbe nicht erbracht werden, so ist das Schiff zu verurtheilen und als gute Prise zu erklären (Art. 9, Abs. 2). Hat sich einer der oben genannten Artikel auf

*) Vgl. dazu Instr. Z. 9 über „Reserveplanken" zum Schutze des deutschen, österreichischen und russischen Holzhandels.

Digitized by Google

dem Schiffe vorgefunden, so wird keine Entschädigung für die Beschlagnahme geleistet, auch dann nicht, wenn das Schiff nicht verurtheilt wird (Art. 11). Außerdem ist durch Artikel 13 eine principielle Haftung des für die Beschlagnahme verantwortlichen Officiers wegen rechtswidriger Maßnahmen (wenn das Schiff „widerrechtlicher Weise oder ohne hinreichende Verdachtsgründe durchsucht und in Beschlag genommen worden ist: oder — — Verstöße oder Bedrückungen begangen sind") statuirt, falls ein freisprechendes Erkenntniß ergeht. Das Gericht, welches letzteres gefällt hat, kann auch die Schadenersatzsumme festsetzen, die binnen bestimmter Frist von der Regierung des betreffenden Officiers zu bezahlen ist (Art. 13, preuß. V. § 11).*)

5. Personen, welche sich an dem afrikanischen Negerhandel betheiligen, sind criminell zu bestrafen. Das Reichsstrafrecht hat jedoch diese Materie nicht in den Kreis seiner Regelung gezogen, es ist somit das einschlägige Particularstrafrecht in Kraft verblieben. Solches besteht für Preußen, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und die Hansestädte, nämlich für Preußen eine Verordnung vom 8. Juli 1844, für Oldenburg ein Gesetz vom 18. Januar 1876, für Mecklenburg-Schwerin ein Gesetz vom 17. März 1846, für Hamburg ein Gesetz vom 19. Juni 1837, für Lübeck eine Verordnung vom 26. Juli 1837, für Bremen ein Gesetz vom 20. Februar 1837 (die drei ersten im Texte, die drei anderen inhaltlich mitgetheilt bei Gareis S. 46—53). Die preußische Verordnung bestimmt, daß nach erfolgter Verurtheilung des Schiffes gegen Kapitän, Supercargo und ersten Steuermann, ferner Rheder, Versicherer und denjenigen, der Geld zur Ausrüstung des Schiffes dargeliehen hat, auf Zuchthaus von fünf bis zwanzig Jahren, gegen die Mannschaft auf Strafarbeit von sechs Monaten bis zu fünf Jahren zu erkennen sei (§ 3). Schiff, Ausrüstung und Ladung sind zu confisciren (§ 8). Das oldenburgische Gesetz bestimmt gegen die erstgenannten Personen Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren und Geldstrafe bis 6000 Mark, gegen die Mannschaft Gefängniß bis zu sechs Monaten und Geldstrafe bis 1000 Mark, sowie „den Umständen nach" Confiscation des Schiffes sammt Zubehör und Ladung (Art. 2). Das mecklenburgische Gesetz statuirt gegen Führer oder Supercargo Zuchthausstrafe von sechs bis zwölf Monaten und Geldstrafe von 50 bis 100 Thalern, wenn es sich nur um Beförderung einzelner Sklaven handelt (§ 2), dagegen Zuchthausstrafe von ein bis zehn Jahren und Geldstrafe von 100 bis 1000 Thalern sowie Verlust des Flaggenrechtes bei wirklichem Sklavenhandel (§ 3). Die hanseatischen Gesetze weichen nur im Strafmaße ab: Hamburg ein Jahr Zuchthaus bis zehn Jahre Spinnstube,

*) Vgl. dazu auch Art. 14, der noch sehr specielle Normen über Entschädigung für widerrechtliche Bedrückungen enthält, wenn das Schiff durchsucht, aber nicht „der Jurisdiction seiner Nation überliefert worden ist".

Digitized by Google

Geldstrafe von 200 bis 2000 Thalern, Verlust des Bürger- und des Flaggenrechtes; Lübeck: zwei bis fünf Jahre Zuchthaus, Geldstrafe von 200 bis 5000 Thalern, Verlust des Bürger- und Flaggenrechtes; Bremen: ein bis fünf Jahre Zuchthaus, Geldstrafe und Ehrenfolgen wie bei Lübeck.

Daß diese Verschiedenheit des Strafrechtes unpassend ist, wird Niemand leugnen können; sie als „unerträglich" zu bezeichnen (Gareis S. 54), möchte deshalb zu viel sein, weil nach officiellen Erklärungen des Staatssecretärs des Auswärtigen Amtes im Reichstage noch niemals eine Bestrafung auf Grund jener Gesetze erfolgte. Da überdies nach dem Einführungsgesetze zum Strafgesetzbuche §§ 2 und 5 die Einzelstaaten künftig nur mehr Strafen im Höchstbetrage von zwei Jahren Gefängniß androhen dürfen, so sind allerdings nach der richtigen Ansicht (Gareis S. 53) alle oben aufgeführten Strafgesetze mit Ausnahme des oldenburgischen jetzt ungiltig; an sich zwar ist das Landesstrafrecht in dieser Materie nach Lage der dermaligen Gesetzgebung zweifellos competent, weil eben thatsächlich dieselbe bis jetzt nicht „Gegenstand" der Reichsgesetzgebung geworden ist; aber die vorhandenen Landesgesetze sind unanwendbar, weil sie hinsichtlich der Strafandrohung die dem Landesrechte von Reichswegen gezogene Grenze überschreiten. Darum ist dem Vorschlage gewiß beizustimmen, es solle das Reich bei nächstem Anlasse auch die strafrechtlichen Ausführungsbestimmungen zu dem Staatsvertrage von 1841 beziehentlich 1879 einheitlich normiren; daß der chinesische Kulihandel in die betreffende Strafbestimmung einzubeziehen sei, erscheint unbedenklich; ob auch der polynesische Arbeiterhandel, bezüglich dessen Gareis doch nicht erwiesen hat, daß er mit dem Neger- und Kulihandel gleichzustellen sei, mag dahingestellt bleiben.

Was die Confiscation von Schiff, Inventar und Ladung betrifft, so soll der Erlös aus dem Verkaufe binnen sechs Monaten derjenigen Regierung ausgeliefert werden, deren Kreuzer das Sklavenschiff aufgebracht haben (Staatsvertrag von 1841, Art. 10). Ueberdies hat die betreffende Regierung und in zweiter Linie die Regierung, deren Gerichtshof das Schiff verurtheilt hat, das Verkaufsrecht an dem confiscirten Schiffe (Art. 12).

Außer dem afrikanischen Negerhandel ist es noch der chinesische Kulihandel, welcher in neuerer Zeit, besonders in Folge eines von v. Holtzendorff in der Gartenlaube erlassenen Mahnrufes die Aufmerksamkeit der civilisirten Menschheit auf sich gezogen hat. Der Kulihandel war in den fünfziger Jahren zu ganz der gleichen Scheußlichkeit entwickelt worden, wie der afrikanische Negerhandel. Daraufhin erließ die chinesische Regierung strenge Auswanderungsverbote. Von Frankreich und England durch kriegerischen Zwang zur Aufhebung dieser Verbote genöthigt, ordnete sie den Kulihandel durch ein umfassendes Gesetz vom 5. März 1866, durch welches sie für die

Digitized by Google

Anwerbung von chinesischen Arbeitern genaue Vertragsformen festsetzte, ferner bestimmte, daß der Contract sich nur auf fünf Jahre erstrecken dürfe, nach deren Ablauf dem Arbeiter das Reisegeld zur Heimkehr ausbezahlt werden müsse; ferner finden sich in dem Gesetze Vorschriften über die Arbeitsdauer, über Beschaffenheit und Ausrüstung der Transportschiffe, Behandlung der Arbeiterfamilien und dergleichen mehr (Gareis S. 30 f.). Die nichtchinesischen in China domicilirten Agenten für den Arbeiterhandel wurden principiell der polizeilichen Ueberwachung ihrer Consuln unterworfen. Die englische und französische Regierung nahmen dies Gesetz nicht an, weil sie dessen Bestimmungen, speciell die Beschränkung der Contractdauer auf fünf Jahre, für zu streng hielten. Dagegen nahm das deutsche Reich das Gesetz an und die deutschen Consuln wurden zur Ueberwachung der deutschen Auswanderungsagenten in China nach Maßgabe jenes Gesetzes durch besondere Instructionen angewiesen. Strafbestimmungen fehlen freilich, während chinesische Agenten wegen Verletzung jenes Gesetzes mit Todesstrafe bedroht sind. Zur Ergänzung der angegebenen Lücke des deutschen Rechtes empfiehlt Gareis: den Betrieb des Gewerbes der Auswanderungsagenten auch im Auslande gemäß Gewerbeordnung § 6 von polizeilicher, das ist hier consularischer Genehmigung abhängig zu machen; zweitens, die Strafbestimmung wegen doloser Verleitung zur Auswanderung von Deutschen (Strafgesetzbuch § 144) auch auf Nichtdeutsche auszudehnen, wenn „eine mißliche oder gar menschenunwürdige Lage" die Folge der Auswanderung ist. Ob darin eine für den Strafrichter hinreichend präcise Bestimmung des Thatbestandes gefunden werden könne, mag dahingestellt bleiben.

Endlich beschäftigt sich Gareis (S. 34 ff.) noch sehr eingehend mit dem polynesischen „labor-trade", der gerade für deutsche Plantagenbesitzer von besonderer Bedeutung ist. „Die Arbeiterfrage auf den Inseln der Südsee ist für uns Deutsche bereits von außerordentlicher Bedeutung. Fast die Hälfte der mit den Tonga- und Samoainseln verkehrenden Schiffe ist deutsch, fast die ganze Ausfuhr (Gesammtwerth derselben im Jahre 1877 2 503 400 Mark) ist deutsch (2 216 800 Mark). In allen Gruppen der Südseeinseln sind deutsche Handelshäuser etablirt, in allen Gruppen derselben sind, wie aus dem dem Reichstage mitgetheilten Materiale hervorgeht, deutsche Interessen zu vertreten, die deutschen Geschäftshäuser der Südseeinseln haben im Jahre 1878 Colonialwaaren im Werthe von über 7 000 000 Mark nach Europa exportirt" (Gareis S. 34 f.). Daß die deutschen Consuln zur Ueberwachung dieses Handels durch genaue Instructionen angewiesen werden, ist jedenfalls zu empfehlen: dies dürfte jedoch bereits dermalen in ausreichendem Maße geschehen. Es handelt sich nur darum, bezüglich dieses Handels zu verhindern, daß derselbe einen ähnlichen Charakter wie der Neger- oder

Digitized by Google

Kulihandel gewinne; daß gesetzgeberisches oder „völkerrechtliches" Eingreifen bei dem dermaligen Stande der Dinge erforderlich oder nur wünschenswerth sei, dürfte nicht behauptet werden können. Z.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Das Bastille-Fest in Paris. — Geschichtliche Pietät gehört bekanntermaßen nicht zu den hervorstechenden Merkmalen des französischen Volksgeistes. Wird von ihnen heute ein bedeutsames Datum zum Nationalfesttage erkoren, so ist die Frage berechtigt, ob es wohl übers Jahr noch den gleichen Rang behaupten mag. Daß es officiell mit solcher Würde bekleidet ist, spricht noch nicht für eine lange Dauer seiner Dignität. Im Gegentheil. Gerade die officielle Feststellung durch die augenblicklichen Machthaber giebt der Feier einen eigenthümlichen Beigeschmack. In der That hat das Hervorsuchen geschichtlicher Gedenktage dort noch immer einen andern Sinn gehabt, als unser Volk mit der Pflege solcher Erinnerungen verbindet. Wir halten uns an solche Gedenktage, weil wir das Bedürfniß empfinden, über den Gegensätzen und Kämpfen des Augenblickes von Zeit zu Zeit der uns als Volk und als Staat einigenden Momente bewußt zu werden. Wir wollen uns versenken in das Gefühl, einem Ganzen anzugehören, wollen die Unlust und die Arbeit des Tages unterbrechen durch Feiertagsgedanken, das Trennende vergessen im Hinblick auf das Ganze, dem wir dienen, wollen mit einem Worte aus der politischen in eine geschichtliche Empfindung uns erheben. In solchem Sinne gedenken wir eben in diesen Tagen der einmüthigen Begeisterung, mit der sich vor einem Jahrzehnt unser Volk im Norden und im Süden erhob, um den fremden Eingriff in sein Gebiet und in sein gutes Recht mit Wehr und Waffen zurückzuweisen, der unvergeßlichen Tage, da die Bündnißverträge und die Gesinnung des Südens ihre Probe bestanden. Wir rufen uns in solcher Stunde das Unglück der Vergangenheit und die glückhafte Wendung unserer Geschicke dankbar ins Gedächtniß zurück. Wir unterscheiden, was Wesentliches und was Vergängliches in unserer nationalen Entwickelung ist. Jedesmal wieder werden wir inne, wie eine Reihe von höchst aufregenden, anscheinend höchst wichtigen Kämpfen, die namentlich unser parlamentarisches Leben erfüllt haben, nach kurzer Zeit nahezu vergessen, spurlos von der Zeit verschwunden sind, und wie aus so bewegten Blüthen der Tagespolitik die wirklichen Ergebnisse unserer Geschichte stark, dauerhaft, thurmhoch heraufragen. In solchem Gedächtnisse wissen sich auch diejenigen verbunden, die noch eben in heftiger Fehde einander gegenüber gestanden sind. Zwar gegen die Verhärtung unserer Intransigenten, der um

Digitized by Google

jeden Preis Mißvergnügten, iſt nicht anzukämpfen; doch wird man uns das Zeugniß nicht verſagen, daß jenes einigende, verſöhnende Moment in der Feier unſerer Großtage ſtets vorangeſtellt wird, darin eben ſuchen wir ihren Werth und ihren Segen.

Es wird keine Voreingenommenheit ſein, wenn wir den Franzoſen eben dieſen Sinn für die Pflege geſchichtlicher Erinnerungen abſprechen. Was derart bisher bei ihnen verſucht worden iſt, ſollte nicht über die Parteien erheben, ſondern umgekehrt im Dienſte der Parteien ſtehen. Auch das am 14. Juli, dem Jahrestage des Baſtilleſturmes, gefeierte Nationalfeſt hat den Stempel der Tendenz, einer Demonſtration ad hoc an der Stirne getragen. Durchaus galt es der Verherrlichung der republikaniſchen Staatsform, und zwar der Republik genau in der Façon, welche ſich im Rollen des Rades heute gerade an der Oberfläche behauptet, alſo der Gambetta-Republik im Unterſchiede von derjenigen des Herrn Thiers, über welche die Entwickelung längſt hinausgeſchritten iſt, und derjenigen Rochefort's, welche erwartungsvoll im Hintergrunde ſteht. Mittelſt der großartigen officiellen Veranſtaltungen iſt auf einen Augenblick die doppelte Täuſchung hergezaubert worden, einmal, daß ganz Frankreich im Lager dieſer Republik ſtehe und dann, daß dieſe Republik ein feſtgegründeter, ſeiner Dauer verſicherter Bau ſei. Die Bedeutung der wohlorganiſirten Kundgebung ſoll darum nicht verkleinert werden. Es wäre ganz unbillig, ſie auf den Rang der Demonſtrationen herabzuſetzen, die das Kaiſerreich alljährlich am Napoleonstage für ſich in Scene ſetzte. Die Stufe, welche die Republik heute nach zehn Jahren erreicht hat, bezeichnet unſtreitig einen Höhepunkt, der ſtarke Motive für einen enthuſiaſtiſchen Ausbruch des Nationalbewußtſeins enthält. Die Staatsmänner, die heute das Ruder führen, haben es verſtanden, das erhöhte Temperament, das ſie von ihren Vorgängern unterſcheidet, auch den Maſſen mitzutheilen. Es liegt etwas Hinreißendes, Schwungvolles, an die große Revolution Erinnerndes in den Männern und in der Politik des Augenblickes. Die Austreibung der Jeſuiten, die großmüthige Verzeihung für die Verbrechen der Commune gaben dem Feſttage ein verſtärktes Colorit, und ſein Gelingen war ſchon damit geſichert, daß er in geſchickter Weiſe mit dem Feſte der vollendeten Neuorganiſation der Armee identificirt wurde. Der Stolz, wieder eine Armee zu beſitzen, die Hoffnungen, die ſich an dieſe Armee knüpfen, gaben dem Tage ſeine höchſte Weihe.

In dem Gedanken an die militäriſche Wiederherſtellung der Volkskraft lag in der That ein Moment der Einigung für ſämmtliche Parteien. Von der Freude und Zuverſicht, die durch das militäriſche Schauſpiel auf der Ebene von Longchamp erweckt wurden, wollte ſich keine Partei ausſchließen. Wie die Republikaner bei dieſem Anlaſſe die wiederhergeſtellte Armee be-

Digitized by Google

grüßten und feierten, das zeigt ein Verſtändniß für dieſe unerläßliche Baſis der nationalen Exiſtenz, das zum Vorbilde für die Parteien in unſerm Vaterlande dienen darf. „Wir geben der Armee unſere Söhne, wie ſollten wir uns weigern Geld für ſie zu geben?“ das zeigt eine Sinnesart an, die den fortgeſchrittenen Parteien bei uns noch immer unverſtändlich iſt. Daß aber der gerechte patriotiſche Stolz ſich gleichwohl zu einer gewiſſen Nüchternheit zwang, vor Taktloſigkeiten und geſpreiztem Phraſenwerke ſich hütete, darf ausdrücklich anerkannt werden. Verzeihlich iſt die Selbſtbewunderung, in welcher Paris am andern Morgen erwachte. Mit Abſicht war die Demonſtration nicht gegen das Ausland gekehrt, vielmehr hatte die herrſchende Partei zu ihrem Frommen auch auf das militäriſche Moment der Feier Beſchlag gelegt. Es wurde anſcheinend nicht ſo ſehr die Wiederherſtellung als vielmehr die Republikaniſirung der Armee gefeiert. Sonſt war dieſe eine Gefahr für die Republik, heute ſchmeicheln ſich die Machthaber, aus ihr ein Machmittel der Republik gemacht zu haben. So war das Feſt unleugbar ein glänzender Erfolg ſeiner Veranſtalter. Es bezeichnet den Höhepunkt, den die Republik erreicht hat, und die Frage iſt nur die, wie lange ſie ſich auf dieſer Höhe zu erhalten vermag. Wir Deutſche könnten uns nichts Beſſeres wünſchen, als daß die Franzoſen eine ungezählte Reihe von Jahren den 14. Juli in dem Geiſte feiern, von welchem die Anſprache des Präſidenten Grévy bei der Fahnenweihe eingegeben war. Die Hoffnung wird freilich bei denen gering ſein, die während des Feſtjubels ſich die raſche Entwickelung der Dinge vergegenwärtigten, ſeitdem Thiers das Wort geſprochen hat, daß die Republik in Frankreich nur als conſervative Republik möglich ſei. Das gefliſſentliche Anknüpfen an die große Revolution hat etwas Verhängnißvolles. Denkt man an die erſtmalige Feier des 14. Juli, an das Feſt der Conföderation im Jahre 1790, ſo denkt man unwillkürlich auch an das, was weiterhin folgte. Es hat doch einen grellen Schein auf den Feſttag geworfen, daß ihm als Vorſpiel der triumphale Einzug des Laternenmannes vorausging. Mit dem Rufe, daß der Gambettismus der eigentliche Feind ſei, den es zu bekämpfen gelte, ſind die Communarden zurückgekehrt, und bei dem Lichtermeere, in welchem die Hauptſtadt am Abend des 14. Juli ſtrahlte, mögen dämoniſche Zukunftsgedanken in den Brandſtiftern von ehemals aufgeſtiegen ſein. g.

Literatur.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erſter Band. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1880. — Der Gedanke des Herausgebers, für die von Jahr zu Jahr ſich mehrende Goethe-Literatur ein Repertorium zu ſchaffen, „welches das bisher ſehr zerſtreute und nicht leicht zugängliche Material dem Gebildeten in einer leicht zugänglichen Sammlung vereinigt darbieten und

Digitized by Google

welches alle diejenigen, welche der Erforschung, Erklärung und Verbreitung von Goethe's Werken ihre Thätigkeit widmen, zu einer gemeinsamen Arbeit verbinden soll," verdient die lebhafteste Anerkennung. Ja, man darf es eigentlich fast bedauern, daß ein solches Centralorgan für die Goethe-Forschung, wie es in dem vorliegenden Werke ins Leben gerufen ist, nicht schon vor Jahren und zwar zu einer Zeit dem Publikum geboten werden konnte, in welcher es noch möglich war, die jetzt leider vorhandene und nur noch für die Zukunft vermeidbare Zersplitterung der Goethe-Literatur vielleicht gänzlich zu verhüten. Der Herausgeber hatte den Plan, in diesem Jahrbuche zunächst ungedrucktes Material, das heißt Briefe, Actenstücke und dergleichen, von Goethe selbst herstammend, zu geben, dann Abhandlungen und Forschungen, eine genaue Bibliographie, endlich Miscellen folgen zu lassen, in welcher Rubrik verschiedenartige kleinere Notizen und Mittheilungen Platz finden könnten. Dank der Unterstützung, welche Herrn Professor Geiger von den verschiedensten Seiten her zu Theil geworden, ist die Ausführung dieses Planes nicht nur möglich gewesen, sondern sogar eine ganz vorzügliche geworden. Man findet zunächst in dem Jahrbuche Abhandlungen über Bettina von Arnim (von H. Grimm), Goethe und Lessing (von W. von Biedermann), Faust und Helena (von F. Bobertag); dann Forschungen: Satyros und Prey (von W. Scherer), Goethe und der Alexandriner (von K. Bartsch), die Zuverlässigkeit von Goethe's Angaben über seine eigenen Werke in „Dichtung und Wahrheit" (von H. Düntzer), Goethe und Belinde (von W. Wilmanns), Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen (von R. M. Werner), Zu Goethe's Faust (von Daniel Jacoby), Anmerkungen zu den Weissagungen des Bakis (von M. Ehrlich); dazu kommen von verschiedenen Herausgebern sechsunddreißig Briefe von Goethe (aus den Jahren 1789—1831), bisher ungedruckt, der „Prometheus" nach der Straßburger Handschrift, von E. Schmidt veröffentlicht, Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe, von R. Boxberger aus Böttiger's auf der Dresdner Bibliothek befindlichem Nachlasse zusammengestellt, sieben Briefe der Frau Rath Goethe an Senator Stock und Frau, von W. Creizenach. Im vierten Abschnitte, „Miscellen", folgt eine Anzahl interessanter Einzelheiten, und schließlich hat der Herausgeber eine ausführliche Bibliographie der Goethe-Literatur des letzten Jahres beigefügt. Diese Uebersicht über den außerordentlich reichen Inhalt des Buches möge genügen, dieses selbst dem Publikum zu empfehlen, welches eben deshalb auch ein genaueres Eintreten auf die einzelnen Theile des Buches hier nicht erwarten wird. Für die Gediegenheit des Inhaltes bürgen die Namen der bewährtesten Forscher. Das inhaltlich so wohlgelungene Werk ist auch äußerlich von der Verlagshandlung auf das Glänzendste ausgestattet worden, besonders die Vignetten sind allerliebst. Möge das Werk die Theilnahme finden, die es verdient, so weit die deutsche Zunge klingt; möge dem ersten Jahrgange der zweite bald nachfolgen und ihm ebenbürtig sein! **L. H.**

Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Aelpler. Von P. K. Rosegger. Leipzig, Duncker und Humblot. 1880. — Durch seine harmlosen, gemüthvollen, ungekünstelten Bilder aus dem steierischen Volksleben ist Rosegger schnell ein beliebter Schriftsteller geworden. Diese Gunst wird seiner neuesten Veröffentlichung um so weniger fehlen als sie zugleich einen autobiographischen Werth hat und in die eigenthümlichen, engen Verhältnisse blicken läßt, aus denen er sich heraufgearbeitet hat. Reizend sind gleich die ersten Abschnitte, worin der Autor erzählt, wie er um seines schwächlichen Leibes willen von seiner Mutter zu einem wandernden Bauernschneider in die Lehre gethan

Google

wird, wie der angehende Schneider über ein Dirndl Streit mit einem Schlosser bekommt, wie er als Lehrbub' mit allerhand Gesellen, reisenden Handwerksburschen und merkwürdigen Bauernhäusern bekannt wird. Auch in den Kapiteln vom Bauernhumor, Bauerneitelkeit und Uebermuth u. s. w. wird man der guten Gabe der Beobachtung und schlichten Erzählung sich erfreuen. Ohne Zweifel haben Rosegger's Bilder ihren Werth eben durch die Beschränkung, durch die Unmittelbarkeit, mit welcher das Selbstgeschaute der Natur nachgeschrieben ist. Eine gewisse Einförmigkeit empfindet aber der Leser doch, und es will uns scheinen als ob ein kleiner Zusatz von Salz und Humor nichts schaden würde. g.

Notiz.

Beliebungen.*)

Den von Thudichum (Deutsches Kirchenrecht Bd. I, S. 6) gebrauchten Ausdruck „Beliebungen der Kirchen- und Religionsvereine" als sonderbar und weniger passend zu bezeichnen, dürfte nicht gerechtfertigt sein. Derselbe ist wenigstens im Norden des deutschen Vaterlandes von Alters her wie noch heutzutage üblich, nicht blos in der Sprache des Volkes und der Gerichte, sondern auch in der Gesetzgebung und der juristischen Literatur. Zahlreiche Belege für diese Behauptung stehen zu Gebote. Man kennt hier Bürgerbeliebungen, Dorfsbeliebungen, Beliebungen der Zünfte, der Schützen-, Brand-, Kranken- und Todten- oder Begräbnißgilden und sonstiger Vereine. In älterer Zeit, wo der Staat die Communen und solche Vereine gewähren ließ, wenn nur die von ihnen beliebten Beschlüsse, Achten, Statuten oder Artikel (Beliebungen) nicht den Gesetzen und der Staatsordnung zuwiderliefen, erachtete man diesen Ausfluß der Selbstregierung als so selbstverständlich und im Vereinswesen begründet, daß man sogar den Ausdruck Beliebung auf die Vereine und Societäten selbst übertrug, wie z. B. in der Stadt Schleswig eine Reihe alter Todtengilden noch heutigen Tages immer „Beliebungen" genannt werden. Es kann also auch von einem diesem Worte anhaftenden Makel nicht die Rede sein. Im Gegentheile waren die Beliebungen ursprünglich autonomische Beschlüsse freier Männer (namentlich bei den friesischen und sächsischen Volksstämmen). Erst mit der Einschränkung der alten Volksfreiheit durch das absolute Regiment wurde auch die Rechtsgiltigkeit solcher Beliebungen der Communen, Corporationen und Vereine von ausdrücklicher staatlicher Genehmigung abhängig. Nicht einmal mit dem gleichzeitigen und gleichbedeutenden Wort „Wilkore", „Willkür", Willkühren" wird man den heutigen Begriff des Willkürlichen zu verbinden versucht sein, wenn man die ursprüngliche, eigentliche Bedeutung jener Bezeichnung und die Rechtsgeschichte nicht ganz außer Acht läßt (vergl. z. B. Sachsenspiegel II, Art. 55, Glosse zu II, Art. 47 und Vocab. s. h. v.: „Wilkör heist so viel als ein Recht, daß aus vieler Leute Willen gekorn ist"; Willküren der Brockmänner — Friesen — herausgegeben von Wiarda ꝛc.).

Demnach erscheint es unbedenklich und völlig gerechtfertigt, wenn man sich jetzt, wo dem Selbstbestimmungsrechte der politischen und Kirchengemeinden Raum gegeben wird, des legalisirten und eingebürgerten Ausdruckes „Beliebung" bedient.

Schleswig. Ed. Lüders.

*) Im neuen Reich 1880, Nr. 24, S. 954: Zur neueren kirchenrechtlichen Literatur.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 22. Juli 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 31.

Inhalt:

	Seite
Sociale Reformen auf Grundlage der bestehenden Zustände	161
Aus Gröden. Von G. Dahlke	169
Hissarlik und Herr Virchow. Von J. Eyssenhardt	179
Ein zweiter Streifzug durch das Gebiet der historischen Sagen. Von W. Stricker	183
Politische Sommeridylle	187
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Paris. Die Festwoche	191
Literatur:	
Baker, War in Bulgaria. — L. Schlesinger, Anton Fürnstein und seine Gedichte. — Vierteljahrshefte für württembergische Geschichte und Alterthumskunde	196

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Sociale Reformen auf Grundlage der bestehenden Zustände.

So tief haben die socialistischen Untersuchungen und die socialdemokratischen Unruhen die Gegenwart aufgewühlt, daß man bis zu der radikalsten aller Fragen durchdrang, ob eine wirkliche, ernste Reform der socialen Zustände auf dem Boden der heutigen politischen Ordnung noch möglich sei. Es handelt sich dabei vor Allem um das Privateigenthum und die Lohn- und Contractverhältnisse, wie sie bis jetzt in den civilisirten Staaten bestanden haben. Nicht blos die eigentlichen Socialdemokraten leugnen es, daß auf jener altehrwürdigen Grundlage sich ein socialistisches Gemeinwesen werthvoller Art gestalten könne, gesetzt auch, es finde sich im Uebrigen dazu Wille und Macht. Auch andere Publicisten, die noch nicht socialdemokratisch sind, verzweifeln an dem Experimente, durch irgend welche Besserung im Einzelnen bei Beibehaltung der „kapitalistischen" Wirthschaft etwas Nennenswerthes für das Socialwohl zu erreichen. Ueberall stoßen sie auf die Gesetze des modernen „liberalen" Staatswesens, welche das Uebergewicht des mobilen Kapitals und damit die „Herrschaft des Judenthums" naturgemäß zur Folge haben, und sie sehen nicht, wie das anders werden kann. Denn es ist ihnen nicht verborgen, daß hier kein Zufall und keine besondere Schlechtigkeit vorliegt, sondern eine gesetzliche Entwickelung, die noch jetzt von der großen Mehrzahl der Gebildeten für ganz selbstverständlich gehalten wird.

Und damit haben sie nicht so Unrecht. Wie viele Gebildete haben denn nur die Neigung, sich genauer mit der Frage zu befassen, ob es nicht nöthig sei, den Willen der Individuen zu binden zu Gunsten des Ganzen, sei es in Eheschließung, Erbrecht, Kapitalverwendung oder in sonstiger Bethätigung des freien Willens? Alles der Art erscheint Vielen als ein Eingriff in die Rechtsverhältnisse und wenn solche Eingriffe von Seiten des Staates in Rede kommen, so scheuen sie sich nicht blos vor der Verantwortung für solche Maßregeln, die immer etwas Gewagtes an sich haben, sondern sie sind principiell dagegen, denn es ist ein Lieblingssatz des modernen Manchesterthums, in dubio dem Staate so wenig als möglich positive socialpolitische Einwirkung zu gestatten.

Digitized by Google

So lange diese Richtung noch die Gemüther der modernen Parlamente, die Tagesliteratur ꝛc. so beherrscht, wird es uns natürlich erscheinen, daß ernste Männer, welche die Socialdemokratie nach ihren machtvollen Antrieben wirklich kennen und die weder von einem Niederhaltungsgesetze viel halten, noch auch von dem Moralisiren gegen die Arbeiter Besserung erwarten, sehr pessimistisch denken. Sie sehen den Tag kommen, wo die gegenwärtige Ordnung des Privateigenthumes aus den Fugen geht, wo die Massen sich erheben werden gegen die „oberen Zehntausend", deren politische und sociale Ueberlegenheit sie nicht mehr ertragen wollen, sich erheben werden in Zerstörung und Blutvergießen.

Wer nicht geschworener Socialdemokrat ist, erwartet freilich von einer solchen Erhebung keinen irgend wie leidlichen Socialstaat. Davon braucht hier keine Rede zu sein. Nicht einmal ganz gewöhnliches „Glück" kann eine rothe Revolution im Gefolge haben für irgend einen Stand, selbst wenn man einen solchen Stand, welcher der Thierheit möglichst nahe stände, zum Maßstabe nähme. Geschweige denn, daß man von einem Glücke des Geistes, in der Erkenntniß, der Kunst, der Culturentwickelung reden könnte. Diese Güter wären alle mit den Uebeln der „alten" Gesellschaft verschwunden und freilich, man muß zugeben, daß diese höheren Güter in der „alten" Gesellschaft auch nicht gerade Vielen zu Theil geworden waren. Was man aber auch über die Ungemüthlichkeit und Unhaltbarkeit eines socialdemokratischen Staates sagen möge, er wird gewiß als eine Thatsache über uns hereinbrechen, wenn es in der bisherigen Weise fortgeht. Um das zu wissen, braucht man kein Oedipus zu sein.

Aber es braucht nicht in der bisherigen Weise fortzugehen. Bei allem Pessimismus stehen wir doch auf diesem Gebiete nicht vor einem Naturgesetz, vor dessen unwiderstehlicher Macht wir uns beugen müßten, sondern wir haben mit lebendigen Geistern zu thun, die sich sagen lassen und die Irrthümer abthun können. Es kommt nur darauf an, sie dazu zu bewegen. Thatsachen lehren allerdings mächtig; am mächtigsten und handgreiflichsten würde die vollendete Thatsache der rothen Glückseligkeit lehren. Aber, es ist wahr, experience keeps a dear school, und es ist besser, bei Zeiten andere, nicht so radikale Thatsachen so zu interpretiren, daß sie lehrreich werden für Viele. Und dann, so hofft man, findet sich schon ein mächtiger Wille, der die gewonnene Belehrung in Reformen umsetzt.

So ist der Gedankengang derer, die nicht verzweifeln an der Fortexistenz der alten Ordnung der Menschheit trotz ihrer Einsicht in das große Uebel der Gesellschaft. Es giebt Viele, die wie H. Wagener und Rud. Meyer den Hohenzollern, welche allezeit das Wohl des geringen Mannes kräftig geschützt haben, die Mission zuschreiben, über die Köpfe der politischen Parteien hin-

Digitized by

weg eine Reform der Socialordnung durchzuführen, die ein Fortbestehen der gegenwärtigen Gesellschaft im Großen und Ganzen ermöglicht. Wie dunkel ihre Orakel auch sind — eine Eigenthümlichkeit der meisten Orakel — es ist wenigstens gut, daß sie die Hoffnung zu unseren Herrschern festhalten. Leider ist es den meisten Reformern dieser Art eigen, daß sie ihre sociale Hoffnungen auf die Spitzen des Staates beschränken — höchstens schließen sie ihre Person und die kleine Partei ein, der sie dienen — daß sie aber die von jenen Spitzen berufenen Räthe gründlich verachten und daß sie überhaupt den geregelten Apparat des Staatslebens, wie oben angedeutet, insbesondere die constitutionelle Maschinerie, fast eben so verachten, wie es die Socialdemokraten thun. Auch dieser absolutistischen Neigung kann man eine gute Seite abgewinnen. Die parlamentarische Methode und die modernen Wahlgesetze sind ein zweifelhaftes Gut. Wenn man aber sociale Verbesserungen auf der bestehenden Staatsordnung wünscht und will und der Socialdemokratie nicht angehört, so darf man doch nicht damit anfangen, die bestehende constitutionelle Ordnung vornweg zu untergraben, oder die Personen, die in dem Rahmen der Gegenwart doch noch am Meisten ihre individuelle Größe zur Geltung bringen können, unmuthig zu stimmen, wie Rud. Meyer offenbar mit Fürst Bismarck verfahren ist. Es sollte doch allmählich klar geworden sein, daß, wenn irgend einer noch in dem verfahrenen heutigen Wirthschaftsleben in Folge besserer Einsicht etwas durchsetzen kann, es Fürst Bismarck ist. Er kann ja lange nicht alles verwirklichen, was ihn bewegt. Wir haben das oft genug gesehen und sehen es noch immer. Aber man sucht vergebens einen Andern, dem es vergönnt wäre, nur ein Zehntel dessen zu erreichen, was ihm durchzusetzen geglückt ist. Darum werden „realistische" Köpfe wohl gern, wenn sie mehr wissen, als allgemeine Klagen und Besserungsphrasen in der Art H. Wagener's zu wiederholen, sich bemühen, Männer wie jenen zu gewinnen, die nun einmal als Steuerleute der öffentlichen Geschicke zu wirken berufen sind.

Diese vielleicht zu weit ausholenden Bemerkungen sollen dem unten genannten Buche zu gute kommen, das keine gewöhnliche Reformbroschüre ist, sondern ein Buch von solidem Inhalte und selbständiger Bedeutung.*) Sehen wir von seinem monotonen Stile und einigen kleinen Unvollkommenheiten der sonstigen Form ab, so eignet sich das Buch vollkommen zu einer erneuten gründlichen Durcharbeitung aller heutigen socialen Probleme, und man kann nur lebhaft wünschen, daß es auch unsere Gesetzgeber und Staatsmänner darauf ansehen, ob nicht die Praxis von ihm Nutzen ziehen könne. Der Ver-

*) Die wirthschaftlich-socialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete, von Gamp, Regierungsassessor. Berlin, Heymann.

Digitized by Google

fasser ist, wie es scheint, durch seine persönliche Stellung mit Männern der praktischen Erfahrung in Stadt und Land wohlbekannt und doch nicht in der Weise Praktiker, daß er in dem literarischen Kampfe egoistische Interessen zu wahren hätte, die der Objectivität so hinderlich sind. Realistisch gerichtet leugnet er, daß es „allgemeine Interessen" in dem Sinne giebt, daß alle der Staatsgemeinschaft Angehörigen von demselben Act der staatlichen Wirthschaftspolitik den gleichen Vortheil haben. Das Gesammtinteresse ergebe sich vielmehr lediglich aus einer Abwägung der Sonderinteressen. Und in der That macht das Buch den Eindruck, daß ihm eine gewissenhafte Erwägung der Sonderinteressen von Landwirthschaft und Industrie zu Grunde liegt.

Gamp's Stellung zur socialistischen Theorie im Allgemeinen ist vollkommen klar. Ihm sind die socialdemokratischen Lehren Irrlehren und die jetzige Productionsweise, der zufolge der Arbeiter einen nach Qualität und Quantität der Arbeit zu bemessenden Lohn erhält, dem Unternehmer dagegen für seine Arbeit, die Hergabe des Kapitals und Geräths, und das übernommene Risico das Eigenthum am Arbeitsproduct zufällt, ist ihm durchaus rationell. Aber er behauptet nicht, daß dabei der Arbeiter vor einer ungebührlichen Ausbeutung geschützt und ihm ein angemessener Antheil am Arbeitsertrage in jedem Falle gewährt wird. Nur sei der Pauperismus keine nothwendige Folge der heutigen Productionsweise. Auch jetzt seien die Industrie und Landwirthschaft leistungsfähig zu erhalten und die Krisen könnten wohl abgeschwächt werden. Er schildert die ungünstige Entwickelung der Industrie im letzten Jahrzehnt mit umsichtiger Hervorhebung der Wechselwirkung von Stadt und Land und maßvoller Besprechung der freihändlerischen Grundsätze. Interessant ist sein Nachweis, daß so wenig die communistische Production freie Wahl des Berufes übrig läßt, ebenso wenig auch die freihändlerische Weltwirthschaft, insofern sie verlangt, daß Jeder dort seine Arbeitskraft verwerthe, wo sie den größten Werth erzeugt. Er ist übrigens nicht gemeint, solche Folgerungen den Freihändlern in ihr Gewissen zu schieben. Auch ist ja bei jeder Art von Betrieb von wirklicher Freiheit des Einzelnen in der Wahl seiner Beschäftigung kaum die Rede. „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume," womit Schiller freilich die Unterschiede der thatsächlichen Heteronomie hier unten nicht verwischen will. Wichtiger ist die Polemik des Verfassers gegen die Meinung, als sei diejenige Production die vortheilhafteste und rationellste, welche die Fabrikate zu den billigsten Preisen herzustellen und zu veräußern vermöge. Er setzt dafür, diejenige Production sei die rationellste, welche mit dem geringsten Arbeitsquantum die größten Werthe zu schaffen vermöge, wenn auch die Preise für die Fabrikate nicht die billigsten seien. Er weiß diese Distinction durch Beispiele wohl zu begründen und zu verwerthen. Mehrfach unterscheidet er die Gesammtwerthproduction und die Production

Digitized by Google

überhaupt und weiß den Schutzzoll von diesem Gesichtspunkte aus gut zu begründen, natürlich in den Schranken, welche die wirthschaftliche Vernunft ziehen muß.

Wie der Verfasser die wesentlichsten Bedrängnisse der industriellen Gegenwart schildert, so zeigt er auch Seite 51 ff. die Leiden der Landwirthschaft, überall objectiv urtheilend und wohl unterrichtet. Man wird ihm zugeben müssen, daß die Landwirthschaft sich in den letzten Jahrzehnten nicht gleicher Fürsorge und Förderung erfreut, wie Handel und Industrie; es ist wohl etwas an den Klagen der „Agrarier", wir sehen es wieder ganz deutlich in unserm Buche, das keineswegs schroff agrarisch gefärbt ist. Das große Publikum würde den Wünschen der Landwirthschaft viel sympathischer entgegenkommen, wenn es die großen Interessen, um die es sich handelt, besser kennte. Wir können diese ganze Partie des Buches der aufmerksamen Erwägung empfehlen; es sind darin viele Klagen und viele Reformprojecte mit inbegriffen, von denen einige offenbar noch zu wenig durchgearbeitet sind. In vielen Stücken, so z. B. in der Abneigung gegen den kleinen Zwischenhandel stimmt der Verfasser mit Ed. Braun: „die dreistufige Arbeit und der deutsche Genossenschaftsstaat" (Elberfeld 1880), der mit seinem sehr sorgfältig durchgeführten Buche allerdings weit mehr dem eigentlichen Socialismus (nicht der Socialdemokratie) entgegen kommt, aber doch mit allmählicher Ueberführung der bestehenden kapitalistischen Wirthschaft in die genossenschaftliche Arbeit, vor welcher Form der Arbeit nach der Ansicht Braun's, um doch eine Einzelheit anzuführen, die Juden seiner Zeit die Flucht ergreifen werden.

Die organisatorischen Vorschläge des Verfassers (Seite 115 ff.) verdienen eine besondere Auseinandersetzung, wiewohl ihr Grundgedanke nicht ganz neu ist. Er will die Industrie dadurch heben, daß er die Productionskosten mindert, aber nicht auf Kosten des Arbeiters, sondern vielmehr unter Erhöhung des Reallohnes desselben, den er von dem Geldlohne scharf unterscheidet. Ein Beweis scharfen und selbständigen Denkens ist, was er über allgemeine Herabsetzung und allgemeine Erhöhung des Geldlohnes der Arbeiter, über allgemeines Sparen in wirthschaftlicher Beziehung lehrt, sowie was er gegen die Meinung bemerkt, als seien enorme Kapitalien in den Händen der Rothschilde hinderlich für die Lohnhöhe der Arbeit. Praktisch stellt sich nun seine Reform der industriellen Lage so, daß er fragt: wie ist trotz der Herabsetzung des Geldlohnes der Tauschwerth desselben für den Arbeiter derart zu erhöhen, daß der niedrigere Geldlohn einen größeren Tauschwerth hat als früher der höhere? Er findet, daß sich das erreichen lasse durch eine Verlegung der industriellen Production auf das platte Land und zwar in die vorzugsweise auf die Landwirthschaft angewiesenen östlichen Provinzen. Natürlich giebt es auch Industrien, die in der Nähe von Großstädten bleiben

Digitized by Google

müssen, oder sonstwie an den Ort gebunden sind, aber die Mehrzahl der industriellen Zweige ist es nicht. Er führt das nun speciell mit angenommenen Lohnrechnungen aus, besonders verweilend bei den jetzt so wichtigen Eisenbahnwerkstätten. Die Bedenken, die gegen solche Verlegungen erwachen, übersieht er nicht, er sucht sie nur richtig abzuschätzen und das führt ihn naturgemäß auf eine Besprechung der Eisenbahntarifpolitik. Wenn der Verfasser nun zuerst die Verminderung der Productionskosten bei der projectirten Verlegung erörtert, so liegt doch das Hauptinteresse auf dem Nachweise, daß sich der Arbeiter auch besser dabei steht. Er nimmt nun an, daß bei der Verlegung der Arbeiter die Wohnung in natura vom Fabrikbesitzer erhält und daß ihm genügendes Acker- oder Gartenland, wenigstens drei Morgen zur Nutznießung (später zum Erwerb) zugewiesen wird. Dies Alles wird als thunlich, wirthschaftlich prakticabel und in ethischer Beziehung förderlich erwiesen. Und es ist ja bekannt, wie die größere Dauerhaftigkeit der Arbeiterverhältnisse, die durch solche Einrichtungen ermöglicht wird, selbst mit Opfern nicht zu theuer erkauft würde. Und Opfer werden nicht einmal von dem Verfasser in Anspruch genommen. Die Arbeitscontracte gelten als für ein Jahr abgeschlossen, das verlangt genauere Prüfung der anzunehmenden Arbeiter, aber dient dann auch zur Stärkung und Ethisirung des ganzen Verhältnisses; das berüchtigte eherne Lohngesetz ist so beseitigt, eine Art Societätsverhältniß ist dafür eingetreten. Der Verfasser ist nicht der Ansicht, daß der Arbeiter, wie es in England eher angezeigt ist, Eigenthümer seiner Wohnung oder gar seines Hauses werden solle, auch denkt er darum nicht an kleine und darum verhältnißmäßig kostspielige Häuser. Alles dies ist bei ihm mit Liebe ausgeführt und angenehm zu lesen. Auch der Erwerb von dem ihm zugewiesenen Ackerland soll dem verheiratheten Arbeiter nicht ganz ohne Beschränkung zustehen, denn die Industrie würde dadurch in Gefahr gerathen. Man wird das Einzelne hierüber bei dem Verfasser Seite 177 ff. nachlesen müssen, ebenso was er über die unverheiratheten Arbeiter, über Lehrlingsbildung, über die Rückwirkung der Verlegung der Fabriken auf die eigentliche Landwirthschaft bemerkt, sowie über die Rückwirkung der genannten großen Maßregel auf die Zweige der Industrie, die nichts desto weniger in den Großstädten zurückbleiben müssen.

Ganz hübsch zeigt er auch, daß bei der größeren Annäherung der Industriebezirke an die Landwirthschaft sich der schon oben beklagte Zwischenhandel zum größten Theile beseitigen ließe, natürlich bei Ausschluß der Zwergwirthschaften, die nichts leisten.

Mit Fug und Recht lösen sich in unserm Buche specielle und allgemeine Erörterungen mehrfach ab. So finden wir Seite 215 eine Erörterung

Digitized by Google

allgemeiner Art über Ausfuhr und Einfuhr, die ſich vortheilhaft von manchem andern der Art unterſcheidet.

Ein beſonderer Theil behandelt die Frage, wie die in den Großſtädten verbleibenden Arbeiter ökonomiſch und ſocial gehoben werden können. Hier rechnet nun der Verfaſſer vielfach auf den Staat. So bei Einrichtung von Eiſenbahnarbeiterzügen, Sanitätspolizei ꝛc., auch will er eine Geldprämie für ſolche Arbeiter, die längere Zeit dem Arbeitgeber treu und redlich gedient haben. Zur Beſchränkung des Zwiſchenhandels denkt er an gut ausgeſtattete Conſumvereine (mit kurzen Creditfriſten), wobei er mit Anerkennung hervorhebt, daß das preußiſche Handelsminiſterium den Eiſenbahnbeamten die Kohlen zum Einkaufspreiſe zu beziehen die Möglichkeit gewährt.

Dem erſten Eindrucke nach ſpricht der Verfaſſer etwas ſentimental über die Behandlung der als arm Unterſtützten, über ihre Unfähigkeit in Bezug auf politiſche Wahlen ꝛc. Er hält es beſonders gegenüber den communiſtiſchen Wühlereien für nöthig, den Satz „Armuth ſchändet nicht“ zur vollen Wahrheit zu machen und mit Unterſtützung nicht zu warten, bis der völlige Ruin da iſt. Ziemlich weit kommt er den Communiſten entgegen, indem er den Arbeitgebern die Fürſorge für den arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter allgemein als Pflicht und Schuldigkeit auferlegt. Freilich erkennt er an, daß das wenig ſtabile Verhältniß zwiſchen beiden Klaſſen das Richtige erſchwert. Mit Genugthuung bemerken wir dabei, daß er die neuere geſetzliche Löſung der Armenpflege, nach welcher ſie als Unterſtützungspflicht einfach den Wohnſitzgemeinden obliegt, entſchieden mißbilligt. Intereſſant ſind ſeine Abänderungsvorſchläge (Seite 260 ff.), wie ſich Gemeinden, Arbeitgeber und Staatsgeſetz ergänzen ſollen bei Einrichtung obligatoriſcher Kaſſen, ebenſo wichtig ſeine Bemerkungen über die bisherige Anwendung der Haftpflicht und die daraus hervorgehende unverhältnißmäßige Belaſtung der Eiſenbahnen, durch die nicht einmal für den Arbeiter eine günſtige ſittliche Einwirkung erzielt wird. Dem Verfaſſer entgeht auch nicht, daß es dem Sparen der Arbeiter ſehr zum Anreiz dienen würde, wenn unſere zinstragenden Staatspapiere in kleinen Abſchnitten (von fünfzig und hundert Mark) zu haben wären, wie es in England jetzt von Fawcett vorgeſchlagen wird und in Frankreich ſchon vielfach vorkommt, daß kleine Leute ihre Erſparniſſe aus den Sparkaſſen in Rente übertragen. Ohne Zweifel wird der Verfaſſer auch bei uns hierfür Verſtändniß finden. Weniger ausgereift iſt, was er über das Actiengeſetz und für Prämienanleihen ſagt.

Indem der Verfaſſer auch an abnorme Zeitläufte denkt, an Arbeitsſtockungen ꝛc., zeigt ſich aufs neue ſein weiter Blick und ſeine ſelbſtändige Auffaſſung von der ſocialen Bedeutung des Staates. Gerade in ſolchen Zeiten, in denen die Induſtrie ſelbſt krankt, ſoll der Staat nach ſeiner An-

Digitized by Google

sicht, trotz einer nicht günstigen Finanzlage seine productiven Anlagen forciren. Nur dann ist seine Concurrenz nicht schädlich, sondern nützlich, eine nationale Wohlthat. Damit ist nicht die Erbauung von Gesandtschaftshôtels, von monumentalen Kunstwerken, Unterrichtspalästen gemeint, sondern ohnehin unaufschiebliche Staatsanlagen sollen in solchen Zeiten mächtig angegriffen werden (Aufforstung, Canalbauten, Eisenbahnbau ꝛc.). Auch an Prämien, nicht sowohl für Export, sondern für den Absatz im Inlande denkt der Verfasser, zum Beispiel für den Absatz landwirthschaftlicher Maschinen, deren Verbreitung man nicht genug wünschen kann.

Anhangsweise spricht Gamp noch über eine wichtige Angelegenheit, die Arbeit von Gefangenen und die Fürsorge für entlassene Sträflinge. Wir können nur seine Ansichten im Allgemeinen darlegen. Er will die Gefangenen weniger mit industriellen, als mit land- und forstwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigen, wobei er sich wieder auf den Standpunkt der östlichen Provinzen stellt, auch bezüglich der für die Gefängnisse zu wählenden Oertlichkeit. Ebenso denkt er in Bezug auf die nächste Beschäftigung der Entlassenen daran, sie weit von dem bisherigen Gefängniß bei Forsten des Staates anzusiedeln, ihnen dort Land zur Nutznießung und zum eventuellen Eigenthume anzuweisen.

Zum Schlusse fordert Gamp ziemlich energisch die Einsetzung einer Enquete-Commission zur Untersuchung der gesammten wirthschaftlichen und socialen Lage des Landes. Er schlägt vorsorglich, weil das Gebiet dieser Untersuchung so enorm groß ist, eine Anzahl von Subcommissionen vor. Wir haben es mit Special-Enqueten schon öfters versucht, nicht ganz ohne Erfolg. Es würde sich wohl verlohnen, auch einmal das Gesammtproblem anzufassen, wenn man die Männer dazu beschaffen kann, welche die Ergebnisse richtig würdigen uud angemessene Reformmaßregeln durchsetzen können. Man kann leicht sagen, daß wir noch nicht so weit sind, aber ganz sicher ist diese Meinung doch nicht. Wir haben doch in unserm Vaterlande schöne Gelegenheit gehabt, theoretisch und praktisch alle socialen Gebiete zu studiren, so daß, wenn man die Kräfte beruft, sie sich schon bewähren dürften. Was uns in dieser Zuversicht bestärkt, ist daß ein solches Buch wie das von Gamp erscheinen konnte, so vielseitig, maßvoll, von den Fesseln der Partei durch höhere nationale Interessen befreit, ein Buch national und auch christlich, wenn man nicht auf hohe Redensarten Werth legt, statt auf die Sache. Es ist zu vermuthen, daß es noch viele giebt, die wie der Verfasser an die Möglichkeit der socialen Reform und die Vermeidung des Umsturzes glauben. Möchte das Buch wiederum die Zahl dieser Männer mehren, die da von den besseren socialen Aussichten sagen, was ein längst Verstorbener von einer andern wichtigen Reform seiner Zeit sagte: das Land „Kanaan" existirt und

Digitized by Google

es giebt einen Weg dahin und es gehört nur Vertrauen dazu, um ihn zu finden. Möchte uns der Himmel unter unseren Fürsten uud Staatsmännern einen Moses erwecken, der ihn einschlägt! W. H.

Aus Gröden.

Nicht des Hochgebirges malerische Formen, nicht das Kunstgeschick der romanischen Bevölkerung lockten mich wieder in das Grödner Thal: verblichenen Fresken im verödeten Kirchlein galt die Fahrt nach Ortisei, als Junisonnengluth den Rebengarten von Gries und Bozen in eine Höllenlandschaft der divina commedia umzuwandeln drohte. Oberhalb St. Ulrich steht am Waldesrande die schmucklose Jacobskirche, deren schlanken Helm ein achtfacher Kranz von Gerüsten verhüllte. Kein Maßwerk ziert die Fenster, kein Strebepfeiler giebt dem Wandgemäuer Widerhalt, und so einfach der vierseitig abgeschlossene Chor, so schlicht das Kreuzgewölbe mit halbrunden Rippen, die ohne Stütze in der Wand verlaufen. Wenn dem alten, 1246 durch einen Ablaßbrief beglaubigten, nach dem Brande von 1398 wieder aufgebauten, 1406 geweihten Gotteshause noch der Unterbau des Thurmes angehören mag, so hat spätere Umgestaltung einen Theil des Bildschmuckes und die Stileinheit des Gebäudes zerstört; das Langhaus ist der gothischen Wölbung, das Innere der Flügelaltäre beraubt, und auch die Wandgemälde des Chores, hier und da verblichen, beschädigt, verwischt, haben ihr ursprüngliches Farbenkleid nur unvollständig bewahrt, indem verschiedene Gewänder durch farbenfrische und rohe Patronen die Pinselstriche des Uebermalers verrathen, so daß man mit gemischter Empfindung das Auge auf den lebensgroßen Heiligenfiguren weilen läßt, von denen Ursula, Barbara und Magdalena an der linken, St. Nicolaus, Dorothea und Katharina an der rechten Innenseite des Fronbogens die Hüter des Heiligthumes bilden. Alle in statuarischer Ruhe — Magdalena allein von Engeln zum Hochamte des Himmelsdomes emporgetragen —, jede in besonderm Rahmen, dessen schwarze Umrißlinien geometrische Figuren umschließen, mit den bezeichnenden Symbolen auf den farbigen, hier und da mit Bäumen besetzten Bildgrund gestellt.

Wie die Regelmäßigkeit der Haltung durch leise Biegungen des Oberkörpers oder Kopfes und leichten Wechsel der Draperie nur minder fühlbar gemacht, nicht völlig aufgehoben wird, so tragen die vollgerundeten Frauenköpfe auch in den feinen Zügen und der feierlich ernsten Miene mehrfache Uebereinstimmung zur Schau. Die Stirn mag hier und da zu hoch gewölbt, zu mächtig ausgebildet, der Turban oder Kronenreif zu weit hinaufgeschoben

Digitized by Google

ſcheinen: um ſo anmuthvoller das Oval des Angeſichtes, das mit roſig angehauchten Wangen, offenen, klaren Augen, wohlgebildeter Naſe und feingerundetem Kinn durch den kleinen Mund mit wagerechten Winkeln bisweilen ein überaus naives Gepräge erhält. Schmale Hände mit langen, faſt zu langen, etwas ſteifen Fingern erhöhen den Eindruck des Zarten, Zierlichen, das aus den lieblichen Geſichtern ſpricht, und die reichen blonden, hier mit grünem Bande umwundenen, mit Perlen verzierten, dort völlig gerieſelten Haare fügen der Formenſchönheit neuen Reiz.

In vollem Ornate, das Buch mit drei Kugeln in der Linken, ſieht man den heiligen Frauen den Biſchof von Myra geſellt, deſſen ſchärfer gezeichnete Züge die Mühſal des Berufes und deſſen weit geöffnete Augen die Wachſamkeit des Seelenhirten offenbaren. Furchen durchkreuzen die Stirn und die Schläfe, ſilberfarbenes Haar quillt unter der hohen Mitra hervor; aber die Wölbung der breiten Stirn und die Bildung der leichtgebogenen Naſe wie des fein geſchnittenen Mundes deuten mit dem ſchematiſch ſteifen Gelock des Vollbartes auf die Straffheit des Muskelgefüges, auf That- und Willenskraft. Leiſe ſchieben ſich die Hände unter dem rothen Mantel hervor, enthüllen einen Streif des graublauen Chorrockes und geben durch Verſchiebung des Stoffes dem Faltenwurfe ein kräftiges Relief, das durch Umbiegung der gelblichweißen Innenſeite an Farbenmannichfaltigkeit gewinnt.

Mit den Vorzügen ſicherer, faſt ſchwungvoller Zeichnung, plaſtiſcher Modellirung und einfacher, auf wenige Töne beſchränkten Farbengebung verbindet der alte Meiſter feinen Sinn für die Schönheit der Züge, für Anmuth und Würde der Geſtalt. Auf zartem, graugrünen Grunde treten die braunen Umriß- und Schattenſtriche wie die weißen Lichter um ſo kräftiger hervor, gewinnt das Colorit der Wange Helligkeit, das Auge Glanz, und die meiſt edlen Züge umſpielt der Wiederſchein eines gläubig frommen Gemüthes.

Nicht minder überraſchen die Apoſtel an den Wänden des Chores durch Wohlgeſtalt und geiſtige Kraft: wie ihre lebensvollen Köpfe mit den weiten offenen Augen bald Thatendrang, bald die Vertiefung in den Geiſt der Schrift verrathen, entbehren die markig ausgeprägten oder frauenhaft weichen Züge nicht der Individualiſirung, nicht der Verklärung durch den Geiſt des Evangeliums. Welche Gegenſätze in Petrus' großartigem Haupte und dem lieblichen Antlitz des Johannes, zwiſchen Andreas' würdevoller Ruhe und der Anſpruchloſigkeit, die in des jüngeren Jacobus beſcheidener Miene ſich malt! Wie bedeutſam die Perſönlichkeit und der prächtige Kopf des Bartholomäus, deſſen lockig umrahmte Stirne und deſſen Feueraugen das Maß der Weltklugheit und Himmelsweisheit ahnen laſſen, die der geiſtvolle Mund mit zündender Beredtſamkeit verkündigen wird! Es ſind Charakterköpfe, in denen der veredelnde Einfluß des Chriſtenthumes den Urſprung ihrer Träger aus

Digitized by Google

den unterſten Schichten des Volkes vergeſſen läßt! Ueberall geſundes, friſches Leben in den vollen, noch im Greiſenalter kräftigen Körperformen — nur die Hände ſtarr und ſteif in jenem Ungeſchick, das an die Gliederbildung der alten kölniſchen Meiſter mahnt.

Daß in der Jüngerſchaar, die mit Paulus über der Thüre der Sakriſtei beginnt und mit Mathias — an Stelle des Verräthers — an der Südwand endet, Thaddäus und Philippus fehlen, läßt ſich aus ſpäterer Erweiterung der Fenſter, denen je ein Bildniß zum Opfer gefallen iſt, leichter erklären als vereinzelte Abweichungen von der Ueberlieferung. So hält Mathias — noch in blühendem Mannesalter — die Keule in ſeiner Linken, Simon ſtützt ſich auf den äſtigen Kreuzesſtab, der ſonſt als Merkmal des Philippus gilt, und der jugendliche Mathäus hält ſtatt der Axt die Feder in der rechten Hand. Alle ſitzen auf gelben Bänken, deren einzige Zier da und dort ein gothiſches Fenſter mit Dreipaßmaßwerk bildet und ſtützen die verhüllten Füße auf einen ſtaffelförmigen Unterſatz. Die Draperie, bisweilen ſchwer im Stoff, und mit Parallelfalten überladen, ermüdet hier und da durch Eintönigkeit der ungebrochenen Farben das Auge, aber ſie iſt auch, wie bei Mathias, in freiem Wurfe um die Glieder gelegt und durch den Wechſel von Licht und Schatten der Innen- und Außenſeite belebt. Wenige Reſte von dem Silberüberzuge einiger Gewänder verrathen des Malers Verſuch, die Farbenwirkung durch den Glanz des edlen Metalles zu verſtärken und zeigen, welche geringe Haltbarkeit die dünne Blattſchicht auf dem feuchten Grunde beſaß.

Ueber den Apoſtelköpfen füllen Scenen aus der Legende des Schutzheiligen die bogenförmig abgeſchloſſenen Räume — an der Nordwand erhalten, auf der öſtlichen Mauer zum Theile zerſtört, im ſüdlichen Felde durch Uebermalung und Tünche ausgelöſcht. Zunächſt die Verſuchung. St. Jacob ſitzt im Grünen, die Linke in den Schooß gelegt, mit der Rechten das Spruchband erfaſſend und hebt die Augen nach dem Himmelsblau, ohne der Teufel zu achten, welche mit fledermausartigen Flügeln über ſeinem Haupte ſchweben, Feuerſtrahlen aus dem. aufgeſperrten Rachen ſprühen. Von Gottvertrauen und dem Frieden der Natur erfüllt, bleibt der Heilige — wie Dürer's Ritter — von den Schrecken der Hölle unberührt und läßt in ſeiner lieblichen Miene die heiteren Bilder ahnen, welche gleichzeitig durch ſeine Seele ziehen: ſo grimmig die Wuth der wunderſam phantaſtiſchen Teufel, ſo ruhig das Erdenkind, dem zwar das Selbſtgefühl, der unerſchütterliche Muth des kühnen Reitersmannes, aber nicht die Zuverſicht des frommen Gemüthes fehlt.

In der folgenden Darſtellung, deren volles Verſtändniß nur die Legende vermittelt, ſieht man den Wanderapoſtel mit ſegnend erhobener Rechten vor einem bärtigen, von Teufeln umkrallten Greiſe ſtehen, der verhüllten Hauptes, mit gefeſſelten Händen und Füßen, ſein Mitleid anzurufen ſcheint. Zwar

Digitized by Google

lassen die noch erhaltenen Worte der Inschrift: „Do sprach Mocarnes zu sant Jacob, gib mir etwas daß . . mich . .“ nicht mehr den Inhalt seiner Bitte erkennen, allein des letzteren Haltung kündet ihm Gewährung, ob er Befreiung von den höllischen Mächten, ob er die Lösung seiner Fessel oder andere Wohlthat heische. Ueber Namen und Stand des Stifters dagegen, dessen knieende Figur im Vordergrunde mit aufgehobenen Händen zu dem Heiligen fleht, giebt keine Schrift, kein Wappenschild Bescheid.

Obwohl nachträgliche Vergrößerung des Fensters in der Ostwand einen Theil der Hinrichtungsscene mit der Figur des Märtyrers vernichtet hat, sind hier doch die Gestalten des Königs Herodes Agrippa und seiner Räthe erhalten, von denen der Eine wie zu leisem Zuspruche sich an den Gebieter wendet, der Andere verstohlen auf den Gefangenen deutet, dessen Leben dem Schwerte verfallen ist: — breite runde Gesichter von röthlicher Farbe und röthlichem Haar mit wundersamer Kopfbedeckung, die zu den grellen Farben und den fast gemeinen Zügen stimmt. Gegenüber kündet des Henkers erhobenes Schwert den grausen Abschluß des Trauerspieles, an dem ihre Augen mit Befriedigung und mit geheimer Scheu sich weiden, während Lanzen- und Hellebardenspitzen, der Kriegsknechte Wehr und Waffen, über dem Fensterbogen zur Ergänzung der Gruppe beachtenswerthe Anhaltpunkte bieten.

Bildnisse der Kirchenväter und die Evangelistenzeichen prangen an der Decke, in deren Gewölbekappen sich der Stier St. Augustin, der Engel St. Ambrosius gesellt, Hieronymus und Gregor mit Leu und Aar die Bogenfelder theilen, in den innern Zwickeln vier Engel als Träger halbverwischter Spruchbänder schweben. Im rothen Mantel, mit Mitra, Cardinalshut und Tiara geschmückt, sitzen die Kirchenlehrer vor gelben Pulten, der Offenbarung lauschend, um das Wort vom Geist auf das Papier zu übertragen: tiefernst, mit umschatteter Miene der Eine, verständig, klug, in heiterer Stimmung der Andere, hier den durchdringenden Blick in die Weite gerichtet, dort das Auge zu geistiger Vertiefung den Außendingen abgewandt — alle in blühender Landschaft, über deren steifen, spierförmigen Bäumen das Himmelsblau und verbleichender Regenbogenschiller sich durcheinander weben. Den Schlußstein deckt ein Christuskopf, die Rippen sind von schiefgeringelten, roth, grau und weiß gefärbten Bändern umzogen; an der Vorderfläche des Triumphbogens verhüllt der rechte Seitenaltar zwei flüchtig ausgeführte Heiligenfiguren: St. Wolfgang und St. Leonhard, als letzte Reste der Bemalung, welche an dieser Stelle der Tünche des Maurers entging.

Außen schirmt ein hölzerner Ueberbau St. Christoph's Riesengestalt und das Kindlein auf seiner Schulter vor Wind und Wetter, aber der Balken des leichten Daches, das zugleich ein Crucifix überspannt, ist in ungeschickter Weise vor den oberen Theil der Köpfe gezogen und des Riesen linke Hand

Digitized by

durch einen Riegel verdeckt. So häufig man dem mächtigen Patron der Schiffer in Tirol begegnet, so selten findet man eine Darstellung, die in Auffassung und Formenbildung dieser bedeutsamen Figur des christlichen Herkules gliche, der mit lockigem Haar, freier Stirn, großen sinnigen Augen und der edlen Nase über kleinem, feinen Munde, wie mit dem wohlgefälligen Oval des Angesichtes den Apostelgestalten des Chores sich ebenbürtig an die Seite stellt, an seelenvoller Anmuth nur dem jugendlichen Blondkopfe des Johannes weicht. Zwar ist die später aufgefrischte Färbung des rothen Mantels etwas grob und durch die handwerksmäßig aufgesetzten Patronen, welche das Einhorn zwischen Baumpartien wiederholen, für die Betrachtung in der Nähe wenig geeignet; allein schon von der Friedhofmauer lassen die schwungvollen Bogen der einen wie die markigen Brüche der andern Seite den Gegensatz der schwärzlich schattirten Falten mit dem grünen, knapp und prall die Brust umschließenden Gürtelkleide um so vortheilhafter in das Auge treten. Auch des Kindes gelblichweißer, flatternder Mantel ist mit kranzartigen Mustern schablonenartig betupft, das violette Kleid von gröberem Tone; sein vollrundes Gesicht mit lächelnder Miene dagegen voll Geist und Leben, und das leichte Spiel der feinen Finger im buschigen Haar des Fergen vortrefflich geeignet, die Züge harmloser Unbefangenheit und ernster Ruhe in dem Riesenangesichte wirkungsvoll hervorzuheben. Phantastische Geschöpfe wimmeln in der Fluth, die des Fährmannes kräftig modellirte Schenkel durchschreiten; am Ufer streckt ein Knabe seine Angelruthe über das Wasser, zur Seite kniet in violetter Tunica mit flachem Barett ein ältlicher Mann auf dem Boden und hält den Rosenkranz in seiner Hand, indeß der nebenstehende Pfosten des hohen Crucifixes die letzten Reste einer übertünchten Inschrift verhüllt.

Trotzdem die Kunst des Mittelalters in Tirol bisher so wenig Beachtung gefunden hat, daß zahlreiche Werke der Sculptur und Malerei spurlos verschwunden, vernichtet, von Händlern ausgeführt, durch Uebermaler ihres alterthümlichen Gepräges beraubt worden sind, bezeugen noch werthvolle Denkmälerreste die Verbreitung der Gothik in dem Alpenlande, das damals vorzugsweise aus dem deutschen Norden die Anregungen zu künstlerischer Thätigkeit empfing und, wenn auch nur für kurze Zeit, eine selbständige Schule auf seinem Felsenboden erwachsen sah. Zu diesen Ueberresten zählen die Fragmente der Fresken in St. Jacob, die, unbeachtet, unbekannt, der Verwitterung bis jetzt widerstanden haben und auf einen tüchtigen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts weisen, dessen Zeichnung, Colorit, Gesichts- und Gliederbildung die Abhängigkeit von der kölnischen Schule verrathen. Dem feinen Oval der rosig angehauchten Gesichter mit glattgewölbter, hoher Stirne, großen runden Augen, gerader schmaler Nase und kleinem Munde fehlt wohl scharfe Individualisirung, aber nicht das Gepräge holder Anmuth, zarter Innigkeit; der

Digitized by Google

vielfach allgemeinen, unbestimmten Formenbildung nicht der Ausdruck ernster Würde, die sich hier und da, wie in den Köpfen der Apostel Petrus und Andreas, zu einfacher Großartigkeit erhebt. Auch das conventionell in runde Locken gelegte, gerieselte oder glatt gescheitelte Haar, noch mehr die Zeichnung der schmalen zugespitzten Hände mit langen, dünnen Fingern scheint den Zeitgenossen Meister Wilhelm's abgelauscht, wogegen die kräftige Körpergestaltung und ungezwungene Haltung der Figuren, da und dort auch der Faltenwurf des Gewandstoffes schon das Ringen nach Wiedergabe natürlicher Verhältnisse erkennen läßt. Wie schwer die Hülle — hier straff um Brust und Schultern gespannt, dort in gehäufte Parallelfalten gelegt und tief auf den Boden gezogen — vielfach auf den Gliedern laste: die Bewegung der Hände bringt schon leichten Wechsel in diese Einförmigkeit, und die Gegensätze der zartgefärbten Gesichter mit den kräftigen, ungebrochenen Tönen der Draperie, wie der Farbenmassen breiter Flächen mit den bunten Säumen und umgeschlagenen Innenseiten offenbaren des Künstlers Streben nach malerischem Reize. Immerhin tragen die Figuren in ihrer statuarisch feierlichen Ruhe einen mehr alterthümlichen Anstrich, der von den Vorbildern früherer Zeiten beibehalten ist und mit dem die besenartigen Bäume, schablonenhaft wiederholten Pflanzen, die geometrischen, mit stylisirtem Laubwerke spärlich vermischten Verzierungen der Umrahmung und der einfarbige, aller landschaftlichen Scenerie bare Hintergrund harmonisch zusammenstimmen, nicht minder manche Aeußerungen romanischen Stilgefühles wie beispielsweise auf der Degenscheide des Henkers die Verbindung eines phantastischen Thierkopfes mit streifig gemustertem Rankenornamente. Gleichwohl dürften die Gemälde kaum bis in die Mitte der fünfzehnten Jahrhunderts zurückreichen, indem die hohe Mitra und der Hirtenstab des Bischofs Nicolaus mit sichelförmig abgesetzter, einen Blätterkranz umschließender Krümme schon der Spätzeit des gothischen Stiles angehören und die Sicherheit der Zeichnung, Feinheit des Colorits bei großer Einfachheit der Farbentöne, wirksame Ausprägung des geistigen Lebens und die kräftige, gesunder Naturanschauung entsprungene Körperbildung die vorgeschrittene Richtung eines Meisters verrathen, der in seinen durchgebildeten Heiligengestalten die ideale Weise der alten Kölner Schule leise nachklingen ließ.

Leider birgt die Truhe der Sacristei in ihrem Pergamentenschatze, dessen älteste Urkunde von 1393 datirt, keine Nachricht über Bau und Bildverzierung des Gotteshauses; vergebens späht man an den Wänden nach einer Jahreszahl, dem Namenszuge oder Monogramm des Meisters; ein rohes, abgebrochenes Altarmonument mit der Unterschrift des Bildhauers Hans Steiner zu Barbian von 1624 läßt auf die Zeit der Umgestaltung des Kirchenschmuckes, nicht auf den Ursprung der Wandgemälde schließen und die Sage von dem

Digitized by Google

Waldschlosse Lagustell, das oberhalb St. Jacob mächtigen Dynasten und dem Gründer des Kirchleins Schutz und Schirm gegeben habe, lichtet nicht das Dunkel, welches die Heimath und Person des deutschen Künstlers verhüllt. Man zeigt zwar an der Halde einen Fahrweg, auf dem die Thalbewohner noch vor hundert Jahren zu der Schloßcapelle gepilgert seien, und in der That mündet das grünbewachsene Fahrgeleise an dem mauersteilen Absturze des bewaldeten Mittelgebirges, ohne jenseit desselben eine Fortsetzung zu finden, so daß der Schlund die Stätte bezeichnen dürfte, wo Feste und Capelle versunken sind. Auch findet der Inhalt dessen, was der Volksmund mit Beharrlichkeit bewahrte, in einer Urkunde Bestätigung, die, aus dem Kloster Neustift an das Tageslicht gezogen, den Ritter Jacob von Steckenecke aus dem Geschlechte der Sebner, als den Besitzer eines Schlosses im Grödner Thale nennt. Allein von der Betheiligung des Burgherrn an dem Baue und der Verschönerung des Gotteshauses, geschweige denn von der Ausführung dieser Malereien, verlautet nirgends ein Wort. Nicht ohne Befremden mußte ich ferner erfahren, daß trotz der Blüthe des Kunstgewerbes und der massenhaften Erzeugung von Heiligenfiguren in Gröden die Fresken von St. Jacob bei den Schnitzern völlig unbeachtet, wenn nicht unbekannt geblieben waren, daß in St. Ulrich keine Zeichnung, kein Schattenriß derselben zu erfragen war.

Um so größere Beachtung hat die Sprache der Grödner erfahren, und das Bemühen des Beneficiaten Vian zur Erforschung dieses räthselhaften Dialectes in dem gediegenen Werke Theodor Gartner's: „die gredner Mundart" erfreuliche Früchte getragen. So arm der Wortschatz, dessen wesentlichen Inhalt das Verzeichniß mit 3700 Wörtern nahezu erschöpft, so verschiedenartig die Zusammensetzung desselben, so schwankend die Meinung über Ursprung oder Bildungsform der Elemente. Wie des Verfassers streng methodische, mit Unterstützung des sprachgewandten Priesters am St. Annenkirchlein durchgeführten Untersuchungen ergeben, ist die größere Hälfte mit etwa sechzig Procent durch natürliche Entwickelung aus dem Vulgärlatein entstanden und der Rest beinahe zu gleichen Theilen aus der italienischen und deutschen Volkssprache eingeführt. Denn von dem halben Hundert aus dem Griechischen entlehnter Wortbildungen seien die meisten schon im Lateinischen zu finden, und was dem Keltischen wie der churwälschen Schwestersprache angehört, das bleibe, der geringen Anzahl halber, ziffermäßiger Vergleichung entzogen. Wenn jedoch das Wörterbuch je ein halbes Tausend ächter Fremdwörter aus den vorgenannten Cultursprachen verzeichnet, so sollen doch kaum hundertfünfzig der italienischen Umgangssprache angehören, die übrigen durch das Bestreben der Geistlichen, biblische und dogmatische Begriffe in Lautgebilde der krautwälschen Muttersprache umzuprägen, den Eingang in das Grödner Thal gefunden haben. Bei der Schwierigkeit, die ächtgrödnerischen von den in alter

Digitized by Google

Zeit dem Italieniſchen entlehnten Wörter zu ſondern, darf es wohl kaum überraſchen, daß in dem überſichtlichen, genauen, etymologiſchen Gloſſar noch manches Fragezeichen künftiger Forſchung über den wahren Urſprung Raum und Ruhm vergönnt.

Anders bei den deutſchen, nur dem Volksmunde angehörenden Elementen, die aus dem innigen Verkehre der Bewohner mit deutſchen Nachbarn ſtammen, von denen manche hübſche Maid einem Grödner in ſein romantiſches Thal gefolgt ſein mag, um hier in neuer sósa und sésla, im faltenreichen kitl und múeder, im kleidſamen kamezoúl und karzétl mit pinta und zlápa in Haus und Küche zu walten, indeß mancher Grödner Händler aus germaniſchen Gauen deutſche Wörter in ſeine Heimath trug. Da dieſe Lehenwörter bis zur Grenze des Alterthums hinaufreichen und noch die beiden erſten Lautverſchiebungen unterſcheiden laſſen, ſo geben ſie Zeugniß von der Gaſtfreundſchaft, welche deutſche Eindringlinge erfuhren, bevor das eigene Haus der gerdaina gezimmert war. So wenig verläßliche Daten die bisherige Dialectforſchung über die Zeit der Umbildung mittelhochdeutſcher Wörter in tiroliſch mundartliche Laute geliefert hat, ſo zahlreich iſt die Schaar älterer Fremdwörter, welche der Verfaſſer von jüngeren Anwerbungen geſondert hat; gleichwohl bleibt auch bei ihm noch eine Anzahl ſolcher Wörter zurück, über deren Ableitung aus mittelhochdeutſchen oder tiroliſchen Formen die Entſcheidung fehlt.

Dem dreifachen Quell des grödneriſchen Wörterſchatzes entſpricht die dreifache Gliederung der Lautlehre, aber es heiſcht gründliche Kenntniß des lebenden Dialectes, alle Schattirungen der Tongebilde und die Schwierigkeit ihrer genauen Bezeichnung in der Schrift zu erfaſſen, da ſelbſt dem feinen Ohre des Beneficiaten Vian, deſſen Wiege in Faſſa geſtanden, nach fünfzigjährigem Aufenthalte im Thale nicht jede Feinheit, jede Eigenheit der heimiſchen Mundart aufgeſchloſſen iſt. Gerade dieſer Theil des Werkes hat jedoch durch die Mitwirkung des geiſtlichen Herrn Rifeſſer und durch die Anwendung der böhmeriſchen Schreibweiſe eine überaus gründliche Bearbeitung erfahren, und es ſind mit Rückſicht auf den Zeitraum von beiläufig fünfzehnhundert Jahren, in welchem die Aufnahme germaniſcher Wörter ins Grödneriſche, beziehungsweiſe ins Latein, ſtattgefunden, zugleich die drei großen Perioden auseinandergehalten, welche den Wandel unſerer Sprache von der Gothenzeit bis auf die Gegenwart umfaſſen.

Für die innige Verwandtſchaft des Grödneriſchen mit den Idiomen von Faſſa, Buchenſtein, Ampezzo, Enneberg, giebt das gleichzeitig erſchienene Buch des Dr. Alton zu Prag die erforderlichen Belege. Indem der Verfaſſer den ganzen Bau dieſer ladiniſchen Mundarten unterſucht, findet er überall das Lateiniſche als gemeinſame Grundlage, ſo daß von hundert

Digitized by Google

Worten nur fünfzehn auf das Alt- und Mittelhochdeutsche, zwei auf das Neudeutsche, drei auf andere Gebiete entfallen, alle aber die gleiche Verbildung, wie die lateinischen, erfahren haben. In abgeschlossenen Thälern und Schluchten, zwischen himmelanstrebenden Dolomiten, welche die Bewohner an dem freien Verkehr und Gedankenaustausch mit Nachbarn und Stammgenossen vielfach hinderten, mußten die Nahrungsquellen ihrer sprachlichen Entwickelung schon früh versiegen und die ladinischen Redeformen zu einem skelettartigen Rest des römischen Patois verdorren, aus dem zahlreiche Wörter in den Schwestersprachen vergebens ihr entsprechendes Alterum suchen. Denn so groß die Aehnlichkeit des Ladinischen mit dem Provenzalischen: der Ursprung des Ersteren läßt sich doch mit Sicherheit auf unmittelbare Entwickelung aus der römischen Volkssprache zurückführen und schon das Fehlen des sogenannten Conditionale gilt dem Verfasser als Zeugniß für den Anschluß an die lingua romana, da dessen Mangel bei der Ableitung vom Italienischen ein unerklärbares Räthsel bliebe.

Dem Fachgelehrten werden beide Werke erwünschten Anlaß zur Vergleichung und Würdigung der beiderseitigen Vorzüge geben. Wenn die Lautlehre bei Alton — nach Ascoli's Vorbilde bearbeitet — zugleich die Eigenheiten jeder besondern Mundart unterscheidet und das Glossar durch den Nachweis der übereinstimmenden oder abweichenden Wörter aller ladinischen Idiome größeren Umfang und Werth zur praktischen Benutzung erhält, so ist Gartner's Schreibweise den Klangverschiedenheiten der grödnerischen Sprache vielleicht genauer angepaßt. Beide Arbeiten, von wissenschaftlichem Geiste getragen, in gründlicher Weise durchgeführt, bilden eine gegenseitige Ergänzung und bringen gehaltvolle Aufschlüsse über einen Dialect, den die Bewohner rauher Alpenthäler als Ueberbleibsel des ehrwürdigen Alterthums Jahrhunderte hindurch wie ein verhülltes Heiligthum der Vorzeit festgehalten haben.

Fast könnte es überflüssig erscheinen, daß der Beneficiat Vian noch jetzt eine Umgestaltung seines Büchleins über Gröden vorbereitet; allein da ihm nicht blos die Verbesserung sondern auch die Vervollständigung des ersten Versuches durch Cultur- und Sittenbilder am Herzen liegt, so dürfte die zweite Auflage vorzugsweise den Fremden willkommen sein, welche Jahr für Jahr in dem schönen Thale das Leben und Weben der Bevölkerung belauschen und nicht ohne Wehmuth erfahren, daß in dem erstarrenden Flusse ihrer Sprache Blüthe um Blüthe der Poesie verwelkt. Nur eine Sage hat Vian der Vergessenheit entrissen, ein einziges Lied: „la védla múta“ der Sammlung seiner Lesestücke eingereiht; wie die Mär vom Orco, der zuletzt vor fünfzig Jahren als nebelhaftes Ungethüm einen Grödner geängstigt hatte, dem Gedächtnisse der Lebenden zu entschwinden droht, verklingt „des Junggesellen

Digitized by Google

Jubel" — das Gegenstück zu der Jungfrau Klage — allmählich in des Volkes liederarmem Munde, und da zugleich die malerische Nationaltracht aus der Mode, der Hochzeitsbrauch außer Uebung gekommen ist, so erhält die zu erhoffende ausführliche Kunde von den alten Bräuchen, als Beitrag zur Culturgeschichte, erhöhten Werth.

Selten nur gewähren gegenwärtig Patrociniums- und Kirchweihfeste oder andere Vergnügungen Gelegenheit, die Frauenwelt von Gardena im Glanze ihrer Schönheit zu schauen. Es war ein heitrer Juliabend, als die Musikanten von Ortisei mit lustigen Weisen Jung und Alt auf die Straße vor das Adlerwirthshaus lockten, wo zwischen dunkeln Gewändern farbige Schultertücher, weiße Kragen und Schürzen leuchteten, neben unscheinbaren Gestalten hochgewachsene Mädchen mit strahlenden Augen unter dunklen Brauen des Lauschers Blick gefesselt hielten und spielende Kinder, unbekümmert um den Rhythmus der Melodien, sich auf dem Rasen tummelten oder Gatter und Brunnen erkletterten, das Thun und Treiben eines wälschen Hausirers zu verfolgen, der mitten im Gedränge die Kugel seines Glücksrades rollen ließ. Des fahrenden Spielmanns Zipfelmütze beschrieb mit dem verminderten Lauf der Scheibe immer langsamere Kreise und sein Gesicht verbarg unter tiefem Ernst die Freude über den Zufluß an Silbermünzen, welche unerfahrene Bursche der Hoffnung und dem Zufalle opferten. Rings um die Bläser drängte sich im Festgewande oder schlichten Kleide die Schaar der Frauen und Jungfrauen neben schweigsamen Burschen, auf deren Hut sich eine Blume oder Feder nach dem Takte der heitern Weisen wiegte; den Trupp der Männer verstärkten Pfründner mit gefurchten Zügen und verwirrten Haaren, durchkreuzten halbberauschte Kameraden, um von dem Kunstgenusse zur Schenke zurückzukehren, indeß die Schaulust Heimische und Fremde auf den Söller der „Post", an die Fenster des „Adlerwirthshauses" zog.

Lebhafter, mannichfaltiger, war wohl das Treiben auf dem Markte am folgenden Tage, aber es entbehrte der vornehmen Ruhe und des heitern Farbenspiels. Regellos die Zelt- und Budenreihe mit Spielzeug, groben Stoffen, Geräth und billigem Schmucke; regelloser die Doppelzeile des Viehs und das Gewimmel der Landbevölkerung, die hier Blech- und Thongeschirre, Stahl- und Eisenklingen prüfte, dort brüllende Thiere tastend untersuchte und oft erst im Abtriebe der Stücke den Kauf vollzog. Gaukler, Possenreißer, lustige Gesellen und der wälsche Spielmann fehlten und des Malers Auge erspähte nur wenige blühende Dirnen, wenige charakteristische Typen in dem Wandelbilde, das schon in der Mittagsstunde nach allen Richtungen zerstob.

Jäher Wechsel der Witterung trieb mich wieder in das Eisackthal. Nach dem letzten Aufstieg zu dem waldumrauschten Tempel, in dessen Bildersaal der Photograph nicht ohne Zeitverlust und Mühe die letzten Aufnahmen

Digitized by Google

beendet hatte, gab ein Blick von dem Luſenberge auf die Formenpracht der Dolomite, auf das nebelgraue Haupt des rieſigen Saßlung, gab die Umſchau in der Werkſtatt des Schnitzers Johann Moroder, deſſen tiefempfundene Scenen aus der Paſſion, deſſen treffliche Madonnenſtatue und die ſchöne Kindergruppe vor dem Muttergottesbilde das Maß ſeiner künſtleriſchen Durchbildung offenbarten, dem Aufenthalte in Gardena's blühenden Gefilden befriedigenden Schluß. G. Dahlke.

Hiſſarlik und Herr Virchow.

Die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften können von Glück ſagen: eine neue Zeit zieht herauf, der überflüſſige Ballaſt der Forſchung wird fortgeworfen und der Naturforſcher ſpricht ſeine — großentheils ganz neuen — Anſichten über die ſchwierigſten geſchichtlichen Probleme unbefangen aus. Nicht blos die Basken haben aufgehört ein Räthſel zu ſein; Wilhelm von Humboldt und ſo manche Andere hatten unendliche Mühe auf die noch immer nicht ganz erſchloſſene Escuara gewandt: wozu? Jetzt erfahren wir, daß die Basken dolichokephale und brachykephale Schädel haben, folglich ſind ſie ein Miſchvolk. Die Hiſtoriker und Sprachforſcher haben bis jetzt kaum andere als Miſchvölker gekannt, und immer gemeint, wenn ein Volk kein Miſchvolk iſt, ſo weit dies überhaupt möglich iſt, ſo ſind es die Basken. So geht es auch dem alten Homer und der troiſchen Ebene. Wie oft hatte man ſchon behauptet, entweder habe Homer die Troas nicht gekannt oder der Skamander ſein Bett verändert: jetzt hat Herr Profeſſor Virchow („Deutſche Rundſchau" 1880, Januarheft) die Gegend beſucht und nun iſt die Sache entſchieden: „es würde zu weit führen, wenn ich an dieſem Orte die Gründe im Einzelnen darlegen wollte, welche nach meiner Meinung, wenn auch nicht abſolut beweiſen, ſo doch im höchſten Grade wahrſcheinlich machen, daß der Mendereh in einem neuen Bette ſtrömt, und daß die jetzt nur gelegentlich benutzten und zum Theil mit Meerwaſſer gefüllten Waſſerbetten, die ſogenannten Asmaks, verſchiedene alte Betten des Skamander bezeichnen, welche ſeit langer Zeit verlaſſen ſind" (S. 31). Der Mendereh nämlich iſt der Skamander: „ſo viel man auch verſucht hat, dieſen Namen auf ein kleines Flüßchen zu übertragen, welches im weſtlichen Theile der Ebene neben dem Mendereh einen kurzen Verlauf macht, den Bunarbaſchi-Su, vor einer unbefangenen Vergleichung der Homeriſchen Angaben mit der Wirklichkeit ſchwindet jede Möglichkeit, den göttlichen Skamander in einer Ecke der troiſchen Ebene zu ſuchen und den eigentlichen Strom dieſer Ebene, den Schöpfer derſelben, künſtlich in eine

Digitized by Google

Nebenſtellung zurückzudrängen. Aber freilich, der Mendereh entſpricht in vielen Stücken dem Skamander der Dichtung nicht" (S. 30).

Homer nämlich dichtete die Ilias aus genaueſter perſönlicher Anſchauung und Kenntniß der Gegend: „die Gelehrten ſtreiten darüber, ob Homer, oder ſagen wir allgemein, ob der Dichter der Ilias, das Land ſelbſt betreten hat. Ein ſonderbarer Streitpunkt für den, der das Land nicht blos von der See aus geſehen, ſondern im Innern durchſtreift hat! Ich erkläre offen, es ſcheint mir unmöglich, daß die Ilias von Jemand gedichtet ſein könne, der nicht das Land ſelbſt beſucht hat" (S. 28).

Die Gründe hierfür ſind folgende. Erſtens: „es muß in der Oertlichkeit ein beſonderer Anreiz zum Dichten liegen. Die Natur muß hier etwas an ſich haben, was die Phantaſie mächtig erregt. Niemand wird doch glauben, daß alle dieſe Erinnerungen aus bloßem Eigenſinn an den Hellespont geknüpft ſeien" (S. 27).

Zweitens: „für den gewöhnlichen Reiſenden, zumal den, welcher dem Lande vom Meere her naht, iſt es ſchwer, dieſe Räthſel zu löſen. Wenn man dagegen, wie ich, über das Schwarze Meer und den Bosporus zu den Dardanellen kommt, und von da zu Lande in die Troas eindringt, ſo empfindet man die Schönheit und Eigenartigkeit dieſer Gegenden unendlich tiefer".

Wir glauben gern an dieſen ſchönen Charakter der Landſchaft, aber man wird wenig Leute finden, welche zugeben, daß bei Homer etwas anderes als die allgemeine ſüdliche, griechiſche Landſchaft dem Gedichte zu Grunde liegt: keine Spur einer Individualiſirung findet ſich, durch welche man eine ſeiner Landſchaften von der andern unterſcheiden könnte. Doch das wunderbarſte Argument für ſpecielle Kenntniß der Gegend bei Homer giebt der Kaiſer Conſtantin ab. Er wollte Neu-Rom erſt nach der Troas legen, aber da wurde ihm „der höhere landſchaftliche Reiz und die größere politiſche Bedeutung von Byzanz erſchloſſen: er erbaute Conſtantinopel" (S. 28). Wer von unſeren Leſern nicht glauben wollte, daß ſo argumentirt iſt — was wir keinem verdenken — den bitten wir die Stelle nachzuleſen.

Drittens: „die zwei Quellen des Skamander, die kalte und die warme, welche die Ilias in die Ebene verlegt, ſucht man dort vergeblich; ſie ſind hoch im Ida, zwei Tagereiſen von der Ebene entfernt. . . . Durch ſolche Kleinigkeiten darf man ſich die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Geſammtanſchauung nicht trüben laſſen" (S. 29). Bis jetzt hatten wir immer geglaubt, die Geſammtanſchauung einer Sache ſetze ſich aus den richtig und ſcharf beobachteten Einzelheiten zuſammen, und wir meinen, die Naturforſcher würden einen hiſtoriſchen oder philologiſchen Forſcher übel anſehen, der ihnen ſagen wollte: wir wollen einmal die blonden Leute in Deutſchland zählen; zwar kann Niemand die Grenze der Blondheit beſtimmen, die Beſtimmungen

tized by Google

werden auch durch tausend verschiedene Menschen gemacht werden, von denen nicht drei über solche Farbenunterschiede übereinstimmender Ansicht sind, das schadet aber nichts: auf solche Kleinigkeiten kommt es nicht an. Das Gesammtresultat wird schon richtig sein.

Viertens: die „socialen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung. Drei Jahrtausende haben nicht genügt, um in diesen Dingen eine nennenswerthe Veränderung hervorzubringen. Noch immer ziehen die Wolken dieselben Wege u. s. w. Wenig Ackerbau, viele Heerden — das bestimmt nicht blos die socialen Einrichtungen der Menschen, sondern auch die Beschaffenheit der Oberfläche des Landes . . . . Man kann Petroleum brennen und doch im Uebrigen ein Homerischer Trojaner bleiben" (S. 29).

Was die socialen Zustände Troja's anlangt, so ist ja aus dem classischen Buche Gladstone's (Homeric synchronism) bekannt, daß the ménage of Priam, in its Asiatic multiformity, contrasted strongly with the modesty of early Greek life (S. 201), wofür derselbe tiefe Kenner griechischer Literatur und Geschichte an einer andern Stelle seine glänzende und nie genug zu bewundernde Erklärung dahin fixirt: The poet is, to say the least, notably in correspondence with the poetical account of Rameses II, who is represented as surrounded when alone by 2500 chariots . . . . But Rameses was also, and this according to inscriptions, a portentous sensualist. In a long life, we are told, he had 166 children, of whom fifty-nine were sons. It was perhaps this extraordinary form of human excess — and if not it was almost certainly some similar exorbitancy — that may have suggested to the Poet a picture so intensely foreign and so repulsive to the Greek manners as that of Priam; who had fifty sons, with a number of daughters, nowhere specified; but twelve were married inmates of his palace" (S. 199). Leider theilt Herr Professor Virchow nichts weiteres über die socialen Eigenthümlichkeiten der Bewohner der Troas mit, so daß wir uns mit der frappanten Aehnlichkeit der weidenden Heerden von damals mit den heutigen zu begnügen haben.

Doch wir könnten noch vieles anführen, was uns Anlaß zu Bemerkungen giebt, z. B. den reisigen Heros Herakles (S. 27), der in Wirklichkeit nie zu Pferde vorkommt, wie den Anchyses (so wiederholt), von dem „die ersten Kaiser von Gottes Gnaden" (S. 27) herstammen, was wirklich kein hübscher Ausdruck ist, da die Julier sich mit den ältesten Ueberlieferungen Roms durch eine plumpe Geschichtsfälschung und eine falsche Etymologie in Verbindung setzten, während unser Ausdruck „von Gottes Gnaden" denn doch auf sehr bestimmten Voraussetzungen und Gedanken beruht, die man nicht zu theilen braucht, aber nicht lächerlich machen sollte.

Digitized by Google

Für die unbefangene Schilderung der topographischen und geologischen Verhältnisse der Troas wird man Herrn Professor Virchow aufrichtig dankbar sein können. Freilich ziehen wir ganz andere Folgerungen daraus als er. Das Bild, welches man sich nach der Spratt'schen Karte ungefähr davon machen könnte, wird durch Virchow's Schilderungen nur bestätigt und belebt. „Es ist kein Zweifel, daß, wenn die troische Ebene an der Küste der norddeutschen Ebene läge, man sie sicherlich ein Thal nennen würde. Dieses Thal ist gegen den Hellespont offen, gegen Westen und Süden geschlossen. Es hat an seiner rechten, östlichen Seite einige, zwischen die Höhenrücken der Nachbarschaft eingeschobene Nebenthäler, namentlich zwei etwas längere, welche ihrerseits wieder eine Anzahl von kleinen Thälchen und Ausbuchtungen gegen das Gebirge aussenden" (S. 31). Hier haben wir also ein überall coupirtes Terrain, in welchem die Bewegungen der Streitwagen, welche ja bei Homer das Hauptinteresse der Kämpfe bilden, völlig unmöglich sind. Auf diese Streitwagen freilich läßt sich Herr Professor Virchow nicht ein, während sie für uns gerade der unwiderlegliche Beweis für den rein poetischen Charakter der Ilias, die absolute Idealität der Ebene von Troja, und des Dichters völlige Unkenntniß der Topographie derselben sind.

Interessant sind auch die Beobachtungen Virchow's über die atmosphärischen Vorgänge in der Troas. Er zieht daraus den Schluß: „Wer könnte verkennen, daß der große Dichter von solchen Anschauungen aus das herrliche Gemälde gestaltet hat, das er von den Vorgängen im Kreise der olympischen Götter entwirft? Ich will hier nicht auf das Einzelne dieser Naturereignisse eingehen, ich verzichte selbst darauf, das herrliche Schauspiel zu schildern, welches uns am Fuße des Ida durch das Auf- und Niedersteigen des Gewölkes geboten ward. Aber ich kann nicht verschweigen, daß es mir gänzlich unverständlich ist, wie man hat glauben können, durch das Lampenlicht der Studirstube die Wunder der troischen Natur zu verdunkeln und dem unsterblichen Dichter den positiven Hintergrund seiner Anschauungen bestreiten zu dürfen" (S. 35). Die Lampengelehrten werden hierauf erwidern, daß in Griechenland als einem überall gebirgigen Lande das Gewölk sich an den Bergen heraufziehen und von ihnen herabsenken wird, nicht mehr und nicht weniger als in der Troas, und daß von besonderen Wundern weder in der Troas noch bei Homer die Rede ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in der ganzen Ilias von der troischen Ebene fast keine Details gegeben werden: denn der Feigenbaum, die Kallikolone und die beiden Skamanderquellen, die noch dazu in Wahrheit gar nicht in der Ebene vorhanden sind, bilden denn doch wirklich kein topographisches Detail. Mit um so größerem Erstaunen also lesen wir Folgendes: „die Ebene, und zwar derjenige Abschnitt, der sich überhaupt zum Schlachtfelde eignet, und

Digitized by Google

der, wenn man die Veränderung der Flußläufe in späterer Zeit wegdenkt, auch der Topographie des Homerischen Schlachtfeldes genügt" ist Hissarlik ungleich näher als in der Ilias der Stadt Troja. „Man erkennt die einzelnen Gegenstände darauf deutlich, und es ist nicht ganz unmöglich, daß von hier aus Helena ihrem königlichen Schwiegervater die einzelnen Heerführer der Achäer bezeichnen konnte" (S. 37).

Den Hügel von Hissarlik und Schliemann's Ausgrabungen schildert der Reisende ebenfalls in sehr interessanter Weise. Aber wenn er fragt (S. 39): „Mußte nicht das Stadthaupt, welches über so viel Gold gebot in einer Zeit, wo Gold so wenig verbreitet war, ein Fürst sein? Und was sollte uns hindern, ihn Priamos zu nennen?" so antworten wir: Alles soll uns daran hindern, denn das durch J. A. Wolf erschlossene und durch scharfsinnige und gelehrte Forscher fortgeführte Verständniß der Homerischen Gedichte ist eine ernste Wissenschaft, der mit dilettantischem Entzücken über unhaltbare Traditionen nicht gedient ist, und die sich gar nichts daraus macht, wenn ihr zugerufen wird (S. 39): „Berauben wir uns doch nicht ganz unnöthiger Weise aller Poesie!"

J. Eyssenhardt.

Ein zweiter Streifzug durch das Gebiet der historischen Sagen.*)

Seit die kritische Betrachtung der Geschichte erstarkt ist, hat die Geschichte von den „Weibern von Weinsberg" dadurch ein gewisses Mißtrauen erregt, daß nicht ein einheimischer Cronist, sondern der Kölner Annalist sie zuerst gemeldet hat. Wilhelm von Giesebrecht**) verweist zu der Erzählung von den treuen Weinsbergerinnen auf die Berichte des Otto Morena und Burchard von Ursperg über die Einnahme von Crema 1160, wo dieselbe Capitulationsbedingung vorkommt, daß nur soviel, als jeder auf den Schultern tragen könne, fortgeschafft werden dürfe. Ragewin berichtet den Vorfall mit schlichten Worten; Otto Morena, Burchard und der Kölner Annalist malen ihn weiter aus. Drei Momente hafteten im Gedächtniß der Zeitgenossen, denn an schriftliche Entlehnung wird nicht zu denken sein: die harte Capitulationsbedingung, die Milde des Kaisers bei der Ausführung und die Züge opferwilliger Liebe bei den Bürgern.

Wir haben bereits (diese Zeitschrift 1879, II. 704) den Heldentod der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen erwähnt. Diese Sage hat eine historische Entwickelung „ihrer Blüthe und ihres Verfalls" durch den

*) Der erste steht in dieser Zeitschrift 1879 II, S. 704—708.

**) Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Braunschweig 1877.

Digitized by Google

zu früh verſtorbenen badiſchen Archivar Dr. Moritz Gmelin aus Ludwigsburg (geſt. den 14. December 1879) gefunden. Sie iſt in der „Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins", Karlsruhe 1879, Band 31 enthalten. Danach findet ſich die erſte Erwähnung der 400 Pforzheimer mit einem vorſichtigen „Man meldet" in einer Anmerkung zu Joh. Chriſt. Sachs, Einleitung in die Geſchichte der Markgravſchaft Baden, Karlsruhe 1770, Band IV, Seite 433.

Die Hauptquelle für dieſe als Gedicht und Novelle bearbeitete Sage, welche, wie wir ſehen werden, zu Feſtfeiern Veranlaſſung gab, iſt Deimling's Drama und Poſſelt's Rede. Im Jahre 1788 erſchien bei Macklot in Karlsruhe: Die 400 Pforzheimer Bürger, oder die Schlacht bei Wimpfen, ein vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nebſt Vorbericht, eine kurze Geſchichte von Pforzheim und die Veranlaſſung zu dieſem Unternehmen enthaltend, von Ernſt Ludwig Deimling. Am 29. Januar 1788 hielt Ernſt Ludwig Poſſelt zu Karlsruhe in Gegenwart des fürſtlichen Hauſes eine Rede über den Vaterlandstod der 400 Bürger von Pforzheim, welche gedruckt erſchien mit einer Einleitung und dem Verzeichniſſe der Gefallenen. Gleichzeitig hielt der Stadtpfarrer zu Pforzheim, Gottfried Poſſelt, eine Predigt daſelbſt über denſelben Gegenſtand. Der Feier in Karlsruhe hatte eine Deputation von Pforzheimern, „von welchen man vermuthen könne, daß ihre Voreltern bei der Schlacht von Wimpfen geweſen" beigewohnt, ſie wurden nachher zur Hoftafel gezogen. Dr. Ernſt Ludwig Poſſelt wurde zum Ehrenbürger von Pforzheim ernannt. Ein merkwürdiger Erfolg! Ein ganz ungebildeter und wenig begabter Mann erfindet zur Ehre ſeiner Familie und Vaterſtadt eine Geſchichte, wovon keiner der zahlreichen Zeitgenoſſen, welche theilweiſe als Theilnehmer die Schlacht bei Wimpfen beſchrieben, ein Wörtchen weiß, welche keiner der ſpäteren Hiſtoriker kennt, denn auch die unſichere Notiz bei Sachs iſt ohne Zweifel von Deimling inſpirirt, und ein unkritiſcher Hiſtoriker brütet das Ei aus. Die Sage ruft 1792 die 170jährige Erinnerungsfeier der Schlacht hervor; 1822 wird in Pforzheim feierlich die Erinnerung an die vor 200 Jahren ſtattgefundene Heldenthat erneuert. Am 4. Mai 1822 beſchloß die zweite Kammer der badiſchen Ständeverſammlung, in Folge der von den Abgeordneten für Pforzheim überbrachten Einladung zur Feier des hiſtoriſch-religiöſen Säcularfeſtes ihre Sitzungen an dieſem Tage auszuſetzen; viele Mitglieder erklärten an der Feier Theil nehmen zu wollen. Am 6. Mai 1834 wurde das Denkmal enthüllt, welches der Großherzog Leopold dem Andenken der 400 Gefallenen in der Schloßkirche zu Pforzheim geſetzt hatte. Die Geſchichte geht nun auch in auswärtige allgemeine Werke über, wie Sporſchil, Geſchichte des dreißigjährigen Krieges (Seite 184) und Becker's Weltgeſchichte (8. Auflage 1867. X. 313); von

Digitized by Google

badischen Autoren nennen wir Rotteck's Weltgeschichte (VII, 401), Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz (1845 II, 382), G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte (fünfte Auflage 1852, II, 139) und das Universallexicon des Großherzogthums Baden (1844, Seite 880). Selbst Karl du Jarrys Freiherr von La Roche (Dreißigjähriger Krieg, 1848, II, 91), der von seinem strategischen Standpunkte die Absurdität der ganzen Erfindung einsehen mußte, spricht sich mit schonender Zurückhaltung darüber aus.

Wie die Tellsage den Urkantonen, so schien die Pforzheimer Sage dem altbadischen Lande ein Noli me tangere zu sein. Sie war längst vernichtet, als sie noch fortspukte, aber das Manuscript lag verborgen im großherzoglichen Generallandesarchiv zu Karlsruhe. Der Pforzheimer Schriftsteller Lotthammer hat in seinem zwischen 1834—1843 verfaßten Manuscripte die Kritik der Sage in folgende Punkte zusammengefaßt: erstens, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach konnte nach seiner Abdication keinen Pforzheimer Bürger aufbieten, da er nicht mehr Landesherr war; zweitens, zufolge den Kirchenbüchern gab es 1622 keinen Bürgermeister Berchtold Deimling. Drittens, es ist unmöglich, daß 400 oder auch nur 300 Bürgersöhne gefallen sind, denn, da die Zahl der Bürger von Pforzheim damals höchstens 600 betrug, so hätten die Geburtslisten der folgenden Jahre einen großen Ausfall ergeben müssen, was nicht der Fall. Viertens, Tilly ist nach der Schlacht nicht in Pforzheim gewesen, kann also auch die Stadt nicht aus Bewunderung der Tapferkeit ihrer Söhne verschont haben. Dennoch wahrt sich Lotthammer eine Hinterthür, indem er sagt: „Sicherlich liegt der Sage eine historische Wahrheit zu Grunde." Erst David Coste hat in seinem Aufsatze in Sybel's historischer Zeitschrift (1874, XXXII, Seite 23—48) die vollen Consequenzen aus Lotthammer's Forschungen gezogen, er hat weitere Widersprüche und Fälschungen Deimling's und Ernst Ludwig Posselt's nachgewiesen und auf die Unmöglichkeit aufmerksam gemacht, daß ein solches Ereigniß im Gedächtnisse einer Bürgerschaft spurlos untergegangen sei. Weil diese Arbeit in der Presse, besonders der badischen, nicht die verdiente Beachtung fand, hat M. Gmelin in der „Allgemeinen Zeitung" 1878, Nummer 128, den Stand der Sache nochmals dargelegt.

Die dritte Sage, mit welcher wir uns heute beschäftigen wollen, betrifft das Testament Peters des Großen. Dessen Inhalt ist aus unzähligen Schriften bekannt. Die Hauptpunkte sind: „Rußland muß nichts vernachlässigen, um sich die Formen und Sitten Europas zu geben. Das Reich muß in einem steten Kriegszustande erhalten werden, es muß sich allmählich ausdehnen bis über das baltische Meer, im Süden bis ans schwarze Meer. Es muß Polen einverleiben und dem Westen so nahe als möglich rücken. Es muß Schweden von der europäischen Politik trennen und zu unterdrücken suchen. Unter dem Vor-

Digitized by Google

wande von Vertheidigungsmaßregeln gegen Süden und namentlich gegen die Türkei muß Rußland ſeine Heere ſchlagfertig haben, es muß Feſtungen am ſchwarzen Meer erbauen und Conſtantinopel zu gewinnen ſuchen. Es muß in Polen die Anarchie erhalten und mit England durch Verträge in gutem Verhältniſſe bleiben; es muß mit ſeiner Flotte alle europäiſchen Meere beherrſchen und vor Allem beherzigen, daß, wer den Handel Indiens hat, Herr von Europa iſt. Es muß ſich in alle Zwiſtigkeiten Europas mengen, namentlich in jene Deutſchlands, und hauptſächlich den Einfluß der Religion benutzen. Es muß möglichſt viele eheliche Verbindungen mit deutſchen Fürſtenhäuſern eingehen, um überall ſeine Hände im Spiele zu haben." — Der Pole Chodzko hat das politiſche Teſtament Peters des Großen in der erſten, 1839 zu Paris erſchienenen Lieferung ſeines Volkes: la Pologne illustrée reproducirt, ebenſo Paalzow in ſeinen gelegentlich des Krimkrieges herausgegebenen „Actenſtücken der ruſſiſchen Diplomatie" (Berlin 1854). Es heißt hier, das Teſtament ſei niedergelegt in dem Archive des Luſtſchloſſes Peterhof bei St. Petersburg; unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth habe der bekannte Chevalier d'Eon, Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft am ruſſiſchen Hofe, Einſicht und Abſchrift davon erlangt und 1757 daſſelbe dem Abbé Bernis, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XV., überreicht. Dr. G. Berkholz, Stadtbibliothekar in Riga, hat zuerſt in der „Baltiſchen Monatsſchrift" behauptet, daß der napoleoniſche Hofpubliciſt Leſur in ſeiner Schrift du progrès de la puissance russe (deren beide Ausgaben 1807 und 1812, alſo in Zeiten der höchſten Spannung zwiſchen Rußland und Frankreich erſchienen) zuerſt die Grundzüge des Teſtamentes aufgeſtellt habe. Berkholz's erſte Veröffentlichung, welche auch in das „Magazin für die Literatur des Auslandes" überging (1860, Nummer 15) ſcheint nicht viel beachtet worden zu ſein, deshalb kam er 1863 auf den Gegenſtand zurück. Er publicirte damals eine Flugſchrift: Napoléon I. auteur du Testament de Pierre le Grand. Berkholz glaubte nämlich aus eigenthümlichen Wendungen, welche gleichzeitig in der Leſur'ſchen Schrift und in öffentlichen Reden des Kaiſers vorkommen, ſchließen zu dürfen, daß Napoleon dieſelbe nicht allein veranlaßt, ſondern ſelbſt auch daran mitgearbeitet habe. Dieſe Anſicht hat in Deutſchland und Frankreich vielfache Zuſtimmung gefunden.

Namentlich hat eine anonyme kleine Schrift, als deren Verfaſſer ziemlich allgemein Adolf Thiers gilt: les auteurs du Testament de Pierre le Grand, Paris 1872, ſich dieſem Ergebniſſe angeſchloſſen. 1877 iſt im zehnten Bande der „Ruſſiſchen Revue" von Karl Röttger in Petersburg die Berkholz'ſche Schrift in deutſcher Ueberſetzung erſchienen. Berkholz kannte nur zwei Faſſungen des Teſtamentes: die von Leſur und eine zweite, welche Gaillardet in ſeinem 1836 und in zweiter Ausgabe 1877 erſchienenen Buche:

Mémoires du Chevalier d'Eon mitgetheilt hat. In ein ganz neues Stadium iſt die Frage dadurch getreten, daß, wie wir aus einem Aufſatze von Dr. H. Breßlau in Berlin (von Sybel's hiſtoriſche Zeitſchrift 1879, Band 41, Seite 385) erſehen, im berliner Archiv ein dritter Text des Teſtamentes aufgefunden worden iſt, welchen ein gewiſſer Sokolnizki 1797 dem franzöſiſchen Directorium eingereicht hat. Da Sokolnizki in ſehr ſchlechtem Franzöſiſch ſchrieb, die beiden anderen Faſſungen aber in elegantem Stile geſchrieben ſind, ſo kommt H. Breßlau zu dem Ergebniſſe, daß für Leſur wie für Gaillardet die Erfindung des Polen gemeinſame Quelle war.

W. Stricker.

Politiſche Sommeridylle.

Den Deutſchen hat eine zwanzigjährige ernſtliche Beſchäftigung mit der praktiſchen Politik noch nicht ſo vollſtändig aus den luftigen Regionen des freien Gedankens zurückgerufen, daß er es nicht zuletzt immer als unerträglichen Zwang empfindet, acht oder neun Monate des Jahres mit Sinnen und Trachten an wenige nüchterne Gegenſtände gekettet zu ſein. Wenn endlich die großen Parlamentsſäle geſchloſſen ſind, und der glücklichere Theil der ſchreibenden und leſenden Menſchheit den Staub der großen Städte von den Füßen ſchüttelt, um in Bergſchluchten oder am Meeresſtrande Sommerfriſche zu ſuchen, flüchten die minder Begnadeten, die ans Schreibpult gefeſſelt bleiben, gern mit dem Geiſte in jene Gefilde zurück, in welchen die Conſtruction des Staates nach dem Richtmaße des Ideals ſich an keine Schranken rauher Wirklichkeit ſtößt. Auch heuer war, indem noch die Kämpfe des preußiſchen Landtages in der Preſſe nachgrollten, der Ton angeſchlagen, der ein reiches Programm freier Phantaſien über die beſte der parlamentariſchen Welten einzuleiten ſchien. In einer beſcheidenen Ecke der Bücherwelt war ein namenloſes Schriftchen über den „Parlamentarismus und die Parteien" und hatte ſein erſtes Echo in einem Provinzialblatte am Strande der Oſtſee gefunden, in welchem man mit oder ohne Grund ab und zu die Inſpirationen eines fortſchrittlichen Akademikers zu erkennen glaubt. Die größere Preſſe war im beſten Zuge, dem doctrinären Sommervogel und zwar zumeiſt in der Richtung jener drei Unbefriedigten in Immermann's Münchhauſen zu folgen, in dem jugendlichen Glauben nämlich, mit einer untrüglichen Formel über die correcte Conſtruction der Parteien das Geheimniß der „parlamentariſchen Regierung" zu finden. Wer weiß zu welchen überraſchenden Wahrheiten wir auf dieſem Wege binnen weniger Wochen bereits gekommen wären, wenn nicht ein zwei-

Digitized by Google

facher Anstoß den Gedankenflug gewaltsam wieder auf den Boden unserer dringendsten praktischen Aufgaben zurückgerufen hätte.

Den ersten Anstoß hat Herr von Sybel gegeben, der nach Schluß des Landtages sich wieder aus der parlamentarischen Thätigkeit zurückzieht, die er durch eine seltsame Fügung des Geschickes im vormärzlichen kurhessischen Landtage und im Erfurter Parlamente begonnen, die er im preußischen Landtage der Conflictszeit und im constituirenden Reichstage wieder aufgenommen, und zu welcher er nach siebenjähriger Pause zurückgekehrt war, als eben (1874) der kirchenpolitische Conflict zu voller Heftigkeit entbrannt war. Herr von Sybel hat seinen jetzigen Entschluß zum Anlaß genommen, in einem Abschiedsschreiben an die politischen Freunde in seiner rheinischen Heimath seine Gedanken darüber auszusprechen, wie der Staat aus der Art von Sackgasse, in welche ihn der Ausgang der kirchenpolitischen Vorlage gebracht, sich zu einer klaren und sicheren Stellung gegenüber der Curie wieder herausfinden könne. Herr von Sybel setzt sich dabei zu dem Gedankengange der jüngst abgeschlossenen Verhandlungen sofort in ein völlig freies Verhältniß, indem er nicht Anstand nimmt gerade den Punkt, an welchem die Mittelparteien unerschütterlich festhalten zu müssen glaubten, die Anzeigepflicht, gleich an erster Stelle preiszugeben und damit zugleich dem Verdachte ausweicht, nur das Organ der Regierungsauffassung zu sein, die sich praktisch wenigstens gleichfalls durchaus auf dem Boden gehalten hat, die Erfüllung jener Pflicht als unerläßliche Voraussetzung jeder Art von Ausgleich des Conflictes zu behandeln.

Wir glauben es auf alle Fälle als ein hohes Verdienst des berühmten Historikers anerkennen zu müssen, daß er den Muth hat, eine Angelegenheit, die sich nur zu sehr auf allen Seiten in kleinliche Rechthaberei zu verlieren droht, mit historisch freiem Blicke zu betrachten und zu beurtheilen. Wir geben ihm auch ohne Anstand das historische Urtheil als begründet zu, daß die Maigesetze einen großen Fehler damit begangen haben, daß sie an die Spitze ihrer kirchenpolitischen Construction einen bloßen Formalismus stellten, welcher die Hierarchie in den Stand setzte, vermittelst des passiven Widerstandes dem Conflicte von der ersten Stunde an eine kaum von jemandem vorausberechnete Ausdehnung zu geben, wodurch dann in den Augen der befangenen Bevölkerung auf die Gesetze selbst und die Regierung, welche sie erlassen hatte und ausübte, die stärkste Gehässigkeit fallen mußte. Es mußten blos wegen der unterlassenen Anzeige nach und nach 1400 Geistliche mit Strafen verfolgt und zuletzt aus ihren Gemeinden entfernt werden, von welchen nicht der zehnte Theil, ja vielleicht nicht zehn zur Ausübung des staatlichen Einspruchsrechtes materiell Anlaß gegeben hätten. Wir würden vielleicht auch keinen Anstand nehmen, Herrn von Sybel das in seiner Bedeutung jedenfalls

Digitized by Google

weit über Gebühr aufgebauſchte „Culturexamen" und die promiſſoriſchen Eide der Biſchöfe und Bisthumsverweſer hiſtoriſch preiszugeben, wenigſtens für ſehr discutabel zu erklären. Aber wir vermögen nur durchaus nicht zu erkennen, daß der Hiſtoriker über dieſes negative Urtheil bezüglich einiger Außenwerke der Maigeſetze hinaus zu einer beſtimmten ſtaatsmänniſchen Directive für den gegebenen Augenblick, und vollends nicht zu einer befriedigenderen ſtaatsrechtlichen Conſtruction als die getadelte kommt. Wir ſehen nicht einmal die Vorfrage klar geſtellt, ob der Staat verſuchen ſoll, mit dem Opfer jener Außenpoſitionen die poſitive Verſtändigung mit der Curie zu gewinnen, die er bisher vergeblich geſucht hat, oder ob er mit einer Reviſion lediglich aus eigener Initiative ſich nur in eine günſtigere Poſition bringen ſoll, um das Weitere „ruhig abwarten" zu können. In dem einen wie dem andern Falle trifft doch der Tadel in erſter Reihe die Regierung, welche in den Verhandlungen mit der Curie ſtreng an der Anzeigepflicht feſtgehalten und in ihrer jüngſten Vorlage keine der von Herrn von Sybel getadelten Einrichtungen rundweg zu opfern vorgeſchlagen hat. Und doch kommt Herr von Sybel zuletzt darauf zurück, daß der von der Regierung betretene Weg, ihre Poſition gegenüber der Curie durch „discretionäre Befugniſſe" beſſern zu wollen, der einzig richtige wäre. Nachdem er aber ſelbſt als Mitglied der nationalliberalen Fraction dazu geholfen hat, die wichtigſten discretionären Befugniſſe, welche die Vorlage enthielt, zu verwerfen, iſt es wohl keine unbillige Forderung an ihn, daß er doch hätte angeben mögen, in welchen Beziehungen ihm denn discretionäre Befugniſſe angemeſſen erſcheinen. Er tadelt es wiederum — und hiſtoriſch iſt vielleicht auch dieſer Tadel nicht ganz unberechtigt —, daß man den Culturkampf ausſchließlich als innerſtaatsrechtliche Frage behandle. „Im inneren Staatsrechte feſte, geſetzliche Regeln, im internationalen Verkehr elaſtiſche Vollmachten" — ganz richtig! Wenn nur nicht die Schwierigkeit gerade darin gelegen hätte, daß die „Vollmachten", welche die kirchenpolitiſche Vorlage verlangte, mitten in das innere Staatsrecht und ſeine nothwendig feſten geſetzlichen Regeln hineingegriffen hätte. Oder weiß Herr von Sybel vielleicht eine Analogie dafür anzuführen, daß der Rechtsſchutz des Einzelnen zum Zwecke des internationalen Verkehres „elaſtiſchen Vollmachten" anvertraut worden iſt?

Können wir alſo Herrn von Sybel das Zeugniß nicht geben, daß er die kirchenpolitiſche Frage auch nur um einen Schritt über die realen Schwierigkeiten des Augenblickes hinausgebracht hat, ſo ſind wir weit davon entfernt, ihm, wie faſt allgemein in der liberalen und ſelbſt in der freiconſervativen Preſſe geſchieht, den Vorwurf zu machen, daß er nur den ultramontanen Gegnern einen Dienſt damit erwieſen hätte, indem er gerade die Stelle der Maigeſetze als ſchwach bezeichnete, welche durch die Entwickelung des Streites

tized by Google

zum Kriterium des Widerſtandes und der Unterwerfung geworden iſt. Herr von Sybel hat mit keiner Silbe zugegeben, daß die Anzeigepflicht der Hierarchie oder dem Clerus etwas Ungebührliches zumuthet, er tadelt die Vorſchrift nur darum, weil ſie die Poſition des Staates unnöthig erſchwert, und daraus kann ſelbſt die blühendſte Sophiſtik keine Rechtfertigung der tendenziöſen und frivolen Verweigerung dieſer Formalität herleiten. Ueberhaupt aber ſollte man doch endlich einmal darauf verzichten, mit der ultramontanen Preſſe und Rhetorik einen Kampf der Gründe zu führen. Die Curie wird man auf dieſem Wege wahrlich zur Nachgiebigkeit nicht überreden, und dem katholiſchen Volke, ſo weit es von der ultramontanen Demagogie beherrſcht wird, bleiben doch alle Gründe unzugänglich. Wenn Herr von Sybel mit ſeinem Urtheile über die Anzeigepflicht Recht behält, ſo hat er damit jedenfalls einen werthvollen Fingerzeig für eine Reviſion der Maigeſetze lediglich aus der ſtaatlichen Initiative heraus gegeben. Damit iſt aber nicht im mindeſten ausgemacht, daß, nachdem nun einmal die Anzeigepflicht indirecte Wirkungen gehabt, die man hätte vermeiden können, nun nichts eiligeres zu thun wäre als ſie fallen zu laſſen — da es eben nicht im mindeſten feſtſteht, daß damit allein jene Wirkungen rückgängig gemacht werden können. Ob ſich die Zahl der 1400 erledigten Stellen noch um einige hundert vermehrt, iſt jetzt gerade verhältnißmäßig kein ſo großes Unglück mehr, daß wir darum einen Schritt zu übereilen hätten. Und andererſeits, weil die Curie ſelbſt die Anzeigepflicht nur für eine Formalität hält, die unter Umſtänden recht wohl „geduldet werden" kann, iſt es ja auch gar nicht anzunehmen, daß man das Opfer derſelben mit einem namhaften Zugeſtändniſſe erkauft haben würde, wenn Herr von Sybel dieſelbe auch nicht durch ſein Urtheil „entwerthet" hätte. Wir können in keinem Falle zugeben, daß die freie und ehrliche Discuſſion von Fehlern, die man begangen, die eigene moraliſche Poſition im mindeſten zu erſchüttern vermöchte.

Mitten in die, wenn auch nur akademiſch, wieder eröffnete kirchenpolitiſche Discuſſion hinein fällt nun die Nachricht, daß ſich die deutſchen Finanzminiſter, wie vor zwei Jahren in Heidelberg, ſo jetzt in Coburg zu einer freien Conferenz zuſammenfinden werden. So wenig man das Programm dieſer Zuſammenkunft im Einzelnen vorweg der Oeffentlichkeit anheimgeben wird, ſo wenig iſt es in der Hauptſache ein Räthſel. Auch die freiconſervative Preſſe verlangt jetzt bezüglich der Finanzvorlagen in der nächſten Reichstagsſeſſion einen „feſten, Ziel und Mittel klar erſichtlich machenden Plan". In der That iſt dies der einzige Weg, die Ausſichten ſolcher Vorlagen in etwas zu verbeſſern, und wir dürfen annehmen, daß ſich auch die Finanzminiſter darüber klar ſind, noch ehe ſie zuſammenkommen. Schon die nächſten Wochen alſo verſprechen die wichtigſte Angelegenheit des nächſten Winters

Digitized by Google

wenigſtens für die publiciſtiſche Discuſſion in Fluß zu bringen, und es iſt einſtweilen keine Gefahr, daß ſich die Preſſe abermals auf dem doctrinären Hippogryphen in die Lüfte verliert. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Die Feſtwoche. — Zweimal in Frankreichs neuerer Geſchichte griffen die Julitage mit gewaltigen Erſchütterungen in den Organismus ſeines geſammten Staatsweſens ein. Am 14. Juli 1789 fiel die Baſtille und mit Vorliebe datiren die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber von dieſem Tage den Ausgang der großen Revolution; in den Julitagen 1830 beendete abermals eine Revolution den letzten Verſuch, welcher mit der Reſtauration der alten Monarchie gemacht worden war, und die Umwälzung, die ſich damals in Frankreich vollendete, zog, gleich jener erſten, wenn auch minder gewaltig, ihre Wellenkreiſe weithin durch das nach einer fünfzehnjährigen Friedensperiode allmählich zur Erholung gelangende Europa.

Die doppelte hiſtoriſche Erinnerung an die Bedeutung der Julitage hat die leitenden Factoren der heutigen Republik beſtimmt, den 14. Juli zum Ehrentage des franzöſiſchen Volkes, zum Nationalfeſte auszuerſehen, welches ſeine beſondere Weihe durch die Vertheilung neuer Fahnen an die geſammte franzöſiſche Armee empfing, und ſomit eine Art Wiederholung des Feſtes de la Fédération war.

Wohl mag es ein ergreifender Anblick geweſen ſein, als Talleyrand, Biſchof von Autun und Mitglied der Nationalverſammlung, an der Spitze von dreihundert weißgekleideten, mit dreifarbigen Schärpen umgürteten Prieſtern an dem Altare des Vaterlandes die Fahnenweihe vornahm, als Lafayette im Namen der Nationalgarde, der Präſident der Nationalverſammlung und endlich der König ſelbſt der Verfaſſung Treue ſchwuren, als die zahlloſe Verſammlung die Hände emporſtreckte und den Bürgereid nachſprach und ſelbſt die Königin, von der Begeiſterung ergriffen, den Dauphin in die Höhe hob und in den allgemeinen Jubel mit einſtimmte. Doch nicht weniger großartig war das Schauſpiel, als am Mittwoch die feierliche Fahnenvertheilung an die reorganiſirte franzöſiſche Armee auf der gewaltigen Rennbahn zu Longchamps durch den Präſidenten der Republik vor ſich ging. Hier auf dem weltberühmten Rennplatze, wo der deutſche Kaiſer am Morgen vor dem Einzuge der deutſchen Truppen in Paris große Heerſchau hielt, hier wo nach Niederwerfung der Commune der Marſchall Mac Mahon den aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten franzöſiſchen Soldaten die erſte Revue abnahm,

Digitized by Google

hier geſchah auch die Vertheilung jener neuen Fahnen mit der Inſchrift: „République française, Honneur et Patrie!“ an die geſammte Armee. Für Frankreich ſelbſt aber bewies dies erſte nationale Feſt der Republik vom 14. Juli, verbunden mit der Amneſtie und der Austreibung der Jeſuiten, daß dieſelbe zweifellos auf einem gewiſſen Höhepunkte angelangt iſt. Die Zukunft vermag erſt die volle Bedeutung dieſes Tages zu enthüllen, denn unter der freudeleuchtenden Oberfläche des Augenblickes wogen und weben noch eine Menge anderer Elemente, die ſich jeder beſtimmten Berechnung entziehen. Die monarchiſchen Parteien ſind beſiegt; ſie erſcheinen augenblicklich nicht mehr als zu fürchtende Gegner. Die revolutionären Parteihäupter hingegen kehrten gleichzeitig amneſtirt zurück, um ihr altes Treiben ungeſtört fortzuſetzen. Sie bedrohen die regierende Bourgeoiſie und ſtellen eine neue gewaltſame Erhebung des vierten Standes in Ausſicht, weshalb die Zukunft, trotz des gelungenen Feſtes, keineswegs wolkenlos iſt.

Im Uebrigen war vorauszuſehen, daß von Seiten der Regierung, der Municipalität und der Bevölkerung Alles aufgeboten werden würde, um dieſem hiſtoriſchen Tage den nöthigen Glanz zu verleihen, durch militäriſches Schaugepränge, Fahnen, Muſik, Tanz, Cavalcaden, Illuminationen, Geſchützdonner, Feuerwerk u. ſ. w. zu imponiren und die entſprechende Anziehungskraft vorzugsweiſe auf die Provinz und das freundnachbarliche old England auszuüben. Hatte doch ſogar Herr Turquet anfangs die Abſicht gehegt, dem militäriſchen Feſte ein bürgerliches folgen zu laſſen, indem er vorſchlug, die Aſche der berühmten Männer der Nation, ſowohl aus der Fremde als aus der Provinz, ſo die Ueberreſte Montesquieu's von Bordeaux, die Boſſuet's von Meaux, ſowie die des Malers David vom Kirchhofe zu Brüſſel nach Paris herüberführen zu laſſen, wo dann ihre feierliche Beiſetzung ins Pantheon hätte geſchehen ſollen. Doch hat man eingeſehen, daß ſich wohl manche Stimmen in der Provinz dagegen erheben würden, weshalb man ſchließlich davon abgeſehen hat.

Die Stadt war ſchon ſeit Beginn der Woche im Vorgenuſſe der Feſtfreuden. Die Boulevards waren ſeit dem verhängnißvollen Julimonat vor zehn Jahren niemals ſo gefüllt und ſelbſt die entlegenſten, ſtillſten Quartiere, wenn man vom Faubourg St. Germain abſieht, deſſen Bewohner ſich meiſt in ihre Provinzſchmollwinkel zurückgezogen, herrſchte das regſte Leben. Wenn man am Tage eine Rundfahrt über die mittleren Boulevards machte, und die Mühe nicht ſcheute, die Buttes Chaumont, Montmartre, oder den Père Lachaiſe zu erſteigen, ſo genoß man eine entzückende Ausſicht über die im Feſtſchmuck prangende Stadt. Die Myriaden Fahnen ließen dieſelbe faſt als eine unendliche mit Kornblumen, Maßliebchen und Mohn beſäete Wieſe erſcheinen, die von den großen Verkehrsadern wie von Fußpfaden durchzogen

Digitized by Google

wurde und auf der sich die herrlichen Monumente um so schöner abhoben. Wie durch Zauber waren am letzten Tage die Triumphbogen aus der Erde geschossen, so wie überall, besonders in den äußeren Arrondissements, Jahrmarktsbuden ꝛc. errichtet; man konnte glauben, alle ambulanten Künstler und Tausendsassasas hätten sich in Paris Rendezvous gegeben. Auch Lotterien für die Armen und Tombolen fehlten nicht, in denen man oft gar seltsame Dinge gewinnen konnte, unter andern im Temple Quartier einen „Bon im Werthe von 500 Francs", um sich „einbalsamiren zu lassen".

Von den Festplätzen war vor allem der Platz der République, vormals Chateau d'Eau, großartig und geschmackvoll decorirt.

Am Dienstag Abend begann das Fest überall mit Fackelzügen und Zapfenstreich. Gleichzeitig war Empfang im Elysée-Palaste beim Präsidenten der Republik, wo sämmtliche Commandeure der Armeecorps, Generale und Obersten der Armee zugegen waren. Im Handelstribunal wurden vom Pariser Municipalrath die Delegirten sämmtlicher Municipalräthe Frankreichs aufs Cordialste empfangen, bei welcher Gelegenheit sich auch Victor Hugo wieder einmal dahin vernehmen ließ, daß Paris vorwärts marschire, folglich marschire die Welt vorwärts, denn was Paris thue, thue es für die Welt u. s. w. Draußen auf den Straßen herrschte die ausgelassenste Heiterkeit. Mit Fahnen und Laternen durchzogen Volkshaufen, harmlos die Marseillaise singend, die Straßen. Vor den Kaffeehäusern mußte man sich schon einen Stuhl mitbringen, um Platz zu finden, und dann mußte man Glück haben, um eine Erfrischung zu erobern, da das Militär vorging. Niemals hatte man so viele Officiere aller Waffengattungen hier beisammen gesehen, Cavalleristen, Infanteristen, Jäger, Artillerie, Gensdarmen, Pontonniers, Marine und Zuaven, Tirailleure und Spahis. Bemerkt zu werden verdient, daß sich unter dem heutigen Officiercorps ein bei Weitem ruhigerer, ernsterer Charakter zur Geltung bringt als vormals.

Am Mittag strömte halb Paris zu Fuß und zu Wagen hinaus nach Longchamps. Das boulogner Wäldchen bot von neun Uhr Morgens schon einen ungemein malerischen Anblick. Die Wege waren mit Fußgängern überfüllt. Um zehn Uhr lagerten wohl 100 000 Personen draußen in der Ebene, um daselbst der Hitze des Tages zu trotzen, denn die Sonne begann ihre Strahlen rücksichtslos herabzusenden, so daß man sich in die Sahara versetzt wähnen konnte. Bei der Mühle, wie in der Nähe der großen Cascade wurden Sitzplätze mit drei bis fünf Francs erhandelt, während die liebe Jugend sich's im Schatten der Kastanien und Akazien bequem machte. Ein schöneres Paradefeld nach Lage und landschaftlichem Reiz als Longchamps ist kaum zu denken. War das ein Bitzen und Blinken von Gewehren und Helmen und Waffen und Uniformen! Die lebhafteste Be-

Digitized by Google

wegung herrſchte auf dem weiten Felde, die Officiere des Generalſtabs ſprengten nach allen Richtungen umher, um den anziehenden Regimentern ihre vorher markirten Plätze anzuweiſen. Zwiſchen den Tribünen waren die verſchiedenen Deputationen der activen und territorialen Armee gruppirt, welche die neuen Fahnen empfangen ſollten. Zur Rechten viele Abtheilungen Schützen, Turner und Freiwillige, auch die Elſaß-Lothringer mit ihrer in Trauerflor gehüllten Fahne, die ſpäter laut acclamirt wurden. Um elf Uhr füllten ſich ſämmtliche Tribünen. Im Pavillon des Präſidenten, der mit einem Koſtenaufwande von 120 000 Francs hergerichtet war, befand ſich Frau Grevy, ihre Tochter, Gambetta's Mutter ſowie die Frauen der Miniſter. Die prächtigen Carroſſen der Botſchafter fuhren an, man trat zuvor in den Salon der Frau Grevy, worauf man ſich auf die Eſtrade der drei Präſidenten begab. Hier waren alle in Paris anweſenden Senatoren und Abgeordneten im Frack mit dreifarbiger Schärpe ſo wie die ſonſtigen Notabilitäten der Regierung. Die Damenwelt hatte in excentriſcher Toilette ſich ausgezeichnet. Dreifarbige Hüte, Kleider, Sonnenſchirme, Stiefel, Handſchuhe, von Cravaten, Schleifen und Taſchentüchern ganz abgeſehen, ja die Unterkleider und Schnürbrüſte wurden dreifarbig getragen und ſelbſt ein dreifarbiger Liquör getrunken. Um halb ein Uhr erfolgten einundzwanzig Salutſchüſſe von der Seineſeite her, die vom Mont Valerien aus beantwortet wurden. Es war das Zeichen des Herannahens der Präſidenten. Die Tambours rührten die Trommeln, ſämmtliche Regimentsmuſiken ſpielten die Marſeillaiſe und alle Truppen präſentirten. Der Wagen des Herrn Grevy rollte heran, voran die übliche Escorte von Küraſſieren, und gefolgt vom Kriegsminiſter General Farre, den neunzehn Corpscommandeuren, dem General Clinchant, Gouverneur von Paris, einigen dreißig anderen Generalen und einer Suite von mehreren hundert Generalſtabs- und Ordonnanzofficieren. Präſident Grevy ſtieg unter Hochrufen die Stufen zur Tribüne hinauf, wo alle Staatswürdenträger und das ganze diplomatiſche Corps verſammelt waren, ihm folgten Leon Say und Gambetta, die zur Rechten und Linken neben ihm Platz nahmen, hinter dieſen die Miniſter. Der Kriegsminiſter mit ſeinem Gefolge und die Armeecorpscommandanten ſtellten ſich an die Spitze der Truppentheile und rückten vor den Pavillon. Jetzt begann die feierliche Ceremonie. Der Präſident hielt die bekannte würdige Anſprache, die mit enthuſiaſtiſchem Beifalle überſchüttet wurde.

Die Generäle, die Truppen, das Publikum der Tribünen alle jubeln und laſſen die Republik, die Armee und Grevy hochleben. Inmitten dieſes Enthuſiasmus erfolgt die Vertheilung. Als die erſten Fahnen auf der Tribüne emporgehoben und ſichtbar werden, bricht der Jubel von Neuem los. Die Muſik ſpielt die Marſeillaiſe und unter ihren Klängen vollzieht ſich die

Digitized by Google

Ceremonie. Jedesmal treten zwei Oberſte und zwei Fahnenträger vor den Präſidenten. Erſtere nehmen letzteren die Fahne aus der Hand und neigen ſich vor dem Staatsoberhaupte, das den Gruß erwidert. Darauf nehmen die Träger die Fahne wieder und alle vier treten in die Deputation. Die ganze Ceremonie dauerte etwa eine kleine Stunde.

Nachdem dann der Kriegsminiſter mit ſeiner glänzenden Suite im ſchnellen Galopp die Linien der aufgeſtellten Truppen abgeritten war, begann das Defilé. Voran die Deputation mit den neuen Fahnen, an der Spitze jedes Armeecorps der commandirende General. Der Tribüne des Präſidenten gegenüber hielt der Kriegsminiſter, neben ihm der Marſchall Canrobert. Die Haltung der vorbei defilirenden 25 000 Mann der Pariſer Garniſon war eine vorzügliche, auch marſchirten ſie gut und die ganze Equipirung ließ wenig zu wünſchen übrig. Unfälle, Unordnungen und Störungen, wie früher häufig der Fall, kamen nicht vor. Nur der commandirende General Osmond ſtürzte von plötzlichem Unwohlſein befallen vom Pferde, erholte ſich jedoch ſchnell und ſtieg wieder auf, begrüßt von einem dröhnenden Bravo der Menge. Um 3½ Uhr war die Revue vorüber und alles machte ſich auf den Heimweg. Während dem hatten in der Stadt in den verſchiedenen Arrondiſſements Specialfeierlichkeiten, Cavalcaden im Coſtüme der erſten Republik und Enthüllungen u. ſ. w. ſtattgefunden. Um 7½ Uhr begann die Illumination, die im Tuilerien- und Luxembourggarten, in den Champs Elysées, ſowie auf dem Baſtilleplatze und dem Platze der Republik geradezu feenhaft genannt zu werden verdient. Die ſechs großartigen Feuerwerke, von denen das auf dem Arc de Triumphe mit ſeinen 30 000 Raketen eine Huldigung der Armee, das auf dem Platz du Trone eine ſolche für die Revolution war, gingen trefflich vor ſich, währenddem die Monſtreconcerte das muſikliebende Publikum ergötzten. Schließlich miſchte ſich der Himmel auch noch mit Donner und Blitz drein, was jedoch das Publikum erſt merkte, als bereits große Tropfen fielen. Glücklicherweiſe wurde es nicht ſehr ernſt und das kleine Gewitter diente nur zur Erfriſchung, ſowie um den peinlich werdenden Staub und Pulverdampf, der durch das Abbrennen der Feuerwerke entſtanden, nieder zu ſchlagen. Ueberall wurde während der ganzen Nacht beſonders auf dem Platze der Republik, vor der Börſe, auf dem Baſtilleplatz, wie an hundert anderen Orten getanzt. Militär, Bürger, Bürgerinnen, ſelbſt die Polizei mußte ſich daran betheiligen, das war noch nicht dageweſen, und es muß bemerkt werden, daß nirgends eine Unordnung oder Störung vorgekommen, wirklich betrunkene Perſonen nicht bemerkt wurden und daß Herrn Andrieux' Leute ihre Thätigkeit einzig auf die bei ſolcher Gelegenheit unvermeidlichen Taſchendiebe beſchränken durften.

Am Donnerſtag wurde die Privatillumination wiederholt. In der großen

Digitized by Google

Oper fand Galavorstellung statt, in der alle republikanischen Notabilitäten zugegen waren. Am Freitag, Sonnabend und Sonntag wurde schließlich noch solenne Nachfeier für die unzähligen Fremden gehalten. Und somit ist denn die erste großartige Festfeier der dritten französischen Republik in einer wirklich denkwürdigen Art und Weise vor sich gegangen und die Erinnerung daran wird allen Betheiligten lange verbleiben.

Literatur.

Baker, War in Bulgaria. London, Sampson, Low und Comp. — Der ehemalige englische Oberst Baker (Bruder des Führers jener verfehlten Nilexpedition des Khedive 1869 u. ff.) war wegen eines kleinen persönlichen Mißgeschickes aus der Armee geschieden, reiste dann in Turkestan und schrieb sein „Clouds in the east", ein Buch, welches Beachtung auch in Deutschland fand und in diesen Blättern erwähnt wurde. Als die Wolken sich statt in Asien im Osten Europas dichter zusammenballten, trat Baker als „Chef der Gensdarmerie" in türkische Dienste. Eine namhafte Zahl britischer Offiziere benutzte die nämliche Seitenthüre, um auf türkischer Seite am Kriege theilzunehmen. Aus seinen Landsleuten bildete er sich einen Stab und ging mit Genehmigung des Serasskiers „als General für besondere Aufträge" zu Mehemed Ali, nachdem dieser den Oberbefehl an der Donau übernommen hatte. Er nahm Theil an der kurzen erfolgreichen Offensive ohne bestimmte Truppen zu commandiren. Wir finden ihn meist recognoscirend und in den unaufhörlichen „Kriegsräthen", die der schwächliche Mehemed Ali berief, den indolenten türkischen Generalen die Wahrheit sagend. Als nach dem unentschiedenen Kampfe bei Tscherkowna (21. September 1877) sehr bald Mehemed Ali abberufen wurde, folgte auch Baker diesem — zunächst nach Constantinopel. Mit Mehemed's Nachfolger, dem wüsten Gesellen Suleiman, mochte er sich nicht einlassen. Bei der obersten Heeresleitung machte er einen ohnmächtigen Versuch, eine Vereinigung der zerstreuten Kräfte und ein energisches Draufgehen zu erwirken und ging dann über Sophia zur Entsatzarmee von Plewna, deren Führung bereits Mehemed Ali übernommen hatte. Er traf im November dort ein, zur Zeit der Kämpfe gegen Gurko's Heerestheil, welcher in den Etropol-Balkan vorgedrungen war. Er begleitete von jetzt die Armee — diesmal als dauernder Führer einer Brigade — auf ihrem denkwürdigen Rückzuge, der am Strande des ägäischen Meeres endete. Er focht in den Kämpfen bei Taschkeren und Philippopel und entfaltete eine eifrige und energische Thätigkeit in allen Unternehmungen jener Armee, deren Lage und Verfassung ihm von vornherein wenig Hoffnung einflößen konnte. Noch schien die Möglichkeit, durch ein schnelles Zurückgehen hinter die Werke von Adrianopel den ganzen Feldzug für den Winter zum günstigen Abschluß zu bringen, da trat das Unheil ein, daß abermals Suleiman den unfähigen Mehemed Ali ablöste. Unfähig war auch er, darüber kann nach Baker's und Anderer Zeugniß kein Zweifel bestehen. Der Erstere nennt ihn überdies einen Verräther, welcher den Rückzug frevelhaft aufhielt und das Erreichen von Adrianopel unmöglich machte. Nachdem die ränkevoll geführten Waffenstillstandsverhandlungen der Russen und die völlige Entkräftung der Pfortenleute den letzten Widerstand in den Linien von

Digitized by Google

Tschataldja verhindert hatte, dampfte Baker mißmuthig nach seiner engeren Heimath zurück. — Wenn Jemand im Stande war, eine kritische Geschichte des Feldzuges oder einzelner Episoden vom türkischen Standpunkte zu geben, so mußte dies Baker sein, als ein erfahrener und geschulter Offizier, der höhere Stellungen in der türkischen Armee bekleidete. Diesen Erwartungen hat nun sein Buch durchaus nicht entsprochen. Weil er sich nicht die Zeit nimmt, einen kurzen durchdachten Bericht abzufassen, schreibt er nach dem beliebten Auskunftsmittel ein langes Tagebuch, in welchem von seinen Mahlzeiten und Nachtlager, von Pferd und Diener und von seiner persönlichen Umgebung die Rede ist. Zu dieser gehörte in der bequemen Zeit (am Lom) auch ein Schlachtenbummler, **Mr. X. Member of Parliament**, der sich indeß bald verzog, freigebig sein gutes Teleskop zurückließ, durch welches Baker im weiteren Verlaufe die wunderbarsten Beobachtungen anstellt. In der ernsten Zeit der Winterkämpfe im Balkan und auf dem Rückzuge harrt Capt. Burnaby, der tüchtige „Reiter to Chiwa", obgleich Tourist, stets mit Baker bei den Truppen aus und erweist manchen Dienst. Es bedarf keiner Versicherung, daß unter den sorgfältig niedergelegten Beobachtungen vieles Anziehende und Eigenthümliche sich findet. Die Schilderungen der Oertlichkeit sind geschickt entworfen. Vor Allem erfährt der türkische Soldat des regulären Heeres das ihm gebührende warme Lob, die meisten Führer der höheren Grade das gebührende verdammende Urtheil wegen ihrer unglaublichen Unfähigkeit und ungenügenden Pflichterfüllung. Unter diesen Umständen war die Sache der Türkei von vornherein verloren; wenn der Widerstand trotzdem so wirksam andauerte, so lag das am Gegner, dessen bessere Organisation allein endlich die Oberhand behielt.

Anton Fürnstein und seine Gedichte. Herausgegeben von L. Schlesinger. Prag 1880. (Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen). — Goethe erzählt unter dem Schlagworte „Deutscher Naturdichter" folgendes*): „Anton Fürnstein ist gegenwärtig 39 Jahre alt und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustande. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen: immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre. Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch treulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb. Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu

*) Bd. XXXII. S. 293 ff. (zuerst abgedruckt in Kunst und Alterthum, Bd. IV. Heft 2).

ed by Google

Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört." (Letztere Angabe Goethe's ist irrig: Fürnstein's Vater war Müller, seine Geschwister hatten mit dem Bäcker=, Sattler=, Binder= und Fleischhauergewerbe zu schaffen. Schlesinger S. 3, 6 Note 2). „Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnstein's selten getrübt, er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß. Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden (Rath Grüner und Bergmeister Löffl) herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn, gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blicke jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden sein können."

Soweit der Olympier über die persönliche Begegnung mit einem Unglücklichen, der wohl ebensoviel gelitten, als Leopardi, mit dem er sonst in keiner Art zusammen gestellt werden soll; seine äußerlichen Lebensumstände werden in dem oben genannten Schriftchen auf Grund genauer Umfragen treulich berichtet, seine Dichtungen nach einer angeblich vollständigen Sammlung abgedruckt. Unsere Theilnahme für den Dulder wird neuerdings erregt, unsere Sympathie für den Autor schwerlich gesteigert: Fürnstein's bestes Gedicht bleibt wohl „der Hopfenbau", den Goethe gleichzeitig mit seiner früher erwähnten Charakteristik dieses Naturdichters dem Leserkreis von „Kunst und Alterthum" mittheilte, wodurch dieser Dichtung die Aufnahme in die Gesammtausgabe der Goethe'schen Werke gesichert wurde (Goethe, Band XXXII, S. 299); die meisten anderen Leistungen bleiben unter dem Werthe dieser anschaulichen Schilderung. Ueber ein Halbdutzend der hier gesammelten Gedichte (S. 29, 36, 44, 48) trägt die verhängnißvolle Aufschrift „nach gegebenen Endreimen"; ein enthusiastischer Nachruf von Karl Sand ist gleich den Strophen „auf den Tod des Hofrathes von Kotzebue" besser gemeint, als gelungen. Doch wollen wir lieber statt eigener Anmerkungen Goethe's von lauterer Herzensgüte eingegebenen Worte über Fürnstein's Art hersetzen: „alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung und bei allem ein menschlich edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht." Vor der Nachwelt wirken solche Worte Wunder. Goethe ließ es dem Unglücklichen gegenüber nicht an Worten genug sein. Er sandte ihm eine kleine Kapsel von Buchsbaumholz, einen bescheidenen Ehrensold und eine Denkmünze. Die Medaille mit der Inschrift Johann Wolfgang Goethe aetatis suae LXVI anno ist gegenwärtig in der Sammlung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Es gereicht dieser vortrefflichen Gesellschaft zur Ehre, daß sie Goethe's Anregung (Brief an Grüner vom 13. Mai 1823) zur Herausgabe auserlesener Gedichte Fürnstein's erfüllt und gleichzeitig mit einem humanen Zwecke verknüpft hat: der Reinertrag dieser Publication ist den Armen Falkenau's (Fürnstein's Geburtsort) gewidmet.

Bm.

Vierteljahrshefte für württembergische Geschichte und Alterthumskunde in Verbindung mit dem Vereine für Kunst= und Alterthum in Ulm und Oberschwaben sowie dem württembergischen Alterthumsvereine in Stutt=

gart herausgegeben von dem königlich statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, H. Lindemann. 1878. 1879. — Je größeres Gewicht die moderne Geschichtschreibung auf die Detailforschung legen muß, desto werthvoller werden für sie alle auf specielle Landeskunde gerichteten Bestrebungen. An Organen für die Aufschließung und Verarbeitung des Materiales zur württembergischen Geschichte und Alterthumskunde hat es in Schwaben bisher nicht gefehlt. Sechzig Jahrgänge der vom königlich statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen „Württembergischen Jahrbücher", die Organe des archäologischen Vereines in Rottweil, des Vereines für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, des Alterthumsvereines im Jabergäu, des württembergischen Alterthumsvereines, des historischen Vereines für das württembergische Franken, des Vereines für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung legen Zeugniß ab von dem stillen Sammlerfleiß, der liebevollen Forschung, womit der Localgeschichte nachgegangen wird. Ja, wo diese zahlreichen Organe nicht ausreichen wollten, da nahm der württembergische Alterthümler gerne auch die Nachbarn in Anspruch und war in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines", dem „Freiburger Diöcesan-Archiv", Birlinger's „Alemannia" u. A. ein gern gesehener Gast. Zeugte nun diese große Zahl von Organen auch ehrenvoll von einem vielverzweigten Eifer und Streben, so war namentlich für den Laien, der den Forschungen im Einzelnen nicht nachgehen konnte, aber doch im culturgeschichtlichen Interesse von den allgemeinen Ergebnissen Kenntniß nehmen wollte, diese Zersplitterung zu bedauern. Mit um so größerer Befriedigung darf ein literarisches Unternehmen begrüßt werden, zu welchem das statistisch-topographische Bureau den Anstoß gab, und welches für alle Freunde der Culturgeschichte von Bedeutung ist. Der „Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben", sowie der „Württembergische Alterthumsverein" haben ihre Organe mit den vom statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen „Württembergischen Jahrbüchern" verschmolzen zu einer gemeinschaftlichen Zeitschrift, die in Vierteljahrsheften erscheint, und neben größeren, für die weitesten Kreise Interesse bietenden Arbeiten zugleich getrennt die periodischen Mittheilungen der einzelnen Vereine enthält, so daß man eben sowohl von dem allgemeinen Stande der Forschungen, als von dem Gange der Arbeiten in den einzelnen Vereinen ein Bild gewinnt. An der Spitze steht ein Redactionsausschuß, dessen Vorsitzender der Vorstand des statistisch-topographischen Bureaus, Dr. Riecke, ist, und in welchem wir den Professor der katholischen Theologie Dr. Funk in Tübingen, den Professor Dr. Haakh, Vorstand der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmäler in Stuttgart, Archivrath Stählin, Bibliothekar Dr. Wintterlin (den Dichter der „Weiber von Schorndorf") u. A. finden. Die Redaction selbst besorgen für das königlich statistisch-topographische Bureau Professor Dr. Hartmann, für den württembergischen Alterthumsverein Professor Dr. Eduard Paulus, für den Ulmer Verein dessen Vorstand Kreisgerichtsrath Bazing. Aus dem ersten Jahrgange (1878) führen wir als besonders interessant an: Bernhard Grüber (Professor in München) führt uns Peter von Gmünd, Dombaumeister in Prag (1333—1401) vor, Dr. Baumann (Donaueschingen) giebt Mittheilungen über die Kammerboten Erchanger und Berchtold, Stälin (Stuttgart) Regesten über Urkunden der deutschen Kaiser und Könige bis zu den Hohenstaufen in Bezug auf Orte Württembergs. Von besonderm Interesse für weitere Kreise dürften die von Professor Fischer mitgetheilten Gedichte von Nicodemus Frischlin und Martin Crusius (gefunden auf der Bibliothek in Stuttgart), Briefe von Wieland (mitgetheilt von Ofterdinger), Briefe von Justinus Kerner an Uhland (mitgetheilt von Hartmann), eine biogra-

phische Skizze von Schott über Nicolaus Ochsenbach, Schloßhauptmann in Tübingen von 1597—1626, besonders aber ein von Dr. Glatz mitgetheilter hochinteressanter „Gleichzeitiger Bericht über das wirtembergische Kriegsvolk vor der österreichischen Stadt Villingen vom Jahre 1631—33" aus dem Tagbuch der Clarissenschwester und späteren Aebtissin Juliane Ernstin — und endlich „Bruchstücke aus dem Tagbuch eines Reutlinger Scharfrichters von 1563—1568" bieten. Ein grimmiger, freilich unbewußter, rein objectiver Humor weht durch dieses letztere Tagbuch, aus dem wir einige Blätter als Probe hier mittheilen:

„25. Augustii Henkt man zween Männer Jac. Göttner und Mich. Hipp, die han an 5 Orten gestohlen und auch etliche Weiber vergifft. Gab jedem auch zwei Griff mit glüender Zang. Sein sehr erbaulich gestorben."

„27. Augustii: Schlug ich Ludwig Michlen und Hansz Schlayr wegen Dipstall und andern bösen Stuck den Kopf ab. Seyn also vier Burger in drey Tägen."

1565. 29. Juni verbrennt man die Krautbärbel, hat lang nit wöll'n sterben.

14. Aprilis verbrennt man den Ringfuhrmann Hanss Hecker.

7. Mayi ist ein junger Weingärtner Jac. Werholz von mir gericht, man glaubt (!), er hab einen Student erschlagen.

1568. 3. Febr. Es war ein junger Knab von Oferdingen einsetzt. Man wollt ihn henken, das ist verbotten: er hab nicht bosget was des Galgens werth. da hab ich ihm müssen den Kopf abschlagen.

17. Aprilii Steht ein Weib mit Halseisen und Geigen, die hat ein Hafen Schmalz feiltragen, der was unten Dreck.

11. Juni vertrenkt man ein Erzhex am Opferstein, hieß Anna Helbin. Die ist schwommen wie ein dürr Scheit und hat mein drei Knecht beir eine halben Stund Arbeit gemacht und groß jämmerlich Geschrey, dann war verbotten mit Stangen sie hart zu treffen wegen ander böser Leut. War auch gering Wasser.

13. Juli gehenkt ein Erzdip, der hat 8 Gulden zumal gestohlen.

17. Juli ist M. Schweizer in ewige Fenknuß und Geigen gelegt, der hat viel versprochen und nix halten.

31. Juli Ein Knaben gerichtt von 16. Jahr; der hat 31 El gestohlen.

13. Aug. Peter Manz gerichtt, der hat ein Mord gethan und 22 mal gestohlen, auch Feuer eingelegt. Ist langsam gerädert worden und lebendig in's Feuer worfen, hat noch hart geschrieen und gerufen."

In der That ein sprechendes Zeugniß von der Humanität der guten alten Zeit! —

Auch der zweite Jahrgang bietet eine Fülle interessanten Stoffes, darunter, von Dr. Riecke gespendet, Auszüge aus Briefen des Freiherrn K. A. von Wangenheim „Zur Vorgeschichte des deutschen Zollvereines", welche von dem Interesse der Regierung des Königs Wilhelm von Württemberg für die Einigung Deutschlands von neuem Zeugniß geben. Wir müssen darauf verzichten, aus dem reichen Inhalte noch weitere Einzelheiten hervorzuheben, und begnügen uns damit, den Eindruck regen, frischen und gründlichen Strebens zu constatiren, den wir aus diesen werthvollen Heften gewonnen haben. H. K.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 29. Juli 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 32.

Inhalt:

	Seite
Die Schlacht von Castell del Bosco am 21. Juli 1222. Von O. Hartwig . .	201
Das Gesammtgastspiel in Münchcn. Von C. von Ostini	211
Die Faustaufführungen im Victoriatheater zu Berlin	218
Die Unterelbe. Von W. von Melle	223
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Das orientalische Verhängniß	228
Aus Berlin. Zum Brande bei Mommsen. Das Jubiläum der Kunstmuseen	231
Literatur:	
E. v. Colomb, Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavallerie seit 1806. — H. Heppe, Soldan's Geschichte der Hexenprocesse. — Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer, Lessing's Leben und Werke	238

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zuſendungen für die Redaction der Wochenſchrift „Im neuen Reich“ ſind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenſtraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Die Schlacht von Caſtell del Bosco am 21. Juli 1222.*)

Die Parteiſtellung der ober- und mittelitalieniſchen Communen in dem Kampfe zwiſchen Kaiſer und Reich iſt im dreizehnten Jahrhundert nicht ſowohl von principiellen Gegenſätzen als von localen Rückſichten beſtimmt worden. Die allmählich immer ſchärfer ſich herausbildende und ſtationär werdende Stellung der einzelnen Communen zu einander wurde für ihr Parteiergreifen in dem großen Streite Ausſchlag gebend. So bedingte die Stellung Cremona's die von Mailand und umgekehrt. Nicht anders die von Genua jene von Piſa. War Piſa 1187 kaiſerlich geſinnt, ſo war es Genua nicht. Als Piſa in Anhänglichkeit an das Reich Otto IV. treu blieb, unterſtützte Genua Friedrich II., deſſen Feind es wurde, als er Piſa bevorzugte. „Sie haßten ſich wie Piſa und Genua", ſangen die franzöſiſchen Troubadours von grimmigen Feinden.

Nicht viel anders iſt Florenz in ſeine dem Reiche feindliche Parteiſtellung gekommen. Nachdem es im zwölften Jahrhundert meiſt mit Piſa verbündet geweſen war, als dieſe Stadt noch mit Lucca um die Suprematie in Tuscien ſtritt, neigte es ſich gegen den Ausgang des Jahrhunderts immer ſtärker zu Lucca hin, um mit dieſer Commune im Bündniſſe Piſa das Gleichgewicht in Tuscien zu halten. Als Piſa von Friedrich I. vor den tuſciſchen Städten begünſtigt worden war, während Lucca und Florenz ihren Comitat 1185 verloren, und Heinrich VII. denſelben an Florenz nur theilweiſe zurückgab, trat Florenz ſeit 1197 an die Spitze der antikaiſerlichen Partei in

---

*) Da dieſe Darſtellung des wichtigen Feldzuges von 1222, welcher Florenz die Suprematie in Tuscien verſchaffte, auf neuen oder noch nicht benutzten Quellen beruht, ſo daß ich wohl ſagen darf, daß ſie die erſte eingehende Erzählung dieſer Ereigniſſe enthält, ſo hätte ich mich veranlaßt ſehen können, auch dieſe Quellen, ſo weit ſie nicht in der Darſtellung ſelbſt genannt ſind, hier noch einzeln aufzuzählen und kritiſch zu würdigen. Aber ich habe geglaubt hiervon an dieſer Stelle abſehen zu dürfen, da die kritiſchen Erörterungen einen zu großen Raum würden beanſprucht haben. Ich werde dieſelben bald an einer andern Stelle — in dem zweiten Bande meiner „Quellen und Forſchungen zur älteſten Geſchichte der Stadt Florenz" — den Leſern, welche ſich ſpeciell für dieſe Forſchungen intereſſiren, vorlegen. O. H.

Digitized by Google

Tuscien. Nachdem es nach Beſeitigung ſeiner Irrungen mit dem Legaten Wolfger von Aquileja, wir wiſſen nicht auf welche Bedingungen hin, ſeinen Frieden mit Otto IV. gemacht hatte, blieb es dieſem bis zu ſeinem Tode treu. Ebenſo damals freilich auch Piſa. Da kein Grund zu Rivalitätsſtreitigkeiten zwiſchen beiden Städten vorlag, Florenz Jahre lang durch ſeinen Krieg gegen Siena in Anſpruch genommen war, während Piſa im Kampfe mit Genua vollauf zu thun hatte, ſo war bis zum dritten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts das Verhältniß der beiden Arnoſtädte wenigſtens ein äußerlich freundliches. Wären in Florenz die Rückſichten auf Handel und Wandel damals die allein Ausſchlag gebenden geweſen, ſo würde ſich dieſes Verhältniß wahrſcheinlich auch noch länger behauptet haben. Denn Florenz, das allmählich eine bedeutende Fabrikſtadt geworden war, bedurfte Piſa's als des nächſt und beſtgelegenen Seehafens für ſeine ein- und ausgehenden Waaren aufs dringendſte. Aber dieſe Handels- und Fabrikſtädte waren damals auch von politiſchem Ehrgeize erfüllt. Ihr Adel war ein kriegeriſcher und händelſüchtiger; die gewerbetreibenden Bürger und Kaufleute der Städte waren fähig und bereit, mit den Waffen in der Hand im In- und Auslande ihre Waaren, Gelder und Intereſſen zu ſchützen und zu vertreten.

Eine Rauferei kriegeriſcher Adeliger von Florenz mit piſaniſchen Edlen und eine hiermit zuſammenhängende Schädigung florentiniſcher Kaufleute hat denn auch den lange hingehaltenen Bruch zwiſchen den beiden auf einander angewieſenen Communen weſentlich mit herbeigeführt und damit die Reihe von Kriegen eröffnet, welche ſich faſt durch zwei Jahrhunderte, bis 1406, bis zur endlichen Eroberung Piſa's durch Florenz, hinziehen. Die Stellung von Piſa und Florenz zum Kampfe zwiſchen der Curie und dem Reiche war dadurch für immer fixirt.

Im Jahre 1218 hatten endlich Piſa und Genua unter päpſtlicher Vermittelung mit einander Frieden geſchloſſen. Die vereinte Kraft der ſeetüchtigen Republiken ſollte ſich gegen die Ungläubigen richten. Doch mochten die Piſaner nicht weniger als die Sieneſen neidiſchen Blickes den Fortſchritten zuſchauen, welche die Florentiner an der Südgrenze ihrer Grafſchaft machten. Es iſt kein Zeichen von Eintracht zwiſchen Piſa und Florenz, wenn in dem Florenz feindlich widerſtrebenden Poggibonzi 1220 ein vornehmer Piſaner Podeſtà war, welcher im Sommer dieſes Jahres im Kampfe um Mortennana gegen die Florentiner fiel. Im November deſſelben Jahres fand dann in Rom jene Rauferei zwiſchen adeligen Herren aus Piſa und Florenz ſtatt, welche ſowohl nach der bei Villani vorliegenden, vielleicht novelliſtiſch ausgeſchmückten Tradition als nach dem Berichte des gleichzeitigen zuverläſſigen Judex Senzanome den Bruch zwiſchen beiden Städten herbeiführte.

Digitized by Google

Zur Krönung Kaiſer Friedrich's II. waren im November dieſes Jahres aus vielen Communen Italiens Geſandtſchaften nach Rom entſendet worden. So auch aus Piſa und Florenz. Zwiſchen den Angehörigen beider Städte, die Zeltlager bezogen hatten, brach aus einem von Senzanome nicht angegebenen Grunde Streit aus. Die Piſaner ſtürmten die Zelte der Florentiner; dieſe ſchlugen aber den Angriff nicht nur zurück, ſondern griffen das Lager der Piſaner gegen Abend an, plünderten daſſelbe und tödteten und verwundeten nicht wenige der Piſaner. Als die Kunde hiervon nach Piſa gelangte, ließ der Podeſtà der Stadt, Bonacorſo Cane, die in ihr anweſenden Florentiner verhaften und ihre Güter mit Beſchlag belegen. Der Podeſtà von Florenz, Ugo del Grotto, richtete nun im Anfange des Jahres 1221 ein ſehr entgegenkommendes Schreiben nach Piſa, in dem er die Commune aufforderte, ſich durch das, was Unverſtändige (insipientes) begonnen hätten, nicht zum Zorne fortreißen zu laſſen; wolle Piſa die Commune von Florenz für die That jener verantwortlich machen, ſo unterwerfe dieſe ſich ihrem Urtheilsſpruche. Der Podeſtà von Piſa gab dem Geſandten der Florentiner hierauf nicht nur keine Antwort, ſondern bedrohte ihn ſogar, wenn er weiter vor ihm erſchiene. So Senzanome. G. Villani weiß auf Grund von Zeugniſſen älterer Perſonen, die es von ihren Vätern gehört, welche damals in Rom anweſend geweſen ſeien, den Anlaß jenes Kampfes in Rom uns genauer zu erzählen. Er berichtet, ſeine Erzählung kurz zuſammengefaßt, Lib. VI, cap. 2, folgendes: Als zur Kaiſerkrönung Friedrich's II. Geſandtſchaften aus allen Städten Italiens nach Rom gekommen, ſeien auch von Florenz und Piſa viele vornehme Herren dort geweſen. Sie habe ein Cardinal zu Tiſche gebeten, an einem Tage die Florentiner, am folgenden die Piſaner. Bei einem dieſer Gaſtmahle habe ein Florentiner ein ſchönes Hündchen des Cardinales zum Geſchenk erbeten und erhalten. Am folgenden Tage habe ein Piſaner daſſelbe Hündchen erbeten und auch erhalten, da der Cardinal es vergeſſen hatte, daß er es ſchon einmal verſchenkt habe. Als nun der Piſaner einen Diener ſchickte, um das Hündchen abzuholen, hatte es der Florentiner ſchon erhalten. Darüber fühlte ſich der Piſaner beleidigt, und es kam zwiſchen den Geſandtſchaften zu beleidigenden Vorwürfen, dann zu einem Angriffe der Piſaner auf die Florentiner Geſandtſchaftsescorte, bei der dieſe anfänglich den Kürzern zog, dann aber von den vielen Florentinern aus der Umgebung des Kaiſers und des Papſtes und den zahlreichen unter der Führung Oberigo's bei Iſanti freiwillig nach Rom gezogenen Landsleuten bitter gerächt wurde. Auf die Nachricht, welche die Piſaner Geſandtſchaft hiervon nach der Heimath gelangen ließ, belegte die Commune von Piſa alle Waaren der Florentiner in ihrer Stadt mit Beſchlag. Hierauf ſendeten die Florentiner mehrere Geſandtſchaften nach Piſa, welche um Freigebung der Waaren baten, und, da dieſes

Digitized by Google

verweigert wurde, ließen ſie ſich zu noch demüthigeren Forderungen, nur um den Ehrenpunkt zu wahren, herab. Aber die Piſaner, welche ſich für Herren des Meeres und Landes hielten, wieſen ſelbſt dieſe Forderungen zurück und erwiderten, ſie würden, wenn die Florentiner ſie mit Krieg überziehen ſollten, halben Weges entgegenkommen. So entbrannte der Streit zwiſchen beiden Communen, der 1222 zur Schlacht von Caſtel del Bosco führte. So G. Villani.

Es iſt unwiderleglich, daß die Gewährsmänner Villani's über die Anfänge dieſes Krieges nicht vollkommen unterrichtet waren, da dieſer nichts von der letzten entſcheidenden Urſache, die 1222 denſelben herbeiführte, erzählt: dem zwiſchen Piſa und Lucca ausgebrochenen Streite, der nach Senzanome, wie wir bald ſehen werden, den ganzen Feldzug beſtimmte. Dürfen wir aber deshalb auch annehmen, daß das, was Villani von der Veranlaſſung des Streites in Rom erzählt, hiſtoriſch nicht verbürgt ſei? Bei der ſorgfältigen Angabe von Zeugen, auf die Villani ſeine Erzählung zurückführt, möchte ich die Erzählung von vorne herein nicht unbedingt verwerfen. Jedenfalls beweiſt das Schweigen Senzanome's von dieſem Geſchichtchen Nichts gegen daſſelbe. Ob innere Gründe daſſelbe unglaubwürdig machen, wird Geſchmacksſache bleiben. Auf keinen Fall hat Villani, der ſonſt vielerlei in ſeiner Weiſe motivirt und Zuſammenhänge erfunden hat, die nie beſtanden haben, dieſes novellenartige Geſchichtchen ſelbſt erſonnen. Zur Sache iſt es ja auch gleichgiltig. Im Großen und Ganzen ſtimmen Senzanome und Villani vortrefflich mit einander überein: die Florentiner ſind in Rom anfänglich die Angegriffenen geweſen, haben ſich dann aber bitter gerächt; nichtsdeſtoweniger bieten ſie die Hand zum Frieden, nachdem die Piſaner ganz gegen die beſtehenden Verträge ihnen den Frieden in Piſa förmlich gebrochen haben. Daß die Florentiner vom Anfange des Jahres 1221 an bis zum Sommer 1222 mit ihrer Kriegserklärung an Piſa zögerten, beweiſt ſicher, wie unangenehm ihnen dieſer Krieg war, und daß ſie denſelben gern vermieden geſehen hätten.

Dazu trug ein Umſtand bei, von dem uns weder Senzanome noch Villani etwas berichtet haben. Florenz befand ſich 1221 noch in der Reichsacht, die der kaiſerliche Legat für ganz Italien, Biſchof Conrad von Metz, über die Stadt verhängt hatte. Es iſt aus der Urkunde, die uns dieſe Thatſache aufbewahrt hat, nicht erſichtlich, warum dieſe Acht verhängt worden iſt. Da Conrad von Metz 1220 nach Tuscien geſchickt war, das Mathildiniſche Gut der Kirche zu übergeben, ſo iſt es möglich, daß die Florentiner ſich dem Legaten widerſetzt haben. Möglich iſt auch, daß ſie wegen der Vorgänge in Rom gebannt waren. Die Florentiner, die nach dem Ausdrucke des Biſchofs Hugo an den Papſt „tamquam tutissimum portum salutis recurrunt“, waren offenbar ſchon jetzt gut päpſtlich geſinnt und bereit,

Digitized by Google

an dem Kreuzzuge theilzunehmen, zu deſſen Ausrüſtung jeder Ritter zwanzig Solidi und jeder bürgerliche Haushalt (decem solidos per quodlibet focolare peditis) zehn Solidi bis zum Juni 1221 zu zahlen ſich verpflichtete.

Dazu kam, daß die Piſaner ſeit 1220 nicht müßig geweſen waren und ſich verſchiedener wichtiger Bundesgenoſſen verſichert hatten. So hatten ſie das Bündniß, das ſie 1208 mit Siena geſchloſſen, am 10. Juli 1221 erneuert, und dadurch den Florentinern einen nicht verächtlichen Feind erweckt. Denn mit Siena war die mächtig aufſtrebende Commune Poggibonzi, die nahe an zweitauſend erwachſene männliche Einwohner zählte, ſeit dem 10. Juli 1221 durch ein erneuertes Bündniß aufs Engſte verbunden.

Man darf darum bezweifeln, daß es zwiſchen Florenz und Piſa damals ſchon zu einem großen Zuſammenſtoße gekommen wäre, wenn nicht eine von dem Zuthun der Florentiner ganz unabhängige kriegeriſche Complication, die ganz Tuscien in Mitleidenſchaft ziehen mußte, dieſelben doch zum Losſchlagen gezwungen hätte.

Zwiſchen den Nachbarſtädten Piſa und Lucca beſtand ſchon ſeit langen Jahren kein dauernder Frieden mehr. Bei jeder Gelegenheit flackerte der tödtliche Haß, der zwiſchen beiden Communen beſtand, zu kriegeriſchen Flammen auf. Wir werden daher auch der Nachricht der Annalen des Tolomeo von Lucca glauben dürfen, daß ſich die Lucheſen bei jener berühmten Rauferei, die 1220 gelegentlich der Krönung Friedrich's II. in Rom zwiſchen Florentinern und Piſanern zum Ausbruche kam, auf Seiten jener gegen dieſe betheiligt hätten. In den meiſten derartigen blutigen Händeln ſcheinen die Piſaner, wie auch hier, der angreifende Theil geweſen zu ſein. Das wilde, verwegene Piratengeſchlecht, das in den endloſen Kämpfen gegen die Ungläubigen und die Genueſen in Piſa aufgewachſen war, hatte den Reſpect vor dem Rechte der Nachbarn verloren. Wenn im Winter keine Gelegenheit war, die kriegeriſche Kraft auf dem Meere zu zeigen, ſo entſpannen ſich blutige Händel zu Hauſe oder die Herren des Feſtlandes hatten von ihnen zu leiden.

So hatten die Piſaner auch bald nach der Rückkehr von dem großen Zuge gegen Damiette einen Einfall ins Gebiet von Lucca gemacht und hier geplündert und geſengt. Dafür hatte der energiſche Podeſtà von Lucca, Parentius, ein Römer, deſſen ſchweren Arm die Geiſtlichen von Lucca ſoeben zu fühlen bekommen hatten, einen Rachezug nach der Küſte der Verſilia unternommen. Einen großen Transport Oel, den die Piſaner nach Afrika hatten verſchiffen wollen, hatte er dabei erbeutet. Um ſich hierüber zu beſchweren, ſandten die Piſaner eine Geſandtſchaft nach Lucca, die aber keinen Erfolg hatte. Die Piſaner ſchafften ſich deshalb ſelbſt Recht und drangen in der Nähe des heutigen Viareggio in den lucheſiſchen Hafen Porto a Elici ein,

Digitized by Google

nahmen eine Anzahl mit lucheſiſchen Waaren befrachteter Schiffe weg und ſchleppten dieſelben nach Piſa. Jetzt war die Reihe an den Lucheſen, nach Piſa Geſandte zu ſchicken, welche aber auch abgewieſen wurden. Da es das Anſehen gewann, als würde ein großer Krieg entbrennen, ſo beſchloſſen die Lucheſen, einen Hügel am linken Ufer des Serchio, wo jetzt Caſtiglioncello liegt, unmittelbar an der Grenze der Grafſchaft Piſa, durch eine Beſatzung zu ſchützen. War doch auch das Gerücht verbreitet, der neue Podeſtà von Piſa, Albergotto di Pandimiglio, ein bewährter Krieger, habe bei Uebernahme ſeines Amtes verſprochen, an der piſaniſch-lucheſiſchen Grenze drei feſte Caſtelle zu errichten. Die Piſaner waren über die Beſetzung von Caſtiglioncello, das den Eingang in das Val di Piſa beherrſchte, ſelbſtverſtändlich ſehr erbittert und erklärten, es könne von keinen friedlichen Verhandlungen zwiſchen ihnen und Lucca die Rede ſein, bis jene Beſatzung zurückgezogen wäre. Als Antwort hierauf übertrugen die Lucheſen ihrem Podeſtà die Entſcheidung über Krieg und Frieden. Dieſer ſendete, ehe er es zum Aeußerſten kommen ließ, ſeinen Judex Piero da Leoni von Rom, ſeinen Schreiber Frederico und zwölf adelige Lucheſen als Geſandte nach Piſa, um über Frieden oder Waffenſtillſtand zu verhandeln. Der Friede ſolle von allen Bewohnern der Städte vom fünfzehnten bis zum fünfundſiebzigſten Jahre, wie es vordem geſchehen, beſchworen werden, der einander zugefügte Schaden abgeſchätzt und erſetzt werden und keiner der beiden Parteien es geſtattet ſein, Befeſtigungen an den Grenzen gegen einander zu errichten. Doch wollten die Lucheſen nicht gezwungen ſein, ihre Beſatzung von Caſtiglioncello zurückzuziehen. Hiergegen wollten die Piſaner nur einen Waffenſtillſtand von zehn Tagen bewilligen und keinen Eidſchwur leiſten. Da die Lucheſen glaubten, es ſei den Piſanern nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, beſchloß ihr Podeſtà Parentius, die Beſatzung von Caſtiglioncello zu verſtärken und durch Mauern und Gräben zu ſichern. Dieſes geſchah in ſolcher Eile, daß die Piſaner nicht eher Kunde davon erhielten, bis die Bauten nothdürftig vollendet waren. Als aber die Nachricht über dieſes Vorgehen der Lucheſen nach Piſa gekommen war, wurde das niedere Volk ſo gegen ſeine Regenten aufgebracht, daß dieſe ſich veranlaßt ſahen, nun ihrerſeits Geſandte nach Lucca zu ſenden, um über Frieden oder Waffenruhe zu verhandeln. Der Judex Albertus Roncioni, Ugo de Grotta, Gilbertus und Bonaccurſus Gatti, aus vornehmen piſaner Familien, gingen als Geſandte nach Lucca. Da ſich dieſelben, in der Stadt angekommen, direct in den Palazzo des Podeſtà begaben, wies ſie dieſer kurz ab, worauf die Piſaner ſofort nach Hauſe zurückkehrten. Doch das gefiel auch dem Volke von Lucca nicht. Ein Abgeſandter der Stadt, Cacciamonte, holte ſie von Piſa zurück. Aber das Verlangen der Piſaner, die Beſatzung von Caſtiglioncello aufzugeben, fand auch in der Rathsver-

Digitized by Google

ſammlung der Lucheſen keinen Beifall. Die Geſandten zogen ohne Frieden gefunden zu haben zurück. Der Podeſtà Parentius begab ſich ſelbſt nach Caſtiglioncello, wo ein glücklich aufgefundener Steinbruch die Anlage eines feſten Caſtelles weſentlich erleichterte.

Um ſich hierfür zu rächen, zogen die Piſaner mit dem Aufgebote ihres Heeres, das ſie namentlich dem Stadtviertel der Kinſica entnommen hatten, am Arno aufwärts auf lucheſiſches Gebiet zwiſchen die Era und Evola. Denn bis hierher, bis auf das linke Ufer das Arno, erſtreckte ſich die Diöceſe von Lucca. Durch viele kaiſerliche Beleihungen war den Biſchöfen dieſer Stadt das Gebiet um Palaja und Montopoli zugeſprochen worden, die Lucheſen rechneten es daher zu ihrer Grafſchaft. Aber auch vornehme piſaniſche Geſchlechter, z. B. die Uppezinghi, beſaßen hier Grund und Boden und die Piſaner hatten ſich von den Kaiſern an denſelben Orten Rechte und Güter beſtätigen und verleihen laſſen, die dieſe ſchon in anderen Urkunden an den Biſchof von Lucca vergeben hatten und umgekehrt. Die Urſache zu endloſen und unentwirrbaren Grenzſtreitigkeiten war ſo gegeben. Unter dieſem vielumſtrittenen Hügellande zwiſchen Era und Evola, Montecalvoli und St. Maria a Monte gegenüber, erſtreckte ſich in das damals ſehr waldreiche und ſumpfige Arnothal ein ſich ſanft abdachender Hügel. Nach Oſten breiteten ſich an ihm fruchtbare Felder aus, während nördlich der Arno fließt. Nach Süden und Weſten zogen ſich damals Wälder hin. Die Lucheſen nannten den Hügel Monte morectium (Montemoreci), während die florentiner Chroniſten den Ort nach einer ſpäter dort erbauten Burg Caſtell del Bosco nennen. Auf dieſem Hügel legten jetzt die Piſaner eine Burg an, befeſtigten ſie mit Mauern und Thürmen und zogen einen fünfzehn Fuß breiten Graben um ſie. Damit nicht genug, legten ſie zu Piannettole di S. Gervaſio (Planectula) eine zweite Befeſtigung an.

Die Lucheſen hielten ſich dieſem Vorgehen der Piſaner gegenüber hier auf der Defenſive. Sie begnügten ſich, San Gervaſio und Pontedera durch raſch dorthin geworfene Beſatzungen zu ſichern. Eben ſo ſchützten ſie die Burg von Palaja. Die Piſaner, welche auf dieſe Weiſe den Feind faſt in ihrem Rücken hatten, ſuchten deshalb ſich San Gervaſio's zu bemächtigen. Doch wurde ein Angriff, den ſie mit ſiebenhundert Mann auserleſener Truppen machten, zunächſt abgewieſen. Von Piannettole aus verwüſteten dann die Piſaner die Gegend und ſuchten ſelbſt Montecalvoli in ihre Gewalt zu bekommen. Aber auch die Montecalvoleſen ſchlugen den Angriff zurück und nahmen eine Anzahl Schiffe, die auf dem Arno Zufuhr und Waaren herangebracht hatten, weg oder verbrannten dieſelben. Hierauf ruhten auf dieſem Theile des Kriegsſchauplatzes einige Tage die Waffen. Da brach der Markgraf Conrad Malaſpina vom Norden her in das Gebiet von Lucca ein und

Digitized by Google

die Luccheſen mußten einen Theil ihrer Truppen unter dem Conſul Galganetto Rainulfi dorthin werfen. Obwohl nach luccheſiſcher Darſtellung der Sieg auch hier den Gegnern Piſa's verblieb, wollte doch dieſe Stadt nicht auf die Fortſetzung des Krieges verzichten und rief dazu die Hilfe von Piſtoja an. Jetzt erſt ſandte nach luccheſiſchem Berichte Lucca nach Florenz und bat um Hilfe, während nach Senzanome's Darſtellung, die gewiß die richtige iſt, die Luccheſen ſich vor dem Ausbruche des Krieges der Hilfe der Florentiner verſichert hatten. Da dieſelbe aber auf ſich warten ließ, ſo bat jetzt Lucca um Beſchleunigung des Ausmarſches der florentiniſchen Truppen. Da die Piſaner eine Menge Truppen in der Lombardei geworben hatten und auch des Zuzuges ihrer Bundesgenoſſen von Siena und Poggibonzi ſicher waren, war die Lage der Luccheſen, die jetzt auch bei einzelnen Scharmützeln den Kürzern gezogen hatten, allerdings eine gefährdete. Jetzt traf die Hilfe der Florentiner ein. Der Podeſtà derſelben, Odo di Pietro Gregori von Rom, hatte vor dem Ausmarſche der Florentiner einen Fehdebrief nach Piſa geſendet, in dem er als Tag ſeines Aufbruches zum Schutze der verbündeten Luccheſen den nächſten Sonntag anſagte. Umgehend erwiderte der Podeſtà von Piſa, Alberghotto di Pandimiglio, er werde bis zum nächſten Sonntag ruhen, dann aber die erwarten, welche die Piſaner verhindern wollten, das auszuführen, was ſie beſchloſſen hätten. Da rafften die Florentiner raſch ihre Mannſchaften zuſammen und zogen, obwohl weder ihre Bundesgenoſſen noch die Krieger der Grafſchaft vollzählig angekommen waren, mit ihren Fahnenwagen den Arno abwärts dem Kriegsſchauplatze entgegen. Nachdem der Podeſtà Odo di Pietro Gregori eine den Kriegsmuth der Florentiner entflammende Rede gehalten hatte, ging ein anderer vornehmer Krieger auf die Lage, in der man ſich befand, näher ein. Er hob nach Senzanome hervor, daß die Piſaner ſich auf eigenem Grund und Boden befänden und mit Lebensmitteln reichlich verſehen ſeien, und daher darauf rechneten, daß die Florentiner nicht ſo lange wie ſie im Felde ſtehen bleiben könnten, dann aber, wenn ſie abgezogen ſeien, die Luccheſen aus dem Felde zu ſchlagen gedächten. Man müſſe daher einen geſchickten Angriff machen; er ſchlage eine Umgehung des Feindes vor, und in deſſen rechter Flanke das Caſtell von Bientina zu überfallen. Entweder würden ſie dann ſich reicher Beute bemächtigen oder mit dem Feinde, der Bientina zu Hilfe komme, kämpfen. Im Falle, daß ſie abgewieſen würden, möge jeder Sachverſtändige (sapiens) daran denken, wie ſie ſich zurückzuziehen hätten. Dieſer Vorſchlag fand Zuſtimmung und ſofort zog ein Drittel des Fußvolkes der Florentiner mit der geſammten Reiterei gegen Nordweſten ab, halb in den Rücken der piſaniſchen Aufſtellung. Die Umgehungscolonne fand Bientina unbeſetzt, plünderte den Ort aus und zündete ihn an. Als ſie beutebeladen nach dem Lager zurückkehren wollte, zeigten

Digitized by Google

ſich auf dem linken Arnoufer die Piſaner. Jede der Parteien ſtürzte ſich in den Fluß, und es entſpann ſich ein Kampf in den Fluthen des Arno, bei dem jedoch ſchließlich die Piſaner geſchlagen wurden, da eine andere Abtheilung ihrer Feinde in Schlachtordnung (acies militum) aus dem Walde hervorbrechend ſich in den Kampf einmiſchte. Von beiden Seiten kamen nicht Wenige um, doch verloren die Piſaner achtzig vornehme Krieger, die in die Gefangenſchaft der Florentiner fielen, worauf ſich die Uebrigen zur Flucht wendeten. Die Florentiner verfolgten die Geſchlagenen faſt eine Miglie lang, drangen in Calcinaja, das damals noch auf dem linken Ufer des Arno lag, ein und verbrannten dieſen Ort.

Nach dieſem für die Piſaner unglücklichen Gefechte trat eine vollkommene Waffenruhe ein, während der „die Roſſe auf den Wieſen weideten“ und die verſchiedenen Abtheilungen der Heere ſich auseinanderzogen. Ob ein für die Lucheſen günſtiges Gefecht, bei dem ſich namentlich Ugolinus Paganellus dei Porcari von Lucca und Inghiramus von Montemagno beſonders auszeichneten, in dieſe Tage oder in die Zeit vor der Ankunft der Florentiner fällt, wage ich nicht zu entſcheiden. Schon glaubte man aber jetzt im Lager der Florentiner, bei dem großen Verluſte, den die Piſaner erlitten, würde es zu keinen weiteren Kämpfen kommen und man könne das Heer der Lucheſen ganz von dem florentiniſchen trennen. Da traf das Heeresaufgebot von Siena, unter der Führung des Podeſtà Wilhelm von Perſico, und von Poggibonzi ein und ſchlug von den Piſanern getrennt ein Lager auf. Jetzt ſahen die Florentiner ein, daß ohne neue Kämpfe kein Frieden zu erreichen ſei. War doch die Rückzugslinie der Florentiner durch die Sieneſen aufs Aeußerſte bedroht. Ein Angriff, den die Piſaner auf die Lucheſen in früher Morgenſtunde am 21. Juli machten, führte zur entſcheidenden Schlacht. Die Piſaner und Piſtojeſen, welche ein verpalliſadirtes Lager inne hatten, ſtanden aller Wahrſcheinlichkeit nach auf dem Hügel, der jetzt nach der Villa Gino Capponi's Barramiſta genannt wird, zwiſchen dem Bonello und Ricavo, kleinen Gebirgsbächen, die ſich hier in den Arno ergießen. Im Arnothale ſelbſt hatten die Lucheſen ihr Lager aufgeſchlagen. Von ihnen getrennt lagerten die Florentiner und zwar, wenn wir nicht eine Theilung derſelben in zwei Lagerſtätten annehmen wollen, auf dem rechten Ufer des Arno. Die Piſaner eröffneten in der Frühe des 21. Juli die Schlacht, welche ſich bis zur ſinkenden Nacht hinzog. Sie griffen die Lucheſen an und bedrängten dieſelben hart. Aber ihnen kamen die Florentiner, die von ihrem Lager aus den Angriff der Piſaner geſehen hatten, über den Arno her, wie die alten Lucheſer Annalen ausdrücklich ſagen, raſch zu Hilfe, befreiten nicht nur die gefangenen Lucheſen, ſondern drängten die Piſaner nach ihrem Lager zurück. Hier vor dem Lager der Piſaner entbrannte ein wüthender Kampf um daſſelbe. Endlich

Digitized by Google

konnten die Piſaner nicht mehr widerſtehen und flohen. An fünfzehnhundert Gefangene fielen den Florentinern in die Hände, die das Lager der Piſaner plünderten.

Während ſich ſo in dem Centrum der Sieg auf die Seite der Florentiner neigte, war auch ein Stützpunkt der Aufſtellung der Piſaner, das Caſtell del Bosco (Montemoreci) in die Hände der ſchwerbewaffneten Fußtruppen, der scutiferi, gefallen. Dieſelben hatten das erſt neuerdings angelegte Caſtell eingenommen, während der Kampf um das Lager der Piſaner geführt wurde.

Gleichzeitig mit dem Sturme auf das Lager der Piſaner hatte ſich ſtromaufwärts ein Kampf zwiſchen einer andern Heeresabtheilung der Florentiner und den Sieneſen entſponnen. Man kämpfte bei der Julihitze hier wieder wie vor einigen Tagen in den Fluthen des Arno. Der Erfolg blieb unentſchieden. Die Sieneſen behaupteten das Schlachtfeld und machten eine Anzahl Gefangene. In der folgenden Nacht zogen ſie ſich aber zurück, da ſie, wie ſelbſt Senzanome als Motiv angiebt, nicht mit den Piſanern ſich über den Rückzug verſtändigen konnten. Sie nahmen die Gefangenen mit ſich nach Hauſe, ſo weit nicht die Bewohner von Colle im Elſathale ſie ihnen abjagten.

Die Lucheſen und Florentiner hatten einen großen Sieg über die erſte Stadt Tusciens erfochten. Die Schlacht von Caſtell del Bosco eröffnet die Reihe von Niederlagen der Piſaner, durch welche dieſe Stadt im dreizehnten Jahrhundert ihre Vorherrſchaft in Tuscien und dem weſtlichen Mittelmeerbecken verlor. Sie war um ſo beſchämender für Piſa, als der Generallegat des Kaiſers für Tuscien, der Truchſeß Gunzelin von Wolfenbüttel, der Schlacht, wenn auch nur als Zuſchauer, aber doch wohl als mit Vollſtreckung der Reichsacht an Florenz betraut, beigewohnt hatte. Unter dem Schutze der Nacht flohen die Piſaner ſtromabwärts ihrer Heimath zu, wobei die Bewohner von Montecalvoli ſie arg bedrängten. Die von den Piſanern auf lucheſiſchem Grund und Boden erbauten Caſtelle von Montemoreci und Piannettole wurden am Tage nach der Schlacht von den verbündeten Heeren von Grund aus zerſtört. Die Thore des Caſtelles von Montemoreci führten die Lucheſen im Triumphe nach Lucca und ſtellten ſie vor San Michele auf. Durch dieſen Erfolg war in dem Heere der Florentiner, welche wenige Tage zuvor noch um ihre Rückzugslinie in großer Sorge geweſen waren und von Proviantmangel ſich bedroht geſehen hatten, Manchen ſo ſehr der Muth gewachſen, daß ſie riethen, vorwärts bis ans Meer zu ziehen und Piſa und die ganze Grafſchaft zu verwüſten und zu zerſtören. Obwohl Senzanome die Möglichkeit hiervon behauptet, ſo entſchied ſich doch die Mehrzahl dafür, mit dem gewonnenen großen Erfolge ſich zu begnügen. Mit ihren zahlreichen Gefangenen, welche zum guten Theil geſtorben ſein ſollen, ehe ſie nach Florenz kamen, zogen

Digitized by Google

die Florentiner nach Hause, während die Lucchesen noch eine Anzahl Castelle zwischen Era und Evola, die an die Pisaner sich ergeben hatten, in ihre Gewalt brachten. Die Besatzungen von Cerreto und Montiscastello und San Gervasio, das nachträglich noch in die Hände der Pisaner gefallen zu sein scheint, waren freilich rasch nach der Niederlage der Hauptarmee geflohen. Aber die Bewohner von Marte mußten erst durch eine Aufforderung des neuen Podestà, Wilhelm Ventura aus Genua, zur Uebergabe bestimmt werden. Die Bewohner von Castell Montemoreci verpflanzten die Lucchesen in die Nähe von Bientina.

Nicht lange nach der Schlacht trafen Gesandte der Pisaner in Florenz ein, um über den Loskauf der Gefangenen, sowohl der Pisaner als ihrer Bundesgenossen, zu verhandeln. Da von einer Gebietsabtretung und Grenzberichtigung dieses Mal noch nicht die Rede sein konnte, so stellten die Florentiner die Forderung, Pisa solle für sich und seine Bundesgenossen von Siena, Pistoja, Volterra, Colle, San Gemignano und San Miniato, die gezwungen den Krieg gegen Florenz mitgemacht hätten, alle Forderungen zahlen, welche florentiner Bürger an Angehörige dieser Städte zu stellen hätten. Obwohl sich die Gesandten von Pisa anfänglich weigerten, auf diese Forderung einzugehen, weil sie hierzu keinen Auftrag hätten, so mußten sie nachgeben, da die Befreiung der Gefangenen ohne Erfüllung dieser Forderung keine Fortschritte machte. Die Pisaner mußten sich bequemen, nach einem Schiedsspruche von florentiner Sachverständigen 63 000 Pfund Pisaner Lire für sich und ihre Bundesgenossen auszuzahlen. Wann dieses geschehen ist, läßt sich bei dem Mangel einer datirten Urkunde nicht mehr genau feststellen. Am 27. März 1223 lieferten erst die Pisaner ihre Gefangenen in Pistoja an Florenz und Lucca aus und im Mai 1224 baten sie die Sienesen, ihre Geißeln an Florenz auszuliefern, damit sie die noch in Florenz zurückgehaltenen Gefangenen wiederbekommen könnten. Erst am 21. Juni 1224 machten die Florentiner bekannt, daß die Sienesen, Pisaner, Pistojesen mit ihrer Habe frei und ungehindert das Gebiet von Florenz passiren könnten.

O. Hartwig.

Das Gesammtgastspiel in München.

Die freud- und leid- und neidvolle Zeit ist verrauscht, der Vorhang ist gefallen. Als Herrn Possart's Ehrgeiz oder eine innere Nothwendigkeit ihn trieb, durch die drohend wabernde Lohe auf den Brünnhildenfels, auf welchem die Dingelstedt'sche Idee sechsundzwanzig Jahre geschlummert hatte, zu drin-

Digitized by Google

gen, loderte weithin sichtbar eine mächtige Gluth am deutschen Kunsthimmel auf. Die Einen geleiteten den Waghals mit Segenswünschen, die Anderen blickten ironisch auf ihn, ob er wohl der Mann sein möchte, mit seinem Kusse die Schlafende zu wecken. Unbekümmert um den Streit der Meinungen und unverzagt vor der Gefahr, unternahm er die Fahrt und hat die Braut auch wirklich heimgeführt. Welches Glück er in seiner kurzen Ehe gefunden, welches von den so verschiedenen Loosen der zwei Gatten Brünnhilden's er getheilt, das mag er allein wissen. Dem Siegfried lag sie ja liebend zu Füßen, doch Gunther, der sie zur Ehe gezwungen, erfuhr bitteres Leid darum und hat es selbst gestanden:

„Da ich sie begehrt zu minnen, viel hart sie mich da band,
Sie trug mich zu einem Nagel und hing mich hoch an eine Wand."

Als die Gesammtgastspiele angekündigt wurden, frug man sich vielfach: „Was soll's damit, was kann, was wird durch sie erreicht werden?" Die Logik der Thatsachen hat einen guten Theil dieser Fragen beantwortet und namentlich Licht in das Verhältniß zwischen „Gesammtgastspielen" und „Mustervorstellungen" gebracht. An der Hand der jüngst hier gesammelten Erfahrungen darf man vor Allem den Satz aufstellen, daß das ideale Ziel der Mustervorstellung in der Praxis niemals erreicht werden wird, selbst wenn wirklich alle die ersten, unbestritten besten Kräfte mitwirkten, was hier kaum, und selbst wenn jede Künstlerindividualität sich der Sache rückhaltslos unterordnete, was noch weniger der Fall war. Das nicht zu beseitigende Hinderniß besteht darin, daß die Interessen der Bühnen, welchen die zum Gesammtgastspiele auserlesenen Künstler angehören, eben eine viel längere Abwesenheit derselben nicht gestatten können. Und eben dies ist durch das jüngste hiesige Gastspiel sonnenklar erwiesen, daß die beigezogenen Künstler, so hoch sie einzeln auch stehen mögen, in der kurzen Zeit, die sie zu solchem Unternehmen vereinigt, das rechte Zusammenwirken nicht finden können. Der Eine ist mit der Spielart des Andern zu wenig vertraut, fest eingewurzelte Gewohnheiten werden zu schwer abgelegt und den vielen verschiedenen Schulen kann nicht plötzlich eine ideale Normalschule, die Mustervorstellung, entwachsen. Wir haben es erlebt, daß das Zusammenspielen der vielen so hervorragenden Kräfte, das Ensemble weit unter dem Niveau blieb, auf welchem es an jeder großen deutschen Bühne unter regelmäßigen Verhältnissen zu stehen pflegt. Es sind die größten, beinahe über die menschliche Kraft hinaus gehende Anstrengungen gemacht worden, um diesem Uebelstande zu steuern. Man hat die Proben selbst noch am Vorstellungstage vom frühen Morgen bis tief in den Nachmittag und bis zur äußersten Erschöpfung der Darsteller ausgedehnt, ohne das Gewünschte erreichen zu können. Der hastige Gang der Vorstel-

Digitized by Google

lungen drängte vorwärts und das Unzulängliche konnte nicht Ereigniß werden. Wie störend dieser Mangel am Ensemble wirkte, mag die Thatsache, daß hier anwesende Wiener, Berliner, Dresdner und Münchener, öfter alle gleichzeitig, der betreffenden heimischen Vorstellung eines Stückes den Vorzug vor der Gesammtgastspielvorstellung desselben gaben, in ihrer ganzen Naivetät am Besten erweisen. Und doch ist es sicherlich keinem Vernünftigen beigefallen, die Kräfte der einzelnen Bühne, so lieb diese ihm durch Gewohnheit geworden sein mochten, als Ganzes der Summe der hier versammelt gewesenen Koryphäen gleichzustellen.

Als Dingelstedt den ersten Gedanken der Gesammtgastspiele faßte, nannte er dieselben „den ersten Versuch, die bedeutendsten Kräfte der Schauspielkunst in einer einheitlichen Darstellung der größten deutschen Schauspiele zur Anschauung zu bringen". Daß das Unternehmen damals schon trotz der großen äußerlichen Erfolge innerlich hauptsächlich an eben dem Mangel an „einheitlicher Darstellung" krankte, wurde von den hervorragendsten Kunstkennern jener Zeit erkannt. Eduard Devrient spricht es in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" ausdrücklich aus und erklärt, daß eine Einheitlichkeit nur dann hätte erreicht werden können, wenn die schönen und trefflichen Talente „zur Verständigung des Zusammenspieles" längere Zeit voraus und unter einem anerkannten Meister zusammengetreten wären. Da nun die deutschen Bühnenverhältnisse, wie schon vorstehend erwähnt wurde, ein so ausgedehntes Opfer an Zeit nicht gestatten, so verstößt auch der bezügliche an Herrn Possart gerichtete Vorwurf gegen jede Billigkeit und Gerechtigkeit. Wer die Idee der Gesammtgastspiele als eine die deutsche Schauspielkunst mehr oder weniger fördernde, oder auch nur als eine von mindestens momentanem künstlerischen Interesse getragene einmal acceptirt hat, wird sich auch in die Grenzen des Menschenmöglichen bescheiden.

Jener andere an den Gesammtgastspielen des Jahres 1880 vielfach gerügte Uebelstand, die Abschwächung und Störung der Gesammtwirkung durch das Sichvordrängen der einzelnen Künstlereitelkeiten, hatte sich im Jahre 1854 ebenfalls schon fühlbar gemacht. Es will sogar scheinen, als wären die damaligen Eitelkeiten noch etwas schwerer zu sättigen gewesen als die gegenwärtigen. Devrient nannte die ersten Gesammtgastspiele eine „Virtuositätsausstellung", in der Niemand daran dachte, sich zu unterordnen und in der Gesammtwirkung aufzugehen, sondern jeder, auch in den kleinsten Rollen, zu glänzen und hervorzustechen suchte. Nach dieser Richtung ist, wie gesagt, soeben auch hier viel und schwer gegen den heiligen Geist gesündigt worden. An grellen Effecten, an starken Farben, an rollenden Blicken, donnernden Tiraden, verschwenderischen Wallungen, an seltsamen Cadenzen, Octavensprüngen und kanonenschlagähnlichen Tonexplosionen hat es sicherlich im

Digitized by Google

Monat Juli des heurigen Jahres in den Räumen des Münchener Hoftheaters nicht gefehlt. Auch haben manche Darsteller — allerdings zählten dieselben überwiegend zu den geringeren Göttern — ihre Rollen ganz und gar an Souffleur und Publikum und nicht an die Mitspielenden gerichtet. Kurz, es wurde die „Virtuositätsausstellung" auch diesmal sehr reich beschickt und Liebhaber konnten volle Befriedigung finden.

Eine Bemerkung drängte sich mir bezüglich des Unterschiedes einstiger und jetziger Virtuosität auf. So weit meine Erinnerungen zurückreichen, breitete sich das frühere Virtuosenthum mehr in der Richtung des Ueberladens aus, des Anhäufens aller möglichen kleinen Kunstgriffe, des Haschens nach Originalität, der Ver- und Ueberkünstelung mitunter nahezu bis zur Fratze. Aber alles dies wurde, so wenig es vom Vorwurfe der Geschmacklosigkeit frei war, doch damals von einem Zuge von Geist durchweht; nicht wer will bringt's dazu, ein geistreicher Charlatan zu sein, und schließlich: gestehen wir es, alle Aesthetik in Ehren, daß wir sündige Menschen eine leichte Indigestion von Delikatessen der Qual des Hungers vorziehen. Heutzutage scheint aber namentlich das jüngere männliche Virtuosenthum auf einem andern, offen gestanden, mir noch weit weniger sympathischen Wege seine Lorbeern zu suchen. Wie nenne ich nun das, was ich bezeichnen will, mit einem parlamentarischeren, aber nicht minder zutreffenden Worte als „Geschrei". Mir fehlt der Ausdruck, ich glaube aber, daß er in unserer Sprache überhaupt nicht vorhanden ist. Wir haben es hier oft genug erfahren, daß von den Anhängern dieser, durch gesprengte Trommelfelle den Weg zu den Herzen der Zuschauer sich bahnenden Schule über alle die Theile der Rolle, welche sich zu Athletenkünsten des Organes nicht eignen, mit dem Gegentheile von con amore hinweggehuscht wurde. Sowie sich aber das Pathos in der Rolle zu regen begann, war für jene Herren — es ist selbstverständlich, daß die Damen nicht so leicht in diesen Fehler verfallen — der heißersehnte Augenblick gekommen, alle Schleußen ihres Organs aufzuziehen. Es schien nur mehr der eine Grundsatz zu gelten, es sei der Affect der höchste, die Leidenschaft die mächtigste, welche einen Resonanzboden in die gewaltigsten Schwingungen zu bringen vermögen. Ich weiß mich augenblicklich nicht zu erinnern, wie viel Männern es Ajax im Schreien gleichthun konnte, glaube aber die Behauptung wagen zu dürfen, daß er von unseren jungen Bühnenhelden übertroffen und überschrieen wird. Es wäre geradezu unbegreiflich, daß die Unnatur in dieser Richtung so weit getrieben werden könnte, wenn sich die nächste Erklärung hierfür nicht in dem Verhalten des Publikums fände, das den Schuldigen sein tausendfaches „Gut gebrüllt, junger Löwe!" entzückt zujauchzte. Auffallend ist es, daß Mitglieder des in vieler Beziehung bei den Gesammtgastspielen zu hohen Ehren gelangten Wiener Burgtheaters sich in dieser Beziehung am schwersten versündigten:

Digitized by Google

die Herren Kraſtel und Robert ſtanden im Schreien ſo ziemlich oben an. Vielleicht geſtatten ſie ſich und geſtattet man ihnen Solches in ihrer Heimath nicht. Mindeſtens ſteht es feſt, daß mit wenigen Ausnahmen die an den Geſammtgaſtſpielen betheiligten Künſtler überhaupt in jeder Beziehung ſichtlich bemüht waren, ſich ſelbſt zu überbieten. Verſteht ſich, daß dieſe Efforts der Sache nur zu Schaden gereichen konnten. Wenn das Unterordnen des Einzelnen unter das Ganze zum Paragraph 1 der Satzungen des Unternehmens erhoben worden war, ſo war dies der unglücklichſten eines von jenen Geſetzen, die nur da ſind, um durchbrochen zu werden. Die unter den menſchlichen Schwächen vielleicht den erſten Rang einnehmende, die Eitelkeit, hoch geſpannte Rivalitäten und eine leicht erklärliche Nervoſität konnten bei ſo außergewöhnlicher Gelegenheit ihre Wirkung ſelbſt auf gediegene und ſchulfeſte Künſtler nicht verfehlen und es erſcheint zwecklos, damit zu ſtreng ins Gericht gehen zu wollen. Es wird wohl bei jeder etwaigen Wiederholung derartiger Künſtlerverſammlungen mit dem im Rahmen und in der Rolle Bleiben ſtets gute Wege haben.

Wenn man dem Geſagten noch das Eine hinzufügt, daß die Verſchiedenartigkeit der Schulen, und die den einzelnen großen deutſchen Bühnen eigenthümliche Spielweiſe ſich nothwendigerweiſe fühlbar machen mußten, ſo geht wohl klar daraus hervor, daß das Dingelſtedt'ſche Ideal der „einheitlichen Darſtellung" auf den Schauplatz künftiger wirklicher „Muſtervorſtellungen" zu verweiſen iſt, auf die bekannte Inſel Nirgendswo.

Mit dem Ausdrucke „Muſtervorſtellung" iſt jüngſt hier und zwar namentlich von den Vertretern der auswärtigen Preſſe ein ſonderbarer Humbug getrieben worden. Weder officiell noch anders als ironiſch in den Privatconverſationen haben die Geſammtgaſtſpiele dieſen hochfahrenden Titel angenommen. Dingelſtedt erzählt, wie ihm, als er einen Namen für ſeine Idee ſuchte, ſofort einleuchtete, daß ſich die Bezeichnung „Muſtervorſtellungen" von ſelbſt verbiete. Gerade uns Münchenern konnte es nach den in Vielen noch fortlebenden Erinnerungen an das Jahr 1854 am Wenigſten beifallen, an Muſtervorſtellungen zu glauben und uns im Ernſte des Wortes zu bedienen. Jene Herren wollten ſich aber eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht entgehen laſſen, auf ihrer Feder gegen eine Windmühle anzureiten und es iſt viel Papier verdorben worden, um den Beweis zu liefern, daß das, was Niemand Muſtervorſtellungen nannte, nicht ſo genannt werden dürfe. Es iſt ganz ſtaunenswerth, mit welcher von Kirchthurmeitelkeit triefenden Gehäſſigkeit von mancher Seite gegen die Geſammtgaſtſpiele in der Preſſe vorgegangen worden iſt. Wenn ich Eingangs die Zeit der Geſammtgaſtſpiele eine „neidvolle" nannte, ſo wird mir wohl jeder zuſtimmen, der nicht perſönlichſte Motive zum Läugnen der Thatſachen hat. „Neid" iſt ein ſchönes, ſinniges, an Nuancen überreiches,

Digitized by Google

unentbehrlichstes Wort der deutschen Sprache. Dingelstedt hat einst den Neid die eigentliche deutsche Nationaleigenschaft genannt. Wenn er seine guten Gründe für diese Behauptung gehabt haben mag, so fehlt es uns gewiß nicht an solchen, uns dem geehrten Herrn Vorredner anzuschließen. Es sind Artikel durch die Presse gegangen, welche als Kuriosum, und der Himmel weiß es nicht zum Ruhme ihrer Verfasser von Hand zu Hand gereicht wurden und die das Skandalereigniß des Tages bildeten. Einige Wiener Blätter thaten sich darin hervor und zeichneten sich sowohl durch Angriffe auf das Ganze wie durch Selbstberäucherung und durch Mangel an Unparteilichkeit in der Beurtheilung der einzelnen Künstler aus. Namentlich überboten die Artikel eines bekannteren in Wien angesiedelten Kritikers alles, worauf man sich etwa hätte gefaßt halten dürfen. Die maßlosesten Invectiven gegen Possart, die da wo sie wahr sind, nichts Neues und da wo sie neu sind, nichts Wahres enthalten, ein unqualificirbarer Seitenhieb auf den Generalintendanten Freiherrn von Perfall und, zu unserm nicht geringen Erstaunen, ein Compliment an die Adresse der Münchener, das ungefähr auf „Böotierthum" und „Bierversumpfung" hinausläuft, alles das wußte der sympathische Specialcorrespondent des Wiener Weltblattes schon in die erste Spalte seines ersten Artikels einzustellen. Als ihn dann die sich allzulaut gegen eine solche Schreibweise aussprechende öffentliche Meinung etwas empfindlich zur Ordnung rief, schwankte er Anfangs sichtlich in der Wahl des einzuschlagenden Ausweges. Ein zweiter Artikel umging einfach die selbstgeschaffene Schwierigkeit der Situation und enthielt weder eine sachliche Rechtfertigung jener Angriffe noch die geschickte Halbentschuldigung einer Uebereilung, die man noch immer von einem Schriftsteller erwartete, der einigen Ruf zu retten hatte. Mittlerweile häuften sich die Entgegnungen jedoch derart, daß ihm ein Retiriren durch solches Kreuzfeuer zu gefährlich geschienen haben mag, und so stürzte er denn mit dem Muthe — einer guten Sache vorwärts und in dem dritten Artikel, der sich beinahe noch besser empfiehlt, als der erste, schüttelte er siegreich die Kläffer von sich ab. Er nannte sie Leute, die nichts gelernt haben, die es ihm und seinen Wiener Collegen in den Hinterstübchen ihrer Redactionen zu danken hätten, wenn die Kritik noch in der Kunst einiges Ansehen genieße, er allein habe der Münchener Presse den Besuch der Frau Gräfin O'Sullivan-Wolter „in die Küche gejagt" (sic), er genieße in Wien mit Seinesgleichen eine „Gentlemanstellung", vor der Schauspieler und Bühnenleiter zitterten. . . . Und so weiter und des Andern mehr!

Einzelne deutsche Blätter haben sich in ihren Angriffen gegen das Unternehmen, wenn auch in minder anstößiger Form, doch ebenfalls gewissermaßen auch gegen München und die Münchener gewendet und angedeutet, daß die Gesammtgastspiele unserer in Herrn Possart personificirten Eitelkeit ihr un-

Digitized by Google

berechtigtes Dasein zu danken hätten. Allzubesorgte Vertheidiger verschiedener Sonderinteressen scheinen gefürchtet zu haben, daß München durch die Gesammtgastspiele eine Anderen unbequeme oder gar Andere vergewaltigende Stellung im Vorrange vor allen deutschen Bühnen anstrebte. Wenn man gewisse Insinuationen liest, könnte man beinahe meinen, die Münchener lustwandelten seit ihren journées de Juillet nicht mehr anders als mit Lorbeer bekränzt durch die Straßen, indessen wir Arme uns schon vor Beginn der Gesammtgastspiele unausgesetzt dem bangen Gefühle hingegeben haben, daß, wenn auch nicht auf unsere Anregung hin, aber doch in unserer Stadt ein Unternehmen gewagt werden solle, das möglicherweise nicht nahe genug an so hohe Ziele hinanreichen würde. Eine Münchener Suprematie über das auswärtige deutsche Schauspiel gerade mit Hilfe der auswärtigen deutschen Schauspieler erringen zu wollen, ist aber ein Nonsens, dessen uns kein Vernünftiger zeihen wollen wird. Während des Verlaufes der Vorstellungen konnte man in München allerorts den Tadel über die sich nach und nach herausstellenden Fehler und Mängel des ganzen Arrangements unumwunden aussprechen und diese beklagen hören. Die hiesige Presse hat, lange bevor die auswärtigen Blätter hier eintrafen, diesen der Selbstüberhebung direct entgegengesetzten Gefühlen Ausdruck gegeben und die bezüglichen Vorwürfe zuerst an Herrn Possart gerichtet.

Der Leiter des Münchener Hofschauspieles hat, sei es nun daß er „von brennendem Ehrgeiz verzehrt" worden, oder daß er im Dienste der deutschen Kunst Gemeinnütziges zu schaffen gehofft, sicherlich viel unternommen und nicht alles geleistet, was seine persönliche Berechtigung, an die Spitze eines solchen Wagnisses zu treten, voll erweisen würde. Die Frage, welche seine persönlichen Motive gewesen sein mögen, scheint mir, da sie sich einer stichhaltigen Entscheidung durch Andere entzieht, überhaupt offen gelassen werden zu müssen. Jedenfalls kann sie nur Unbilligkeit und Absichtlichkeit in so gehässiger Weise beantworten, wie dies mehrfach der Fall gewesen ist. Zur Sache gehört diese Erörterung an und für sich nicht. Die von den Gesammtgastspielen erzielten Resultate bleiben dieselben, ob nun die Eitelkeit des einen Mannes oder die edelsten Motive den Impuls zu denselben gegeben haben. Wichtiger ist die Frage, wie viel von dem etwa Erreichbaren wirklich erreicht worden ist und worin die gemachten und in Zukunft — wenn das Unternehmen je wieder ins Leben gerufen werden sollte — zu vermeidenden Fehler liegen mögen. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man nebst dem vorstehend ausführlich besprochenen Mangel an Zusammenspiel und an Unterordnung, die größten Mängel des heurigen Versuches der für das Programm ungenügenden Zahl erster Kräfte zuschreibt. Die Besetzungen hatten darunter so empfindlich zu leiden, daß einzelne Vorstellungen beinahe unter das Niveau

Digitized by Google

der Mittelmäßigkeit ſanken. Es haben ſo manche von den erſten Kunſtkoryphäen Deutſchlands ihre Mitwirkung verſagt und Herr Poſſart mag dies noch lebhafter bedauert haben, als wir. Aber daß er eine nicht eben kleine Anzahl ungenügender Kräfte hieher berufen, um das Unternehmen um jeden Preis zu Stande zu bringen, dafür iſt er verantwortlich und trifft ihn der Vorwurf. Hier dürfte man mit mehr Recht auf unbezwingliche Eitelkeit ſchließen.

Die letzte und wichtigſte Frage iſt wohl die, ob von den vielen Mühen, den übermenſchlichen Anſtrengungen und der Opferwilligkeit der Mitwirkenden etwas Unvergängliches erübrigt werden wird. Daß etwas bleibt, glaube ich feſt und ich habe auch aus dem Munde von manchen wahren Sternen am Himmel der Kunſt die freudige Beſtätigung vernommen, daß ſie auf der Münchener Wahlſtatt noch manches gelernt hätten. Wie viel und wo etwas bleibt, das mag die Zukunft lehren. Die Uhr der Zeit geht nicht an allen Orten den gleichen Gang. Der etwa zu erwartende Aufſchwung des deutſchen Schauſpiels wird, wie alle Renaiſſancen, dort früher und üppiger blühen, wo ihm die Sonne am Wärmſten ſcheint! C. von Oſtini.

Die Fauſtaufführungen im Victoriatheater zu Berlin.

Die von Director Hahn und Otto Devrient in Scene geſetzten Aufführungen der beiden Theile des Goethe'ſchen Fauſt im Victoriatheater zu Berlin haben unter der Ungunſt der Zeit raſch ihr Ende erreicht. Was man einen durchſchlagenden Erfolg nennt, haben ſie nicht erlangt, es iſt ihnen nicht gelungen, das Intereſſe des Publikums in dem Sinne zu wecken und dauernd zu feſſeln, wie es der Theaterdirector und der Dramaturg wohl gedacht und gewünſcht hatten. Man ſchiebt wohl einen großen Theil der Schuld daran auf die Saiſon, welche für ſo großartige Bühnenexperimente in einem gedeckten Theater bei der ſommerlichen Hitze nicht geeignet war, man erinnert an die Abweſenheit eines ſehr ſtarken Bruchtheiles gerade der den gebildeten und wohlhabenden Klaſſen angehörenden Einwohnerſchaft und dergleichen mehr. Gewiß ſind das alles mit die Urſachen geweſen, daß der Kaſſenerfolg nicht derartig war, um eine längere Fortſetzung der ſehr koſtbaren Aufführungen gerathen erſcheinen zu laſſen — aber man täuſche ſich doch dadurch nicht — der Hauptgrund liegt ganz wo anders. Er liegt ohne Zweifel in der Natur des Stoffes, in der Sache ſelbſt, er liegt darin, daß trotz alles Aufwandes von ſceniſchen Mitteln, trotz des zum guten Theil trefflichen Spieles der auftretenden Bühnenkünſtler das Problem, die beiden Theile des Fauſt dem deut-

Digitized by Google

schen Publikum für die Bühne zu erobern, sie auf diesem Boden verständlicher und genießbarer als Ganzes zu machen, daß dieses schwierige Problem auch in der Devrient'schen Bearbeitung der Tragödie als „Mysterium in zwei Tagewerken" seiner Lösung wohl einen Schritt, und wir fügen hinzu einen recht ansehnlichen Schritt, weiter entgegengeführt, aber doch noch lange nicht gelöst worden ist. Mit diesem Urtheile soll der schwierigen Frage nicht präjudicirt werden, ob das besagte Problem überhaupt lösbar ist, indeß wollen wir gleich von vorn herein bekennen, daß wir der Ansicht zuneigen, es lasse sich überhaupt — wenigstens ohne Ausscheidung und Opferung einiger der bedeutendsten und schönsten Bestandtheile der Goethe'schen Dichtung — niemals lösen. Goethe selbst scheint theilweise, wenn wir den Berichten Eckermann's trauen dürfen, anderer Ansicht gewesen zu sein. In einer Unterhaltung mit dem Letztgenannten äußerte er, allerdings blos von dem Theile der Dichtung, in dem Helena als Hauptperson auftritt, redend: „Es ist alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte' der Fall ist." Eckermann bemerkte, das Ganze werde zu großer Pracht in Decoration und Garderobe Anlaß geben, er freue sich darauf — wenn nur ein rechter Componist sich daran machte. Hierauf ging Goethe ein und erwiderte: „Es müßte einer sein, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden, und ich haben keinen Zweifel." Es war im Jahre 1827, wo der alte Goethe diese Aeußerungen (nach Eckermann) that. Aber war es ein Theater für das deutsche Volk, an das er dachte, das er vor Augen hatte, als er die mit Musik begleitete Aufführbarkeit gerade der schwierigsten, die Geduld der Zuschauer am meisten herausfordernden Helenascenen so optimistisch hervorhob und auf ihren Erfolg baute? War es nicht vielmehr ein kleines Hoftheater mit dem ausgewählten Publikum der Höflinge und vornehmer Schöngeister, das dem alten Dichter hierbei vorschwebte, ein Publikum, dem er selbst in seinen letzten Jahren mannichfache und sonderbare phantastische Allegorien bei dieser oder jener feierlichen Gelegenheit auf der Bühne vorgeführt hatte, von denen er sich wohl eine Wirkung auf das Volk, auf die Nation selber am wenigsten versprach! Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls hat der Dichter selbst durch jene Aeußerungen den Versuch gerechtfertigt, auch den zweiten Theil des Faust und zwar mit allem scenischen Pompe und unter begleitender Musik, also unter anderm auch mit dem Charakter eines Ausstattungsstückes für die Bühne zu bearbeiten. Otto Devrient hat, von früheren Versuchen abweichend, die ganze Tragödie in ihren beiden

Digitized by Google

Theilen als „Mysterium von zwei Tagewerken", also der mittelalterlichen Faustsage gemäß an die mittelalterliche Bühneneinrichtung und Vorstellungsweise anknüpfend, für unser modernes Theater zu bearbeiten versucht. Er erreicht hiermit zweifellos eine Reihe in die Augen springender Vortheile. Die Eintheilung der Bühne in drei horizontale Schichten (Loch, Brücke und Zinne — Hölle, Erde und Himmel) macht sich bei gewissen Scenen effectvoll im besten Sinne des Wortes geltend. Am besten freilich in dem „Vorspiele" zum ersten Theile, dessen scenische Aufführung wohl mit zu dem Gelungensten der ganzen Devrient'schen Bearbeitung gehört. Hier danken wir ihm offenbar einen wirklichen Gewinn, einen unleugbaren Fortschritt in der Eroberung des Faust für das deutsche Theater. Hier stimmt eben der Inhalt des Stückes durchaus mit der mittelalterlichen Eintheilung der Bühne in den Höllen-, Erd- und Himmelsraum überein, während sonst davon nur das mehr äußerliche Moment der Eintheilung in drei Schichten, drei Lokale, die aber meist alle drei irdische sind, übrig bleibt. Bei diesem Vorspiele entsteht nun sofort die schwierige Frage, welche die Rolle Gottes des Herrn selbst betrifft. Devrient läßt die Worte des Herrn der Heerschaaren durch den Erzengel Michael sprechen, was ich als ein glückliches Auskunftsmittel nicht gerade betrachten kann. Es ist freilich schwer, ein anderes ausfindig zu machen. Den „Erdgeist" damit zu betrauen, wie Dingelstedt und ihm folgend Lindau vorschlägt, hat meines Erachtens noch größere Bedenken. Das Passendste dürfte Frentzel in einer Recension der Aufführungen (in der „Nationalzeitung") angerathen haben; er meint: „Könnte nicht hinter einer Lichtwolke von Engelsköpfen und Cherubim eine Stimme die Worte des Herrn sprechen? Das würde doch der Orthodoxie keinen Anstoß geben." Letztere Erwartung bezweifle ich stark. So lange unser Theater selbst für einen großen Theil der evangelischen Geistlichkeit auch in den obersten Stufen seiner Erscheinung nicht den Werth eines erhabenen, moralischen und volkserziehenden Institutes hat, würde man selbst über das Ertönen der unsichtbaren Stimme Gottes auf der Bühne die Hände bekreuzigen und damit sicher — wie die Dinge jetzt bei uns liegen — an competenter Stelle des Eindruckes nicht verfehlen. Dem im Ganzen, wie schon gesagt, höchst gelungenen Vorspiele folgte dann als zum „ersten Tagewerk" gehörig der erste Theil der Tragödie. Diese ist bereits für unsere Bühne erobert, und jede Abweichung von der herrschenden Darstellungsweise fordert die Kritik, nicht etwa blos die zünftige, sondern die allgemein spontane, ungedruckte Kritik des Publikums sehr scharf heraus. Das beste, was man der Devrient'schen Mysteriendarstellung hier nachsagen kann, ist, daß er die Dreitheilung der Bühne hier und da sehr geschickt, ja meisterhaft als feiner Regisseur für den Effect und Zusammenhang einzelner Scenen auszunutzen verstanden hat, aber offenbar ist er in dem Bestreben, den Vor-

Digitized by Google

hang so selten wie möglich fallen zu lassen, viel zu weit gegangen, und bei einzelnen der schönsten Scenen des Stückes ist die ursprünglich vom Dichter gewünschte Wirkung, der feinste Duft und intimste Zauber hierdurch geradezu verloren gegangen. Von dem Moment vor der Kirche, als Faust Gretchen zum erstenmale begegnet, bis zu ihrem ohnmächtigen Zusammensinken in der Kirche vor dem Muttergottesbilde spielen sich mittelst der dreigetheilten Bühne alle Vorgänge vor unseren Augen ab, ohne daß ein einzigesmal der Vorhang fällt und ein Wechsel der Scene stattfindet. Die Gartenscenen (die in einen kleinen Winkel der einen Abtheilung verlegt sind) verlieren durch dieses Zusammenschachteln so ziemlich allen Reiz und alles Verständniß, ja sie streifen bisweilen ans Komische.

Wie im ersten Theile die Walpurgisnacht, so kommt im zweiten Theile oder Tagewerke die classische Walpurgisnacht mit musikalischer Begleitung zur Aufführung. Mit diesem Wagestücke ist absolut nichts erreicht. Die Unaufführbarkeit dieser Scenen ist meiner Ansicht nach trotz der scenischen Mittel, über welche das an Feerien und die schwierigsten Ausstattungsstücke gewöhnte große Victoriatheater zu verfügen hat, durch diesen Devrient'schen Versuch aufs Neue schlagend erwiesen. Der Effect sinkt weit unter den des Zauberstückes herab, eben weil wir hier etwas ganz anderes als den gewöhnlichen Spuk verlangen. Der Text wird durch das, was das Auge erblickt, eher verdunkelt als erläutert, und das gilt in noch weit höherem Grade für die classische als für die nordische Walpurgisnacht. Was sonst den zweiten Theil der Tragödie anlangt, so lag in ihm, der für unser Theater erst zu gewinnen ist, die eigentliche Aufgabe des Bearbeiters, sowohl der enormen Schwierigkeit wie der Bedeutung nach. Er hat sie, wie ich im Eingange bemerkte, nicht gelöst, weil sie nicht gelöst werden kann. „Der Tragödie zweiter Theil" wird auf unsrer Bühne nie heimisch werden, wie es auch zweifelhaft ist, ob er dem Gesammtinhalte nach für das Verständniß der Nation als zu lesendes Dichterwerk erschlossen und erobert werden kann. Es fragt sich daher, ob die Aufführung dieser Scenen überhaupt einen Nutzen gebracht hat, und diese Frage darf man mit gutem Gewissen bejahen. Neben dem Krausesten, aller gesunden und natürlichen Deutung Spottenden enthält der zweite Theil des Faust Scenen, die nicht blos von unvergleichlicher Schönheit der Sprache und voll von der tiefsten und reifsten poetischen Weisheit sind, sondern auch durchaus geeignet für die theatralische Darstellung, durch welche sie selbst dem Höchstgebildeten in ihrer vollen Schönheit erst recht aufgehen, während sie die Menge erst in dieser sinnlichen Erscheinungsform packen, ihr menschlich nahe kommen und das Verständniß erleichtern oder erst erschließen. Ein Theil des Besten von der ganzen Faustdichtung, das heißt des Höchsten, was der deutsche poetische Genius hervorgebracht hat, wird hier durch die Bühnenaufführung

Digitized by Google

erst zu seiner vollen Wirkung gebracht — freilich müssen wir dem gleich hinzufügen: ein andrer Theil dieses Besten widerstrebt der scenischen Darstellung so vollkommen, daß die Kunst jedes Bearbeiters — und überträfe er an Geschick und feinem Urtheile noch Otto Devrient — darüber stolpern muß. Er wird nicht erhellt, erleuchtet, aufgeklärt durch den Versuch, ihn sinnlich vorzustellen, sondern fällt in seiner Dunkelheit und Nichtzugehörigkeit zum Ganzen in dem Charakter des „Hineingeheimnißten" noch mehr hervor; er verliert das Interesse, das er in vielfachen großartigen Schönheiten an und für sich beim Lesen hat und erzeugt im Zuschauer das Gefühl einer öden Unbehaglichkeit, der Abspannung — der Langeweile selbst. Dem ist nun unsrer Ansicht nach nur abzuhelfen durch das Radikalmittel der Streichung nicht blos einzelner Verse oder Abschweifungen, sondern einer ganzen Reihe von Scenen. Das heißt: man muß es überhaupt aufgeben, den gesammten zweiten Theil scenisch einzurichten und sich mit dem begnügen, was von der Dichtung zu diesem Zwecke tauglich ist, womit freilich ein Theil vom Besten verloren geht. Gerade, was Goethe selbst, nach den oben angeführten Eckermann'schen Berichten, sich so schön und wirksam für die Bühne ausmalte, die Helenascenen — wenigstens ein großer Theil davon stellt auf dem Theater die Geduld des Geduldigsten auf die schwerste Probe. Die Scene zwischen Helena, der Chorführerin und Phorkyas—Mephistopheles sind ganz und gar nicht zu gebrauchen für das moderne Theater, die höchste schauspielerische Kunst müht sich vergebens ab, etwas daraus zu gestalten, das den Zuschauer anspräche. Faust's Auftreten, seine Begegnung mit Helena in der Burg und die Euphorionscene lassen allein sich darstellen. Die folgende Geisterschlacht und die Scenen zwischen Kaiser, Faust und Erzbischof sind nicht minder dermaßen zusammenzuschieben, daß eben das poetisch Beste an ihnen bei der Bühnendarstellung geopfert werden muß. Von der classischen Walpurgisnacht, die ganz zu streichen wäre, habe ich oben schon gesprochen, sie machte sich selbst auf der großen, allen maschinellen Erfordernissen gewachsenen Bühne theils schauderhaft, theils lächerlich, und vor allem sinnlos. Was aber vom zweiten Theile in vortheilhaftester Weise zur Erscheinung und Vorstellung kam, das waren die Anfangsscenen bei Hofe, das große Fest bis zu dem Theaterspiel, als Faust das classische Gespenst der Helena beschwört, dann die meisterhaft ausgeführten Scenen in Faust's altem Studirzimmer, die Auftritte mit dem Baccalaureus, mit Wagner und dem Homunculus. Am grandiosesten von allem machte sich dann der Schluß des Ganzen: der alternde Faust, die Episode Philemon und Baucis, des Helden Blindheit und Tod, endlich die Apotheose, bei der die Mysterienbühne abermals auf das Vortheilhafteste zur Geltung kam. Wenn Otto Devrient die Einsicht und die Energie hat, das, was sich bei seinem jetzigen Faustversuche als verfehlt offen herausgestellt hat,

Google

aus seiner Bearbeitung zu streichen, wenn er die Mängel seines Werkes klar zu erkennen vermag und die Lehren beherzigt, welche ihm die Aufführung auf dem großen Victoriatheater gegeben hat, so dürfen wir hoffen, daß sein Versuch, den Faust auch im zweiten Theile für unsere Bühne zu gewinnen (der diesmal als noch in vieler Beziehung mißlungen bezeichnet werden muß), Früchte tragen wird, das heißt, daß wir bei einem neuen Versuche um ein gutes Stück in der Verwirklichung dieser großen und schönen Idee weiter kommen werden. In der jetzigen Form aber würde das „Mysterium", auch wenn es zur günstigsten Saison und mit den besten Kräften wieder aufgeführt werden sollte, einen dauernden Erfolg unseres Erachtens nach keinesfalls erzielen.

Die Unterelbe.

Die Unterelbe und ihre nunmehr vom Bundesrathe beschlossene, doch noch nicht zur Ausführung gebrachte Einverleibung in das Zollgebiet haben im Laufe dieses Sommers so oft im Mittelpunkte des politischen Interesses gestanden, daß es sich wohl verlohnt, für diejenigen, welche das Stromgebiet zwischen Hamburg und der Nordsee nicht aus eigener Anschauung kennen, eine kurze Schilderung desselben zu versuchen, eine Schilderung, bei der von allen staatsrechtlichen und handelspolitischen Erörterungen abgesehen und nur eine einfache Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse gegeben werden soll. Etwaige Folgerungen, die aus dem hier Mitzutheilenden gezogen werden könnten, werden ja dem scharfsinnigen Leser unbenommen bleiben.

Wenn in Mittel- und Süddeutschland auf Hamburg die Rede kommt, so begegnet man nicht selten der Anschauung, daß dasselbe direct an der See gelegen sei. Kann nun diese Auffassung auch keineswegs als correct gelten, so ist sie andererseits doch nicht so irrig, wie man auf den ersten Blick meinen möchte. Freilich liegt die Stadt Hamburg fünfzehn Meilen von der Nordsee entfernt; bei Hamburg aber hört die Elbe auf ein Binnengewässer zu sein; von hier ab könnte man den mächtigen, sich nach der Mündung hin bis zu der stattlichen Breite von drei Meilen erweiternden Strom nicht mit Unrecht als eine Einbucht des Meeres bezeichnen, durch welche dieses seinen Arm in das feste Land hineinstreckt. Auf der ganzen Unterelbe wechseln Ebbe und Fluth wie auf dem Meere. Das weite Stromgebiet hat so gut wie die Nordsee seine zur Zeit der Ebbe hervortauchenden Watten, und es bietet zur Fluthzeit selbst an den seichtesten Stellen des Fahrwassers noch eine Tiefe von zwanzig Fuß, so daß die größten Schiffe ungehindert nach Hamburg

Digitized by Google

heraufkommen können. Dies alles giebt der Unterelbe den Charakter der See, der umsomehr hervortritt, als die Elbe oberhalb Hamburgs ganz anders geartet erscheint.

Auch hier und noch bis weit in Böhmen hinein bleibt der Strom schiffbar, aber sein Bett wird bedeutend schmaler und seichter. Keine Fluthwelle dringt bis hierher, und kein Seesturm rührt die schnell und glatt dahinfließenden Wellen gewaltsam auf. Flöße und verschiedenartige Flußfahrzeuge mit geringem Tiefgange beleben das Fahrwasser. Dieselben aber sind so schwächlich und leicht construirt und in so geringem Grade manövrirfähig, daß sie sich eben so wenig in das gefahrvolle Gebiet der Unterelbe hinauswagen dürfen, als andererseits die stromaufwärts fahrenden Seeschiffe weiter als bis Hamburg gelangen können. Hamburg ist durch seine ausgesucht glückliche Lage die natürliche Vermittlerin zwischen Fluß- und Seeschifffahrt, und gerade dieser Umstand hat neben der Energie und dem Unternehmungsgeiste der Kaufleute sein Emporblühen zum Welthandelsplatze ermöglicht.

So wichtig aber auch die Oberelbe von jeher für Hamburgs Handel war und noch heute ist, gegenüber der großen Bedeutung der Unterelbe tritt sie doch sehr in den Hintergrund. Die letztere ist recht eigentlich die Lebensader Hamburgs; sie ist sein Zugang vom Meere, die breite Fahrstraße, welche den Seeplatz mit der eigentlichen See verbindet. Der Schwerpunkt des Hamburgischen Handels liegt in seinen überseeischen Verbindungen, durch die Hamburg ein Weltmarkt geworden, und die immerhin zahlreichen Schiffe der Oberelbe müssen doch zurückstehen vor der stolzen Handelsflotte, die täglich vom Meere kommend und dorthin auslaufend die Unterelbe passirt.

Um die Größe des Verkehres zwischen Hamburg und der See zu zeigen, werden wenige statistische Angaben genügen. Im Jahre 1878 kamen 2336 Segelschiffe mit 505 475 Brit. Register-Tons und 2972 Dampfschiffe mit 1 767 867 Register-Tons von der See aus in Hamburg an, zusammen also 5308 Schiffe mit 2 273 342 Register-Tons, während andererseits 2335 Segelschiffe mit 506 741 Register-Tons und 2981 Dampfschiffe mit 1 777 375 Register-Tons, zusammen also 5316 Schiffe mit 2 284 116 Register-Tons von Hamburg aus in See gingen. Was die Größe und die Tragfähigkeit der einzelnen Schiffe anbetrifft, so mag darauf hingewiesen werden, daß die Ladung eines einzigen der von Hamburg nach Newyork und anderen amerikanischen Plätzen fahrenden Dampfer dem Inhalte von hundertfünfzig Eisenbahngepäckwagen gleichkommt. Will man sich aber einen Begriff von dem gesammten Verkehre auf der Unterelbe machen, so muß man neben den Seeschiffen auch den übrigen dort fahrenden Schiffen Beachtung schenken. Die zwischen Hamburg und Harburg und den verschiedenen Plätzen der Unterelbe laufenden Dampfschiffe machten im Jahre 1878 nach Hamburg 8251 Fahrten

Digitized by Google

mit 335 515 Passagieren und von Hamburg 8251 Fahrten mit 322 169 Passagieren. Ferner kamen 1878 von der Unterelbe 28 450 Segelfahrzeuge mit Waaren in Hamburg an, die natürlich auch ihren Weg wieder zurückmachen mußten. Diejenigen Fahrzeuge, welche auf den Landeplätzen außerhalb der Stadt löschten, sind in diesen Zahlen noch gar nicht mit einbegriffen. Dem sich hiernach ergebenden Verkehre auf der Unterelbe ist außerdem die Schifffahrt zwischen Altona, Glückstadt, Stade u. s. w. hinzuzurechnen. Fürwahr eine stattliche Schaar von Schiffen, die sich auf der kleinen Strecke zwischen Hamburg und dem Meere geschäftig hin und her bewegt!

Hamburg hat denn auch die immense Bedeutung der Unterelbe niemals verkannt, sondern in richtiger Würdigung seiner Handelsinteressen von jeher für die Sicherheit der Schifffahrt daselbst Großes geleistet. Kein anderer der angrenzenden Staaten, weder Preußen noch früher Hannover und Holstein, haben je dem schwierigen und gefahrvollen Fahrwasser des Stromes irgend welche Beachtung geschenkt: Hamburg allein hat dasselbe mit vielfachen Anstrengungen und pecuniären Opfern in dem auch für große Seeschiffe ungehindert und sicher passirbaren Zustande erhalten. Dem Schiffer, welcher vom Meere aus in die Unterelbe einlaufen will, leuchten schon von ferne die Lichter der Hamburgischen Leuchtthürme von Cuxhaven und Neuwerk. Beide stehen auf Hamburger Grund und Boden. Hamburg nämlich hat sich schon in alter Zeit ein nicht unbedeutendes Gebiet an der für die große Handelsstadt so wichtigen Mündung der Elbe gesichert. Hier liegen, umgeben von einer Reihe Hamburgischer Dorfschaften, die Hamburgischen Flecken Cuxhaven und Ritzebüttel und ihnen gegenüber in der Nordsee die Hamburgische Insel Neuwerk. Diese zusammen das Amt Ritzebüttel bildenden Besitzungen galten von jeher als ein besonders werthvoller Theil des Hamburgischen Staatsgebietes, und hier residirte deshalb seit alten Zeiten und noch bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts hinein als Amtmann und erster Vertreter des Staates ein Mitglied des Hamburgischen Senats. An seine Stelle ist nunmehr eine höherer Beamter, der Amtsverwalter getreten, und dieser hat neben anderen Verwaltungsgeschäften hauptsächlich den Interessen der Schifffahrt auf der Unterelbe und insbesondere an der Elbmündung seine Aufmerksamkeit zu widmen. Unterstützt wird er hierbei von dem Lootsinspector, dem Hafenmeister von Cuxhaven und anderen technischen Marinebeamten. Die Leuchtthürme in Cuxhaven und auf der nur von wenigen Menschen bewohnten Insel Neuwerk sind auf Hamburgs Kosten erbaut, und die dort fungirenden Aufseher und Lampenwärter sind Hamburgische Staatsangestellte. Neben den Leuchtthürmen zeigen noch mehrere an und vor der Elbmündung fest vor Anker liegende Leuchtschiffe den ein- und ausfahrenden Schiffen den Weg. Demselben Zweck dienen ferner noch zahlreiche

Digitized b

feſte Leuchtfeuer, Baaken und Tonnen, die in langer Reihe von der Nordſee ab bis nach Hamburg hinauf die Grenze der Fahrrinne markiren und den Schiffer vor den Sandbänken, Untiefen und anderen gefahrdrohenden Stellen des Fahrwaſſers warnen. Alle dieſe verſchiedenartigen Schifffahrtszeichen, einerlei ob dieſelben ſich vor dem hamburgiſchen oder preußiſchen Ufer befinden, werden von Hamburg allein gelegt und erhalten. Da das Fahrwaſſer, welches ſie anzeigen, ſich häufig ändert, indem der Hauptſtrom nicht ſelten ſeinen früheren Weg verläßt, um ſich unweit deſſelben einen neuen zu bahnen, ſo können auch die Schifffahrtszeichen, wenn ſie nicht anſtatt nützlich ſchädlich werden ſollen, nicht immer an der alten Stelle liegen bleiben. Die rechtzeitige Umlegung derſelben, die auf Hamburgiſche Anordnung zu erfolgen hat, erfordert ſelbſtverſtändlich eine große Sorgfalt und Umſicht abſeiten der Hamburgiſchen Marinebeamten. Neben dieſer im allgemeinen Intereſſe gebotenen Aufſicht über die Sicherheit des Fahrwaſſers ſorgt Hamburg auch dafür, daß der Fahrrinne in ihrer ganzen Ausdehnung von Cuxhaven bis zur Stadt am preußiſchen wie am hamburgiſchen Ufer entlang die nöthige Tiefe erhalten wird. Dies aber kann nur durch koſtſpielige künſtliche Mittel geſchehen. Jahr aus Jahr ein muß an den ſeichteren Strecken mit Dampfkraft gebaggert werden und wollte man dieſe mühſame Arbeit eines Tages einſtellen, ſo ſtände die Gefahr einer allmählichen Verſandung des Fahrwaſſers und einer ſpäteren Unpaſſirbarkeit deſſelben für größere Schiffe in Ausſicht. Doch nicht allein die Austiefung der Fahrrinne wird von Hamburg beſorgt. Von Alters her hat Hamburg auch auf der Unterelbe die ſogenannten Stacks gelegt, welche von beiden Ufern aus im Holſteiniſchen wie im Hannöveriſchen behufs Hemmung der Landabſpülung in den Fluß hineingebaut ſind. Ebenſo läßt Hamburg ſeit einigen Jahren im Winter durch kunſtreich conſtruirte Eisbrecher die ganze Fahrrinne der Unterelbe für die Schifffahrt offen halten. Neben den bisher erwähnten Aufwendungen für die Unterelbe unterhält Hamburg endlich an der Elbmündung noch vier Lootsſchooner und zwei Lootsgallioten, von denen aus die vom Hamburgiſchen Staate angeſtellten und ſeiner Aufſicht unterworfenen Lootſen noch in der Nordſee an Bord der einlaufenden Schiffe gebracht werden. Ohne einen mit den Eigenthümlichkeiten des Fahrwaſſers vertrauten Lootſen kann nämlich trotz aller Schifffahrtszeichen kein Schiff ſicher nach Hamburg hinaufgelangen. Das Auslaufen und Anbordgelangen der Lootſen iſt bei ſchlechtem Wetter ſo gefahrvoll, daß trotz aller Geſchicklichkeit der Betreffenden Unglücksfälle nicht immer zu vermeiden ſind. So wurde noch im vorigen Winter eine Reihe dieſer wackeren Hamburgiſchen Lootſen im Intereſſe der deutſchen Schifffahrt und des deutſchen Handels ein Opfer ihres ſchweren Berufes.

Aus alledem geht hervor, daß Hamburg unbeſtrittenermaßen ein um-

Digitized by Google

fangreiches Aufsichts- und Hoheitsrecht über das gesammte Gebiet der Unterelbe ausübt. Hinzugefügt mag noch werden, daß nach vielfachen gerichtlichen Entscheidungen bezüglich aller Collisionen auf der Unterelbe die Hamburgische Jurisdiction begründet ist. Diese Entscheidung der Gerichte stützt sich ausdrücklich auf den Umstand, daß das Fahrwasser der Unterelbe unter Aufsicht der Hamburgischen Behörden stehe und insofern als zum Revier des Hamburgischen Hafens gehörig anzusehen sei.

Die Befugniß Hamburgs auf der Unterelbe frei zu schalten und zu walten ist übrigens auch schon in frühester Zeit durch kaiserliche Privilegien ausdrücklich anerkannt worden. Als im fünfzehnten, sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die Seeräuber auf den deutschen Meeren und auch auf der Unterelbe ihr Unwesen trieben, da wurde den streitbaren Hamburgern von verschiedenen deutschen Kaisern und insbesondere 1628 von Ferdinand II. die Befugniß ertheilt, die Seeräuber die Elbe hinab bis in die See zu verfolgen, zu captiviren und in ihrer Stadt zu richten. Dieses Recht sollte auch nicht unausgeübt bleiben dürfen, denn der Kaiser verpflichtete die Hamburger, den Elbstrom von der Stadt Hamburg bis in die offene See von allen Piratis auch seiner und des Reiches Feinden und widerwärtigen Schiffen, so viel sie vermöchten, reine zu behalten, zu schützen und zu defendiren. Dafür wurde ihnen dann noch ausdrücklich das weitere Privileg ertheilt, „daß nun hinfüro nicht allein gantz keine Vestungen, Forten oder Schantzen auff den Insuln in der Elbe von offt-ernennter Stadt Hamburg ab bis in die See und obenwerts fünf Meilwegs von Hamburg hinfüro gelegt oder gemachet, noch auch einige Orlog-Schiffe auff dem Elbstrome logiret werden sollen, dadurch die Stadt incommodiret werden und die Trafiquirende einige molestation empfinden könnten oder möchten, sondern daß auch nicht weniger hinfüro weder von uns oder unsern Nachkommen gantz kein Zoll auf der Elbe von Hamburg ab biß in die See jemanden ferner erlaubt oder verstattet werden solle." So wußten die weisen Kaiser früherer Jahrhunderte die Interessen des Handels und der Schifffahrt im Reiche zu schützen!

Die einzige Verkehrsbeschränkung, die noch in neuerer Zeit auf der Unterelbe bestand, war der von Hannover erhobene Brunshauser oder Stader Zoll, welcher auf die kaiserliche Verleihung eines Marktzolles in Stade an den Erzbischof von Hamburg im Jahre 1038 zurückzuführen ist. Nach langen Verhandlungen aber verzichtete Hannover im Vertrage vom 22. Juni 1861 auf die Erhebung dieses Zolles gegen eine baare Entschädigung von 2 357 000 Thalern. Den Vertrag unterzeichneten und die Entschädigungssumme trugen gemeinsam Oesterreich und Preußen, Großbritannien und Frankreich, Spanien und Portugal, Schweden und Norwegen, Rußland, Dänemark, Brasilien, Belgien, Mecklenburg und die drei Hansestädte. Hamburg und Groß-

Digitized by Google

britannien allein zahlten je 3 000 000 Mark. Der König von Hannover aber, dessen Rechtsnachfolger nunmehr Preußen geworden ist, verpflichtete sich damals ausdrücklich allen mitcontrahirenden Mächten gegenüber, nicht nur den Stader Zoll aufzuheben, sondern auch „de ne substituer au droit dont la suppression est stipulée aucune nouvelle taxe, de quelque nature qu'elle soit, sur les navires qui monteront ou descendront l'Elbe" und „de n'assujetter désormais sous quelque prétexte que ce soit à aucune mesure de controle relative au droit cessant les navires qui monteront ou descendront l'Elbe". Durch diese in einem internationalen Vertrage feierlich ertheilten Zusicherungen schien die unbeschränkte Freiheit der Unterelbe für alle Zeiten gewährleistet, bis sich durch die Ereignisse dieses Sommers solche Annahme als eine Illusion erwies.

W. von Melle.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Das orientalische Verhängniß. — Während das Abendland über und über in Festesjubel schwelgt, hier die Republik, dort die constitutionelle Mustermonarchie ihre Gedenktage feiert, hier Schützen, dort Turner in bunter Völkermischung sich Stelldichein geben, zieht sich's im Osten ernst und erster zusammen, die Zeichen sind unheimlich, selbst die eingetretene Stille verdächtig. Im höchsten Grade ist dem Gange der östlichen Dinge der Charakter des Schicksals aufgeprägt. Nicht nur in dem Sinne, daß sich ein Unabwendbares, mit keinen Mitteln Aufzuhaltendes vollzieht, sondern auch in dem Sinne, daß die Art und Weise des Geschehens, mehr als sonst bei weltgeschichtlichen Handlungen, dem bestimmenden Willen der Individuen oder der einzelnen Mächte sich entzieht. Wiederholt ist unser Geschlecht der Zeuge großer politischer Umwälzungen gewesen, wir haben die Einheit Italiens, die des deutschen Staates erstehen sehen. In diesen Fällen war die Richtung, welche die Dinge nehmen mußten, deutlich erkennbar. Es gehörte ein hoher Grad von Verblendung dazu, diese Richtung zu verkennen. Man sah positive historische Mächte an der Arbeit, auf ein klares Ziel gerichtet, und zuletzt in starken Persönlichkeiten verkörpert, die in kluger Benützung der Umstände und im Vertrauen auf die gute Sache tapfer ans Werk schritten. Es waren relativ klare Lagen, einfache Verhältnisse; was Freund und was Feind war, verstand sich von selbst; Jeder wußte, wie er sich zu den hereinbrechenden Ereignissen zu stellen hatte. Ganz anders und ungleich verwickelter liegt die Sache in dem Auflösungsprocesse der Türkei. Weder ist das endliche Ziel durch die Vorbedingungen klar gegeben, noch

Digitized by Google

weniger iſt ein entſchiedener Willenszug bemerklich, dem die Umſtände fördernd und dienend ſich unterordnen müßten. Vielmehr durchkreuzen ſich die mannichfaltigen Intereſſen derart, daß ein chaotiſches Bild entſteht oder doch jeden Augenblick ein Rückfall ins Chaotiſche droht. Unverſehens verſchiebt ſich die Situation; wie im Kaleidoſkop legen ſich die Atome blitzſchnell zu neuen unvorhergeſehenen Conſtellationen zuſammen. Daher kommt es, daß das Problem bald von dieſer bald von jener Seite aufgenommen wird, die Dinge alſo mehr einen abſpringenden, verſuchsweiſe taſtenden Gang nehmen, als einen planmäßig verfolgten. Daher kommt es auch, daß bald dieſe bald jene Macht die Führung zu haben ſcheint, ein Vorrang, der ſich jedesmal nur kurze Zeit behauptet, ja unter Umſtänden freiwillig wieder aufgegeben und abgelehnt wird. Lange Zeit war die moscowitiſche Macht der entſcheidende Wille, der das Schickſal der öſtlichen Welt beſtimmte oder doch als der anreizende, Anſtoß gebende Factor wirkte. Man darf aber dem Berliner Frieden jetzt wohl das Zeugniß ausſtellen, daß er die Halbinſel von dem erdrückenden ausſchließlichen Gewichte dieſer Macht befreit hat. Dem Vorrücken Rußlands ſind in Europa beſtimmte, unwiderrufliche Grenzen geſetzt, und ebenſo iſt das Gebiet ſeines indirecten Einfluſſes vorſichtig eingeſchränkt und niedergehalten worden. Es hat ſich — unter der Einwirkung der veränderten Machtverhältniſſe in Mitteleuropa — eine Art europäiſches Einverſtändniß gebildet, das der Ausbeutung der türkiſchen Frage für einſeitige Zwecke entgegengetreten iſt. Allein dieſes Einverſtändniß zum Zwecke der Ueberwachung würde ebenſo jeder andern vorgreifenden Macht gegenübertreten; noch mehr, es iſt in gleicher Weiſe gegen die Pforte ſelbſt gerichtet, ſofern ihre Haltung nach außen und innen eine dauernde Gefahr für den Frieden des Welttheils, und der gegenwärtige Beſtand des Osmanenreiches unvereinbar iſt mit den Lebensintereſſen der Völker, die nicht länger einfach durch brutale Gewalt ſich unterdrücken laſſen. Und aus dem Allem nun entſpringt die eigenthümliche Scheu und Vorſicht, die allen Schritten im Oriente aufgedrückt iſt, die Politik der Zögerungen, die es vorzieht, die Entwickelung der Ereigniſſe mehr der natürlichen Reife zu überlaſſen, als gewaltſam in dieſelbe einzugreifen, ſie blos zu reguliren, nicht zu erzwingen, zu mäßigen, anſtatt zu beſchleunigen.

Dieſe vorſichtige Scheu iſt niemals auffälliger geweſen als eben im jetzigen Augenblicke. Die ablehnende Antwort der Pforte auf die Collectivnote, welche ihr den Verzicht auf Epirus und Theſſalien zumuthete, war ſeit Wochen vorausgeſehen. Dennoch iſt es offenbar noch weit zu einer Verabredung über die Schritte, welche nun weiter zu geſchehen haben. Nicht blos weil der Beginn der Action, ſelbſt wenn ſie ausdrücklich als bloße Demonſtration umſchrieben wird, irgend einen untoward event im Schooße tragen kann. Es iſt vielmehr Methode darin, nach jedem Schritte, wenn er denn

Digitized by Google

doch einmal gethan werden muß, wieder eine längere Pause zu machen, in welcher gleichsam der nächste Zug den unpersönlichen Mächten der Weltgeschichte überlassen oder zugeschoben wird. Der Wetteifer in der Ablehnung jeder Verantwortung, das ist das Charakteristische der heutigen Lage. Auch der Schein eines einseitigen Hervortretens wird sorgfältig vermieden. Selbst die Absendung der deutschen Beamten und Officiere, die sich die Pforte verschrieb, hat, wie es scheint, einen Aufschub erlitten. Doch am auffälligsten ist der Rückzug Frankreichs. Unter dem Ministerium Waddington wurde die Beschützung Griechenlands als das willkommene Mittel zur Rehabilitirung der auswärtigen Politik Frankreichs behandelt, sie war populär, großsinnig, entsprach den liberalen Tendenzen der Republik und knüpfte zugleich an die Ueberlieferungen der französischen Politik an. Mit einemmale ist hier eine Wendung eingetreten, deren eigentliche Triebfeder noch nicht ganz durchsichtig ist, obwohl sich leicht erkennen läßt, daß verschiedene Gründe mit im Spiele sind. Der seit der Amnestie sich fühlende Radikalismus richtet seine Angriffe auch auf die auswärtige Politik der Opportunisten, und diese selbst mögen stutzig geworden sein, den Einfluß Frankreichs in einer fremden Sache einzusetzen, wo die Führung Frankreichs im Grunde bereits hinfällig geworden und wo jedenfalls kein directer Zusammenhang ist mit dem wahren Ziele der französischen Politik: es giebt für diese nur ein einziges Ziel, worüber die Nation sofort jede Parteispaltung vergessen würde; daß die Leidenschaft noch immer gezügelt werden muß, wird offenbar seit der großen militärischen Demonstration des 14. Juli ungeduldiger ertragen als bisher. Genug, die Mission der französischen Officiere nach Hellas ist aufgeschoben, ausdrücklich wird ein dilatorisches Verfahren von Seite Frankreichs begünstigt. Es retardirt, wo es früher vorgedrängt hatte, mit Beflissenheit zieht es sich von der Gesellschaft Englands zurück. Doch auch England hat seinerseits, sehr wider seinen Willen, triftige Gründe, den Eifer für die Beseitigung der Türkenherrschaft in etwas zu ermäßigen. Die Popularität, die das von einer erdrückenden Mehrheit von Wählerstimmen emporgetragene liberale Cabinet umgab, ist stark im Niedergange begriffen; es hat bis jetzt mehr Schlappen als Erfolge zu verzeichnen; zunächst in der innern Politik, aber auch bei der demonstrativen Sendung Göschen's sind bis jetzt die Früchte gänzlich ausgeblieben, und nun kommt dazu die neue Katastrophe, welche die englische Kriegführung in Asien betroffen hat. Auf die politische wie militärische Fähigkeit der Engländer wirft die Niederlage von Kandahar wieder das übelste Licht, und es ist ein ungenügender Trost, daß das jetzige Cabinet die afghanische Verwickelung nur als eine verhängnißvolle Erbschaft von der Römerpolitik seiner Vorgänger überkommen hat. Sie will mit Ehren abgewickelt sein und sie lähmt vor der Hand die Energie Englands in der orientalischen Action.

ed by Google

Das Alles kommt der Pforte zu statten, die mit unübertrefflichem Gleichmuthe den weiteren Schritten der Mächte entgegensieht und auch jetzt mit Grund auf ihre Virtuosität in zäher Defensive baut.

Gleichwohl war es ohne Zweifel der weiseste Rath, den die Königin Victoria dem Sultan hat ertheilen können, indem sie ihn zu rechtzeitiger Nachgiebigkeit gegen den einstimmigen Beschluß der Mächte vermahnte. Dieser Beschluß ist gefaßt, und er wird früher oder später zur Wirklichkeit werden, unter geringeren oder größeren Erschütterungen für das Osmanenreich. Das Verhängnißvolle für die Türkei ist eben dies, daß sie unmöglich dem Schiedsspruche sich freiwillig unterwerfen konnte, obwohl diese Nachgiebigkeit nach aller Voraussicht für die nächste Zukunft der zuverlässigste Schutz gegen bedrohliche Katastrophen wäre. Der Beschluß der Conferenz wird schon darum zur Wirklichkeit werden, weil er den Stempel historischer Vernünftigkeit an sich trägt. Die Zukunftsgrenze ist dieselbe, die schon der Prinz Leopold vor fünfzig Jahren dem neugebildeten Königreiche für unentbehrlich hielt. Diese Voraussicht hat sich seitdem vollständig bewährt, sie wird dadurch nicht umgestoßen, daß die Hellenen der gewaltsamen Mittel bis dahin sich enthalten haben. Im Interesse der europäischen Mächte selbst ist es, dem griechischen Element eine solche Stärkung zuzuführen, daß es dem Slavismus auf der Halbinsel hinreichend gewachsen ist. Sind sie selbst aber im Augenblicke nicht im Stande oder nicht Willens, den Faden weiter zu spinnen, so wird ihnen ohne Zweifel das Temperament der slavischen, albanesischen, griechischen Völkerschaften zu Hilfe kommen. Eine Versumpfung der türkischen Frage ist jedenfalls das letzte, was zu fürchten steht. g.

Aus Berlin. Zum Brande bei Mommsen. Das Jubiläum der Kunstmuseen. — Das herbe Unglück, welches Theodor Mommsen widerfahren ist, bestrebt man sich von allen Seiten zu lindern, so viel es möglich ist. Das Schlimmste bei der Sache ist aber eben, daß diese Möglichkeit als eine verhältnißmäßig sehr eng begrenzte erscheint. Die beste Hilfe wird der so hart vom Schicksal betroffene ehrwürdige Gelehrte, die Zierde unserer philosophischen Universitätsfacultät und ein Stolz des gesammten deutschen Gelehrtenstandes, in sich selbst suchen und — so weit seine körperlichen Kräfte ausreichen — sicherlich finden. Der Charakter Mommsen's, seine enorme Willens- und Arbeitskraft, seine ganze Natur, die etwas von dem „biegsamen Stahl" an sich hat, den er in der Römischen Geschichte seinem Lieblingshelden Cäsar so schön und treffend nachrühmt, sprechen für diese Zuversicht. Zum Glück geht es mit der Gesundheit des alten Herrn, an dessen Schicksal außer seinen Verwandten und Collegen auch seine Charlottenburger Mitbürger aller Klassen in warmer, echt menschlicher Weise Theil-

Digitized by Google

nahme bewiesen haben, wie man hört, vortrefflich, und so ist denn zu hoffen, daß er mit frischer Kraft seine kostbaren Sammlungen und schriftlichen Aufzeichnungen unter der Hilfe jüngerer Freunde und Schüler, da wo sie zerstört sind, wieder herstellt. Selbst im günstigsten Falle dürften freilich ganze Arbeitsjahre verloren sein. Möge dauernde Rüstigkeit und langes Leben zu dieser schwierigen und zum Theil so unerfreulichen Arbeit dem greisen Gelehrten beschieden sein. Neben den Büchern und Abhandlungen, die Mommsen allein als Privatgelehrter herausgeben wollte (besonders der letzte Theil der Römischen Geschichte) und mehr oder minder zum Drucke reif im Pulte liegen hatte, ist das großartige Inschriftenwerk, corpus Inscriptionum, die erste vollständige, nach einem von Mommsen entworfenen Plane in allen Ländern der römischen Herrschaft systematisch vorgenommene Sammlung sämmtlicher lateinischen Inschriften (herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften) empfindlich durch den Brand betroffen worden. Tausende von Inschriften müssen in Folge dessen neu an Ort und Stelle gesammelt und abgeschrieben werden. Ferner ist der Gelehrte vor der Hand fast seiner ganzen Bibliothek beraubt. Hier werden es sich die Gelehrten aller Länder, vorzüglich aber die deutschen, und nicht minder die Buchhändler und zum Theil die öffentlichen Bibliotheken nicht nehmen lassen, in umfassender Weise durch Geschenke mildernd und helfend einzutreten. Diese Unterstützung muß aber im Wege einer Subscription und systematisch ausgeführt werden, damit sie rasch und planvoll eintritt, und den Gelehrten in Stand setzt, seine Arbeiten mit erleichtertem Herzen wieder aufzunehmen. Die nöthigen Schritte dazu dürften bereits verabredet sein. Darf man auch hoffen, daß so in kurzer Frist die große Masse des Bücherschatzes, das eigentliche wissenschaftliche Tageshandwerkzeug, wieder ersetzt sein wird, so werden freilich viele, auch in größeren Bibliotheken seltene Werke, welche Mommsen besaß, selbst beim besten Willen ihm so leicht nicht wieder erstattet werden können. Endlich sind — und das ist mit die schlimmste Seite der Angelegenheit — eine Reihe alter, werthvoller codices, welche berühmten öffentlichen Bibliotheken angehörten und an sich unersetzbar sind, mit verbrannt oder im Brande sehr erheblich beschädigt worden. Es ist das der Punkt, der auch den wackern Gelehrten, den treuen Hüter und kundigsten Verehrer solcher geistigen Schätze, persönlich am stärksten afficirt hat. Es kann nicht unterbleiben, daß sich an den Vorfall die öffentliche Debatte darüber anknüpft, in wie weit zukünftig große öffentliche Bibliotheken Manuscripte, noch dazu Unica, der bisherigen Praxis gemäß aus ihren Mauern heraus- und einzelnen Gelehrten zur Benutzung geben dürfen. Sicher ist zweierlei: Erstens, daß Verluste so kostbarer Schätze, die ihrer Natur nach unersetzlich sind, auf alle mögliche Weise vermieden werden müssen; und zweitens, daß auf alle mögliche Weise danach gestrebt

Digitized by Google

werden muß, diese Schätze für die Wissenschaft wirklich nutzbar zu machen. Aber diese beiden Anforderungen stoßen in der Praxis leider oft sehr hart und gegensätzlich auf einander. Der Gelehrte, der seine Wissenschaft aus den alten Manuscripten bereichern will, kann nicht in einem Jahre an vielleicht fünfzig verschiedenen Bibliotheken arbeiten, er braucht auch oft eine Reihe von Manuscripten, die an verschiedenen Orten aufbewahrt werden, zu gleicher Zeit und neben einander auf seinem Arbeitstische. Man wird demnach schwerlich ein allgemeines starres Verbot der Herausgabe selbst werthvollster alter Schriften aus den Bibliotheksräumen, denen sie anvertraut sind, erlassen dürfen, wenn man vermeiden will, daß diese Schätze als todtes Capital in den Repositorien dem Staube und dem Schimmel verfallen, vielmehr ihre wahre Fruchtbarmachung für die Wissenschaft sich zum Ziele setzt. Wohl aber dürfte die an vielen Orten auch schon eingeführte Praxis auf das Strengste durchzuführen sein, daß öffentliche Bibliotheken nur wieder an andere öffentliche Bibliotheken ihre seltenen Manuscripte verleihen, in denen gegen Feuers- und Diebesgefahr jedwede menschenmögliche Vorsicht getroffen ist. Bringt doch auch dann noch der Transport Gefahren genug mit sich! Die größeren Bibliotheken in den Haupt- und Universitätsstädten müssen aber neben den öffentlichen Lesesälen auch kleine Zimmer für bedeutende Gelehrte zur Verfügung haben, in denen diese ungestört wissenschaftlichen Arbeiten obliegen können, zu denen sie mehrerer alter Handschriften, die aus verschiedenen Bibliotheken in liberaler Weise ihnen zur Verfügung gestellt werden mögen, nothwendig bedürfen. Die strenge Aufrechterhaltung einer solchen Anordnung wird man gewiß allerseits als wünschenswerth und gerechtfertigt anerkennen müssen. Auf diese Weise würde eine Bibliothek der andern Schwesteranstalt, nicht aber einem Privatmanne ihre Handschriften anvertrauen, und die letztere wieder dem ihr bekannten Gelehrten am Orte selbst codex resp. codices nebst Studienraum zur Benutzung gewähren. Mir scheint eine andere Ausgleichung zwischen dem Bedürfnisse der Sicherung alter unersetzlicher Handschriften und der gerechtfertigten Forderung möglichst ausgiebiger Verwerthung dieser literarischen Schätze durch unsere Gelehrten nicht denkbar. Möchte der traurige Mommsen'sche Fall dazu beitragen, eine solche Praxis — wenn man keine bessere vorzuschlagen hat — überall in möglichst liberaler Handhabung zur Anwendung zu bringen.

Unsere Berliner Kunstmuseen, oder genauer gesprochen das „Alte Museum", das heißt der Schinkel'sche Bau, in dem die bis dahin zerstreuten vorhandenen Kunstwerke des Staates zuerst zu einer einigermaßen systematischen und für den Genuß und die Belehrung des Publikums berechneten Aufstellung kamen — feiern demnächst, übrigens ohne alle pomphafte äußere Festlichkeit, das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestandes. Die Errichtung

Digitized by Google

eines Museums für die bildenden Künste und das Kunsthandwerk aller Nationen und Zeiten, so weit die historische Forschung vorgedrungen ist, war neben der Gründung der Universität Berlin die bedeutendste schöpferische Friedensthat im Bereiche von Wissenschaft, Kunst und höherer Cultur, welche in die Zeit des sparsamen, in allen Dingen fast zaghaft vorsichtigen Königs Friedrich Wilhelm's III. fällt. Durch beide Stiftungen erhielt Preußen und in erster Linie seine Hauptstadt einen neuen und nachhaltigen Impuls, neben dem rauhen Pfade des Krieges und dem beschwerlichen Wege der Verwaltung auch im rein geistigen Felde muthig voranzuschreiten und, den Traditionen des großen Friedrich folgend, vieles lang Versäumte selbst unter damals dem armen Staate sehr schweren materiellen Opfern rüstig nachzuholen. Die Errichtung der Universität und des Museums gehören mit zu den schönsten Ruhmestiteln des Königs, der, so fern er im Ganzen und Großen gerade dieser Interessensphäre stehen mochte, dennoch von hohem Standpunkte aus den Nutzen, ja die Nothwendigkeit einsah, in dieser Beziehung für das Gemeinwohl im höheren Sinne des Wortes zu wirken. Gerade jetzt, wo nach manchem, was Friedrich Wilhelm IV. für das Museum gethan — unter ihm wurde vor allem das „Neue Museum" von Stüler dem Alten hinzugefügt —, unter der Regierung unseres greisen Königs und Kaisers, durch seine Huld, durch die Thätigkeit so vieler trefflicher Männer und — gestehen wir es — auch durch besonderes Glück im Ankaufe wie in der Auffindung von Kunstschätzen die Berliner Museen mit ihren öffentlichen Kunstsammlungen sich zu einer Bedeutung und einem Reichthume des Inhaltes emporgearbeitet haben, die sie unmittelbar neben die berühmtesten Sammlungen der ältesten europäischen Hauptstädte stellen — gerade in diesem Augenblicke mag es angezeigt und von Interesse sein, in kurzen Zügen den Beginn und Fortgang der Sammlungen von Kunstobjecten in Berlin zu skizziren. Was gegenwärtig in vier großen monumentalen Gebäuden — dem „Alten", dem „Neuen Museum", der „Nationalgalerie" und dem „Gewerbemuseum" aufbewahrt wird an Sculpturen, Bildern, Kunstgeräthen, Zeichnungen, Stichen, Münzen, Medaillen und decorativen Architekturtheilen, gehört so ziemlich allen Völkern und geschichtlichen Epochen der bewohnten Erde an. Es zerfällt äußerlich in die Sammlung aller kunsthandwerklichen Producte des Mittelalters und der Neuzeit (Gewerbemuseum), in die den alten asiatischen Völkern, Griechen und Römern angehörigen Münzen, Kunstgeräthe und Schmucksachen (Antikencabinet des Alten Museums), in die großartige egyptische Sammlung, das Nordische Museum, die ethnographische Sammlung, die Sammlung großer asiatischer, griechischer und römischer Originalsculpturen, in die an Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung der Gypsabgüsse (aller berühmten plastischen Werke der Welt), in die Sammlung alter Gemälde (bis zum achtzehnten Jahrhun-

Digitized by Google

dert), in das Cabinet der Handzeichnungen und Stiche, endlich in die Sammlung der modernen Gemälde und Sculpturen (der Nationalgalerie). Dieser Complex großartiger Kunstsammlungen ist aus folgenden kleinen Anfängen hervorgegangen: der erste Fürst in Brandenburg, der eine Art mehr antiquarischer als künstlerischer Neigung besaß, war Joachim II. Hector. Er, wie später Georg Wilhelm, der lange am Rhein in Cleve als Statthalter lebte, und daselbst Broncen, Münzen ꝛc. vielfach erwarb, legten im Schlosse, in der „Kunstkammer", die ersten Sammlungen an. Der dreißigjährige Krieg vernichtete davon das Meiste; was von Gold oder Silber war, wurde meist eingeschmolzen. Erst der große Kurfürst trat auch in dieser Beziehung als grundlegender Monarch im preußischen Staatswesen auf. Er sammelte, kaufte an und ließ catalogisiren und ordnen. 1672 wurde ein ausführliches Verzeichniß aufgestellt. Er besaß Gemälde, besonders treffliche Niederländer, noch heute zum Theil die Zierde des Museums, Broncefiguren, Geräthe, Gemmen und Münzen, auch einige antike Marmorwerke. Alles ward in vier Abtheilungen getheilt, die der „Antiken", der „Münzen", der „Kunstsachen und Raritäten", endlich der „Naturalien" (meist aus fremden Erdtheilen durch die überseeischen Verbindungen des Kurfürsten erworbene Naturseltenheiten und Geräthe wilder Völker). Der prunkliebende erste König Friedrich I. ließ nach dem Schlüter'schen Neubaue des Schlosses alle diese Sammlungen in das oberste Stockwerk neben die Schloßcapelle bringen, wo sie wohlgeordnet bis 1830 blieben, in welchem Jahre das Alte Museum fertig wurde. Der König selbst vermehrte die Sammlungen bedeutend und mit verschwenderischen Mitteln.

Leider ging unter Friedrich Wilhelm I., dem sparsamen Soldatenkönig, wieder sehr viel durch Verkauf oder Einschmelzung (besonders goldene Medaillen) verloren, während von Zuwachs natürlich keine Rede war. Einige Dutzend Marmorbüsten wanderten nach Dresden für zwei Regimenter Dragoner. Nur für die Malerei hatte der strenge Monarch einigen Sinn. Er trat die große Oranische Erbschaft an, wobei sich auch sehr viele und kostbare Gemälde befanden, die glücklicherweise Gnade fanden und nicht verschleudert wurden. Unter dem Sohne Friedrich dem Großen nahmen die Sammlungen einen neuen ungeahnten Aufschwung. Erworben ward erstens: die Sculpturensammlung des Cardinals Polignac, die in den königlichen Gemächern und Gärten vertheilt ward. Zweitens: Die Broncefigur des „betenden Knaben" (Adoranten), noch heute das Juwel des Museums und von keiner auf uns gelangten griechischen Bronce übertroffen. Drittens: Die Stosch'sche Gemmensammlung. Viertens: Die berühmte Münzsammlung des Geheimrath Pfau aus Dessau. Fünftens: Es ward der große Prachtsaal der Gemäldegalerie in Sanssouci errichtet und mit einer Reihe theuer erkaufter Meisterwerke geschmückt (Watteau und viele Italiener der besten

Digitized by Google

Renaissancezeit). Friedrich Wilhelm II. kaufte besonders viele antike Marmorwerke aus Rom (Villa Negroni), die große Münzsammlung des Ansbacher Schlosses kam unter ihm nach Berlin. Friedrich Wilhelm III. hatte von Beginn seiner Regierung an die Absicht, Alles Vorhandene ordnen und in einem großen allgemeinen Kunstmuseum vereinigen zu lassen.

Da brach der Napoleonische Krieg aus, und was nicht nach Königsberg schleunigst gerettet werden konnte, verfiel den raubgierigen Händen der Franzosen. Die besten Sachen wurden nach Paris geschleppt. Die Leitung dieses Raubes hatte Denon. Er legte Rechenschaft ab über die Fortführung von 204 Sculpturen, 500 Cameen und Gemmen und 12 000 Münzen. Diese von Staatswegen geraubten Gegenstände kamen, wenn auch mit einigen Lücken, 1815 wieder nach Berlin zurück, verschwunden aber blieben eine lange Reihe werthvoller Kunstwerke und Bilder, welche die französischen Commandeure in Berlin privatim gestohlen hatten. Nach dem Frieden begann man mit neuen Ankäufen und mit Projecten zum Bau des Museums am Lustgarten. W. von Humboldt, Bunsen, Schinkel, Niebuhr, der Consul Bartholdy in Rom treten nun in den Vordergrund. Man erwarb unter anderm die Diana Colonna, die Juno Lante, die Canova'sche Hebe, namentlich aber Vasen, Terracotten und kleine Broncen in großer Zahl und in glücklicher Auswahl, darunter die Vasensammlung von Koller; dann die Hackert'sche Gemmensammlung. 1823 ward die egyptische Sammlung begründet (Minutoli'sche und Passalaqua'sche Sammlung). Vor allem kam 1815 die Giustinianische Gemäldegalerie in den Besitz des preußischen Staates, die für 540 000 Francs in Paris gekauft ward (157 meist sehr gute Bilder), dann die Gemäldegalerie Solly für 500 000 Thaler. Das Kupferstichcabinet ward angelegt. Im Sommer 1830 war das jetzige alte Museum fertiggestellt, der König ließ alle Sculpturen und Bilder von Werth aus sämmtlichen Schlössern in dasselbe überführen, etwa 1200 Gemälde und über 400 antike Sculpturen wurden außer der Kunstkammer, den ethnographischen, egyptischen ꝛc. Kunstgegenständen darin aufgestellt. Der Inhalt vermehrte sich von Jahr zu Jahr und die Pläne zum Bau des „Neuen Museums" traten bald ins Leben. Hier wurden dann unter Friedrich Wilhelm IV. die Gypse, die Kupferstiche, die Kunstkammer, die ethnographischen, nordischen und egyptischen Gegenstände untergebracht. Bald erwies sich auch dies Haus zu klein. Die testamentarisch dem Staate vermachte Wagner'sche moderne Galerie gab den Anlaß zum Bau der „Nationalgalerie", und später ward — ebenfalls unter unserm Kaiser — das Gewerbemuseum begründet, dessen prachtvoller Neubau in diesem Jahre vollendet wird. In dieses letztere kamen die meisten Gegenstände aus der Kunstkammer. Die ethnographische Sammlung soll in einem eigens für diesen Zweck zu bauenden Museum untergebracht werden.

Digitized by Google

In die Nationalgalerie kommen alle seit etwa 1760 entstandenen Werke der neueren Malerei und Sculptur. Trotz alledem ist augenblicklich in den beiden Museen für antike Kunst und Malerei, also dem „Alten" und „Neuen", der Raummangel in Folge vieler Neuerwerbungen und der Vermehrung namentlich der Gypsabgüsse so stark, daß die über alles Erwarten herrlichen Pergamenischen Erwerbungen, diese Antikenfunde von einer den Elgin-Marbles nahekommenden überraschenden Großartigkeit und Bedeutung, gar nicht untergebracht werden können, sondern in einem neu angelegten Holzverschlage provisorisch aufbewahrt werden müssen. Ebenso hat die so weiträumig angelegte Abtheilung der Gypsabgüsse keinen Platz mehr für die Olympiasculpturen, deren Ausgrabung nicht minder einen (in früheren Zeiten unmöglichen) Triumph der deutschen Wissenschaft und Thatkraft bedeuten. Es muß für die Pergamonsculpturen ein eigenes Gebäude errichtet oder das Gypsmuseum geräumt werden. Im letzteren Falle würden die Säle des letzteren für die Aufstellung von Originalsculpturen benutzt und müßte für die Gypsabgüsse ein eigenes Museumsgebäude errichtet werden. Die Gemäldegalerie hat durch verschiedene sehr glückliche Käufe, vor allem aber durch die Erwerbung der Suermond'schen Sammlung für 300 000 Thaler außerordentlich gewonnen und ist auch baulich in der Anordnung der Säle und dem Einfalle des Lichtes gänzlich umgestaltet worden. In Betreff des Antikencabinets im Erdgeschosse des alten Museums genügt, es unter anderm an den Hildesheimer Silberfund zu erinnern. — In so fröhlichem Wachsthume sind alle unsere Kunstsammlungen begriffen, die vor etwa hundert Jahren so bescheiden und klein, ohne ein eigenes Heim zu besitzen, sich zu entwickeln beginnen. Die Nation kann fürwahr stolz darauf sein, was die hohenzollern'schen Fürsten und eine glänzende Reihe hervorragender wissenschaftlicher und Kunstgrößen auch in dieser Beziehung zum Ruhme des Vaterlandes und zur Hebung seiner Cultur geschaffen haben. Aus vollem Herzen mag man am Tage des Jubiläums ausrufen: mögen diese edlen Anstalten für die höchsten menschlichen Schöpfungen weiter blühen und gedeihen, möge nie der Sinn für ihre Erhaltung und Vermehrung bei unseren Kaisern, wie bei der Nation sich abstumpfen oder erkalten! Die einfache Feier am 2. und 3. August, welche der für unsere Kunststätten allezeit sorgende und für ihre edlen Aufgaben begeisterte Kronprinz angeordnet hat, wird darin bestehen, daß am Abend des ersten Tages eine Beleuchtung der großen Fresken von Cornelius in der Säulenhalle des Museums, der Dioskuren auf dem Dache des Gebäudes, so wie der Schinkel'schen Rotunde im Innern durch elektrisches Licht und Wachsfackeln stattfindet. Die Hauptfeierlichkeit wird am folgenden Tage in der Rotunde abgehalten. In diesem architektonisch vornehmsten Raume Berlins, welcher festlich geschmückt erscheinen soll, wird im Beisein des Kronprinzlichen Paares

Digitized by Google

(bekanntlich weilt der Kaiser außerhalb der Hauptstadt), sämmtlicher anwesenden Prinzen und Prinzessinnen und vieler geladenen Gäste, namentlich der obersten Staatsbehörden und sämmtlicher Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft durch Musik und Gesang des Domchores ein Festactus eröffnet, bei welchem der neue hochverdiente Generaldirector der Museen Dr. Schöne die Rede des Tages hält. Dann bringen die Abgeordneten der Nationalgalerie, der Akademie der Wissenschaften und Künste, der Universität und des Gewerbemuseums dem Museum ihre Glückwünsche dar. Gesang beschließt die Feier, der ein Festdiner beim Kronprinzen folgen soll. Eine Festschrift in Folioformat, welche eine Geschichte des Museums enthalten soll, wird an demselben Tage herausgegeben werden. Wir aber schließen mit dem Wunsche, daß ein günstiger Stern fortdauernd über diesen der Civilisation im edelsten Sinne des Wortes geweihten Anstalten walten möge, und daß der Platz, auf dem sie sich erheben, die sogenannte Museums- und Schloßinsel, die von Friedrich Wilhelm IV. zu einem geistigen, künstlerischen Forum der Hauptstadt und des Staates geweiht worden ist, in nicht allzu langer Frist sich mit jenen großen, idealen Aufgaben gewidmeten Monumentalgebäuden schmücken möge, aus denen außer dem Schlosse und den drei Museen dieses Forum bestehen soll: dem Dome, der Kunstakademie und dem Kunstausstellungspalaste. Ihre Vollendung im Sinne des künstlerisches Geistes, der bisher hier gewaltet hat, würde der deutschen Hauptstadt in ihrem Herzen und Mittelpunkte einen Complex von architektonischen Monumenten künstlerischen Ranges verleihen, den in dieser Großartigkeit kaum eine andere Stadt der Welt besitzt.

—y.

Literatur.

Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavallerie seit 1808. Von E. von Colomb, Generallieutenant und Commandant von Kassel. Berlin, Theodor Hofmann. 1880. — Es sind nur Beiträge, welche der Verfasser geben will, dennoch fehlt kein wesentlicher Zug in der Darstellung der Entwickelung, welche die Cavallerie seit dem Wiederaufbau der Armee im Jahre 1808 genommen hat. Zwei Gesichtspunkte treten in der Betrachtung hervor: die Wandelungen, welche die Heranbildung des einzelnen Reiters und Pferdes sowie ihre Ausrüstung erfuhr und die herrschenden Grundsätze über die Verwendung der Reiterei zu Kriegszwecken. Die einzelnen Abschnitte in der Geschichte dieser Waffe sind durch die Feldzüge und hervortretenden Momente in den zwischenliegenden Perioden der Friedensthätigkeit gekennzeichnet. Die berühmten Reitergefechte der Befreiungskriege werden anschaulich beleuchtet und der Verfasser zeigt unter streng sachlicher Kritik die bleibende Bedeutung gerade dieser Beispiele einer großartigen Verwendung der Waffe für das Studium, da die jüngsten großen

Digitized by Google

Kriege — entgegen dem oberflächlichen Anschein — deren sehr wenige bieten. Auffallend ist die Erscheinung, daß trotzdem nach den Kriegen bis zu den vierziger Jahren das Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der Reiterei in der Schlacht mehr und mehr abgeschwächt wurde. Man wollte dieselbe lediglich zur Aufklärung während des Anmarsches benutzen. Die vorgeschriebenen Formen für die Bewegungen der Körper machten diese unlenksam und schwerfällig. Erst das Eingreifen des Generals von Wrangel im Jahre 1842 brachte neues Leben. Unter ihm wurden zuerst Uebungen in größeren Verbänden abgehalten und Angriffe von Cavalleriemassen erprobt. Die Feldzüge in Baden und Dänemark gaben der Cavallerie keine Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Auch der Krieg von 1866 ließ dieselbe nicht entscheidend hervortreten. Das große Cavalleriecorps, welches vor dem Einmarsche in Böhmen gebildet war, erwies sich als weitaus zu mächtig, um zweckentsprechende Verwendung zu finden. Einzelne hervorragende Leistungen anderer Abtheilungen treten um so mehr in den Vordergrund. Man ging 1870 mit geläuterten Anschauungen ins Feld. Selbständige Divisionen mit eigener Artillerie zogen der Armee voraus und waren bestimmt, in der Schlacht bei der Entscheidung einzugreifen. Beide Aufgaben wurden gelöst, indeß nicht ohne die unausbleiblichen Mängel, welche die fehlende Routine der Führer bedingte. Weder kam die große Zahl der Cavallerie stets zur vollen Geltung im Kampfe, noch griff sie immer schnell und weit genug aus, um den Feind und seinen Verbleib zu erkennen.

Seit dem französischen Feldzuge herrscht rege Thätigkeit in der Ausbildung der Reiterei für die großen Aufgaben ihres Dienstes. Vorzüglich ist es die Uebung größerer Massen auf Grund eines neuen Reglements, dann die Verwendung der Schußwaffe, welche gründlicher als früher erlernt wird. Hier galt es, hergebrachte Abneigung gegen eine derartige Schädigung des „Reitergeistes" zu überwinden. Das ist freilich außer Frage, daß ein Auftreten der Cavallerie heutzutage gegenüber den weittragenden, schnellen Waffen sehr viel Geist erfordert. „Nichtbeachten der Vergangenheit, Ausruhen auf den Lorbeern des siebenjährigen Krieges, so schließt der Verfasser, hatten die preußische Reiterei lange Zeit um die Erfahrungen dieses Krieges und um die Wirkung der Lehren des großen Königs gebracht und die Kluft zwischen damals und jetzt, mit deren Ueberbrückung man erst in der neuesten Zeit begonnen hat, aufgerissen. Während man stets den Namen Seidlitz im Munde führte und von seinen Thaten träumte und sprach, vermochte man weder das Wesen noch die Mittel, mit denen sie zur Ausführung gebracht worden waren, zu erkennen und mit den Anforderungen einer neuen Zeit in Einklang zu bringen, noch war man ernstlich bestrebt, es zu thun, so offen Wesen wie Mittel auch dalagen."

In diesem Sinne rückhaltloser Offenheit ist das Buch bei einem sehr maßvollen Tone der Kritik gehalten. Bei dem herrschenden Interesse für militärische Dinge mag es selbst weiteren Kreisen zur Kenntnißnahme empfohlen sein.

Heinrich Heppe, Soldan's Geschichte der Hexenprocesse. Neubearbeitet. 2 Bde., Stuttgart, J. G. Cotta. 1880. — Ein zeitgemäßes Unternehmen war es, die bereits im Jahre 1843 erschienene „Geschichte der Hexenprocesse von Soldan" nach dem Standpunkte der neueren Forschungen umzuarbeiten und zu ergänzen; eine Arbeit, der sich Soldan's Schwiegersohn, der kürzlich verstorbene Dr. Heinrich Heppe in pietätvoller Weise unterzogen hat. Im Großen und Ganzen sich an die gegebene Disposition des Stoffes anschließend, hat der Bearbeiter einige Kapitel neu geschaffen, andere schon vorhandene

getheilt und so erweitert, daß die Seitenzahl des vorliegenden Werkes fast das doppelte des ursprünglichen Buches übersteigt. Es behandelt die Hexenprocesse in ihrer Entstehung, ihrem Fortgange und Verschwinden pragmatisch, verfolgt daher die Stellung, welche der Zauberglaube im Alterthume und bei den Völkern des Mittelalters dem Gesetze, der Religion und öffentlichen Meinung gegenüber eingenommen hat und beweist im Verlaufe der Darstellung mit Hilfe der neueren Forschungen den Satz, den Soldan nur als Hypothese aufstellte, daß der Glaube an Zauberei vom Oriente sich nach dem Westen verpflanzt habe. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß die neuere Zauberei in fast allen Ländern der Christenheit in einer Gleichförmigkeit auftritt, vor der nationale Unterschiede völlig verschwinden. Der Charakter der Zauberei ist eben universell. Den Grund davon sieht der Verfasser nicht in einer allgemeinen psychologischen Disposition des Menschen zum Glauben an die Wirkung höherer Mächte, sondern in der gemeinsamen historischen Entwickelung. Das römisch-griechische Alterthum ist wie für Wissenschaft und Kunst so auch für den Aberglauben der Völker von universeller Bedeutung geworden. Das Orientalisch-Christliche war der zweite maßgebende Factor, welcher dem aus dem Alterthume entnommenen Materiale die Auffassungsweise geliefert hat. Die Inquisition des Mittelalters sodann hat mit den Formen des Rechtes umkleidet das Verbrechen der Hexerei künstlich ausgebildet und die Vorstellungen geschaffen, gegen welche später das Jahrhundert der Aufklärung Schritt für Schritt hat kämpfen müssen. Der Schluß des Werkes wendet sich gegen die Versuche älterer und neuerer Gelehrten, das Hexenwesen der letzten Jahrhunderte in anderer Weise zu erklären; der ursprünglichen Auflage fremd ist hier die Polemik gegen Maximilian Perty, welcher eine Realität des Zauberglaubens in der Vision der Hexen sucht, ferner gegen L. Meyer, welcher die Phantasmen der Hexen aus Geisteszerrüttung herleitet, vorzüglich aber gegen die absonderliche Meinung Vilmar's, der in der Hexerei nur Namen und Form für den Abfall vom Christenthume im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte erblickte. Das Buch, ausgezeichnet durch Gründlichkeit der Forschung verbunden mit geschmackvoller Darstellung, darf auf einen großen Leserkreis Anspruch machen. K.

G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Berlin, Th. Hofmann. 1880. — Mit Freude begrüßen wir dieses neue Unternehmen, welches bestimmt ist, durch eine dem heutigen Standpunkte der Forschung entsprechende Neubearbeitung dem bekannten Werke von Danzel-Guhrauer den ihm zukommenden hervorragenden Platz in der Lessing-Literatur auch für die Zukunft zu sichern. Die vorliegende erste Lieferung umfaßt die Jugend und Jugendwerke Lessing's, bis 1748. Daß eine ganze Anzahl von Berichtigungen und Ergänzungen zur ersten Auflage hinzugekommen ist, stellt sich auf den ersten Blick dar, doch ist ein bestimmteres Urtheil über das Verfahren der Herren Herausgeber nach dieser ersten Lieferung noch nicht zu geben. Jedenfalls aber darf das Werk in seiner Gestalt dem Publikum aufs Wärmste empfohlen werden. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 5. August 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 33.

Inhalt:

	Seite
Ein gelehrtes Ehepaar	241
Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder	257
Rodbertus und der deutsche Grundcredit	264
Die deutsche Steuerreform. I.	269
Berichte aus dem Reich und dem Auslande: Aus München. Landtag. Theater. Die Wittelsbach'sche Gedächtnißfeier. Wahlvorbereitungen	276
Literatur: L. Schmid, Graf Albert von Hohenberg, der Sänger und Held	280

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Ein gelehrtes Ehepaar.

Düstere, enge Studirstuben waren im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts häufig die Ausgangspunkte, von denen sich das geistige Leben in unserm Vaterlande immer weiter verbreitete. Fleißige, unermüdete Forscher förderten in denselben bis dahin unbekannte geistige Schätze an das Tageslicht — während sie mit der bittersten Noth um das tägliche Brod dabei kämpfen und ringen mußten.

In solcher anstrengenden Geistesarbeit finden wir um das Jahr 1755 in Leipzig den Professor der arabischen Literatur, Dr. Johann Jakob Reiske beschäftigt, umgeben von Handschriften, Folianten und Büchern in allen Sprachen des Alterthumes.

Zehn Jahre später erblicken wir ihm zur Seite seine treue Gattin, Freundin und Gehilfin, Frau Ernestine Christine Reiske, geborene Müller, seine gelehrten Beschäftigungen theilend und ihn dabei unterstützend.

In einem Aufsatze über „Morgenländische Literatur" bringt Herder „dem Andenken des Mannes ein Scherflein dar, den während seines Lebens bei aller seiner seltenen Gelehrsamkeit, bei allem seinem unermüdeten Fleiße fast immer bitterer Mangel drückte. J. J. Reiske hat selbst sein Leben beschrieben, der bescheidene, oft betrogene Mann; sein würdiges Weib, gelehrt wie er und biegsamer wie er, hat es mit angehängtem Verzeichnisse seiner Schriften vollendet. Lohne der Himmel jedem Guten, der sich um ihn bemühet oder ihm und seiner Wittwe mit Rath und That beistand; die braven Männer Lessing, Suhm, Reimarus und Andere sind unter ihnen".

Reiske war 1716 zu Zörbig, einem kleinen Städtchen an der anhaltischen Grenze, geboren, wo sein Vater Lohgerber war. Von seiner Mutter hatte der Knabe einen traurigen, leutescheuen, hypochondrischen Charakter geerbt. Bis zu seinem zehnten Jahre besuchte er die dortige Stadtschule, und kam dann zu seinem Großvater, einem Schulmeister zu Zöschen, auf der Straße von Leipzig nach Merseburg gelegen, wo der dortige Pastor Mehlthau, der für seinen Sohn einen Informator hielt, gestattete, daß er zwei Stunden täglich diesen Unterricht mitgenießen durfte.

Digitized by Google

Nach einem Jahre war er durch diesen Lehrer so weit gebracht, daß er den Cornelius so ziemlich exponiren und die vier Evangelisten im Griechischen verstehen konnte. Der Unterricht nahm jedoch ein Ende, da der Lehrer nach Leipzig zurückkehrte. Reiske kam nach Halle in das Waisenhaus, wo er von 1728 bis 1732 verblieb.

Die strenge Klosterzucht hatte keinen günstigen Einfluß auf die Entwickelung seines Charakters. Immer mehr verschloß sich sein verschüchtertes Wesen äußeren Einwirkungen, während sein Wissensdurst nach einem tieferen Verständniß verlangte, als die dortigen Lehrer den Schülern zu gewähren für nöthig hielten. Seine Neigung zur Einsamkeit und angeborene Schüchternheit brachte er mit auf die Universität nach Leipzig, wo er Ostern 1733 anlangte und nach dem Wunsche der Seinigen Theologie studiren sollte.

Der Welt unkundig, lebte er dort für sich, studirte nach Neigung, hörte keine Collegia, hatte keinen Lehrer, keine Anweisung, keinen Freund, fragte Niemand um Rath, und hätte ihm auch Jemand guten Rath gegeben, so würde er ihn aus Einfalt und zugleich aus Stolz verworfen haben. „Ich ging gar nicht den gewöhnlichen Weg, war fleißig und studirte immer darauf los, ohne Ordnung und ohne Endzweck, ohne zu wissen auf was, und ich muß gestehen, der größte Theil der fünf Jahre, die ich als Student in Leipzig zubrachte, sind für mich verloren gewesen." — „Da verfiel ich in einer bösen Stunde auf das „Rabbinische", wofür ich Philosophie, Mathematik und Literatur hätte treiben sollen. Mit einem Male aber," berichtet er in seiner Lebensbeschreibung weiter, „bemächtigte sich meiner eine unsägliche, unaufhaltsame Begierde „Arabisch" zu lernen!"

Diese brennende Begierde, Arabisch zu studiren, verschlang nun bei ihm alle anderen Neigungen und Gedanken. Während der fünf Jahre, die er auf der Universität zubrachte, erhielt er von Hause nicht mehr als zweihundert Thaler; erst in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Leipzig wurde ihm ein churfürstliches Stipendium von jährlich zwanzig Thalern und ein eben solches von dem Leipziger Rathe gewährt. Um so mehr muß man seine Spar- und Haushaltungskunst bewundern, daß er es möglich machte, sich so viel arabische Bücher, als damals überhaupt gedruckt waren, nach und nach anzuschaffen.

Auch hierin wurde er, wie fast in Allem, was er gelernt und getrieben, sein eigner Lehrer. Er beklagte es später, daß alle Fehler der Autodidacten auch ihm angeklebt und er alle Schwierigkeiten dieser „seltsamen Leute" zu überwinden gehabt habe.

Leyden zu sehen und die dortigen arabischen Manuscripte zu durchwühlen, das war der Gedanke, der alle anderen Zukunftspläne in den Hintergrund treten ließ. Keine Vorstellung der Gefährlichkeit einer Reise in ein fernes

Digitized by Google

Land ohne Geld und ohne Holländisch oder Französisch zu sprechen, hatte auf seine, damals noch kindisch hitzige und der Welt unkundige Seele einige Gewalt.

Ohne einen bestimmten Plan trat er im Mai 1738 die Reise nach Holland muthig zu Fuße an. Eine seltsame, abenteuerliche Reise. Außer dem nöthigen Gelde fehlte es ihm auch völlig an Welt- und Menschenkenntniß und den erforderlichen Formen, um vielleicht als Erzieher oder Lehrer sein Glück zu machen. Wie mit verbundenen Augen ging er fröhlich und getrost seinem Schicksale entgegen.

Bis Lüneburg ging er, wie die Handwerksburschen, neben den Frachtwagen her, die nach Hamburg fuhren. Dabei meint er, nie in seinem Leben aufgeräumter gewesen zu sein. In Hamburg hielt er sich eine Zeit lang auf und wurde von dortigen Gelehrten unterstützt und, ohne sein Suchen, mit Reisegeld versehen.

Den „Sonnabend vor Trinitatis" ging es zu Schiffe und Dienstag früh stieg er vor Amsterdam ans Land. Dort war sein erster Gang zu einer Landsmännin, einer Freundin seiner Mutter, die an einen Deutschen, Leinwandhändler Hohlfeld, verheirathet war. Die braven Menschen nahmen ihn freundschaftlich in ihr Haus und erwiesen ihm Gutes, so oft er nach Amsterdam kam.

Am nächsten Morgen suchte er den Professor d'Orville auf, an den er ein Empfehlungsschreiben von dem Pastor Wolf aus Hamburg mitbrachte. Der berühmte, vornehme und reiche Mann empfing ihn sehr wohlwollend, und da eben sein Secretär abgegangen war, bot er ihm diese Stelle mit einem Gehalte von sechshundert holländischen Gulden an. Allein mit unüberlegter Offenheit schlug Reiske das Anerbieten aus und sagte, er sei nicht nach Holland gekommen, um dort sein Glück zu machen, sondern er habe die weite Reise angetreten, um die Bibliothek in Leyden zu besuchen und sich im Arabischen zu vervollkommnen, in der Hoffnung, ein brauchbarer, tüchtiger Mann zu werden.

d'Orville, der an Lob, Gehorsam und Hochachtung von allen Seiten gewöhnt war, fand sich durch diese abschlägige Antwort beleidigt und entließ ihn mit einiger Härte und Heftigkeit. Die Bitte um ein Empfehlungsschreiben nach Leyden an Peter Burmann, den berühmten Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und der griechischen Sprache, schlug er ihm rund ab.

Allein der Eifer für die Wissenschaft, welchen der junge Enthusiast bei ihrem ersten Begegnen an den Tag gelegt, hatte ihm im Stillen das Herz des gelehrten Mannes gewonnen. Reiske wurde später gewahr, daß er nachdrücklich und dringend von ihm empfohlen sei und es entwickelte sich nach und

Digitized by Google

nach ein gegenseitiges Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen, welches die gemeinsamen Studien immer fester knüpften.

d'Orville, der an dem Athenäum seiner Vaterstadt Amsterdam die Professur der Geschichte, Beredtsamkeit und der griechischen Sprache bekleidete, genoß durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, die er sich zum Theil auf vielen Reisen erworben, eines hohen Ruhmes. Er war es, der während der acht Jahre, die Reiske in Holland zubrachte, das meiste dazu beitrug, ihm seinen Aufenthalt daselbst zu erleichtern. „Ich muß mich selbst wundern," schreibt dieser, „daß wir beiden Leute von so seltsamer Laune es bei einander haben so lange aushalten können. Er war in seinem Kreise just das, was ich in dem meinigen war. Mit dem besten Herzen von der Welt, hatte er zuweilen das, was man die „dumme Stunde" nennt. Das ist, er war plötzlich ohne sichtbare Unruhe stürmisch und hat mich oft auf das schnödeste angefahren, auf das bitterste ausgescholten. Dagegen war er zu anderen Zeiten milde, freundlich und leutselig und überhäufte mich mit Wohlthaten. Meinen steifen, unbiegsamen Nacken, meine wilde Freiheitsliebe, meinen närrischen Trotz, der sich für einen von aller Hilfe entblößten, in die Welt hineingeworfenen Menschen ganz und gar nicht schickte, verwies er mir gar oft. Weil ich aber meine Fehler fühlte, schwieg ich, gab nach und steckte die Vorwürfe ein. Manche scharfe Lection hat er meiner Eitelkeit gehalten, die mir damals wie Salz in frische Wunden war. Nachmals habe ich befunden, daß diese Arznei mir sehr heilsam gewesen sein würde, wenn ich nur so weise gewesen wäre, mich von seinen väterlichen Züchtigungen bessern zu lassen. Allemal bleibt sein Andenken bei mir im Segen. Gott verlohne ihm die Treue, die er an mir gethan!"

Als Reiske in Leyden ankam, war sein kleiner Geldvorrath vollständig auf der Neige. Auch die Hoffnung, ein Stipendium zu erhalten, erwies sich als trügerisch, da in Holland für Fremdlinge keine existirten. Am meisten kränkte und bekümmerte es ihn, daß er die Bibliothek, um derentwillen er hingereist war, verschlossen fand, da der Zugang zu derselben mit Geld erkauft werden mußte. Unüberwindliche Schwierigkeiten, diesen Schatz zu nutzen, schienen sich ihm entgegenzustellen und er brachte den Sommer in unbeschreiblichem Kummer zu.

Gott und gute Menschen halfen ihm in seiner Noth. Einige Professoren wiesen ihm die Correcturen ihrer Bücher zu, junge holländische Studenten suchten seinen Umgang, um sich im Lateinisch sprechen zu üben, andere wollten Griechisch von ihm lernen, und so gewann er nothdürftig seinen Unterhalt. Vor allen beschäftigte ihn d'Orville, der ihn bei allen seinen Arbeiten brauchte, benutzte, jedoch auch gut bezahlte. Wochenlang mußte er auf dessen Landsitze Grönendal, zwischen Leyden und Harlem gelegen, bei ihm verweilen, vom

Digitized by Google

Morgen bis zum Abend mit Ueberſetzen, Corrigiren und Vergleichen ſeiner Arbeit beſchäftigt. Dies angeſtrengte Leben machte ihn ganz milzſüchtig. Mißverſtändniſſe, durch Meinungsverſchiedenheiten hervorgerufen, blieben zwiſchen beiden Männern nicht aus, allein immer fanden ſie ſich wieder zuſammen und wurden wieder gute Freunde.

Endlich eröffnete ſich ihm auch ein Weg, um zu den arabiſchen Manuſcripten zu gelangen.

Als fleißiger Zuhörer des Profeſſor Schultens in deſſen Vorleſungen über das Arabiſche, erwarb er ſich die Gunſt deſſelben und erhielt, unter dem Vorgeben, ſie für ihn abzuſchreiben, arabiſche Manuſcripte aus der öffentlichen Bibliothek mit nach Hauſe.

Da ſtellte es ſich in dieſer Zeit heraus, daß die arabiſchen Manuſcripte der Leyden'ſchen Bibliothek gewaltig in Unordnung gerathen waren und Reiske erhielt den Auftrag, einen neuen geſchriebenen Katalog dafür anzufertigen und ſie der Reihe nach in gehörige Ordnung zu ſtellen. Im Laufe eines ganzen Sommers war er angeſtrengt damit beſchäftigt; nach vollendeter Arbeit wurden ihm dafür im Namen der Curatoren neun holländiſche Gulden ausgezahlt. Er ſchämte und weigerte ſich, dieſe geringe Summe dafür anzunehmen — allein er mußte es thun, wenn gleich das bittere Gefühl darüber einen Stachel in ſeinem Herzen zurückließ.

Auch mehrere andere Unannehmlichkeiten mit Gelehrten, für welche er Correcturen übernommen, fingen an, ihm ſeine bisherigen Beſchäftigungen zu verleiden. Auch ſchadete er ſich häufig durch ſeinen Freimuth und Hang zu ſchneidendem Tadel. Er ſehnte ſich nach etwas Beſſerem und Gewiſſerem als der Verdienſt durch Corrigiren ihm einbrachte, „den man allenfalls wie ein Brett im Schiffbruch gebraucht, das man aber wegwirft, wenn man ans Land kommt".

Das Studium der Theologie hatte er längſt aufgegeben, da ſeine Neigung ihn vorzugsweiſe zum Sprachſtudium hinzog. Auf Anrathen des Profeſſor Schultens, der ihm vorhielt, daß er mit Sprachen allein nicht durch die Welt komme und er ſich den Doctorgrad in einer der drei Hauptfacultäten erwerben müſſe, wendete er ſich jetzt zur Medicin, die er noch für die erſprießlichſte Wiſſenſchaft zum Wohl des menſchlichen Geſchlechtes anſah. Er verließ deshalb ſeine arabiſchen Studien für eine Weile und trieb in den letzten vier Jahren ſeines Aufenthaltes zu Leyden die Medicin mit nicht geringem Fleiße.

Dennoch dachte er nicht daran, ſeine mediciniſchen Kenntniſſe je in der Praxis zu verwerthen. Denn ſeine vom Geräuſche der Welt und dem Umgange mit Menſchen abgewandte Sinnesart, ſeine Neigung zum Bücherſchreiben und zur griechiſchen und arabiſchen Literatur, ſowie eine angeborene

Digitized by Google

Aengſtlichkeit, hielten ihn davon ab. „Gott ſei gedankt," tröſtete er ſich, „daß ich mit meinem bischen mediciniſcher Theorie Niemandem geſchadet habe. Ich würde es mir zu einer unverzeihlichen Gewiſſensſache gemacht und mich mit tödtlichem Kummer gequält haben, wenn ich auch nur einen Menſchen, anſtatt ihn zu retten, ohne ſein Wiſſen ins Grab geſtürzt hätte."

Trotz ſeiner mediciniſchen Studien las er fleißig griechiſche Schriftſteller und ſchrieb ſich arabiſche Manuſcripte ab, beſonders Geſchichtswerke, während er früher ſich mehr mit den Dichtern beſchäftigt hatte. So promovirte er zu Leyden im Mai 1746 wohl vorbereitet und erhielt den Doctortitel — allerdings jedoch nicht ohne ſich mehrere ſeiner früheren Gönner dadurch zu Feinden gemacht zu haben, daß er, beſonders in Beziehung auf das Arabiſche, ihre Studien für zu ſchwankend, willkürlich und nutzlos erklärte: nicht nur als Theologe müſſe man es treiben, die Hiſtorie, Geographie, Mathematik, Phyſik und Medicin müſſe man daraus aufklären und bereichern.

Durch ſolche Redensarten, machte man ihm zum Vorwurfe, verletze er die Pflichten der Dankbarkeit und Hochachtung gegen ſeine Gönner, und um einen ſtets fertigen Tadler und gefährlichen Gegner los zu werden, erleichterte man ihm die Erlangung der Doctorwürde, indem man ihm die Koſten erließ, und redete ihm zu, nach Deutſchland zurückzukehren.

So reiſte er am 10. Juni 1746 von Amſterdam wieder ab. Er bekennt, mit thränenden Augen auf deſſen Thürme und Paläſte zurückgeblickt zu haben. Die Erinnerung an alles Gute, was er dort genoſſen, an das, was er dort gelernt, überwältigt ſein überſtrömendes Herz. Wie eine Mutter habe das edle Land an ihm gehandelt, er aber habe es an dem Gefühle und der Kenntniß der echten Dankbarkeit ermangeln laſſen. Sein tiefes Gefühl bricht hierbei in rührender Weiſe hervor, weil es mit der Selbſterkenntniß verbunden iſt, daß ſeine eignen Sünden ihn aus dieſem Paradieſe vertrieben. „Gott entzieht uns ſeine Gaben, wenn wir ſie verkennen und mißbrauchen und ich war mit Blindheit geſchlagen, daß ich die Mittel nicht kannte oder vielmehr nicht gebrauchen wollte, mein Glück in Holland höher zu treiben."

Seine gelehrten Arbeiten hatten ihm jedoch bereits die Bekanntſchaft und Freundſchaft vieler bedeutender Männer verſchafft. Auf ſeiner Heimreiſe fand er freundliche Aufnahme bei den Gelehrten in Hannover, Braunſchweig, Wolfenbüttel und Göttingen und lernte in den Bibliotheken neue Schätze kennen.

In Leipzig angekommen, wurde ſein Herz von ſchwermüthigen Ahnungen bedrückt. Er ſah wohl ein, daß er ſich als Arzt von den dortigen Collegen keinen Beiſtand verſprechen durfte, da er nicht ihr Schüler war. Geſellig war er auch nicht und zum Famulus eines älteren Arztes — dem einzigen Wege für einen angehenden Mediciner, um aufzukommen — zu ſchüchtern

Digitized by Google

und zu stolz. Diese schroffe, scheue Gemüthsart hinderte ihn auch, sich selbst Kunden zu schaffen; sein Glück mit Collegienlesen zu versuchen, wurde ihm nicht gestattet, da er nicht „Magister noster" war.

Nachdem er einige Zeit bei seinen Eltern sich aufgehalten, kehrte er nach Leipzig zurück und wandte nun alles an, um von der philosophischen Facultät die Magisterwürde zu erlangen — allein vergeblich. Er bat flehentlich darum und erbot sich die Kosten doppelt zu bezahlen, da er sonst nicht Professor ordinarius werden oder irgend einen andern Vortheil dieser Stellung genießen könne — allemal wurde er jedoch mit dieser Bitte abgewiesen, „da er bereits in Leyden den Doctortitel erworben, könne er hier nicht mehr Magister werden".

Durch eine kleine Schrift über einige muhamedanische gelehrte Fürsten, die er dem Kurprinzen Friedrich Christian widmete, wurde er in Dresden bekannt und erhielt dafür den Titel eines Professors der arabischen Sprache. Es half ihm jedoch wenig; denn nun stritten beide Facultäten, die medicinische und die philosophische, lange Zeit mit einander, welche ihn aufnehmen sollte. Endlich erhielt er das Recht prakticiren zu dürfen, wenn er wollte, auch wurde ihm gestattet, auf dem philosophischen Katheder seine Antrittsrede zu halten — keine von beiden Facultäten hat ihm jedoch je einen Antheil an den von ihr zu gewährenden Emolumenten gewährt.

So blieb ihm nichts übrig, als sein Brod durch Privatunterricht, Bücherschreiben, Corrigiren und Uebersetzen aus anderen Sprachen sich zu verschaffen und Arbeiten an Journalen zu suchen. Für letztere wurde ihm der Bogen mit zwei Thaler honorirt. Dennoch würde er bei seinem unermüdlichen Fleiße auf diese Weise sich vielleicht seinen nothdürftigen Lebensunterhalt erworben haben, allein bei seiner unüberwindlichen Neigung Bücher zu kaufen, dachte er nicht an die Nothwendigkeit des Essens. Es blieb ihm oft nicht so viel Geld übrig, auf den nächsten Tag sich Brod zu kaufen. Außerdem ließ er viel auf eigene Kosten drucken, was nachher in einer dunklen Kammer vermoderte und wovon er nie den zehnten Theil verkaufte, so gering die Auflage auch war.

Zwölf Jahre verlebte Reiske, wie er selbst sagt, in Dunkelheit, Dürftigkeit und oft in so kläglichem Mangel, daß er nicht wußte, womit er seinen Hunger stillen sollte. Die Pension von einhundert Thalern, die er als Professor der arabischen Sprache bezog, wurde überdies sehr unordentlich ausgezahlt und blieb in den Drangsalen des siebenjährigen Krieges, seit 1755, gänzlich aus.

Dabei gerieth er durch die Recensionen, mit welchen er beauftragt wurde, häufig in Feindschaft mit den Verfassern und den Verlegern. Er betrachtete sich hierbei als unparteiischen Richter, von dem die Welt eine gründliche und

Digitized by

der Wahrheit gemäße Beurtheilung zu fordern habe, und während er seinem Gewissen nach schrieb, setzte er die persönlichen Verhältnisse gänzlich aus den Augen. Dadurch verletzte und beleidigte er oft seine besten Freunde und einflußreiche Gönner, und oft hat später die Reue an ihm darüber genagt, daß er durch eine Recension über ein Werk des Professor Schultens in Leyden, einen Commentar zu den Sprichwörtern Salomonis, diesen so erzürnte, daß derselbe kurz nachher an einem hitzigen Fieber verstarb. In ähnlicher Weise rächte er sich noch an einigen anderen seiner früheren holländischen Freunde, denen er es nicht vergeben konnte, daß sie ihn aus Holland gleichsam hinausgestoßen und in sein „hartes Vaterland" zurückverwiesen hätten.

Nebenher beschäftigte er sich viel mit griechischer Poesie, die ihn veranlaßte, sich der dramatischen Dichtkunst zuzuwenden, und eine deutsche Tragödie mit Chören in gereimten Versen, „Mankberni" genannt, deren Stoff der arabischen Geschichte entnommen war, entstehen ließ. Allein bald gab er es auf, in dieser Richtung weiter zu arbeiten, trotzdem er noch mehrere Pläne zu Trauerspielen im Kopfe schon fertig hatte.

Wenn auch seine Thätigkeit als Recensent und Kritiker ihn in manche unangenehme Streitigkeiten verwickelte, so erwarb er sich doch auch durch die Gründlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Beurtheilungen warme Freunde, mit denen er bis an sein Ende verbunden blieb. Zu denselben gehörte Professor Reimarus in Hamburg, der in ein wahres Freundschaftsverhältniß zu ihm trat. Auch Professor Gottsched bewies ihm die Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes durch den Auftrag: die Uebersetzung des großen französischen Werkes über das Leben der Königin Christine von Schweden, welches bei Schröder in Amsterdam erschienen war, mit der Urschrift zu vergleichen.

Einen ihm sehr zusagenden Auftrag ertheilte ihm Hofrath Mascau, indem er ihn für den Tüchtigsten erklärte, die Herausgabe einer griechischen Handschrift, welche sich auf der Leipziger Rathsbibliothek befand, fortzusetzen, von welcher man glaubte, daß kein anderes Exemplar irgendwo in der Welt existire, eine Arbeit, über welcher der eben so gelehrte als liebenswürdige Professor Leich vom Tode ereilt worden war.

Denn nicht nur im Arabischen hatte er bereits den Ruf eines großen Gelehrten erlangt, sondern auch im Griechischen war sein Name durch die Herausgabe und Uebersetzungen verschiedener Schriftsteller in der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Immer aber hatte er den Kampf mit den Verhältnissen und den Verlegern zu bestehen, wobei ihm zuletzt nur der Ausweg blieb, was er gedruckt zu sehen wünschte, auf eigene Kosten drucken zu lassen, und jedesmal mußte er es aufs Neue erleben, daß nur wenige Exemplare verkauft wurden und die übrigen in seiner Kammer liegen blieben. Gewisser-

Digitized by Google

maßen war er vielleicht selbst an dem schlechten Verkaufe seiner Werke schuld. Er vernachlässigte es, mit Gelehrten, die Zeitungen und Journale leiteten, Bekanntschaft zu unterhalten; auch in die Buchhändler wußte er sich nicht zu fügen, und auf diese Weise blieben seine Werke unbekannt.

„Gar vieles habe ich in meinem Leben gethan, wofür ich den Lohn aus der guten Hand meines Gottes erwarte. Ich gehe meinen Gang unbekümmert fort, in der gewissen Zuversicht, daß Gott allezeit, es sei wenn und wie es wolle, das Gute belohnt und das Böse bestraft." Damit tröstete sich der treffliche Mann, wenn Entbehrungen, Sorgen und getäuschte Hoffnungen aller Art ihm entgegen traten, wo er nach rastlosem Fleiße, in heiligem Eifer für die Wissenschaft, auf Erfolg und Anerkennung gerechnet hatte.

In einer Handschrift der griechischen Anthologie, die er auf der Rathsbibliothek entdeckte, glaubte er einen Schatz gefunden zu haben, durch dessen Veröffentlichung er sich den Dank aller Freunde der griechischen Literatur zu verdienen meinte. Er wagte es, das Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen, da er keinen Verleger gefunden — nicht fünfzig Exemplare wurden davon verkauft.

Zu derselben Zeit ließ er den ersten Theil seiner lateinischen Uebersetzung von Abulfeda's Geschichte, unter der Aufschrift: „Annales Moslemici" auf seine Kosten drucken und widmete ihn den Curatoren der Universität Leyden. Nicht einmal ein Dank der Herren wurde ihm zu Theil.

Mit besonderer Vorliebe wendete er sich jetzt wieder dem Griechischen zu und fing an seine „Anmerkungen zu den griechischen Schriftstellern" drucken zu lassen — so weit seine Baarschaft es zuließ. Der Druck dieser fünf Bände hat ihn weit über tausend Thaler gekostet und nicht hundert hat er daraus gelöst. Dennoch gewährte ihm die Veröffentlichung dieser Bände die höchste Genugthuung. Er hielt sie für die besten Schriften, die er je verfertigt.

So zurückgezogen von der Welt der emsige Sprachforscher lebte, so verbreitete sich der Ruhm seiner Gelehrsamkeit dennoch in immer weitere Kreise und trug ihm mancherlei Ehrenbezeigungen ein. Professor Gottsched — „dessen Verdienst, die Entwickelung der deutschen Sprache in jeder Weise befördert zu haben, durch keine seiner sonstigen Schwachheiten geschmälert werden kann" — nahm ihn in die „Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften" auf. Dies veranlaßte ihn, ein paar kleine deutsche Schriften für die Sammlungen dieser Gesellschaft zu liefern, unter denen eine Abhandlung über den Ursprung des Wortes: „Gala, ein Galatag", sich befindet. Auch lieferte er deutsche Uebersetzungen einiger der besten Stücke des arabischen Schriftstellers Motanabbi.

Daß deutsche Gelehrte in ihrer Muttersprache schrieben, gehörte noch bis

Digitized by Google

gegen die Mitte des Jahrhunderts zu den Seltenheiten. Im Jahre 1739 ſtiftete Johann Mathias Geßner in Göttingen in ſeinem Hauſe eine „deutſche Geſellſchaft", die nur aus Profeſſoren beſtand und ſich alle Sonnabende verſammelte, „um Gewandtheit im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauche der bis dahin ſo vernachläſſigten Mutterſprache zu erlangen".

Die Ehre, in die von Gottſched geſtiftete gelehrte Geſellſchaft aufgenommen zu werden, theilte Reiske mit dem Probſt und Superintendenten Müller aus Kemberg, welcher ebenfalls eine Antrittsrede bei ſeiner Einführung halten mußte.

Bei dieſer Gelegenheit machte er die Bekanntſchaft von deſſen jüngſter Schweſter, welche den Bruder nach Leipzig begleitet hatte. Ihre Beſcheidenheit, ihr angenehmes Aeußere, ſo wie ihr gutes Herz und eine aufrichtige Liebe für die Wiſſenſchaften ließen eine warme Zuneigung für ſie in ſeinem Herzen entſtehen. Eben ſo blickte das junge Mädchen mit ſtiller Verehrung zu dem gelehrten Manne auf, und obgleich ſein Aeußeres nichts weniger als einnehmend, und er überdies hypochondriſch, oft mürriſch und eigenſinnig war, ſo lernte ſie ſein gutes Herz, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und ſeine echt deutſche Geſinnung würdigen und hochſchätzen. Es entwickelte ſich ein näherer Verkehr zwiſchen ihnen, der die gegenſeitige Zuneigung vermehrte und zu einem Briefwechſel führte, der nur durch die Kriegsereigniſſe unterbrochen wurde.

Erneſtine Müller war 1735 als das jüngſte von zehn Kindern zu Kemberg geboren, wo ihr Vater, ein gelehrter und würdiger Theologe, Probſt und Superintendent war. Fleißig und geſchickt in häuslichen Geſchäften und weiblichen Arbeiten, wozu ſie von ihrer Mutter ſorgfältig angehalten wurde, lag ihr nach dem Tode des Vaters die Pflicht ob, für die Unterſtützung der Ihrigen mit Sorge zu tragen, und ihre feinen Stickereien, wie man ſie damals zu Manſchetten verwendete, wurden mit hohem Preiſe bezahlt. Ihre Erholung fand ſie im Leſen guter Bücher, in philoſophiſchen und geſchichtlichen Studien, ſo wie im Clavierſpiel. Verſchiedene Heirathsanträge hatte ſie ſchon ausgeſchlagen, weil ſie ſich von ihrer Mutter nicht trennen wollte. Die Reiſe nach Leipzig, wo ſie durch ihren Bruder, der nach dem Tode des Vaters ſeine Stelle erhalten, die Bekanntſchaft vieler bedeutender Männer machte, beſtärkte ſie in ihrem Streben nach höherer Geiſtesbildung, beſonders aber war es die Begegnung mit Reiske und der zwiſchen ihnen verabredete Briefwechſel, der ihrem regen Geiſte neue Nahrung zuführte. An eine Verbindung mit ihr konnte er unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht denken, da ſeine Exiſtenz nur auf zufälligen Verdienſt beſchränkt war, und er überhaupt den Entſchluß gefaßt hatte, ſich nie zu verheirathen.

Mit der Anerkennung, welche ſeine Arbeiten unter den Gelehrten fanden,

Digitized by Google

mehrten ſich auch die Ehrenbezeigungen, welche ihm dafür zu Theil wurden. Die Jenaiſche lateiniſche Geſellſchaft nahm ihn als Ehrenmitglied auf, auch das königliche hiſtoriſche Inſtitut zu Göttingen erwies ihm gleiche Ehre.

Eine Reiſe nach Dresden im Jahre 1756 legte den Grund zu einer günſtigen Wendung ſeines Geſchickes.

Der Aufſeher über das churprinzliche Münz- und Antiquitätencabinet, Hofrath Richter, hatte ihm einen Theil der darin befindlichen arabiſchen Münzen zugeſchickt, um ſie von ihm erklären zu laſſen. Das hatte ihn veranlaßt, eine deutſche Abhandlung in Briefen über das arabiſche Münzweſen zu ſchreiben, in denen er eine ſo tiefe Kenntniß der Numismatik bewies, daß er aufgefordert wurde nach Dresden zu kommen, um dort die arabiſchen Münzen chronologiſch zu ordnen.

Während er noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, brachte ihm Richter eines Tages einen grünen Stein, in Gold gefaßt und zu beiden Seiten mit eingegrabenen Bildern und Inſchriften verziert, welcher dem Grafen Wackerbart, dem damals allmächtigen Miniſter, gehörte, und den noch Niemand hatte entziffern und ſagen können, was es für Schrift ſei. Sie war allerdings ſehr klein — die beſten Augengläſer wurden ihm jedoch zur Benutzung gegeben. Nach wenigen Tagen hatte er Alles mit bloßen Augen herausgebracht. Dieſer Umſtand verſchaffte ihm die perſönliche Bekanntſchaft des Grafen, der ſehr erfreut darüber war und ihn beauftragte, eine ſchriftliche Erklärung darüber aufzuſetzen, wozu das Kleinod in Kupfer geſtochen wurde.

Inzwiſchen wüthete der Krieg ſeit zwei Jahren in Sachſen und die allgemeine Noth vermehrte die Sorgen des gelehrten Mannes. Er vermochte nicht mehr ſich ſeinen täglichen Unterhalt zu verſchaffen und nahm das Anerbieten des Profeſſor Erneſti an, der ihm freien Mittagstiſch gab, wofür er eine Menge literariſcher Kopf- und Handarbeiten verrichten mußte. Immer näher rückten die Drangſale des Krieges, anſteckende Krankheiten verbreiteten ſich in der Stadt und ſein ſehnlichſter Wunſch war, Leipzig verlaſſen zu können. Da ihm aber alle Mittel dazu fehlten, mußte er ausharren.

Auch der Rector der Nicolai'ſchen Schule, M. Haltaus, wurde von dem Fieber ergriffen und in ſeinen beſten Jahren vom Tode in wenigen Tagen hingerafft.

Wie durch eine plötzliche Eingebung ſchoß es ihm in den Kopf, ob durch dieſen Todesfall vielleicht für ihn ein Thor zu beſſerem Glücke ſich öffnen könne. Mit Ueberwindung ſeiner gewohnten Blödigkeit ging er geraden Weges zum Vicekanzler Born und fragte an, ob er wohl auf ſeinen Beiſtand rechnen dürfe, wenn er ſich um die erledigte Rectorſtelle bewürbe. Das Zutrauen und die Treuherzigkeit Reiske's gewannen ihm das Wohlwollen des einflußreichen Mannes, der ihm die Befürwortung ſeiner Wünſche zuſagte. Den

Digitized by Google

Ausschlag gab jedoch ein Schreiben des Cabinetsministers Grafen Wackerbart, welcher der Leipziger Bürgerschaft mittheilte, „daß Se. königliche Hoheit der Churprinz es gern sehen würden, wenn der Rath zu Leipzig dem Dr. Reiske die erledigte Rectorstelle zutheilte".

Nach vielen Schwierigkeiten wurde er endlich im Juni 1758 als Rector zu St. Nicolai eingeführt. Mit einer aus tiefstem Herzen strömenden Dankbarkeit gegen Gott empfand er die glückliche Wendung seines Schicksals! Aus schmählicher Dürftigkeit, Angst und Noth sah er sich jetzt in bessere Umstände versetzt und frohere Aussichten fingen an, seine durch Kummer getrübten Tage zu erhellen.

Mit außerordentlichem Fleiße erfüllte er die Pflichten seiner neuen Stellung; allein immer hatte er mit heimlichen Feinden und Widersachern zu kämpfen. Seinen Amtsgenossen war er ein Dorn im Auge, weil er ihnen vorgesetzt worden war. Eben so wurde er wegen verschiedener Neuerungen verfolgt, die er zum Besten seiner Schüler einführte. Trägheit und Unwissenheit hemmten ihn oft in dem Aufschwunge, welchen er der Schule zu geben bemüht war.

Neben seinen Amtsarbeiten setzte er die Uebertragung und Herausgabe griechischer Schriftsteller, des Thukydides und Demosthenes, fort, und beabsichtigte, später alle griechischen Redner ins Deutsche zu übersetzen, ein Vorhaben, das großes Aufsehen in der gelehrten Welt erregte, da man bis dahin nur gewohnt war, die lateinische Uebersetzung den griechischen Schriftstellern beigefügt zu sehen. Er ließ sich jedoch in seinem Unternehmen nicht abhalten und meinte, vor ihm habe sich Niemand an eine solche Arbeit gewagt, jetzt sei es eine leichte Sache und bald werde es deutsche Uebersetzungen „schneien".

Inmitten seiner rastlosen Thätigkeit und in seinen veränderten Lebensverhältnissen wachte mit einemmale die Zuneigung zu seiner alten Freundin Ernestine Müller wieder auf. Widrige Umstände und die Gräuel des Krieges hatten ihren schriftlichen Verkehr seit längerer Zeit unterbrochen. Jeder hatte sich überdies eingebildet, der Andere sei längst verheirathet — als ein glücklicher Zufall ihnen die Gewißheit gab, daß beide sich in ihrer Meinung geirrt. Der Entschluß, sich um Herz und Hand seiner Freundin zu bewerben, wurde brieflich ausgeführt und die persönliche Gegenwart nicht für nöthig erachtet, da sie einander vor neun Jahren gesehen hatten.

Der Tag ihrer Verbindung, der 23. Juni 1764, war der Beginn einer Ehe, in welcher „Jeder kein anderes Bestreben hatte, als den Anderen so glücklich als möglich und die Tage ihrer Wallfahrt in diesem mühseligen Leben so froh und ruhig zu machen, als die menschliche Unvollkommenheit es ihnen überhaupt gestattete."

Der vielfach und hart geprüfte Mann bekennt, daß Gott ihn für alle

Digitized by Google

bisherigen Leiden durch diese Verbindung entschädigt habe, und fühlt sein dankbares Herz mit der Empfindung seines Glückes erfüllt und zum Preise seines Schöpfers erhoben. Auf jede Weise bemühte er sich ein wahrer, treuer Freund seiner geliebten Gattin zu sein und ihr Schicksal, nach manchem Kummer und Widerwärtigkeiten, die sie vor ihrer Verheirathung ausgestanden, so erträglich als möglich zu machen.

In gleicher Weise erfüllte Ernestine ihre Pflichten als Hausfrau und Gattin und bestrebte sich nicht nur ihrem Manne seine Sorgen zu erleichtern, sondern seine Arbeiten mit ihm zu theilen. Ihrer Neigung zu den Wissenschaften konnte sie jetzt im vollsten Umfang Genüge leisten. Auf ihr Verlangen hatte ihr Mann sie im Griechischen unterrichtet, so daß sie nicht allein bei dem Vergleichen der Handschriften und dem Abschreiben derselben ihm wichtige Dienste leisten, sondern oft die ganze Arbeit ihres Mannes zum Drucke fertig machen konnte. Sie war es, ohne welche er das nicht geleistet hätte und nicht leisten konnte, was er mit ihrer Hilfe geleistet hat. Er selbst erkannte dies zum Ruhme seiner Gattin dankbar bei jeder Gelegenheit an; ihre Bescheidenheit unterdrückte jedoch Manches, was in seinen Schriften zu ihrem Lobe vorkommen sollte.

Bei diesen anstrengenden geistigen Arbeiten war dennoch die Sorge um das tägliche Leben ihre stete Begleiterin. Von der Bedrängtheit, welche in dem Reiske'schen Hause herrschte, findet sich in dem handschriftlichen Nachlasse von Johann Gottlieb Schneider, eines seiner früheren Schüler, eine ergreifende Schilderung. Er erzählt, daß der Mann die Brote, welche seine Frau am Tage eingesauert, in der Dunkelheit am Abend selbst zum Bäcker trug. Denn die mäßige Einnahme reichte kaum für die gewöhnlichen Ausgaben, allein selten für den Ankauf der kostbaren Bücher, die er zu besitzen wünschte, hin, so daß ihre Kasse stets erschöpft war.

Zu der Uebersetzung des Demosthenes hatte Reiske ein Manuscript dieses Schriftstellers aus der Bibliothek zu München erhalten und begann nun die Pariser Ausgabe desselben damit zu vergleichen. Das Lesen in den beiden großen Folianten war äußerst beschwerlich; Ernestine verdoppelte deshalb ihren Fleiß und war so glücklich nach einigen Tagen ihm seine Arbeit erleichtern und die pariser Ausgabe ihm vorlesen zu können. Alle Varianten und Anmerkungen ihres Gatten brachte sie dann in gehörige Ordnung und las ihm, wenn er die Correcturbogen vor sich hatte, das Stück aus der Handschrift vor, von welcher es abgedruckt war, damit kein Wort wegbleiben konnte.

In der Erwartung, daß die Gelehrten in und außerhalb Deutschland mit Freuden sein Unternehmen, den Demosthenes und die übrigen attischen Redner auf Pränumeration herauszugeben, fördern würden, ließ er den Druck

tized by Google

beginnen. Allein der Ausgang bewies, daß, wie er sagt: „Menschen ein Schilfrohr Aegyptens sind, das dem, der sich darauf lehnt, durch die Hand fährt und ihn zu Boden wirft". Nicht mehr als zwanzig Thaler waren an Pränumerationsgeld eingekommen. Der Kummer, welchen der redliche Mann darüber empfand, beugte ihn völlig danieder, weil er nun keine Möglichkeit vor sich sah, das begonnene Unternehmen fortsetzen zu können.

Seine edle, großmüthige Gattin vermochte diesen Schmerz nicht länger mit anzusehen. Mit aller Kraft ihres Geistes versuchte sie ihn zu trösten, seinen Muth zu beleben und einen späteren Erfolg in Aussicht zu stellen. Sie drang so lange mit Bitten in ihn, bis er einwilligte, ihr Geschmeide zu versetzen, um mit dem dafür erhaltenen Gelde den Druck fortsetzen zu lassen. Ihre Versicherung, daß zu ihrem Glücke keine glänzenden Steinchen nöthig wären, besiegte zuletzt sein Widerstreben und ließ ihn empfinden, welch einen Schatz er an seiner Ernestine besaß. Mit Ungeduld sah er der Ostermesse von 1770 entgegen, wo der erste Band erscheinen sollte.

Zu denen, welche dem Unternehmen warmes Interesse entgegen brachten, gehörte Lessing, der soeben zum Bibliothekar in Wolfenbüttel ernannt war. In der „Hamburger Neuen Zeitung" empfahl er dasselbe den Liebhabern der griechischen Literatur mit Worten der höchsten Anerkennung für den gelehrten Herausgeber. „Wem der Name Reiske nicht statt aller Anpreisung genügt, der muß überhaupt ein Fremdling in dieser Art Gelehrsamkeit sein."

Seit Lessing in Wolfenbüttel war, hatte sich ein sehr freundliches Verhältniß zwischen ihm und dem Reiske'schen Ehepaar gebildet, zu dem gegenseitige Hochachtung und Anerkennung den Grund gelegt. „Man denke an Abulfeda und Reiske," schreibt er in dem ersten Stücke seiner ‚Beiträge', „an diesen einzigen Mann, der bei der kleinsten Unterstützung auf diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen eben so weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind — an diesen einzigen Mann, der nur aufgemuntert zu werden braucht, um sich von der eben so undankbaren Anbauung eines andern Feldes, der Herausgabe der griechischen Redner, dem Arabischen wieder zuzuwenden."

Bei derselben Gelegenheit macht er Frau Reiske kein geringes Compliment, wenn er sagt, daß sie sich durch die von ihr genommene Abschrift der Augsburger Handschrift der Fabeln des Aesop um die griechische Literatur unendlich verdienter gemacht habe als Madame Dacier mit allen ihren französischen Uebersetzungen.

Die von Lessing jederzeit öffentlich und in Briefen ausgesprochene Werthschätzung des von seinen Zeitgenossen so verkannten, schlecht belohnten, verdienstvollen Gelehrten, erweckte die volle Dankbarkeit desselben und ein schönes Denkmal dieses würdigen Verhältnisses ist die Zueignung des dritten Theiles

Digitized by Google

der Reden des Aeschines an seinen schon damals berühmten Freund und Gönner. „Er wisse nicht," sagt Reiske, „wodurch er dessen jederzeit ihm geschenktes Wohlwollen verdient habe. Es könne nur in ihrer gemeinschaftlichen Liebe zur Literatur der Griechen und Römer seinen Grund haben, welche er nicht nur in seinen ‚antiquarischen Briefen', sondern eben so als classischer Schriftsteller und Dichter der Deutschen an den Tag lege."

Dem schriftlichen Verkehre folgte die persönliche Bekanntschaft. Auf eine Einladung Lessing's reiste im August 1771 Reiske mit seiner Frau auf einige Tage nach Wolfenbüttel, wo er ein dauerndes Andenken seines Besuches dadurch hinterließ, daß er die arabischen Handschriften der dortigen Bibliothek in Ordnung brachte. Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen.

Für Frau Reiske war die Würdigung, welche Lessing der seltenen Gelehrsamkeit ihres Gatten zu Theil werden ließ, eine Genugthuung für manche Zurücksetzung, die ihr Mann erfahren mußte, und erweckte in ihrem Herzen ein Gefühl der Verehrung und Bewunderung für denselben, das erst mit ihrem Tode erlosch. Wußte sie doch allein, welch ein edler, trefflicher Charakter hinter dem oft schroffen Benehmen ihres Gatten verborgen war, das ihn in fremden Augen als einen Misanthropen erscheinen ließ, mit dem nicht umzugehen sei. Die treffliche Frau durfte sich allerdings die glückliche Veränderung zuschreiben, welche nach ihrer Verbindung in dem Wesen ihres Mannes sich vollzogen hatte, und seine angeborene Schüchternheit verschwinden ließ. Nie hatte er einen vertrauten Freund gehabt, er war manche Jahre hindurch nicht aus dem Hause, in keine Gesellschaft gekommen. Das tägliche und herzliche Zusammenleben mit seiner Frau machte ihn jedoch belebt im Umgange, und da er außerordentlich belesen war, fehlte es ihm nie an Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung. „Er war der liebenswürdigste Mann, den ich gekannt habe," fährt Frau Reiske in der Charakterschilderung ihres Gatten fort, nachdem sie seine Bereitwilligkeit, Anderen zu dienen und sie in jeder Weise nach seinen Kräften zu unterstützen, hervorgehoben, „freilich, wer sich nur bei läppischen Späßen und faden Spöttereien gut unterhalten kann, der würde in seiner Gesellschaft Langeweile empfunden haben."

Seit der Reise nach Wolfenbüttel, auf der sie auch Braunschweig und Helmstädt besucht hatten, gesellte sich zu seinen sonstigen Leiden ein starker Husten, der seine Kräfte nach und nach erschöpfte. Dabei arbeitete er mit verdoppelter Anstrengung an der Herausgabe der griechischen Redner. Auch ein arabisches Collegium las er in diesem letzten Winter und hatte überdies noch die Verpflichtung übernommen, den Druck des Dionysius von Halicarnaß, des Maximus Tyrius und des Plutarch zu überwachen und Anmerkungen dazu zu schreiben.

Mit blutendem Herzen sah Erneſtine, wie seine Leiden immer qualvoller wurden und seine Körper- und Seelenkräfte immer mehr abnahmen. Wäh-

gitized by Google

rend Ruhe und Erholung ihm nothwendig gewesen wären, fühlte sie, wie das Uebermaß von Arbeit seinen Tod beschleunigen mußte. Sie legte in dieser Zeit die größten Proben von Geduld und Standhaftigkeit ab, indem sie ihre Befürchtungen und Sorgen zu unterdrücken suchte und an der Seite ihres gequälten Gatten mit der höchsten Gewissenhaftigkeit die gedruckten Ausgaben jener Werke verglich und ihm bei seinen Arbeiten beistand.

Endlich kam der schwere Zeitpunkt heran, wo Reiske unter den Qualen einer unheilbaren Krankheit den letzten Kampf zu überstehen hatte. Zehn Tage und Nächte wich seine Gattin nicht von seiner Seite, ihm mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte Trost und Muth zusprechend und seine letzten Wünsche in Empfang nehmend.

Die Sorge für seine Handschriften lag ihm vor allem andern am Herzen. Seine Frau mußte ihm schwören, daß sie dieselben nicht Leuten überlassen wollte, die es nicht redlich mit ihm gemeint hätten. „Kinder habe ich nicht," sagte er. „Aber meine vaterlosen Waisen sind meine Manuscripte, die ich mit vieler Kümmerniß bis zu ihrer Ausstattung und Fortschickung in die Welt erzogen habe. Wie wird es ihnen nach meinem Tode ergehen? Wer wird sich ihrer annehmen? Wird es auch ein getreues, edel gesinntes Herz sein?"

Das Schicksal seiner Frau legte er in Gottes Hand. Vor dem äußersten Mangel wußte er sie durch den Einkauf in die Callenberg'sche Wittwengesellschaft geschützt. „Sie wird für sich selbst sorgen," tröstete er sich, „dafür sind mir ihre guten Eigenschaften Bürge."

Seine gelehrten Beschäftigungen nannte er in seinen letzten Tagen — Tand! „Alle diese mühseligen Arbeiten können mir vor dem Richterstuhle, vor den ich nun bald treten werde, nichts helfen," sagte er, „nur wenn ich mir bewußt bin, daß ich vor Gott rechtschaffen gelebt habe, kann ich getrost sein."

Seine Leiden trug er mit unbeschreiblicher Geduld und die heftigsten Schmerzen, die ihn quälten, konnten ihn nie dahin bringen, wider den Schöpfer zu murren. Er starb am 14. August 1774.

Frau Reiske glaubte ihre Lebenskraft gebrochen und ihren eigenen nahen Tod vorauszusehen. Krank an Leib und Seele dachte sie nur daran, ihre letzte heilige Pflicht gegen ihren Mann zu erfüllen und seine Papiere sicheren Händen anzuvertrauen.

Von allen Freunden des Verstorbenen wußte sie nach reiflicher Prüfung Keinen, dem sie diese Schätze vertrauensvoller übergeben konnte, als den Hofrath Lessing. An diesen richtete sie die Bitte, für die Herausgabe der druckfertigen Manuscripte ihr seinen Rath zu ertheilen, über das Schicksal der

Digitized by Google

unvollendeten Sachen Beſtimmungen zu treffen und die eigenhändige Lebensbeſchreibung ihres Gatten zum Drucke zu befördern.

Zu einer andern Zeit würde Leſſing vielleicht den Wunſch ſeines verſtorbenen Freundes und deſſen auch von ihm hochgeachteten Wittwe erfüllt haben. Allein unvorhergeſehene Ereigniſſe führten ihn in dieſem Augenblicke als Begleiter des Erbprinzen Leopold von Braunſchweig nach Italien, von wo er erſt nach Ablauf eines Jahres nach Wolfenbüttel zurückkehrte.

Er hatte auch wirklich die Abſicht, ein Verzeichniß der Handſchriften Reiske's zu entwerfen und deſſen Lebensbeſchreibung mit Ergänzungen herauszugeben. Dieſe Hoffnung blieb für ſeine Gattin ein freudiges Ziel, auf welches ſie vertrauensvoll hinblickte. Doch auch dieſer Wunſch ſollte ihr nicht erfüllt werden. Mannichfache Schickſalsſchläge und literariſche Fehden hatten ihn die Herausgabe des Buches ſo lange hinausſchieben laſſen, bis der große Mann ſelbſt vorzeitig von dem Schauplatze ſeiner Thätigkeit abberufen wurde.

Es blieb Frau Reiske nichts anderes übrig, als ſelbſt die Lebensbeſchreibung ihres Mannes zu vollenden und die Herausgabe zu übernehmen, wie ſie überhaupt in ihren gewohnten Beſchäftigungen Troſt und Zerſtreuung fand. Die bedeutendſte ihrer ſpäteren Arbeiten war die Herausgabe des Libanius, des geiſtreichen und gelehrten Sophiſten aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſtus, zu welcher ſie eine Handſchrift der churfürſtlichen Bibliothek zu München benutzte.

Sie lebte ſpäter mehrere Jahre bei einem von lebhaftem Eifer für die Wiſſenſchaft erfüllten Edelmann, Herrn von Egidy, deſſen Bekanntſchaft ſie in Leipzig gemacht, und der nachher Droſt in Bornum bei Braunſchweig geworden war — ihren gelehrten Beſchäftigungen ſich hingebend und ein ſorgenfreies Daſein führend. Wenige Jahre vor ihrem Tode kehrte ſie in ihre Vaterſtadt Kemberg zurück, wo ſie 1798 ſtarb.

Das italieniſche Volk im Spiegel ſeiner Volkslieder.

Wenn Friedrich Bodenſtedt einmal geſagt hat: „Durch ihre Geſchichte lernt man die Thaten und Schickſale der Völker kennen, durch ihre Lieder ſieht man ihnen ins Herz", ſo gilt die Wahrheit dieſes letzten Satzes im Beſondern von dem Geiſtesleben des Volkes in den unteren Klaſſen. Dasſelbe iſt bedingt ſowohl durch die Natur des Volkes und deſſen tägliche Beſchäftigung, als auch durch die geographiſche Lage des Wohnortes, durch Klima und Raſſe: alle dieſe Momente beſtimmen die Tonart des Volksliedes. So ſingt der Araber in ſeinen Volksliedern von Schlachtgetümmel, Beute- und

Raubzügen, von kecken Liebeshändeln in der weiten Wüſte. Das Volkslied der Hebräer athmet kriegeriſchen Rachedurſt und verherrlicht die eigene Kraft ſymboliſch durch das Lob Jehova's, um nur an das Triumphlied Deborah's zu erinnern. Auch bei den Spaniern, bei denen die Romanze aufwächſt unter dem Einfluſſe der Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten, jauchzt uns ungezügelte Kampfluſt aus ihren Liedern entgegen, wenn ſchon zu Zeiten manche zarte Saite des Herzens angeſchlagen wird. Im ſüdlichen Frankreich dagegen iſt die Volkspoeſie weder an Umfang noch an Bedeutung je über das Mittelmäßige hinausgekommen, während im Norden, beſonders in der Bretagne, bis auf die Gegenwart eine urwüchſige Volksliederliteratur exiſtirt. Bei den nordiſchen Völkern, den Deutſchen, Skandinaviern und Schotten verläßt die Poeſie mit Vorliebe den Boden der Wirklichkeit; der nordiſche Himmel erklärt hinreichend das Düſtere, Nebelhafte, Schaurige in der germaniſchen Poeſie. Der Südſlave ſingt nur von Kampf und Liebe; für den Griechen ſind die Befreiungskriege ein unerſchöpflicher Born des Liedes: der Italiener ſingt faſt nur von Liebe trotz der großen hiſtoriſchen Erinnerungen ſeines Landes. Mit der Politik und dem öffentlichen Leben, mit Krieg und Kampf hat das italieniſche Volkslied ſich nur ganz vorübergehend befaßt; die Urſache dieſer Erſcheinung liegt wohl darin, daß ſeit dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches nur Fremde gegen Fremde auf italiſchem Boden ſich geſchlagen haben, ſo daß die Grundbedingungen des nationalen, hiſtoriſchen Volksliedes, Selbſtgefühl und Vaterlandsliebe, ſich nicht entwickeln konnten.

Das italieniſche Volkslied iſt, ſeitdem es in ſeiner Heimath vor einigen Jahrzehnten ſo zu ſagen neu entdeckt wurde, ein Lieblingskind der Literarhiſtoriker geworden; von dem, was die Tigri, Lionardo Vigo und Conſtantin Nigra, um nur einige hervorragende Sammler zu nennen, der Volksſtimme ablauſchten, was dann Gelehrte wie D'Ancona, Rubieri und Comparetti mit philologiſcher Akribie bearbeiteten, iſt dem größeren Publikum in Deutſchland nur Einiges durch Kopiſch, Paul Heyſe und Gregorovius bekannt geworden. Der letztgenannte, hervorragende Kenner italieniſcher Geſchichte und Literatur ſagt in ſeinen Siciliana: „dieſe ihre Volksdichtung iſt die glänzendſte Apologie Italiens, die je geſchrieben worden iſt." Dieſer Ausſpruch diene den folgenden Zeilen zur Rechtfertigung, welche den Leſer auf ein im vorigen Jahre erſchienenes Buch von Otto Badke*) aufmerkſam zu machen und das italieniſche Volk im Spiegel ſeiner Volkslieder zu ſchildern beabſichtigen.

Das italieniſche Volkslied beſchäftigt ſich faſt nur mit der Liebe; in unzähligen Weiſen wird das Leben des jugendlichen Gemüthes in ſeinen Idealen,

*) Otto Badke, Das italieniſche Volk im Spiegel ſeiner Volkslieder. Breslau und Leipzig. 1879.

Digitized by Google

ſeine Abneigung gegen die kalte Welt des Zweifels und Verſtandes variirt. Bekanntlich iſt die Liebe beim Volke gewöhnlich der einzige poetiſche Moment des Lebens. Das Weſen aber und die Aeußerung der Liebe iſt bedingt durch Klima, Bodenbeſchaffenheit und Lebensweiſe, verſchieden je nach den Sitten und Gebräuchen der Völker. Ein vergleichender Blick auf die Verſchiedenheiten der Klimate, der Thier- und Pflanzenwelt des Nordens und Südens wird zur Erklärung der Thatſache hinreichen, daß im Süden feuriger, ſchneller und leidenſchaftlicher geliebt wird als im Norden. Das plötzliche Auflodern der Leidenſchaft giebt dem Herzen des Südens jenes Feuer, das dem elektriſchen Funken gleich den ganzen Organismus durchzuckt und zum Taumel der blinden Begeiſterung hinreißt, aber die ſtetige Entwickelung der nordiſchen Leidenſchaft nicht kennt, welche langſam entſteht, unverrückt ihr Ziel im Auge behält und endlich zum Siege gelangt.

Um von dem Liebesleben des Italieners zu ſprechen, müſſen wir den Begriff deſſelben auf die Bewohner Mittel- und Süditaliens einſchränken, denn der Norditaliener hat durch die mannichfache Berührung mit anderen Nationen viel von ſeiner nationalen Eigenart verloren. Sehr lehrreich iſt ein Vergleich zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Liebesleben. Der Deutſche, ja der Nordländer überhaupt, gezwungen in ſeinem kalten Lande der Natur die Exiſtenzmittel abzuringen, tritt in jede neue Lebenslage mit Vorſicht ein; der Mann verheirathet ſich gewöhnlich erſt, wenn ſeine äußere Lebensſtellung ihm einigermaßen geſichert erſcheint. Wie ganz anders bei dem Italiener! Unter einer glücklicheren Sonne geboren gewinnt er mit geringer Arbeit ſeine jeweiligen Bedürfniſſe für einen Tag; anſpruchslos und mäßig begnügt er ſich das ganze Jahr hindurch mit Salat, Brod, Zwiebeln, Maccaroni; ihn quält keine Sorge für Winterkleidung, Nahrung und Heizung; der Genuß eines ſchönen leichten Weines erhält ihn in ſtetem Frohſinn: kurz, der Italiener lebt ſorgloſer und in der That ſorgenfreier als der Deutſche, jener darf ſeinen Leidenſchaften ſchon einigen Spielraum laſſen, während dieſer ihnen, ach, wie oft, einen Dämpfer auferlegen muß. Bei dem Italiener ſpricht in erſter Linie das Vergnügen, die verzehrende Leidenſchaft, deren Wahn kurz, deren Reue ſchmerzlich lang iſt.

Zum Verſtändniß des italieniſchen Volksliedes iſt es nothwendig, einen Blick auf die geſellſchaftliche Stellung des Weibes und der Jungfrau in Italien zu werfen. Während bei den Germanen das Mädchen frei iſt, aus dem elterlichen Hauſe hinauskommt, eine ihrem künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter entſprechende Erziehung empfängt, iſt daſſelbe bei den Romanen an das Haus gefeſſelt und lernt junge Leute nur zufällig, vielleicht in einem ſtillen Winkel der Kirche während der Meſſe oder im Geräuſche des Jahrmarktes kennen. Bei dem Volke in Süditalien, verſichert uns

Digitized by Google

Badke, beſteht die Sitte, daß der junge Mann, ſobald er freien Zutritt im Hauſe der Geliebten hat, auch faſt alle Rechte des Ehemannes über dieſelbe beſitzt. Eine beſondere Verlobung findet nicht ſtatt, aber nur unter dem ſchützenden Dache des Hauſes gehören ſich die Liebenden an. Auf einem Spaziergange darf der Bräutigam ſeiner Braut nicht einmal den Arm reichen. Eine Auflöſung des Verhältniſſes findet ſelten ſtatt, wohl aber ein Aufſchub, wenn das Geld zum Ankaufe der erforderlichen Hochzeitsgeſchenke fehlt. Der Bräutigam muß nämlich der Braut unter allen Umſtänden goldene Ohrgehänge, verſchiedene goldene Ringe und womöglich auch ein goldenes Armband ſowie eine goldene Uhr mit Kette ſchenken. Zur ſchnellen Beſchaffung des Geldes wird Lotto geſpielt, gewöhnlich ohne Erfolg. Verliert darüber der Mann die Geduld und zieht ſeinen Antrag zurück, ſo kann er es erleben, daß das ſchnöde verlaſſene Mädchen ihm eines Tages den Dolch ins Herz ſtößt oder ihn durch einen Verwandten ermorden läßt. Bekannt und nur zu gerecht iſt ferner die Klage über unglückliches Familienleben in Italien, an dem freilich die Männer meiſtens Schuld tragen. Die Liebe hat leidenſchaftlich begonnen, erkaltet aber nach den Flitterwochen (luna di miele) raſch. Das Familienleben bietet nicht den Reiz wie im Norden; es ſpielt ſich zum großen Theile auf offener Straße ab. Der ſich langweilende Mann findet in jedem Kaffeehauſe Zerſtreuung; unterdeſſen empfindet die Frau Einſamkeit; vielleicht glüht noch eine alte Leidenſchaft in ihr, und kommt der Liebhaber zur rechten Stunde, ſo hat er im Nu den Weg zu ihrem Herzen und ihrer Kammer gefunden.

Suchen wir jetzt das Spiegelbild der Liebesleidenſchaft im Liede des Italieners aufzufangen, ſo tritt uns in allen Liedern ein gemeinſames Moment entgegen, daß nämlich Alles im Leben der Geliebten dem Anbeter intereſſant iſt. Von ihrer Geburt an hat ſie einen Zauberbann um ſein Daſein gelegt; die Geliebte iſt nur für ihn allein geboren. Schon bevor dieſe geboren wurde, hat der Liebhaber mit der Mutter gebetet, daß ein Mädchen zur Welt kommen möge. In einem toscaniſchen Liede heißt es: „Bevor deine Mutter dich gebar, lag ſie vier Monate hindurch auf den Knieen, und andere vier ſtand ich betend, damit du ſchön wie die Sonne werdeſt.“ Ward darauf ein Mädchen um Mitternacht geboren, ſo erſchien die leuchtende Sonne im Dunkel und küßte das Kind auf die Stirn; war es am Tage, ſo ging die Sonne vor Scham unter. Der Kaiſer erwies der Geliebten die Ehre der Pathenſchaft; Chriſtus und Marie ſind bei der Taufe zugegen und Palermo, Meſſina, Neapel und Rom feierten das Feſt ihrer Geburt. Die Geliebte wird in einem andern Liede mit der S. Lucia verglichen, von der ſie die Augen empfing; S. Magdalena gab ihr die Haarflechten und S. Roſalia, Palermo's Patronin, nach einem palermitaniſchen Volksliede edle Würde

Digitized by Google

und Hoheit. Die drei Könige des Morgenlandes bringen ihr Geschenke; der Papst tauft sie im Jordan, und ihre Schönheit ist so groß, daß selbst der Großtürke sie zur Gemahlin zu gewinnen sucht. Ein Magnet ruht zwischen ihren Lippen, und dreimal glücklich derjenige, welcher von ihm mit seligem Kusse angezogen wird.

Aber das heitere Bild hat eine Kehrseite. Einer kann nur der Geliebte sein, und doch werden Viele von dem Zauber der Schönheit der Geliebten angelockt. Wen sie zurückstößt, der gießt seine Klagen über sein verlornes Leben in bitteren Tönen aus. Ist nicht das Schicksal, sondern persönlicher Widerwille des Mädchens der Grund der Abneigung, so kennt sein Zorn keine Grenzen: „Als du geboren wurdest, du häßliches Weib, da gab es hundert Erdbeben; der Boden wurde erschüttert und aufgerissen und Pech regnete in Strömen." Ein gewisser Fatalismus kennzeichnet alle diese Lieder: die Zeit des Hangens und Bangens in schwebender Pein muß endlich dahin führen, diesen Fatalismus zu bestätigen oder zu widerlegen. Diese Angst der Ungewißheit bildet den Mittelpunkt des ganzen Liebeslebens; die Annäherung an die Geliebte, ihre wechselnde Zu- und Abneigung, einmal erhaschtes Liebesglück und darauf folgende lange Trennung, die Liebeserklärung, Furcht und Hoffen, Zorn und Eifersucht, Verzeihung und Versöhnung, Unglücksfälle und vielleicht gar der Tod: alles dieses findet sein Echo im Volksliede.

In Italien macht die Liebe den Jüngling nicht nur zum Sänger, sondern auch zum Dichter. Wenn die Schnitter mit der Ernte beschäftigt sind, fliegen Scherzreden von einer Garbe zur andern, herüber und hinüber; immer ist es die Liebe, welche Gesang und Dichtung weckt: man höre nur diese Naturlaute mit ihrem Wonnejubel und ihren Seufzerhauchen:

Wär ich ein Quell, ich spränge zu Thale,
Vor deiner Thür; du kämest, dich zu waschen.
O wär' ich, draus du trinkst, die Schaale,
Und tränk'st du, würd' ich tausend Küsse naschen,
Wär' ich, darin du schläfst, das Bette,
Die Decke, die dich warm umhüllet!
Noch eine Gnade, Lieb', die gern ich hätte:
Wär' ich die Freude, die dein Herz erfüllet.

Nicht immer ist die Leier des Dichters so zart gestimmt; wo sich Hindernisse dem Liebenden entgegenstellen, droht er mit furchtbaren Worten: „Selbst bei Nacht kann man nicht mehr singen wegen der vielen Bravi; an jeder Ecken stehen ihrer hundert. Aber sie mögen sich vorsehen; ich habe einen Dolch, der Eisen und Stahl durchbohrt, der in der Hölle von kunstfertigen Händen geschliffen ist!"

Während der nordische Charakter sich mehr in der Erinnerung an das

Digitized by Google

verschwundene Glück als in dem Genusse des gegenwärtigen gefällt, ist es bei dem Italiener fast umgekehrt. Sein Dichten und Trachten richtet sich auf den Augenblick; seine von Liebe durchglühte Seele sucht in einer Serenata, dem in Italien so beliebten Abendständchen, vor dem Fenster der Geliebten eine gleichgestimmte Saite in deren Herzen zu berühren. Der Leser, welcher jemals das heitere, dem ungestörten Genusse überlassene Treiben auf den Straßen und Plätzen italienischer Städte oder Dörfer an einem herrlichen Sommerabend beobachtet, vielleicht auch einem verliebten Serenatensänger eine Weile gelauscht hat, wird sicherlich die Poesie dieser Lieder nachzuempfinden im Stande sein. Sollen wir uns wundern, daß das Fenster in ihnen eine bedeutsame Rolle spielt! In einigen süditalischen Liedern wird die Geliebte gebeten, ihre langen Haarflechten aus dem Fenster herabzulassen, damit sie dem draußen Harrenden als Strickleiter dienen möchten. Während der Deutsche besorgt ist, sein Liebchen durch den Gesang im Schlafe zu stören, hat der Italiener gerade die Absicht, es durch sein Lied zu bewegen, sich noch einmal zu zeigen. Der Deutsche entschuldigt sich wohl, daß er so spät komme, oder bittet als sentimentaler Schwärmer den Mond, der Liebesbote seiner Grüße an die Geliebte zu sein. Dagegen giebt es kaum ein italienisches Volkslied, wo der Mond als postillon d'amour Verwendung fände. In Italien kommt der Geliebte und singt; aber er will rechtmäßig auch etwas dafür haben. In diesem Falle zeigt sich der charakteristische Unterschied zwischen dem Germanen und Romanen: nach einem vlämischen Volksliede wird ein junger Mann von seiner Geliebten verlassen. Statt sich mit ihr auf irgend eine Weise auseinanderzusetzen, sagt er zu sich selbst: Ich werde ihrer gedenken, bis der Tod mich zu sich nehme. Noch einmal will er sie sehen und kommt Einlaß flehend zu ihrem Fenster. Sie erklärt ihm rund heraus: „ich lasse dich nicht ein; geh' heim und lege dich schlafen, denn ein anderer Liebster ist hier!" Und was thut unser Vlamländer? Er entgegnet mit kaltem Blute: Ist drinnen ein anderer Liebster, so habe ich Dich zu sprechen keine Macht; damit wünsche ich dir zum letzten Male eine vergnügte Nacht! Punktum! Und jetzt denke man sich an die Stelle dieses froschblütigen Nordländers einen Italiener: er zerrauft sich das Haar vor Verzweiflung, wünscht Hölle und Teufel auf die Treulose herab und birgt sich in die dunkle Nische, um mit tückischem Dolche an dem glücklichen Nebenbuhler seine Rache zu kühlen! Wo in deutschen Liedern Treue und Glaube als die Grundlage der Liebe gepriesen wird, drückt das Lied des Italieners die Eifersucht der Liebenden aus; bei dem Italiener, dessen Gott die Schönheit ist, beherrscht Zauber und Anmuth der Gestalt seine Sinne, der Deutsche dagegen sieht das Herz an; daher die Tiefe und Wärme des Gefühles in seinen Liedern.

Die Jugend aber hat ein Ende, mit ihr die Liebe, und es kommt die

Zeit, wo man, um mit Goethe im Egmont zu reden, Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann. Mit der Ehe leitet die Liebe auf das Gebiet der Proſa über: Einige nennen ſie das Grab der Liebe, Byron ſagt: die Ehe entſteht aus der Liebe, wie der Eſſig aus dem Weine. Dagegen vertritt das italieniſche Volkslied einen völlig andern Standpunkt, wie aus einem ſicilianiſchen Liede hervorgeht:

Auf den Sturm folgt Meeresſtille,
Freude folgt auf Schmerz und Wehe.
Auf die Arbeit folgen Feſte,
Auf die Liebe folgt die Ehe.

Darnach iſt alſo die Ehe als die Erlöſung aus dem qualvollen Zuſtande des Bangens und Hangens in ſchwebender Pein aufgefaßt. An Stelle der Unruhe und Ungewißheit ſpiegelt das Hochzeitslied die Ruhe des glücklichen Beſitzers wieder. Wie überſchwenglich verherrlicht das Volkslied ſchon die Braut! „Dreizehn Grafen," heißt es in einem Volksliede, „führten dich zur Kirche, vierzehn Barone begleiteten dich, fünfzehn Cardinäle vollzogen die Trauung, achtzehn begleiteten dich aus der Kirche. Es lachte der Himmel, die Vöglein ſangen und freuten ſich über den herrlichen Schatz."

Zu den Volksliedern werden wir ferner die Ninne-Nanne, das heißt die Wiegenlieder der Italiener zählen. Mit Nonna, Nonno oder Nanna bezeichnet man den Schlaf der Kinder, und die Mutter ruft dem Schreihals in der Wiege zu: fa nò nò. In den Wiegenliedern ſcheint ſich eine gleichartige, gemeinſame Anſchauungs- und Empfindungsweiſe unter den Völkern Europas zu offenbaren. Das Lied: Schlaf, Kindchen, ſchlaf, finden wir in Sicilien wieder; anderswo begegnen wir denſelben auf das Einſchläfern des Kindes berechneten Klanglauten, und ſogar bei den Reimereien der Kinder treffen wir Bekannte aus der eigenen Knabenzeit.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß das hiſtoriſche Lied in Italien wenig Wurzel geſchlagen hat. Eine Ausnahme von dem übrigen Italien bilden nur die Piemonteſen und Lombarden, bei denen die erotiſche Volkspoeſie in dem Maße zurücktritt, in welchem die hiſtoriſche und patriotiſche Dichtung mächtiger wird. Auch hier berühren ſich in der Gleichartigkeit des Stoffes der deutſche und italieniſche Genius des Volkes in einem Gedichte: „Der ins Meer verſunkene Ring", das an das deutſche Volkslied von den zwei Königskindern erinnert. K.

Digitized by Google

Rodbertus und der deutsche Grundcredit.

Der vor einigen Jahren verstorbene scharfsinnige Nationalökonom und Socialist Rodbertus-Jagetzow hat im Jahre 1869 unter dem Eindrucke der damals in Norddeutschland auf der Tagesordung stehenden „Creditnoth des Grundbesitzes" eine Schrift veröffentlicht, welche den Titel führt: „Zur Erklärung und Abhülfe der heutigen Creditnoth des Grundbesitzes" (2 Theile, Jena bei Friedrich Mauke. Zweite Ausgabe, Jena 1876). Juristen wie J. H. Bekker, Nationalökonomen wie Adolph Wagner, praktische Landwirthe und Schriftsteller der Landwirthschaft wie Schuhmacher-Zarchlin, der Herausgeber der Schriften Joh. Heinr. von Thünen's, haben seitdem ihre Anhängerschaft für die von Rodbertus entwickelte eigenartige Ansicht bekannt; namentlich aber hat die neueste Phase des Realcredits oder vielmehr die neueste Noth desselben die Ausbreitung dieser Ansicht begünstigt, derart, daß erneute und eingehende Kritik derselben von Werth erscheint.

Im Zusammenhange mit der neuerdings angeregten Frage des deutschen Hypothekencreditwesens hat eine solche Kritik unternommen das vor kurzem erschienene Werk: „Deutsche Hypothekenbanken, Kritik und Reformvorschläge", von Dr. Julian Goldschmidt, Rechtsanwalt in Berlin (Jena, Gustav Fischer, vormals Friedrich Mauke, 1880), und wir wollen mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf lenken.

Rodbertus findet die Ursache der Nothstände des Grundbesitzes, welche mit den Creditverhältnissen verknüpft sind, in der seiner Anschauung nach falschen Stellung begründet, welche die Gesetzgebung dem Immobiliarsachenrecht bisher angewiesen hat. Er will von einer Verpfändung des Grundbesitzes überhaupt nichts wissen, ihm erscheint das ganze Hypothekenrecht nur als eine Verzerrung der ihm zu Grunde liegenden wirthschaftlichen Elemente. Die „römische" Hypothek ist für ihn ein Auswuchs des „Kapitalismus" welcher danach strebe, den Grundbesitz zur Hörigkeit herabzudrücken. Indem der Grundbesitz sich zur Zahlung einer Kapitalschuld verpflichte, verschreibe er — wie Rodbertus sich ausdrückt — ein Roß für einen Vogel, mit anderen Worten: übernehme er Verbindlichkeiten, zu deren Erfüllung er nach seiner Natur absolut unfähig sei. Da der Werthmaßstab des Grundbesitzes in Folge der Schwankungen des Zinsfußes, welche mit dem Kapitalisationsprincipe in untrennbarem Zusammenhange stehen, selbst ein schwankender und unsicherer geworden sei, so äußerten sich die Folgen dieses Zustandes in dem nothwendigen Ruin des Grundbesitzes, welcher eintreten müsse, sobald der Besitzer gezwungen werde, eine unter der Herrschaft des niedrigen Zinsfußes aufgenommene Kapitalschuld unter der Herrschaft des höheren Zinsfußes zu

Digitized by Google

tilgen. Alsdann komme, meint Rodbertus, die Gefahr, die Spielchance und die Lüge, welche mit dem Kapitalisationsprincipe untrennbar verbunden und mithin in der auf dem Boden der letzteren erwachsenen Hypothek enthalten wären, zum Vorschein. Denn je niedriger der Zinsfuß, desto höher der durch Kapitalisirung mit dem letzteren ermittelte Kapitalswerth des Grundstückes und umgekehrt: je höher der Zinsfuß, desto niedriger der auf diesem Wege ermittelte Kapitalswerth. Während nun aber die Kapitalschuld stabil sei, ändere sich die für dieselbe haftende Werthunterlage. Werde alsdann bei einem zur Zeit des niedrigen Zinsfußes contrahirten hypothekarischen Darlehn unter entgegengesetzten Verhältnissen von der Kündigungsklausel Gebrauch gemacht, so gerathe der Schuldner in unabwendbaren Vermögensverfall, weil er nicht mehr im Stande sei, die erforderliche Deckung zu verschaffen, um durch Aufnahme eines neuen Darlehns den früheren Gläubiger zu befriedigen. Als Hauptursache der Creditnoth des Grundbesitzes weist Rodbertus, an diese Auseinandersetzung anknüpfend, die Besitzveränderungen theils durch Verkauf theils durch Erbgang nach; der bei weitem größte Theil der Hypothekenschulden sei aus Restkaufgeldern und Erbtheilsquoten entstanden, welche der den Grundbesitz antretende Käufer oder Theil-Erbe übernehme.

Dagegen habe der Grundbesitz nichts als die „Rente"; aus ihr allein vermöge er Kapital flüssig zu machen: und in der Anerkennung des „Rentenprincipes" auf dem Gebiete des Immobiliarsachenrechtes erblickt Rodbertus das künftige Heil der ländlichen Grundbesitzer. Es soll in Zukunft nur Rente verkauft, Rente verpfändet, Rente creditirt werden. Einem Landrenten-Institute, welches an die Stelle unserer landschaftlichen Creditanstalten zu treten habe, stellt er die Aufgabe, diesen Uebergangsproceß auf dem Gebiete des ländlichen Grundcredits praktisch durchzuführen, wie er denn hierin allein die Rettung des Grundbesitzes, vor dem Ueberhandnehmen der beiden anderen socialen Mächte, der Arbeit und des Kapitals, erblickt, von denen das letztere nach seiner Ansicht die ihm gebührende Stellung bereits errungen, die erstere sie zu erringen im Begriffe stehe, während der Grundbesitz allein noch seine Gleichberechtigung mit jenen beiden zu erobern (oder wiederzuerobern) habe.

Neben den im Einzelnen treffenden und dem Leben entlehnten Wahrheiten, welche sich in der Ansicht von Rodbertus finden, muß gegen diese Ansicht bemerkt werden, daß sie von principiellen Anschauungen ausgeht, welche dem Charakter des modernen Wirthschaftslebens schnurstracks widersprechen. Das „Rentenprincip" steuert in die ständisch gegliederte Gesellschaft zurück, für welche — trotz alles entgegengesetzten Anscheines in augenblicklichen Umströmungen — die Voraussetzungen der Gegenwart weniger als jemals vorhanden sind. Indem Rodbertus dem volkswirthschaftlichen Begriffe seinen socialen Inhalt unterschiebt, verrückt er die Grundlagen seiner Betrachtung;

Digitized by Google

die volkswirthschaftlichen Abstractionen: Kapital, Arbeit und Grundbesitz, sind in der modernen Gesellschaft keineswegs mit den socialen Gruppen identisch, welche im Mittelalter diesen wirthschaftlichen Begriffen auch den socialen Ausdruck verliehen. Wenn es vielleicht nicht häufig zutrifft, daß der Kapitalist von heute der Arbeiter von morgen und umgekehrt ist, so darf man um so bestimmter behaupten, daß der Kapitalist von heute der Grundbesitzer von morgen ist und umgekehrt, daß sich also in diesem Hin und Her zwischen Kapitalbesitz und Grundbesitz eben dasjenige beständig wiederholt, was Rodbertus als einen feindseligen und dem Grundbesitze verderbenbringenden Gegensatz der beiden Gruppen kennzeichnet, und daß in Folge dessen das allgemeine volkswirthschaftliche Hin- und Herfließen diesen besondern Gegensatz in sich aufnimmt. Wer heute „Grundbesitz" sagt, kann darunter nur die Summe derjenigen Personen verstehen, welche zur Zeit ihr Vermögen ganz oder theilweise, vorübergehend oder dauernd, durch Erwerb unter Lebenden oder von Todeswegen in Grundbesitz angelegt haben; der Grundbesitz ist thatsächlich heute selber nichts als eine ihrem Kapitalwerthe nach schwankende Anlageform, deren Werthschwankungen denselben Gesetzen unterliegen, welche die Factoren der Werthbildung beherrschen. Auch ist es eine unbestrittene Thatsache, daß mit der fortschreitenden Intensität der Landwirthschaft neben der zunehmenden Masse Arbeit auch die Quantität Kapital, welche derselben zugeführt wird, beständig wächst. Warum nun aber das in einer Berieselungsanlage oder in Drainagen angelegte Kapital, welches sich mit dem Grund und Boden zu einem unauflöslichen Ganzen verbunden hat, in geringerem Grade als Kapital zu betrachten sein soll, als etwa die mit einem industriellen Etablissement verbundene Maschinenanlage, läßt sich nicht wohl einsehen. Rodbertus sagt: Grundbesitz ist nicht Kapital, sondern „Rentenfonds": wir fragen, ist nicht gerade von allen Arten des Kapitals mit gleichem Rechte wie vom Grundbesitze zu sagen: es ist Rentenfonds?

Offenbar leitet Rodbertus die Nothwendigkeit seiner Rentengesetzgebung aus der übermäßigen Betonung der Unbeweglichkeit des Grundbesitzes her. Daraufhin ist folgendes zu entgegnen. In volkswirthschaftlicher Bedeutung kommt die größere oder geringere Beweglichkeit oder Unbeweglichkeit lediglich auf das höhere oder niedrigere Maß der Umsatzfähigkeit hinaus. Diese Umsatzfähigkeit aber dem Grundeigenthume in höchstmöglichem Grade zu gewähren, ist eben die theils erfüllte theils noch zu erfüllende Aufgabe der modernen Gesetzgebung, entsprechend dem Charakter des modernen Wirthschaftslebens. Mit einem solchen, der Gegenwart und ihren Bedürfnissen angepaßten Rechte steht der Grundbesitz auf derselben Stufe der Unbeweglichkeit wie andere Anlagen in „stehendem Kapital". Es bedarf keiner weit zurückreichenden Erinnerung, um in das Gedächtniß zu rufen, wie in unseren großen Städten

Google

die Grundparcellen zeitweilig von stürmischen speculativen Bewegungen erfaßt worden sind und daß oftmals der Handel mit Häusern und Landgütern dem Verkehre mit Actien und Staatspapieren in Bezug auf die Häufigkeit der Umsätze keineswegs nachgestanden hat.

Das Bestreben, dem Grundbesitze allzu häufige Werthschwankungen und die damit im Zusammenhange stehenden Krisen zu ersparen, ist ja sicherlich ein überaus anerkennenswerthes, wie es denn im Wesen jeder vernünftigen Wirthschaftspolitik liegt, die Productionsverhältnisse auf möglichst stabile Grundlagen zurückzuführen. Indessen der Reformvorschlag, welchen Rodbertus macht, läuft lediglich darauf hinaus, daß die aus den Werthschwankungen entstehenden Gefahren von der einen Interessengruppe auf die andere, oder, um uns in der Sprache des heutigen Agrarierthums auszudrücken, vom „Grundbesitz" auf das „Kapital" abgewälzt werden. Die Rententheorie geht in ihrer Ueberschätzung der Form der Verschuldung von der Annahme aus, daß die Kapitalsnatur der Hypothek wegen der Veränderlichkeit des Zinsfußes, welchem das Kapitalisationsprincip unterworfen ist, der Natur des an sich nach dieser Richtung hin stabilen Grundbesitzes widerspreche. Die Rente allein trage der specifischen Natur des ländlichen Grundbesitzes Rechnung. Denn wenn auch diese nicht unveränderlich, so sei ihr Minimum wegen der constanten Einwirkung der sie bedingenden Naturkräfte leichter zu ermitteln als das von unberechenbaren Factoren abhängige Minimum des Kapitalwerthes des ländlichen Grundbesitzes. Mit einem Worte: wer dem Grundbesitzer sein Geld geliehen hat in der Erwartung, er werde es nach einiger Zeit wiedererhalten, der soll darauf für alle Ewigkeit verzichten müssen und zwar von Gesetzeswegen, es sei denn daß es ihm gelingt, seine Rentenforderung anderweitig zu verkaufen.

Die Anschauung wurzelt in einer Verkennung der Kapitalnatur des Grundbesitzes in der modernen Volkswirthschaft, zweitens aber in einer Verkennung der rechtlichen Natur des Immobiliarpfandes. Wenn ich einem Gläubiger ein ländliches Grundstück verpfände, so bleibe ich ja immer noch Besitzer und Eigenthümer dieses Grundstückes; auch habe ich mich nicht verpflichtet dieses zu verkaufen, um dem Gläubiger sein Geld wiederzugeben, sondern ich habe mich in erster Linie verpflichtet, ihm das Geld, das ich empfangen, zurückzuerstatten. Es ist also nicht der „Grundbesitz", welcher vom „Kapital" etwas empfängt, was dieses wiederum aus dem „Grundbesitz" herauszuziehen berechtigt ist, sondern nur die concrete Persönlichkeit des Schuldners kommt in Frage, dessen Sache es ist, sich darüber klar zu werden, woher er die Mittel beschafft, aus denen die Tilgung der Schuld ihm möglich sein wird. Der Schuldner geht normaler Weise nicht davon aus, daß er sein Pfandobject werde verkaufen müssen, um den Gläubiger zu

befriedigen, sondern der Gläubiger schützt sich nur gegen die Eventualität, daß der Schuldner zahlungsunfähig werden sollte, das heißt daß er die Fähigkeit verlieren sollte, aus der Gesammtheit seines Vermögens heraus der Zahlungspflicht nachzukommen, der Gläubiger schützt sich gegen diese Eventualität dadurch, daß er sich einen Gegenstand reservirt, welchen er — nicht der Schuldner — im äußersten Falle auf gerichtlichem Wege verkaufen läßt, um sich für seine Forderung daraus zu befriedigen. Ein Tausch von Geld gegen Grundbesitz kommt hier nicht in Frage, weil weder aus der juristischen noch aus der ökonomischen Natur des Pfandgeschäftes die Consequenz sich ergiebt, daß durch dieses Darlehnsgeschäft ein Uebergang des Eigenthums auf den Gläubiger stattfindet.

Sicher ist nur, daß der ländliche Grundbesitz, da wo er die ausschließliche Vermögensgrundlage des Schuldners bildet, schwerer zu verkaufen ist als eine große Anzahl von Mobilien. Dies kommt indessen nicht daher, daß der Grundbesitz nicht Kapital ist, sondern liegt an bestimmten Eigenschaften gerade dieser Art von Kapital, welche der Grundbesitz mit manchen anderen Arten übrigens theilt. Dieser Thatsache entspricht es, daß die verschiedenen Arten des Immobiliarcredits sich nach dem größeren oder kleineren Maße der Realisirbarkeit (Verkäuflichkeit) des Pfandobjectes abstufen: der Schwerpunkt der Unterscheidung zwischen städtischem, ländlichem und industriellem Grundbesitz (die letzten beiden Bezeichnungen als Wiedergabe der französischen Unterscheidung von „crédit foncier“ und „crédit agricole“) ruht nicht in der Angehörigkeit zu dieser einen oder jener andern ökonomischen Kategorie, sondern lediglich in einem Mehr oder Weniger des allen drei Arten gemeinsamen Waarencharakters, ihrer Marktfähigkeit, ihrer Verkäuflichkeit.

Ganz unerheblich und bei dem in diesen Tagen herrschenden Argôt der Agrarier vollends irreführend und bedenklich, ist die Polemik gegen vermeintlich unangemessene „römisch-rechtliche“ Institute zu Gunsten von „nationalen“, „germanischen“, „im Volksbewußtsein wurzelnden“ Einrichtungen. Das Leben keines heutigen civilisirten Volkes ist in dem Sinne ein nationales, daß es fähig wäre, sich mit den primitiven Elementen einer ganz andern, weite Jahrhunderte zurückliegenden Culturstufe zu begnügen. Der Fortschritt der Cultur ist vielmehr nothwendigerweise und enge damit verknüpft, daß jedes sich entwickelnde Volk, und gerade das am reichsten und lebhaftesten sich entwickelnde am meisten, aus den Culturen anderer, früher entwickelter Nationen wichtige Elemente entlehnt, welche dem Fortschritte des wirthschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen, sprachlichen Lebens entsprechen. Je weiter daher die Cultur eines Volkes, um so mannichfaltiger und umfassender die Entlehnungen aus anderen Culturen. Und das soll so sein, auch vom Standpunkte der gesammten Culturentwickelung. Denn nur auf

Digitized by Google

dieſe Weiſe iſt es möglich, daß die einzelnen nationalen Culturfortſchritte, welche in irgend einer Epoche der Weltgeſchichte gemacht worden ſind, auch über das nationale Fortbeſtehen des einzelnen Volkes hinaus fortdauern in dem Geſammtleben der Cultur. Die allgemeine, welthiſtoriſche Bedeutung des römiſchen Rechts iſt längſt gewürdigt worden; nicht aus einer falſchen Grille, nicht aus einer Vergewaltigung des Volkes durch eine antinationale Stubenweisheit, ſondern lediglich aus der allgemein giltigen innern Wahrheit ſeiner Logik hat das römiſche Recht ſeine Kraft auch für die heutigen Culturvölker gezogen; und nur diejenigen, welche den Muth haben der Wiſſenſchaft Umkehr zu gebieten, um im Trüben der bornirten Vorurtheile des rohen Haufens zu fiſchen, nur dieſe Leute wiſſen was ſie thun, wenn ſie ſich zu Vorkämpfern ihrer „nationalen“ Heiligthümer aufwerfen. Dem blos theoretiſchen Irrthume aber iſt hier zu erwidern, was C. F. von Gerber in ſeinem „Deutſchen Privatrechte“ gegen dergleichen unklare Liebhabereien ſagt: „Es iſt eine, ſelbſt bei voller Anerkennung des Principes der geſchichtlichen Rechtsanſchauung, nicht zu beſtreitende Wahrheit, daß ein großer Theil des Privatrechtes den Einflüſſen der Volksindividualität fern ſteht und die Beſtimmung ſeiner Grenzen durch die bei Völkern von gleicher Bildungsſtufe immer in demſelben Geleiſe ſich offenbarende allgemeine menſchliche Idee der Gerechtigkeit empfängt .... Die wirklich beſtehenden Gegenſätze heißen nicht Romanismus und Germanismus, ſondern Jurisprudenz und Dilettantismus.“

Die deutſche Steuerreform.

I.

Die Coburger Conferenz iſt gegangen wie ſie gekommen, und das Verlangen der Preſſe, von Zweck und Ergebniß derſelben wenigſtens ſo viel zu erfahren, als vor zwei Jahren die „Provinzialcorreſpondenz“ über die Heidelberger Zuſammenkunft mittheilte, iſt zuletzt durch ein officiöſes Orakel beantwortet worden, welches nur die Wahl zwiſchen der Annahme läßt, das Ergebniß ſei nur ein ganz geringfügiges, und der Vermuthung, daß die Hauptſache unter dem nichtsſagenden Scheine eines Aufſchluſſes nur um ſo ſicherer verſteckt gehalten werden ſolle. Der unter ſolchen Umſtänden nur zu nahe liegenden Verlockung, durch müßige Speculationen ſich über den wirklichen Ernſt des Gegenſtandes hinwegzutäuſchen, kann die öffentliche Discuſſion nur dadurch entgehen, daß ſie, wozu ja die Windſtille des politiſchen Hochſommers

Muße genug läßt, auf den geschichtlichen Zusammenhang des jüngsten Symptomes von dem Fortgange der Steuerreformbestrebungen sich besinnt. Jede Auslassung auch der größeren Tagesblätter über den Gegenstand bestätigt nur wieder die Bemerkung Guizot's, daß nichts unbekannter ist als die Geschichte von ehegestern; und es ist in der That eine wenn nicht gerade schwierige, so doch wenig erfreuliche Arbeit, aus der ungeheuren Breite des zeitgeschichtlichen Materiales die für den Ueberblick geeigneten Thatsachen zusammenzulesen und in Verbindung zu bringen. Das Problem der deutschen Steuerreform wurzelt schon in der Norddeutschen Bundesverfassung, indem dieselbe einerseits in Artikel 35 die einträglichsten Objecte der indirecten Besteuerung — Zölle, Tabak, Bier und Branntwein, Salz und Rübenzucker — ausschließlich in Beschlag nahm, andererseits in Artikel 70 für jeden Ausfall an seinem Bedarfe den Bund auf die Matricularbeiträge der Einzelstaaten verwies und ihn damit der Nothwendigkeit überhob, jene Einnahmequellen auch ausreichend nutzbar zu machen. Daß die Einrichtung der Matricularbeiträge durch die Einschiebung der Worte: „so lange Bundessteuern nicht eingeführt sind" in Artikel 70 von vorn herein als eine provisorische erklärt wurde — was seitdem Fürst Bismarck sich wohl zu Nutze gemacht hat — war nur dem Antrage Miquel zu danken. Nachdem nun schon 1868 die Steuervorschläge der Regierung — insbesondere Erhöhung des Tabakzolles und Petroleumzoll — bei dem Zollparlamente gescheitert waren, brachte im folgenden Jahre Twesten die Nothwendigkeit zur Sprache, die Matricularbeiträge durch eigene Steuern des Bundes zu ersetzen und schlug dazu den Uebergang der Classen- und Einkommensteuern auf den Bund vor — ein Gedanke, der schon bei der Fortschrittspartei auf Widerstand stieß. Inzwischen aber war bereits durch die Lage der preußischen Finanzen der Minister von der Heydt dahin gedrängt worden, behufs Entlastung der Einzelstaaten eine ganze Reihe neuer Steuerprojecte vorzubereiten, das sogenannte Steuerbouquet — Spiritus, Braumalz, Börsenschlußscheine, Wechselstempel —, von welchen nur das letztere, so wie die Aufhebung der Portofreiheiten Annahme fand. Das Zollparlament nahm eine Erhöhung der Rübenzuckersteuer an, lehnte aber den Petroleumzoll abermals ab. Der nothgedrungene Versuch, das Gleichgewicht des preußischen Staatshaushaltes in dessen eigener Sphäre herzustellen, brachte dann den Minister von der Heydt zu Falle und sein Nachfolger Camphausen brachte das Ei des Columbus durch Abwälzung der Schuldentilgung zum Stehen. Hierauf beschränkte sich die Zolltarifvorlage des nächsten Jahres auf den Ersatz der Zollermäßigungen und in der Thronrede, mit welcher am 26. Mai 1870 der Norddeutsche Reichstag geschlossen wurde, sprach offenbar Herr Camphausen das große Wort gelassen aus: „der Bundeshaushalt ist auf fester Grundlage geordnet".

Digitized by Google

Nach dem Flitterjahre des neuen Reiches kam zuerst in der Session von 1872 die Steuerreform wieder zur Frage, und diesmal in umgekehrter Richtung. Es waren beträchtliche Ueberschüsse in Sicht, alle Einnahmen im Steigen, und die liberalen Parteien vereinigten sich daher zu dem Antrage, vom nächsten Jahre an die Salzsteuer auf die Hälfte herabzusetzen und in einer Resolution auszusprechen, daß die gänzliche Aufhebung der Abgabe von Salz eben so eine Forderung der Gerechtigkeit als einer gesunden Finanzpolitik und demgemäß, wenn die Finanzlage es irgend gestatte, in erster Linie durchzuführen sei. Fürst Bismarck trat dieser Eilfertigkeit nachdrücklich entgegen — es fiel damals jenes Wort von der „politischen Heuchelei", von welcher der leitende Staatsmann „sich selbst nicht ausnehmen" wollte — und „legte das Glaubensbekenntniß ab", daß er die Matricularbeiträge noch für schlechter halte als die Salzsteuer. Der Reichstag begnügte sich zuletzt mit einem Ausdrucke der „Hoffnung" auf eine baldige Aufhebung der Salzsteuer, nachdem die Regierungen erklärt, daß sie derselben nicht grundsätzlich widerstrebten, jedoch auf einem Ersatze dafür bestehen müßten und zu einer Berathung hierüber demnächst zusammentreten würden. Es wurde auch zu diesem Zwecke eine Commission eingesetzt und der von dieser erstattete Bericht, welcher als erstes Ersatzobject den Tabak, als zweites eine Börsensteuer bezeichnete, in der folgenden Session dem Reichstage mitgetheilt, aber erst so spät, daß er über dringenderen Angelegenheiten nicht mehr zur Verhandlung kommen konnte. Seitdem ist von Aufhebung der Salzsteuer nicht mehr die Rede gewesen.

Die Jahre des Ueberschusses hatten neben mancher Ausgabesteigerung eine beträchtliche Herabsetzung der Matricularbeiträge ermöglicht. Diese Aera aber schnitt für das Reich plötzlich ab, als durch das Militärgesetz von 1874 eine plötzliche Steigerung der Heeresausgaben um nahe an fünfzig Millionen Mark bedingt wurde. So weit dieser Mehrbedarf nicht aus den Ueberschüssen des Jahres 1873 zu decken war, schlug die Regierung für 1875 eine Wiedererhöhung der Matricularbeiträge vor. Der Reichstag gab statt dessen eine Anweisung auf die voraussichtlichen Ueberschüsse des noch laufenden Jahres 1874. Vergebens widersprach dem der Abgeordnete Miquel, da nach der von ihm als Antragsteller zu dem Artikel 70 der Reichsverfassung im constituirenden Reichstage gegebenen Erläuterung unter den Ueberschüssen nur solche verstanden seien, die bereits rechnungsmäßig feststehen. In der That war mit diesem Beschlusse die schiefe Ebene beschritten, auf welcher man mit künstlicher Verdeckung des Deficits binnen weniger Jahre die für das Deficit des Reiches aufkommenden Einzelstaaten in die fühlbarste Klemme hineintrieb. Der Präsident des Reichskanzleramtes, Delbrück, hatte seinerseits (Sitzung vom 15. December 1875) erklärt, daß er die Vorschläge der Budgetcommission

Digitized by Google

als den Ausdruck der Tendenz annehme, die Matricularbeiträge auf der gegenwärtigen Höhe dauernd zu erhalten, und daraus für den Bundesrath die Befugniß herleite, wenn sich im nächsten Etat das nach Vorwegnahme der Ueberschüsse von 1874 zu erwartende Deficit ergebe, eine Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches in Anspruch zu nehmen. Demgemäß trat die Regierung im Herbste 1875 mit den Projecten einer Brausteuererhöhung und einer Börsensteuer vor den Reichstag, der aber nicht einmal in eine Specialberathung dieser Vorlagen einging und die Lücke diesmal durch Zurückgreifen auf die in den Vorjahren bewilligten und noch nicht verwendeten Bestände für den Flottenbau zustopfte. Für den Etat von 1877/78 half man sich durch die Anweisung eines Theiles der Pensionen auf den Invalidenfonds; endlich für den Etat von 1878/79, indem man dem Wunsche des Kaisers zuwider die Ersparnisse an den Verpflegungsgeldern der Occupationstruppen in Frankreich zur Deckung des laufenden Bedarfes heranzog.

Bei der Verhandlung über die Steuerprojecte von 1875 war nun aber die Frage einer umfassenden Steuerreform wieder aufgetaucht. Der Abgeordnete Lasker hatte den großen „Grundsatz" aufgestellt, man dürfe die Hand nicht dazu bieten, daß neue Steuern „zu einer bloßen Ausgleichung für das Budget dienen, als Deckung für ein geringes Deficit, das sich zufällig in einem Etatsjahre herausgestellt hat" — in England ist seit anderthalb Jahrhunderten Jahr für Jahr so gewirthschaftet worden, die Steuern je nach dem Jahresbedarfe zu erhöhen und neu einzuführen, um sie bei eintretenden Ueberschüssen wieder herabzusetzen oder abzuschaffen! Dagegen erklärte der nationalliberale Redner „unsere volle Bereitwilligkeit auf eine Steuerreform, wo sich ein Bedürfniß dazu herausstellt" und er billigte die Börsensteuer im Princip, aber nur „unter Würdigung der gesammten Stempelsteuer, bei der anerkanntermaßen eine Ausgleichung nothwendig ist". Fürst Bismarck war bei dieser Verhandlung nicht zugegen, nahm aber zwei Tage später (22. November 1875) davon Anlaß, um seine Ideen über Steuerreform zum ersten Male ausführlich vorzutragen. „Sie werden doch wünschen, daß die Mittel, deren das Reich bedarf, so aufgebracht werden, wie es den Steuerzahlenden am bequemsten und leichtesten ist, und wie es für die Befestigung, für die Consolidirung des Reiches am nützlichsten ist, und deshalb liegt die Frage allein so: entsprechen diese kleinen, vielleicht gerade durch ihre geringe Tragweite sündigenden Vorlagen diesem Zwecke oder nicht? — Denn von allen Gründen, die dagegen eingewendet sind, ist der meiner Empfindungsweise am nächsten verwandt, daß Sie sich eine weiter greifende Steuerreform wünschen. Aber es ist das immer noch kein Grund, eine partielle, eine Abschlagszahlung auf die Reform von der Hand zu weisen. Der fundamentalen Reform haben in der Erfahrung meines politischen Lebens immer nicht nur diejenigen angehangen, die sie

Digitized by Google

wirklich wollten, sondern auch diejenigen, die die Sache überhaupt nicht wollten, aber sie nicht bestreiten mochten und deshalb ihren Widerspruch darein kleideten, daß sie etwas Besseres, für den Augenblick aber nicht Erreichbares, wollten und deshalb das für den Augenblick Erreichbare angebrachtermaßen ablehnten. . Eine totale Steuerreform inclusive der Zollreform — wer wünschte sie nicht! Aber sie ist eine Herculesarbeit, die man versuchsweise angefaßt haben muß in der Eigenschaft eines verhältnißmäßigen Laien wie ich es bin, um ihre Schwierigkeiten vollständig zu übersehen. Mit einem Zuge an diesem Netze, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gefangen sind, da klirren alle Maschen bis in die kleinsten Staaten hinein; jeder hat seine besonderen Wünsche. Eine vollständige Reform kann nicht zu Stande kommen ohne eine bereitwillige, thätige, in die Hände arbeitende Mitwirkung jeder einzelnen particularen Regierung mit dem Reiche. Denn ich kann es nicht als eine Reform ansehen, wenn lediglich neue Reichssteuern aufgelegt werden, ohne daß alte erlassen werden . . . Die einzelnen Bundesregierungen müssen bei einer Reform ihrerseits so viel Steuern aufheben, wie sie an Matricularbeiträgen ersparen; das zu erreichen sind aber nicht dem Reichstage, sondern sind den einzelnen Landtagen die Mittel gegeben. Aber erst dann, wenn wir ihnen die Matricularbeiträge erleichtern, ist es Aufgabe der einzelnen Landtage, Breschebatterien gegen ihre Ministerien aufzuführen, daß sie entsprechend der Erleichterung nun auch die drückendsten Steuern in dem eigenen Lande erleichtern. Das gleichzeitig gewissermaßen Zug um Zug zu machen — ich sehe die Form nicht, in der das geschehen könnte, ich würde mich sonst sehr gern dazu erbieten . . . Wenn ich zuerst vom Standpunkte lediglich des Reiches spreche, so habe ich das Bedürfniß einer möglichsten Verminderung, wenn nicht vollständigen Beseitigung der matricularen Umlagen. Es ist das wohl kaum bestritten, daß die Form der Matricularbeiträge eine solche ist, die den contribuablen Staat nicht gerecht nach dem Verhältnisse seiner Leistungsfähigkeit trifft. Ich möchte sagen, es ist eine rohe Form, die zur Aushilfe dienen kann, so lange man in dem ersten Jugendalter des Reiches demselben eigene Einnahmen zu verschaffen nicht vollständig in der Lage war. Ist es aber anerkannt, daß es eine Steuer ist, die nicht gerecht trifft, so gehört sie von meinem politischen Standpunkte als Reichskanzler nicht zu den Mitteln, die das Reich consolidiren. . . . Ich glaube, daß ich vielleicht Manches Ueberzeugung antaste, wenn ich mich von Hause aus wesentlich für Aufbringung aller Mittel nach Möglichkeit durch indirecte Steuern erkläre und die directen Steuern für einen harten und plumpen Nothbehelf nach Aehnlichkeit der Matricularbeiträge halte, mit alleiniger Ausnahme, ich möchte sagen, einer Anstandssteuer, die ich von den directen immer aufrecht halten würde, das ist die Einkommensteuer der reichen Leute . . Dieselbe kann so ungeheuer viel

nicht bringen, wenn sie nur von den wirklich Reichen bezahlt wird.*) .... Zur gänzlichen Abschaffung der Matricularbeiträge ist es noch sehr weit hin, und da möchte ich auch dem Motive der Beibehaltung entgegentreten, welches daraus entnommen wird, daß das Bewilligungsrecht eines Satzes der Matricularbeiträge eine parlamentarische Machtfrage wird. Die Macht des Reichstages beruht auf Recht, Gesetz, Verfassung. Eine nicht bewilligte Ausgabe wird ganz sicher nicht geleistet, und mit einer Regierung, die unbewilligte Ausgaben zu leisten gesonnen ist, wird auf die Dauer kein verfassungsmäßiges Auskommen sein. Ihre Macht ist meines Erachtens vollständig gewährleistet; aber selbst, wenn Sie mehr bedürfen, so sollten Sie lieber suchen, diese Macht auf dem Gebiete der Territorialverfassungen zu üben, die stehen fester .. Das Reich ist noch nicht in sich verwachsen genug, um der Boden zu sein, auf dem Kraftproben angestellt werden können ... Es fragt sich, ob Sie uns helfen wollen, einen Schritt in der Richtung einer Reform zu thun, wenn wir die ganze Reform nicht leisten können — daß wir in unseren Zöllen, ganz unabhängig von der Frage, wie hoch jedes Einzelne besteuert werden soll, uns doch frei machen von dieser zu großen Masse von zollpflichtigen Gegenständen, daß wir uns auf das Gebiet eines reinen, einfachen Finanzzollsystemes zurückziehen und alle diejenigen Artikel, die nicht wirklich Finanzartikel sind, das heißt nicht hinreichenden Ertrag geben, über Bord werfen — die zehn oder fünfzehn Artikel, die die größte Einnahme gewähren, so viel abgeben lassen, wie wir überhaupt aus den Zollquellen für unsere Finanzen nehmen wollen. Als solche Gegenstände der Verzollung und zugleich einer entsprechenden Besteuerung im Inlande sehe ich im Ganzen an diejenigen Verzehrungsgegenstände, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maße wenigstens zu enthalten vermag, wo man in gewissem Maße den Regulator seiner eigenen Beiträge zum öffentlichen Steuersäckel in der Hand hat. Das ist der Fall mit dem Kaffee und vor allen Dingen mit dem Tabak; ich kann die Zeit kaum erwarten, daß der Tabak höhere Summen steuere. Analog steht es auch mit dem Bier, dem Branntwein, dem Zucker, dem Petroleum und allen diesen großen Verzehrungsgegenständen, gewissermaßen den Luxusgegenständen der großen Masse. Die Luxusgegenstände der Reichen würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein: sie bringen aber nicht viel."

Wir haben die für unsern Gegenstand charakteristischen Stellen der großen Rede mit möglichster Vollständigkeit wiedergegeben, weil darin in der

*) Der Reichskanzler versteht darunter die Einkommen von mindestens 6000 Mark; in der That ergiebt die preußische Einkommensteuer der Stufen von 6000 Mark aufwärts nur ein Geringes mehr als die Klassensteuer der beiden untersten Stufen bis zu 900 Mark Einkommen.

Digitized by Google

That die Frage mit allen Verzweigungen, die seitdem nach und nach in den Vordergrund getreten sind, fast erschöpfend behandelt ist, so daß alle späteren Reden des Fürsten Bismarck nur Wiederholungen oder weitere Ausführungen der hier niedergelegten Grundgedanken enthalten. Mit bewundernswürdiger Zähigkeit hat der leitende Staatsmann an diesen durch alle späteren Wandlungen der politischen Lage festgehalten, mit einziger Ausnahme des „reinen Finanzzollsystems" nach englischem Muster, von dessen Undurchführbarkeit unter deutschen Verhältnissen er sich überzeugt hat und welches daher in dem Schreiben vom 15. December 1878 vollständig aufgegeben ist. Für den Augenblick hatte die Rede keine sichtbare Folge; der Reichstag ließ sich durch dieselbe in der vorliegenden Frage nicht umstimmen, und für die nächste Zeit und das ganze folgende Jahr nahmen andere Dinge ausschließlich den politischen Vordergrund ein. Wie aber im Sommer 1875 das Bedürfniß der Kleinstaaten — Sachsen-Weimar stellte damals den einleitenden Antrag — die Anregung zur Aufnahme der Steuerreformbestrebungen gegeben, so hatte sich in der anderthalbjährigen Zwischenzeit bis zur nächsten eingehenden Etatberathung die Finanzlage auch der größeren Staaten und namentlich Preußens derart gestaltet, daß ein entschiedenes Vorgehen auf dem vom Reichskanzler vorgezeichneten Wege unabweislich geworden war. In die Berathungen, welche damals im Schooße der Regierung gepflogen wurden und welche die Vorlegung des Reichshaushaltsetats für 1877/78 auffällig verzögerten, ist ein Lichtstrahl gefallen, als ein Jahr später Finanzminister Camphausen veranlaßt wurde, eine Stelle einer Denkschrift zu verlesen, die er am 17. Februar 1877 unterzeichnet hatte. Es hieß darin: „Nach wiederholter Erwägung glaube ich mich dahin aussprechen zu sollen, daß behufs einer angemessenen, dauernden Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reichs vorzugsweise die höhere Besteuerung des Tabaks, und zwar als letztes Ziel, trotz, wie nicht zu verkennen, entgegenstehender vielfacher Bedenken die höhere Besteuerung im Wege des Monopols ins Auge zu fassen sein würde. Es würden davon Beträge erwartet werden können, welche nicht allein gestatteten, die Steuer von nothwendigen Verzehrungsartikeln, namentlich die Salzsteuer aufzuheben, sondern auch für Preußen die Möglichkeit gewährten, auf die als drückend empfundenen directen Steuern zum Theil zu verzichten und sie den Kreis- und Communalverbänden zu überweisen. Es versteht sich indessen von selbst, daß eine Maßregel, welche so viele und so wichtige Interessen berührt, einer längeren Vorbereitung, eines Uebergangsstadiums bedarf. Als ein solches würde meines Erachtens die Einführung des Gesetzes wegen Besteuerung des Tabaks dienen können, welches im Jahre 1873 die seitens des Bundesrathes niedergesetzte Commission für die Aufhebung der Salzsteuer nach eingehenden Erörterungen entworfen hat." Man kam indeß

im Bundesrathe zu keinem Entschlusse und legte seine Rathlosigkeit in einer dem bedeutend erhöhten Ansatze der Matricularbeiträge zugefügten Bemerkung nieder, welche nach der vom Reichskanzleramtspräsidenten Hofmann gegebenen Erläuterung geradezu dem Reichstage die Initiative zuschob, um diese Erhöhung durch Beschaffung eigener Reichseinnahmen entbehrlich zu machen. In der That nun beeilte sich, nachdem das vorliegende Budget in der schon erwähnten Weise zurecht gemacht war, die preußische Regierung einer Anregung zu folgen, welche der Abgeordnete Lasker in der Discussion hingeworfen hatte: sie stellte im Juni beim Bundesrathe den Antrag auf Uebertragung der gesammten Stempelsteuer auf das Reich. Es wurde auch zu diesem Zwecke eine Commission niedergesetzt, aus deren langen Berathungen am Ende nur der winzige Entwurf eines gemeinsamen Spielkartenstempels hervorging. Man griff dann nach dem vorjährigen Camphausen'schen Vorschlage auf das Tabaksteuerproject von 1873 zurück: so trat die officielle Finanzverwaltung in der Session von 1878 vor den Reichstag.

Inzwischen aber war es allen entscheidenden Factoren klar geworden, daß es in dem bisherigen Geleise nicht weiter gehen könne. Leider nur erfolgte die Katastrophe in einer ganz andern Richtung, als man seit drei Vierteljahren hatte hoffen dürfen. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Landtag. Theater. Die Wittelsbach'sche Gedächtnißfeier. Wahlvorbereitungen. — Die letzten Monate sind hier ziemlich ruhig verlaufen, wenn man nur die Politik in das Auge faßt und dabei allenfalls noch von der Affaire Rudhart absieht. Unser vom 13. Juli bis 2. August tagender Sommerlandtag erregte wenig Aufsehen und war bei der herrschenden Temperatur mit dieser bescheidenen Stellung auch ganz einverstanden. Den interessantesten Gegenstand seiner Berathungen bildete eigentlich eine hiesige Localangelegenheit, der Ausbau des neuen Akademiegebäudes. Am 23. Juni 1874 hatte die damalige Kammer aus den französischen Kriegsentschädigungsgeldern die Summe von zwei Millionen Gulden für den Bau einer neuen Akademie bewilligt; jetzt, nachdem Meister Neureuther den Bau etwa zu drei Vierteln vollendet, ist plötzlich das Geld ausgegangen; Cultusminister von Lutz erscheint mit einer Nachforderung von 380 000 Mark. Große Entrüstung und zwar nicht nur auf der klerikalen Seite; der Schatten des „wirklichen Constitutionalismus" erhebt sich drohend und verlangt Buße für die Etatsüberschreitung. Vergebens machen die Freunde von Bau und Baumeister geltend, daß jenes Gebäude doch einmal

Digitized by Google

vollendet werden muß und in unvollendetem Zustande ein reiner staatswirthschaftlicher Schaden ist. Man beschließt wenigstens für diesmal „ein Exempel zu statuiren" und lehnt im Finanzausschusse mit dreizehn gegen die Stimmen des früheren Handelsministers von Schlör und des Reichstagsabgeordneten für Hof Dr. von Schauß die Nachforderung ab. Großer Triumph des beleidigten „constitutionellen Gedankens", dessen Vertreter vom Nürnberger Fortschritt bereits von dem Rücktritte des schuldigen Cultusministers sprachen, wahrscheinlich um dem sonst vermeintlich so heftig bekämpften Ultramontanismus eine ganz harmlose Freude zu machen. Zum Glück ist der kluge Vorsitzende unsers Ministerrathes dem Sturme durch Zurückziehung der Vorlage ausgewichen und wird somit Dank der „constitutionellen Theorie" der Prachtbau vor dem Siegesthore noch einige Zeit der Vollendung harren müssen. Bemerkt muß freilich werden, daß es bei der Leitung des Baues zwar keineswegs verschwenderisch, aber stark autokratisch und vielleicht auch ein klein wenig nepotistisch zugegangen ist und daß der Oberbaurath von Neureuther in der betreffenden Sitzung des Finanzausschusses seinen architektonischen Lorberen parlamentarische hinzuzufügen weder gewillt noch geeignet schien.

Von den sonstigen Arbeiten der kurzen Session war, außer der regelmäßigen Aufgabe der Erledigung des Militäretats, in weiterer Ausführung der Reichsjustizgesetze namentlich die Herstellung eines Disciplinargesetzes für richterliche Beamte bemerkenswerth. Daß der deutsche Kreisrichter, jetzt Landesgerichtsrath, auch bei nicht fortschrittlicher Gesinnung zu empfindlicher Auffassung seiner Standesstellung gegenüber den Regierungskreisen neigt, bewies die Betheiligung mehrerer nationalliberaler Abgeordneter jenes Standes an dem unter 146 Abstimmenden 42 Stimmen musternden Minderheitsvotum. Die Besetzung der durch Todesfall erledigten Stellung eines Landtagsarchivars erweckte durch ein eigenthümliches Zusammentreffen eine Art von politischem Zukunftsinteresse. Für jenen Posten hatte die Reichsrathskammer den Dr. von Hertlein in Würzburg bestimmt, ein früheres Mitglied ihres technischen Bureaus und in dieser Stellung bei den zahlreichen und fleißigen Referatsarbeiten des präsumtiven Thronfolgers Prinzen Ludwig, ältesten Sohnes des königlichen Oheims Prinzen Luitpold, mehrfach betheiligt gewesen. Die zweite Kammer wollte aus Rücksichten der so oft emphatisch angerufenen „Ersparung" jenen Posten dem Director ihres technischen Bureaus, Herrn Dobner, verleihen. Mit 73 gegen 72 Stimmen trat die Kammer indeß dem natürlich durch die Rücksicht auf den Prinzen Ludwig dictirten Votum unserer Herrenkammer bei. Die kleine extreme Fraction Rittler-Hafenbrädl verließ nicht ohne bittere Bemerkungen über die persönliche Zukunfts- und Interessenpolitik der Freytag und Jörg, Soden und Ow vor der Ab-

Digitized by Google

ſtimmung demonſtrativ den Saal. Auch die unglückſelige Landtagswahlreform ging wieder geſpenſtiſch über die Bühne. Sie ernſthaft zu beſchwören, hatte diesmal ſelbſt ihr bekannter Gönner, der Klerikaldemokrat Schels, den Muth verloren; Herr Dr. Jörg bethätigte denſelben, aber nur, um mit ſeinem Antrage aus der eigenen Partei heraus empfindlich abgefertigt zu werden. Endlich iſt die Steuerreform in dem Ausſchuſſe nach Thunlichkeit gefördert worden und wird dieſer im October ſeine Arbeiten wieder aufnehmen. Vom December bis Februar erwartet man dann mit der Weihnachts- und Neujahrspauſe die letzte Seſſion vor den im Juli 1881 ſtattfindenden Neuwahlen. Eigenthümlicher Weiſe wird der neue Landtag dann gleich in einer ſo unpolitiſchen Jahreszeit wie dem Hochſommer zur Berathung des alljährlichen Militäretats wieder zuſammentreten; unpolitiſch in ſo weit die gleichzeitig ſtattfindenden Reichstagswahlen die Zeit nicht etwa nur allzureichlich mit dem nöthigen politiſchen Fluidum ausſtatten ſollten.

Bewegtere Wellen haben in das äußere hieſige Leben die Schauſpieler- und Kritikerverſammlung im hieſigen Hoftheater und der immer höher fluthende Touriſtenſtrom nach dem Paſſionsdorfe an der ſchwäbiſch-baieriſchen Stammesgrenze hineingetragen. Ueber jene Ereigniſſe iſt an dieſer Stelle von berufeneren Federn berichtet worden. München hat den zeitweiligen Vorrang unter den deutſchen Theaterſtädten jedenfalls herbe genug mit literariſcher Anfeindung von verſchiedener Seite zu büßen gehabt, wobei die Kritik der Wiener Welt- und der Berliner Geſchäfts- und Pikanteriepreſſe ungefähr auf gleicher Höhe ſtand. Auf jeden Fall hat das zwar nicht vollſtändig negative, wohl aber ſtark zweifelhafte Ergebniß jener Geſammtdarſtellungen eine an unſerm Hoftheater ſich langſam abſpielende Entwicklung zu zeitweiſem Stillſtande gebracht. Ich meine die allmähliche Verdrängung des Hoftheaterintendanten Freiherrn von Perfall durch den Director des Schauſpieles Ernſt Poſſart. Jener ſich ſeit Jahren entwickelnde Proceß hat für den harmlos weltkundigen Beobachter übrigens zu pſychologiſch recht intereſſanten Betrachtungen Veranlaſſung gegeben.

Ein lebendigeres perſönliches Intereſſe hat ſich hier an die Affaire Rudhart geknüpft. Der Wahrheit gemäß kann nicht unerwähnt bleiben, daß jener vielbeſprochene Handel in unſerer ſonſt ſehr reichsfreundlichen höheren Beamtenwelt zeitweilig eine ſtarke Verſtimmung hervorgerufen hat; in dieſer Beziehung ſpielt hier eine Art von Standesbewußtſein eine große Rolle. Ohne den thatſächlichen Angaben über jene von verſchiedenen Seiten wohl nicht ohne Abſicht verdunkelte Affaire etwas Neues hinzufügen zu wollen, möchte ich übrigens hervorheben, daß die näheren Freunde des liebenswürdigen und deutſch geſinnten Diplomaten denſelben bei aller Anerkennung ſeiner all-

Digitized by Google

gemeinen geistigen Befähigung für einen Posten wie denjenigen der baierischen Vertretung in der deutschen Reichshauptstadt von vornherein nicht sonderlich geeignet gefunden haben. Berlin scheint speciell für die baierischen Größen eine Art von Prüfstein zu sein, den auch abgesehen von Herrn von Rudhart nicht alle bestanden haben. Einstweilen spukt die Affaire noch in den klerikalen Zeitungen und zwar mit dem nachträglichen Verlangen, daß die Kammer die Staatsregierung über jene Angelegenheit hätte interpelliren sollen. Vermuthlich werden die gleichen Zumuthungen auch die nächste Kammersession ausfüllen und zwar mit dem gleichen negativen Ergebnisse. Jene heikle Angelegenheit wird sich für unsern Kammerconstitutionalismus wohl auch später in der Praxis als einigermaßen unanfaßbar bewähren, was natürlich ihre Wiederaufwärmung in den Wahlaufrufen des nächsten Jahres ganz und gar nicht zu hindern braucht. Endlich die Wittelsbach'sche Gedächtnißfeier bewegt jetzt die Presse und die Corporationen in hohem Grade. Der eigentliche 700jährige Gedächtnißtag der Erhebung Otto von Wittelsbach's auf den baierischen Herzogsthron ist wohl der 16. September; doch wird die officielle Feier am 25. August als dem Geburtstags- und Namensfeste des Königs stattfinden. Bemerkenswerth ist, daß bei jener Feier der Gedanke an das Reich auch in bisher reichsoppositionellen Kreisen in einer Weise mit durchklingt, wie dies nach früheren Erfahrungen stark Wunder nehmen muß. Freilich legt gerade der Gegenstand jener Feier, die durch treues Eintreten für Kaiser und Nation erworbene Machtstellung des ersten Herzogs aus dem Hause Wittelsbach jenen Gedanken fast unausweichlich nahe, und verschlingen sich somit auch in dieser Beziehung alte Vergangenheit und jüngste Gegenwart eigenthümlich miteinander.

Mit Bezug auf die Parteineubildung hat eine am 2. Juli bei dem Freiherrn von Fechenbach zu Laudenbach in Unterfranken abgehaltene klerikal-conservative Versammlung einigen Staub aufgewirbelt. Von klerikaler Seite nahm an derselben namentlich der frühere Landtagsabgeordnete Dr. Max Huttler, seiner Zeit Benedictinermönch und jetzt Eigenthümer dreier gemäßigter und in einer Art von staatskirchlichem Geruche befindlicher Augsburger und Münchener Blätter theil. Viel wird bei jenen Bestrebungen schwerlich herauskommen. Der Veranstalter der Versammlung ist bei katholischer Confession ein glühend national gesinnter Mann, dem die betreffende publicistische Thätigkeit schon vor 1870 den Ruf eines Unitariers eingetragen hat; seine Richtung kann auch mit derjenigen des gemäßigten Klerikalismus nicht weit gehen. Zunächst hat die Auseinandersetzung über die Bedingungen des Zusammengehens auch bereits zu einer übrigens auf beiden Seiten sehr zahm geführten Polemik zwischen den betreffenden Parteiorganen geführt. Immerhin ist jene

Digitized by Google

Versammlung die erste Vorbereitung für jenen Wahlkampf des nächsten Jahres gewesen, der, auch abgesehen von der Gleichzeitigkeit der Reichstagswahlen, für die Parteiverhältnisse in unserm Lande und vielleicht noch über die Grenzen desselben hinaus einen bedeutenden Abschnitt bilden wird.

Literatur.

Graf Albert von Hohenberg, der Sänger und Held. Von Prof. Dr. Ludwig Schmid. Ein Cyklus von culturhistorischen Bildern aus dem dreizehnten Jahrhundert. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta. 1879. — Das Buch gehört zu jener Mischgattung, welche etwas vom Roman und etwas vom culturgeschichtlichen Handbuche hat. Der Verfasser will Ergebnisse der Wissenschaft dadurch populär und anziehend machen, daß er auf geschichtlicher Grundlage ein poetisches Gemälde entwirft, in welchem der gelehrte Wissensstoff angebracht wird. Die Gattung ist mit Recht veraltet, eine reine Wirkung vermag sie nicht auszuüben, jeder denkende Leser wird sich immer wieder durch die unwillkürliche Frage unterbrochen sehen, ob dies und jenes der freien Erfindung oder der beglaubigten Historie angehöre, er wird also ein Gefühl der Unsicherheit nicht los werden. Ist dies vorausgeschickt, so kann man gerne zugeben, einmal daß der Verfasser eine Fülle interessanten Materiales für die Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts, insbesondere Schwabens, aus den Quellen geschöpft hat, und dann, daß die Wahl des Helden, dessen Lebensgeschichte im Mittelpunkte dieser antiquarischen Studien steht, eine glückliche ist. Graf Albrecht von Hohenberg, Rotenburg und Haigerloch, ein „Sänger und ein Held", abstammend aus einer Linie des Hauses Zollern, während seine Schwester, an Rudolf von Habsburg vermählt, die Ahnfrau des österreichischen Kaiserhauses ist, hat in der deutschen Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts eine vielseitige und namhafte Rolle gespielt, die mittelalterlichen Chronisten priesen ihn als vir mirificus et famosus, er war einer der berühmtesten Turnier- und Kriegshelden seiner Zeit, erprobte sich im Rathe seines Schwagers als Staatsmann und Diplomat, glänzte als Minnesänger, kurz durch Persönlichkeit und Schicksale eignet er sich in besonderm Maße dazu, zum Kerne einer Darstellung gemacht zu werden, die ein umfassendes Zeitgemälde zu geben beabsichtigt, gleicherweise auf das öffentliche wie auf das Privatleben sich erstreckend. An der Lebensgeschichte des Helden lernen wir Erziehung und Sitten der Zeit kennen, Ritter- und Hofwesen, Jagd und Krieg, Spiele und Feste. Dazu ist in Episoden eine Menge interessanten, meist localgeschichtlichen Stoffes aufgespeichert; auch geschichtliche Ereignisse wie das Ende Conradin's, Legenden, Sagen, Schwänke sind in eingestreuten Erzählungen untergebracht. In den Anmerkungen finden sich die geschichtlichen Nachweise für das Einzelne und daß der Verfasser ein tüchtiger Geschichtsforscher ist, hat er schon durch seine „Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen" und seine „Geschichte der Grafen von Hohenberg Zollern'schen Stammes" bewährt. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 12. August 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 34.

Inhalt:

	Seite
Die Erwerbungen des Berliner Museums aus Pergamon. Von A. Boetticher	281
Die Frage des Magazingewehres	298
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen	305
Aus Köln. Der Dombau	307
Literatur:	
K. Maurer, Zur politischen Geschichte Islands. — J. Conrad, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. — L. Keller, Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münster. — A. Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. — O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts	309

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Die Erwerbungen des Berliner Museums aus Pergamon.

Als im Jahre 1875 der Staatsvertrag zwischen Deutschland und Griechenland über die Ausgrabungen in Olympia bekannt wurde, hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche laut beklagten, daß die zu erhoffenden Schätze nicht in den Besitz Deutschlands gelangen, sondern in Hellas verbleiben sollten. Man betonte dabei nicht mit Unrecht den erheblichen Mangel an Originalwerken, an dem unsere hauptstädtischen Museen leiden, und in der That war ja unserer in der Vollständigkeit ihrer Abgüsse unerreicht dastehenden, aber an guten Originalen außerordentlich armen Antikensammlung ein Zuwachs sehr zu wünschen.

Dem großen Publikum gänzlich unerwartet, doch schon seit einer Reihe von Jahren in der Stille vorbereitet, ist ihr vor Kurzem ein Schatz zugeführt worden, der die Berliner Antikensammlung mit einem Schlage denen der übrigen cisalpinen Großstädte mit alleiniger Ausnahme von London numerisch ebenbürtig macht. Durch alle Tagesblätter ist die Kunde von der Entdeckung der riesigen Reliefplatten eines Zeusaltars auf der Burghöhe von Pergamon und von ihrem Entdecker, Herrn Karl Humann, in alle Welt gelangt, und Tausende haben staunend und bewundernd vor den Fragmenten des kolossalen Kampfbildes gestanden, die, trotzdem sie zum Theil noch nicht einmal gänzlich gereinigt sind, ungeachtet ihres fragmentarischen Charakters und der ungünstigen, vorläufigen Unterbringung auf dem Fußboden einiger Museumssäle den mächtigsten und nachhaltigsten Eindruck hervorrufen.

Bei dem Eifer, mit welchem Jeder bestrebt war, die glückliche Kunde zu verbreiten, ist es nur zu natürlich, daß sich in jene ersten Berichte Irrthümer eingeschlichen haben, ja daß selbst die Nächstbetheiligten je nach dem reichlicher vorliegenden Materiale frühere Ansichten modificiren mußten. Deshalb mag es trotz der mannichfach vorliegenden Besprechungen des Gegenstandes doch gerechtfertigt erscheinen, den wenn auch anderweitig schon unterrichteten Lesern dieses Blattes noch einmal eine Skizze der hochwichtigen Funde zu entwerfen, wie sie dem augenblicklichen Stande der Forschung entspricht.

Digitized by Google

Es mag zunächst gestattet sein, an dieser Stelle auf die Geschichte der Erwerbung etwas näher einzugehen, weil hier und da noch jetzt auftauchende irrthümliche Darstellungen der Vorgänge geeignet sind, die Wahrheit zu trüben und das Verdienstliche der Entdeckung und Erwerbung von den wirklich Verdienten ab und auf der Sache fern stehende Interessirte zu lenken. Die Auffindung und die Erkenntniß von dem hohen Werthe der pergamenischen Sculpturen gebührt einzig und allein Herrn Ingenieur Humann.

Karl Humann ist Ende der Dreißiger Jahre in Steele bei Essen geboren. Da die Grenze zwischen Rheinland und Westfalen just durch sein väterliches Haus geht, so werden beide Provinzen sich um die Ehre streiten können, ihn zu den Ihrigen zu zählen. Für das Studium des Baufaches bestimmt, hatte er nach absolvirter Bau-Elevenzeit kaum ein Jahr lang die Berliner Bauakademie besucht, als die Aerzte dem schwer Leidenden ein südliches Klima empfehlen mußten. Er ging denn 1860 zuerst nach Samos, wo ein älterer Bruder im Auftrage der türkischen Regierung mit Hafenbauten beschäftigt war, dann nach Smyrna und Constantinopel. Ausgedehnte Reisen durch die europäische Türkei, Palästina und Kleinasien ließen den inzwischen glücklich Genesenen im Oriente so heimisch werden, daß er dort zu bleiben beschloß und dauernden Wohnsitz in Smyrna nahm. Dort ist seit Jahren sein gastliches Haus allen Kleinasienpilgern, Deutschen und Nichtdeutschen, offen gewesen und in dankbarer Erinnerung geblieben.

Im Jahre 1864 kam Herr Humann zum ersten Male nach Pergamon, ein zweites Mal 1866, als er auf einer Landreise von Constantinopel nach Smyrna begriffen war. Beide Male fand er auf der Burg von Pergamon Kalkbrenner beschäftigt und sah, daß hier werthvolle Schätze des griechischen Alterthums unwiederbringlich vernichtet wurden. Durch seine nahen Beziehungen zu türkischen Würdenträgern, namentlich zum Großvezier Fuad-Pascha, ward es ihm zwar damals möglich, dem Unwesen Einhalt zu thun; wer aber orientalische Verhältnisse kennt, dem wird auch bekannt sein, wie wenig nachhaltig dort solche Verbote sind.

Von 1868 ab beschäftigte Herrn Humann ein Wegebauunternehmen in Mysien und Lydien; es galt, eine etwa zwölf Meilen lange Chaussee zwischen Aivalyk und dem oberhalb Pergamon's belegenen Kirk-agatsch über den vier Stunden von Pergamon entfernten Hafenplatz Dikeli zu führen. Humann nahm nun oft auf Wochen sein Hauptquartier in Pergamon, dem heutigen Bergama, und fand so Gelegenheit, sich eingehender mit der Burg zu beschäftigen.

Die Akropolis von Pergamon, deren erste genauere Aufnahme wir Humann verdanken (Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften 1872), während die ältere Aufnahme von Texier recht grobe Unrichtigkeiten

Digitized by Google

zeigt, nimmt einen an zwei Seiten von Flußthälern begrenzten steilen Bergkegel von beiläufig dreihundert Meter Höhe ein, der, bei annähernd dreieckiger Grundform nach Norden spitz zulaufend, im Westen und Osten jählings abfällt, nach Süden jedoch sich in sanfteren Terrassen abdacht. Ein Festungsterrain ersten Ranges, hat er zu allen Zeiten den wechselnden Bewohnern der Landschaft als Vertheidigungspunkt gedient. Hellenische, byzantinische und türkische Mauern und Thürme umgeben den nördlichen Gipfel in ziemlich gleicher Linie, nur im Süden ziehen sich die Befestigungswerke in späterer Zeit der geringeren Bewohnerzahl und Besatzung entsprechend immer enger zusammen. Jedes jüngere Geschlecht hat die Bauten des älteren geplündert und für seine neuen Anlagen benutzt. So liegt an der nördlichsten Ecke der Akropolis ein mächtiges Festungswerk, zusammengethürmt aus den Bautheilen eines dorischen Tempels: zu unterst die Dachtheile und das Gebälk, darüber die Säulentrommeln, achtundsechzig an der Zahl, und zu oberst die Treppenstufen des Unterbaues. Man sieht daran deutlich, daß jener Tempel noch stand, als man die Bastion errichten wollte, daß man ihn zu diesem Behufe erst abbrach und so natürlich die zuerst abgebrochenen, obersten Bautheile zu unterst einbaute.

Eine andere, sechs Meter breite, mächtige Mauer aus byzantinischer Zeit bildet die südliche Außenlinie der Befestigung. Sie ist es, welche den größten Theil der aufgefundenen Schätze barg, in welche die großen Reliefplatten des Zeusaltares einfach als Bausteine eingemauert waren. An ihrer südlichen Ecke machte Herr Humann im Jahre 1870 den ersten, zufälligen Fund einiger dieser großen, dem Gigantenfriese angehörigen Sculpturen.

Im folgenden Jahre ward unter Ernst Curtius' Leitung eine wissenschaftliche Expedition nach Kleinasien gesandt, welcher die Herren Gelzer, Gustav Hirschfeld und Oberst Regeli angehörten, und der auch F. Adler sich angeschlossen hatte. Curtius, Adler und Gelzer folgten der Einladung Humann's nach Pergamon und widmeten der Burg einen mehrtägigen Besuch. Die Resultate desselben sind in dem Werke der Expedition niedergelegt, doch mochten jene Gelehrten den Entdeckungen Humann's nicht den ihnen gebührenden Werth beimessen. Auch nachdem Herr Humann einige der von ihm entdeckten Reliefplatten nebst vielen kleineren Gegenständen, Terracotten, Münzen, Gemmen und anderen, nach Berlin gesandt hatte, erregten diese Funde nur ein verhältnißmäßig sehr geringes Aufsehen, ja erst nach Jahren erhielt der Erstere überhaupt eine Empfangsbescheinigung über dieselben, ein Verfahren, welches in der damaligen Geschichte der Museumsverwaltung leider nicht vereinzelt dasteht. Auf Humann's Drängen, die noch verborgenen Schätze Pergamon's von der Pforte durch einen Firman zu erwerben, wollte Niemand eingehen, trotz seinen Versicherungen, daß das Gefundene nur ein

Digitized by

ganz geringer Theil eines sehr großen Kampfbildes sei, welches in der byzantinischen Mauer noch verborgen sein müsse. Nur als im Frühjahre 1874 Gustav Hirschfeld seine kleinasiatische Reise antrat, wurde ihm beiläufig von der Berliner Museumsverwaltung der Auftrag, auch in Pergamon einmal Umschau zu halten. Dies geschah denn im Juli jenes Jahres; mit einem Dutzend bulgarischer Arbeiter unter Leitung des damals bei Humann's Chausseebauten, später in Olympia angestellten und dort aus seiner pflichttreuen Thätigkeit durch jähen Tod abgerufenen Aufsehers Karl Kraus wurde in zweitägiger Arbeit ein Theil der byzantinischen Mauer demolirt, und von Neuem der Beweis geliefert, daß sie voller Kunstschätze steckte. Auch fanden sich wiederum Fragmente, die zu den in Berlin bereits vorhandenen Platten paßten. Gleichwohl wurde ein Firman für die Ausbeutung der pergamenischen Schätze nicht erwirkt, obschon ein kurzer Anlauf dazu in Constantinopel gemacht wurde. Einerseits mag dieser Versuch nicht energisch genug betrieben, andererseits mögen auch die zu überwindenden Schwierigkeiten sehr große gewesen sein; denn eben zu jener Zeit hatte Schliemann seine trojanischen Schätze in Sicherheit gebracht, und an der Pforte herrschte eine vom Lande getheilte große Verstimmung und Gereiztheit über den kargen Gewinn, der der Türkei dabei zugefallen war. Im Sommer 1876 wurde eine Erlaubniß zur Untersuchung von Pergamon zwar von der Pforte erlangt, jedoch waren die darin enthaltenen Vollmachten nicht ausreichend genug, und die Hebung der Schätze, zu welcher damals Gustav Hirschfeld und der Schreiber dieser Zeilen die Sommerpause der olympischen Ausgrabungsarbeiten benutzen sollten, wurde wiederum aufgegeben.

In ein neues und entscheidendes Stadium trat die Angelegenheit erst im Jahre 1877: Nach langem, unheilvollem Interregnum war es gelungen, der Berliner Sculpturensammlung in der Person des Professor Dr. Alexander Conze (vordem in Wien) einen Director zu gewinnen, der neben seiner ausgezeichneten Fachkenntniß den Vorzug besaß, auf dem Boden des Orients vollkommen heimisch zu sein. Conze schenkte nun den pergamenischen Sculpturen seine volle Aufmerksamkeit und veranlaßte nach Durchsicht der früheren Correspondenz Humann zur Nachsendung anderer mittlerweile erfolgter Funde. Er war es, der zuerst in den Fragmenten Theile einer Gigantomachie erkannte, der auf die Zugehörigkeit dieser Bildwerke zu einem von Pausanias (V. 13, 8) in Pergamon erwähnten Altar schloß, als dessen bildnerischen Schmuck ein obscurer Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christus, Ampelius (liber memorialis VIII, 14) den Kampf der Götter mit den Giganten nennt. Conze's Bemühungen gelang es, das Unterrichtsministerium für den Plan einer systematischen Untersuchung Pergamon's zu erwärmen, alle die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegenzustellen

Digitized by Google

pflegen, glücklich aus dem Wege zu räumen, und in innigem Zusammenwirken mit dem jetzigen Generaldirector der Museen, Herrn Geh. Rath Dr. Richard Schöne, immer weitere Kreise für das Unternehmen zu gewinnen. Insbesondere wandte der Kronprinz des Deutschen Reiches der Sache seine huldvollste Theilnahme zu und hat sie durch alle Stadien mit dauerndem Interesse begleitet. Die Verhandlungen mit der Pforte wurden im Frühjahre 1878 wieder aufgenommen und bei dankenswerthem Entgegenkommen derselben durch den Grafen Hatzfeldt im August zu einem glücklichen Abschlusse geführt.

So konnte denn am 9. September 1878 Herr Humann seine Arbeiten beginnen, und zwar einerseits den Abbruch jener byzantinischen Mauer, welche die vermutheten Sculpturschätze bergen mußte, und andererseits eine Sondirung des Terrains oberhalb dieser Mauer in der Absicht, den unter der Erde verborgenen Altar aufzufinden, dem Jene angehört hatten. Schon die erste Woche brachte überraschende und hocherfreuliche Ergebnisse, insbesondere die Auffindung der Altarstätte. Zwar waren von dem eigentlichen Unterbaue nur noch zwei Marmorstufen in ihrer ursprünglichen Lage geblieben, aber die Fundamente und die aufgefundenen Bauglieder ließen die Anlage im Großen und Ganzen erkennen. Bereits nach viermonatlicher Arbeit konnten mehr als dreißig mächtige Kisten auf eigens dazu erbauten, mit Büffeln bespannten Wagen und Schlitten den beschwerlichen Weg von der Burghöhe herab und durch die Sümpfe des Kaïkosthales hindurch nach dem vier Stunden entfernten Hafenplatze Dikeli machen, um nach der deutschen Hauptstadt eingeschifft zu werden.

Mannichfache inschriftliche Funde hatten inzwischen die Anwesenheit eines Epigraphikers wünschenswerth gemacht und es begab sich vom archäologischen Institute zu Athen aus Herr Dr. Habbo Lolling nach der Fundstätte, um einen Theil des November und December daselbst zu verweilen. Im Mai 1879 übernahm Herr Director Conze persönlich die Leitung der Arbeiten und kehrte im Juni wieder nach Berlin zurück. Auf der Rückreise veranlaßte er den in Athen mit der Aufnahme der Propyläen beschäftigten Regierungsbaumeister R. Bohn, sich nach Pergamon zu begeben, um sowohl für die ideelle Reconstruction des Zeusaltares, als auch für die Erforschung mannichfacher anderer baulicher Anlagen dort thätig zu sein. Herr Bohn siedelte im September nach Pergamon über. Im October begab sich abermals Herr Director Conze nach dort, in Begleitung der Herren Architekten Stiller und Raschdorff jun., welche bestimmt waren, specielle Aufnahmen mehrerer von der Altaranlage unabhängiger Baulichkeiten zu bewirken.

Denn außer dieser lagen auf der Höhe der Burg die Reste eines korinthischen Tempels, in welchem man das Burgheiligthum der Athena Polias vermuthete, der sich aber später als das auf pergamenischen Münzen dargestellte Sebasteion, der

Digitized by Google

Tempel des Augustus und der Roma erwies, ein Peripteros von sechs zu neun Säulen, deren Einzelformen das korinthische Schema freier und flotter, als man sonst gewohnt ist, variiren; auf einer südlichen Terrasse hatten einige Versuchsgrabungen eine größere Säulenanlage erkennen lassen, welche einer näheren Untersuchung werth schien; endlich wünschte man auch die übrigen Bauten der Unterstadt, so weit es ohne Ausgrabungen möglich war, zu durchforschen und zu vermessen, so ein Theater, ein Amphitheater, das Heiligthum des in Pergamon vor allen anderen Gottheiten hoch verehrten Asklepios, den sogenannten Grabhügel der Auge, ferner ein großes Bauwerk, welches mit dem Namen der Basilika bezeichnet wurde und mit ausgedehnten baulichen Anlagen seiner Umgebung in Beziehung steht.

Von besonderem Interesse war endlich ein unvermutheter, während der Aufdeckung des Altares gemachter Fund. Es ergab sich nämlich, daß Letzterer auf einem Platze errichtet war, auf welchem vordem ein Haus gestanden, und daß die Erbauer des Altares sich nicht die Mühe genommen hatten, dieses Gebäude erst gänzlich abzubrechen, sondern daß sie es, so hoch der Unterbau des Altares reicht, ruhig an seiner Stelle beließen und in den Unterbau einmauerten. Auf diese Weise ist uns, wenigstens bis zur Höhe von einem Meter, ein Privathaus erhalten worden, ein Fund, völlig einzig in seiner Art. Denn während wir bisher nur römische Privathäuser kannten, und zwar auch solche nur aus ziemlich später Zeit, beschenkt uns die pergamenische Ausgrabung unerwarteter Weise mit einem hellenischen Privathause, dessen Erbauung mindestens in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zurückreichen muß. Man ersieht die Disposition der einzelnen Zimmer, die Anlage des Zuganges von der Straße aus und einen Theil der gemalten Wanddecorationen. Letztere erhalten eine erhöhte Bedeutung durch ihre nahe Verwandtschaft zu jener Decorationsweise pompejanischer Häuser, welche man den „ersten Stil" nennt, und den beispielsweise die Basilika, die „casa di Sallustio" und die „casa del Fauno" aufweisen. August Mau, der vorzügliche Kenner Pompeji's, dessen Untersuchungen über die Wanddecorationen als Alterskriterien den höchsten Werth beanspruchen, hat bisher ein höheres Alter als 78 v. Chr. für diese Decorationsweise nicht nachweisen können; ihre Auffindung in einem mindestens um hundert Jahre älteren Hause auf kleinasiatischem Boden weist aufs Neue die völlige Abhängigkeit der römischen Kunst von der hellenischen nach.

Den Hauptfund bildet jedoch immer der Altar selbst mit seinem riesigen Figurenfriese, von dem im Herbste 1879 die Hauptmasse in einer Sendung von zweihundert gewichtigen Kisten abgesandt wurde, während der Rest und die Architekturtheile im Sommer dieses Jahres eintrafen. Die Aufgrabung hat, wie oben bemerkt, den ganzen Unterbau freigelegt und alle Bauglieder

Digitized by Google

in der Nähe desselben so weit auffinden lassen, daß eine ideelle Reconstruction auf dem Papiere vollkommen möglich wurde. Danach erhob sich auf einem annähernd quadratischen, dreistufigen Unterbaue, dessen Seiten, in der untersten Stufe gemessen, 34,60 zu 37,70 Meter betragen, ein Sockel von einem Meter Höhe, und auf diesem der eigentliche Mauerkörper, den die 2,30 Meter hohen Platten des Frieses umkleideten, beschattet von einem weit vorgekragten, stattlichen Kranzgesims. Eine etwa acht Meter breite Treppe führte, nicht als vorgelegte Freitreppe, sondern eingeschnitten in den Kern des Baues, auf die rund fünf Meter über Terrain liegende Plattform, in deren Mitte der eigentliche Opferaltar stand.

Um diese Plattform zog sich ein vierseitiger Wandelgang, eine Doppelreihe etwa drei Meter hoher ionischer Säulen, zwischen denen eine große Anzahl überlebensgroßer, freistehender Statuen mäßigen Kunstwerthes aufgestellt waren, während die Cassettendecke anscheinend akroterienartig mit kleineren Figuren besetzt war.

Einen weiteren Schmuck des Bauwerkes bildete ein kleinerer Fries, der in der Hauptsache Motive aus der pergamenischen Localsage, den Schicksalen des Telephos, enthält und daher vorläufig dem „großen" Friese gegenüber die Bezeichnung „Telephosfries" erhalten hat. Aus der Construction aufgefundener Eckplatten dieses Frieses geht das Eine mit Bestimmtheit hervor, daß er von der Innenseite des Bauwerkes aus betrachtet werden mußte, und es wird vorläufig angenommen, daß er innerhalb der Säulenhalle und parallel mit derselben laufend als eine Art von Brüstungsmauer um den im Mittelpunkte aufgestellten eigentlichen Opferaltar angelegt war.

Jener große Fries nun, der sich in einer Höhe von 2,30 Meter und einer beiläufigen Länge von 135 Meter um die vier Außenseiten des Bauwerkes herumzog und auch die innere Leibung der Treppenwangen bekleidete, der mithin eine Fläche von mehr als dreihundert Quadratmeter mit seiner Figurenfülle bedeckte, ist uns der Fläche nach nahezu zur Hälfte erhalten worden. In sechsundneunzig Plattenstücken und mehr als dreitausend kleineren Fragmenten besitzen wir ihn bruchstückweise in einer Länge von zusammen ungefähr neunzig Meter und einem Flächeninhalte von etwa einhundertundfünfzig Quadratmeter. Wie die einzelnen Platten neben einander geordnet waren, läßt sich bis jetzt erst theilweise ersehen. Meistens zwei oder drei, einigemale bis zu sechs und sieben Platten lassen sich als zu einer Gruppe gehörig erkennen und vereinigen. So hat sich auch die eine der bereits 1872 hergesandten Platten mit einer der neu gefundenen vereinigen lassen, so ist zu einer der letzteren eine passende Platte in Constantinopel entdeckt und von der Eigenthümerin, der griechischen literarischen Gesellschaft daselbst, der preußischen Regierung als werthvolles Geschenk übersandt worden.

Digitized by Google

Das Aneinanderpassen der einzelnen Fragmente und die hieraus wie aus archäologischen Schlüssen zu gewinnende Anordnung der einzelnen Figuren des gewaltigen Kampfbildes wird die nächste und nicht die leichteste Aufgabe der Archäologen bilden müssen. Und ihre Lösung wird in vieler Beziehung schwieriger sein, als beispielsweise die Reconstruction der beiden Giebelfeldgruppen von Olympia. Hier half des Pausanias ziemlich eingehende Beschreibung der von ihm gesehenen, wenn auch im Einzelnen bisweilen mißverstandenen Bildwerke. Hier half besonders der Umstand, daß die aufgefundenen Figuren mit Nothwendigkeit in den vollständig bestimmt gegebenen Rahmen des Giebeldreieckes hineinpassen mußten. Eine damals in Olympia angewendete Methode bestand darin, daß die gefundenen Figuren und Fragmente alle in gleichem, und zwar ziemlich großem Maßstabe gezeichnet und dann mit der Scheere ausgeschnitten wurden. So ließen sie sich auf dem in gleichem Maßstabe gefertigten Giebeldreiecke hin und her schieben und leicht gruppiren, und es ließ sich nach inductiver Methode, das heißt durch Ermittelung aller Stellen, wo sie *nicht* befindlich gewesen sein konnten, ihnen der muthmaßliche Platz anweisen. Dieses für ähnliche Fälle empfehlenswerthe mechanische Hilfsmittel läßt sich bei dem bandartig umlaufenden, überall gleich hohen Friese von Pergamon nicht anwenden, und da auch alle schriftlichen Nachrichten fehlen, so sind bis jetzt nur diejenigen Sculpturen ihrer ursprünglichen Anordnung nach zu bestimmen gewesen, welche die Treppenwangen schmückten, weil hier die Stufen in einer recht rohen Weise rücksichtslos das Bildwerk durchbrochen haben. Dagegen kommt hier der Bestimmung der einzelnen Figuren und ihrer Gruppirung der Umstand zu Hilfe, daß die Namen sowohl der Gottheiten als auch der Giganten über, beziehungsweise unter den einzelnen Kämpfenden angebracht waren. Von den Ersteren liest man auf Fragmenten des Gesimses die Namen: Amphitrite, Aphrodite, Ares, Athena, Dione, Enyo, Herakles, Leto, Poseidon, Themis und Triton, zu denen sich aus den Reliefs selbst mit Bestimmtheit nachweisen lassen Zeus, Apollon, Dionysos, Nike, Hekate, Helios und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Eos, Selene, Kybele, Artemis und Nereus. Eine große Anzahl von Göttergestalten bleibt noch zu deuten, und nur nach und nach wird das gelingen. Wo charakteristische Attribute fehlen, da deuten doch besondere Einzelheiten, so beispielsweise die sehr verschiedenartige Fußbekleidung, den Weg an, auf dem die Forschung weiter gehen kann. Man sieht, es sind nicht nur die bekannten Gestalten der zwölf Götter, sondern eine gewaltige Schaar auch der dii minorum gentium, ja der ganze Olymp ist aufgeboten, die Himmelstürmer zu vernichten. Von letzteren begegnen wir unter den wenigen erhaltenen Namen dem Eryſichthon und Palleneus, sowie einem noch unbekannten, seinem Sinne nach indessen unzweifelhaften Gigantennamen, Chthonophylax.

Digitized by Google

In verschiedenster Gestaltung treten die Giganten auf: einzelne einfach in menschlicher Bildung, urkräftige, bis zur Uebertreibung muskelvolle Gestalten, bewehrt mit Helm, Schild und Schwert oder auch mit Keulen und Baumästen, andere mit mächtigen Flügelpaaren ausgestattet, noch andere in menschlicher Gestalt, aber mit Thierköpfen und krallenbewehrten Tatzen; bei einer großen Anzahl endigen die Beine in mächtige Schlangen, deren hochaufgebäumte Köpfe thätig am Kampfe theilnehmen.

Von den einzelnen Gruppen ist eine der bedeutendsten die des Zeus. Das zürnende Haupt ist leider nicht erhalten; die Linke schwingt die Aigis, die Rechte hat soeben mit dem riesigen, vielgezackten Donnerkeile einem Giganten beide Schenkel zerschmettert, der zusammenbrechend in lichter Lohe aufflackert; ein anderer zu seiner Linken greift in heftigstem Schmerze nach dem verwundeten Nacken, während der andere Arm schon todesschlaff herabhängt; einen Dritten wird im nächsten Augenblicke die Aigis erstarren; geschäftige Adler tragen in ihren Fängen dem Göttervater immer neue Blitzstrahlen zu, der eben zu einem neuen vernichtenden Wurfe ausholt.

Eine andere Gruppe zeigt Athena, die mit gewaltiger Hand einen Giganten an den Haaren zu Boden reißt. Neben ihr taucht Ge, die Mutter der gestürzten Giganten, mit halbem Leibe aus der Erde auf. Das Füllhorn der „Allernährerin" mit Früchten, Granate und Zirbelnuß, macht sie kenntlich. Reiche Locken umwallen aufgelöst das halb erhobene Haupt; ein unsagbarer Schmerz zieht die Brauen zur gefurchten Stirn empor und in flehender Geberde rührt sie mit der Rechten an das Gewand der Göttin. Ueber ihr aber naht rauschenden Fluges Nike der Tochter des Zeus; weit streckt sie die Rechte aus, der Siegerin den Kranz zu bringen. Und wie hier, so ist fast überall der Sieg der Götter bereits entschieden, ist der Feind schon zu Boden geworfen oder in wilder Flucht. Fliehend schirmt sich ein Gigant mit vorgehaltenem Eberfelle gegen die über einen Leichnam anstürmenden Rosse des Helios, die der Gott in langem, fließendem Heniochosgewande von dem Wagen herab zügelt. Vor ihm auf prächtigem Rosse halb gelagert eilt Eos, die Göttin des Frührothes, der Sonne voraus. Eine andere weibliche Gestalt, dem Beschauer ein kostbares Profil und einen unvergleichlich schönen, dem leichten Nachtgewande entschlüpfenden Nacken bietend, reitet auf einem löwenfellgesattelten Maulthiere. Sie wird wohl nicht mit Unrecht auf Selene gedeutet, und würde dann der Morgenröthe vorangehend zu gruppiren sein. Unwillkürlich wird man von dieser Erscheinung an eine der schönen Töchter Palma's erinnert.

Eine andere Kampfesgruppe zeigt die dreiköpfige und sechsarmige Hekate; hinter ihr einen gegen Artemis anstürmenden Giganten, während ein zweiter, am Boden liegend, mit schmerzgekrümmter Hand den mächtigen Wolfshund

Digitized by Google

der Göttin abzuwehren trachtet, der ihn in den Nacken gepackt hat. Wie hier der Hund der Artemis, so greift auch auf dem Athenarelief die Schlange der Göttin, den Giganten mit mächtigen Ringeln umstrickend, in den Kampf ein, so kämpfen Adler mit den Fängen gegen die züngelnden Schlangenhäupter der Gigantenfüße.

Von der Apollongruppe ist nur der Torso des Gottes mit dem linken Arme und ein vor ihm hingestreckter Gigant erhalten. Der Gott erscheint nackt, das Gewand über den ausgestreckten linken Arm geworfen, das Köcherband um die Brust. Es ist genau dieselbe Auffassung und Haltung wie die des Apoll im Westgiebel zu Olympia, wie die des Belvedere'schen Apollon. Der Linienfluß des Körpers macht diese Figur, wenn vielleicht nicht zur bedeutendsten, so doch gewiß zur schönsten des ganzen Frieses.

Es mag an diesen flüchtigen Umrißskizzen der Hauptgruppen genügen; eine weitere und eingehendere Beschreibung aller einzelnen Kampfesscenen und Gestalten kann um so weniger gegeben werden, als ja die Gesammtcomposition sich noch viel zu wenig übersehen läßt, und als eben mit der Erkenntniß derselben erst eine vollere Würdigung auch der einzelnen Gruppen erreicht werden kann.

Auch der Inhalt des „kleinen" (1,57 Meter hohen) Frieses läßt sich im Großen und Ganzen feststellen, wenn gleich im Einzelnen auch hier noch sehr viel zu erklären übrig bleibt. Er behandelt in einer Reihe friedlicher und kriegerischer Scenen eine arkadisch-pergamenische Localsage, die Geschichte des Telephos.

Auge, eine Priesterin der Athena Alea im arkadischen Tegea, hat dem Herakles ein Söhnlein, den Telephos, geschenkt und verbirgt es aus Furcht vor Strafe und Schande im Tempel der Göttin. Da ergeht schwere Heimsuchung über das arkadische Land; man befragt das Orakel, der Frevel wird entdeckt, und Aleus, der königliche Vater der Auge, stößt seine Tochter auf einem ruderlosen Nachen ins Meer, während der Neugeborene auf den unwirthlichen Höhen des Partheniongebirges ausgesetzt wird. Aber eine Hirschkuh nimmt sich des Verlassenen an und spendet ihm Nahrung (daher sein Name von θηλάζειν und ἔλαφος). So findet und erkennt der umherstreifende Vater Herakles den Sohn. Diese Scene ist auf einer der besterhaltenen Platten dargestellt. Herakles steht, wie von langer Wanderung ermüdet, auf die löwenfellbehangene Keule gestützt, in stummer Betrachtung vor einer lieblichen Scene, vor dem von der Hindin gesäugten Knäblein. Die Gestalt erinnert auf den ersten Blick an die des farnesischen Herakles, dessen Urbild dem pergamenischen Künstler zweifellos bekannt gewesen ist. Eine andere Scene zeigt, wie der Nachen ins Meer geschoben wird, in welchem Auge aus-

Digitized by Google

geſetzt werden ſoll, die, das halb verhüllte Haupt in die Hände geſtützt, in banger Erwartung ihres ſchrecklichen Looſes auf einem Felsvorſprunge ſitzt.

Telephos wandert als herangewachſener Jüngling mit einer Schaar arkadiſcher Krieger nach Myſien aus, wird hier der Gründer von Pergamon und vermählt ſich mit einer Fürſtentochter des Landes. Auf dieſes Hochzeitsfeſt ſcheinen mehrere der Reliefplatten ſich zu beziehen. Von hoher, faſt unvergleichlicher Schönheit iſt die Darſtellung eines reigentanzenden Paares. In dem Linienfluſſe der ſich wiegenden Geſtalten, in dem Spiele der ſich anſchmiegenden und vom Winde bewegten Gewänder glaubt man den Rythmus der Töne zu hören, dem die ſchwebenden Füße gehorchen.

Aber ſchweres Schickſal ereilt den jungen Fürſten: die Griechen ziehen aus, Ilion zu belagern, und, ein Bundesgenoſſe der Troer, wirft ſich Telephos ihnen entgegen. Im Zweikampfe mit Achill wird er von deſſen Speere verwundet. Dieſe Kampfſcenen füllen einen großen Theil des Frieſes. Dann ſehen wir den am Schenkel Verwundeten niederſitzen, während Frauen ihm Salben, Tücher und Binden zutragen, köſtliche, ruhige Geſtalten, die oft an die beſten Schöpfungen helleniſcher Blüthezeit gemahnen. Aber keine ärztliche Kunſt kann die Wunde heilen; ein Orakel verkündet: „nur der Verwunder wird dich geneſen machen.“ So trachtet Telephos nun, in den Beſitz des Speeres zu gelangen, der ihm die Wunde geſchlagen. Als Bettler verkleidet tritt er bei Agamemnon ein, ergreift deſſen Söhnchen, den kleinen Oreſtes, und droht ihn zu tödten, falls Jener nicht ſchwöre, ihm den Speer des Achill zu ſchaffen. Auch dieſe Scene iſt deutlich erkennbar: Telephos hat ſich mit dem geraubten Kinde, das er wenig zart unter den linken Arm geſchoben hat, auf den Altar des Hauſes geſetzt und bedroht es mit erhobenem Meſſer. Agamemnon unternimmt nun in Gemeinſchaft mit Odyſſeus, den Achill geneigt zu ſtimmen. Der Speer wird gebracht und durch abgeſchabte Späne deſſelben die Wunde geheilt. Dankbar für die Geneſung verbindet ſich Telephos mit den Griechen und leiſtet ihnen durch ſeine Ortskenntniß weſentliche Dienſte gegen die Troer.

Auch dieſes „kleinen“ Frieſes einzelne Scenen zu beſprechen liegt — und zwar im Weſentlichen aus den für den „großen“ angeführten Gründen — nicht in dem Rahmen dieſes Verſuches, den ferner ſtehenden Leſer einigermaßen zu orientiren. Dagegen wird es ſich nicht umgehen laſſen, den Fragen nach dem kunſtgeſchichtlichen und nach dem künſtleriſchen Werthe der pergameniſchen Erwerbungen näher zu treten, ſo ſehr auch die Antwort auf die erſtere ſchwierig iſt bei den erheblichen Lücken, welche unſere Kenntniß der griechiſchen Kunſtgeſchichte noch aufweiſt, und ſo ſehr diejenige auf die andere Frage noch beeinflußt ſein mag von der Freude an dem eben gewonnenen Schatze und von der Neuheit ſeiner Erſcheinungen.

Plinius thut den überaus merkwürdigen Ausspruch: „Nach der 121. Olympiade (290 v. Chr.) hörte die Kunst auf und erhob sich erst wieder in der 156. (150 v. Chr.), in welcher Künstler lebten, die sich freilich mit den früher genannten nicht messen konnten, die aber dennoch berühmt waren.“ Wenn dieser Ausspruch für die Stammländer zutreffend ist, wo in der That mit dem Zerfalle des großen makedonischen Reiches eine eigentliche Fortentwickelung der Kunst aufhört, so machen doch, so weit uns bis jetzt bekannt, zwei Brennpunkte hellenistischen Culturlebens eine sehr bedeutungsvolle Ausnahme, der Freistaat von Rhodos und das Königreich Pergamon. In dem Mittelpunkte hellenistischer Bildung, in Alexandria, concentrirt sich alles geistige Leben in Wissenschaft und Literatur und findet seine Sammelstätte wie seinen Ausgangspunkt in jener riesigen, unter dem Schutze der Lagiden sich häufenden Bibliothek. Aber ein Boden für die Kunst war das griechisch-ägyptische Königreich nicht, und was in jener Zeit entsteht, erhebt sich, durch Rücksichten auf Cultus und Tradition gebunden, noch nicht einmal zu der Höhe der Schöpfungen jener eigenthümlichen Renaissanceperiode Aegyptens unter den Psammetichs. Die Werke der rhodischen Schule, wie die Gruppe des Laokoon, die räumlich weit gewaltigere des farnesischen Stieres, lernten bereits unsere Väter bewundern, die der pergamenischen Schule sind uns erst seit der kurzen Frist von fünfzehn Jahren als solche bekannt geworden. Im Jahre 1865 zuerst wies Brunn in den Münchener Archäologischen Anzeigen eine Anzahl verstreuter, jetzt in Neapel, Venedig, Rom und Paris befindlicher Bildwerke als zusammengehörig nach, und zwar als zugehörig zu dem großartigen Weihgeschenke, welches Attalos I. von Pergamon (241—197 v. Chr.) der von ihm auch architektonisch reich geschmückten Stadt Athen auf die Südseite der Burg über dem Dionysostheater gestiftet hatte. Unter den Gegenständen, welche diese vier freistehenden Gruppen darstellten, war auch der Kampf der Giganten gegen die Götter; veranlaßt aber waren diese Geschenke ebenso wie die reiche Ausschmückung der eigenen Residenz Pergamon durch die Freude über einen entscheidenden Sieg, den der König unter den Mauern seiner Stadt über die Gallier (229 v. Chr.) erfochten hatte. Es war ein Sieg der griechischen Cultur über die Barbarei, ein ethisches Motiv, das von jeher der griechischen Plastik den dankbarsten Vorwurf geliefert hatte: in dem Streite der Lapithen gegen die Kentauren, in den Kämpfen der Griechen gegen die Amazonen, in den in den Giebelgruppen von Aigina dargestellten Schlachtscenen der homerischen Helden gegen die Troer, in der Niederwerfung barbarischer Unholde durch hellenische Heroen, überall kehrt derselbe Grundgedanke wieder. So stellte Attalos in Athen den Sieg griechischer Krieger über die Galater, so in einer zweiten Gruppe denjenigen über die Meder dar. Eine dritte Gruppe variirt dasselbe Thema in der Niederlage der Amazonen, und

Digitized by Google

die vierte erhebt den gleichen Gedanken in das Reich des Uebermenschlichen: die olympische Schaar vernichtet die in trotzigem Uebermuthe den Pelion auf den Ossa thürmenden Söhne der Mutter Erde, die Giganten. Als man die ersten Platten des gewaltigen pergamenischen Frieses gefunden hatte, war man geneigt, diese Schöpfungen, als dem athenischen Weihgeschenke inhaltlich und technisch verwandt, ebenfalls Attalos I. zuzuschreiben. Später jedoch fand sich ein fast zweifellos dem Altarbau angehöriges Bruchstück mit einer theilweise erhaltenen Weihinschrift; sie besagt, daß das Object — also, falls die Platte in der That dem Altarbau zugehört, dieser selbst — geweiht sei durch einen „König, Sohn des Attalos dem Zeus und der siegbringenden Athena." Es muß danach der Altarbau und sein bildnerischer Schmuck dem Eumenes II. (197—159 v. Chr.) zugeschrieben werden, demjenigen pergamenischen Könige, der die Kriege seines Vaters und Vorgängers zur endlichen Entscheidung führte und die Gallier für immer von den Küsten in das Innere des Landes, nach dem später nach ihnen benannten Galatien, vertrieb. Während des langandauernden Friedens, der diesem Siege folgte, führte der hohe Sinn dieses Regenten für Kunst und Wissenschaft und eine anscheinend unerschöpfliche Fülle materieller Mittel den Staat zu seiner höchsten Blüthe. Wenn neulich der Freistaat Rhodos mit dem Lübeck der Hansazeit verglichen worden ist, so mag ein Vergleich Pergamon's mit Florenz, seiner Herrscher mit den Medicern, vielleicht noch zutreffender sein. Nächst Alexandria besitzt in jenen Tagen Pergamon die bedeutendste Bibliothek, hier häufen sich die Schätze älterer und neu erblühter Kunst zu einer zuvor vielleicht nur von der attischen Hauptstadt überbotenen Fülle.

Plinius nennt uns aus Pergamon vier Künstlernamen und zwar führt er sie bei den Erzbildnern auf: Isigonos, Phyromachos, Stratonikos und Antigonos, von denen der Letztere auch Schriftsteller war. Ob einer oder mehrere derselben bei den neugewonnenen Bildwerken betheiligt gewesen, läßt sich nicht erweisen; auf dem kleinen Friese erscheint kein Künstlername, auf dem großen nur die Anfangsbuchstaben eines solchen, Di .... Der Richtung nach sind die Sculpturen wenigstens des großen Frieses nahe verwandt mit den uns sonst aus Pergamon bekannten Werken, den oben bereits angeführten attalischen Weihgeschenken, dem sterbenden Fechter vom Capitol und der irriger Weise Pätus und Arria genannten, in der Villa Ludovisi befindlichen Gruppe eines Galliers, der, um der Knechtschaft zu entgehen, zuerst sein Weib getödtet hat und nun sich selbst zu erstechen im Begriffe steht. Minder nahe stehen diesen Schöpfungen die Bildwerke des „kleinen" Frieses. Denn, um dies gleich hier vorweg zu betonen, beide Friese sind in ihrer Conception sowohl wie in ihrer Behandlung von einander grundverschieden, so außerordentlich verschieden, daß, wären sie nicht als demselben Bauwerke angehörend

Digitized by Google

durch ihre Fundstätte nachgewiesen, Niemand auf den Gedanken kommen würde, sie als zusammengehörig zu betrachten. In seiner schlichteren Composition, in seinen strengeren und — man darf es ungescheut aussprechen — edleren Motiven der Geberden wie der Gewandung steht der kleine Fries der älteren griechischen Kunst bester Zeit weit näher, als der große. Wenn die im vergangenen Winter durch Dr. Milchhöfer ausgeführten Untersuchungen des großen, von Skopas erbauten Tempels der Athena Alea in Tegea den Erfolg gehabt hätten, den bildnerischen Schmuck dieses Bauwerkes finden zu lassen, so würden wir vielleicht den Grund jener Erscheinung kennen und einen wesentlichen Schritt zu der Erkenntniß gethan haben, in welchem Verhältnisse die Nachblüthe der Kunst auf pergamenischem Boden zu der älteren des Mutterlandes steht. Denn auch die Sculpturen in Tegea behandelten die Geschichte der Auge und des Telephos, und wenn sich in ihnen die Vorbilder zu dem pergamenischem Friese gefunden hätten, so würde man damit den directen Einfluß von Skopas auf die Schule von Pergamon nachgewiesen haben.

Auch ohne dies wird man, bis ein Anderes erwiesen wird, nicht Anstand nehmen, ihn und Praxiteles als die ersten, wenn auch indirecten Lehrmeister der pergamenischen Künstler anzusprechen. Beide hatten auf kleinasiatischem Boden in den Bildwerken des Maussoleums glänzende Vorbilder für die Reliefplastik geschaffen; in Pergamon selbst galt als eins der unschätzbarsten Kleinode eine Gruppe (das Symplegma) des jüngeren Kephissodot, der von seinem großen Vater Praxiteles am meisten geerbt zu haben scheint. Und wenn Brunn und Overbeck uns gelehrt haben, einen Grundzug der pergamenischen Kunstrichtung in dem Streben nach Charakteristik, in der realistischen Wiedergabe bestimmter Rassen und Typen zu sehen, so darf man doch diesen Zug nicht als eine erste Erfindung der Pergamener betrachten, denn auch in früheren hellenischen Schöpfungen findet er sich bereits vor, wie beispielsweise in der Figur des Paidagogen in der dem Skopas oder Praxiteles zugeschriebenen Niobidengruppe ein solches Hinarbeiten auf Charakteristik auf das Entschiedenste erkennbar ist.

Nächst den oben erwähnten Eigenschaften unterscheidet den Telephosfries von dem großen Friese ganz besonders die malerische Behandlung des ersteren. Zwar ist auch die Gigantomachie in hohem Grade malerisch behandelt, zwar werden auch hier Motive zur Anwendung gebracht, die streng genommen nur dem Gebiete der Malerei angehören, lodernde Flammen, rinnende Thränen und Blutstropfen, ja man spielt geradezu mit Verkürzungen und Ueberschneidungen, mit perspectivischen Kunststücken und Kunststückchen, die der Plastik fremd sind; aber im Wesentlichen bewegt sich doch das ganze Getümmel der Kämpfenden in nahezu ein und

Digitized by Google

derselben Bildebene. Anders im Telephosfriese. Hier hat der Künstler meistens zwei, oft drei Reliefgründe beliebt, um dem Ganzen eine perspectivische Wirkung zu verleihen. Meistens beschließt eine felsige Landschaft das Bild; im Mittelgrunde treten in außerordentlich naturalistischer Darstellung Bäume auf, Eiche und Platane, und während der Vordergrund von den Hauptpersonen der Handlung eingenommen wird, beleben kleinere theilnehmende Nebenfiguren auch die beiden hinteren Pläne. Wären die letzteren nicht mit dem feinen Gefühle und der Discretion behandelt, wie es eben geschehen, so würde dieser für ein Relief allezeit arge Mißgriff sich noch viel fühlbarer machen, als es in der That der Fall ist. Wohl aber deutet er auf die große Kluft, welche die Gebilde der classischen Periode von denen der Nachblüthe scheidet. Darauf deutet ferner in beiden Friesen das Verlassen des Isokephalismus, das heißt des Gesetzes, wonach alle Köpfe eines Frieses annähernd gleich hoch hinaufreichen müssen. Der horror vacui der alten Künstler, das ängstliche Vermeiden unausgefüllter Lücken in der Composition, das Gefühl für ein überall gleichmäßiges, wohlabgewogenes Verhältniß zwischen Fläche und Ornament, Hintergrund und figürlicher Masse, das Alles ist längst entschwunden. Man empfindet nicht mehr das Unschöne großer freier Flächen zwischen gedrängten Figurengruppen, man sucht nicht mehr, wie in den Dreiecken der Giebelfelder, die Composition den Linien des Rahmens einzupassen, sondern läßt beispielsweise die Stufen der Aufgangstreppe mitten in die Körper des Frieses hineinschneiden.

In dieser Hinsicht steht der große Fries dem Telephosfriese entschieden nach. Was ihn so großartig und bewundernswerth erscheinen läßt, ist nächst der Colossalität des Maßstabes und der räumlichen Ausdehnung die außerordentliche Kühnheit der Composition, die Gewalt der Darstellung entfesselter Leidenschaft. In diesem Vorzuge liegt zugleich seine Schwäche: die Kühnheit wird zur bloßen Bravour, die Darstellung des Affectes entbehrt des mäßigenden Zügels, den in der besten Epoche die Forderung der Schönheit auferlegt. Der gedankliche Inhalt ist mehr leidenschaftlich pathetisch, als von tieferer Tragik. Mit dem Glauben an die Realität des dargestellten Stoffes ist die Möglichkeit geschwunden, sich in ihn naiv und andachtsvoll zu vertiefen. Der Künstler behandelt nicht mehr ein Dogma, sondern einen mythologischen Stoff. Welch' diametraler Gegensatz zwischen diesem Friese und dem des Parthenon oder gar dem Götterrelief von Eleusis! Und nicht nur gedanklich! Mit wie wenigen Motiven begnügt sich der Künstler von Pergamon, wie oft muß er dieselben wiederholen, um seinen gewaltigen Raum zu füllen, während in der erstaunlichen Fülle der Figuren am Parthenon auch nicht einmal die eine von der andern abgeschrieben ist.

Staunenswerth dagegen bleibt die Weise des Vortrages, die Technik.

Im stärksten Hochrelief gehalten, dessen Figuren sich von der Platte oft mit voller Rundung ablösen, zeigt dieser Fries eine Marmorbehandlung, die fast einzig im Alterthume dasteht. Auch bei ihm ist sicherlich, wie ich dies früher für die Giebelfiguren von Olympia weiter ausgeführt habe („Die Gegenwart", 1878, Nummer 44), die Structur, das grobe Korn des gewählten Marmors von zwingendem Einflusse auf die Breite und Großartigkeit der Behandlung gewesen. Auch hier hat der Künstler zu seinem Vortheile unter dem Einflusse des Materiales gestanden.

Es ist bei Besprechung der pergamenischen Kunstwerke von verschiedenen Seiten auf den Gewinn hingewiesen worden, den die modernen Künstler aus dem Studium derselben ziehen können. Daß man aus ihnen ganz außerordentlich viel lernen kann, wird Niemand im Ernste bestreiten wollen; wenn aber, wie geschehen ist, die pergamenischen Bildwerke geradezu als nachahmenswerthe Schulmuster hingestellt werden, so muß einer solchen Auffassung auf das Entschiedenste entgegengetreten werden. Unsere Zeit leistet wahrlich genug in ihrem Streben nach Realismus, in ihrem Haschen nach dem bloßen Effect und in ihrer Armuth an Gedankentiefe, als daß man ihren Söhnen solche Schöpfungen, denen diese Eigenschaften in hohem Maße beiwohnen, zur Nachahmung empfehlen sollte. Es ist nicht nöthig, von der Kunst unserer Tage besonders gering zu denken und sich in Klagen über ihre Verirrungen zu ergehen. Diese Periode des Lernens, wie man es machen muß, diese Auffassung der Kunst als des bloßen Könnens ist eine ganz nothwendige Entwickelungsphase nach einer Periode, welche über dem gedanklichen Inhalt in der That die Mittel der Darstellung zu verlieren drohte, und — hoffen wir es — vor einer Zeit, welche im Vollbesitze aller dieser Mittel und bei vollendeter Beherrschung der Technik sich wiederum dem Inhaltlichen und dem eigentlich Schönen zuwenden kann und wird.

Auch unter den dem Geiste hellenischer Kunst fremden Baukünstlern haben sich bereits Stimmen erhoben, die ihre unverhohlene Freude darüber aussprechen, daß, was an Architektonischem in Pergamon gefunden, in seiner „kühnen und flotten Behandlung" über das aus der eigentlich classischen Epoche Erhaltene hinausgehe, daß „das, was uns als Schablone von Säulenordnungen gelehrt wird, in diesem Bauwerke (dem Augustustempel) auf das Glänzendste widerlegt" wird, und daß „er zeigt, in wie freier uneingeengter, nur vom Schönheitsgefühle geleiteter Weise die Alten die Architektur behandelten." Ein solcher Ausspruch ist im besten Falle eine unbedachte Phrase. Denn das, was uns von den Säulenordnungen gelehrt wird, bezieht sich eben auf den Kanon, der in der Blüthezeit hellenischer Cultur Geltung besaß, und daß man drei und vier Jahrhunderte nach dieser Blüthezeit anders baute, als damals, kann so wenig befremden, als daß man trotz

Digitized by Google

gleicher Grundlage des Stiles im achtzehnten Jahrhunderte anders baute, als im fünfzehnten, das heißt im letzteren edelste Renaissance und im ersteren Zopf.

Und daß die pergamenischen Baukünstler von einem höheren Schönheitsgefühle geleitet gewesen, als die Erbauer des Parthenon oder Erechtheion, deren „Schablone" uns doch gelehrt wird, kann man wenigstens aus den bis jetzt ausgepackten und mir zugänglich gewordenen Architekturtheilen nicht ersehen. Wenigstens sind etwa mit Ausnahme der zierlichen Säulen des Umganges die Detailformen des Altares, insbesondere das Kranzgesims desselben, keineswegs schön. Minder schön noch ist das, was an Hausrath und Geräthen auf dem Telephosfriese zu sehen ist. Einzelne Formen von Sesseln oder Ruhebetten sind vielmehr von einer so überraschenden und befremdenden Aehnlichkeit mit denen des Zopfes, daß man in Verlegenheit kommt zu sagen, aus welcher ursprünglichen classischen Form sie sich entwickelt haben können, und daß man fast auf eine bereits in der Antike vorhandene Zopfzeit eine Schlußfolgerung machen möchte.

So wird denn der Hauptwerth der neuen Funde wesentlich in der Bereicherung zu suchen sein, welche die Wissenschaft der Kunstgeschichte aus diesen zweifellos zu den gewaltigsten und umfangreichsten der Diadochenzeit gehörenden Monumenten erfährt. Noch nicht überall klar und bestimmt, aber aus hohen Wahrscheinlichkeitsgründen hergeleitet, vollzieht sich in dem letzten Jahrzehnt eine allmähliche Verschiebung der früheren Datirung griechischer Monumente der Plastik. Wie man ohne vorgefaßte Meinung nicht mehr umhin kann, die Gruppen der olympischen Giebelfelder, deren Entstehung man früher unter dem Einflusse des Phidias gewähnt hatte, einer von diesem Meister unabhängigen Kunstübung zuzuertheilen, wie man zu dem Ergebnisse kommen muß, daß die ganze gewaltige Wandelung, welche sich zur Zeit des olympischen Tempelbaues vollzieht — von der Befangenheit der vorperikleischen Kunst zu der Meisterschaft, die sich in den Gebilden des Parthenon documentirt — lediglich auf dem Einflusse des einen mächtigsten Künstlergenius des Phidias beruht und auf der eigenen, der des großen Urbinaten ähnlichen Entwickelung und Wandelung desselben, so gelangt man umgekehrt dazu, die Schöpfungen, welche man der Blüthezeit eines Praxiteles und Skopas bisher zuschrieb, in eine spätere Epoche, die des Alexander und seiner Nachfolger um so sicherer zu rücken, als die letzte Zeit uns unzweifelhaft beglaubigte Schöpfungen dieser Zeit beschert hat. Die Nike von Samothrake, die Verwandtschaft kleinasiatischer Funde, eines Kopfes aus Tralles und eines der in Pergamon gefundenen Köpfe mit der Aphrodite von Melos und mancherlei andere Denkmäler der Diadochenzeit unterstützen diese neuere Annahme auf das Kräftigste. Und so fügen sich denn die neuen Funde von Pergamon

Digitized by Google

auf das Glücklichſte in die Reihe der Kunſtwerke ein, welche die Kunſt von Hellas mit der von Rom verknüpfen.

Hoffen wir, daß es in nicht zu ferner Zeit möglich ſein wird, für die neuen Schätze eine geeignete Stätte zu finden. Ohne einen umfaſſenden Neubau wird es kaum gelingen; mit einem ſolchen aber möchte man auch dahin gelangen, den Abgüſſen der olympiſchen Funde eine würdige Aufſtellung zu geben. Die verhältnißmäßig außerordentlich geringe Summe — 150 000 Francs —, welche die Erwerbung der pergameniſchen Schätze gekoſtet hat, läßt erhoffen, daß der Staatsſäckel bald in der Verfaſſung ſein wird, dieſer unabweisbaren Forderung gerecht zu werden. Erſt dann wird man im Stande ſein, beiden Erwerbungen in vollerem Maße gerecht zu werden, als dies zur Zeit noch möglich iſt. Adolf Boetticher.

Die Frage des Magazingewehres.

In Berlin tagt gegenwärtig eine Commiſſion, um eine Vorrichtung zu prüfen, welche das Infanteriegewehr der deutſchen Armee als Repetirwaffe zu verwenden geſtattet. Es ſcheint feſtzuſtehen, daß ein einzelnes Bataillon vom Herbſt ab dieſe Neuerung verſuchsweiſe in Gebrauch nehmen ſoll. Die Fragen, über welche eine Entſcheidung zu treffen ſein würde, bevor der neuen Erfindung eine Aufnahme in erweitertem Maßſtabe zu Theil werden kann, ſind auf Grund allgemein bekannter Geſichtspunkte und Erfahrungen zu ſtellen, und eine Erörterung derſelben iſt wohl zuläſſig.

Seitdem die Hinterladegewehre allgemeine Aufnahme gefunden haben, ſind die verſchiedenſten Conſtructionen vorgeſchlagen worden. Die thatſächlich zur Einführung gelangten Kriegswaffen der einzelnen Staaten ſind faſt durchweg unter den einfachſten Muſtern gewählt worden. Als gemeinſchaftliche Merkmale ſind zu nennen: einmal die Zündung der halb oder ganz metallenen Patronen durch den Stoß eines Bolzens auf die Mitte des Bodenſtückes, ferner eine derartige Verbindung der Schloßtheile, daß beim Oeffnen des abgefeuerten Gewehres ſowohl die alte Hülſe entfernt, als auch der erwähnte „Schlagbolzen“ durch denſelben Handgriff wieder geſpannt wird. Zwiſchen einem abgefeuerten Schuß und dem nächſten Abdrücken liegen daher nur die drei Handgriffe: Oeffnen, Einlegen der Patrone und Schließen. Es hat praktiſch wenig Werth, zu berechnen, wie viel Schuß in der Minute eine derartige Conſtruction der Waffe ermöglicht. Offenbar iſt dies eine ſehr beträchtliche Zahl. Die ſogenannten Repetirgewehre ſollen nun eine weitere Steigerung der Schußzahl dadurch ermöglichen, daß die Ein-

Digitized by Google

legung der Patrone außer mit der Hand auch durch den Mechanismus der Waffe selbst erfolgen kann. Ein „Magazin" zur Aufnahme von zehn bis sechzehn Patronen ist bei diesen Systemen derartig mit dem Schlosse in Verbindung gebracht, daß unmittelbar nach dem Auswerfen der verschossenen Hülse eine neue Patrone in den Lauf eintritt. Für dies Magazin ist der Platz, sofern das Gewehr dauernd handlich bleiben soll, unter dem Laufe, in gleicher Richtung mit diesem, oder im Kolben zu wählen. In der ersteren Art ist das Vetterligewehr der Schweizer Miliz und das Winchestergewehr eingerichtet, mit welchem die Türken ihre halbwilden Reiter bewaffneten; Tscherkessen und Araber, welche bis kurz zuvor noch die alte Steinschloßflinte geführt hatten. Das Spencergewehr, eine amerikanische Waffe, bei welchem die Patronen im Kolben stecken, war bei einzelnen berittenen Truppen der französischen Loirearmee im Gebrauche. Bei den bisher genannten Constructionen lagert der Schußvorrath in einer Röhre und wird durch den Druck einer Sprungfeder — ähnlich wie ein Wagenlicht — an die Oeffnung getrieben. Man kann diese verschließen und das Gewehr bleibt dann Einzellader, wird aber beträchtlich erschwert, wenn das Magazin gefüllt ist, und hierfür muß man schon Sorge tragen, wenn man die gesteigerte Schußzahl im dringenden Falle bereit haben will.

Ein neuer Gedanke lag nun darin, ein „Magazin" für das Gewehr dem Schützen anzuhängen, damit dieser im gegebenen Falle dasselbe an das Gewehr stecken könne. Einzelne Erfinder versuchten ein solches in Form eines blechernen Sackes herzustellen, welcher unter dem Gewehre, in der Gegend der Patroneneinlage befestigt werden soll. Dies System hat die Werkzeug- ꝛc. Fabrik von L. Löwe*) in Berlin sich zum Studium gewählt und einen Mechanismus gefertigt, welcher an Einfachheit seines Gleichen sucht und in dessen Brauchbarkeit an und für sich kein Zweifel gesetzt werden darf. Das Magazin ist ein zusammengebogener Kasten von Stahlbech, etwa 350 Gramm schwer, welcher sich in Höhe der Patroneneinlage wie eine hohle Hand von unten um das Gewehr schließt.

Es verstand sich von selbst, daß eine Verwerthung des Mechanismus bei der deutschen Waffe überhaupt nur dann zu erwarten stand, wenn derselbe ohne bedeutende Umwandelungen an der letzteren anzubringen ist. Denn das Reich wird sein gutes Gewehr nicht schon wieder umtauschen. Die Einrichtungen an dem letzteren bestehen daher nur in der Anbringung eines stählernen Falzes längs der Außenseite des Schaftes unter der Patroneneinlage. Auf diesen Falz wird das Magazin geschoben und dort durch eine

*) Die Fabrik erweckte große Aufmerksamkeit auch auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 durch ihre vielseitigen Arbeiten.

Digitized by Google

Sperrfeder gehalten. Der Hebelarm, welcher die Kammer öffnet, wird rechtwinkelig gekröpft, sodaß derselbe nicht mehr auf dem Rande des Schaftes aufliegt. Es wird dadurch so viel Raum gewonnen, daß die Oeffnung des Magazines, aus welcher die Patrone jedesmal sich auslöst, unmittelbar neben die Patroneneinlage des Gewehres sich anpaßt. Schließlich wird der „Auszieher", welcher die abgeschossene Hülse entfernt, nicht mehr seitwärts, sondern in die Firstlinie des Gewehrlaufes gelegt. Die ausgezogene Hülse stößt an ein kleines Knöpfchen und fliegt von selbst zur Erde.

Bei der gegenwärtigen Dienstwaffe bedarf es einer Drehung derselben mit der linken Hand, um die leere Patrone auf den Boden oder in die rechte Hand zu schütten. Für die Friedenspraxis ist dies letztere wichtig, weil bekanntlich die Messinghülsen gesammelt und neu gefüllt werden. Aus diesem Grunde hatte man bei der Einführung des Gewehres darauf verzichtet, einen solchen selbstthätigen Auswerfer anzubringen.

Der Mechanismus ist derartig hergestellt, daß eine Patrone auf der linken Seite in den Magazinkasten gelegt um das Gewehr herum bis an die Patroneneinlage geführt wird, in welcher sie beim Aufnehmen des Hebels von selber Platz findet. Das Magazin nimmt elf Patronen in dieser Weise auf. Dieselben liegen demnach nebeneinander in dem Kasten, in derselben Stellung in welcher sie zum Gebrauche kommen. Man kann nun bei jedem Füllungsgrade durch Drehung eines Schiebers das Magazin schließen und das Gewehr wie gewöhnlich laden, ohne das erstere zu entfernen. Das Gewehr ist mit dem Magazine sowohl in der Bewegung wie beim Liegen des Schützen leicht zu handhaben und wird in keiner Weise unförmlich. Beim Schießen hindert dasselbe ebenfalls nicht, da der Schwerpunkt seine Lage nicht verändert und das Gewehr nach wie vor auf jeder Unterlage Platz findet. Nimmt man endlich das Magazin vom Gewehre herunter, so ist es wahrscheinlich, daß es ohne allzugroße Belästigung von dem Soldaten neben seinen allerdings schon sehr reichlich gehäuften Ausrüstungsstücken getragen werden kann.

Im Vorhergehenden sind die äußeren Merkmale der neuen Einrichtung ungefähr erschöpft. Es ist zweifellos, daß der Apparat an und für sich äußerst sinnreich und zweckmäßig genannt werden darf. Auch sei noch hinzugefügt, daß derselbe außer an dem Mausergewehre auch an verschiedenen Gewehrmodellen anderer Staaten leicht angebracht werden könnte.

Es bliebe nun klar zu legen, welche Verwendung eine derartig vervollkommnete Waffe im Kampfe überhaupt finden kann. Die größte Steigerung der Schußzahl wird von Werth sein in den entscheidenden Augenblicken der Vertheidigung. Ist es dem Angreifer gelungen, bis auf wenige hundert Schritte an die gegnerische Stellung heranzubringen und brechen dann seine

Digitized by Google

Schwärme gefolgt von den geschlossenen Haufen zum letzten Stoße vor, so wird jedes Gewehr, welchem der Vertheidiger nur irgend einen Platz geben kann, das äußerste leisten müssen. Da die Geschosse der modernen Handwaffen eine mäßig gekrümmte Flugbahn nehmen und erst auf größere Entfernungen es nöthig wird, den Lauf erheblich mehr in die Höhe zu richten, so halten sich dieselben auf eine weite Strecke innerhalb der Manneshöhe. Aus diesem Grunde wird für das geschilderte Stadium eines Kampfes selbst die Theorie nicht mehr ein besonderes Gewicht auf das genaue Zielen legen. In der Praxis wird dies ohnehin beträchtlich nachlassen, so lange es menschliche Nerven sind, die den Fingermuskel zum Abdrücken in Bewegung setzen. Jede Erleichterung in der Bedienung des Gewehres und wäre dieselbe auch nur der Art, daß der Schütze die nächste Patrone bereits am Gewehre führt, statt dieselbe aus seiner Tasche oder von einem neben ihm liegenden Häufchen zu entnehmen, kann daher von Nutzen sein und die vernichtende Wirkung der Waffe steigern. In dem gedachten Falle würden daher die elf Patronen des Magazines mit ungeheuerer Geschwindigkeit verschossen werden können und wahrscheinlich wird nach Ablauf dieser Frist die Krisis beendet sein. Entweder der Angreifer dringt dennoch ein oder seine Ueberreste zerstreuen sich vor der Front. Dauert indeß die Krisis länger, sobald etwa der Verbrauch des Magazinvorrathes sehr früh begonnen hat oder neue Schwärme des Angreifers sofort den erlahmten Anlauf der Vorderen wieder aufnehmen, so darf man sich darüber nicht wohl täuschen, daß eine Auffüllung des Magazines in der Hitze und Erregung des Kampfes nicht mit Zuverlässigkeit erfolgen wird. So weit überhaupt noch Patronen zur Hand sind — dies ist ein Punkt, der weiterhin zu berühren ist — wird dann der Schütze jeden Schuß einzeln laden.

Als besonderer Gefechtsfall wird hier noch die Abwehr eines Reiterangriffes zu erwägen sein. Richtet sich derselbe gegen geschlossene Abtheilungen, so ist genugsam erprobt, welche ungeheuere Uebermacht die heutigen Waffen bereits besitzen, ohne daß es einer Vermehrung der Schußzahl bedürfte. Stößt derselbe auf lose Schützenschwärme und hat demnach allerdings nicht unbedeutende Aussichten auf Erfolg, so wird es vor Allem darauf ankommen, daß kleinere oder größere Gruppen schnell ihr Feuer nach der gefährlichen Richtung vereinigen. Einzelne Schüsse mehr aus dem Magazine werden schwerlich die Lage zu bessern vermögen.

Für den Angreifer ist eine zweckmäßige Verwendung des Magazingewehres allenfalls denkbar. Er muß versuchen, vor dem entscheidenden Anlaufe Lücken in die Reihen des gedeckten Vertheidigers zu schießen. Es wird zwar schon vortheilhaft sein, wenn er überhaupt Geschosse dorthin schleudert, welche denselben beunruhigen, je genauer er jedoch zielt, desto größer wird

Digitized by Google

der Gewinn sein. Erfahrungsmäßig dürfte nun die Zeit, welche durch das schnellere Laden aus dem Magazine gewonnen werden könnte, nicht dem besseren Schießen zu Gute kommen, sondern lediglich dem Patronenverbrauche. Ein fanatischer Anhänger des Magazines könnte indeß geltend machen, daß ein Massenfeuer, wie es dem Einbruche in die feindliche Stellung vorhergehen soll, am besten aus einem solchen abgegeben werden möchte. Ein wesentlicher Vortheil wird niemals hierin liegen können. Aber auch dann, wenn man sich entschließen wollte, dem vordringenden Schützen grundsätzlich zu erlauben im Gehen zu feuern, so bedarf es dazu jedenfalls nicht des Magazines. Freilich kann in Wirklichkeit ein solcher Fall eintreten, er wird aber gleichbedeutend sein mit dem Aufhören jeder Führung und keinenfalls liegt ein Interesse vor, dem einzelnen Manne das eigenmächtige Feuern noch mehr zu erleichtern.

Die Frage über das Bedürfniß nach Vervollkommnung der heutigen Waffe wird daher hauptsächlich durch Studium des Vertheidigungsgefechtes zu beantworten sein und für das letztere wird nur eine entscheidende Kampfeslage, wie sie oben angedeutet wurde, eine Verwendung des Magazines räthlich machen. In dieser Hinsicht ist Folgendes zu beachten. Während des französischen Krieges ist der Fall, daß eine Truppe in der Vertheidigung sich verschossen hatte, durchaus nicht selten. In einer vorbereiteten Stellung trat derselbe auf französischer Seite freilich selten ein, weil Vorräthe in der Schützenlinie bereit gestellt waren. Hervorragendes leisteten in dieser Hinsicht bekanntlich die Türken. Die Erscheinungen während dieser jüngsten Kämpfe zeigten eine Ausnutzung der Waffe bis an die äußersten Grenzen ihrer Tragweite und ein so unabläſſiges Feuer, daß in der Mehrzahl der Fälle die Angriffe vor dem Uebermaße der Verluste stockten und abgewiesen wurden. Ein Bedürfniß nach einer weiteren Beschleunigung des Feuers durch Verwendung des Magazines ist anscheinend nirgends nachzuweisen. In den Händen jener Tscherkessenreiter war die betreffende Waffe ohnehin nur ein Spielzeug. Die Durchführung eines Frontalangriffes gegenüber der heutigen Infanteriebewaffnung ist gleichbedeutend mit der Einsetzung eines sehr hohen Verlustbruchtheiles und Erfolg versprechend ist dieselbe daher nur, wenn für ein gleichmäßiges Einrücken frischer Kräfte in die vorderen Linien gesorgt ist. Die Hauptschwierigkeit für den Angreifer wird immer darin liegen, in starken Massen auf nähere Entfernung an den Gegner heranzukommen, um denselben vor dem Einbruche eine Zeit lang heftig zu beschießen. Diese Annäherung zu verhindern und jedenfalls lange hinauszuschieben, ist naturgemäß das Bestreben des Vertheidigers. Nach der im Kriege 1870 giltigen preußischen Fechtweise sollte dieser das Feuer auf die nahen Abstände aufsparen, um dann desto kräftiger den Angreifer zu zerschmettern. Nicht ohne Widerstreben

Digitized by

hat man neuerdings dieſen Grundſatz dahin erweitert, daß je nach der Größe der Ziele — Schützen oder Haufen — auf Entfernungen bis etwa 1000 Meter von einer ganzen Abtheilung gleichzeitig gefeuert werden darf. Dies Syſtem bedeutet ein Ueberſchütten einer ganzen Zone im Angriffsfelde, denn für den Fall, daß die Entfernung nicht richtig geſchätzt oder der Gegner in Bewegung iſt, wird einem Theile der Schützen befohlen, ein anderes Viſir zu gebrauchen, als der Reſt. Man rechnet dann darauf, mit einem Theile der Kugeln zu treffen. Durch ſorgfältige Ermittelung des Treffverhältniſſes iſt eine Anleitung gegeben, mit dieſer Art zu feuern ſparſam umzugehen. Es ſoll ferner beiſpielsweiſe ſtets nur eine Lage von höchſtens drei Patronen von jedem Manne hintereinander abgefeuert werden und dann eine Pauſe eintreten, welche es der Leitung ermöglicht, neue Weiſungen auszugeben. Das Schnellfeuer ſoll grundſätzlich ſehr eingeſchränkt werden, denn es erfordert viel Patronen, bringt Unruhe in die Truppe und macht, da in der Regel ſchon nach einigen Schüſſen die Front in dichten Pulverdampf gehüllt iſt, das Zielen oft unmöglich: dieſe Anſchauung wird in der deutſchen Armee nachdrücklich gepflegt, trotzdem Niemand verkennt, daß ſowohl die Franzoſen wie die Türken durch ihr planloſes Feuern auf weite Entfernungen immerhin eine erhebliche Wirkung auszuüben vermochten und jedenfalls dem Angreifer ſehr unbequem wurden. Die ganze Ausbildung des Schützen legt das Hauptgewicht auf ſparſames Feuer und eine genaue Schießfertigkeit bei näheren Entfernungen. Man verhehlt ſich nicht, daß beides im Kriege in abgeſchwächter Weiſe zur Geltung kommen muß, es iſt jedoch ſehr viel leichter, zum Schnell- und Weitſchießen überzugehen als der Verſchwendung der Munition Einhalt zu gebieten, wenn die Truppe nicht ſyſtematiſch an Sparſamkeit gewöhnt iſt. Der Grundſatz, im Frieden mehr zu verlangen als im Kriege thatſächlich durchführbar iſt, hat in dieſem Falle ſicherlich ſeine Berechtigung. Die vorhergehende Auseinanderſetzung dient nur zum Beweiſe, daß für die Anwendung des Magazines, ſobald der Gegner noch auf weiterem Abſtande ſich befindet, gar keine Gelegenheit ſich bietet. Selbſt wenn man nach Art der Türken ein Maſſenfeuer auf alle Entfernungen abzugeben ſich entſchließen ſollte, ſo fordert die Ergänzung der verſchoſſenen Munition ſchon für die vor jedem Schuß geladenen Gewehre einſchneidende Maßregeln. Auch der menſchliche Körper ſetzt dem Feuern eine Grenze, die Muskelkraft wird immer nur ausreichen, um eine beſchränkte Anzahl von Schüſſen in unmittelbarer Folge abzugeben. Es tritt ferner der Zeitpunkt ein, wo die Erhitzung des Laufes eine Feuerpauſe ſehr wünſchenswerth macht. Nur ein Mann wie der amerikaniſche Schütze Carves, der ſich in verſchiedenen Städten producirt, hat die gewerbsmäßige Fertigkeit, etwa eine Stunde lang aus mehreren

Digitized by Google

Repetirgewehren äußerſt raſch zu feuern und läßt dazwiſchen Waſſer durch die Läufe gießen.

Das Eine kann daher ohne Weiteres ausgeſprochen werden, daß ein weſentlicher Vortheil von der Einführung eines Magazines nicht erwartet werden dürfte. Die oben kurz angedeutete Verwendung dieſer Waffe in der Hand des Angreifers, welcher ohnehin eine Erſchöpfung ſeines Patronenvorrathes weniger zu befürchten hat, möchte immer noch die dankbarſte Ausnutzung darſtellen. Allein auch dieſe buchſtäblich „mechaniſche" Art und Weiſe, die Gegner mit Blei zu überſchütten, würde eigentlich keinem wirklichen Bedürfniſſe enſprechen, ſondern mehr eine Manier ſein, um eine überreich verliehene Ausrüſtung nun wenigſtens auch wirklich zu verwerthen. Angenommen ſelbſt, eine feindliche Armee wäre im Beſitze dieſer Verbeſſerung, ohne daß die deutſche ſich derſelben bemächtigt hätte, ſo ſteht nicht zu erwarten, daß daraus ein irgend beträchtlicher Nachtheil erwachſen könnte. Die Schweizer Waffe z. B. leidet geradezu unter der ſehr bedeutenden Gewichtsvermehrung der Waffe. Bei der Löwe'ſchen Erfindung iſt dies letztere Bedenken nicht ſehr groß, denn der Apparat wiegt nur zwei Drittel Pfund, doch iſt nicht zu vergeſſen, daß wenn man den Soldaten um dieſen Betrag mehr belaſten will, man demſelben vielleicht noch beſſer zehn Patronen mehr in die Taſche ſtecken würde.

Trotz dieſer Bedenken darf man nicht behaupten, daß eine Umformung der gebräuchlichen Waffe geradezu Nachtheile in ſich ſchließen würde und wie bereits erwähnt, es ſind Fälle denkbar, wo dieſelbe jedenfalls benutzt werden könnte. Nur erſcheint es gut, wenn man ſich entgegen unbedachten Aeußerungen der Preſſe klar macht, daß eine erhebliche Bedeutung der geſammten Frage nicht innewohnt. Möglicherweiſe führen die ſchwebenden Berathungen dazu, einzelnen Truppentheilen z. B. den Jägern den Apparat beizugeben, weil man dieſe im Schießen beſonders ausgebildete Truppe in der Vertheidigung vorzugsweiſe zur Feſthaltung wichtiger Stützpunkte zu verwenden ſuchen wird. Der Cavallerie ein Magazin für ihren Carabiner zu verleihen, iſt wohl kaum rathſam, einmal wegen der immerhin unbequemeren Form der Waffe, dann weil man den Patronenvorrath derſelben ſehr viel ſchwächer bemeſſen muß, als den der Infanterie.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Man wird nicht irren, wenn man den allgemeinen Rückzug, den augenblicklich die europäischen Mächte im Oriente angetreten haben, aus ihrer Scheu erklärt, in Verwickelungen hineingezogen zu werden, in denen ihre Kräfte für untergeordnete Zwecke gebunden würden. Sie wollen nicht in ferne Unternehmungen hineingerathen, wenn jeden Augenblick ihre allernächsten Interessen ins Spiel kommen können. Es giebt wichtigere Dinge als die Ansprüche der interessanten Völkerschaften in Illyrien. Ein Vorgefühl großer Entscheidungen geht durch die Welt, und darum empfiehlt es sich, die Schritte vorsichtig zu wählen. Große Gegensätze sind in Europa noch auszutragen, im Vergleiche zu ihnen tritt der weitere Verlauf der morgenländischen Dinge, nachdem ihm einmal die feste Richtung gewiesen, die raschere oder langsamere Entwickelung der dortigen Staatenbildungen ganz erheblich an Wichtigkeit zurück. Ob Griechenland früher oder später in den Besitz einer entsprechenderen Grenze gelangen wird, die Bulgaren früher oder später ihre Vereinigung vollziehen, sind Punkte von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Man kann diese Vorgänge beschleunigen, wenn man sicher ist, dem Friedensstande des Welttheiles damit einen Dienst zu thun; man wird umgekehrt retardirend eingreifen, wenn gewaltigere Interessen voraussichtlich dadurch einem unzeitigen Zusammenstoße entgegengetrieben werden. Das eigentliche Spiel steht im Osten zwischen Rußland und Oesterreich, und an seiner Seite, mit ihm sich durchsetzend, ist unvermindert der andere große Gegensatz: Deutschland und Frankreich. Sobald die Dinge im Osten sich zum Anfange einer europäischen Action zuzuspitzen schienen, fiel mit einem male ein grelles Licht auf die wahre europäische Lage, auf jene beiden Gegensätze, welche die zeitgenössische Geschichte durchaus beherrschen. Der eine dieser Gegensätze ist neuerdings wieder durch die Veröffentlichung der russischen Denkschrift aus dem Jahre 1864 illustrirt worden, für den andern hat in diesen Tagen die Revancherede von Cherbourg das Auge wieder schärfen müssen.

Die Feste von Cherbourg waren das Nachspiel oder vielmehr die Ergänzung zum Nationalfeste des 14. Juli. Auf der Ebene von Longchamps ist die vollendete Reorganisation des Heeres, auf der Rhede von Cherbourg die Bereitschaft der Marine gefeiert worden. Heer und Flotte sind wieder im Stande, die militärische Wiederaufrichtung der Nation ist vollzogen, sie ist wieder Herrin ihrer selbst, Herrin ihrer Entschlüsse, ihre Hände sind frei, sie hat die Mittel der Wiedervergeltung bereit liegen. Das ist der Gedanke dieser Feste gewesen, und es hätte müssen wunderbar zugehen, wenn dieser

Digitized by Google

Gedanke nicht in mehr oder weniger verblümter Weise auch zum Worte gekommen wäre. Gambetta selbst hat den Hoffnungen Frankreichs seinen Mund geliehen. Seine Aeußerungen, wie unbestimmt sie auch gefaßt waren, von der Hoffnung auf die Zukunft, die Jedermann freistehe, von der Wiederaufrichtung des tief gefallenen Vaterlandes, daß es seine alte Stellung wieder einnehme, und vor Allem der Hinweis auf „die Gerechtigkeit hienieden", die ihrerzeit zur Geltung gelangen werde, sind so unmißverständlich wie möglich. Sie haben freilich Niemandem ein Geheimniß enthüllt. Daß die französische Republik nach unserm Elsaß verlangt, wie Ludwig XIV. danach verlangte, ist eine Sache, über die wenig gesprochen wird, die aber Niemandem neu ist; neu ist nur die Verwegenheit, mit welcher die göttliche Gerechtigkeit für die in Aussicht gestellte Rückforderung in Anspruch genommen wird. Vergebens wartet man in der gebildeten Welt darauf, daß irgend eine Persönlichkeit von Autorität freimüthig das Bekenntniß ablege, daß mit der traditionellen Politik Frankreichs endlich gebrochen werden müsse. Noch niemals hat man die Aeußerung eines Staatsmannes vernommen, daß die neue Republik auch nach außen andere Wege einschlagen müsse, als die erste Republik, als Königthum und Kaiserthum. Niemals noch ist ein Wort gefallen, daß Frankreich innerhalb seiner jetzigen Grenzen, auf Grund der beschworenen Verträge, im Frieden mit dem östlichen Nachbar, seine Wiederaufrichtung suchen müsse. Vielleicht daß es drüben nicht an einzelnen Männern fehlt, welche den Muth der Wahrheit besitzen, die es einsehen, daß die Republik unmöglich Bestand haben kann, wenn Frankreich seinen unseligen Kreislauf immer wieder von Neuem beginnt. Doch in der Oeffentlichkeit hat man solche Stimmen nie vernommen, vielmehr sehen wir, wie heute ein Mann der höchsten Autorität es sich nicht versagen kann, den Illusionen des übel geleiteten Volkes immer aufs Neue schmeichlerisch Nahrung zu geben. Denn das Charakteristische ist dies, daß gerade Gambetta es war, dem jene eigenthümlichen Accente, vielleicht wider Willen, entschlüpften. Er hat damit die hochfliegenden Hoffnungen, die auf die künftige Aera Gambetta gesetzt werden, unzweifelhaft legitimirt. Der Vorrang in der Popularität, den er vor den beiden anderen Präsidenten behauptete, erhält dadurch erst seine eigentliche Bedeutung. Er hat sich selbst als den Mann der Zukunft vorgestellt. Die Art, wie er den Gedanken der Dictatur von sich abwies, und wie er den Protector des ehrenwerthen Herrn Grevy spielte, der nicht gebührend nach seinem constitutionellen Range geschätzt sei, hat vollends nur den Eindruck machen können, daß er selbst es in der Hand zu haben glaubt, die Stunde zu bestimmen, in welcher unter seiner Führung dem französischen Volke das messianische Heil aufgehen soll.

Wir Deutsche aber erneuern gegenwärtig das Gedächtniß der blutigen, schicksalsvollen Tage, in denen die Freiheit und Einheit unsers Volkes er-

Digitized by Google

kämpft worden ist. Mit demüthigem, doch zuversichtlichem Sinne pflegen wir diese weihevollen Erinnerungen: wir thun es in dem Bewußtsein, daß, wenn je „Gerechtigkeit hienieden" war, sie in dem Ausgange jenes „mit leichtem Herzen" heraufbeschworenen Krieges sich gezeigt hat. g.

Aus Köln. Der Dombau. — In diesen Tagen wird die riesige Kreuzblume auf der Spitze des südlichen Thurmes unserer Kathedrale zusammengefügt. Die Gedenkkapsel wird freilich ohne Feierlichkeit eingelegt werden, wenn anders dieser Act bereits jetzt vollzogen wird, da die Baugerüste wohl noch geraume Zeit am Mauerwerke haften bleiben. Dennoch bezeichnet die Krönung des Thurmes den Abschluß des Baues, dessen Durchführung vor wenigen Jahren noch kaum glaublich erschien. Was zu vollenden noch übrig bleibt, ist nur der Schluß einiger Gewölbe im Innern der Thürme und die Ergänzung der verwitterten Außensteine des älteren Thurmes. Die Bauhütte, in welcher mehrere Generationen von Bildhauern und Steinmetzen herangebildet worden sind, ist schon jetzt nahezu aufgelöst, und bald wird bis auf wenige Zurückbleibende auch der Rest sich zerstreuen. Sie nehmen eine vollwichtige Empfehlung mit hinaus, diese Werkleute, ihre Arbeit wird überall gern verwendet werden, doch die nahe Beendigung des Baues läßt sie jenes peinliche Gefühl der Leere empfinden, welches der Erreichung eines großen Zieles häufig folgt, sobald die strebende Kraft zur Muße gelangt. Ueber sechzig Jahre sind verflossen, seitdem nach Auffindung der alten Pläne (auf einem Boden in Darmstadt) die Regierung sich entschloß, das Werk wieder anzugreifen. Ein dichtes Häusergewirr drängte sich um den verfallenen Bau; zwischen dem alten Thurme und dem in sich mit einer Stirnmauer abgeschlossenen hohen Chore führte eine belebte Straße durch ein Gerümpel von Kaufbuden. Erst Friedrich Wilhelm IV. förderte die Arbeit schneller, das Lang- und Querschiff entstanden im Neubau und im Jahre 1860 krönte ein eiserner Dachreiter die Vierung. Man zog es vor vom ursprünglichen Plane, welcher natürlich nur einen steinernen Thurm kannte, abzuweichen, um die Last über den Gewölben zu verringern. In der zu dieser Zeit eben beendigten Gitterbrücke über den Rhein, welche nahezu in der Längenachse des Domes liegt, hatte man die Leistungsfähigkeit der Eisenconstruction vor Augen, heute ist die eckige Kölner Brücke freilich durch zahlreiche gefälligere Trägersysteme überholt. Auch der Dachstuhl über den neu erbauten Schiffen wurde sehr geschickt in Eisenstäben aufgeführt und bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu demjenigen des alten hohen Chores mit seinen mächtigen Balken. Was den Dachreiter betrifft, so wird er möglicherweise neben den vollendeten Thürmen in seinen Maßen etwas dürftig erscheinen. Um die Mitte der sechziger Jahre war der ganze Bau soweit

Digitized by Google

gediehen, daß außer der Füllung der zahlreichen Nischen mit Figuren nur die Aufführung der mächtigen Thürme übrig blieb. Eine Zeit lang drohten die Mittel zu versiegen und das Loos so vieler gothischer Prachtkirchen, als Rumpf ohne Endglieder zu altern, schien trotz der glücklichen Wiedererweckung der Bauthätigkeit auch dem Dome bevor zu stehen. Die Lotterie, die Sammlungen der Vereine und die gleichmäßige Gewährung der Staatshilfe verhießen indeß einen stetigen Zufluß, mit welchem das Werk langsam seiner Vollendung entgegengeführt wurde. Das uralte Wahrzeichen der Stadt Köln, der große Krahn auf dem geschwärzten Thurme, verschwand, eine Dampfwinde trat an seine Stelle. Während der neue Thurm allmählich zur Höhe des alten emporstieg, wurde von diesem das verwitterte Gestein losgebrochen. Statt des feldspathhaltigen Trachyts vom Siebengebirge, dessen ausbröckelnde Krystalle lauter Höhlungen zurückließen, wurde im Oberkircher Sandsteine des Wesergebirges ein vortreffliches reinkörniges Material beschafft; aus demselben ist bekanntlich auch die Nicolaikirche in Hamburg errichtet.

Das ungeheuere Gerüst, welches von der halben Höhe bis zur Spitze den Zwillingsbau wie ein Netzwerk umkleidet, ist ein Wunderbau zu nennen. Schräg gestellte Streben, je ein mächtiger Fichtenstamm, welche im Mauerwerke fußen, stützen den erkerartig ausladenden Bau; wagerechte Tragebalken sind an den einzelnen Absätzen in das Gestein gefügt und über den äußeren Kanten steigt Stockwerk auf Stockwerk in senkrechtem Aufbaue empor. In dem Raume zwischen beiden Thürmen führen zur Zeit breite Holztreppen hinauf, je höher wir steigen, desto sicherer dünkt uns das Gefüge. Wendeltreppen begleiten die Thurmwände bis zur Höhe des Kranzgesimses, aus dem der durchbrochene Helm erwächst. In halber Höhe des südlichen Thurmes ist der Glockenstuhl. Von Grunde auf ist ein Pfeiler emporgeführt, auf ihm ruhen die eisernen Träger, welche das Mauerwerk von den Schwingungen freihalten sollen. Mit hydraulischem Drucke ist die Riesenglocke hinauf gehoben worden, im darunterliegenden Gewölbe ist eine Lücke abgesteift, welche wieder aufgedeckt werden könnte, falls ein Hinablassen einmal nöthig werden sollte.

Die durchbrochenen Flächen des Helmes ähnlich denen des Freiburger Münsters wirken in der Nähe großartig. Durch die spitz auslaufenden acht Felder ist Maßwerk in stetig wechselndem Muster gebrochen. Die stark hervortretenden Rippen in den Ecken schließen sich unter der höchsten Spitze noch einmal zum Gewölbe. Die ausgebleiten Grundfugen der Quadern laufen wagerecht, sodaß der Druck der Massen nicht seitlich wirken kann. Achtundzwanzig blattförmige Krapfen steigen an den Außenkanten des Helmes bis zum Knauf unter der Kreuzblume. Die letztere steckt auf einem mächtigen eisernen Bolzen, welcher ins Innere hineinreicht, wo ein schwereres Gewicht die senkrechte Verankerung des ungeheuern Steingefüges bewirkt. Bis zu siebzig

Digitized by Google

Centnern wiegen die einzelnen Theile der Blume, welche die Dampfwinde an einem breiten Drahtgurte ſenkrecht zur Höhe zieht. Breite Schienengeleiſe vermitteln die Verſchiebung der Laſten auf den einzelnen Stockwerken.

Dem Laien ſchwindelt bei der Vorſtellung, wie die frei in die Luft ragenden Balkenſtrecken wieder herabzunehmen ſind, nicht minder auch wenn er die kupferne ſchmale Leiter betrachtet, welche neben dem Blitzableiter an der Außenfläche des Helmes emporgeführt iſt. Dieſe letztere wird nach Entfernung des Gerüſtes den einzigen Aufſtieg am Helme bilden, denn die Treppen endigen in den Eckthürmchen. Mancher Kölner Bürger wird in Zukunft ſeinem ungläubigen Söhnchen einen Mauervorſprung hoch oben in der Luft zeigen, auf dem der Vater einſt behaglich ſich niedergelaſſen hat, nämlich ſo lange das Gerüſt noch ſtand.

Herrlich iſt der Einblick in die Gliederung des Baues, den wir beim Hinaufſteigen gewinnen, bis der Stern auf dem Dachreiter tief unter uns bleibt. Die Ausführung der Bildhauerarbeit bleibt in gleicher Vollendung auch in den entlegenſten Theilen. Die Niſchen der Eckthürmchen ſind mit Figuren gefüllt. Auch da, wo ſie ſich gegen die Wände des Innenbaues richten, ſteht ein einſamer Heiliger in ſtiller Vergeſſenheit. Ueberall zeigt das Blattwerk die gleich ſorgfältig ausgearbeitete Aeſtelung. Der Bau iſt ein Kunſtwerk in allen ſeinen Theilen. Wie die Natur nicht fragt, ob das Auge des Beſchauers die feinſten Gewebe, die Ausſtattung der Organe bewundert, ſo erſcheint hier der Schmuck reich und fein vom erſten bis zum letzten Steine.

Literatur.

Zur politiſchen Geſchichte Islands. Geſammelte Aufſätze von Konrad Maurer, Prof. der nordiſchen Rechtsgeſchichte an der Univerſität zu München. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1880. — Ueber dem langjährigen Streite, der um das Recht der Herzogthümer Schleswig-Holſtein geführt wurde, iſt begreiflicherweiſe der Streit, den in derſelben Zeit die Inſel Island gegen den däniſchen Geſammtſtaat führte, wenig bei uns beachtet worden. Unſerer Theilnahme iſt er, ſo ermüdend ſein Verlauf war und dramatiſcher Momente entbehrend, doch ſchon deshalb würdig, weil er aus denſelben Gründen entſprang, aus dem berechtigten Widerſtande gegen das däniſche Grundgeſetz vom Juni 1849. Durch ein Vierteljahrhundert zog ſich dieſer Kampf fort, den ein armes, zerſtreut lebendes (60 000 Einwohner auf 1867 Quadratmeilen) doch zäh an ſeinem Rechte hängendes Volk gegen die däniſche Geſammtverfaſſung führte, bis er endlich durch eine Art Compromiß beigelegt wurde, indem das octroyirte Geſetz vom 2. Januar 1871 über die Stellung Islands im Reiche und das gleichfalls octroyirte Verfaſſungsgeſetz vom 5. Januar 1874 über Islands beſondere Angelegenheiten wenigſtens einen Theil der Volksforderungen bewilligten und den Anſpruch der Inſel auf ein eigenes Geſetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht anerkannten. Der Verfaſſer hat den Anlaß und den Gang des langen Streites, nach ſeiner ſtaatsrechtlichen und ſeiner finanziellen Seite in einer Reihe von Aufſätzen in der „Allgemeinen Zeitung“ und

in „Sybels historischer Zeitschrift" verfolgt, Aufsätze, die nun hier vereinigt sind, zugleich mit einer ansprechenden Lebensskizze des im December vorigen Jahres verstorbenen Jon Sigurdsson, des gelehrten Archivars und Geschichtskenners, der auch in jenem politischen Kampfe seiner Heimath der Führer der Rechtspartei war. Eine Uebersicht über die ganze wechselvolle Geschichte der Insel, auch über die isländische Literatur, giebt der Abschnitt „zum Jubelfeste Islands", welches im Jahre 1874 zur Erinnerung an die Besiedelung der Insel vor tausend Jahren gefeiert wurde. g.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand, herausgegeben von Dr. Johannes Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S. Neue Folge. Erster Band (der ganzen Reihe 35. Band). Jena, Gustav Fischer, vormals Friedrich Mauke. 1880. — Als Bruno Hildebrand zu Anfang der Sechziger Jahre aus Bern an die Universität Jena berufen wurde, bezeichnete er seine neue Wirksamkeit durch mehrere Gründungen von nicht geringem Verdienste: das statistische Bureau vereinigter thüringischer Staaten, in Verbindung damit das statistische und staatswissenschaftliche Seminar, namentlich aber die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Letztere begannen im Jahre 1863 zu erscheinen und gewannen im Laufe der Jahre immer festeren Boden in der Achtung der Fachgenossen des In- und Auslandes. Sie füllten in der That eine Lücke aus. Einerseits bestand damals nur die im Jahre 1844 in Tübingen begründete „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", welche ihrem Namen entsprechend das ganze Gebiet der Staatswissenschaften umschloß, wenn auch die ökonomischen Partien desselben regelmäßig im Vordergrunde standen. Bei dem wachsenden Stoffe, welchen Wissenschaft und Leben eben um jene Zeit in dieser Richtung zu Tage förderten, fehlte ein eigenes den ökonomischen Gegenständen specieller gewidmetes fachmäßiges Organ. Auf der andern Seite gab es schon damals specifisch volkswirthschaftliche Zeitschriften von mehr populärem oder ausgesprochenem Parteicharakter, wie denn namentlich zu jener Zeit die Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" von John Prince-Smith, Julius Faucher und Otto Michaelis ins Leben gerufen worden war; aber eben diese war niemals eine streng fachliche Zeitschrift, ein Archiv der wissenschaftlichen Forschung, sie war in erster Reihe eine der mannichfaltigen Formen für die freihändlerische Agitation jener immerhin begabten Männer.

Seitdem nun sind siebzehn Jahre verflossen und die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" haben eine Geschichte hinter sich; sie enthalten ein bedeutendes Stück derjenigen lebhaften Entwickelung, welche in diesen Jahren die deutsche Wissenschaft vom wirthschaftlichen und socialen Leben durchgemacht hat — auch ist B. Hildebrand selber einer von den Gelehrten gewesen, welche zu dieser Entwickelung in hervorragendem Maße beigetragen haben. Hildebrand starb im Anfange des Jahres 1878: sein Schüler und seit 1872 Mitherausgeber, Professor Johannes Conrad in Halle, hat seit jenes Tode die Herausgabe ganz in die eigne Hand genommen und, von einem außerordentlich tüchtigen Verleger unterstützt, hat er nicht nur das alte Unternehmen in würdiger Weise fortgeführt, sondern er hat dasselbe in ansehnlicher Weise fortschreitend erweitert, derart, daß gegenwärtig mit dem zweiten Halbjahre des laufenden Jahees 1880 eine abermals verstärkte „Neue Folge" anhebt, welche es sich zu besonderer Aufgabe macht, dem ungeheuer anschwellenden Materiale der wirthschaftlichen Gesetzgebung im Inlande, aber auch im Auslande, in seinen wesentlichen Erscheinungen mit wissenschaftlicher Kritik zu folgen. Wobei dann freilich die bisherigen Aufgaben der

Zeitschrift, die Fortbildung der Theorie, die Kritik der Literatur in eingehenden und in kurzen Anzeigen, u. s. w., unverändert festgehalten werden.

Der Charakter dieser Jahrbücher ist also zu gleicher Zeit für den praktischen Staatsmann, Verwaltungsmann, Abgeordneten, Gesetzgeber eben so wohl berechnet wie für den eigentlichen Fachgelehrten. Der Standpunkt ist, was zumal in den heutigen Zeitläuften von großer Bedeutung ist, ein schlechthin wissenschaftlicher, ein rein objectiver. Nicht irgend ein Parteiinteresse, nicht irgend ein Dogma wird darin vertreten, nur die wissenschaftliche Haltung, die unbefangene Untersuchung, der strenge Beweis, die nüchternen Gründe, der Dienst der Wahrheit ist dasjenige, worauf es ankommt.

Bis jetzt liegt ein Doppelheft der „Neuen Folge" vor, im Umfange von mehr als zweihundert großen Octavseiten. Regelmäßig soll jeden Monat ein Heft von etwa hundert Seiten erscheinen, jährlich zwei Bände zu sechs Heften. Der Inhalt des neuen Doppelheftes umfaßt erstens eine längere Abhandlung von Dr. Adolph Soetbeer über die hauptsächlichsten Probleme der Währungsfrage. Zweitens eine Reihe größerer Recensionen (namentlich eine von Erwin Nasse über das Werk von Carl Knies: Geld und Credit). Drittens unter der Rubrik „Nationalökonomische Gesetzgebung" die Fortsetzung einer längeren Arbeit über die indirecten Steuern in Oesterreich, dann einen größeren Aufsatz über die Wuchergesetzgebung in Deutschland und zwar zunächst deren ersten Artikel. Viertens Miscellen: die Reproduction einer italienischen Arbeit über ein bevölkerungsstatistisches Problem mit mathematischen Hilfsmitteln; dann eine kurze Untersuchung über die Bevölkerungsverhältnisse Spaniens im Mittelalter. Endlich eine bedeutende Anzahl von kurzen Kritiken eingesendeter Schriften.

Ludwig Keller, Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münster. Nebst ungedruckten Urkunden. Münster, Coppenrath. 1880. — Wer je in der ehrwürdigen Bischofsstadt Münster am Lambertikirchthurme die drei eisernen Körbe gesehen, in denen vor 350 Jahren die Leichname der hingerichteten Wiedertäufer Johann von Leiden, Knipperdollinck und Krechting allen Aufrührern und Ketzern zum warnenden Exempel festgebunden und emporgezogen wurden oder auf dem dortigen Rathhause die historischen Reliquien aus jenen Tagen sich hat zeigen lassen, der wird mit Vergnügen ein Buch zur Hand nehmen, das den Leser mit einer fließend geschriebenen, auf archivalischen Studien beruhenden „Geschichte der Wiedertäufer in Münster" bekannt machen will. Der Verfasser, königl. Archivar am Staatsarchive zu Münster, verfolgt in neun Kapiteln die Entwickelung, den Höhepunkt und Katastrophe des weltgeschichtlichen Dramas, das sich innerhalb der Mauern des alten Bischofssitzes abspielte, anhebend mit der Ausbreitung des Glaubens und der Lehren der ersten Täufer, der Verfolgung der Anhänger in Nordwestdeutschland bis zu ihren ersten Erfolgen in Münster, der Aufrichtung des neuen Jerusalems und der schließlichen Wiederherstellung der katholischen Kirche. Culturgeschichtlich interessant und lehrreich vor Allem für unsere Socialisten ist der Abschnitt, welcher die traurigen Folgen der Gütergemeinschaft und der vom Könige des neuen Jerusalems angestrebten praktischen Lösung der Frauenfrage schildert. Dem Buche sind fünfundvierzig Actenstücke zur Geschichte der Wiedertäufer in Münster beigefügt. K.

Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Die zehnjährige Wiederkehr des weltberühmten Passionsspieles

hat nicht blos auf die Schaulustigen aller Länder eine unerhörte Anziehungskraft ausgeübt, sie hat auch, dem Triebe unserer Zeit gemäß, zu wissenschaftlichen, antiquarischen Forschungen Veranlassung gegeben. Der Aufsatz in W. Roßmann's „Gastfahrten", die das geistliche Schauspiel des Mittelalters historisch verfolgt und dasselbe in Vergleich zum antiken religiösen Drama setzt, ist schon erwähnt worden. Roßmann hat auch die Geschichte des Oberammergauer Spieles von 1662 an bis auf die Gegenwart skizzirt. Von 1662 nämtlich datirt der älteste noch vorhandene bisher nicht veröffentlichte Text, der im Besitze der Verlegerfamilie Lang daselbst sich befindet. A. Hartmann ist es nun aber gelungen, die Geschichte dieses Textes viel weiter rückwärts zu führen, wodurch die Geschichte der altdeutschen Dramatik um ein ehrwürdiges Blatt bereichert wird. Er hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß dieser sogenannte älteste Text von 1662 nahezu aufgeht in zwei geistlichen Spielen, von denen das eine bis ins sechzehnte Jahrhundert, das andere bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückgeht. Das letztere ist erhalten in einer bis dahin unbekannt gebliebenen Handschrift der Münchener Bibliothek, die aus dem Stifte St. Ulrich und Afra in Augsburg stammt. Das andere ist das Passionsspiel von Sebastian Wild, eine selbständige Dichtung, die nur in ein paar äußerst seltenen Drucken vorhanden ist. Der Verfasser theilt diese beiden Texte mit; aus ihnen ist der Text von 1662 in der Art zusammengesetzt, daß eine besondere Wiedergabe desselben überflüssig ist. Ein letzter Abschnitt handelt über das in Handschriften der Münchener Bibliothek erhaltene Weilheimer Passionsspiel von J. Aelbl, das man früher mit Unrecht für den ältesten Oberammergauer Text hielt, aus dem aber allerdings Einzelnes von den Oberammergauern in ihr Spiel herübergenommen ist. g.

Brahm, O., Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts. Straßburg, Trübner. — Den Mittelpunkt dieser sehr fleißigen und gründlichen Arbeit bilden die Studien des Verfassers über Joseph August von Törring, den Verfasser des einst viel berühmten Trauerspieles „Agnes Bernauerinn", welches, wenn schon das deutsche Ritterdrama unter dem unmittelbaren Einflusse von Goethe's „Götz" ins Leben getreten war, doch als die eigentliche Veranlassung der zahlreichen Ritterdramen des vorigen Jahrhunderts zu betrachten ist. An eine eingehende Untersuchung über Törring's Leben und Dichten schließen sich gute Bemerkungen über die ersten Wirkungen des Götz, über andere bairisch- und deutsch-patriotische dramatische Dichtungen, über die Ritterdramen nach Törring an, wobei vieles bisher unbeachtet Gebliebene zur Sprache kommt. Die Erörterungen über die in den einzelnen Dramen verwendeten Motive, die Zählungen und Rechnungen gehen vielleicht etwas zu sehr ins Minutiöse und aus der Uebereinstimmung verschiedener Dichter im Gebrauche so natürlicher und naheliegender Motive, wie z. B. „Erzwungene Ehe", „Kerker" und dergleichen auf eine Abhängigkeit des einen Dichters vom andern zu schließen, dürfte doch etwas bedenklich sein. Dessenungeachtet wird jeder Leser dem Verfasser für den Haupttheil seiner Arbeit, wie auch für die Beilagen dankbar sein müssen, in welchen letzteren die hauptsächlichsten Tendenzen und Lieblingsideen der Dichter der Genieperiode, sowie eine Anzahl sehr beachtenswerther stilistischer Eigenthümlichkeiten der Stürmer und Dränger erörtert werden. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 19. August 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 35.

Inhalt:

	Seite
Goethe und die Musik. Von W. Lang	313
Aus Unteritalien. Von G. Kaibel	326
Goethe und Zacharias Werner	335
Die Krisis der nationalliberalen Partei	336
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Die belgischen Jubeltage	341
Literatur:	
Sarmaticus, Der polnische Kriegsschauplatz. Heft I.	343
Berichtigung	344

Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Goethe und die Musik.

Am 14. Februar 1779 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenien daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht 10 Stunden geschlafen habe . . . Gute Nacht Liebste. Musik hab ich mir kommen lassen die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Und acht Tage später am 22. Februar: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber: Eine Scene soll sich heute absondern denk' ich, drum komm' ich schwerlich. Gute Nacht.“

Besäßen wir auch nur diese zwei Selbstzeugnisse, so wüßten wir, daß dem Dichter die Musik mehr gewesen ist als ein angenehmer Zeitvertreib, mehr als ein flüchtiges Genießen.

Nicht ununterbrochen, und nicht immer mit gleich starker Neigung hat Goethe die Musik gepflegt, doch immer wieder taucht aus anderen Beschäftigungen und Arbeiten auch diese Kunst auf und will ihr Recht. Es kommen Pausen, längere Stockungen vor, aber er empfindet es lebhaft, wenn er „diesem herrlichen Kunst- und Naturelement“ lange Zeit entfremdet ist, wenn er einen Genuß entbehren muß, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt“, und nach solcher Entbehrung genießt er dann doppelt, was ihm die Stunde bringt. Von der Jugend bis ins höchste Alter verstreut, liegen die Zeugnisse für seine Theilnahme an musikalischen Genüssen, gepaart mit Nachdenken und Studium, vor. Als Leipziger Student bewundert er im Großen Concert die Schmehling und Corona Schröter, beiden gleichen Beifall schenkend, „indem bei der einen die Kunstliebe, bei der anderen das Gemüth in Betrachtung kam“, und als er am Weimarer Hofe sich befestigt hat, ist es eines seiner ersten Anliegen, Corona eben dahin zu ziehen. In Frankfurt versetzt ihn das Clavierspiel des Jugendfreundes Ph. Chr. Kayser in Entzücken, mit ihm verhandelt er Jahre lang seine Absichten auf Begründung einer deutschen Oper, ihn zieht er selbst nach Rom, „so wird sich denn auch noch

Digitized by Google

die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen". Dort hat er mit dem Freunde den engsten Verkehr unter musikalischem Treiben aller Art; in einem Briefe an den Herzog gesteht er: „durch ihn genieße ich auch erst die hiesige Musik, weil sich doch nichts in der Welt ohne wahre innere Kenntniß recht genießt".

Ernstere musikalische Studien, in einem gewissen Zusammenhange, sehen wir ihn doch erst in der späteren Zeit betreiben, als seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen immer mehr ins Encyklopädische gingen. Im Anschlusse an die Farbenlehre reizen ihn auch die Probleme der Tonkunst. Fruchtbar wird jetzt der Verkehr mit Zelter, der als musikalischer Beistand des Dichters eben so Reichardt ablöst, wie dieser Kayser abgelöst hatte. Vom Jahre 1807 beginnen, weil Goethe lebhaft empfindet, daß er bisher nicht zu musikalischem Genusse „in einer gewissen Folge" hatte gelangen können, die wöchentlichen Aufführungen geistlicher Gesänge in seinem Hause, gleichfalls unter dem Rathe und der Beihilfe des Berliner Freundes. Welchen Eindruck Händel, Bach, Mozart auf ihn gemacht haben, darüber sind zahlreiche Aeußerungen aufbewahrt; dagegen hat er sich mit dem aufgehenden Gestirne Beethoven's bekanntlich nicht mehr zu befreunden vermocht. Um Bach recht kennen zu lernen, flüchtete er zuweilen nach dem nahen Berka, wo ihm der Organist und Brunneninspector Fr. H. Schütz die Sonaten des Meisters vorspielte. In den Annalen findet sich darüber eine Aeußerung aus dem Jahre 1814. Und Ende des Jahres 1818 bringt er drei Wochen in diesem musikalischen Asyle zu, um durch tägliche Anhörung von Musik sich zu der Gelegenheitsdichtung anzuregen, die er damals zu Ehren der Anwesenheit der Wittwe des Kaisers Paul, Maria Feodorowna, schrieb. Daß er sich für die Compositionen seiner Dichtungen interessirte, würde begreiflich sein, auch wenn er der Musik überhaupt gegenüber sich spröde verhalten hätte, aber es ist bezeugt, daß ihm der Vortrag seiner Lieder, Reichardt'scher und Zelter'scher Compositionen, wiederholt tief die Seele berührte: im Verkehre mit Marianne—Suleika hat ihn nicht am wenigsten die Gabe seelenvollen Gesanges angezogen. Doch am stärksten und zugleich wohlthätigsten empfand er die Macht der Töne im Jahre 1823, als den Vierundsiebzigjährigen die heiße Leidenschaft für Ulrike von Levezow ergriffen hatte. Ganz in die Musik sich einwühlend, fand er die Kraft der Entsagung. Die „Himmlische" half ihm die herzzerschneidende Trennung ertragen. Der Gesang der Milder und das Klavierspiel der Szymanowska falteten ihn auseinander „wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt". Dankbar rühmt er dem Freunde Zelter „die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen", und in ergreifenden Versen preist er die Kunst, die „beklomm'nes Herz, das allzuviel verloren, beschwichtigt", preist er „den Götterwerth der Töne wie der Thränen". Bis ans Ende

bleibt ihm muſikaliſche Anregung Bedürfniß. Man kennt nicht den ganzen Goethe, wenn man nicht dieſes Kapitel kennt. Noch ſein letztes Lebensjahr empfängt durch das Verhältniß zum jungen Mendelsſohn-Bartholdy, den Meiſter Zelter ihm zugeführt hatte, einen ſtarken und glückhaften Schimmer.

Dann aber, ſo entſchieden dieſes Bedürfniß iſt und ſo mannichfaltig es ſich äußert, zeigt ſich doch die muſikaliſche Begabung Goethe's als eine beſchränkte. Nur iſt es nicht leicht, die Grenze aufzufinden und zu definiren. Das Problem wird erſchwert durch das eigenthümliche Weſen der Tonkunſt. Sie wirkt durch die geringſten äußeren Mittel, kommt ganz aus dem Innern heraus, iſt anſcheinend ſtofflos: eben damit iſt ſie die leichteſte und wieder die ſchwerſte Kunſt, die populärſte und zugleich die intimſte. Keine der muſiſchen Uebungen öffnet ihre Vorhalle ſo leicht dem Dilettanten, keine ſtößt ihn ſo unbarmherzig von ihren Geheimniſſen ab. Ihre Schriftſprache iſt dem Ungelehrten ein Buch mit ſieben Siegeln. Für das Verſtändniß des Weſens, der Bildung, der Zuſammenſetzung und Folge der Töne bedarf es einer ganz beſondern Organiſation. Große Empfänglichkeit für die Wirkungen der Tonwelt kann verbunden ſein mit gänzlicher Ignoranz gegenüber einer geſchriebenen Partitur, auch die fertige Uebung in der Kunſt kann ohne die entſprechende Erkenntniß ſein, und ſelbſt wer mit Anſtrengung in das Theoretiſche einzudringen verſucht, wird, wofern ihm jene ſpecifiſche Anlage abgeht, nicht bis ins Allerheiligſte vorzudringen vermögen. Nirgends iſt der Liebhaber von dem Kenner durch eine ſo ſchwer überſteigliche Schranke geſchieden. Dieſer Schranke war ſich Goethe ſehr entſchieden bewußt. Er empfand ſie als einen Mangel. Er erfuhr an ſich die mächtigſten Wirkungen von der Muſik und es wollte ihm nicht glücken, über die Gründe dieſer Wirkungen die gewünſchte Klarheit zu gewinnen. Wiederholt hat Goethe über ſeine unmuſikaliſche Organiſation Klage geführt oder doch bekannt, daß die Muſik ihm im Ganzen ein fremdes Gebiet ſei. „Ich habe mich nun," ſchreibt er im April 1805 an Schiller, „über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freilich in das weite und breite Feld der Muſik. Ich will ſehen, nur einige Hauptlinien durchzuziehen und ſodann ſobald als möglich aus dieſem Reiche, das mir doch ſo ziemlich fremd iſt, wieder herauszukommen." Als Eckermann aus Anlaß der Schweizerreiſe vom Jahre 1797 bemerkt, daß Goethe auf dieſer Reiſe an Allem Intereſſe genommen und Alles aufgefaßt habe, erhält er zur Antwort: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bey einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt." An Zelter ſchreibt er im Juni 1805: „Ich kenne Muſik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und alſo nur im Allgemeinen"; „ich Ton- und Gehörloſer" klagt er in einem Briefe aus dem Jahre 1820.

Digitized by Google

Auf der einen Seite alſo ein ſo tiefes Bedürfniß nach Muſik, daß nach einem Worte Riemer's die Tonkunſt und die Bildkunſt „die nothwendigſten Organe ſeines Weſens" waren. Ja einmal kommt es über ihn auf einem einſamen Ritt, daß er zu einem geiſtlichen Texte die Melodie aus ſeinem Innern auftauchen fühlt, die er feſtzuhalten und in Geſtalt zu bringen verſucht; ein „Nachtwandeln", wie er treffend dieſes halbbewußte Betreten eines ihm fremden Gebietes nennt. Auf der andern Seite das Bewußtſein, daß er vor Räthſeln ſteht, in die er nicht einzudringen vermag. Beide Seiten muß man im Auge behalten. Der Zwieſpalt iſt vorhanden; Goethe ſelbſt hat ihn mit ungemeiner Ausdauer zu überwinden getrachtet.

Bei Anhörung von Tonwerken geſchah es leicht, daß ſeine Einbildungskraft in Bewegung geſetzt wurde. Dem Dichter ſtieg durch das Gehörte ein Bild, eine Scene vor die Anſchauung. An einer modernen Compoſition, bei der die Technik auf das höchſte geſteigert war, tadelte er, daß ſolche Sachen „über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus gehen," daß man ihnen „aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen" könne. „Doch das Allegro," fuhr er gegen Eckermann fort, „hatte Charakter. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksberges vor Augen und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponiren konnte." Mendelsſohn erzählt vom Jahre 1830: „Ueber die Ouverture von Seb. Bach aus D dur mit den Trompeten, die ich ihm auf dem Clavier ſpielte, ſo gut ich konnte und wußte, hatte er eine große Freude: ‚im Anfange gehe es ſo pompös und vornehm zu, man ſehe ordentlich die Reihe geputzter Leute, die von einer großen Treppe herunterſtiegen'." Doch dieſe nothdürftige Anleihe bei ſeiner Phantaſie, dieſe Ueberſetzung des muſikaliſchen Eindruckes in das Maleriſche genügt ihm keineswegs. Vielmehr mit dem Begriffe will er in die dunkle, anziehende Region eindringen. In dem ſchon berührten Briefe an Zelter vom 2. Mai 1820 ſchreibt er nach einigen Reflexionen über Tonmalerei: „Und ſo verwandle ich Ton- und Gehörloſer, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deßhalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß ſich einzurichten wiſſen." Hier erſcheint ihm das unentbehrliche Medium der Erkenntniß, der mühſam erworbenen theoretiſchen Begriffe, als eine Beeinträchtigung und Schmälerung des Genuſſes; in demſelben Sinne war das Wort geſprochen, daß er die Muſik „mehr durch Nachdenken als durch Genuß" kenne; Aeußerungen, die charakteriſtiſch ſind für die ſpätere Zeit, als er ſich wirklich in die Theorie der Muſik einließ. In Rom, im Umgange mit Kayſer, zu einer Zeit, da ſein Intereſſe an der Muſik ſozuſagen noch ein naiveres war, hatte er empfunden, daß „man in der Welt ohne wahre innere Erkenntniß nichts recht genießen könne". Damals fing er aber auch ſchon an, vor-

Digitized by Google

nehmlich von der Geschichte der Musik aus den Weg zu ihrem Verständniß zu suchen. Der Jugendfreund, mit dessen Ankunft ein so lebhaftes musikalisches Treiben in der Casa Goethe eingezogen war, sah sich fleißig in den Bibliotheken um nach alten musikalischen Schätzen, er betrieb ernsthaft das Studium der Musikgeschichte, und Goethe nahm gleichfalls seinen Theil daran, wenigstens so weit, daß er sich den Genuß der Passions- und Ostermusiken in St. Peter dadurch vertiefte. Durch Kayser ließ er sich den Sinn für „diese Sachen" aufschließen; sie pflegten zu Hause am Klavier eifrig die Partituren mit einander durchzunehmen.

Von da an blieb Goethe eine entschiedene Vorliebe für ernste geistliche Musik, während bisher sich seine Liebe zur Musik „nur auf theatralische Exhibitionen eingeschränkt" hatte (Italienische Reise, November 1778). Noch im Alter bekennt er, daß Händel und insbesondere dessen „Messias" es gewesen, der ihn schon frühe „an die ernsteste Tonkunst herangeführt". Er ist mit Zelter, als dieser auf Mittel zur Hebung des gesunkenen Kunstgeschmackes sinnt, darin einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sei, und er würdigt zugleich die ethisch-religiösen Gründe, die das Eintreten des Staates rechtfertigen, „dem nichts wünschenswerther sein müßte als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist."

Und eben so blieb ihm der Sinn für das Geschichtliche auch auf diesem Gebiete. In den Anmerkungen zu dem Gespräche „Rameau's Neffe" knüpft er an die musikalische Krisis in Paris um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an und giebt in wenigen Sätzen eine treffende Charakteristik von italienischer und nordischer Musik: bei den Italienern werde die Musik als eine selbständige Kunst gepflegt, die man in sich selbst ausbilde, ausübe und durch den verfeinerten Sinn genieße; dort ergötze man sich an der bloßen Bewegung, befleißige sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie; dagegen der Nordländer setze sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft und bearbeite sie dergestalt, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, hier wetteifere der Musiker mit dem Dichter im Ausdrucke der Empfindung und Leidenschaft.

Besonders charakteristisch, ja, sein Verhältniß zur Musik geradezu erschöpfend, ist, was Goethe nach dem letzten Besuche Felix Mendelssohn's am 3. Juni 1830 an Zelter schreibt: „Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig, da ich fand, mein Verhältniß zur Musik sei noch immer dasselbe; ich höre sie mit Vergnügen, Antheil und Nachdenken, liebe mir das Geschichtliche; denn wer versteht irgend eine Erscheinung, wenn er sich nicht von dem Gang des Herankommens penetrirt?" In diesen Worten liegt in der That

Digitized by Google

Alles, was für Goethe die Muſik war: ein ſympathiſcher, anregender Genuß, und ein Gegenſtand des theoretiſchen wie des hiſtoriſchen Studiums. Das hiſtoriſche Intereſſe drängte ſich ihm um ſo mehr auf, als er wahrnahm, daß er Zeitgenoſſe eines bedeutenden Aufſchwunges und Fortſchrittes der Tonkunſt war, in ſeiner Art ſo bedeutend als der gleichzeitige Aufgang der Literatur. Er iſt unerſättlich, von Mendelsſohn ſich vorſpielen zu laſſen, weil er ſo lange keine Muſik gehört, „nun hätten wir die Sache immer weiter gebracht und er wiſſe nichts davon". Jeden Vormittag nahm er eine Muſikſtunde. Die beſtand darin, daß Felix ihm ein Stündchen Stücke von allen großen Componiſten nach der Zeitfolge vorſpielen und erklären mußte, wie ſie die Sache weiter gebracht hätten. „Dazu ſaß er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzte mit den alten Augen." Eben ſo hatte er ſich in Berka vom Inſpector Schütz täglich drei bis vier Stunden vorſpielen laſſen, „und zwar auf mein Erſuchen nach hiſtoriſcher Reihe: von Sebaſtian Bach bis zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch, auch Duſſek und dergleichen mehr". Deutlich erkennt man zugleich, wie er eine ſolche ſich darbietende muſikaliſche Gelegenheit möglichſt auszunützen befliſſen iſt. Er nimmt für lange Zeit ſeinen Bedarf an Muſik zu ſich, weil er weiß, daß wieder Pauſen kommen und daß es doch ein Gebiet iſt, in dem er ſich, von anderen Beſchäftigungen bedrängt, nur zeitweiſe, gaſtweiſe aufhalten darf. Aus den Worten, mit denen er die Anzeige von Kayſer's Ankunft in Rom begleitet: „ich ſehe, man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte," lieſt man faſt eine Art Entſchuldigung für nichtgehaltene Vorſätze heraus: wenige Tage zuvor hatte er das Bedürfniß, ſeine Arbeit einzuſchränken, ausgeſprochen. Wirklich ſehen wir das Intereſſe Goethe's an der Muſik, ſo leidenſchaftlich es zu Zeiten hervorbricht, doch nie zu einem planmäßig verfolgten werden, es bleibt intermittirend; in den Annalen, wo ſo ſorgfältig über die Studien aller Art Buch geführt wird, iſt auffallend ſelten von muſikaliſchen Dingen die Rede.

Eine erſchöpfende Unterſuchung von Goethe's Verhältniß zur Muſik fehlt noch. Ein Beitrag findet ſich in Düntzer's Aufſatz: „Goethe's Tonlehre und Chriſtian Heinrich Schloſſer" (Aus Goethe's Freundeskreiſe. Braunſchweig 1868). Am meiſten iſt W. von Bock*) in die Tiefe gegangen; vollſtändig iſt auch er nicht, zudem ſtört die ſehr ungelenke Sprache. Ganz ohne Werth für die Weiterführung des Problemes iſt die kürzlich erſchienene Schrift des Franzoſen Adolphe Jullien**). Es iſt zwar ein ganz liebenswürdiges, friſch-

*) Goethe in ſeinem Verhältniſſe zur Muſik. Von W. von Bock. Berlin, F. Schneider u. Co. 1871.

**) Goethe et la musique. Par Ad. Jullien. Paris, G. Fischbacher. 1880.

Digitized by Google

geschriebenes Buch, voll von warmer Verehrung für unsern Dichter, ohne doch schwülstig zu werden, und es thut immer wohl, heutzutage das Buch eines Franzosen zu finden, das sich mit deutschen Dingen beschäftigt und nicht in den bekannten Ton der „Revue des deux mondes“ verfällt. Allein es ist mit einer bedauerlichen Unkenntniß des Gegenstandes verfaßt. Dieser französische Musikschriftsteller hat trotz seiner Beschäftigung mit Goethe keine Ahnung davon, wie ernst und vielseitig der Dichter von musikalischen Fragen berührt worden ist. Er beschränkt sich darauf, seinen Landsleuten von dem Verhältnisse Goethe's zu Zelter und namentlich zu Mendelssohn zu erzählen, von den musikalischen Aufführungen, die in Goethe's Hause unter Eberwein's Leitung stattfanden, und eine Anzahl von Urtheilen Goethe's über musikalische Werke anzuführen und zu commentiren; das Alles aber ohne sich in den Quellen umzusehen, die er blos aus zweiter Hand und auszüglich kennt. So wenig wie die Mendelssohnbriefe hat er den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel zu Gesicht bekommen. Sonst würde er auch von den musiktheoretischen Studien Goethe's wissen und könnte nicht immer wieder auf den Satz zurückkommen, daß Goethe nur eine admiration presque de convenance für die Tonkunst gehabt habe, von den großartigsten Tonschöpfungen nicht wirklich bewegt worden sei, daß von allen Künsten die Musik seinem Geiste am wenigsten Genüsse gebracht habe, daß sie ihm bloße Verstandessache gewesen, daß er ihr im Grunde kalt und gleichgiltig gegenüber gestanden sei. Der Verfasser nennt es sogar eine Ironie des Schicksals, daß gerade ein für die Schönheiten der musikalischen Kunst so unempfänglicher Dichter eine ganze Reihe von Tonkünstlern zu den bewunderungswürdigsten Schöpfungen begeistert habe. Mit diesen Tonkünstlern beschäftigt sich dann der zweite und umfangreichere Theil des Buches. Es wird hier eine Uebersicht über die musikalischen Werke versucht, die sich an Goethe'sche Texte anschlossen. Vollständig ist auch dieser Theil nicht; gerade diejenigen Componisten, die Goethe persönlich näher standen, sind vernachlässigt. Der Preis wird Robert Schumann zuerkannt für seine Compositionen zum Faust und zu Wilhelm Meister, wie denn Herr Jullien sein Buch auch Clara Schumann zugeeignet hat.

Was über das Verhältniß Goethe's zu dem Jugendfreunde Kayser zu erheben und von dem Briefwechsel bisher zu erlangen war, hat Dr. Burckhardt zusammengestellt und ans Licht gegeben.*) Die Briefe der Beiden drehten sich, wie man weiß, vornehmlich um die Composition der Liederspiele, mit denen Goethe dem musikalischen Drama der Deutschen einen Anstoß geben wollte, bis ihm mit dem Erscheinen von Mozart's Entführung aus dem

*) Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser. Von C. A. H. Burckhardt. Leipzig, Grunow. 1879.

Digitized by Google

Serail plötzlich klar wurde, daß hiermit alle jene Versuche todtgeschlagen seien. Die Art, wie der Dichter mit dem Componisten verkehrte, zeigt, wie ergebnißlos auch Alles zuletzt war, doch den Ernst und das Verständniß, die Goethe auch für die musikalische Seite der Oper hinzubrachte. Fast noch mehr aber giebt sich sein musikalischer Sinn in ein paar trefflichen Gleichnissen kund, die in seine Briefe eingestreut sind. So z. B. wenn er dem Componisten am 20. Juni 1785 schreibt: „Folgen Sie übrigens Ihrem Herzen und Gemüthe. Gehen Sie der Poesie nach wie ein Waldwasser den Felsrinnen, Ritzen, Vorsprüngen und Abfällen und machen die Caskade erst lebendig." Was er später einmal an Zelter schreibt, der Operntext soll ein Carton sein, den erst der Componist auszuführen habe, ist ein Gedanke, der auch schon in einem Briefe an Kayser vom 23. Januar 1786 ausgesprochen wird: „Die Zeichnung ist bestimmt, aber das ganze Helldunkel, insofern es nicht auch schon in der Zeichnung liegt, die Farbengebung bleibt dem Componisten. Es ist wahr, es kann in die Breite nicht ausweichen, aber die Höhe bleibt ihm bis in den dritten Himmel." Ein anderes Bild braucht er in dem Briefe vom 5. Mai 1786: „Der Dichter eines musikalischen Stückes, wie er es dem Componisten hingiebt, muß es ansehen wie einen Sohn oder Zögling, den er eines neuen Herrn Dienste widmet. Es fragt sich nicht mehr, was Vater oder Lehrer aus dem Knaben machen wollen, sondern wozu ihn sein Gebieter bilden will, glücklich, wenn er das Handwerk besser versteht als die ersten Erzieher." Hätte Herr Jullien solche Aeußerungen gekannt, so würde er sich wohl besonnen haben, ehe er Sätze niederschrieb wie den, daß Goethe, trotz seiner Bewunderung für einzelne Meister, für die Musik keine so große Achtung besessen habe wie für die Schöpfungen der Malerei oder der Sculptur. So hoch stand sie in seiner Achtung, daß er in der „pädagogischen Provinz" in den Wanderjahren eben die Musik zur Grundlage und zum Elemente der Erziehung machte, „denn von ihr laufen gleich gebahnte Wege nach allen Seiten" — was an die Hellenen erinnert, denen die Musik eine Staatsangelegenheit war.

Die theoretischen Musikstudien Goethe's sind in der Schrift von Bock eingehend verfolgt und erläutert. Goethe fand den Weg zur Musiktheorie von Seiten der Farbenlehre. Die Optik führte ihn zur Akustik. Die erste bezeichnende Stelle findet sich in einem Briefe an Reichardt aus dem Jahre 1791. Diesem empfahl er sein optisches Wesen und Treiben und setzte die Aufforderung hinzu, er möge mit ihm die Akustik angreifen; sie müßten sich darüber vereinigen und jeder von seiner Seite arbeiten. Der Parallelismus der Erscheinungen beider Gebiete, der Farben und der Klänge, der sich schon in verschiedenen Ausdrücken des Sprachgebrauches kundgiebt,

Digitized by Google

wie Farbentöne, Klangfarben, Tonfiguren u. ſ. w.*) hat Goethe damals und ſpäter wiederholt beſchäftigt. Als im Jahre 1803 der böhmiſche Akuſtiker Chladni nach Weimar kommt, nutzt er deſſen Theorien in ſeiner Weiſe und fügt, indem er dies an Schiller meldet, hinzu: es treffe ſich glücklich, daß auch Zelter erwartet werde, „auch hatte ich eben die Farbenlehre einmal wieder durchdacht, und finde mich durch die in ſo vielem Sinne kreuzenden Bezüge ſehr gefördert". Als im Jahre 1810 die Farbenlehre erſchien, war ein eigenes Kapitel „Verhältniß zur Tonlehre" eingefügt. In den Annalen, Jahr 1815, findet ſich nach Erwähnung der Verhandlungen mit A. Seebeck in Frankfurt über chromatiſche Fragen bemerkt: „die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen". Die entoptiſchen Farben, die er durch Seebeck kennen lernte, hat er ſpäter mit den durch Chladni entdeckten Klangfiguren in Parallele geſetzt, um darzuthun, „daß dieſe äußern, auffallenden Erſcheinungen ein gewiſſes inneres Verhältniß und in der Entſtehungsart viel Uebereinſtimmung haben".

Das Jahr 1810 bezeichnet, wie Bock ſagt, „den Höhepunkt in Goethe's muſikverſtändiger Entwickelung". Dieſem Jahre gehört nämlich auch jenes Schema an, das er ſich zum Zwecke der Selbſtverſtändigung über die geſammte Muſiktheorie anfertigte, jene bekannte Tabelle, die er, nachdem ſie ihm lange Jahre aus dem Auge gekommen war, am 9. September 1826 an Zelter überſchickte. Ob Goethe mit dieſer Tabelle eine rationelle haltbare Eintheilung gefunden hat, mag dahingeſtellt ſein; das Intereſſantere iſt, daß er überhaupt das Bedürfniß hatte, ſich Klarheit über das ganze Gebiet zu verſchaffen, indem er ſich ein Fachwerk conſtruirte, worin er die Erſcheinungen unterbringen konnte. Die Ueberſendung an Zelter begleitete er mit den Worten: „die Tabelle der Tonlehre iſt nach vieljährigen Studien und, wenn Du Dich erinnerſt, nach Unterhaltungen mit Dir, etwa im Jahre 1810 geſchrieben. Ich wollte den Forderungen an einen phyſikaliſchen Vortrag keineswegs genug thun, Umfang und Inhalt mir ſelbſt aber klar machen und andern andeuten; ich war auf dem Wege in dieſem Sinne die ſämmtlichen Capitel der Phyſik zu ſchematiſiren .... Kann zu deſſen Vollſtändigkeit etwas beygetragen werden, ſo wird es mich erfreuen. Die Methode der Aufſtellung mag zugegeben werden." Und am 11. October 1826: „Verſäume ja nicht zu der überſendeten Tabelle ſchriftlich zu weiſſagen. Du ſiehſt ihr den Ernſt an, wie ich dieſes ungeheuere Reich wenigſtens für die Kenntniß zu umgränzen verſucht habe. Jedes Kapitel, jeder Paragraph deutet auf etwas prägnantes; die Methode des Aufſtellens kann man gelten

*) Man darf hier auch an „Ein erklingend Farbenſpiel" erinnern in „Wiederfinden" (Buch Suleika). Vergl. übrigens, was Karl Köſtlin, ein muſikaliſch gebildeter Philoſoph, in ſeiner Aeſthetik S. 503 ff. über jenen Parallelismus ausführt.

Digitized by Google

lassen, sie war von mir gewählt, weil ich sie der Form nach meiner Farbenlehre anzuähnlichen gedachte. Noch manches andere hatte ich vor, das aber bei dem velociferischen Leben seitwärts zurückblieb." Dazu noch die resignirte Bemerkung: „man sollte sich bey Zeiten sagen, daß alles zu vermeiden räthlich ist was man sich nicht im Genuß aneignen, noch weniger productiv, sich selbst und andern zur Freude, bethätigen kann." Und in ähnlichem Sinne drei Jahre später, im April 1829: „Ich freue mich meiner Tabelle als eines zwar nackten, aber wohlgegliederten Skelettes, welches der echte Künstler allein mit Fleisch und Haut überkleiden, ihm Eingeweide geben und ins Leben praktisch und denkend einführen mag. Ich sehe dadurch auf eine wunderſame Weise in eine Region hinüber, in welcher ich nicht einmal genießen, geschweige denn genießend denken sollte."

Die interessanteste und wichtigste Streitfrage, die im Verkehre mit Zelter verhandelt wurde, war die nach dem Ursprunge und Wesen der Molltonart. Im Jahre 1808 und nach langer Pause wieder im Jahre 1831*) nimmt der Briefwechsel die Discussion hierüber auf. Goethe tritt hier dem Fachmanne mit einer Selbstgewißheit entgegen, die der Ausfluß einer noch mehr durch Intuition, als durch Untersuchung gewonnenen starken Ueberzeugung ist. Er geht von der Thatsache aus, daß der Mollaccord vom Ohre als harmonisch empfunden wird, folglich hat dieser ein ebenso gutes Recht als der Duraccord. Goethe verwirft demnach die ältere Ansicht, daß die diatonische Tonleiter, weil durch das Experiment der Theilung der Saite erscheinend, eine Gabe der Natur, der Mollton dagegen eine künstliche Erfindung sei. Es ist ihm vollkommen deutlich, daß von Natur im Grunde weder die große noch die kleine Terz gegeben ist, sondern daß erst die Kunst die zerstreuten Elemente der Tonwelt zu Accorden ordnet. Nicht das Experiment mit der leblosen Saite ist das Entscheidende, sondern der physikalische Apparat des lebendigen Menschen. „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und blos in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will .... Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren

*) Auch in einem Briefe vom 6. September 1827 wird das Mollproblem erwähnt und Zelter um Mittheilung darüber ersucht: „es käme gerade zur rechten Zeit; ich habe mit Riemern auch darüber etwas ausgesonnen, das will ich dictiren, zusiegeln und Deine Sendung abwarten, alsdann aber sogleich abschicken."

Digitized by Google

muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können?" So im Jahre 1808. Und unmittelbar daran anschließend im Jahre 1831: „Nun erinnerst Du Dich wohl, daß ich mich der kleinen Terz immer leidenschaftlich angenommen und mich geärgert habe, daß Ihr theoretischen Musikhansen sie nicht wolltet als ein donum naturae gelten lassen. Wahrhaftig, eine Darm- und Drahtsaite steht nicht so hoch, daß ihr die Natur allein ausschließlich ihre Harmonien anvertrauen sollte. Da ist der Mensch mehr werth, und dem Menschen hat die Natur die kleine Terz verliehen, um das Unnennbare, Sehnsüchtige mit dem innigsten Behagen ausdrücken zu können. Der Mensch gehört mit zur Natur, und Er ist es, der die zartesten Bezüge der sämmtlichen elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln und zu modificiren weiß .... dies magst Du verzeihen. Ich bin hierüber neuerlich aufgeregt worden, und ich mögte Dir vor allem Kenntniß geben, wo ich hartnäckig verharre, und warum." Zelter hat so stark ausgesprochenen Argumenten gegenüber seinen Widerspruch nicht aufrecht erhalten. Der Fachmann hat sich in diesem wichtigen Stücke vom Dilettanten belehren lassen.

Daß Goethe's Ansicht vom Wesen der Musik mit der Theorie Schopenhauer's verwandt ist, daß seine Forderung naturwissenschaftlicher Analyse, sein Hinweis auf das Ohr als den „größten und genauesten physikalischen Apparat" auf die Entdeckungen von Helmholtz vorausdeutet, daß endlich seine Theorie der Molltonart im Wesentlichen die Erklärung des gelehrtesten neueren Musiktheoretikers, Moriz Hauptmann, vorausnimmt, das Alles ist in der Schrift von Bock einleuchtend dargethan. Hauptmann legt nicht nur gleichfalls gegen die Läugnung der Begründung des Mollaccordes in der Natur Protest ein, er erklärt auch die Entstehung beider Tonarten fast mit den gleichen Worten wie Goethe in der 1810 aufgesetzten Tabelle, indem er nämlich von einem positiven und negativen Verhalten der akustischen Bestimmungen, einem activen und passiven Principe redet, ebenso wie Goethe den Begriff der Polarität für die Tonkunst sowohl als für die Farbenlehre angewandt hat. Und wenn auch dahingestellt sein mag, ob hiermit mehr als Bild, Gleichniß, Analogie gefunden ist für Verhältnisse, die sich dem Begriffe mehr oder weniger entziehen, so bleibt es doch bezeichnend, daß auch der größte Harmonielehrer unserer Zeit nicht anders und nicht tiefer dem Probleme hat beikommen können, als dies schon Goethe mit seinem freilich durch Nachdenken und Experimentiren geschärften Ahnungsvermögen gelungen ist.

Daß man auch in der Musik zuletzt stets auf einen Punkt stößt, wo das innere Verhältniß „immer von uns nur geahnt werden kann", das hat Goethe wiederholt ausgedrückt. Darum bescheidet er sich gerne, ohne ein

Digitized by Google

abschließendes Wort zu wagen, „das Uebrige frommen und richtigen Gefühlen, so wie einsichtigen Gedanken überlassend." Und ein anderes Mal: „Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experimente bringen läßt." Musik war ihm etwas Elementares, unmittelbar göttlichen Ursprunges. Es war mehr als Bild, wenn er an die Bachstudien beim Cantor in Berka zurückdenkend den Eindruck der Werke jenes Meisters in die Worte faßt: „Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte." Es war in ihm eine pythagoreische Ahnung des mystischen Wechselverhältnisses zwischen der Musik und dem Universum. Unter der allmählichen Leitung des Freundes Zelter „die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes" in sich aufzunehmen, ist nach dem Marienbader Erlebniß der Wunsch des noch krankhaft Erregten. Darum sah er auch in dem Tonkünstler ein Organ der schaffenden Naturgewalt. Der musikalische Genius producirt, unmittelbar schöpferisch, aus dem Innern der Natur heraus. Ja, etwas von dieser Inspiration geht auch auf den ausübenden Künstler, auf den Virtuosen über. In diesem Sinne stellte Goethe einmal das Klavierspiel Hummel's mit Napoleon's sicherer, souveräner Machtübung zusammen. „Napoleon behandelte die Welt, wie Hummel seinen Flügel. Beydes erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unseren Augen." Als mit Eckermann einmal das Gespräch auf die musikalischen Wunderkinder kommt, bemerkt Goethe: „das musikalische Talent kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freylich, eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen." Es sind bekannte Aeußerungen, in welchen der alte Goethe wiederholt auf die Productivität des Genies, das Geheimniß, in das sie gehüllt ist, das Göttliche ihres Ursprunges zurückkommt. „Was ist Genie anders, als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozart's sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und so bald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte." Und ein anderesmal: „Wenn man die Leute reden hört,

Digitized by Google

ſo ſollte man faſt glauben, ſie ſeien der Meinung, Gott habe ſich ſeit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen und der Menſch wäre jetzt ganz auf eigene Füße geſtellt und müßte ſehen, wie er ohne Gott und ſein tägliches unſichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiöſen und moraliſchen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wiſſenſchaft und Künſte glaubt man, es ſei lauter Irdiſches und nichts weiter als ein Product rein menſchlicher Kräfte. Verſuche es aber doch nur einer und bringe mit menſchlichem Wollen und menſchlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakeſpeare tragen, ſich an die Seite ſetzen laſſe." Darum war ihm auch der Ausdruck: componiren ein Aergerniß. „Es iſt ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzoſen zu danken haben, und das wir ſobald wie möglich wieder los zu werden ſuchen ſollten. Wie kann man ſagen, Mozart habe ſeinen „Don Juan" componirt! — Compoſition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! — Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiſte und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines Genies ihn in der Gewalt hatte, ſo daß er ausführen mußte, was jener gebot." Dieſes Dämoniſche, nämlich „dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt", ſchrieb er in beſonderem Sinne den Muſikern zu, und er ſetzte daſſelbe ausdrücklich in eine „durchaus poſitive Thatkraft". Zelter nennt es, ganz in Goethe's Sinne, einmal auch das Myſtiſche. „Der Don Juan und die Zauberflöte zeugen genug, daß Mozart ein Myſtiſches in ſich hatte und einer leichteren Wirkung um ſo gewiſſer iſt als er von Außen hineingeht, wo es noch hell nur nach und nach dunkel wird .... Das Myſtiſche muß und will bleiben was es iſt, ſonſt wäre es nicht was es iſt; darüber kann ich nun ruhig ſchlafen unterdeſſen der ganze Troß hinter mir her nach Aufſchluß in Worten ſchreit indem er über den Sinn hinwegſtolpert."

Noch im letzten Briefe, den Goethe ſchrieb, fünf Tage vor ſeinem Tode, in dem berühmten Briefe an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832 beſchäftigt ihn die wunderbare Miſchung von Bewußtem und Unbewußtem in dem producirenden Künſtler. „Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß das ich ſo gern brauche. Die Organe des Menſchen durch Uebung, Leſen, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand, und immer wieder Nachdenken verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit

Digitized by Google

dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt." Um die Mischung des Bewußten und Unbewußten zu verdeutlichen, die er in seiner eigenen poetischen Production wahrnahm, nimmt er als Beispiel das Gebiet der Musik, wo ihm die Mitwirkung eines über Berechnung und Erfahrung hinausliegenden Factors am sinnenfälligsten war.

Und so mag hier zum Schlusse noch das schöne Wort stehen, das Zelter einmal aus der Fülle des Herzens seinem Freunde zurief: „Du bist im Mutterleibe der Natur so hübsch zu Hause und ich höre Dich so gern reden von Urkräften, die von Geschlechtern der Menschen ungesehn durch das Universum wirken, daß ich ein Gleiches ahnde, ja Dich im Tiefsten zu verstehen meine."

Wilhelm Lang.

Aus Unteritalien.

Vor einigen Jahren machte ich zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise durch die süditalischen Provinzen. Ich berührte dabei Ortschaften, die seit zwanzig und mehr Jahren keines Reisenden Fuß betreten hatte, die deshalb meist alle Bequemlichkeit, die auch der bescheidenste Tourist beansprucht, entbehrten. So war es nöthig, die Gastfreundschaft der Provinzialen in Anspruch zu nehmen, welche immer gern, meist mit mehr Aufwand, als angenehm war, gewährt wurde. Für die Erreichung des Reisezweckes vollends waren natürlich Empfehlungen nöthig, sei es an die Amtsvorstände, die, im Falle sie selbst nicht Rath schaffen konnten, die geeigneten Persönlichkeiten nachwiesen, sei es an Privatleute. Ich entsinne mich nur zweier Fälle, wo ich von der Schwelle gewiesen wurde: einmal im Hause eines reichen Feudalen, dessen Gattin (er selbst war abwesend) den Empfehlungsbrief nicht lesen zu können behauptete, und einmal bei einem Arzte, der in böser Stunde aus dem Briefe herauslas, ich sei Reisender für eine Buchhandlung: am selben Abende sah er seinen Irrthum ein und bat durch einen Verwandten um Entschuldigung, er selbst aber ließ sich nicht sehen. Sobald das Gerücht von der Ankunft eines gut empfohlenen Fremden verbreitet war, kamen die Honoratioren, der Arzt, der Apotheker, einige Geistliche oder wer sonst dazu gehörte, ins Café oder in die Apotheke, wo man sich zur Conversation zu versammeln pflegt: durch mannichfache Fragen war die Bekanntschaft bald gemacht — „wir sind indiscret, aber wir meinen es gut", sagte ein Sicilianer — und die meisten waren sofort bereit nach Kräften hilfreich zu sein. Ich will was ich in diesen Kreisen erfahren und erlebt habe kurz schildern: der Mehrzahl der Italienreisenden werden derartige Verhältnisse unbekannt geblieben sein.

Digitized by Google

Unter den Gebildeten nehmen die Localgelehrten einen hervorragenden Platz ein. Es ist kein Städtchen so klein, daß es nicht wenigstens einen uomo dotto aufzuweisen hätte, einen Mann, der sich für die Geschichte seines engsten Vaterlandes begeistert, über die große Vergangenheit seiner Stadt aus römischer Zeit in Prosa und Versen philosophirt und mit irgend einer Monographie entweder beschäftigt oder schon ans Licht der Oeffentlichkeit getreten ist. Localpatriotismus und naive Freude daran, sich ‚gedruckt' zu sehen, sind die Hauptmotive, die diese Art von Literatur schaffen und unterstützen. Die Bücher erscheinen im Selbstverlage des Verfassers, einen geringen Theil der Kosten decken zuweilen die Subscribenten, ein waghalsiger Verleger findet sich selten. Dadurch ist einerseits für die Unschädlichkeit dieser Schriftstellerei gesorgt: die Sachen kommen eigentlich über das städtische Weichbild nicht hinaus, es sei denn in Gestalt von einigen Freiexemplaren für geschätzte Freunde oder hochgestellte Persönlichkeiten; andererseits aber trägt derselbe Umstand, der Selbstverlag, die Schuld daran, daß nun jeder „Gebildete" sich zum Historiker, zum Archäologen oder zum Dichter berufen glaubt und ungehindert drucken läßt, was seine Mußestunden ihm zu schreiben gestatten. Die Sprache handhabt jeder schulgebildete Italiener mit einer gewissen Leichtigkeit, es fehlt ihm auch meist weder an Darstellungsgeschick noch an Vorstellungsfähigkeit oder Phantasie: die reale Grundlage bieten Encyclopädien und ältere Geschichtsbücher. Verse gar und Reime zu machen, das wird eigentlich von jedem anständigen jungen Manne verlangt: Geburtstage, Hochzeiten, Sterbefälle bieten vielfache Gelegenheit, das Reimgeschick in allen Versgattungen und Stimmungen und Tonlagen zu erproben. Die rhetorische Tragödie heroischen Stils erfreut sich außerdem besonderer Beliebtheit und hat bekanntlich auch wirkliche Dichter zu mittelmäßigen Leistungen verführt. Hat der junge Dichter dann einige Freunde von der Vorzüglichkeit seiner Poesien überzeugt, so werden sie gedruckt und wandern in die Welt, das heißt zum Buchhändler der nächsten größeren Stadt, der mit Ruhe die etwaigen Käufer abwartet. Wenige wagen es, das zierliche Bändchen an die Redaction irgend einer Zeitung zu senden: die Kritiker des „Fanfulla" kennen kein Erbarmen, und man ergötzt sich oft genug an dem pikanten Witzfeuerwerk, unter dem solche Musenerstlinge in Fanfulla's Sonntagsnummer zu Staub und Asche verbrennen. Für diese Localschriftsteller und -dichter ist es natürlich ein Fest, wenn ein Fremder ihre Stadt betritt: er ist aus Höflichkeit zu mildem Urtheil verpflichtet, er darf beim Vorlesen nicht ungeduldig werden — um ihn sammeln sich alsbald die schriftstellerischen Berühmtheiten und reden von ihren Studien und Schriften, die sie, mit hochachtungsvoller Dedication versehen, niemals dem Gaste zu schenken unterlassen. Ich habe zuweilen große Packete von Büchern und Heften nach Rom geschickt, um

Digitized by Google

nicht mein leichtes Reisegepäck zu beschweren; gelesen habe ich freilich das allerwenigste.

Potenza ist die Hauptstadt der gebirgigen und unzugänglichen Provinz Basilicata und natürlich auch der Hauptsitz der Bildung: dort befindet sich das Oberlandesgericht, ein Lyceum, und eine zahlreiche Garnison, die schon durch die Nothstände der öffentlichen Sicherheit unumgänglich wird. Zwar sagte mir ein Officier, den ich dort kennen lernte und kürzlich in Palermo wieder traf, er wollte lieber in dem elendesten Dorfe Siciliens in Garnison liegen als in Potenza — aber die Basilicatesen schauen mit großer Bewunderung auf ihre Hauptstadt und die dort ansässigen Celebritäten. Die isolirte Lage des Ortes, der nur durch eine einzige Fahrstraße mit Apulien einerseits und mit Neapel andererseits in Verbindung steht — die Eisenbahn von Eboli nach Tarent ist tröstlicher Weise noch immer „im Baue" —, diese Lage verdammt die Bewohner zu einer Art Verbannung, die natürlich die literarischen Thorheiten befördern muß: wie soll der lange Tag hingebracht werden? man kann doch nicht immer die einzige Straße der Stadt auf und ab gehen und nicht immer wieder die Bekannten im Casino angähnen oder sich die neuesten Fabeleien über die Greuelthaten der Briganten immer von neuem erzählen. Ich war durch eine private Empfehlung mitten in die „gute" Gesellschaft hineingerathen, die zumeist aus Lehrern des Lyceums bestand: ihr Wunsch war, Apoll möchte sie unsterblich machen und sie auf diese Weise für ihr geplagtes Dasein in Potenza entschädigen. Der Mathematiker war damit beschäftigt, einen historischen Roman zu schreiben, dessen Manuscript er stets zum Theil bei sich trug; der italienische Sprachlehrer hatte ein Trauerspiel verfaßt, ein andrer College versprach ein ebensolches mit ganz neuer Tendenz: es sollte an Aspromonte anknüpfen — im übrigen schien der Plan noch sehr in den Windeln zu liegen, über die er hoffentlich nie hinausgerathen ist. Der Physiker des Lyceums war ein älterer Mann: er hatte einst an der Revolution gegen die Bourbonen Theil genommen und dafür viele Jahre im Bagno gebüßt. Jetzt führte er ein zurückgezogenes Leben und war mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Neben geologischen und physikalischen Abhandlungen schrieb er an einer Geschichte der Basilicata, natürlich von den ältesten Zeiten an. Ich konnte mich nur davon überzeugen, daß er über den Werth inschriftlicher Denkmäler eigenthümliche Anschauungen hatte, obwohl er selbst eine kleine Sammlung davon in seinem Keller aufgespeichert hatte, deren Anblick er meinen begehrlichen Augen höflich aber fest versagte. Noch in der letzten Stunde meines Aufenthaltes in Potenza, während ich auf die verspätete Post wartete, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Advocaten, der sich alsbald als Dichter entpuppte und mir im Postbureau seine Verse vorlas und schenkte. Man darf billig staunen über diese zahlreiche Colonie

Digitized by Google

von Schriftgelehrten in einer Stadt von 15 000 Einwohnern, und wer weiß wie viele andere noch bei sorgfältigerem Suchen sich gefunden hätten.

Eher schlimmer aber als besser war es in Lecce, jener Stadt, die durch die fast florentinische Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner wie durch zahlreiche Adelsfamilien in halbverfallenen Palästen berühmt ist. Dort hatte sich eine Art von archäologischer Gesellschaft gebildet, die periodische Druckschriften herausgeben wollte, Versammlungen hielt und überhaupt manchen nützlichen Eifer an den Tag legte. Die Führung dieser Gesellschaft hatte ein alter Duca übernommen, der in Ermangelung anderer Beschäftigung diese Dinge als noble Passion betrieb. Alle Welt nahte ihm mit größter Ehrerbietung; kaum aber drehte er den Rücken, so flogen die unehrerbietigsten Ausdrücke ihm nach. Es war ein guter alter Herr, fein und aristokratisch wie sein Freund, der Baron, der über das Alter einiger in Lecce entdeckten christlichen Fresken eine geharnischte Polemik mit einem Neapolitaner führte — sie mögen ja auch beide sehr unwissend gewesen sein, aber das durften ihnen die am wenigsten vorwerfen, die so kühn über die beiden aburtheilten. Unter ihnen führte ein Jurist das große Wort, ein vielseitig bewanderter Mann; sein Wissen war im Grunde recht gering, aber er hatte für alle möglichen Dinge Interesse; er sprach viel und, weil er mit der Zeit haushälterisch umging, rasch und lebhaft. Kam er am Nachmittag von anstrengender Sitzung heim, so suchte er so eilig wie möglich am bücherbedeckten Schreibtisch die verurtheilten Strolche und Räuber zu vergessen; er vertiefte sich in einen ungeheuern Band, das war das erhebliche geförderte Manuscript einer Geschichte der musapischen Sprache. Dies Problem wollte er lösen und schien dabei zu glauben, daß seine Vorgänger auf diesem Gebiete nur deshalb so geringe Fortschritte gemacht hätten, weil sie soviel von Latein und Griechisch verstanden, ein Vorwurf, den man ihm sicher nicht machen konnte. Eitel war der Mann natürlich sehr und er verfehlte nicht, mir ein großes Bündel Briefe zu zeigen, Correspondenzen mit verschiedenen, zum Theil wirklich bedeutenden Männern Italiens und Deutschlands. Wir wurden dabei durch einen Gruß unterbrochen, der von der Straße durchs Fenster hereindrang, und den mein Wirth mit einem zornigen Fluche erwiderte. Bald darauf trat ein kleiner, verwachsener, pockennarbiger Mann herein; ich habe nie ein innerlich und äußerlich so unästhetisches Menschenwesen kennen gelernt: cynisch, frivol, unanständig, dabei Gourmand, boshaft, kriecherisch. Es half aber nichts, ich mußte später in seiner Begleitung einen Spaziergang machen und ich entdeckte, was ich nicht für möglich gehalten: der Mann war lyrischer Dichter. Ich habe das Heftchen Poesien, die er mir größtentheils selbst mit unangenehmer Stimme vorlas, der Merkwürdigkeit halber aufbewahrt: „l'Italia redenta", lautet der Titel, und der Verfasser vergaß auch nicht

Digitized by Google

seinem eigenen Namen den Titel beizufügen: „giudice del Tribunale di Lecce“. Es sind Sonette politischen Inhaltes aus den Jahren 1870 bis 1874, aber wenn sich auch nur der kleinste Gedanke fände, der an Form oder Gehalt über die Phrasen eines liberalen Leitartikels hinausginge! Es wäre Unrecht, auch nur eine Strophe dieser gereimten Prosa in deutschen Versen wiederzugeben. Eins seiner Sonette hatte er 1871 an Bismarck geschickt und dafür zu seiner großen Genugthuung aus der Kanzlei der deutschen Gesandtschaft in Rom ein Dankschreiben erhalten.

Stolz ist jeder Italiener auf sein herrliches Vaterland, und stolz ist, wer irgend davon hat reden hören, auf die Größe der römischen Vergangenheit. Das mag nicht zu tadeln sein; besser aber wäre es, wenn sich die Enkel des Cäsar mehr um die Monumente kümmerten, die sie ihre Vergangenheit verstehen lehren, die in der Hand des Forschers wichtiges, oft einziges Werkzeug zum Aufbau der Geschichte sind. Es ist aber leider noch immer eine Seltenheit, daß ihr Werth erkannt und geschätzt, daß sie selbst mit Sorgfalt aufbewahrt werden. Meistens werden die kostbaren Inschriftensteine mißachtet, oft absichtlich zerstört, zu Kalk verbrannt, auch wohl von einem Uebermüthigen in die Wand eines Neubaues eingelassen, so daß die Schriftseite nach innen zu liegen kommt. Macht man den Leuten Vorwürfe, so haben sie tausend Ausreden: die Unwissenheit des Volkes wird immer wieder beklagt, manche versprechen für die Zukunft größere Achtsamkeit, andere fragen dreist, wozu das alte Gerümpel nützlich sei — gebessert wird nichts an der Sache, auch nicht durch die vielen „Inspectoren der Alterthümer“, welche die Regierung eingesetzt hat, ohne viel zu fragen, ob auch die geeigneten Persönlichkeiten gewählt seien. Bei Palazzolo, einem Bergstädtchen in der Nähe von Syracus, hatte im Anfange dieses Jahrhunderts der Baron Judica im antiken Acre Ausgrabungen gemacht und in seinem Hause eine kostbare Sammlung von Inschriften, Vasen und Münzen angehäuft. Heute findet man wenig mehr von diesen Schätzen. Die Inschriften sind bis auf einige wenige völlig verschwunden, auch diese liegen zerbrochen und verstaubt in einem schmutzigen Stall: der Neffe des verstorbenen Barons theilt nicht die Neigungen seines Oheims, höchstens die Vasen bewahrt er noch in einem Schranke, natürlich nur um sie gelegentlich preiswürdig zu verkaufen. Und ein Freund des Mannes ist der „Inspector der Alterthümer“, der freilich für die Bewirthschaftung seiner Güter mehr Interesse hat, als für die lästigen Steine, die seiner Obhut anvertraut sind. Nicht viel besser wurde vor einigen Jahren noch (leider habe ich keinen Grund anzunehmen, daß es bisher anders geworden sei) im apulischen Ascoli den Denkmälern mitgespielt. Der Municipalsecretär gab zwar vor, sich dafür zu interessiren, er war aber ein völliger Ignorant und ebenso eingebildet wie unwissend und träge. Das hinderte

Digitized by Google

ihn nicht, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben: epochemachend, meinte er, würde der Nachweis sein, daß C. Marius einst als Proconsul in Ascoli entweder sich aufgehalten habe oder gar gestorben und begraben sei. Meinem Zweifel setzte er triumphirend das Zeugniß einer Inschrift entgegen: es war die Grabschrift eines beliebigen — C. Marius Proculus. Jeglicher Versuch ihn aufzuklären über den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Namen Proculus und dem Titel eines Proconsul war vergeblich. Charakteristisch für den Mann war der Brief, mit dem er mich einem Verwandten, dem Bürgermeister von Ordona empfahl. Es hieß da unter anderm: „wollen Sie dem Ueberbringer dieses die gewünschte Auskunft über die Alterthümer Ihrer Stadt geben, so liefern Sie damit nur einen neuen Beweis für den Primat unserer Nation über alle anderen und zeigen, wie auch Ihre Stadt Ordona einst eine Größe war und ein Theil jenes großen Ganzen, welches von Rom aus Latium und die Welt beherrschte." Der Sindaco von Ascoli war ein anderer Mann, Jurist von Fach und Nationalökonom aus Liebhaberei; ihn beschäftigte die damals lebhaft besprochene Auswanderungsfrage, und er hat in mehreren Broschüren den Grundsatz „bleibe im Lande" warm und einsichtig verfochten. Von seinem Secretär und dessen schriftstellerischen Grillen redete er mit Achselzucken.

Das Bürgermeisteramt ist eine unbesoldete Ehrenstellung, sie kann also nur wohlhabenden Leuten übertragen werden: was für Spielarten man unter dieser Menschenklasse antrifft! bald ist's ein großer Grundbesitzer, der in geschäftlichen Dingen ganz auf seine Unterbeamten angewiesen ist, bald ein ehrgeiziger, der den Sindacat nur als Vorstufe für einen Sitz im Parlamente oder für eine Provinzialpräfectur ansieht. In der Basilicata wurde mir von einem Sindaco erzählt, der ein Helfershelfer des Bandenführers Cappucini war. In Accerenza hielt man es für überflüssig, mich dem Sindaco vorzustellen: wichtiger sei die Bekanntschaft der Frau, die im Geruche der Gelehrsamkeit stand. Energisch kurz und bündig war die Frau: als ihr der Glaube benommen war, ich sei als Handlungsreisender gekommen, sprach sie sich in kräftigen Worten dahin aus, daß sie das Reisen überhaupt, besonders aber das Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken für Zeitverschwendung halte. Weshalb sie eine donna dotta hieß, habe ich nicht errathen können. Valva ist ein erbärmliches, aber entzückend gelegenes Dorf im Selethal: einmal im Jahre wallfahrten auch Bewohner der umliegenden Ortschaften dorthin, um an einer heiligen Grotte das Fest des heiligen Michael zu feiern. In der Grotte auf steilem Berge steht neben dem Altare als Weihwasserbecken eine antike Graburne, deren Inschrift auf Befehl der Geistlichkeit sorgfältig ausgekratzt war, um den Heiligen nicht durch solche heidnische Namen zu erzürnen. Ich erzählte das dem Sindaco des Ortes, einem reichen Grundbesitzer, der

Digitized by Google

mit einer jungen Frau und einem alten Vater, dem früheren Sindaco, seine köstlich gelegene Villa bewohnte. Er schalt in üblicher Weise auf die ignoranza dei preti, mit denen er offenbar ebenso selten zu thun hatte wie er zur Michaelsgrotte wallfahrtete. Dabei wurde der alte Vater gesprächig und erzählte mit Behagen von dem Besuche zweier deutschen Berühmtheiten, die vor zehn oder zwanzig Jahren (es war offenbar weit länger her) bei ihm gewesen seien: es waren Vater und Sohn, der Naturforscher und der Philologe Mitscherlich. Eines Tages sei zwischen den beiden ein Zwist ausgebrochen: der Vater habe dem Sohne nicht erlauben wollen, nach Venosa ans Grab seines bevorzugten Lieblings, des Horaz zu wallfahrten, der sei ein unsittlicher Dichter gewesen. Die Sache klingt von einem deutschen Naturforscher ziemlich unglaublich, aber ich berichte, was mir der Alte erzählte, der daran die Bemerkung knüpfte, er habe erst durch diesen Vorfall einen Begriff von deutschem Ernste und deutscher Strenge bekommen und zweifle auch nicht mehr daran, daß es bei deutschen Brautpaaren Sitte sei, ein Jahr vor der Hochzeit zusammen durch die Welt zu reisen, um sich gründlich kennen zu lernen. Heutzutage wissen weltgebildete Kreise auch in Italien, was eine Hochzeitsreise ist. Aber so leben diese Feudalen in ihren Bergen und ahnen nicht, was für Geschlechter jenseit derselben wohnen, und glauben vielleicht gar, wie ein anderer Provinziale unverfroren äußerte, daß die Deutschen wildwüchsige Barbaren seien, die im Winter in Bärenfelle gekleidet gingen.

Der alte Sindaco von Valva hatte nie eine größere Stadt als Potenza gesehen, dort hatte er auch seine Schulbildung genossen, natürlich zumeist aus priesterlicher Hand, und von bourbonischen Priestern. Die Verdummtheit des süditalischen Clerus ist fast sprichwörtlich geworden; um so lieber erzähle ich von einem liebenswürdigen Geistlichen, der in Grassano, etwa zehn Poststunden östlich von Potenza, sich eine geachtete Ausnahmestellung geschaffen hatte. Er schilderte mit düsteren, aber nicht übertriebenen Farben seine Erziehung zum Berufe in einem Priesterseminare: man kann ähnliches bei Luigi Settembrini nachlesen, der in den jüngst erschienenen „Ricordanze della mia vita“ (Band I, S. 8 ff.) eine Beschreibung der Gelehrtenschule in Maddaloni giebt: „sie galt für eine der besten im Königreiche, war aber im Grunde wie die übrigen alle: ein Gefängniß für etwa hundert Knaben, die den größten Theil des Tages sitzend oder knieend christliche Lehre und lateinische Sprache lernen. Der Dirigent, ein unwissender Priester von gemeinem Charakter, erzieht und unterrichtet die Kinder, stets mit finsterer Miene und stets bereit zu züchtigen: die Kinder lernen ihren Tyrannen erst fürchten, dann hassen“. Und das war noch kein Priesterseminar. Der Geistliche von Grassano hatte die Leitung der Dorfschule in seine Hand genommen und bekam dafür von

Digitized by Google

der Regierung nichts, vom Municipium widerwillig eine geringe Summe, die ihm aber genügte, da er ein eigenes Haus und einen kleinen Landbesitz hatte. Die Kinder lernten außer Lesen, Schreiben und Religion noch vaterländische Geschichte, die er ihnen freilich nach einem ungenügenden Handbuche, das er zufällig aufgetrieben hatte, vortrug. Er hatte eine große Meinung von der Zukunft Italiens und gestand offen, daß es der Regierung ein leichtes sein werde, den niederen Clerus für sich zu gewinnen, da dieser in schroffem Gegensatze zu den adligen Prälaten einen lebhaften Haß gegen das drückende Joch der Curie hege. Außer dem gewöhnlichen Unterrichte hielt er in den Wintermonaten Abendschule und das ganze Jahr hindurch Sonntagsschule, beides für die Erwachsenen. Landleute und Handwerker kamen um lesen und schreiben zu lernen, und kein noch so schlechtes Wetter, erzählte er, könne die eifrigen Leute, die oft von weither kamen, vom Schulbesuche abhalten. Die äußeren Verhältnisse begünstigten seine Bestrebungen. Im achtzehnten Jahrhundert hatte der meiste Grundbesitz jener Gegend den Maltesern gehört, war dann parcellirt worden und in die Hände einzelner kleiner Bauern gekommen, so daß große Latifundien nur in geringer Zahl existiren. Die Bauern haben so viel, daß sie sich von den Baronen nicht brauchen zwingen zu lassen, um jeden Taglohn zu arbeiten: dadurch sind sie selbständiger und haben größeres Interesse für ihr Fortkommen. In der That sieht man in Grassano keine Bettler, die Kinder, reinlich gekleidet, starren den Fremden nicht an wie in anderen Dörfern. Die Wirthin der kleinen, äußerst sauberen Locanda holte mir, da ich durch heftigen Gewitterregen ans Haus gefesselt war, ein Buch — es waren Luigi Monti's Tragödien, in deren Besitz sie zufällig gekommen war; die Frau konnte fließend lesen und schrieb eine gute Hand. Wenn ich von dem äußerst stupiden Sindaco absehe, so denke ich an das kleine Dorf, an seine freundlichen Bewohner und an den von allen verehrten jungen Priester mit wahrer Freude zurück.

Durch eine ähnliche Thätigkeit unter etwas anderen Umständen machte sich ein Canonicus in Saponara nützlich, einem kleinen Orte, der von steiler Bergeshöhe auf ein äußerst fruchtbares, nach ihm benanntes Thal herabschaut. Der Canonicus war ein wohlhabender und in seiner Art gebildeter Mann, wohl bewandert in der italienischen Profanliteratur, voll Interesse für die classischen Studien. Er hatte einen kleinen Kreis von zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben um sich gesammelt, die er in Geschichte, Geographie, Literatur und lateinischer Sprache unterrichtete. Ich wohnte diesem Unterrichte einen ganzen Morgen bei und freute mich an der guten und klaren Art, mit der der Lehrer fragte und die Schüler antworteten, an den mannichfachen Kenntnissen und besonders an der regen Theilnahme, welche die Knaben für jeglichen Gegenstand zeigten. Der eine übersetzte eine lateinische Fabel des

Digitized by Google

Phädrus und wußte selbst über grammatische Dinge gut Auskunft zu geben, der andere declamirte mit Verständniß einen Gesang aus Dante's Inferno, ein dritter beschrieb genau auf der Wandkarte die Reise von Saponara nach Berlin.

Im Ganzen giebt es leider wenige Geistliche, die ihre zahlreichen Mußestunden in derartiger Weise nützlich auszufüllen das Bedürfniß empfinden, und doch hätten gerade sie die beste Gelegenheit, die noch immer beträchtliche Zahl der analfabeti und die noch größere Masse von ungebildeten und auf ihre Unbildung pochenden Individuen zu vermindern. Kein liberal angehauchter Schulinspector, wie deren so viele durch das Land reisen, keine Schulzwangsgesetze werden je so viel Gutes wirken, als ein einzelner autoritätsvoller Mann in kleinem Kreise wirken kann. Die Gründe, die den Schulzwang in jenen Gegenden praktisch unmöglich machen, sind noch immer vorhanden: die isolirte Lage der einzelnen Dörfer und Meiereien, die Wegelosigkeit, die grenzenlose Armuth der um elenden Lohn arbeitenden Bevölkerung wird allen Gesetzen hindernde Thatsachen in den Weg legen. Die Thätigkeit des Einzelnen ist hier mehr werth als alle Organisation. Und im Grunde genommen resultirt aus diesen Verhältnissen das nicht gerade erfreuliche Bild, welches der Fremde von den „gebildeten" Kreisen jener Provinzen erhält. Geringes Können, guter Wille nur soweit er die Eitelkeit nährt; Ernst und Ausdauer fehlen. Aber wie soll das Volk lernen, wenn seine Lehrer selbst untüchtig sind! Neuerdings beginnt man damit, oberitalische Kräfte an die Anstalten des Südens zu bringen: aber sie fühlen sich dort unbehaglich im „fremden" Lande und suchen baldmöglichst wieder zurückzukommen. Wie die Neapolitaner Universität, Professoren und Studenten, zu bourbonischer Zeit aussah, davon giebt Settembrini in dem angeführten Buche empörende Schilderungen: da wird vieles besser geworden sein, aber alles? ist es doch heute noch Sitte, daß Lehrstühle an den Universitäten nach den Resultaten eines Examens besetzt werden; und ist es doch noch vor wenigen Monaten possirt, daß in der Commission, welche die Bewerber um die Professur der italienischen Sprache zu prüfen hatte, neben den betreffenden Fachleuten, die aus Florenz, Rom und Neapel zusammenkamen, auch der Director der königlichen Tabaksmanufactur seinen Platz hatte! Es ist auch nicht schön, daß an einer der besuchtesten Universitäten Italiens noch heute ein Mann griechische Sprache und Literatur lehrt, der nie die Feder ansetzt, ohne die erbarmungswürdigsten Verbrechen gegen die Anfangsgründe der griechischen Grammatik zu begehen. Der Mann ist alt, es mag drum sein — aber wird nach seinem Tode das Zufallspiel des Concurrenzexamens einem Besseren günstig sein? Es ist ein Nationalfehler der Süditaliener, der mir in jenen Provinzen immer wieder aufgefallen ist: sie begeistern sich leicht für alle möglichen Dinge, die edel und

Digitized by Goog

gut heißen, aber die Begeiſterung iſt eine rein ſentimentale: an Stelle des hohlen Pathos muß der Ernſt für die Sache, die eindringliche Arbeit treten. Es iſt hier wie in der Politik. In Rom duldet es eine liberale Mehrheit, daß von zwölf Stadtverordnetenſitzen elf in die Hände der Klerikalen fallen, und ſelbigen Abends ziehen die entrüſteten Mengen durch die Straßen mit antiklerikalen Demonſtrationen, mit Geſchrei und Fenſtereinwerfen geben ſie ihren Zorn kund, hören mit frenetiſchem Jubel die hergebrachten Phraſen eines Radikalen an — und im nächſten Jahre iſt das Reſultat das gleiche. Die Phraſe iſt die Tochter der Unwiſſenheit und die Mutter der Arbeitsſcheu. Es giebt keine größeren Gegenſätze als Oberitalien und die weiland neapolitaniſchen Provinzen: dort wird ernſtlich gearbeitet, hier wird geredet und gefaullenzt.

G. Kaibel.

Goethe und Zacharias Werner.

Im „Goethe-Jahrbuch" theilt Herr W. Arndt unter den Originalbriefen Goethe's sub Nr. 13 das folgende Schreiben an Zacharias Werner mit:

„Sie erhalten, lieber Werner, hiebey das Original vom 24. Februar; eine Copie ſowie die ausgeſchriebenen Rollen bleiben in meinen Händen. Wir dürfen uns nicht läugnen, daß die Aufführung des Stücks einige Gefahr hat. Deswegen laſſen Sie mich damit ſo lange zaudern, bis ich mit Muth und Ueberzeugung daran gehen kann, und glauben Sie, daß ich auch hierbey Ihr Beſtes im Sinne habe.

Weimar den 28. April 1809. Goethe."

In ſehr umſichtiger Weiſe verſucht Herr Arndt, dieſes merkwürdig diplomatiſch gehaltene Billet durch Heranziehung anderer bereits bekannter und gedruckter Zeugniſſe zu erläutern. (Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873. Teichmann, Literariſcher Nachlaß. Knebel, Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette. Tag- und Jahreshefte ꝛc.) Vollkommen verſtändlich wird die Epiſtel — gleich dem Verhältniſſe Goethe's zu Werner — erſt dann ſein, wenn wir genauen Einblick in die Correſpondenz beider Männer gewinnen werden. Ein Theil dieſer Briefſchaften dürfte mit Werner's Nachlaſſe in das Archiv der Wiener Redemptoriſten gewandert ſein; viele Briefe Werner's an Goethe dagegen befinden ſich im Privatbeſitze der Familie Goethe und ſollen demnächſt in „Neuen Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handſchriftlichem Nachlaſſe, vierter Theil"*) gleichzeitig mit Briefen von und an Frau von Staël, Jacobi, Schlegel, Heine, Klinger ꝛc. herausgegeben werden. Wir

*) Die erſten zwei Theile brachten die naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz, der dritte Theil (Leipzig, Brockhaus. 1876) den Briefwechſel mit den Gebrüdern v. Humboldt.

Digitized by Google

wollen dieser Publication nicht vorgreifen: nur so viel sei bemerkt, daß Goethe's oben citirtes Billet die trockene und in ihrer Herbigkeit doppelt beredte Antwort auf ein sehr umfangreiches Rechtfertigungsschreiben Werner's ist, welch Letzterer wenige Tage zuvor sich Goethe gegenüber wegen zahlreicher Anwürfe und Beschuldigungen vertheidigen zu müssen glaubte und seine Stellung bei dem Dichter und Theaterdirector (und nicht blos bei diesem!) erschüttert wähnte; Herr Arndt weist (S. 241) ganz richtig auf den wunden Punkt: „Goethe war im Frühjahre 1809 wegen der von Jagemann gegen seine Theaterleitung angezettelten Intriguen überaus verstimmt, mußte es namentlich auch dem von ihm so begünstigten Werner aufs Aeußerste verdenken, daß derselbe Ende März im Hause der fürstlichen Geliebten Wohnung genommen, in dieser und in Weimar selbst bis zum 4. Juni weilte." Anno 1810 wurde „Der 24. Februar" an „seinem Tage" aufgeführt; kurz vorher unter dem 19. Februar 1810 meldet Wilhelm von Humboldt an Goethe aus Berlin: „Hier hat man aufs neue die Weihe der Kraft gegeben oder vielmehr Iffland hat sich aufs neue die Freude gemacht, auf der Bühne zu predigen, da ihm die Kanzel verschlossen ist. Welcher Mangel an Takt dazu gehört, diese Vorgespenster aller unserer Unglücksfälle wieder hervorzurufen, ist unglaublich. Leben Sie herzlich wohl. Auch zum 24. Februar im Voraus meinen Glückwunsch. Meine Frau sieht Werner oft. Er macht Sonette und scheint sich zu gefallen." *)

Kurz darauf trat Werner zum Katholicismus über; seine persönlichen Beziehungen zu Goethe hatten damit ihr Ende noch nicht erreicht. Eines der merkwürdigsten Schreiben des wunderlichen Heiligen versucht es, dem Olympier die Gründe seines Glaubenswechsels klarzulegen und — sollte man es glauben?! — darnach hätte Niemand mehr diesen Uebertritt verursacht, als .. Goethe selbst mit seinen Romanen. Convertiten waren um Entschuldigungen niemals verlegen. Es wäre interessant zu erfahren, ob und wie Goethe geantwortet. Vielleicht findet ein Glücklicher Eingang in das Archiv der Wiener Redemptoristen: vielleicht begünstigt ihn das Schicksal noch mehr und spielt ihm dort Goethe'sche Originalbriefe in die Hand. A. Bm.

Die Krisis der nationalliberalen Partei.

Es ist, trotz des anscheinenden Paradoxons, eine fast alltägliche Erfahrung des politischen Lebens, daß ein Ereigniß um so überraschender und un-

*) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. S. 237 u. 238.

Digitized by Google

begreiflicher kommt, je länger man darauf hätte vorbereitet sein sollen. Im ersten Drittel des ablaufenden Jahrzehnts traten die beiden „Flügel" der nationalliberalen Fraction manchmal fast wie getrennte Parteien auf, und die Nachbarn von rechts und links rechneten mit gleicher Sicherheit auf ihr vollständiges Auseinanderfallen. Seit aber bei dem Compromiß über das Militärgesetz (April 1874) die Partei einen engeren Zusammenschluß als jemals und bis auf den letzten Mann gefunden, blieben volle fünf Jahre lang von den „Flügeln" gleichsam nur, wie bei der entwickelteren Thierart von den entbehrlich gewordenen Organen der niedrigeren, die hier und da in kleinen Gruppen von Dissidenten rechts oder links erkennbaren Ansätze zurück. Das Geheimniß dieses innigen Zusammenwachsens war die gesteigerte politische Verantwortlichkeit, welche die mit dem Anwachsen des Ultramontanismus parallel gehende Verstärkung der Partei bei den Wahlen von 1873 und 1874 auf dieselbe gelegt hatte; und so wurde ihr in den Jahren 1875 und 1876 die Zeit ihres höchsten Glanzes zu Theil, indem sie für den Fortgang der preußischen Verwaltungsreform und für den Abschluß der Reichsjustizgesetze die Entscheidung gab — parlamentarische Thaten, welche, wie auch die politischen Stellungen und Urtheile wechseln mögen, den leitenden Männern die dauernde Anerkennung eines hohen Verdienstes um Staat und Reich gesichert haben. Auch zeigte sich damals, daß dem Entschlossenen die Welt gehört, indem die Partei, zwischen dem geschäftigen Andrängen von rechts und den maßlos leidenschaftlichen Angriffen von links, bei den Reichstagswahlen von 1877 zwar nicht ihren unversehrten Stand, aber doch ihre beherrschende Stellung in einer noch immer ein Drittel des Reichstages darstellenden Stärke behauptete.

Aber da nun im Augenblicke eine ähnlich große nationale Aufgabe nicht vorlag, bei welcher die Einmüthigkeit der Anschauungen von lange her vorbereitet gewesen wäre, zeigt sich nun bald die Kehrseite der Anspannung des Fractionszusammenhanges. Nachdem die früher vielfach auseinanderstrebenden „Führer" sich einmal daran gewöhnt, ihre verschiedenen Ansichten vorweg im „Fractionsvorstande" auszugleichen, und ihre fertigen Entschließungen als waltende Vorsehung in die Fractionsversammlung zu bringen, führte das in solchen kleinen Vereinigungen übliche Corpsgefühl dahin, bald die Einigung um jeden Preis als das an sich Erstrebenswerthe anzusehen, die sich dann zuletzt immer am bequemsten in der Negative findet; und dazu kommt, daß, je enger der Kreis, desto sicherer das Uebergewicht des Rührigsten und Hartnäckigsten sich geltend macht. So ließ sich unschwer verfolgen, daß genau in dem Maße, als der Lasker'sche „linke Flügel" bei vorkommenden Anlässen sich zusammengeschwunden zeigte, der Einfluß dieses Mannes auf die Haltung der ganzen Fraction gewachsen war, hinter welchem sich freilich oft genug Bam-

Digitized by Google

berger, von Stauffenberg und Andere mit zum Theil noch weiter gehenden Tendenzen deckten.

In drei verhängnißvollen Momenten hat diese Einmüthigkeit blos in der Negative das Feld in der Fraction behauptet: im April 1877 bei Verwerfung der „Ausgleichsabgabe", wodurch erst die schutzzöllnerische Hochfluth heraufbeschworen wurde; im Februar 1878 bei dem Widerspruche gegen die Camphausen'schen Steuervorlagen, ohne sich über eine andere positive Lösung des Problemes der Steuerreform verständigen zu können, während doch zwei von den „Führern" die Finanzleitung für Preußen und das Reich in die Hand nehmen sollten: bekanntlich bezeichnet dieser Moment den Beginn der Entfremdung vom Fürsten Bismarck statt der gehofften engeren Verbindung; endlich im Mai 1878 bei Verwerfung der ersten Socialistenvorlage ohne den Versuch einer Amendirung: dieser Moment bezeichnet den Wendepunkt, von welchem die religiöse Rückströmung Fuß zu fassen begann. Denn gleich nachher sah sich Dr. Falk zu seinem ersten Entlassungsgesuche veranlaßt, welches er nur wegen der Krankheit des Kaisers zurücknahm. Die folgenden Wahlen zogen die unerbittliche Consequenz des dreifachen Fehlers, indem sie abermals die Fraction um ein Viertel ihres Bestandes lichteten, und nun erst die conservativen Gruppen in die Lage kamen, mit Hilfe des Centrums eine sichere Mehrheit zu bilden. Zu spät raffte sich die Partei noch einmal zusammen, bei dem Socialistengesetze in ihrer Gesammtheit die Regierung zu unterstützen, nicht ohne ihr empfindliche Bedingungen von höchst zweifelhaftem sachlichem Werthe aufzuerlegen. Das Zollreformprogramm aber brachte die unheilvolle Zerrüttung zu Tage, welche die beharrliche Ablehnung jeder positiven Auseinandersetzung mit den neu aufgetauchten Fragen erzeugt hatte. Herr von Bennigsen, der im April 1877, im Februar und Mai 1878 jedesmal gegen seine bessere Neigung sich der Fractionseinheit in der Negative gefügt, ja zuletzt zu deren Wortführer hergegeben hatte, versuchte nun vergebens, die Partei auf einer positiven mittleren Richtung zusammenzuhalten. Von links und rechts gleich rücksichtslos angegriffen, sah er sich außer Stande, dem Fürsten Bismarck eine sichere Unterstützung in hinreichender Stärke zur Verfügung zu stellen. Das Centrum warf sich in die Lücke, und da der Antrag Franckenstein auch Herrn von Bennigsen wieder in die Negative warf, begann der Abbröckelungsproceß der Partei auf der rechten Seite, ohne daß nach der entgegengesetzten Richtung hin die Bedingungen des Zusammenwirkens hergestellt wurden.

Die empfindliche Niederlage, welche die Partei nun auch bei den preußischen Landtagswahlen erlitt, führte einen Moment der Einkehr herbei. Die gemäßigte Richtung hatte in der Landtagsfraction ein beträchtliches Uebergewicht behauptet, und Herr von Bennigsen, durch seinen Freund Miquel

Digitized by Google

kräftig unterstützt, vermochte bei der Eisenbahnfrage und der Verwaltungsreform der Regierung wieder eine zuverlässige Stütze zu geben. Auch im Reichstage ließen sich nun die Dinge beim Militär- und Socialistengesetze trefflich an: die alten Führer des linken Flügels, denen sich seit der Zollreform Herr von Forckenbeck angeschlossen, zeigten sich bei dem Versuche einer Opposition gegen die Erneuerung des Militärseptennates völlig isolirt. Aber das Bild verschob sich völlig, sobald die Steuer- und wirthschaftlichen Fragen in den Vordergrund traten, und auf den Appell des Reichskanzlers vom 8. Mai konnte Herr von Bennigsen selbst nur zu einer halben Unterstützung desselben nur einen ungenügenden Splitter der Partei zusammenbringen.

Hatte schon zu diesen Vorgängen des letzten Theiles der Reichstagssession das Verhalten des Fürsten Bismarck und die politische Unfähigkeit seiner Vertreter sehr viel beigetragen, so trifft den leitenden Staatsmann wesentlich die Schuld, daß nun auch in die Fraction des Abgeordnetenhauses die vollständigste Zerfahrenheit hineingeworfen wurde. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wenn der Inhalt des in letzter Stunde den Conservativen abgezwungenen Compromisses als ursprüngliche Vorlage an das Haus gelangt wäre, sich in der nationalliberalen Partei kaum ein Widerspruch dagegen geregt haben würde. Aber die einem Ueberfalle ähnliche Ueberraschung, welche der Entwurf den besten Freunden des Reichskanzlers bereitete, die Ablehnung jeder entschieden einlenkenden Erklärung, das zweideutige Verhalten der Regierung und ihrer conservativen Freunde selbst dem fertigen Compromisse gegenüber brachten es zuletzt dahin, daß der Führer des linken Flügels, Herr Rickert, bei der entscheidenden Abstimmung fast genau die Hälfte der Fraction hinter sich hatte, darunter viele der sonst treuesten Freunde des Herrn von Bennigsen. Der unerwartete Erfolg rief in den Blättern dieser Richtung eine so wilde Hetze gegen Herrn von Bennigsen und die ihm folgende Fractionshälfte hervor, daß selbst die Zolldebatten kaum etwas Aehnliches zu Tage gebracht hatten. Die Einen riefen nach Aufkündigung des Parteiverbandes, die Andern nach einem Parteitage, um Herrn von Bennigsen die Leitung vollständig zu entwinden. Einen Augenblick schien der Lärm in seinen eigenen Uebertreibungen erstickt zu sein. Da verbreitete sich das Gerede, daß Herr von Forckenbeck bei einem Besuche in München mit Herrn von Stauffenberg die Absprache der Trennung von der Fraction getroffen; und aus einem mehrere Wochen anhaltenden Staubwirbel widersprechender Meldungen und Erfindungen taucht endlich die nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache auf, daß Herr Rickert, der bisher bei dem Festhalten des Fractionsverbandes besser die Rechnung der „Nichts als Freihandels"-Richtung zu finden gemeint hatte, endlich für den Gedanken der Trennung gewonnen sei, die mithin schon in der Herbstsession des preußischen Landtages wirklich werden soll. Eine öffent-

Digitized by Google

liche Erklärung der Secession scheint nur noch hinausgeschoben, um möglichst viele Theilnehmer für dieselbe zu gewinnen.

Indem wir unser letztes Urtheil über dieses Vorgehen zurückhalten müssen, bis das Manifest vorliegen wird, welches über die Ziele und Wege der Unternehmer desselben zuverlässigeren und bündigeren Aufschluß zu geben hätte als bis jetzt in den unverantwortlichen Herzensergießungen der Presse zu finden ist, kann ein vorläufiger Eindruck nicht zurückgehalten werden: die Empfindung einer trübseligen Unehrlichkeit bei den im Vordergrunde der Bewegung stehenden parlamentarischen Persönlichkeiten. Wenn es im Laufe des ganzen parlamentarischen Jahres eine Abstimmung von hervorragend politischer Bedeutung gegeben hat, so war es die über das Militärgesetz. Hier wäre es für die Herren Bamberger, von Forckenbeck, von Stauffenberg, Braun an der Zeit gewesen, sich zu sagen, daß sie in einer hochwichtigen Frage das Vertrauen der bis dahin von ihnen „geführten" Fraction vollständig verloren, und daß, wenn wirklich ihre Ueberzeugung sie nöthigte, sich in offener Abstimmung von derselben zu trennen, es nur folge- und aufrichtig sein würde, ganz auszuscheiden, wie Herr Lasker schon zuvor gethan. Aber diesen Schritt hinauszuschieben, um hinterher als scheinbare Veranlassung desselben eine Abstimmung des preußischen Abgeordnetenhauses zu wählen, dem keiner von jenen fünfen angehört, und die eingestandenermaßen keinen sachlichen Gegensatz, sondern eine taktische Meinungsverschiedenheit, ein mehr oder weniger der Stimmung bezeichnete, das heißt doch unverhüllt die Partei zum Operationsfelde lediglich für die eigene „Führer"stellung gebrauchen, und nachdem dieselbe bereits unter dieser Führung von der ausschlaggebenden Stelle ganz hart an die Wand gedrückt war, sie verhindern, aufs neue sich einen wenn nicht mehr entscheidenden, so doch immer noch fruchtbaren Einfluß auf die vaterländischen Geschicke zu sichern. Indem die Herren sich nicht besinnen, eine Organisation zu zerschlagen, die segensreich gewirkt hat und in bescheidenerem Maße immer noch wirken könnte, bis sie das Anrecht erworben, auch wieder einmal eine günstigere Zeitströmung auszunutzen — mag ihnen dies Werk der Zerstörung leicht genug gelingen, der geträumte Neubau einer „großen liberalen Partei" aber wird sie ganz sicher in die Lage des Zauberlehrlings bringen, der die Geister, die er rief, nicht wieder los wird. x.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die belgischen Jubeltage. — Die Belgier scheinen das Wort Lügen strafen zu wollen, daß der Mensch Alles ertragen könne, nur nicht eine Folge von guten Tagen. Den dritten Monat schon füllen die Festlichkeiten aus, die zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes ihres Staates veranstaltet sind, und noch ist kein Ende derselben ersichtlich. Immer und immer wieder sind die Festredner im Stande, dieselben Gedanken vorzutragen, immer neue Formen der Festeslust weiß der erfinderische Geist dieses aus Vlamen und Wallonen, aus Germanen und Wälschen zu merkwürdiger Einheit zusammengewachsenen Volkes auszudenken. Die Kunst, Feste zu feiern, gehört zu den Ueberlieferungen der alten reichen Städte dieses Bodens. Man könnte sagen, diese unverwüstliche Festeslust allein liefert den Beweis, daß hier eine besondere Nation sich gebildet hat, mit dem Rechte einer eigenen Existenz. Denn wo anders wäre diese unerschöpfliche Fähigkeit des Festgenusses, diese Ausdauer der Jubelstimmung und diese hundertfache Variation des Festprogramms denkbar? Zwar die Absicht ist nicht zu verkennen, und nicht umsonst ist ganz Europa eingeladen, Zeuge dieser Gedenkfeier zu sein. Man will sich zeigen vor den anderen Völkern, will, daß man in der ganzen Welt die lauten Betheuerungen Belgiens vernehme, sich selbst zu gehören. Allein — man merkt die Absicht und wird doch nicht verstimmt. Denn die Aufrichtigkeit der ungemessenen Freudenkundgebungen ist unbezweifelt, und das gute Recht sich zu freuen, mit Dank und Befriedigung auf die vergangenen fünfzig Jahre zurückzublicken, kann Niemand den Belgiern abstreiten. Ist doch schon die Thatsache dieser monatelangen Festfreude nur möglich bei einer Entwicklung materieller Wohlfahrt und zugleich bei einer geistigen Regsamkeit, die beide ihres Gleichen suchen. Auch hierin steht das Land mit seinen natürlichen Hilfsquellen, mit seinem Jahrhunderte hindurch gepflegten, von allem politischen Wechsel kaum berührten Culturleben einzig da. Wir Deutsche pflegen den Zusammenhang dieser Cultur bis ins Mittelalter zurück um so lieber zu verfolgen, als ihre deutschen Ursprünge ins Auge fallen. Was uns Altes und Stilvolles in den flandrischen Städten entgegentritt, das ist ja Alles von unserm Fleisch und Blut und sticht oft seltsam genug ab von dem modernen Wesen des Volkes und Staates, das überall ein wälsches Gepräge trägt. Ob diese moderne Cultur zu wirklicher Selbständigkeit gelangt ist und in dieser sich zu behaupten vermag, ist noch immer eine offene Frage: das Bestreben zwar ist unverkennbar, und auch Ansätze sind unzweifelhaft vorhanden, doch hat bis jetzt das neue Staatswesen dem überwiegenden Einflusse der französischen Sitten sich nicht zu ent-

Digitized by Google

ziehen vermocht. In den neuen Stadttheilen von Brüssel, wie in der Presse, wie in den Vergnügungen, wie in den Künsten wird man Schritt auf Schritt ebenso an das Pariser Vorbild erinnert, wie auf dem Marktplatze der Hauptstadt ein vollkommenes Bild altdeutschen Lebens uns entgegentritt. Das officielle Belgien ist ganz französisch, während in der Tiefe des Volkslebens zäh die germanischen Züge sich erhalten. Aber das Merkwürdigste ist doch dies, wie die tiefen, in der Geschichte wurzelnden Gegensätze zu einer eigenthümlichen Einheit sich zusammengeschlossen haben, wie ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sich herausgebildet hat, das stärker ist als alle diese Gegensätze. Aus dem glücklichen Gedeihen des Volks- und Staatslebens ist ein ursprünglicher, echter Patriotismus erwachsen, der eben jetzt in so enthusiastischen Weisen sich kundgiebt. Auch der Gegensatz in der religiösen Frage ist nicht im Stande gewesen, das patriotische Fest ernstlich zu beeinträchtigen. Dieser Gegensatz zieht sich ungelöst durch die ganze Geschichte der letzten fünfzig Jahre, er hat die erbittertsten Kämpfe veranlaßt, und noch ganz kürzlich hat der Streit der Staatsgewalt mit den Bischöfen als den Vertretern des römischen Stuhles den Charakter der Todfeindschaft angenommen. Dennoch haben die für den Augenblick unterlegenen Klerikalen Selbstbeherrschung genug gezeigt, die Feststimmung mindestens nicht zu stören. Schwerlich wäre unter den gleichen Umständen anderwärts, z. B. in Deutschland, eine ähnliche Haltung der Klerikalen zu rühmen gewesen. Ein neuer Beweis übrigens, daß der Katholicismus mit der Freigeisterei immer noch besser sich verträgt als mit dem Protestantismus. Vielleicht wäre es um die ganze Gedenkfeier übel bestellt gewesen, wenn zufällig gerade die klerikale Partei am Ruder sich befand. Die internationalen Sympathien wenigstens hätten sich ohne Zweifel in geringerem Maße eingestellt. Jetzt wird es aber unstreitig der liberalen Sache zu Gute kommen, daß unter ihren Auspicien das denkwürdige Fest vor sich geht; sie wird daraus eine Kraft schöpfen, die ihr möglicherweise einen dauernden Sieg verbürgt. Als Muster wird sich gleichwohl die belgische Formel der freien Kirche im freien Staate auch jetzt den Völkern nicht aufdrängen. Das Land ist noch immer im Stadium der Experimente, und so lange wir den Klerus eine solche Macht auf die Volksschule ausüben, den Unfug des Klosterwesens in so üppiger Fülle prangen sehen, muß es gestattet sein, dem Grundsatze, daß die Freiheit selbst das untrügliche Erziehungsmittel zur Freiheit sei, einige Zweifel entgegenzusetzen.

Alles in Allem machen die belgischen Jubeltage inmitten der gespannten Lage Europas den Eindruck einer friedlichen Idylle, die eben nur dadurch möglich ist, daß die verantwortlichen Sorgen auf anderen Schultern, auf denen der großen Völker lasten. Die Belgier können sich ihrem Frohgefühle ungestört hingeben, weil ihnen dieser friedliche Bezirk durch die europäische

Digitized by Google

Politik abgesteckt ist. Mit Recht hat der König nachdrücklich hervorgehoben, daß der Dank an die Garantiemächte nicht fehlen dürfe, die Belgien in die europäische Staatenfamilie einführten, als Bürgen für seine Neutralität eingetreten sind und ihm einen fünfzigjährigen Frieden erhalten haben. Pessimisten, grämliche Beurtheiler könnten auf den Gedanken verfallen, eine fünfzigjährige Dauer dieses Staatswesens habe doch nur wenig zu bedeuten und sei des Lärmes nicht werth, ja in den unerhörten Demonstrationen zur Feier dieses Zeitabschnittes verrathe sich etwas wie heimliche Ungewißheit darüber, ob auch nach aber fünfzig Jahren dieses Fest wiederholt werden könne. Allein die Bedingungen des belgischen Staatswesens, das auf eine so glückliche Entwicklung im Innern zurückblicken kann, haben sich auch nach außen verbessert und befestigt. Es ist noch im guten Gedächtnisse, von welcher Seite die Neutralität und die Existenz Belgiens bedroht war. Durch die Aufrichtung des deutschen Reiches sind die Garantien, die Belgien schützend umgeben, unstreitig wesentlich verstärkt worden, und das Land hat alle Ursache, die Glückwünsche, die aus Deutschland dem seltenen Feste zugekommen sind, als aufrichtig und herzlich gemeint hinzunehmen. Daß aber auch Belgien, um seinen idyllischen Friedensstand sich zu erhalten, gegenüber den Schutzmächten seine Verpflichtungen hat, das ist vom König gleichfalls feierlich ausgesprochen worden, nebst der Betheuerung, diesen Verpflichtungen im vollen Umfange nachzukommen. g.

Literatur.

Der polnische Kriegsschauplatz. Militär-geographische Studie von Sarmaticus. Heft I. Der nordpolnische Kriegsschauplatz. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1880. — Der pseudonyme Verfasser hat eine gute und, wie die Verhältnisse zu unserm zahlreichen Nachbarvolke sich nun einmal gestaltet haben, recht praktische Idee gehabt, deren Ausführung er frisch begann und mit großem Fleiße, wenn auch nicht ohne manche Mängel, in dem vorliegenden ersten Hefte (156 Seiten klein Octav) durchführte.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Hoffnung, welche Sarmaticus in seinem Vorworte ausspricht, Wahrheit werde; nämlich, daß durch seine Arbeit die Aufmerksamkeit der deutschen Armee auf ein bisher aus vielerlei Gründen in den Studien sehr vernachlässigtes Kriegstheater gelenkt werde. An berufener Stelle ist unzweifelhaft mehr Kenntniß darüber verbreitet, als die gedruckten Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, liefern konnten. Für solche Studien bietet der Verfasser nun Material und zwar solches, welches bisher nur vereinzelt in speciellen Fachschriften und nicht consequent vom militärischen Standpunkte aus bearbeitet worden ist. Zu einer militär-geographischen Betrachtung gehören aber freilich auch sowohl mehr statistische, als auch mehr topographische Angaben, wie in dem Werkchen zu finden sind. Auf die Culturverhältnisse läßt der Verfasser nur Streiflichter fallen und von der kriegsgeschichtlichen Bedeutung werden nur solche Ereignisse mehr oder weniger aphoristisch angeführt, welche den betreffenden Gegenden ein lebhafteres Interesse des Lesers auswirken.

Digitized by Google

Der Verfasser behandelt als polnischen Kriegsschauplatz alles Land zwischen den nördlichen Karpathen und der Ostsee in südnördlicher, zwischen Düna und mittlerem Dniepr und der oberen Oder und unteren Weichsel in ostwestlicher Richtung. Von diesem Gebiete gilt ihm, als der nordpolnische Kriegsschauplatz, das Congreßpolen mit seinen deutschen, österreichischen und russischen Grenzprovinzen. Die Weichsel ist die Hauptader dieses Landstriches, welches durch sie in ein östliches und westliches Kriegstheater getheilt wird.

Es wird zuerst die Weichsel beschrieben. Dann die Gegend westlich der Weichsel nach ihrer orographischen Beschaffenheit und nach den hydrographischen Verhältnissen. Es folgen Angaben über die politische Eintheilung, die Topographie und die Bevölkerung. Demnächst über die Verkehrsstraßen, Eisenbahnen und Chausseen; die Flußübergänge — Brücken und Fähren — sind bei der Besprechung der Wasserläufe angeführt. Den Schluß machen die kriegshistorischen Notizen, von denen ein Theil, die Stromübergänge, schon bei der Weichsel abgehandelt werden.

Hierauf folgt in ähnlicher Weise eingetheilt und behandelt das östlich der Weichsel gelegene Kriegstheater. Die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, sind in Anmerkungen aufgeführt und man muß zugestehen, es sind die besten der vorhandenen. Leider aber sind dieselben weder gleich reichhaltig für die verschiedenen Gegenden noch auch überhaupt so erschöpfend, als man sie für eine militärische Beschreibung wünschen muß.

Die für die betreffenden Landestheile zu benutzenden Karten sind am Ende des Vorwortes angegeben. Leider aber fehlt ein Inhaltsverzeichniß, was bei einem derartigen Werke, wenn es unter allen Verhältnissen, auch zum Nachschlagen, brauchbar sein soll, unerläßlich ist.

Ueberhaupt merkt man dem Werkchen an, daß es zu den Erstlingsarbeiten gehört. Abgesehen von kleinen Mängeln in Einzelheiten ist das gegebene Bild von Land und Leuten, so weit wir es kennen, und das ist zum großen Theil der Fall, wenn auch nicht vollständig doch richtig, aber es scheint, daß der pseudonyme Verfasser sich noch kein ganz richtiges Bild von der Art und Weise gemacht hat, in der das Buch zu brauchen sein müßte, wenn es allgemeinen Nutzen gewähren soll. Natürlich ist in einer solchen Studie kein Detail zu suchen, welches für taktische Verhältnisse genügende Aufklärung zu geben vermag. Solches können in einer Zeit, in der hier oder dort ganze Gegenden durch großartige Arbeiten jährlich umgestaltet werden, nur Recognoscirungen ad hoc beschaffen, aber man muß in demselben ein im Allgemeinen getreues Bild des beschriebenen Landes finden. Außerdem sind diejenigen Details, welche sich auf Bewegung größerer Truppenmassen beziehen, wenn auch nach einzelnen Abschnitten getrennt, doch durch orientirende Hinweisungen leicht zum Aneinanderreihen auffindbar zu machen. Die kriegsgeschichtlichen Illustrationen sind ganz an ihrer Stelle. Es ist dem Verfasser Glück zu seinem guten Gedanken zu wünschen und zu hoffen, daß derselbe bei der Fortsetzung der Arbeit genügende Klarheit über die Anordnung derselben, sowie zureichende gründliche Quellen für die Ausführung derselben finden möge.

Berichtigung.

In dem Aufsatze: Die Schlacht von Castell del Bosco S. 201, Z. 2 ist anstatt zwischen Kaiser und Reich zu lesen: „zwischen Kaiser und Papst".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 26. August 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 36.

Inhalt:

	Seite
Am Bodensee. Von P. Hartmann	345
Zur Brunnenästhetik	352
Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen	361
Die deutsche Steuerreform. II.	364
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Berlin. Die Kunstausstellung	372
Literatur:	
Vermersch, le tir de l'infanterie aux grandes distances	376

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Am Bodensee.

Der Bodensee, von der Natur zu einem Herzpunkte des oberen Deutschlands bestimmt, nicht blos, wie es vielleicht manchem Touristen scheinen mag, zu einem freundlich ladenden Vorhofe der Herrlichkeiten des Alpenlandes, ist seit uralten Zeiten „eine Stätte menschlichen Treibens, Schaffens und Kämpfens" gewesen (vergl. Bacmeister, Alemannische Wanderungen, wo davon manches Ergetzliche zu lesen steht). Schöner aber noch, als in Büchern nach den Spuren und quasi Ablagerungen jenes Menschenlebens zu forschen, ist es, an Ort und Stelle ihnen nachzugehen, und umweht von der classischen und romantischen Luft der Namen Constantia, Brigantium, Arbor Felix, Augia, Podama, zugleich mit der Schönheit der Landschaft das, was von Schönheit alten Culturlebens am See die Kämpfe übrig gelassen haben, ins Auge und ins Gemüth zu fassen.

Nicht zu den Pfahlbauten führen wir den Leser. Ihre Reste ruhen theils immer, theils die meiste Zeit unter Wasser; die wichtigsten Funde sind in Museen, z. B. in Stuttgart und Constanz, gesammelt. Wohl aber glauben wir ihm römische Mauern zeigen zu können. Es sind die Mauern des alten „Bergcastelles" Brigantium, die, noch gut erhalten, ein längliches Viereck von halbrunden Thürmen flankirt, die heutige in der Uferebene liegende Stadt Bregenz überragen. Wodurch sie sich als römisch*) ausweisen? Unseres Erachtens durch die Solidität und Genauigkeit, womit das unbequeme Material, der Seekiesel, in abwechselnd links und rechts geneigten Lagen aufgeschichtet und durch den festesten Mörtel zu glatten Wänden verbunden ist. Sehr viele bei Gründung der protestantischen Kirche auf dem Hügelplateau, das von der andern, südlichen Seite die Stadt einschließt, ausgegrabene Anticaglien enthält das Vorarlbergische Museum, sonst noch besonders durch einen Reichthum von Erinnerungen an die wohlgefällige Kunstthätigkeit des Landeskindes Angelica Kauffmann den Besuch lohnend.

---

*) Wenigstens im Sinne von: vormittelalterlich. Adler bestimmt in Reichenau das Kieselmauerwerk als „altchristlich"; die Kieselthürme in Arbon gelten für merovingisch.

Digitized by Google

Eine Fahrt von etlichen Stunden über den See versetzt uns in die Zeit der Merovinger, wenn wir in Meersburg*) zur alten Bischofspfalz emporsteigen, die nach des bewährten Forschers, der lange darin gewohnt, des Freiherrn von Laßberg Zeugniß den König Dagobert von Austrasien zum Erbauer hat. Auch ein Blick auf die ältesten Theile scheint dem nicht zu widersprechen. Die Wände des mächtigen, alles überragenden Viereckthurmes sind freilich oben in derselben Weise treppenförmig gegiebelt, wie die meisten romanischen Thürme Oberschwabens, und unter den Giebeln läuft ein Fries von einfachen Halbkreisbogen; da aber dieser jedenfalls eine eigene und, wie uns scheint, besonders alterthümliche Form hat, indem die Bogenschenkel, ohne sich zu berühren, auf kegelförmigen Consolen aus einer Platte und zwei in krummer Linie sich verjüngenden Stücken sitzen**), auch die Kunstgeschichte den Zeitpunkt, wo der romanische Bogenfries, jene Abbreviatur römischer Wandbekleidung durch Blendarkaden, aufkam, nicht genau bestimmt, so dürfen wir vielleicht doch dem „Dagobertsthurme" als einem Bauwerke von wesentlich noch römischer Art, wie sie in jener Zeit herrschte, seinen Namen belassen, ohne zu dem Auskunftsmittel zu greifen, daß wir die letztberührte Gliederung für einen späteren Zusatz erklären. Die jetzige Gestalt der Burg stammt vom Constanzischen Bischof Landenberg im sechzehnten Jahrhundert.

Unser nächstes Ziel ist das Eiland des heiligen Pirmin, das bald nach dessen Stiftung, und nachdem das benachbarte Alemannenland kaum noch einem Notker von St. Gallen den classischen Seufzer entlockt: Dura viris et dura fide durissima glebâ, den Namen der „reichen Aue" erhalten und mit Recht bis auf diesen Tag bewahrt hat: die Insel Reichenau. Reichthum des Natursegens ist der hervortretendste Zug in der Physiognomie der Insel; doch werden wir auch mit Interesse die Denkmale eines Geisteslebens betrachten, dessen Blüthezeit noch in das vorige Jahrtausend fällt, Reste, die fast ein Jahrtausend des Zerfalles, der Beraubung und Zerstörung, endlich der Verballhornung überdauert haben.

Lenken wir unsere Schritte vom Landungsplatze zuerst zum Sitze des Klosters, nach Münster oder Mittelzell, so finden wir außer der Kirche keine erkennbaren alten Gebäude mehr. Auch jene, deren erster Bau aus den Jahren 724—727 datirt, ist durch mehrere Brände, besonders aber durch Zerstörung der alten Fenster, an deren Stelle häßliche Ovalöffnungen gesetzt sind, vielfach verändert. An der Façade im Westen tritt ein starker, viereckiger, durch Lisenen und Bogenfriese gegliederter Thurm vor, auf beiden Seiten tiefe und schmale, wie alle Räume der Kirche flachgedeckte Vorhallen,

*) Sollte nicht vielleicht dieser Name selbst auf den ersteren zurückführen? vom „schwäbischen Meere" kommt er jedenfalls nicht her.

**) Vergleiche übrigens Lübke, Geschichte der Architektur. Figur 324.

Digitized by Google

aus denen je eine Thüre ins Innere führt. Hinter dem Thurme ein Querschiff, dem ein gleiches auf der Ostseite des Langhauses entspricht, worauf noch an der Stelle der ursprünglichen Ostapsis ein großer spätgothischer Chor mit reichem Netzgewölbe folgt. Den Thurm finden wir im Innern theilweise mit einer Westapsis ausgefüllt, so daß also der Bau zwei Apsiden hat, eine Eigenthümlichkeit, welche manche Basiliken der karolingischen Zeit zeigen (z. B. St. Gallen), und welche nach Schnaase aus einer Nachwirkung des byzantinischen Kuppelbaues zu erklären ist (sofern die zwei Halbkreise sich ideell zu einer solchen ergänzen), einfacher vielleicht aus dem Grundrisse der Sophienkirche unmittelbar hervorging. Die Schiffarkaden haben statt der ursprünglichen Säulen nur Pfeiler mit niedrigen Schrägen als Capitälen, die ein doppeltes Zickzackband mit Palmetten in den Ecken belebt. Einen ungeahnten Reichthum frühromanischer Metallsculptur erschließt uns die Sakristei in einer Reihe von silbernen und vergoldeten Reliquiensärgen, an denen die Gestalten Christi, der Evangelisten und Apostel, wie sie in der Tradition der alten Kirche feststanden, uns bedeutsam entgegenblicken. Eine treffliche altchristliche Reliefarbeit ist der elfenbeinerne Speisekelch Pirmin's (Christus, Jünger aussendend), eine einfache antike*) Marmorvase aber der Krug von der Hochzeit zu Kana, den der griechische Feldherr Simon Bardo 910 dem Kloster, in dem er seine Tage beschließen wollte, mitgebracht hat.

Auf der Westspitze der Insel liegt die Säulenbasilika von Niederzell, deren zwei stattliche, mit glasirten Ziegeln gedeckte Thürme weit in den See hinaus blinken. Die langen Eckzapfen der Basen an ihren Säulen scheinen auf die mittlere romanische Zeit hinzuweisen, während urkundlich hier schon der Bischof Egino aus Verona eine Kirche baute, der 802 auf der Insel starb und dessen Namen nebst Bischofsmütze der alte Taufstein unserer Kirche trägt.

Das besterhaltene Baudenkmal der Insel finden wir in der Kirche von Oberzell, die durch eine Krypta ausgezeichnet und wieder eigenthümlich disponirt ist. Der Westapsis entsprechen hier nämlich halbrunde Nischen am Ostende der Seitenschiffe, während man aus dem Mittelschiffe zu dem eigentlichen über der Krypta liegenden viereckigen Ostchore emporsteigt. Der Thurm erhebt sich über der Vierung.**)

Von der Insel führt uns eine Brücke aufs Festland und ein anmuthiger Weg zum nahen Constanz. Zwar bietet diese Stadt, die erst seit neuerer Zeit aus tiefem Verfalle sich wieder erhebt, so weit es dem durch seine Lage zu einem Haupthandelsplatze bestimmten Orte die Umschließung mit „Aus-

*) Nicht vielmehr altorientalische? Namentlich die widderhornartigen Henkel scheinen solches Gepräge zu tragen.

**) Siehe Adler's Monographie über Reichenau. 1870.

Digitized by Google

land" im Sinne der deutschen Zollverwaltung gestattet, keine besonders hervorragenden Denkmäler ihrer alten Bedeutung; bei näherem Zusehen werden wir aber doch nicht unbefriedigt von dannen gehen.

Der Dom, seit 1052 erbaut, imponirt von außen hauptsächlich durch seine gothische Façade, die nach Art der Straßburger zwischen zwei Thürmen emporsteigt. Da letztere aber nicht zur Vollendung kamen, so hat die neuere Zeit auf der Plattform einen schlanken Mittelthurm mit durchbrochener Spitze aufgeführt, der weithin Gegend und See beherrscht. Das Innere stellt sich als eine großartige Basilika dar, mit mächtigen monolischen Säulen, deren attische Basen noch das steife Profil der romanischen Frühzeit haben, indeß die schweren Capitäle nach Art des Würfelcapitäles, jedoch achteckig gebildet sind. Von anziehender Arbeit sind die Chor- und Capellengitter der Kirche, aus Eisen mit Vergoldung zur Renaissancezeit geschmiedet, jedes eine phantasiereiche Composition, z. B. die Perspective einer Kirche mit gemustertem Fußboden, Säulen und Gewölben nachahmend. In tüchtigem, ansprechenden Naturalismus sind die geschnitzten Hauptthüren gehalten (von Hayder um 1490), der in den Chorstühlen sodann ziemlich ausartet.

Dafür wird die Beachtung, die wir nächst dem Dome der bescheideneren Stephanskirche, einem merkwürdig einfachen frühgothischen Baue von drei ungewölbten Schiffen und schlankem Chore*) schenken, aufs Erfreulichste belohnt durch den Anblick eines Werkes, das den hohen und reinen Kunstgeist jener Epoche lebendig athmet. Es ist ein schlichtes Chorgestühl von der gewöhnlichen Anordnung: zwei Stuhlreihen an jeder Wand, die niederen in der Mitte von einem Zugange durchbrochen. Die an die Mauern sich lehnenden Rückwände wie die Seitenwände sind mit blinden Bogenstellungen belebt; die Seitenwände verlaufen oben in Schnecken, und zwar an den Zugängen in kleinere, woran urkomische Fratzengestalten hocken, an den vier Ecken in größere, luftigere, zur Rückwand überleitende, in deren freien Raum schlanke phantastische Thiere, Löwe, Drache, Hund, so wie ein Männlein, herrlich hineincomponirt sind. Die rundlichen Stuhllehnen, so wie die Unterlagen der Sitzbretter ruhen auf zierlichen, romanisirenden Säulchen mit attischer Basis und Kelchcapitäl, und die Consolen, welche bei aufgeklappten Sitzen den Stehenden zum Stützpunkte dienen, sind mit dem mannichfaltigsten Blattwerke von anspruchsloser, aber höchst vollendeter Natürlichkeit belebt.

Ein schönes Andenken an ihren berühmtesten Bürger aus neuerer Zeit besitzt die Stadt Constanz in dem Wessenbergmuseum, einer Sammlung, die mehreres Vorzügliche besitzt. Obenan ein Bild, das wohl mit mehr Recht

*) Offenbar sind diese Kirchen, wie sie noch mehrfach, z. B. in Ueberlingen, Ravensburg, Biberach, Ebingen, vorkommen, eine einfache und merkwürdige Uebertragung der oberländischen Säulenbasilika ins Gothische.

Digitized by Google

als manches in großen Galerien den Namen Lionardo's führt, da es jedenfalls dem Gedanken nach auf den Meiſter zurückzuführen iſt: die Hälfte der Compoſition „Eitelkeit und Beſcheidenheit". Die letztgenannte ſteht als Perſon vor uns, mit ernſt erhobenem, rückwärts gewendetem Zeigefinger, der Geberde, die den andern zu ſeinem beſſeren Selbſt zurückführen möchte; eine Geſtalt von ſolch' ergreifender Gewalt der Charakteriſtik bei höchſter Vollendung der Ausführung, daß wir faſt der Kunſtgeſchichte zürnen möchten, wenn ſie dieſe dem Hauptmeiſter nicht zukommen laſſen will, zumal indem wir eine andere Zierde der Sammlung dagegenhalten, die Cäcilia von Luini, dem die Ausführung der Modeſtia und Vanitas im römiſchen Palaſte Sciarra zugeſchrieben wird. Denn das Bild von Luini athmet wohl ſtille, in ſich befriedigte Seligkeit, aber nicht jene geheimnißvolle Tiefe des Seelenlebens, die auch auf andere unwiderſtehlich wirkt.*) Das dritte beſonders beachtenswerthe Bild iſt eine ſchöne Copie des bekannten Basler Familienbildes von Holbein (vergleiche Woltmann, Holbein; II. Bd. der Zeitſchrift für bildende Kunſt, S. 69).

Endlich möge der Beſucher der Stadt nicht verſäumen, der ſtädtiſchen Kanzlei, einem zierlichen Frührenaiſſancebau, außen mit Fresken vom Augsburger Wagner geſchmückt, ſeine Schritte zuzuwenden, und daſelbſt das Manuſcript der Chronik Ulrich's von Richenthal, die eine höchſt lebendige zeitgenöſſiſche Schilderung des Concils mit einer Menge von Bildern enthält (ein Facſimile auch in der reichhaltigen chorographiſchen Sammlung „zum Rosgarten") ſich vorlegen zu laſſen.

Wir kehren nun auf das Norduſer zurück, um von da durch den anmuthigen Linzgau nach dem faſt den ganzen See überſchauenden Heiligenberg emporzuſteigen. Das Schönſte dort oben iſt die Ausſicht, Park und Garten; doch wird das Auge des Kunſtfreundes nicht minder gern dem ſtattlichen Schloſſe ſich zuwenden, mit ſeinem traulichen Brunnenhofe, beſonders aber mit dem hochgerühmten zwei Stockwerke eines Flügels einnehmenden Feſtſaale. Es wird dieſes Werk der Holzſchneidekunſt aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts kaum ſeines Gleichen haben; ſo ſinnig iſt die Vertheilung der ungezählten Figuren und der beſchlägartigen Ornamente der Decke innerhalb von vier koniſch vertieften Kreiſen und ſie begleitenden kreuzförmigen und oblongen Feldern, ſo vortrefflich die Verbindung der Decke mit den pilaſtergeſchmückten Wänden durch zwei Frieſe, einen heraldiſchen und einen figürlichen. Hochintereſſant iſt auch die anſtoßende Schloßkapelle nach Dispoſition und Ornament.

Mit einem noch größeren decorativen Reichthume, freilich nur in Stuck,

*) Man denkt, wenn wir recht gehört, an eine Studie Correggio's nach Lionardo.

Digitized by Google

überraschen uns die ausgedehnten Gänge und Gemächer der am Fuße des Berges sich lagernden ehemaligen Cisterzienserabtei Salem, jetzt im Besitze des Markgrafen Max von Baden. Gewiß böte sich hier einschlägigen technischen Studien eine lohnende und fast unerschöpfliche Fundgrube; zumal der gleiche Stil (namentlich Flachgewölbe, deren Felder durch Festons getheilt; in dieser einfachen Disposition freilich wenig akustisch) für Festsäle heute wieder herrschend wird. (Ein schöner, leider dem Untergange geweihter Saal dieses Charakters zu Ueberlingen im ehemals Salem'schen „Steinhaus".) Die Sicherheit, mit der die antiken Elemente, besonders der Akanthus, behandelt sind, weist wohl auf gute italienische Künstler hin. Leider ist die frühere Bemalung fast durchaus einer weißen Tünche gewichen; doch findet sie sich (vielleicht erneuert?) z. B. noch in einem höchst reizenden, ganz mit Blumenranken garnirten — daher eigentlich so zu nennenden — Rococozimmer. Sehen wir in diesen Räumen die mehr weltliche Gestaltung des Ordenslebens vor Augen, so versetzt uns die unversehrt erhaltene frühgothische Kirche in seine Blüthezeit zurück und belehrt uns, wie die Strenge seines ursprünglichen Geistes der Architektur zu Gute gekommen ist, indem durch den Ausschluß decorativen Beiwerkes die Kraft auf das Wesentliche, auf die Verhältnisse concentrirt, in ihnen neben sorgfältiger Technik das Wirksame, die Schönheit gesucht wurde. Die schlichte Kreuzform des Aeußeren, welche keinen vorspringenden Chor und nur einen kleinen kupfernen Dachreiter auf der Vierung erträgt, kehrt beim Eintritt gleichsam vergeistigt wieder in dem schlanken, die ganze Länge durchlaufenden Mittel- und dem gleich hohen Querschiffe. Die Seitenschiffe sind durch halbe Höhe in ihrer Unterordnung bezeichnet, im Chorraume, das heißt dem obern Stücke des Langarmes sogar wieder hälftig getheilt, so daß derselbe — wie gewissermaßen freilich schon der Vorderraum durch eigenthümlich tiefe kapellenartige Behandlung der Arkaden — fünfschiffig wird, wodurch eine ungemein reiche und, da die Größe eben ausreicht, doch keineswegs übertriebene Gliederung erzielt ist. Leider hat die Spätzeit in gerade entgegengesetztem unarchitektonischen Geiste die Räume mit theatralischem Marmorbildwerke und einem entsprechenden Chorgestühle verstellt, während Reste eines besseren solchen, das gothische und Renaissanceformen in geschickter Weise verbindet, an die Westwand zurückgesetzt wurden. Trefflich ist auch das spätgothische Sacramentshäuschen im Stile der Heiligenberger Kapelle.

Zum Schlusse möge ein geduldiger Leser uns nach Ueberlingen begleiten, einem Städtchen, das durch seine reizende Lage am See wie durch innere Vorzüge ein beliebter Sommercurplatz geworden ist. Die gut erhaltene, mit prächtigen Rundthürmen besetzte Umwallung, deren Gräben von Natur und Kunst in den weichen Molassesandstein malerisch eingeschnitten sind, der

by Google

alterthümlich behäbige Charakter der Straßen, das fünfschiffige gothische Münster, eines der wichtigeren Werke der schwäbischen Bauschule*) (wiederum mit einem großartig geschnitzten Renaissancealtar), sind Zeugen eines ehemals bedeutenden und immer noch nicht verschwundenen Wohlstandes, der sich hauptsächlich auf Landwirthschaft gründet und in den Einwohnern einen conservativen Sinn erzeugt, wie sie ihn z. B. im Reformationszeitalter durch glückliche Bekämpfung der aufständischen Bauern, durch Aufnahme des von den Constanzern vertriebenen Bischofs, durch erfolgreiche Abweisung des schwedischen Feldmarschalls Horn von ihren Mauern bewiesen haben. Wir deuten auf diesen Zug hin, um dadurch zur Erklärung eines merkwürdigen Kunstwerkes, des Bildercyclus im Rathhaussaale etwas beizutragen. Die Wände sind einfach und in Naturfarbe getäfelt, die Decke von Balken mit wenig Schnitzwerk getragen und abgetheilt; darunter läuft ein kaum zwei Fuß breiter Wandfries aus reichem spätgothischen Architekturornamente, das bereits Neigung zeigt in pflanzenartige Formen sich aufzulösen, doch noch ohne krause, barocke Entartung. Davon heben sich auf Consolen vierzig Statuetten ab, in treuer Costümirung und Charakteristik die Gliederung des deutschen Reiches vom Kaiser bis zum Bürger und Bauern herab darstellend. Also zu einer Zeit, wo der Organismus des Reiches längst abzusterben begann, suchen die wackeren Bürger in seiner Vergegenwärtigung einen Halt für ihre politische Arbeit.

Denken wir dabei zurück an das Chorgestühl der Stephanskirche in Constanz, so stellt sich uns vor Augen, wie die echte Kunst auch in ihren bescheideneren Werken immer auf das Höchste und Tiefste hinweist, was Zeiten, Kreise, Herzen bewegt. (Gegen diesen Satz scheint uns weder die Thatsache zu sprechen, daß nicht alle kunstliebenden Kreise immer auf der Höhe ihrer Zeit stehen, noch die, daß manche große Bewegungen der Geister für die Kunst nicht unmittelbar förderlich gewesen sind, wie die Reformation, in Betreff deren es übrigens zur Richtigstellung des Urtheils immer nöthig sein wird, ihren Einfluß auf einen Dürer, ja auf einen Rafael und Michelangelo in ihren späten Jahren im Gedächtnisse zu haben.) Dort — in Constanz — eine Zeit jugendfrischer religiöser Begeisterung: ihr genügt die reine Schönheit, dieser freut sie sich zu Gottes Ehre; hier — in Ueberlingen — eine Zeit praktischer Nüchternheit, eine Genossenschaft, die für die Erhaltung der ehrwürdigen Ordnung, in der sie sich stark fühlt, einzustehen erklärt. Dort der Geist einer ganzen Epoche, der die Völker des Abendlandes durchdringt, hier zugleich die besondere Sinnesart eines Stammes, des schwä-

*) Vergl. F. X. Allersberger, Beiträge zur Geschichte der Pfarrei und des Münsters in Ueberlingen.

Digitized by Google

bischen, die auch in einer realistischen Zeit, an einem vorwiegend charakteristischen Werke das Ideale, Paränetische nicht entbehren will. — Wer diese Sinnigkeit des schwäbischen Geistes an einer realistischen Schöpfung ersten Ranges sich vergegenwärtigen will, muß nach Ulm in den Münsterchor gehen, wo ihm Jörg Syrlin die ganze religiöse Entwickelung der Menschheit in den Bildern ihrer Träger vorzuführen strebt; seine andere Hauptseite, die Stärke und Tiefe des Gefühles, möchte er am besten in einem vom Bodensee gleichfalls nicht allzuweit entfernten Schatzkästchen mittelalterlicher Holzsculptur, in der Lorenzkapelle zu Rottweil, erkennen, wo die innig bewegten, idealen Gestalten heiliger Männer und Frauen auf das Mosaikbild des Orpheus herabblicken, das bedeutsamste Denkmal römischer Gesittung im Schwabenlande, welches seit einiger Zeit auch dort untergebracht ist, — eine Zusammenstellung, die uns mehr blos praktisch als ideal dünken möchte, wenn wir nicht wüßten, daß der verdiente Schöpfer jener plastischen Sammlung in der Sitte der alten Christen, den Herrn unter dem Bilde des Orpheus, des großen Besänftigers, darzustellen, seine Berechtigung dazu gefunden hat.

Paul Hartmann.

Zur Brunnen-Aesthetik.

Das sehr nüchtern klingende und auch nicht ganz zutreffende Axiom: je mehr Seifeverbrauch, desto höher die Cultur, hat einen Vorläufer gehabt, der immer wahr bleiben wird, — je mehr Brunnen, desto mehr Behagen. Nur in seltenen Fällen haben Menschen, die sich ansiedelten, sich in der Wahl des dazu tauglichen Ortes nicht in erster Linie durch das Vorhandensein von gutem Quellwasser bestimmen lassen. Versailles' Begründung konnte füglich gegen diese Regel verstoßen, reizte den Dünkel der fürstlichen Allmacht doch gerade die Quellenarmuth des Ortes und das dem staunenden Weltall zu gebende Schauspiel einer maßlosen Verschwendung — car tel est mon plaisir. Um das Meer herum und eben so in der Nähe von Flüssen haben Fischerei und Schifffahrt selbstverständlich jene Quellwasserforderung um einen Theil ihres Gewichtes gebracht. Venedig, Hamburg, Christiania und viele andere sonst durch ihre glückliche Lage emporgeblühte Städte sind in Bezug auf Quellwasser immer auf einen kärglichen Nothbehelf angewiesen gewesen. Wo ursprünglich der Boden erquickende Labe bot, hat sich das Verhältniß im Laufe der Zeit auch wohl sehr umgestaltet. Große Städte sind aus quellenreichen zu quellenarmen geworden, nachdem der vergiftende Ausfluß übervölkerter Straßen und Gassen das Grundwasser um die Fähigkeit brachte, sich zu

Digitized by Google

läutern und zu verjüngen. Die Erkenntniß, daß ohne Abhilfe gegen derartige Mißstände keine Stadt sich auf die Dauer zu behaupten im Stande ist, noch auch selbst nur zu behaupten das Recht hat, ist erst eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte, und die Folge dieser Erkenntniß sind Anstrengungen gewesen, wie sie mit Erfolg Wien, Frankfurt, Dresden in besonders heroischer Weise ihren Steuerzahlern zugemuthet haben.

Die letztere Stadt, deren Trink- und Kochwasser-Zuflüsse durch eine, wie es scheint, auf dem Wege gesetzlicher Strafandrohungen nicht zu beseitigen gewesene Verunreinigung Seiten der immer zahlreicher emporgeschossenen Fabriken geradezu unbrauchbar geworden waren — Goldfische starben in jedem Dresdner Gartenbassin — hat seit einigen Jahren Mittel und Wege gefunden, ein Wasserwerk zu bauen, das gegenwärtig den strengsten Anforderungen so an Qualität wie an Quantität vollkommen entspricht und aus den unterirdischen Zuflüssen des hügeligen, mit Kiefern bestandenen sandigen Gebietes des rechten Elbufers sich speist, der sogenannten Dresdner Haide.

Nachdem solcher Art die partie honteuse von Elbflorenz, sein schlechtes Röhr- und Pumpenwasser, sich in ihr Gegentheil verkehrt hat, in einen Gegenstand immer neuer Befriedigung, ist auch der Wunsch rege geworden, des erfrischenden und belebenden Elementes nicht nur in den Häusern froh zu werden, vielmehr es auch im Freien zu Aller Lust und Weide sein Wesen treiben zu lassen.

Nach dieser Richtung hin war man lange auf einige öffentliche Brunnen angewiesen gewesen, deren bescheidener Zuschnitt nie den Fremden zum Stehenbleiben und zum Aufschlagen seines Baedeker verführte, wie dies zur hohen Befriedigung der Nachbarn vor so manchem Brunnen in Nürnberg und Augsburg geschieht. Zur Cholerazeit stiftete ein Dresdner Privatmann dann den gothischen, sogenannten Cholerabrunnen auf dem Postplatze, ich weiß nicht ob als ex voto. Eine gute Weile später ist der Brunnen auf dem Räcknitz-, jetzt Moltkeplatz, entstanden, schon ein ansprechendes, von Broßmann verfertigtes Kunstwerk — der bildhauerische Hauptschmuck ist eine Nymphe, welche ein Kind in die Höhe hält — und unlängst ist — ebenfalls im sogenannten englischen Viertel — der Gänsedieb von Diez als Brunnenfigur zur Aufstellung gelangt, eine auf der großen Münchener Ausstellung mit der goldenen Medaille prämiirte Arbeit, die jedenfalls das interessanteste Werk ist, welches zu ähnlicher Bestimmung in neuerer Zeit geschaffen worden ist.

Wie ich schon auf die Thatsache hingedeutet habe, daß unsere „führenden" Städte sich, eine nach der andern, entschließen müssen, ihre Wasserversorgung den gegenwärtigen Forderungen der Gesundheitslehre gemäß umzugestalten, so möchte ich nun — als Rechtfertigung für das über den Gegenstand weiter zu Sagende — hier die Frage: welche Art Brunnenkunstwerke stehen im

Digitized by Google

Anschluß an jene Bewegung zu erwarten? als eine ernstlich zu erwägende aufs Tapet bringen.

Das Brunnenthema könnte füglich ein eigenes Kapitel jeder Kunstgeschichte bilden und es ist zu beklagen, daß dies Kapitel nicht schon geschrieben wurde. Was noch näher lag: die berühmtesten und beachtenswerthesten Brunnen der Welt in Photographien oder in Lichtdruck, zu einem Werke zusammengestellt, heraus zu geben, auch das ist bisher unterblieben. Unser Geschmack nach dieser Seite hin ist ein völlig ungeschulter, und selbst Personen, die durch viele Reisen ihrem Wahrnehmungsvermögen eine gewisse empirische Urtheilssicherheit angeeignet haben, sind in Bezug auf dieses Gebiet nicht immer besser orientirt als die daheim Gebliebenen, für die Letzteren begrenzt sich aber gemeinhin das Feld, das par renommée überblickt wird, auf das Nürnberger Gänsemännchen, auf das flämische Mennicke Piss und auf Rom's fontana di Trevi, bei welcher letzteren noch überdies die figürliche Ausstattung schier über der angeblichen Zauberkraft eines Trunkes aus jener fontana vergessen zu werden pflegt, — der Kraft, den aus ihrer Quelle Trinkenden zur Wiederkehr nach Rom zu nöthigen.

Wie sehr nun gerade Brunnen diejenigen Schöpfungen sind, auf die sich eine bestimmte Zeitrichtung verstürzen kann, lehrt das Beispiel Augsburgs, lehrt in noch weit höherem Grade dasjenige Roms, schuf doch Agrippa in dem einen Jahre seiner Aedilität siebenhundert Bassins mit hundertundfünf Springbrunnen, deren Ausschmückung vierhundert Marmorsäulen und dreihundert Statuen aus Erz oder Marmor in Anspruch nahm.

Nach allem hier Vorausgeschickten wird es nun nicht als eine müßige und blos locale Interessen berührende Aufgabe erscheinen, den unlängst in Dresden gemachten Versuch, durch Concurrenzausschreiben sich einen oder ein paar öffentliche Brunnen von vollendet künstlerischer Construction zu verschaffen, etwas näher ins Auge zu fassen. Denn Dresden ist schon durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Sculptur in einer für jenen Zweck sehr günstigen Lage. Auch an tüchtigen Architekten hat es der Stadt nie ganz gefehlt. Zu dem wichtigsten Elemente, dem fließenden Wasser selbst, gesellen sich also zwei weitere Factoren, über die nicht jede Stadt in gleicher Weise verfügt. Kurz, der Einfluß, den Dresdens Vorgang auf andere brunnenprojectirende Städte ausüben wird, ist ein berechtigter.

Man hatte also — dies die Veranlassung der Concurrenz — für den weiten und gartenartigen Platz, welcher dem Neustädter Hoftheater gegenüber liegt, die Anlage zweier großartiger Brunnen beschlossen, und man hatte drei Preise von je tausend Mark für die in dem Wettkampfe obsiegenden drei Entwürfe ausgeschrieben. Die Concurrenz ist jetzt zu Ende. Drei Entwürfe sind gekrönt worden, und diese wie die übrigen eingegangenen siebzehn Arbeiten

Digitized by Google

hat man, nachdem alle zwanzig schon vorher längere Zeit ausgestellt worden waren, noch weitere acht Tage zu allseitiger Beurtheilung und Würdigung ausgestellt.

Unter den drei preisgekrönten Entwürfen steht die Entscheidung noch aus. Verständigungen wegen Detailänderungen und wegen der Ausführungskostenanschläge sind dabei in der Regel von mitbestimmender Bedeutung. Nicht minder ist bei solchen Concurrenzen — sofern die Anonymität wirklich gewahrt wurde — der Frage ja auch erst näher zu treten, ob die Schöpfer der kleinen Entwürfe für deren Ausführung im Großen in gleichem Grade befähigt erscheinen.

Dies sind Punkte, die hier nicht weiter in Betracht kommen, eben so wenig wie die etwaige kritische Anfechtbarkeit der getroffenen Wahl selbst, über welche im Gegentheil, gleich wie über die beachtenswertheren unter den nicht gekrönten Entwürfen lediglich zu dem Zwecke referirt werden soll, um einige Anhaltpunkte zu gewinnen für das, worauf es bei solchen Aufgaben ankommen möchte.

Die gekrönten Entwürfe sind folgende:

Mit dem Motto: „Klar Wasser und trüb Wasser" von dem Bildhauer Diez und den Architekten Giese und Weidner.

Mit dem Motto: „Elbe und Stadt" von dem Bildhauer Bäumer und dem Architekten Hermann.

Mit dem Motto: „Jahreszeiten und Lebensalter" von dem Bildhauer Werner Stein.

Alle drei Entwürfe sind sorgfältig durchgeführt und auf eine imponirende Wirkung berechnet, wie man sich denn überhaupt bei allen Entwürfen zu unterst ein mächtiges Bassin zu denken hat, über welchem sich ein minder großes Wasserbecken zu solcher Höhe erhebt — es können auch mehrere sein — daß unter demselben Raum ist für ganze bildnerische Gruppen oder auch für einzelne um den tragenden Fuß des Beckens sitzende Figuren, wobei das untere Bassin noch in der Phantasie des Künstlers zum Tummelplatze von Tritonen, Nereïden, Wasserpferden und Aehnlichem dient oder dienen kann. Nicht alle Preisbewerber haben in solcher Weise die Raumverhältnisse ausnützen zu müssen geglaubt und gleich der oben erwähnte Entwurf von Diez vernachlässigt den weiten Spielraum des Bassins, um dafür den vornehmlichsten figürlichen Schmuck des Brunnens einerseits um den Fuß des oberen Beckens, andrerseits nach der höchsten architektonischen Spitze des ganzen Aufbaues zu verlegen. Dort steht auf dem einen Brunnen eine psycheartige Figur mit kurzen Flügeln, Libelle benannt, und unter dem Becken wird in Hautrelief durch menschliche und thierische Wasserwesen die heitere Seite der Wassernähe veranschaulicht; der Pendantbrunnen hingegen hat oben eine männliche Figur,

Digitized by Google

den Nix, und darunter das Ankämpfen fischschwänziger Menschen gegen die Ungethüme der Tiefe.

„Elbe und Stadt" kommen in dem Bäumer'schen Modelle durch je eine auf die Spitze des Aufbaues gestellte weibliche Figur zum Ausdrucke, die Elbe mit dem Ruder in der Hand, die Stadt mit einem urnenartigen Wasserkruge auf dem Arme. Das letztere Motiv ist, als Symbol des durch die Stadt „gefaßten" Wassers, von dem Künstler in der Weise eines Leitmotives mit Beharrlichkeit festgehalten worden, vielleicht mit zu viel Beharrlichkeit, indem nicht nur zu den Füßen der Krugträgerin vier symmetrisch umgeworfene Krüge angebracht sind, welche Wasser ausströmen, sondern indem auch noch vier Knaben im Bassin mit Krügen ausgestattet wurden. Um zu vermeiden, daß dem Brunnen vom Volke ein Spitzname angehängt werde — ich hörte das Modell schon den Töpfermarkt nennen — muß der Gedanke des „Wasserfassens" wohl noch in anderer Weise ausgedrückt werden. In dem Pendantbassin reiten vier Knaben auf wasserspeienden Delphinen, was sich der herkömmlichen Darstellungsart anbequemt.

Einer weit figurenreicheren Ausführung unterzieht sich das dritterwähnte Preismodell, und daß seine Herstellungskosten diejenigen der beiden vorerwähnten Preisbrunnen (die Preisausschreibung zielt auf etwas über 40 000 Mark für jeden Brunnen ab) sehr erheblich übersteigen werden, ist nicht zu bezweifeln. Der Künstler hat den oberen Theil der beiden Brunnen nur architektonisch gegliedert und zwar durch Becken in sich verjüngendem Maße, so daß einzig dem Wasser hier oben die belebende Aufgabe zufällt. In dem großen unteren Bassin benutzt er dagegen vier colossale Delphine, um auf den Rücken derselben das Walten Amor's in vier Gruppen zu veranschaulichen: Amor, zwei Unerfahrene unterweisend; Venus und Amor; Amor, dessen Pfeil zerbrach, von einem Manne getröstet; Amor, einen — ältlichen? — Schläfer weckend oder wohl eher vergeblich zu wecken suchend. Unterhalb des größten oberen Beckens vier Gruppen: Weib mit zwei Kindern; Mädchen, an deren Knie sich ein Jüngling schmiegt; Mann mit Ambos, Hammer, Sense und einem Hund; endlich Greis, welcher ein Kind unterweist. Alle diese Gruppen sind geschmackvoll angeordnet und durchgeführt. Sie leiden natürlich unter der Sprödheit der gewählten Aufgabe. Wie läßt sich das Kindesalter ausdrücken? durch einen Säugling? Aber dann muß ihm die Mutter gesellt werden. Will man es durch Kinder vertreten lassen, die schon den Charakter der Putten haben, so kommt man zu keinen Gruppen, die neben denen Erwachsener Bestand haben. Meister Schilling hat bei seinem Wiener Schillerdenkmale jene Schwierigkeit dadurch zu einem höheren Reize verwerthet, daß er die übrigen drei Altersstufen durch männliche Figuren darstellte; nun konnte er dem Kinde eine weibliche Hüterin gesellen; man sagte sich unwillkürlich: sie ist unter die Männer nur so ein-

Digitized by Google

geschmuggelt worden, aber etwas Weibliches war dem Werke freilich nöthig. Das Pendant zu den Lebensaltern sind die Jahreszeiten: im Bassin vier Flußpferde, auf deren Rücken je ein Weib oder ein Mann mit einem Kinde sitzt, das aus einem Horn Wasser in die Höhe bläst. Um den Fuß des höheren Beckens vier Gruppen, aus je einer sitzenden erwachsenen und zwei Kinderfiguren bestehend: Frühling und Sommer weiblich, Herbst und Winter männlich. Die Attribute sind hier die bekannten und in so fern hat dieser Brunnen gegen sein Pendant den Vorzug vollkommener Verständlichkeit.

Dies die Preisentwürfe. Einem von ihnen wird der Kranz zugetheilt werden müssen, und in ihnen ist mithin das relativ Beste geboten, was eine für den Zweck am Günstigsten ausgestattete deutsche Stadt zu leisten im Stande ist, wenigstens auf dem Wege der Concurrenz, ein Weg, den allerdings Meister ersten Ranges häufig zu betreten verschmähen. Die hervorragendsten hiesigen beiden Bildhauer sind übrigens auch schon durch ihre Bestellung zu Preisrichtern an einer Betheiligung als Wettbewerber verhindert gewesen.

In Kürze sei nun auch noch der beachtenswerthesten unter den nicht prämiirten Modellen gedacht, denn für diese Studie sind die dabei zum Ausdruck gekommenen Ideen das Wesentliche.

Da haben wir zunächst ein Modell mit dem Motto: „Gieb mir, wo ich stehen kann"; hoch oben auf dem einen der Brunnen: Venus, unten im Bassin vier Wassercentauren, welche Wasserstrahlen aus Muscheln emporblasen, dazwischen vier kleinere Nixen mit Fischschwänzen und Muscheln auf dem Kopfe; der Pendantbrunnen oben mit Neptun, unten zwei Wasserpferde und zwei Wasserstiere; eine gute, sehr imposante Arbeit.

Ein anderes Doppelmodell: „Des Wassers Segen und des Wassers Schaden", bringt den ersteren Theil des Mottos durch eine Gruppe vom Wasser Erquickter zum Ausdruck, den letzteren Theil durch eine Gruppe, welche einem Schiffbruche oder einer Ueberschwemmung entronnen scheint.

Dionysos als Herbstgott krönt den Aufbau eines dritten Modelles, während auf der Spitze des Pendants eine sich entschleiernde Venus den Frühling vertritt; hüben gesellen sich den Attributen des Lenzes ein mit einem Frosche spielender Satyr und Aehnliches, drüben giebt es Halbfiguren „bacchischer Natur" und Verwandtes.

Schiller und Goethe; Siegfried und Hagen mit dem Rheingolde; Centaur, welcher einen Drachen steinigt, Centaurin, welche eine Schlange erwürgt, bilden die Spitze noch dreier weiteren Doppelmodelle. In dem kühnen und grandiosen Stile, der an die berühmten Marmorgruppen des großen Gartens anknüpft, ist das Doppelmodell Abundantia einerseits zu dem Versuche gelangt, durch drei Figuren zu veranschaulichen, wie der Sonnen-

Digitized by Google

gott das Wasser aus den Banden des Winters befreit, andrerseits wie sich „die Machtentfaltung des Wassers im Sommer" vollzieht. Zuletzt noch folgende Nachzügler: Strom und Fels, dieser durch einen Mann mit Wasserschale, jener durch ein Weib mit Wasserkrug versinnbildlicht; ferner Nymphagetes mit je vier deutschen Hauptflüssen; Albert und Carola, durch Porträtbüsten repräsentirt, während der tempelartige Aufbau über denselben Simson's Kampf mit dem Löwen, und Moses, dem Felsen Wasser entlockend, aufzeigt u. s. w., nicht zu vergessen eines vorwiegend aus Siegestrophäen sich aufbauenden Modelles, das in seiner oberen Partie den Marschallstab als eine Art Ruhmessäule verwerthet, — mit dieser andeutenden Aufzählung mag es genug sein.

Im Ganzen gewinnt der Beschauer dieser Arbeiten doch den Eindruck, daß es kaum eine schwierigere Aufgabe giebt, als die hier gestellte, eben weil ihr so gut wie gar keine Grenzen gezogen sind. Aber auch die Gesetze der Aesthetik erweisen sich, wie schon Eingangs erwähnt, nach der Seite des Brunnengebietes noch erst im Keimzustande. Das Wasserspeien wird selbst auf sonst künstlerisch fein durchdachten Entwürfen zuweilen in unglaublich unschöner Weise ausgeführt. Auch wie sehr wichtig es ist, genau zu erwägen, ob die Hauptfigur zu den Douchen und Traufen in eine körperliche Beziehung treten darf, scheint bei den sonst löblichsten Arbeiten häufig übersehen zu werden. Nicht minder kommen sinnwidrige Allegorien vor und doch hat die Allegorie ja lediglich eine Berechtigung, wo sie etwas Abstractes zum richtig sinnlich faßbaren Ausdrucke bringt. Nur ein Beispiel. Der Centaur und die Centaurin, deren oben Erwähnung geschah, sind, an sich betrachtet, zwei prächtige Schöpfungen. Aber das drachenartige Unthier, das der Centaur zu zerschmettern im Begriffe ist, hat die Aufgabe, aus seinem röchelnden Schlunde den silberperlenden Strahl zu entsenden, der uns entzücken wird, und die häßliche Schlange, die eben von der gigantischen Centaurin gewürgt wird, hat das nämliche Geschäft zu verrichten. Uns entgeht also das Element, zu dessen Preise die Brunnen errichtet sind, sobald das Felsstück des Centauren und der Faustgriff der Centaurin ihre Schuldigkeit gethan haben werden. Durchaus ungeeignet für einen Brunnen, es sei denn ein Weinbrunnen, möchte ferner Alles sein, was zu dem Hofstaate des Bacchus gehört. Die Gründe dafür sind selbstredende. Daß der Entwurf „Elbe und Stadt" von der Ansicht eingegeben scheint, Dresden trinke Elbwasser, kann neben manchen anderen Auffassungen kaum befremden.

Es sei mir gestattet, zum Schlusse an einige Brunnen zu erinnern, die vor Zeiten viel bewundert wurden und deren Einfluß auf die seitdem hier und da entstandenen Brunnen kein ganz geringer gewesen ist. So ergießt der Tugendbrunnen in Nürnberg (von 1589) sein Wasser in feinen Strahlen

Digitized by Google

aus den Jungfrauenbrüsten der Tugenden, ein mehrfach, z. B. bei dem Augustusbrunnen in Augsburg sich wiederholendes bedenkliches Motiv. Nicht uninteressant ist die Art, wie der Künstler des letzteren, 1594 vollendeten, Brunnens, der Niederländer Hubert Gerhard, die von den vier Knaben gehaltenen vier Fische zu Wasserspeiern gemacht hat, ohne sich dazu ihres Maules zu bedienen; er giebt ihnen eine Art von Fühlhörnern und läßt aus diesen das Wasser spritzen; auch jenes Weiberbrustmotiv modificirt er denn doch mit feinem Verständnisse dadurch, daß er die weiblichen Oberkörper armlos darstellt, so daß sie uns durchaus mehr als Phantasiecreaturen erscheinen denn als Weiber. Nicht zur Nachahmung zu empfehlen ist hingegen die Art, wie er den gewandeten Unterkörpertorso dieser Geschöpfe in einen Unthierkopf übergehen zu lassen wagt, der nun einen hohen Wasserstrahl entsendet. Die um das breite Bassin gelagerten vier Gestalten — zwei männliche und zwei weibliche mit Fischen, mit Früchten, mit Aehren und mit Schifffahrtsattributen — bekunden dann wieder Gerhard's ungewöhnliche Meisterschaft. Nur wenige Jahre später hatte Augsburg von Neuem einen Brunnenplan ausgeheckt und ein Landsmann Hubert Gerhard's unterzog sich der Ausführung der ihm gestellten Aufgabe. Diesmal galt es, die Macht der stolzen Kaufmannsstadt zu feiern, und Andres de Vries stellte denn keinen Geringeren als Herkules selbst auf die Spitze des Brunnenbaues und zwar bewehrt mit der Keule und im Erschlagen der lernäischen Schlange begriffen. Etwas tiefer wies er dreien nackten weiblichen Gestalten ihre Stellen an und die dazu ersonnenen Motive beweisen, wie wenig man damals selbst etwas künstliche Auskunfsmittel verschmähte, um nur die bildnerischen Theile eines Brunnens mit dem Elemente in Zusammenhang zu bringen. So wringt die eine Schöne denn ihr langes Haar aus, die andre ein Kleidungsstück, die dritte begießt ihren etwas gehobenen rechten Fuß mit Wasser aus einem Kruge. Im untersten Bassin sind geflügelte Kinder auf oder neben je eine wasserspeiende Gans placirt, und die übrigen Strahlen werden von Delphinen entsendet, um welche Flußgötter lagern. Von demselben Meister besitzt Augsburg noch den anmuthigen Merkurbrunnen: Merkur, dem der Knabe Amor die Flügelschuhe anlegt, wobei man nichts vermißt, obschon das Wasser nichts mit dem bildnerischen Schmucke des Brunnens zu thun hat; es kommt eben auf die Dimensionen an und nicht minder auf die ideelle Selbständigkeit des gebotenen Kunstwerkes. Noch zwei andere Brunnen Augsburgs — Neptun mit Dreizack und Fisch und der heilige Georg mit dem Lindwurme — sind ohne einen dem Fische oder dem Lindwurme aufgezwungenen Wasserstrahl davon gekommen und befinden sich deshalb nicht schlechter. Daß sich die Verwerthung des Wassers als bildnerisches Motiv nur da empfiehlt, wo es sich auf gefällige und nicht allzu weit von der Wirklichkeit abweichende Weise mit der

Digitized by Google

figürlichen Darstellung vereinigen läßt, möchte bei Brunnenentwürfen nicht außer Acht zu lassen sein. Als besonders gelungen darf nach dieser Richtung hin Dannecker's Nymphe in der Neckarstraße in Stuttgart bezeichnet werden, eine knieende jugendliche Gestalt, aus deren abwärts geneigtem Kruge das Wasser des Brunnens entströmt. Die Unwahrheit ist hier, daß der Krug endlos Wasser spendet. Aber so weit darf der Künstler sich schon von der Wahrheit entfernen.

Das Donauweibchen von Gasser in Wien, als Brunnenschmuck eines schattigen Rondels im dortigen Stadtparke sehr anmuthig wirkend, möchte hier noch als weiterer Beleg für das Empfehlenswerthe kleiner, durch nur eine Figur geschmückter Brunnen zu erwähnen sein. Kein noch so imposantes Werk erreicht den Zauber solcher bescheiden ausgestatteten Brunnen.

In einem der großen Parke Englands ist, wie ich höre, die Stelle aus Enoch Arden, wo Anna's Zerstreutheit mit dem Gedankenabschweifen eines verlassenen Mädchens verglichen wird, zu einem Brunnenmotive verwerthet worden:

. . . Aber
Wenn dann zu ernsten Dingen wiederum
Sich wendend, er nach rauher Seemannsart
Ihr von dem Walten Gottes predigte,
Und dem Vertrauen auf den Himmel, da,
Ob sie ihn hörte, hörte sie doch nichts;
Gleichwie im Dorf das Mädchen, das den Krug
Vor's Brunnenrohr gestellt, desjen'gen denkend,
Der ihr ihn sonst wohl füllte, hört und doch auch
Nichts hört, und überlaufen läßt das Wasser.

Das ist so eine der Situationen, die allerdings dem bildnerischen Bedürfnisse in besonders glücklicher Weise entgegen kommen. Wie wenig aber im Allgemeinen der reizvollen Wechselwirkung zwischen dem Wasser und selbst solchen künstlerischen Gebilden, die ohne dasselbe eigentlich gar keinen Sinn haben, Rechnung getragen wird, beweist unter vielen anderen Beispielen der Umstand, daß Professor Hofer's großes Marmorwerk: der Raub des Hylas, im Stuttgarter Schloßgarten noch immer auf dem Trocknen steht, während große Wasserflächen in der Nähe verlangend nach ihm ausschauen.

Ob jener Frankfurter Brunnen neueren Datums, der im Geschmacke einer naiveren Zeit den Wassertrinker verspottet:

Gesegnet soll der Trunk uns sein,
Das Wasser euch und mir der Wein,

über welche Inschrift die Büste eines faunisch lachenden, mit Rebenlaub bekränzten Weinbauern auf den Labungsuchenden herabblickt, ob jener Brunnen Nachahmung verdient, lasse ich dahin gestellt. Humor ist ja bei solchen

Digitized by Google

Schöpfungen untergeordneter Art durchaus willkommen. Aber er ſollte wohl eigentlich den Werth des Gebotenen ſteigern.

Ein Facit dieſer zerſtreut ſich bietenden Schilderungen und Zwiſchenbemerkungen zu ziehen, liegt nicht in meiner Abſicht. Dazu bedürfte es einer tiefer gehenden Begründung, als der Raum hier geſtattet, auch begann ich ja gerade mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß über das ſchon Vorhandene noch nichts Umfaſſendes zuſammengetragen iſt, ein Vortheil, wenn man will, für den eklektiſchen Preisbewerber, der auf ſeinen Kunſtreiſen ſich verwendbare Motive einprägte, über deren Herkunft ihn nun das Publikum nicht zu interpelliren pflegt, aber kein Vortheil für die ſelbſtändige Entwickelung des betreffenden Kunſtzweiges und noch weniger für die des allgemeinen Kunſtgeſchmackes. Denn Selbſtändigkeit der deutſchen Kunſtleiſtungen kann nicht Unkenntniß der Leiſtungen anderer Nationen und anderer Zeiten zur geſunden Unterlage haben. Vielmehr iſt ſie die Blüthe des heimiſchen Weſens und Geiſtes, geſchult und veredelt durch ein vorurtheilsfreies und verſtändnißvolles Ergründen der Vorzüge und Mängel Anderer. R. W.

Johann Georg Riſt's Lebenserinnerungen.*)

Mit dieſem zweiten Bande ſind die „Lebenserinnerungen" zu ihrem Ende gekommen; nicht daß ſie das volle reiche Leben des liebenswürdigen, geſcheidten und feingebildeten Mannes in ſeinem ganzen Umfange beſchreiben würden, auch ſie ſind nur ein Bruchſtück geblieben, nur bis zu ſeinem vierzigſten Lebensjahre (Riſt iſt am 23. November 1775 geboren und am 5. Februar 1847 geſtorben) ſpann der Verfaſſer den Faden ſeiner Erinnerungen, ſeiner Erlebniſſe. Aber wie bei ſo vielen Memoiren iſt auch hier das Wort Goethe's in Erfüllung gegangen:

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen,

denn ausführlicher als vorher verbreitet ſich Riſt über die acht Jahre (1808 bis 1815), welche den Stoff zu dieſem Bande geboten haben. Auch dient dieſe Breite keineswegs zum Schaden des Werkes, die diplomatiſche Wirkſamkeit, welche Riſt als däniſcher Geſchäftsträger von 1808 bis 1813 ausübte, iſt ja aufs engſte mit unſerer vaterländiſchen Geſchichte in einer ihrer wichtigſten Perioden verflochten. Das verrätheriſche Element der Diplomatie brachte ihn damals mit den verſchiedenſten Perſönlichkeiten in Verbindung und

*) J. G. Riſt's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Digitized by Google

Berührung, eben so später, als er nach längerem friedlichen Stillleben in Hadersleben, wo er sich mit seiner jungen Gattin, Emmy Hanbury, ein behagliches Daheim geschaffen hatte, noch einmal auf den Schauplatz der hohen Diplomatie nach Paris gerufen wurde, um dort als Liquidationscommissar für seine Heimath thätig zu sein. Von den bedeutendsten Persönlichkeiten kurze Charakteristiken und Skizzen zu entwerfen, darin ist Rist mit seinem feinen, durch gründliche philosophische Studien durchgebildeten Urtheile Meister (die Porträts von Davoust z. B., von Wellington, Madame de Staël sind wahre Cabinetsstücke), auch ist nie in dem Diplomaten der Mensch untergegangen und die strengen sittlichen Grundsätze, welche überall zum Ausdruck gelangen, sind eben so wohlthuend, wie die zufriedene Weise, womit er sich mit dem Schicksale abfindet, und auch an dem schlimmen Tage sonnenbestrahlte Stunden herauszufinden weiß und ihrer von Herzen sich freut, angenehm berührt. Gerade darin liegt auch der Werth und die Anziehungskraft dieses Lebens, abgesehen von dem geschichtlichen Materiale, das für den Freund und Forscher der Geschichte unseres Jahrhunderts dargeboten wird; unwillkürlich tritt der Wunsch nahe, auch so zu leben und leben zu können, mit einzutreten in einen solchen erlauchten Kreis feingebildeter edler Männer und Frauen, wie ihn Hamburg in jenen Jahren in sich schloß. Zu der trefflichen Biographie von Perthes bilden diese Erinnerungen ein werthvolles, frisch gezeichnetes Seitenstück (noch ein drittes Quellenwerk über jene schöne und schwere Zeit möchten wir hier nennen, die Correspondenz des Grafen von Serre, dem Rist mit Recht ein germanisches Element in Erziehung und Ansichten zuschreibt), und wer lieber in dem traulichen Zirkel der Landhäuser an der Elbe oder im engen Familienleben eines neugegründeten Haus- und Ehestandes sich aufhält (Rist's Verheirathung fand am 13. Juli 1813 statt, wenige Tage nachdem er seine erbetene Dienstentlassung erhalten hatte), als in den krausen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, der findet reiche Befriedigung in diesem Bande. Wie gewaltig der Unterschied ist, der unsere Zeit trennt von dem Geschlechte, das zwei Menschenalter vor uns lebte, sieht man erst aus solchen Memoiren. Wo wird der Ehemann zu finden sein, der im ersten Jahre nach der Verheirathung beim traulichen Scheine der Lampe mit seiner jugendlichen Gattin — den alten Vater der Geschichte, Herodot, liest! Ob eine solche Lectüre auch damals zu den Ausnahmen gehörte, ist schwer zu sagen, aber Rist erwähnt die Thatsache als etwas ganz Natürliches, Gewöhnliches. Und wie viel ruhiger sind doch unseren Ahnen die Tage verflossen, wie wenig hatten sie unter der fieberhaften Aufregung zu leiden, welche Telegraph und Dampf als ansteckende Seuche über die ganze gebildete Welt gebreitet haben, wenn die Kunde von der Leipziger Schlacht zehn Tage bedurfte, um nach Hadersleben zu gelangen! Eines aber darf bei dem ganzen Buche

Digitized by Google

nicht außer Acht gelassen werden, wenn man den Helden und seine Erinnerungen richtig beurtheilen will; es hat sie ein Holsteiner geschrieben, der stets in dänischen Diensten stand, mit seinem dänischen Vaterlande aufs Engste verbunden war. Von jenem Nationalhasse zwischen Dänen und Deutschen, welchen der Kampf um Schleswig-Holstein nun ein Menschenalter hindurch gezeitigt und rege erhalten hat, ist hier keine Spur zu finden; Staatsmänner von deutschem Namen, Fürsten von deutschem Stamme leiteten die Geschicke des Dänenreiches, die deutsche Literatur war ein gewaltiges Bindemittel zwischen den beiden stammverwandten Nationen: im Schutze seiner ständischen Freiheiten fühlte sich der Schlesweg-Holsteiner keineswegs als Stiefkind der Monarchie behandelt. Wie zerrissen war damals Deutschland, wie wenig war in den Tagen des Rheinbundes, der Ohnmacht Preußens von einem festen staatlichen Bande zu spüren, das die verschiedenen Stämme Deutschlands zu einer politischen Einheit zusammenfaßte oder nur zusammen zu fassen strebte! So ist die diplomatische Thätigkeit Rist's stets eine dänische, nicht eine deutsche gewesen; wohl mußte er seinem ganzen Wesen, seinem Bildungsgange nach mehr zu Deutschland hinneigen, als zu irgend einem andern Nachbarstaate; so richtig wie nur einer hat er in dem deutschen Geiste den Sieger über Napoleon's Weltmonarchie erkannt, die schamlose Ausbeutung des Landes durch die Franzosen treibt ihm das Blut in die Wangen, und die ungeschickte Lage Kopenhagens als Hauptstadt am Ende des Landes ist ihm nur allzu deutlich, auch gegen die Schwächen und Fehler der dänischen Regierung ist er keineswegs blind, ja auf das lebhafteste bedauert er, daß ein Band um das andere Dänemark an Frankreich fesselte. Rist's Plan ging dahin, nach dem Abzuge der Franzosen aus Hamburg die Hansestadt mit dänischen Truppen besetzen zu lassen, von einer feierlichen Erklärung begleitet, daß dessen alte Verfassung und Freiheit beim Frieden sollte heilig gehalten werden. Hamburg hätte so England, Rußland und Schweden gegenüber als Pfand gedient, und gewiß wären der unglücklichen Stadt die Drangsale, welche Davoust im Sommer 1813 und im Winter auf 1814 über sie verhängte, erspart geblieben, die Operationen der Alliirten im Norden Deutschlands hätten wohl mannichfach eine andere Wendung genommen; allein ob Hamburg beim Frieden eine deutsche und nicht eine dänische Stadt geblieben wäre, ist doch eine Frage. So werden wir es nicht allzusehr beklagen können, wenn Rist's Bemühungen, der in höheren diplomatischen Verhandlungen nicht besonders vom Glücke begünstigt war, auch hierin scheiterten und sein Hof die Allianz mit Frankreich vorzog. Den Deutschdänen, den richtigen Schleswig-Holsteiner hören wir, wenn Rist keineswegs mit dem Vorschlage oder Plane Stein's übereinstimmte, als müßte ein deutsches Land (Holstein) dem Vaterlande durch einen deutschen Fürsten wieder zugeführt werden; die

Digitized by

Sicherung der alten Freiheiten, der ständischen Verfassung liegt ihm mehr am Herzen als die enge Zusammengehörigkeit mit dem gemeinsamen Vaterlande. Daher rührt es auch, daß von der großartigen Neugestaltung des preußischen Staates, welche in jene Zeit fällt, nichts erwähnt ist, überhaupt unendlich wenig von den Beziehungen zu Preußen die Rede ist. Doch wäre es unbillig, mit dem Verfasser darüber zu rechten und von der damaligen Zeit dasselbe zu verlangen, was die gegenwärtige als nothwendiges Zeichen eines Patrioten verlangt. Durch alle Phasen der Erinnerungen weht doch ein deutscher Geist, wie er den Mann beseelt hat, der in Allem sich als ein hervorragender Typus seines Stammes erweist, welchem endlich in unserer Zeit das ihm gebührende Loos zu Theil wurde, von der unnatürlichen Vereinigung mit Dänemark für immer losgerissen und vollständig vereinigt zu werden mit dem gemeinsamen Vaterlande. —tt.

Die deutsche Steuerreform.

II.

Zu Ostern 1877, gleichzeitig mit seinem zweiundsechzigsten Geburtstage, hatte Fürst Bismarck die Welt durch ein Entlassungsgesuch überrascht, auf welchem er ernstlicher und nachhaltiger bestand als in ähnlichen Fällen vorher und nachher. Ohne Zweifel war es bei diesem Schritte darauf abgesehen, das Gewebe verleumderischer Umtriebe zu zerreißen, welches bis in die höchsten Hofkreise hinein wurzelnd, bis in den tiefsten Sumpf einer für Deutschland beispiellosen Revolverpresse hineinrankte. Auch mochten verschiedene andere Umstände zu einer augenblicklichen Verstimmung des Reichskanzlers zusammenwirken — als Kern seiner Absicht ließ sich doch bald genug heraus schälen, daß er die Lasten seiner hohen Stellung nur unter der Bedingung weiter tragen wolle, wenn ihm freie Hand gegeben werde zur Ausführung eines umfassenden Planes der Steuer- und Wirthschaftsreform, dessen Linien nach der ersteren Seite er kurz zuvor (10. März) noch einmal in Uebereinstimmung mit der Rede vom 22. November 1875 umzogen hatte, nach der andern Seite aber in damals noch unerkennbaren Umrissen verliefen. Es wurde von einer vertraulichen Aeußerung berichtet, die in der dem Fürsten Bismarck so geläufigen bildlichen Ausdrucksweise die Größe seines Planes andeutete: „Wenn ein Jäger matt und müde geworden sei durch Herumstreifen auf Kartoffelfeldern und nach Hause zu gehen verlange, so werde man ihn dadurch nicht zurückhalten, daß man ihm etwa sage, in seiner Nähe wären Rebhühner zu schießen, wohl aber wenn man ihm mittheile, in der nächsten

Digitized by Google

Waldbucht lagerten Sauen; für eine Sauhatz würde er wieder Muth und Kräfte haben."

Auf zwei Dinge kam es ihm an: einmal freie Hand zu haben in der Wahl der Mitarbeiter, auf deren volles Verständniß und ganze Hingabe an den Plan der Reichskanzler rechnen könnte und die zugleich im Stande wären, die erforderliche parlamentarische Mehrheit zusammen zu bringen und zu halten; sodann die Ermächtigung zu erlangen, um gewisse Veränderungen der Reichseinrichtungen durchzusetzen, wodurch die seit dem Abgange Delbrück's überhand nehmende Reibung zwischen den preußischen und den Reichsressortbehörden gehoben würde. Die letztere Frage brachte der Abgeordnete von Bennigsen, der augenscheinlich schon damals nicht ohne Verständigung mit dem leitenden Staatsmanne auftrat, bei der Verhandlung über den Urlaub und die Stellvertretung des Reichskanzlers (13. April) offen zur Sprache. „Das Verhältniß der deutschen Finanzen zu den Finanzen der Einzelstaaten sei weder für das Reich, noch für die letzteren und die Steuerzahler auf die Dauer zu tragen, da jeder im Reiche fehlende Posten durch die Finanzkräfte der Bundesstaaten aufgebracht werden müsse, während jeder Regulator in der Person eines verantwortlichen Reichsfinanzbeamten fehle, welcher diese unmittelbare Wirkung der Finanzwirthschaft des Reiches auf die einzelnen Staaten in seiner Person mitzutragen hätte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer Steuerreform könne bei einem derartigen Mangel nicht groß sein, und man werde schon im nächsten Winter auf Abhilfe denken müssen, die auf keiner andern Grundlage möglich ist, als daß eine enge Verbindung einer verantwortlichen Reichsfinanzverwaltung mit der Finanzverwaltung des größten deutschen Staates hergestellt wird." Das erste Bedürfniß aber erhielt durch die bald folgende Verhandlung über die Ausgleichszölle eine lebhafte Illustration. Fürst Bismarck hatte noch unmittelbar vor seinem Entlassungsgesuche im preußischen Ministerrathe die Einbringung dieser Vorlage durchgesetzt. Die preußischen Ressortminister der Finanzen und des Handels, Camphausen und Achenbach, ließen dieselbe aber (21—23. April) mit einer Kaltblütigkeit niederstimmen, als ob ihre Personen bei dergleichen Angelegenheiten gar nicht betheiligt wären.

Im Juni wurde Herr von Bennigsen zum Fürsten Bismarck nach Varzin eingeladen, angeblich um über die Eindrücke seiner italienischen Reise Bericht zu erstatten; allgemein aber wurde schon damals in unterrichteten Kreisen angenommen, daß es sich um eine weitere Verständigung über die Organisation der Reichsämter und die Steuerreform handle in dem Sinne, daß dem Führer der nationalliberalen Partei ein verantwortlicher Antheil an der Durchführung dieser Projecte zugedacht wäre. Bald darauf (5. Juli) hielt Herr von Forckenbeck in Breslau eine Rede, in welcher er die liberale

Digitized by Google

Partei aufforderte, in dem Drange überstürzender Reformen „stille zu halten, um dem Volke Zeit zu gönnen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben". Dann hieß es: „Es treten gerade jetzt Erscheinungen zu Tage, die, wenn nicht bange machen, so doch verstimmen können — Inopportunitäten gewissermaßen, die um so verderblicher wirken, weil persönlicher Ehrgeiz oder persönliche Anmaßung Spitzen zu erklimmen suchen, die ein kluger und weiser Mann niemals zu erklimmen Lust trägt. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, aber gefährlich ist auch der Weg auf des Messers Schneide. Gerade, fest und ehrlich soll unser Wort, unser Wesen und unsere Politik sein, aber zu feines Gespinnst reißt und ladet uns diejenigen zur Tafel, die unsere alten Gegner sind und waren, und es bleiben werden in alle Zukunft. Sie setzen sich mit uns zu Tische, um desto eher das Tuch zwischen uns zu zerschneiden. Darum keine Thorheiten, keine Unüberlegtheiten! Zurück auf die Schanzen zur mannhaften Vertheidigung des bisher Errungenen! Alles Uebrige wird von selbst nachfolgen." Das Räthsel dieser Worte, an welchem man damals sich vergeblich abmühte, lösten die Vorgänge des folgenden Winters, als jene von aller Welt bereits vergessen waren. Es dürfte aber gerade heute recht angezeigt sein, an dieselben wieder zu erinnern.

Wir verfolgen kurz die weiteren Staffeln der allgemeinen politischen Combination, in welche die Frage der Steuerreform verflochten wurde. Als Fürst Bismarck Anfang October Berlin berührte, war die Erwartung, daß er nun angesichts der Eröffnung des preußischen Landtages die im Frühjahre in der Schwebe gebliebenen Angelegenheiten zum Austrage bringen werde. Kurz vorher hatte Herr von Bennigsen in einer zu Hannover gehaltenen Rede das Bedauern ausgesprochen, daß der nationalliberalen Partei die „gouvernementale" Initiative fehle. Indeß bezeichnete der leitende Staatsmann seinen Berliner Aufenthalt nur damit, daß er im preußischen Staatsministerium kurzer Hand den aus dem Ministerium des Innern vorgelegten Städteordnungsentwurf beseitigte, dadurch das Rücktrittsgesuch des (älteren) Grafen Eulenburg veranlaßte und die Dinge unter dem ausgesprochenen Provisorium zurückließ, daß sein Entlassungsgesuch vom April noch unerledigt sei, und daß er nur unter bestimmten Voraussetzungen zur definitiven Wiederübernahme der Geschäfte sich verstehen werde. Da nun auch Graf Eulenburg statt der erbetenen Entlassung nur einen sechsmonatlichen Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit erhielt, so veranlaßte diese „Regierung in Urlaub" eine zweitägige erregte Verhandlung im Abgeordnetenhause, in welcher der Abgeordnete Lasker die bedeutungsvolle Erklärung fallen ließ, daß die Zeit der Compromisse von Fall zu Fall zwischen der nationalliberalen Partei und der Regierung vorüber sei, daß die letztere hinfort auf die Unterstützung der ersteren nur nach Verabredung eines umfassenden und zusammenhängenden

Digitized by Google

Regierungsprogrammes zu rechnen haben werde. Die Dinge zogen sich unentschieden hin bis Ende December, als am zweiten Weihnachtstage Herr von Bennigsen auf Einladung des Reichskanzlers zum zweiten Male die Reise nach Varzin antrat. Es hieß, Fürst Bismark habe nunmehr die Krisis durch eine ausführliche, dem Monarchen vorgelegte Denkschrift zur Entscheidung gebracht, auf deren im Allgemeinen ausgesprochene Billigung hin der sensationelle Schritt der Berufung Bennigsen's geschehen sei. Mit Gewißheit ist über die damaligen Besprechungen nur bekannt geworden, daß man über das Stellvertretungsgesetz in dem Sinne sich verständigt habe, wie dasselbe demnächst dem Bundesrathe vorgelegt wurde. Jedenfalls waltete auch die selbstverständliche Voraussetzung ob, daß Herrn von Bennigsen mit einer einflußreichen preußischen Ministerstellung die „allgemeine Vertretung" des Reichskanzlers zugedacht sei. Ein bestimmtes Ergebniß der Zusammenkunft war anscheinend einerseits durch die von dem Führer der nationalliberalen Partei weiter angeregten Personenfragen, andrerseits durch die Nothwendigkeit einer ins Einzelne gehenden kaiserlichen Zustimmung verhindert worden, deren Ausstehen dann die Rückkehr des Reichskanzlers nach Berlin noch bis in den Februar verzögerte.

Am meisten unklar ist geblieben, in wie weit gerade über die sachliche Hauptfrage, die Steuer- und die Wirthschaftsreform, die beiden conferirenden Staatsmänner in Varzin zur Uebereinstimmung gelangt sind. Die Motive des preußischen Antrages zur Tabaksteuervorlage hatten, entsprechend dem Camphausen'schen Gutachten vom 17. Februar 1877, sich über das Tabakmonopol in, man möchte sagen, sehnsüchtigen Ausdrücken ausgesprochen, welche in dem vom Bundesrathe festgestellten Entwurfe vorsichtig getilgt oder abgeschwächt sind. In der nationalliberalen Presse wurde um diese Zeit keineswegs eine einstimmige Verwerfung des Monopoles laut. Vielmehr brachte der „Hannöver'sche Courier", dem man vielleicht mit Unrecht engere Beziehungen zu Herrn von Bennigsen zuschrieb, sanguinisch empfehlende Artikel über das Monopol, dem insbesondere der Vorzug nachgerühmt wurde, daß es die Kosten des Falk'schen Unterrichtsgesetzentwurfes, welche Herr von Camphausen zu beschaffen sich außer Stande erklärt hatte, mit Leichtigkeit aufbringen werde. Gleichzeitig enthielt sich die „Nationalzeitung", während sonst auf der ganzen Linie der fortschrittlichen und freihändlerischen Blätter der Kampf gegen das Monopol entbrannt war, jeder Berührung desselben, während sie später, nach den entscheidenden Verhandlungen des Reichstages, die Keulenschläge hageldicht auf dasselbe fallen ließ. Aus diesen Umständen darf man vielleicht so viel entnehmen, daß Herr von Bennigsen bis dahin in dem Monopolprojecte kein Hinderniß der Verständigung mit dem Fürsten Bismarck gesehen hatte, und daß seine Stellung zu demselben endgiltig erst durch die in den Fractions-

Digitized by Google

verhandlungen erkannte Unmöglichkeit bestimmt wurde, seine Partei dafür zu gewinnen.

Der Reichstag wurde am 6. Februar eröffnet, und nachdem die in der Thronrede angekündigten Steuervorlagen, wozu auch die unter dem Namen von „Reichsstempelabgaben" wieder aufgelebte Börsensteuer gehörte, schon bei der ersten Berathung des Etats am 16. Februar eine vorläufige, von Seiten des nationalliberalen Redners noch sehr zurückhaltende Kritik erfahren hatten, folgte acht Tage später (22. und 23. Februar) die erste Lesung der Entwürfe.

Der preußische Finanzminister Camphausen eröffnete die Verhandlung, indem er zunächst die Steuervorlagen in ihrem Zusammenhange mit der gesammten Finanzlage des Reiches erörterte. Nachdem er darauf zurückgewiesen, daß noch der Etat für 1875 an Ueberschüssen früherer Jahre 38 Millionen, die Etatsperiode vom 1. Januar 1876 bis 31. März 1877 42 Millionen habe verwenden können, stellte er dem das Ergebniß des Finanzjahres 1877/78 gegenüber, welches trotz der vom Reichstage genommenen Anweisung auf den Invalidenfonds, trotz Erhöhung der Matricularbeiträge um 10 Millionen, auf ein Deficit von 21¾ Millionen zu rechnen habe; und nach Aufstellung des Etats für 1878/79 werde ein Summe von 28½ Millionen nur entweder durch abermalige Erhöhung der Matricularbeiträge oder durch Eröffnung neuer Einnahmequellen zu beschaffen sein. Indeß haben die Vorlagen ihr Recht und ihre Bedeutung auch völlig unabhängig von diesem augenblicklichen Bedarfe. Es sei für die gesunde Entwickelung der Finanzverhältnisse des preußischen Staates in hohem Grade wünschenswerth, daß die Matricularbeiträge auf die Höhe des Jahres 1876 zurückgeführt — wozu eben der auf etwa 40 Millionen veranschlagte Ertrag der Steuervorlagen noch die Mittel gewährt hätte — und darauf auch weiterhin erhalten würden. Bei solcher Ermäßigung der Matricularbeiträge werde in allen Particularstaaten die Regierung sich mit der Landesvertretung zu einigen haben, welche Verwendung diese Ersparnisse finden sollen; dort, wo sich die Competenz dazu finde, werde der Ort sein, diese Fragen zum Austrage zu bringen. Er stehe aber nicht an, für Preußen seine Auffassung dahin darzulegen, daß ein Weg gesucht werden müsse, aus der indirecten Besteuerung die Mittel zu gewinnen, um die Lasten der directen Besteuerung insbesondere zu Gunsten der Communen zu vermindern. Da nun die von Preußen gegebene Anregung, aus den Stempelsteuern ein einheitliches Steuersystem für das Reich zu gestalten, bei den Bundesgenossen auf das größte Widerstreben gestoßen sei, und die Fortsetzung dieses Versuches auf ihren unbedingten Widerspruch zu rechnen gehabt hätte, so solle mit den gegenwärtigen Reichsstempelsteuer-Vorlagen zugleich die Grenze abgesteckt werden, innerhalb welcher die Einzelstaaten und insbesondere Preußen nunmehr ungestört an die Reform dieses Steuerzweiges

Digitized by Google

für eigene Rechnung gehen könnten. Für jede durchgreifende Umgestaltung des indirecten Steuersystemes bilde jedoch die höhere Besteuerung des Tabaks eine Vorbedingung, je nachdem man sich für das Monopol, für eine hohe Fabrikatsteuer oder für eine höhere Besteuerung des Rohmateriales entscheide. Die Vorstellungen, welche gegenwärtig von süddeutscher Seite über die Ertragsmöglichkeit des Monopoles verbreitet würden, indem man bis zu einer Reineinnahme von 400 Millionen Mark sich verstiege, seien doch offenbar Phantasien. Auf den von den Regierungen vorgeschlagenen Mittelweg aber könnten sowohl die Anhänger als die Gegner des Monopoles folgen, da es hier zuerst gelte diejenige Schwierigkeit zu überwinden, welche in Deutschland jeder höheren Besteuerung des Tabaks sich entgegenstelle, nämlich die durch unverhältnißmäßigen Zollschutz hervorgerufene künstliche Verschiebung der Lage von Production und Fabrikation des Tabaks durch Annäherung des Steuersatzes für den inländischen Tabak an den Tabakzoll unter Einführung der Gewichts- statt der Flächensteuer zurecht zu rücken.

Indeß gerade dieser Versuch hatte gegen den Entwurf die entschiedenste Gegnerschaft auch derjenigen Parteien geweckt, auf welche sonst die Regierung sich zuerst verlassen mußte; und Herr von Kardorff konnte unter der Heiterkeit des Hauses versichern, daß er im ganzen Reichstage niemanden gefunden habe, der bereit wäre, der Vorlage zuzustimmen. Nicht nur die conservativen Redner übrigens, sondern auch im Gegensatze zu seinem Parteigenossen Windthorst der Ultramontane Reichensperger erklärten sich gerade heraus für das Monopol und zwar trat dieser wie Herr von Kardorff gegenüber dem Camphausen'schen Worte „Phantasien" für die Annahme ein, daß sich von dem Monopole entsprechende Erträge wie in Frankreich auch in Deutschland wohl erwarten ließen.

Aus der nationalliberalen Partei trat am ersten Tage Herr von Stauffenberg auf. Er stellte zunächst jeder Bezugnahme auf die allgemeine Finanzlage wiederum das „Princip" entgegen, daß „wir zur Deckung augenblicklicher Bedürfnisse keine bleibenden Einnahmen decretiren wollen". In technischer Beziehung machte er der Tabakvorlage den Vorwurf, daß bei derselben nicht im mindesten die Erfahrungen berücksichtigt seien, welche die Vereinigten Staaten von Amerika seit 1872 mit der Fabrikatsteuer gemacht: „ich will kein Wort davon reden, ob diese Steuer für unsere Verhältnisse brauchbar ist oder nicht", setzte der Redner vorsichtig hinzu. Nach einer weiteren Kritik des Entwurfes ging dann aber Herr von Stauffenberg dazu über, „die positiven Gesichtspunkte anzugeben, nach denen wir glauben, daß diese Dinge erledigt werden sollen". Die Frage des Bedürfnisses nach einer Steuerreform werde von ihm und seinen Freunden „voll und ganz bejaht"; und zwar sei es wesentlich die Finanzlage der Einzelstaaten, welche dieses Bedürfniß be-

Digitized by Google

dinge, da das Reich jede Lücke, welche die bestehenden Reichssteuern lassen, ganz genau durch Matricularbeiträge ausfülle, die Einzelstaaten aber, um dafür Deckung zu beschaffen, in der Hauptsache auf die directen Steuern angewiesen seien, deren weitere Erhöhung in nachhaltiger Weise vollständig unzulässig sei, indem bereits die Staaten selbst wie auch die Communen für die beiderseits so gewaltig gesteigerten Anforderungen diese Einnahmequelle bis aufs äußerste erschöpft hätten. Aber die Steuerreform solle nicht eine nackte und bloße Steuervermehrung sein; unter Steuerreform müssen wir verstehen „die nach einem umfassenden Plane angelegte, für eine geraume Zeit endgiltige Gestaltung der dem Reiche zustehenden Steuern, die den einzelnen Staaten gestattet, ihre Steuern systematisch zu reformiren". Wenn hiernach selbstverständlich die Steuerreform eine weitere Anspannung der dem Reiche zustehenden indirecten Steuern voraussetze, so sei es doch „nicht Aufgabe des Reichstages, hier Steuerpläne zu entwickeln". Allerdings sei der Tabak im Allgemeinen ein sehr besteuerungsfähiger Gegenstand; aber um sich vorweg für eine bestimmte Steuerform zu entscheiden, reiche die Kenntniß des Reichstages nicht aus. „Absolut nothwendig" jedoch sei, „wenn eine Steuerreform in diesem Hause auf eine Mehrheit rechnen will", „die volle Wahrung der constitutionellen Rechte" der Reichs- und Landesvertretung „im Reiche und in den einzelnen Staaten". „Im Reiche muß, wenn diese Steuerreform uns Beträge liefert, welche die Matricularbeiträge im Wesentlichen vermindern, ein Ersatz für die constitutionelle Befugniß gegeben werden, die der Reichstag im gegenwärtigen Augenblicke hat", nämlich durch Festsetzung der Matricularbeiträge die Reichseinnahmen alljährlich zu limitiren. In den Einzelstaaten aber, wenn dort nicht, wie in Baiern, das constitutionelle System bereits das Einnahmebewilligungsrecht vollständig feststelle, müsse die Garantie geschaffen werden, daß die entsprechende Kürzung der bestehenden Steuern erfolge; und daß diese Garantie in dem größten Staate Deutschlands, in Preußen, gegenwärtig nicht bestehe, sei ganz zweifellos. Der letzte Grund aber, daß dieses Problem der Steuerreform seit 1869 nicht von der Stelle gerückt sei, liege in dem Mangel einer systematischen Leitung der Reichsfinanzverwaltung und eines Mannes, der dafür dem Reiche und Volke gegenüber auch die Verantwortlichkeit trage; aus dem Kopfe und Gehirn eines solchen einzelnen Mannes, der mit voller Kraft für die Durchführung eintrete, müsse die Initiative der Reform ausgehen, nicht vom Reichstage.

Die Rede des Herrn von Stauffenberg wurde allgemein als das Programm der nationalliberalen Führer für ihren erwarteten Eintritt in die Regierung des Reiches und Preußens aufgefaßt, und ihr materielles Einverständniß mit dem Fürsten Bismarck über die Mittel und Wege der Reform wurde so selbstverständlich vorausgesetzt, daß Herr von Kardorff Namens der

Digitized by Google

befreundeten freiconservativen Partei erklärte, obwohl persönlich Anhänger des Monopoles, werde er sich gern einer Majorität anschließen, welche für die amerikanische Fabrikatsteuer zu gewinnen sein würde. Aber schon denselben Abend muß wohl Herr von Bennigsen die Ueberzeugung gewonnen haben, welchen ungünstigen Eindruck die Forderung des „Einnahmebewilligungsrechtes" für den preußischen Landtag — also die Aufhebung des seit der Conflictszeit als Palladium der Krone geltenden Artikel 109 der Verfassung, nach welchem die bestehenden Steuern forterhoben werden bis zu einem entgegenstehenden Gesetze — an höchster Stelle gemacht habe. Inzwischen aber war die Peripetie der langhingezogenen Krisis noch von einer andern Seite herbeigeführt. Durch den Widerspruch von Kardorff's und Reichensperger's hatte sich der preußische Finanzminister verleiten lassen, noch einmal gegen den „offenbaren Widersinn" der übertriebenen Vorstellungen von den Erträgen des Monopoles ein „Warnungszeichen aufzustecken". Dadurch wieder fand Fürst Bismarck, welcher erst nach der Stauffenberg'schen Rede das Haus betreten hatte, sich bestimmt, „offen zu bekennen", daß er „dem Monopole zustrebe", und zwar in dem Sinne, daß nicht nur, wie noch die Rede vom März 1877 sich beschieden, die Matricularbeiträge abgeschafft würden, sondern das Reich im Stande wäre, an alle Particularstaaten herauszuzahlen. Er würde zwar nichts dagegen haben, wenn durch irgend ein anderes Mittel, wie etwa die Fabrikatsteuer, ein dem Ertrage des Monopoles annähernder Ertrag aus Tabak sich erreichen ließe; aber „ein einfaches Rechenexempel" beweise, daß das amerikanische System das nicht liefern könne, was das Monopol gewähre, da dessen „verführerische Seite" gerade darin bestehe, sich neben dem Steuersatze „nach erfolgter Entschädigung in den Besitz der Vortheile zu setzen, welche der Tabakshändler und -Fabrikant von seinen Kunden nehme".

Nichtsdestoweniger trat am folgenden Tage Herr Lasker noch mit sehr sanguinischem Fluge in die Debatte ein. In allem andern nur ein Duplicat der Stauffenberg'schen, unterschied sich seine Rede nur durch die Einflechtung der schärfsten Spitzen gegen den Finanzminister Camphausen, die nur um so verletzender sein mußten, je versteckter sie zum Theile angebracht waren. Man halte nur das eine zusammen: Herr Lasker leitete aus der zweiten Rede des Finanzministers zunächst den Eindruck ab, daß derselbe das Monopol für ein großes Wagniß, für das schlimmere System halte; dann wollte er die Andeutung verstanden haben, daß Herr Camphausen bereit sein werde, „uns seine Kraft zu leihen, um das Monopol technisch auszuführen". Endlich kommt an ganz anderer Stelle der Trumpf: „Wäre ich Minister an dem Tage, an welchem ich die Ueberzeugung hätte, daß ich nicht mehr volle Gemeinschaft der leitenden Ziele mit dem Reichskanzler, nicht mehr das zur Regierungseinheit nöthige volle Vertrauen hätte" u. s. w. Herr Camphausen

Digitized by Google

rächte sich damit, daß er nach Verlesung der erwähnten Stelle seiner Denkschrift von 1877, in welcher er sich für das Monopol ausgesprochen, an das Epigramm auf den Parlamentarismus der Julimonarchie erinnerte: ôte-toi de là, que je m'y mette. Nach ihm erhob sich der Reichskanzler, um seinem langjährigen Collegen zu bezeugen, daß derselbe zu wiederholten Malen, im Frühjahre und Herbste des vorigen Jahres und noch in diesen Tagen seine Neigung, sich zurückzuziehen, bekundet habe. Er fügte dem hinzu, daß er sich von einem solchen Collegen nur aus sachlich zwingenden Gründen trennen würde, und daß der Moment, wo ihre Wege sich trennen könnten, nicht vorliege, vielmehr nur die Hoffnung, „daß unsere Wege vielleicht noch weiter zusammenführen werden, als ich vor Jahren habe voraussehen können".

Unmittelbar nach dieser sensationellen Scene fand eine Conferenz zwischen dem Fürsten Bismarck und Herrn von Bennigsen statt, in welcher der vorläufige Abbruch der seit länger als dreiviertel Jahren geführten Unterhandlungen über den Eintritt des letzteren in die Regierung ausgesprochen wurde. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Kunstausstellung. — Wenn die langgestreckte provisorische Holzhalle am nördlichen Ende der Museumsinsel ihre Pforten für die jährlichen allgemeinen Ausstellungen der königlichen Kunstakademie erschließt — was in den letzten Tagen des Monats August der Fall zu sein pflegt — so athmet die Hauptstadt nach der Dürre und Ereignißlosigkeit des Hochsommers gewissermaßen wieder auf und glaubt den ersten Hauch der nahenden Saison zu verspüren. Diese seit nun einer Reihe von Jahren — man verdankt die Aenderung dem geschiedenen Cultusminister Dr. Falk — alljährlich wiederkehrenden Ausstellungen leiten die Hauptstadt von ihrem Sommerschlafe über in die Herbstsaison und sind bis in den Winter hinein ein Hauptgegenstand des Interesses für das einheimische wie das fremde Publikum, welches vom September ab wieder in größerer Menge zu längerem Aufenthalte die deutsche Residenz aufsucht. Auch die königlichen Theater beginnen etwa um dieselbe Zeit, zu welcher der Salon eröffnet wird, ihre Vorstellungen wieder, während der Besuch der sommerlichen Stätten der Muse des Schauspieles und der Oper gleichzeitig dünner zu werden anfängt, und der ungeheure Strom der Tausende, die im Juni oder Juli das brennende Pflaster der Berliner Straßen geflohen sind und Nord- und Ostseebäder, Thüringen, den Harz, die Sächsische Schweiz und weiter den Rhein und die Alpen überschwemmt haben, von Ende August und Anfang September an in wachsender Fluth sich der hauptstädtischen Heimath wieder zuwendet.

Digitized by Google

So ist denn die Eröffnung unseres „Salons" zugleich eine Art Stelldichein für Freunde und Bekannte, welche sich seit Monaten nicht mehr gesehen haben und sich in diesen der modernen Kunst geweihten Räumen lebhaft und freudig wieder begrüßen. Es pflegt am Eröffnungstage so drückend voll zu sein in den Sälen, Hallen und Corridoren des provisorischen Baues, daß man mehr geschoben wird als sich selbständig fortbewegt, und daß schon aus diesem Grunde der Wunsch immer aufs Neue lebhaft wird, es möge die deutsche Hauptstadt endlich den ihr so lange schon in Aussicht gestellten monumentalen Kunstbau erhalten, der zum Zwecke der akademischen Ausstellungen neben den Museen — eben so wie eine neue Akademie der Künste — errichtet werden soll. Doch dieser Gedanke führt mich zu dem oft schon an dieser Stelle berührten Kapitel von den seit Jahrzehnten in Berlin projectirten Bauten, deren schmerzensreiche Geschichte immer wieder zwei Schritte rückwärts macht, wenn sie um einen vorwärts gerückt ist, zu den Projecten des Dom-, Parlaments-, Bibliothels- ꝛc. Baues, von denen wir heute schweigen wollen. Begnügen wir uns also mit dem Provisorium des Fachwerkausstellungspalastes, vor welchem Namen übrigens fremde und der Stadt unkundige Leser kein allzu großes Grauen überkommen mag, denn so elend die langgestreckte Ausstellungshütte von außen sich ansieht — innen ist sie sehr zweckdienlich comfortable, sogar elegant eingerichtet, das Licht fällt trefflich auf die Bilder und für alle nothwendige Bequemlichkeit der Besucher ist hinreichend gesorgt.

Die diesjährige, eben eröffnete vierundfünfzigste Ausstellung der Akademie der Künste giebt abermals den Beweis, daß Berlin groß genug ist und Anziehungskraft genug für Künstler, Liebhaber und Bilderkäufer besitzt, um den jährlich wiederkehrenden „Salon" vertragen zu können — woran bekanntlich, als Dr. Falk diese Neueinrichtung anstatt des zweijährigen Turnus veranlaßte, so viele kleinmüthig zweifelten. Im Grunde genommen war der Beweis, daß man damit das Richtige getroffen hatte, schon im vorigen Jahre geführt, als man die große internationale Kunstausstellung in München gleichzeitig zum Rivalen hatte. Es wurden damals trotzdem 1250 Kunstwerke eingesandt, von denen die Jury, die seit einigen Jahren dem allgemeinen Wunsche folgend sehr streng auftritt, 879 zum „Salon" der Hauptstadt zuließ. Verkauft wurden hiervon 123 und zwar für den Gesammtpreis von 154 000 Mark. Neben vielem Mittelgut und talentvollen Werken waren alle ersten Meister Deutschlands, zum Theil mit Gemälden und Statuen von ganz hervorragender Bedeutung, auf der Ausstellung vertreten. Ganz dasselbe ist in diesem Jahre der Fall, wo die Düsseldorfer Ausstellung vielen eine gefährliche Concurrentin zu sein schien. Die Zahl der eingesandten Werke ist sogar noch bedeutend gestiegen. Sie erreicht die Ziffer 1349. Davon haben 321

Digitized by Google

Nummern nicht die genügende Stimmenzahl in der Jury zur Zulassung gefunden. Unter den Mitgliedern der Jury befinden sich die ersten und gefeiertsten Künstlernamen Deutschlands, wir nennen nur die Herren Ende, Knaus, Gentz, Schrader, Schaper, Orth, Gräf, Encke. Dem Kataloge ist wie alljährlich ein Ueberblick über die Schicksale der königlichen Kunstakademie im verflossenen Jahre vorausgeschickt; hier wird auch der gestorbenen Mitglieder der Akademie in pietätvoller Weise gedacht. Es ist diesmal eine lange Reihe erlauchter Namen vaterländischer Kunst, deren Träger das Zeitliche gesegnet haben. Sie stehen noch in der frischen Erinnerung von uns Nachlebenden, viele sind erst in den letzten Monaten von uns geschieden, theilweise in der Blüthe der Jahre. Obgleich ihrer schon in Ehren von der periodischen Presse und meist auch in diesen Blättern gedacht ist, mögen sie hier noch einmal genannt werden. Es starben seit September 1879 bis zum Monat August 1880 folgende Mitglieder: Emil Wolff in Rom (Mitglied der Akademie seit 1832), Carl Steinhäuser ebenfalls in Rom (M. d. A. seit 1847), Anselm Feuerbach in Venedig (M. d. A. seit 1874), Josef Caspar (Kupferstecher) in Berlin (M. d. A. seit 1837), Gustav Eberhard in Gotha (M. d. A. seit 1869), Theodor Gudin in Boulogne (M. d. A. seit 1837), Carl Hermann in Berlin (Schüler und Genosse von Cornelius, M. d. A. seit 1869), Carl Friedrich Lessing in Carlsruhe (M. d. A. seit 1832), endlich Joh. Heinrich Strack in Berlin, der Erbauer unserer Nationalgalerie (M. d. A. seit 1849). Neu ernannt wurden durch die zu Beginn dieses Jahres statutengemäß stattfindenden Wahlen folgende Mitglieder: zum Ehrenmitgliede Dr. Falk, zu ordentlichen Mitgliedern: die Maler Knille, Gräf, Thumann und Fr. Werner, der Bildhauer Schaper, der Schöpfer des Goethedenkmales, und der Architekt von Großheim.

Nach diesen kurzen historischen Daten wollen wir über die Physiognomie der diesjährigen Ausstellung einen kurzen Ueberblick geben, dem weitere Ausführungen später folgen sollen. Die Eintheilung der ausgestellten Werke und ihre Aufstellung in den Sälen ist ganz die alte geblieben. Aus dem schön mit Blumen und Topfgewächsen gezierten Vestibul gelangen wir in die beiden großen rothen Vordersäle, in denen wie gewöhnlich besonders hervorragende Werke der Malerei in Oel die Wände schmücken. Ein Bild von der magisch fesselnden Kraft der Königin Luise von Gustav Richter erblickt man dies Jahr allerdings in jenen Räumen nicht. Es folgen die acht, je weiter man vorschreitet, desto länger sich ausdehnenden corridorähnlichen Gemächer, welche in ihren Langseiten ebenfalls für Oelgemälde, an den Schmalseiten für Büsten und kleinere Statuetten oder Reliefs zur Aufstellung dienen. Der große viereckige hohe Mittelsaal enthält vornehmlich die plastischen Statuen und Gruppen, nebst einigen größeren Werken der Malerei, die vier

Digitized by Google

folgenden langen Corridore sind für die Aquarelle, Zeichnungen, Skizzen und Architekturpläne, wie Modelle bestimmt, und der letzte Saal, der sogenannte „Grüne", besonders kostbar ausgeschmückt vereinigt plastische und gemalte Bildwerke von besonders großen Dimensionen oder sonst hervorragender Bedeutung in ausgewählt künstlerischer Anordnung zu einem geschmackvollen Gesammteindrucke. Oelgemälde sind im Ganzen 775 ausgestellt. Es ist für die Bedeutung Berlins und seiner Kunstausstellungen als derjenigen in der Hauptstadt von Wichtigkeit, die Bilder auf ihren Ursprungsort hin zu sondern. Von Berliner Künstlern sind noch nicht die Hälfte der Bilder eingesandt, nämlich 346; demnächst haben sich trotz der Ausstellung am Orte selbst die Düsseldorfer Maler am regsten betheiligt, sie haben 112 Gemälde geliefert; es folgt München mit 80 Bildern, Carlsruhe, das sehr in den Vordergrund tritt gegen frühere Jahre, der Masse wie der Bedeutung nach, mit 34, Dresden mit 31, dann erst das früher vor den beiden letztgenannten Orten sich hervorthuende Weimar mit 30 Bildern. Aus Königsberg sind 14, aus Cassel 10, aus Stuttgart und Hamburg je 9, aus Hannover 8, aus Breslau 7, aus Leipzig 3 Gemälde eingesandt worden. Sonst haben sich von deutschen Städten noch Darmstadt, Danzig, Saarlouis, Kreuznach, Frankfurt a. M., Nürnberg betheiligt. Man sieht, es fehlt kein einziger Ort Deutschlands, wo in nennenswerther Weise von Kunstpflege productiver Art die Rede sein kann. Oesterreich (im wesentlichen Wien) erscheint diesmal schwächer als sonst vertreten. Im Ganzen erblickt man nur 10 Bilder, die im benachbarten Kaiserstaate gemalt sind. Zehn Bilder hat auch Paris nach Berlin geschickt, aber so viel ich sehe, keines von einem Nationalfranzosen. Sie sind meist von dort lebenden Deutschen oder anderen Nationalen gemalt. Hervorragend darunter sind die Gemälde von dem Böhmen (oder Polen?) Brozik (Geschichtsmalerei), auf den wir zurückkommen werden, und von dem weltbekannten talentvollen Ungarn Munkaczi. Schwächer als sonst ist diesmal auch Belgien und Holland vertreten. Ich zähle nur vier Bilder aus beiden Ländern. Hiervon ist offenbar die große Ausstellung zum Nationalfeste in Brüssel die Hauptursache. Aus Dänemark und Schweden-Norwegen, die mit unsrer deutschen Kunst so eng verwachsen sind, sehen wir etwa ein Dutzend Gemälde; Italien, meist Rom und Florenz, haben gegen 20 Bilder gesandt, etwa zur Hälfte von Italienern, zur andern von dort lebenden Deutschen. Die Engländer endlich, zu denen sich diesmal auch der in London malende große Belgier Alma Todema zählt, haben 7 Oelbilder geschickt. Besser vertreten sind sie, wie gewöhnlich, im Saale der Aquarellbilder. Rußland, Spanien, die Schweiz fehlen in diesem Jahre gänzlich. — Aquarelle und Zeichnungen zählen wir 100 Nummern, meist von Deutschen, und besonders wieder Berlinern. Darunter einzelne prächtige, feine Juwele ächtester

Digitized by Google

Kunst, wir erwähnen nur den unvergleichlichen Ad. Menzel, sowie Burger, Knille, Skarbina. Daran schließen sich eine Reihe von Kupferstichen, Lithographien und Holzschnitten, sowie Zeichnungen für dieselben; dann etwa 100 Werke der Plastik, mit Ausnahme einiger Statuetten von Zannoni sämmtlich deutschen Ursprunges. Abgesehen von Meister Siemering sind jedoch die Größen ersten Ranges diesmal nicht vertreten. So fehlen namentlich Beges, Schilling, Schaper. Den Beschluß macht eine Reihe von etwa 40 architektonischen Skizzen und Entwürfen, manche von hoher Schönheit und großem Interesse, jedoch nur wenige Werke, welche die Lösung von großartigen Monumentalaufgaben versuchen. Der Schwerpunkt der Ausstellung fällt, wie man sieht, diesmal noch mehr wie in anderen Jahren in das Gebiet der Oelmalerei. Dem kurzen Ueberblicke, welchen wir heute nur geben konnten, sollen demnächst Besprechungen einzelner Hauptwerke der Ausstellung folgen.

—y.

Literatur.

Le tir de l'infanterie aux grandes distances et son influence sur la tactique par le capitaine H. Vermersch. Bruxelles, Muquardt. 1879. — Ein englischer Officier (Chesney) sagte vor Kurzem in einer Satire auf die Uebersteigerung der Kriegsmittel: die eine Seite des Problemes sei, viele Tausende an einem Nachmittage außer Gefecht zu setzen und die andere: sie vor Abend noch zu Bett zu bringen. In der ersteren Hinsicht zumal ist allerdings eine hohe Leistung möglich und seit der Vervollkommnung der Handfeuerwaffen geht das thatsächliche Bestreben der Kämpfer dahin, dieselben auf immer weitere Entfernungen zur Wirksamkeit zu bringen. Das menschliche Auge und die ungleiche Schießfertigkeit der Einzelnen weisen indeß auf eine Grenze hin, jenseits welcher ein genaues Ergebniß der einzelnen Schüsse nicht zu erwarten steht. Die Artillerie ist für diesen Zweck besser ausgerüstet, weil ihre Geschosse sich von selbst auf einen breiteren Raum ausdehnen. Da indeß die Tragweite des Gewehres über eine Viertel-Meile beträgt, so liegt es nahe, durch Massenfeuer eine Wirkung hervorzubringen, welche derjenigen der Artillerie gleichkommt. Die Franzosen und Türken haben in ausgiebiger Weise diesen Vortheil zu nutzen gewußt und zumal die Letzteren häufig mit entscheidendem Erfolge. Während der letzten Jahre hat man sich in allen Armeen damit beschäftigt, diese Wirkung der Waffe in ein System zu bringen und man ist allgemein dazu geschritten, die Grenzen für die Anwendung des Fernfeuers weiter hinauszuschieben. Der ungeheuere Verbrauch an Schußkörpern und die Schwierigkeit, dieselben im Gefechte rechtzeitig zu ersetzen, mahnt indeß zur Sparsamkeit, ebenso wie das verhältnißmäßig geringe Treffresultat auf größere Schußweiten. Der Verfasser untersucht die Frage technisch und auf Grund der kriegsgeschichtlichen Erfahrungen. Er neigt zu der extremen Verwerthung der Waffe. Sein Werkchen ist gut geschrieben und mit Sorgfalt gearbeitet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 2. September 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 37.

Inhalt:

	Seite
Friedrich Hölderlin. Von J. Vollelt	377
Culturbilder aus Oesterreich	399
Die Secessionisten. Von A. Springer	405
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus der Schweiz	409
Literatur:	
W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Heft. — M. Taylor, Im ostindischen Dienste. — W. Neurath, Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. — A. Roland, Der blaue Schleier	412

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Friedrich Hölderlin.

Je eigenthümlicher ausgeprägt die Phantaſiewelt eines Dichters iſt, je weiter ſie von dem Durchſchnitte menſchlichen Meinens und Treibens abliegt, um ſo mehr kommt es für denjenigen, der ihr gerecht werden will, darauf an, daß er ſich mit deutlicher innerer Gewißheit als einen Geweihten und Erwählten fühle. Er muß ſich ſagen, daß er fähig ſei, das Menſchenſchickſal von dem Mittelpunkte der Seele des Dichters aus in ſich nachzuerleben.

Ganz beſonders gilt dies einem Dichter wie Hölderlin gegenüber. Denn die Welt ſeines Dichtens iſt eine ſtille Stätte, in ſolcher Höhe gelegen, daß die zerſtreute Haſt, der verworrene Lärm, der trübe Rauch des irdiſchen Lebens nicht hinaufreicht; eine Welt, die auf den Flügeln der Phantaſie kühn und leicht im lichteſten Sonnenäther ſchwebt. Ihre Geſtalten zeigen überall innige Großheit und zarte Durchſichtigkeit, ihr Ruhen und Wandeln iſt feſtlich, ihre Formen ſind voll Bedeutſamkeit und Adel, von leiſem und doch heroiſchem Schwunge. Holdeſtes Lächeln und ernſte Trauer ruht auf ihnen; es iſt oft wie Rührung und Erhabenheit des Gebetes, was um ſie ſchwebt. Doch auch ein Feuerquell glüht in ihnen; unheimliche, verzehrende Flammen gehen von ihnen aus, und ihr Herz will in Weh zerſchmelzen.

Das Leben in dieſer Welt iſt im höchſten Sinne ſchickſalsvoll. Alle ihre Züge ſind der reine Ausdruck des ſelig ſchmerzlichen, tragiſchen Schickſals, in dem unſer Dichter den eigenthümlichen Sinn alles Menſchlichen erblickt. Alles Unbedeutende, Kleinliche, Zufällige, Gewöhnliche, woran das irdiſche Leben ſo überreich iſt, vermag vor dem Glanze dieſer Welt nicht zu beſtehen. Hier können ſich nur ſolche Geſtalten bilden und bewegen, die das Schickſal alles Menſchlichen, dieſe liebevoll hegende und doch unerbittlich eherne Macht, in idealer Reinheit aus ſich herausleben.

Mit dieſem Charakter von Hölderlin's Phantaſiewelt hängt es zuſammen, daß das begreifende Denken dem eigenthümlichen Leben dieſer Welt nur mühſam nachzukommen vermag. Hölderlin's Dichten reicht ſo tief ins Unausſprechbare hinein, daß das Denken mit ſeinen Verallgemeinerungen und analogiſch herangezogenen Bildern oft nur die Richtung bezeichnen kann, in der

Digitized by Google

ſeine Eigenthümlichkeit liegt. Wer daher eine ſo zarte Innenwelt denkend zu deuten unternimmt, muß darauf rechnen, daß der Leſer mit intimem Nachfühlen in den vom Denken angedeuteten Richtungen ergänzend und abſchließend thätig ſei.

Dazu kommt noch etwas Anderes. Hölderlin's Poeſie hat ihre Quellen in den verborgenſten, keuſcheſten Tiefen der Seele. Muß uns da nicht eine gewiſſe Scheu ergreifen, wenn wir daran gehen, das, was in heilig verſchwiegenem Dunkel erblüht iſt, in das grelle, kritiſche Licht des Begriffes zu ziehen? Muß uns nicht die Beſorgniß kommen, durch allzuſcharfe Striche könnte das Verſchleierte und Verzitternde der Phantaſiegebilde des Dichters, ihr ſeelenvoller Blick, ihr ſüßer Athem zerſtört, wie durch profane Berührung verſcheucht werden?

Indeſſen hat der Menſch nur das wahrhaft in ſeinem Beſitze, was er in ſinnendem Denken, in dem Streben nach bewußter Rechenſchaft durchdrungen hat. So ſollen uns denn jene Hinderniſſe und Gefahren nicht abſchrecken, der luſt- und trauervollen Welt Hölderlin's denkend und begreifend zu nahen. Doch machen wir es uns nicht zur Aufgabe, ſein inneres Werden auseinanderzulegen und die Einwirkungen, die er von verſchiedenen Dichtern und Philoſophen empfing, zu beſtimmen. Wir wollen Hölderlin nicht ſowohl unter dem Geſichtspunkte des Werdens, als vielmehr unter dem des Seins betrachten; wir wollen vor Allem ſein künſtleriſches Bilden und ſeine Phantaſiewelt, wie ſich beides in der Zeit ſeiner Reife darſtellt, nach den verſchiedenen Seiten und inneren Zuſammenhängen analyſiren. Auch ſeine ſpeculativen Verſuche, ſich Leben und Welt zurechtzulegen, werden wir nur inſoweit berühren, als gewiſſe theoretiſche Ueberzeugungen von ihm zugleich als weſentlich charakteriſtiſche Momente in ſeine Phantaſiewelt hineingearbeitet worden ſind. Nur um dem Gedächtniſſe des Leſers zu Hilfe zu kommen, ſeien vorerſt einige biographiſche Data erwähnt.

Der äußern Form nach iſt das Leben Hölderlin's das beſcheidene, aber unſichere Leben eines Hauslehrers, der ſich zu dieſem Berufe entſchließt, weil er von der theologiſchen Laufbahn, für die er ſich ausgebildet, keine innere Befriedigung hoffen kann, deſſen Genius jedoch weit über die engen Feſſeln eines Privatlehrers hinausſtrebt und darnach dürſtet, ungehemmt auf das Herz ſeines Volkes zu wirken. Friedrich Hölderlin ward am 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, unweit von Heilbronn, geboren. Ein durch Schönheit ausgezeichneter Jüngling, kam er 1788 auf das Tübinger theologiſche Stift. Sein klöſterliches Leben daſelbſt gewann durch hohe Freundſchaftsgefühle, Poeſie und Philoſophie idealen Reichthum und ſchwungvolle Bewegung. Unter ſeinen damaligen Freunden und Studiengenoſſen finden wir Schelling und Hegel. Oſſian, Klopſtock, Schiller — beſonders deſſen Don Carlos — iſt

Digitized by Google

die poetiſche Welt, in der er ſchwelgt. Mit ganz beſonderer Liebe umſchließt er das griechiſche Alterthum und ſeine großen Meiſter: Homer, Sophokles, Platon. Auch Kant ſtudirt er eifrig. Doch iſt in ſeinen Dichtungen nur wenig von dem Einfluſſe dieſes Philoſophen zu merken. Dagegen ſteht Spinoza, den er gleichfalls in Tübingen kennen lernt, in inniger Beziehung zu ſeinem Naturpantheismus. In Hegel's Stammbuch ſchreibt er den 12. Februar 1791 die Worte Goethe's: „Luſt und Liebe ſind die Fittige zu großen Thaten", und fügt dazu: „*Ἓν καὶ πᾶν*", das Symbol des Pantheismus.

Schon während des Aufenthaltes im Tübinger Stifte, der mit dem Jahre 1793 ſchließt, war ſeine Dichterphantaſie ſchöpferiſch thätig. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind Hymnen: er beſingt die Göttinnen der Schönheit, der Harmonie, der Freiheit. So geſtalteten ſich ihm gleich zu Anfang ſeine Gefühle in der Dichtungsform, in der er ſpäter Meiſter werden ſollte: in den erhabenen, feierlichen, gedankentiefen Weiſen der Lyrik. Er verſuchte ſich zwar ſpäter auch im Romane und im Drama; doch iſt das Schöne darin faſt ausſchließlich von dieſer hohen lyriſchen Art. Eine Handlung zu erfinden, Charaktere zu ſchaffen, Geſtalten von ſeiner Subjectivität loszulöſen, dies liegt außerhalb ſeines Talentes.

Die aus ſeiner Studienzeit ſtammenden Gedichte geben in ihrer ganzen Haltung die Weiſe Schiller's zu erkennen. Beſonders mächtig hatte der hochherzige, weltenumarmende Jubel in Schiller's Lied an die Freude auf ſein Gemüth gewirkt. Voll unendlichen Durſtes ſchwingt ſich in den Hymnen ſein Geiſt empor, um in den Wonnen einer von Liebe, Freiheit, Harmonie und Glück durchdrungenen Welt zu ſchwelgen. Müſſen ſie uns da nicht zugleich auch an Schiller's Briefwechſel zwiſchen Raphael und Julius erinnern? Hier wie dort wird die Welt als ein harmoniſches Reich freier, liebender, nach Vollkommenheit ringender Geiſter gefeiert. Bei den ſtarken Lauten tyrannenhaſſender Freiheit aber haben wir nicht nur an die Einwirkung von Don Carlos zu denken, ſondern uns auch vor Augen zu halten, daß Rouſſeau und die franzöſiſche Revolution auch in dem Tübinger Stifte die Herzen der Jünglinge mit ſtürmiſcher Gluth entzündeten. „Ich hange nicht mehr ſo warm an einzelnen Menſchen; meine Liebe iſt das Menſchengeſchlecht," ſchreibt unſer Dichter in dieſer Zeit an ſeinen Bruder.

Aus dieſen erſten Gedichten tritt, dem Inhalte wie der Form nach, Hölderlin noch nicht in ſeiner näheren Eigenthümlichkeit hervor. In dem übermäßigen, oft leeren Wortreichthume, in dem fortwährenden directen, begriffsmäßigen Nennen ſeiner erhabenen Gefühle zeigt ſich die unreife Jugendlichkeit. Freilich fühlt unſer Dichter auch in ſeinen ſpäteren Gedichten wie ein echter Jüngling; allein eben dieſe Art, wie ein Jüngling zu fühlen, gewann bei ihm eine edle Reife, eine goldene Gediegenheit.

Digitized by Google

Nachdem Hölderlin eine Erzieherstelle aufgegeben, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1795 in Jena. Er stand hier in engem freundschaftlichen Verkehre mit Schiller, der an der Entwickelung „seines liebsten Schwaben" innigen Antheil nahm. Einige Dichtungen Hölderlin's hatte er bereits in der „Thalia" veröffentlicht. Indessen wurde der stellungslose Jüngling sehr bald durch Geldmangel gezwungen, in die Heimath zurückzukehren. Bald darauf, im Jahre 1796, kam er unter sehr günstigen Bedingungen als Erzieher in eine reiche Frankfurter Kaufmannsfamilie. Hier trat das Schicksal mit zerrüttender Gewalt an ihn heran. Es erfaßte ihn eine leidenschaftliche Liebe zu Susanne Gontard, der Mutter seiner Zöglinge. Er fand nicht die Kraft, seine Leidenschaft, die Erwiderung fand, niederzukämpfen. Im September 1798 mußte er die Stätte seines namenlosen Glückes und jähen Sturzes verlassen. Er begab sich zunächst nach Homburg, wo ihn ein edler Freund tröstend und theilnehmend aufnahm. Doch hat sich sein Gemüth von diesem furchtbaren Stoße nie wieder erholt.

Während dieser Jahre war Hölderlin dichterisch ungemein thätig gewesen. Mit den Gedichten „Das Schicksal", „Griechenland", „An den Genius der Kühnheit", die in der „Thalia" von 1793 erschienen, beginnt die Periode der Reife. Auch jetzt steht er anfänglich noch unter Schiller's bestimmendem Einflusse. Erst zu der Zeit ungefähr, als er Frankfurt verließ, also mitten in höchster Herzensnoth, gelingt es ihm, seine Eigenart vollkommen zu gewinnen. Dieser Fortschritt macht sich auch äußerlich dadurch kenntlich, daß er von nun an vorwiegend Oden in antiken Versmaßen dichtet, während er früher meist gereimte achtzeilige Strophen angewendet hatte. Freilich war es ihm nicht gegönnt, sein Dichten lange Zeit auf dieser reifsten Höhe zu erhalten; denn schon 1802 beginnt die Umnachtung seines Geistes. In Frankfurt, zu Ostern 1797, hatte er auch die Freude erlebt, nach vielfachen Umarbeitungen den ersten Band seines Romanes „Hyperion", der ihn schon während seiner Studienzeit beschäftigt hatte, erscheinen zu sehen. Der zweite Band folgte zwei Jahre später. Von 1799 an beschäftigte er sich mit dem „Tod des Empedokles", einem Trauerspiele, das jedoch nicht zur Vollendung kam.

Hölderlin trägt uns, wie schon die einleitenden Worte sagten, in eine zweite, von dem alltäglichen Getriebe unsers Lebens grundverschiedene Welt empor, in eine Welt, deren Gebilde ihr innerstes Wesen weit mehr durchleuchtet hervorkehren, in jedem Zuge weit mehr Seele und Schicksal athmen, als Menschen und Dinge in dieser unserer von der breiten Masse des Nichtigen und Zufälligen entstellten Welt. Allerdings muß jeder Dichter und Künstler, mag er — was man so nennt — der realistischen oder idealistischen Schule angehören, seinen Schöpfungen eine solche Haltung geben, daß aus ihnen die Bedeutsamkeit des Menschen- und Weltlebens, in dieser oder jener

Digitized by Google

Weiſe aufgefaßt, concentrirter, intenſiver, vielſagender hervorleuchte als aus der zerfahrenen, zerſtreuten Wirklichkeit. In dieſem Sinne verhält ſich jeder wirkliche Künſtler zur gewöhnlichen Wirklichkeit idealiſirend. Indeſſen thut ſich doch ein wichtiger Unterſchied hervor. Die Einen erbauen ihre zu intenſiverer Bedeutſamkeit erhöhte Welt doch vorwiegend auf dem Boden unſerer Wirklichkeit, benützen hierzu die Kräfte und Triebe des gewöhnlichen Lebens und laſſen ihre Geſtalten aus dem wohlbekannten irdiſchen Dieſſeits ihre Nahrung ziehen. Die Andern dagegen heben uns in eine von der unſrigen grundverſchiedene Welt hinauf; die Leidenſchaften, die hier herrſchen, treten, ſowohl nach der Seite des Guten wie des Böſen, reiner, kernhafter, ich möchte ſagen: metaphyſiſcher auf; Alles ragt hier fühlbar über das Endliche hinaus, zeigt ſich directer inſpirirt von den Tiefen eines Unendlichen, von einem unausſprechbar intenſiveren Urleben als die Vorkommniſſe und Thaten unſerer heimiſchen Welt. Dies gilt in gleicher Weiſe von Goethe's Fauſt wie von Shakeſpeare's Lear, von Rafael wie von Rubens oder Rembrandt. Es gilt auch von Hölderlin. In Allem, was er ſingt, fühlt er ſich in der Nähe des hohen, über den Menſchen waltenden Schickſals; aus ſeinen Freuden und ſeinen Schmerzen blickt uns ein Etwas entgegen, das dem Glanze und der Nacht des ringenden Weltgeiſtes ſelber anzugehören ſcheint.

In welcher näheren Art und Weiſe bemächtigt ſich nun unſer Dichter ſeiner Phantaſiewelt? Stürmt er in heißem, brauſendem Schwunge hinan, um titanenhaft gewaltſam das Höchſte zu ſchaffen? So ungefähr denke ich mir Schiller, als er die Welt ſeiner „Räuber" geſtaltete. Oder ſtellt er, wie Shakeſpeare, ſeine Phantaſiegeſtalten mit großem, göttlich ruhigem Griffe hin? Oder naht er ſich ſeinen Idealen mit fromm aufblickendem Auge, mit ahnungsvoller Liebe, wie etwa Novalis? Oder finden wir bei ihm irgend eine andere Art, ſich in die Welt ſeines Dichtens hinaufzuheben? Ich möchte zunächſt ſagen, daß ſich in ſeiner Art, zu ſchaffen, die Tapferkeit einer zarten Seele ausſpricht. Der tapfere Aufſchwung ſeines Geiſtes trägt überall etwas von der edlen Weihe des Leidens an ſich; man fühlt, in welch ſchmerzlich freudigem Erzittern ſich ſein Herz an die ſtarken, tapferen Affecte preisgiebt. Beim erſten Bekanntwerden mit dem Dichter freilich wird vor Allem die Weichheit ſeines Fühlens auffallen, das leidende, widerſtandsloſe Aufnehmen und Einſaugen aller Eindrücke in den innigſten Lebenspunkt der Seele; ja man wird vielleicht geneigt ſein, ihm das Feuer der Tapferkeit ganz abzuſprechen. Und doch giebt gerade die Vereinigung beider Seiten ſeinen Dichtungen die eigenthümliche Vornehmheit. Prometheiſchen Trotz allerdings, ein ſtarkes Sichauflehnen gegen die harten Schickſalsmächte, ein zähes Ringen mit ihnen, ein bitteres Verhöhnen derſelben von der uneinnehmbaren Burg des Innern aus wird man bei ihm nicht ſuchen dürfen. Doch aber weiß er

Digitized by Google

seine liebenden, leidenden, entsagenden, aufopfernden Gefühle zu herrlicher Kühnheit und Entschlossenheit zu steigern und seine Idealwelt mit starkem Herzen gegen alle Stöße der Außenwelt in unverminderter Reinheit und ungeschwächter Eigenheit zu erhalten.

Man lese etwa die Ode „An Eduard". In ihr spricht eine Seele, die bei jedem rauhen Hauche wehrlos erbebt, und doch ist es, als führte des Dichters Hand ein glänzendes, furchtloses Schwert. Wenn der Freund es geböte, so wolle er das einzige Glück, das ihm zum Angedenken reicherer Tage zurückgeblieben, sein Saitenspiel, wagen und mit Gesang ins Ende der Tapferen ihm hinunterfolgen. Und hierauf hebt er seinen liebenden, siegenden Todesgesang an, in dem stolzen Bewußtsein, daß er seinem Freunde bis zum Tode Treue bewahrt habe. In dem kleinen Gedichte „An die Parzen" bittet er die gewaltigen Göttinnen, ihm nur einen Sommer und einen Herbst zu reifem Gesange zu gönnen; dann werde ihm sein Herz, vom süßen Saitenspiele gesättigt, williger sterben und ihm die Stille der Schattenwelt willkommen sein. „Einmal lebt ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht". Und in der Elegie „Menon's Klage um Diotima" ruft er nach dem Verluste seiner Einziggeliebten hoffend und sich verjüngend aus:

Großes zu finden ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.

Dieselbe Mischung finden wir in dem Helden seines Romanes. Das Herz des Griechenjünglings Hyperion ist wie eine Blume, die sich vor jedem unreinen Luftzuge voll banger Scheu verschließt und jedem freundlichen Sonnenblicke in dankbarer Liebe öffnet; wie ein Saitenspiel, auf dem die Harmonien und Disharmonien der Welt ihr stets bereites Echo finden; und doch ist er, wo es ihm Ehre, Liebe, Vaterland gebieten, in seinen Entschlüssen stark, furchtlos, voll Muth des Leidens, wie ein echter Held.

Es würde zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, wie sich diese Doppelheit des Fühlens in der Form des Hölderlin'schen Dichtens ausprägt. Eine solche Untersuchung würde ergeben, daß er Ausdrücke und Bilder bevorzugt, die etwas Stilles, Leises, Inniges an sich haben, und daß er doch andererseits nie zu zärtlicher Kleinmalerei oder gar zu weichlichen, süßlichen Wendungen übergeht, sondern — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem er die tragische Darstellungsart charakterisirt — „in lauter großen Tönen harmonisch wechselnd fortschreitet". Den bunten Tand des Lebens läßt er strenge bei Seite liegen; mit erhabenem Ernste zeichnet er seine einfachen, oft kühnen Bilder und verschmäht, sie irgendwie ins Gefällige und Einschmeichelnde zu wenden. So spricht sich auch in der Art, wie der Dichter seine Ausdrücke und Bilder prägt, jene Tapferkeit einer zärten Seele aus.

Digitized by Google

Doch noch immer ist das Wort nicht genannt, wodurch das Verhältniß unsers Dichters zu seiner Phantasiewelt am deutlichsten bezeichnet wird. Die kühne Kraft sowohl, als die Zartheit seiner Seele zeigt sich im Elemente der Sehnsucht. Allerdings, wo gäbe es einen echten Dichter, dessen Phantasie nicht durch die Sehnsucht beflügelt wäre? Ich kann mir überhaupt kein künstlerisches Schaffen ohne den Aufschwung liebender Sehnsucht denken. Freilich soll es bei der Sehnsucht nicht bleiben. Das höchste Ziel wird von demjenigen Künstler erreicht, der sich von ihr zu befriedigtem, in sich einigem Leben in seiner Idealwelt hinaufleiten läßt. Sie bildet in dem vollen Accorde dieses selig verweilenden Lebens einen bald leiser, bald deutlicher fortklingenden Ton. So finden wir es bei Schiller, so vor Allem bei Goethe. Bei Hölderlin dagegen bleibt die Sehnsucht unüberwunden, sie bildet in seinem Verhalten zur Idealwelt Anfang, Mitte und Ende. Auch wo er seine Ideale am innigsten und lebhaftesten ergreift, fühlt er sich von ihnen geschieden, leidet er unter dem Gefühle einer feindseligen Macht, die seinen Flug nach oben unbarmherzig hemmt. Dieser feindseligen Macht werden wir später näher treten.

Doch möge man sich Hölderlin darum nicht als einen verschwommen träumenden Dichter vorstellen. Freilich lassen sich seine Gefühle nicht wie ein sichtbares Ding begrenzen, sie gehen weit mehr als bei vielen anderen Dichtern ins Grenzenlose, Unaussprechbare, sie gleichen oft einem flüchtigen, im Entstehenwollen auch schon verschwebenden Hauche, sie haben etwas von der fast unsagbaren und doch so unmittelbar zu erlebenden Sprache der Musik. In diesem Sinne musikalisch ist vor Allem sein „Hyperion".

Indessen verträgt sich mit diesem im guten Sinne romantischen Elemente ganz wohl eine gewisse Bestimmtheit und Begrenztheit. Wir begegnen bei Hölderlin weder der urwüchsigen Formlosigkeit der Sturm- und Drangperiode, noch der gekünstelten Formlosigkeit gewisser Romantiker. Bei ihm ist jenes Sehnen ins unerreichbar Hohe, jenes träumerische, musikalische Element sozusagen das nachgiebige Medium, in das er seine klaren, reinen, edlen Linien hineinzeichnet. Vor Allem beweist die Art, wie er uns seine Landschaftsbilder vorführt, daß ihm ein wahrhaft griechischer Sinn für klares, sicheres Maß verliehen ist. Er hat sich wohl niemals Goethe zum Vorbilde genommen, doch aber kommt er durch die Verbindung des still und getragen Stimmungsvollen mit dieser Anschauungsklarheit oft ganz in die Nähe der Goethe'schen Weise. Er sehnt sich nicht nur darnach, „sein Herz in einer schönen Grenze zu halten" und „mit gehaltener Seele" zu handeln, sondern er ist auch im Stande, seinen Darstellungen diese schöne Grenze und Gehaltenheit in der eben genannten Beziehung und nach anderen noch zu erwähnenden Seiten wirklich zu geben. In die schmerzvollen Klänge seiner Sehn-

Digitized by Google

ſucht weben ſich große, wie mit heiliger Liebe gebildete Anſchauungen, in einfachen, wenigen Linien, aber unendlich vielſagend durch die zarte Größe ihres Schwunges, durch die gleichſam weiſe Stille in ihrem Auf und Nieder. Es weht oft um dieſe Bilder wie eine heilige Einſamkeit. Zugleich erhalten ſie aber infolge jenes träumeriſchen Mediums, in das ſie hineingezeichnet ſind, etwas ins unbeſtimmbar Große Ragendes und Wehendes, einen ſehnſuchtsvoll geiſterhaften Hauch, der hie und da, wenn auch nur von ferne, an Byron erinnert.

Ganz beſonders aber zeigt ſich das klare Begrenzen und ſichere Formen des Dichters in der Art, wie er die deutſche Sprache in den Rhythmus der antiken Strophe gießt, vor Allem in den der alkäiſchen. Er weiß in ſolchen Strophen die weichſten, flüchtigſten Gefühle, wie Haym in ſeiner Geſchichte der Romantik treffend bemerkt, wie in goldenen Gefäßen zu fangen und zu feſſeln. In einem werthvollen Aufſatze von David Müller in den „Preußiſchen Jahrbüchern" (1866, S. 548 ff.) findet ſich ausgeführt, mit wie ſicherem Takte er unſere Sprache in ſeine antiken Metra hineinzubilden wußte, ohne dabei in die gezwungene Correctheit Platen's zu verfallen und dem Geiſte der deutſchen Sprache Gewalt anzuthun, und wie er vor Allem der alkäiſchen Strophe und dem Hexameter Schwung, leichten Fluß, Fülle und feine Muſik zu geben verſtand.

Schon vorhin bemerkte ich, daß Hölderlin's Stil inſofern als idealiſtiſch zu bezeichnen ſei, als man hierunter diejenige Darſtellungsweiſe verſtehe, welche alle Gebilde und Vorgänge in eine Welt hinaufhebt, die das ewige, centrale Welt- und Menſchheitsſchickſal, wie es der Künſtler ahnend auffaßt, in einer durchgreifend reineren Weiſe abbildet als unſer heimiſcher, irdiſcher Boden. Doch noch in einem ganz andern Sinne kann ſein Stil idealiſtiſch genannt werden. Man bezeichnet nämlich mit dieſem Ausdrucke auch den Gegenſatz zu derjenigen Darſtellungsweiſe, welche ihre Geſtalten ins charakteriſtiſch Individuelle herausbildet, alſo den beim Typiſchen und Gattungsmäßigen ſtehen bleibenden Stil. Beide Bedeutungen von „idealiſtiſch" werden faſt immer mit einander vermengt, und doch gehören ſie zwei ganz verſchiedenen Geſichtspunkten und Eintheilungsgründen an. Der idealiſtiſche Stil in jenem erſten Sinne kann das eine Mal, wie bei Shakeſpeare, in individualiſirender Form, das andere Mal, wie in Schiller's reifen Dramen, in gattungsmäßig verallgemeinernder Form, alſo als idealiſtiſch im zweiten Sinne, auftreten. Daß nun Hölderlin's Poeſie ganz und gar auf Seiten des typiſchen, gattungsmäßigen Bildens ſtehe, wird Niemandem zweifelhaft ſein. Wem die ins Grenzenloſe gehende Sehnſucht wie ihm Lebenselement iſt, der wird es unmöglich zu dem ſchroffen Begrenzen, dem Hervorſtoßen eigenthümlicher Züge, zu dem ganzen Verdichtungs- und Zuſpitzungsproceſſe bringen können, woraus

Digitized by Google

der individualisirende Stil hervorgeht. Schon dies ist ein Beweis hoher dichterischer Kraft, daß er bei all seinem Sehnen doch so viel begrenzenden Blick, so viel Gefühl für klare, reine Linien besaß, als nöthig war, um den gattungsmäßig verallgemeinernden Stil nicht in Verschwommenheit und Schattenhaftigkeit ausarten zu lassen. Freilich ist er dieser Gefahr nicht in jeder Beziehung entgangen. Die Charaktere, die er geschaffen, sind zerflossen, durchaus unindividuell, theilweise fast nur aus Gefühlsergüssen zusammengeweht, ohne festen Kern. In ihnen allen finden wir mehr oder weniger nur das eigene weiche Sehnen, Lieben und Leiden des Dichters dargestellt. Uebrigens haben die Gestalten des „Empedokles" noch immer mehr eigenartiges Leben als die des „Hyperion", ohne daß ich indessen Alexander Jung beistimmen möchte, der in seiner Monographie über Hölderlin das Verhältniß des „Hyperion" zum „Empedokles" so darstellt, daß das dort überwiegende musikalische Element hier durch des Dichters plastische Kraft völlig zurückgedrängt worden sei. Vor Allem scheint mir in dieser Hinsicht Panthea einen Fortschritt zu bedeuten, diese „zärtlichernste Göttertochter", die ihr ganzes tiefsinnig träumendes Leben von der Sonne des Empedokles empfangen hat, und die doch angesichts seines Unterganges ihre Klagen in eine selbstlos versöhnte, von der Herrlichkeit des Untergehenden gehobene und dem Walten der heiligen Natur ergebene Stimmung austönen läßt. Doch wer wollte leugnen, daß diese Gestalten, trotz ihres verhauchenden Charakters, einen Reichthum erhabenster Schönheit erhalten? Man hat schon oft die Verwandtschaft derselben mit den hohen, jenseitigen Menschen in Jean Paul's Hesperus, Titan und Flegeljahren bemerkt. Hier wie dort bringt sich das berechtigte Bedürfniß des Menschenherzens nach absoluter Reinheit und Stille, nach stolzer Fesselosigkeit und höchster Lebensintensität zum Ausdruck. Wir finden in diesen sei es aus heftigem Feuer oder aus sanfterem Lichte erzeugten Gestalten die gewöhnliche irdische Existenz in so herrlicher Weise verneint, daß wir uns innig zu ihnen hinaufgezogen fühlen.

Wenn Hölderlin's verallgemeinernder Stil in der Zeichnung der Charaktere und in der Erfindung der Handlung dem Mangel des allzu Unbestimmten und Gestaltlosen verfällt, so ist derselbe in anderer Beziehung mit dem Vorzuge klarsten Begrenzens und sichersten Gliederns ausgestattet. Ich denke dabei nicht nur an seine Bilder und Naturschilderungen, sondern auch an seine ganze Art, die lyrischen Gedichte und vor allem die Oden zu stylisiren. So ist die Gliederung der Oden oft geradezu meisterhaft. Die Gefühle heben sich in ihrem Verlaufe rein von einander ab, auch da, wo sie leise ihre Gestalt verwandeln, und wo sie nichts anderes als fein nüancirte und gemischte Hauche sind. Und immer schließen sich die Bewegungen der Gefühle, ihr Anschwellen, Hervorstürzen, Zurückfliehen, ihr scheues Nahen, banges Ver-

Digitized by Google

ſchweben u. ſ. w. zu einem einfach, innig und klar verbundenen Ganzen, zu einem — auch abgeſehen von dem Inhalte — köſtlichen Kunſtwerke zuſammen. Es fehlen alle grellen Abſtiche, unvermittelten Sprünge, alles breite Verweilen in demſelben Gefühlstone. Beſonders ergreifend iſt die Art, wie er oft gegen den Schluß hin die allzuſchmerzlichen oder allzuhochgehenden Gefühle ſich beruhigen läßt. Seine Ode „Des Morgens" iſt ein treffliches Beiſpiel dafür: er läßt hier ſeine Seele aus allzu kühnem Fluge in ein trauriges Lächeln, in eine ſtill ſchmerzliche und doch gegen das Schickſal liebend dankbare Selbſtbeſcheidung hinübergleiten. Aehnlich iſt es in den Oden „Der Abſchied", „Mein Eigenthum" und anderen. Doch zuweilen läßt er ſeine Gedichte auch in ein kühnes Aufflammen oder in ein ſtolzes Behaupten auslaufen. Jenes gilt von der Ode „An Eduard", dieſes von den beiden „Menſchenbeifall" überſchriebenen Strophen. Faſt überall aber bildet das ſchmerzliche Sehnen und Entſagen den zuſammenhaltenden Grundton in der mannichfachen Gefühlsbewegung.

Könnten wir bei Hölderlin's Odenſtile länger verweilen, ſo müßten wir ausführen, wie er es verſteht, aus dem verworrenen Strome menſchlichen Fühlens das (von ſeinem Geſichtspunkte aus) Weſentliche und Werthvolle, frei von allen nebenſächlichen Zuſätzen, klar und beſtimmt herauszuheben und die Sprache dieſem harmoniſirenden, vereinfachenden Vorgehen anzupaſſen. In ſeinen reifſten Gedichten iſt ſeine Sprache am einfachſten, mögen ſie auch viel ſchwerer verſtändlich ſein als die früheren. David Müller ſagt treffend, daß hier ſeine Gedanken lediglich „in ihrem immanenten poetiſchen Werthe" hervortreten; und ſeine Sprache bringt dieſen in knapper, gleichſam eng anſchließender Weiſe zum Ausdrucke. Kein Wort iſt zu viel, ein jedes iſt bedeutungsvoll und fügt ſich wie ein Edelſtein in das Ganze. Ein nicht unweſentliches Mittel aber, um den verſchiedenen Gliedern des Satzes möglichſt erhöhte Bedeutſamkeit und gewichtvollen Accent zu geben, iſt der vielfach durchbrochene und verſchobene Satzbau, den er meiſterhaft anwendet. Vor Allem aber wird jene Wirkung dadurch hervorgebracht, daß er nirgends triviale, abgenutzte Ausdrücke, nirgends ſpecifiſch logiſche Bezeichnungen gebraucht. Andererſeits freilich finden ſich bei ihm auch alle ſchroffen, grellen, trotzigen, kraftſtrotzenden Ausdrücke vermieden; und es iſt dies ganz im Sinne des harmoniſirenden Stiles.

Was iſt es nun eigentlich, was der Dichter erſehnt? Was iſt der eigenthümliche Inhalt ſeiner Phantaſiewelt?

Schon als Student hatte Hölderlin Winckelmann's Kunſtgeſchichte eifrig geleſen. Ohne Zweifel hat das hier verkündete Evangelium von der edlen Einfalt und ſtillen Größe, von dem hohen Stile und der ſtrengen Grazie in den Kunſtwerken der Alten ſeine Phantaſie dauernd befruchtet. Auch ſeiner

Digitized by Google

Idealwelt ist die tändelnde, sich beweglich einschmeichelnde Grazie fremd; Alles ist hier in dem hohen olympischen Stile der weisen, stillen Unschuld gehalten.

Doch kommt noch bei Hölderlin als wesentliches Ingrediens das kühne Feuer einer Menschheit und Welt heiß umfassenden Innerlichkeit hinzu. Nach dieser Seite waren Rousseau, Schiller, Heinse von entscheidendem Einflusse auf ihn. So dürfen wir sein ersehntes Ideal bezeichnen als Einheit von Einfalt und Größe, von kindlicher, genügsamer Stille und heldenhaftem, weltumspannendem Feuer. Denkt er sich sein Vaterland in einem idealen Zustande, so verlangt er, daß der Athener sinnende Seele still in ihm walte; doch dürfe auch der „schöngereifte Heroe" nicht fehlen, und „wie der Strahl aus dem Gewölke kommt", so solle aus dem Gedanken die kühne That entspringen, und „rings unter des Vaterlandes goldenem Himmel solle die freie, klare, geistige Freude glänzen". Doch wozu weitere Belege? Hyperion wie Empedokles, Diotima wie Panthea — sie alle sind Zug für Zug Verkörperungen jenes Ideales.

Unserm Dichter fassen sich nun die verschiedenen Seiten seines Ideales in dem Begriffe der Schönheit zusammen. An seinen Bruder schreibt er von Frankfurt aus, daß sich in dem idealischen Sein der Schönheit, diesem „höchsten Grund von Allem", der Fundamentalwiderstreit der Welt, der Widerstreit zwischen dem Streben nach dem Absoluten und dem Streben nach Beschränkung, löse. Und dieselbe allerzeugende, allversöhnende Stellung giebt er der Schönheit in seinem Hyperion. Auf der Fahrt nach Athen, das er zum ersten Male sehen soll, verkündet der Held der Dichtung seiner Diotima das Evangelium der Schönheit. Nicht nur die Kunst, sondern auch die Religion, ja selbst die Philosophie ist aus der göttlichen Schönheit geboren. Die Dichtung ist der Anfang und das Ende der Philosophie. Verstand und Vernunft ohne Geistes- und Herzensschönheit erzeugen nie Verständiges und Vernünftiges. Erst wenn das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft leuchtet, hört sie auf, blind zu fordern, und erzeugt so die Philosophie. Im Anfange war nur die ewige Schönheit. Sie ist das Ἓν διαφέρον ἑαυτῷ des Heraklit.

Hört man in diesen Sätzen einerseits den Schüler Platon's, der sich in die Geheimnisse des „Phädrus" und „Symposion" liebend vertieft hat, so tritt andererseits hier auch der Zusammenhang mit den Doctrinen der Romantiker deutlich zu Tage; ohne daß jedoch darum von einer Einwirkung derselben auf Hölderlin die Rede sein dürfte. Haym zeigt in seiner Geschichte der Romantik ganz richtig, wie unser Dichter in diesen seinen speculativen Anläufen von den Ideen Schiller's zu denen Schelling's und weiterhin Hegel's hinüberleite. Auch Heinse's Bedeutung für seine innere Entwickelung

Digitized by Google

wird an diesem Punkte deutlich. Laufen doch auch im Ardinghello, der ihn schon in Tübingen entzückt hatte, alle idealen Bethätigungsweisen des Menschen in der flammenden Liebe zur Schönheit zusammen! Was aus dem heißen Durste nach Schönheit entspringt, ist gerechtfertigt und geadelt: dies ist der Grundgedanke des Ardinghello. Auch der schmerz- und freudetrunkene Stil des Hyperion erinnert an die Darstellungsart dieser Dichtung; nur daß in ihrer bachantischen Sprache mehr schäumende Naturkraft zu finden ist als im Hyperion, dessen Sprache bei Weitem nicht so sehr in dem Feuer irdischen, sinnlichen Empfindens, in dem plötzlichen Aufflammen elementarer Leidenschaft wurzelt und daher noch mehr Transscendentes an sich hat.

Doch dürfen wir nicht vergessen, daß unser Dichter das angedeutete Ideal nur in der Sehnsucht ergreift, es nie zu ungetheiltem, harmonischem Leben in ihm bringt. Eben darum ist er auch außer Stande, seine Phantasiegestalten so zu zeichnen, daß sie diesem Ideale einfach entsprechen. Sie sind zwiespältig wie die Seele des Dichters; auch sie tragen das Ideal in Form der Sehnsucht in sich. Einerseits leben sie wohl in jener olympischen Größe und Einfalt, andererseits jedoch glühen sie in unbefriedigter Sehnsucht. Auf diese Weise stellt Alles, was Hölderlin geschaffen, eine seltsame Mischung von Naivetät und Sentimentalität dar. Selbst seine Landschaften haben eine sentimentale Physiognomie. Auch aus ihnen blickt des Dichters sehnsuchtsvolles Auge; es ist, als gäbe sich die Natur mit leiser Trauer, mit Thränen der Liebe an uns hin.

Wir treten der Idealwelt des Dichters näher, wenn wir mehrere Gestaltungen seines Ideales unterscheiden. In keiner dieser Formen jedoch macht er das rein geistige Wesen der Gottheit selber zum Gegenstande seiner Begeisterung. Ihm erscheint, anders als Klopstock, die Gottheit in der diesseitigeren, plastischeren Form einer mit der stillen Nothwendigkeit der Natur waltenden Macht, in der Form des Schicksals. Dies giebt seinen Dichtungen vor Allem den religiösen Ton, daß er sich in seinen Schmerzen und Freuden dem heiligen Walten des „Schicksals" nahe weiß und sich ihm in schmerzlicher Liebe ergiebt. Wo er dies Nahesein der Gottheit singt, da gelingt es ihm, Töne von höchster Schönheit zu finden; so in „Hyperion's Schicksalslied", doch auch schon in seinem früheren Gedichte „Das Schicksal". Aber auch sonst, wo er das Walten des Schicksals nicht so direct zum Gegenstande seines Dichtens macht, weiß er durch eigenthümliche Linienführung, durch einen verallgemeinernden, ins Unpersönliche gehenden Gebrauch von gewissen Ausdrücken und Wendungen den Eindruck hervorzurufen, daß über unseren Häuptern in stillem, sicherem Gange ein heiliges Schicksal schwebe. Wie Hölderlin diese Wirkung näher hervorbringt, läßt sich schwer im Allgemeinen sagen. Am meisten fällt auf, daß er, worauf schon Alexander Jung hingewiesen hat,

Digitized by Google

gewisse Adjectiva und Participia, besonders solche, durch die er das Höchste, Letzte ausdrücken will, in der Form des Neutrums substantivirt. Doch ist dies nicht das einzige Mittel. So gebraucht er z. B. den Ausdruck „das Jahr" gern in einer Weise, daß dadurch an das gemessene, bedeutungsvolle Schreiten eines ernsten Schicksals erinnert wird. Besonders kann man aus Gedichten, wie „Der Zeitgeist", „Die Heimath", „Die Liebe", „Lebenslauf", „Der Abschied" u. s. w. diese seine Eigenthümlichkeit kennen lernen.

Wie er seiner Gottheit die im griechischen Sinne gefaßte Form des Schicksals giebt, so sieht er überhaupt in den Heroen, Weisen und Künstlern des alten Griechenlands die Verwirklichung seines Menschheitsideales. Die verzehrende Sehnsucht nach der Größe und Harmonie des griechischen Lebens ist ein Grundzug seines Fühlens und Dichtens. Nicht nur im Hyperion, sondern auch in vielen Gedichten, wie „Der Neckar", „Gesang des Deutschen", „Der Archipelagus", in der Ode „Diotima" und anderen erhebt er erschütternde Klage um das untergegangene Heil der Menschheit, die unwiederbringlich verlorene Heimath seines Geistes, um die griechische Welt, wo alles Leben „voll göttlichen Sinnes" war, und aus dem Quelle der Natur „Segen dem Volk in die keimende Seele rann". Er glüht vor Verlangen nach jenen „Göttermenschen, den zärtlich großen Seelen, die nimmer sind", vor Allem aber nach der „still sinnenden Seele der Athener", dieser „frommen Kinder des Glückes". Schon diese Ausdrücke zeigen, was ihm das griechische Leben mit einem solchen Zauber umgiebt. Nur bei den Griechen sieht er jenes vorhin geschilderte Ideal verwirklicht. In ihrem Leben findet er das große, treue, stille Walten der Natur. Was er in einem Briefe an seinen Bruder von dem Menschen fordert, daß er „sich in aller seiner Kunst und Thätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge", dies erscheint ihm bei den Griechen erfüllt. Besonders gern gebraucht er zur Bezeichnung dieses Vorzuges den Ausdruck „fromm". In einem andern Briefe an seinen Bruder knüpft er sein Sehnen nach Griechenland daran, daß dort die Kunst, vor Allem die Poesie, nicht etwa blos, wie im modernen Leben, Spiel und Zerstreuung, sondern die eigentliche Erzeugerin der Harmonie des Daseins war. Indessen laufen beide Gesichtspunkte im Grunde auf dasselbe hinaus. Denn darin, daß im Griechenthume „die Natur Priesterin und der Mensch ihr Gott war", bestand ja die „Schönheit" desselben; „das erste Kind der Schönheit aber ist die Kunst".

Hier besteht ein sichtbarer Zusammenhang mit Schiller, der schon 1788 in den „Göttern Griechenlands" seiner Sehnsucht nach dem „holden Blüthenalter der Natur" ergreifenden Ausdruck gegeben hatte. Ganz in dem Tone dieser Klage Schiller's ist Hölderlin's Gedicht „Griechenland" gehalten, nur bringt es die Sehnsucht in noch verzehrenderer, drohenderer Gewalt zum

Digitized by Google

Ausdrucke. Schiller freilich ſchritt über dieſe Sehnſucht nach Unwiederbringlichem hinaus, wenn auch der Dualismus zwiſchen „Ideal“ und „Leben“ aus vielen ſeiner ſpäteren Gedichte tönt. Der ſubjectivere Hölderlin blieb in der Sehnſucht haften; er iſt eine Werthernatur. Friedrich Viſcher ſagt mit Recht: „Armer Werther Griechenlands! Dein Lieben war ja wohl hoffnungslos. Denn einem Albert, der ſeine Braut ſtrenge verſchließt, dem unerbittlichen Chronos, war deine Lotte verlobt.“ Doch hoffnungslos war ſeine Liebe auch noch aus innerlicherem Grunde. Er wußte ſich des Griechenthums nur mittelſt des durch und durch modernen, unplaſtiſchen Organs der unendlich in ſich reflectirten Sehnſucht zu bemächtigen. Er war ſonach nicht einmal dazu im Stande, das von ihm erſehnte Urbild abbildlich in ſich ſelbſt darzuleben. So ſtellt er eine merkwürdige Verbindung von klarem Griechenthume und Oſſian's wie Wind und Wolken wehendem Geiſte dar. Daſſelbe hat Roſenkranz im Auge, wenn er ihn im Gegenſatze zur chriſtlichen Romantik als claſſiſchen Romantiker bezeichnet. Er ſteht, um ſein eigenes „unſchickliches“ Gleichniß zu gebrauchen, wie die Gänſe mit platten Füßen im modernen Waſſer und flügelt unmächtig zum griechiſchen Himmel empor.

Wir ſahen: ſeine Hoffnung auf ein Wiederaufblühen des griechiſchen Lebens iſt ein Hoffen auf einen neuen Bund der Menſchen mit der Natur, auf eine Zeit, wo „die göttliche Natur, die in kein Buch geſchrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde ſein wird“. Die Natur nun eben, ſowohl in ihrer Stille, als auch in ihrem „einigen, ewigen, glühenden Leben“ iſt die zweite Form, in der ſich ihm ſein Ideal darſtellt. Wir finden hier das volle Gegentheil jener Entſeelung der Natur, wie ſie im Chriſtenthume und in der modern mechaniſtiſchen Weltanſchauung herrſcht. Er iſt von der großen Wahrheit erfüllt, daß die Natur im Innerſten Geiſt iſt, daß die Naturſeele unſerer Seele im Innerſten gleicht. Ueberall, wo er ſich an die Natur wendet, ſehen wir dieſen Naturpantheismus bald energiſch durchbrechen, bald leiſe durchſcheinen. Daher iſt ſeine Naturfeier durchaus religiös. Die alleinigende, alliebende Naturſeele iſt ihm die Gottheit ſelber. Faſt ausſchließlich der Darſtellung dieſer frommen Naturverehrung iſt der „Empedokles“ gewidmet. Die Natur in ihren einfach erhabenen Geſtalten und Gewalten iſt dem Weiſen Siciliens eine liebende Erlöſerin. Er hinterläßt den Menſchen als Evangelium die Mahnung, durch Hingabe an den ſtillen Friedensgeiſt der Natur ſich von Sorge und Knechtſchaft zu befreien, aus dem liebenden Verkehre mit Berg und Meer und Wolken und Geſtirn, dieſen unſeren Heldenbrüdern, Lebensfülle und Thatenluſt zu ſchöpfen und ſich das Leben an der Gegenwart des reinen Aethers zur lebendigen Schönheit entfalten zu laſſen. Er ſelbſt aber will ſich durch den Trank aus dem gährenden Schreckensbecher

Digitized by Google

der Natur, durch den Sturz in das Feuer des Aetna, von „Allem, was ihm die Zeit gehäuft", befreien und ſich zu neuer Jugend hinüberretten.

Ueber die eigenthümliche Schönheit ſeiner Naturbilder wäre viel zu ſagen. Sie haben alle etwas von der muthigen Klarheit der Morgenſonne, und zugleich von der wehmuthsvoll friedensreichen Feierlichkeit des Regenbogens. Nur ſelten wird man dieſe zärtliche Keuſchheit in der Naturbehandlung finden. Beſonders wird man an den göttlichen Jean Paul erinnert; nur iſt in deſſen Naturfeier weit mehr Wehen und Wiegen und Flattern und Klingen, mehr Unruhe und Auf- und Niederſtürzen. Vor Allem eigenthümlich aber iſt es unſerm Dichter, daß er ſich weitaus überwiegend den einfachen, großen, lichten, ſegensreichen Naturmächten zuwendet: der Erde, der Sonne, der reinen Himmelsluft. Es gehört zu dem Schönſten und Religiöſeſten in ſeinen Dichtungen, wenn er dem „allgegenwärtigen", „heilenden" Aether ſeine Andacht weiht. Mit ſeiner Naturſehnſucht hängt aufs Engſte ſein Sehnen nach „der Kindheit ſtillen Tagen" zuſammen, wo er „unter ſeines Gartens Bäumen, ein zufriedner Knabe, lag", nach „der Heimath verehrten, ſichren Grenzen, der Mutter Haus und liebender Geſchwiſter Umarmungen". Denn ſeine Kindheit erſcheint ihm als die einzige Zeit, wo er in zwang- und ſchmerzloſer Einheit mit der Natur gelebt.

Bis jetzt hat ſich uns ergeben, daß unſerm Dichter das höchſte und allgemeinſte Object ſeines Sehnens, die Schönheit, dieſe Einheit von Stille und Feuer, vor Allem in zwei beſonderen Formen, in der hiſtoriſchen Geſtalt des Griechenvolkes und in dem kosmiſchen Naturleben entgegentrat. Die Liebe zu Diotima — ſo nannte er jene Frankfurter Frau — iſt die dritte Hauptform, in der ſein Sehnen die Schönheit erfaßte. In Diotima's Geſtalt wurde ihm der ganze Inhalt ſeines Sehnens zu lieblichſter Gegenwart. Hyperion ruft nach der erſten Begegnung mit Diotima aus: „Ich hab' es Ein Mal geſehn, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" Jetzt konnte des ſuchenden Dichters ſehnſuchtswundes Herz in ſtillem Frieden ausruhen. Doch nur in der erſten Zeit, als noch das freudige Gefühl des Gefundenhabens alles andere Empfinden zurückdrängte. Sehr bald mußte das Bewußtſein, daß ſeine „Athenerin" unauflöslich an einen Andern gefeſſelt ſei, ſeinen triumphirenden Erlöſungsjubel in um ſo furchtbarere Zerriſſenheit, in alle Qualen eines hoffnungsloſen Sehnens verwandeln. Vor Allem aus den Briefen an ſeinen Freund Neuffer lernen wir dieſen erſchütternden Wechſel kennen.

Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß Hölderlin's Liebe kein bloßes Product

Digitized by Google

aus Verliebtheit und Gewöhnung war. Sie war im höchsten Sinne schicksalsvoll. Diotima ist ihm der sichtbare Beweis, daß sein Ideal, um dessen willen er so viel gezagt, gehofft, gekämpft und gelitten, auch heute noch menschliche Wirklichkeit werden könne. Mußte er sie da nicht mit allen Organen seines Wesens zu unwiderrufbarer Vereinigung erfassen? „Ach, ich könnte, so schreibt er an Neuffer, ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist, Alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint." Unserm Dichter wurde von seiner Diotima, wie einst dem Sokrates von Diotima, jener weisen Frau aus Mantinäa, das Mysterium der Liebe geoffenbart: in Diotima lernte er empfinden, daß zur Liebe „alle Stufen auf der Schwelle des Lebens führen". „Daher kommen wir, dahin gehen wir." Seine Liebe darf uns daher als ein Ausfluß seines Wesenskernes, als eine ewige That gelten. Wir werden sie daher auch nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen, sondern uns gegenwärtig halten, daß es sich hier um das Wohl und Wehe des Genius handelt. Freilich ist seine Liebe, wie die Werther's, schuldvoll. Allein diese Schuld ist derart, daß sie zugleich eine Forderung der innersten und besten Seite seines Wesens ist. Schuld und Berechtigung, Frevel und Größe sind hier unzertrennlich mit einander verbunden. Was er als Rettung, als sonniges Heil für sein ganzes Schicksal ergreifen mußte, dies führte ihn zugleich in Schuld und Schmach. Hölderlin's Schuld ist tragischer Natur.

Doch immer noch fehlt an dem Bilde des Dichters ein grundwesentlicher Zug, ohne den seine ganze eigenthümliche Haltung unbegreiflich bleibt. Wie kommt es, daß er seine Ideale immer nur in der Form der Sehnsucht kennt, sie nie in sicherer, beruhigter Gegenwart besitzt? Stammt dies lediglich aus einer wie ein individuelles Unglück zu betrachtenden Zerflossenheit seines Wesens her, aus einer bedauerlichen persönlichen Schwäche? Hat Hettner Recht, wenn er sein Urtheil über ihn dahin zusammenfaßt, daß er, trotz des neuen Gehaltes und der veränderten eigenthümlichen Färbung, dennoch „durchaus in den Schwächen und Kränklichkeiten der nachwirkenden Stimmungen der Sturm- und Drangperiode verblieben sei"? Oder verhält sich vielleicht die Sache so, daß Hölderlin ein Schicksal erleidet, das in diesem oder jenem Grade, in dieser oder jener Form jeder tiefer angelegte Geist schmerzvoll erlebt? Und handelt es sich bei diesem Schicksale vielleicht um einen durch die ganze Welt hindurchgehenden Widerspruch, um eine negative Macht, an der das ganze Weltleben zu leiden hat, und an der vielleicht gerade die für die harmonische Seite der Welt vorzüglich zart organisirten Naturen sich wundstoßen oder gar zerschellen?

Digitized by Google

Wir werden uns für dieſe Seite der Alternative entſcheiden. Hölderlin leidet an dem großen Riſſe, der durch die Welt geht, das heißt im letzten Grunde daran, daß das Unendliche, All-Eine in das Endliche, in die widerſpruchsvollen Formen des Raumes und der Zeit hineingebannt und ſo an die gemeine, theils jammervolle, theils lächerliche ins Unabſehbare ſich erſtreckende Gefolgſchaft des Endlichen unzertrennlich gekettet iſt. Er leidet daran, daß alles menſchliche Streben nach dem Guten und Schönen, alles edle Lieben und Genießen durch Verſtändnißloſigkeit und Rohheit, durch den gemüthloſen Gang der Thatſachen, durch die Schranken des Individuellen und — nicht zu vergeſſen! — durch die unzähligen Kobolde des Zufalles unterbrochen, wo nicht gar zerſtört wird; daran, daß ſich die idealen Triebfedern nur in einem niemals ganz ſiegreichen Kampfe mit dem theils dumpfen, theils verzweifelt logiſchen Getriebe der endlichen Nichtigkeiten und Zweckwidrigkeiten bethätigen können. Und dieſes Leiden iſt bei ihm gerade darum ſo verzehrend, weil er mit einem ſo unendlich zarten, in höchſter Innerlichkeit nachfühlenden Organe für die vollendete, reine Schönheit begabt iſt, und ihm auf der andern Seite jedes für die gröberen Seiten der Welt ſympathiſch offene Organ fehlt. So bringt ihn alſo der Vorzug ſeines Geiſtes dazu, die Härte, Dumpfheit und Bosheit der realen Wirklichkeit nicht ertragen zu können. Er iſt wehrlos gegen ſie, er hat kein Mittel, um die wüſte, ſinnloſe Seite der Wirklichkeit in den Proceß des übergreifenden Idealen hereinzuziehen, ſie trotz alles Widerſtandes für das Ideale auszubeuten und ſo energiſch und tapfer in beiden Welten zugleich zu leben.

Alle ſeine Dichtungen und ebenſo ſeine Briefe ſind voll von Klagen über dieſen ſeinen Zwieſpalt mit der Wirklichkeit. Häufiger und geſteigerter treten ſie begreiflicherweiſe ſeit der Zeit auf, als ihm die ganze Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe zu Diotima aufs Herz gefallen war. „Leicht zerſtörbar ſind die Zärtlichen", heißt es im „Empedokles". Und in ſeinen Briefen kommt er oft klagend darauf zurück, daß die Welt die ſich allzu innig betheiligenden Seelen zerſtöre. Doch weiß er auch, daß dieſer Mangel mit einem Vorzuge ſeines Fühlens zuſammenhängt. Die Natur, ſagt er, habe ihm den Sinn für das Mangelhafte geſchärft, um ihn das Treffliche um ſo inniger und freudiger erkennen zu laſſen.

Dies „Mangelhafte" legt ſich ihm nun in verſchiedenen Geſtalten auf die Seele. Schaudernd fühlt er, wie die Macht der Endlichkeit in Alles, ſelbſt das Heiligſte, hereinbreche. Siebzigmal an einem Tage werde der Begeiſterte vom Himmel auf die Erde geworfen, ruft Diotima ihrem Hyperion zu. Und Panthea klagt, daß jedem Genius die Stunde erſcheine, die ihm nicht gefalle. Das Gemeine, Gewöhnliche, dumpf Gedrückte, Kalte, Enge, Zerſtreuende, Ordnungsloſe des wirklichen Lebens wendet ihm mit rauhem

Digitized by Google

Griffe das innerſte Herz um und ſcheucht ihn immer mehr in ſich zurück. Beſonders fühlt er ſich erſchüttert durch den Anblick der egoiſtiſchen Sorge, der Einſamkeit und Getrenntheit der doch zu liebendem Umfaſſen beſtimmten Menſchen. Noch in dem Gedichte „Patmos", wo herrlich gereifter Tiefſinn und hereinbrechende Wahnſinnsnacht mit einander ringen, quält ihn der Gedanke, daß „die Liebſten nahe wohnen auf getrennteſten Bergen" und ewig ein Räthſel für einander ſind.

Vor Allem aber hat er mit dieſen Vorwürfen die Deutſchen ſeiner Zeit im Sinne. Wohl erfüllt ihn heiße, hochfliegende Liebe zu ſeinem Vaterlande. Wie wollte er tief ſich beugen, ja mit Freude enden, wenn ſich die Deutſchen zu reifen, freudigen Thaten erhöben! Sogar als die Pfleger und Bewahrer des alten griechiſchen Geiſtes feiert er die deutſchen Dichter, Weiſen und Frauen. Doch aber zeigt ihm die Wirklichkeit zumeiſt ein anderes Bild. Er ſieht, wie die Deutſchen ihre eigene beſſere Seele verleugnen; wie ſie, echt philiſterhaft, in der Kunſt nur Spiel und Zerſtreuung ſuchen und ſo zu „Barbaren" werden. Beſonders gegen das Ende ſeines Hyperion ſchüttet er mit einer bei ihm ſeltenen Heftigkeit und Bitterkeit ſeinen Zorn über dieſes harmonienloſe, zerriſſene, knechtiſch kalte Volk aus. Doch den Hintergrund dieſer Anklagen bildet das leidende Herz des Dichters, das zu dem idealen Kerne des deutſchen Volkes von einer das Höchſte hoffenden Liebe erfüllt iſt, ſich jedoch durch die deutſchen Zuſtände jener Zeit bis auf den Tod verwundet fühlt. Zu dieſem Unglücke kommen nun noch die Leiden, die ihm bei ſeinem poetiſchen Schaffen aus den Schranken ſeiner eigenen Individualität entſprangen. Seine Seele „dürſtet" darnach, ein vollendetes Kunſtwerk zu erzeugen, er ſtellt die höchſten Anforderungen an ſich und fühlt, daß er dieſen nicht entſprechen könne. Er nennt ſich geradezu einen „verunglückten Poeten". Beſonders laſtet auch die Größe Schiller's auf ihm. Schiller iſt ſein Vorbild in einem Maße, wie kein anderer Dichter; noch 1797, als er ſich eben zu ſeiner Eigenart durcharbeitet, bekennt er, daß er von Schiller „unüberwindlich dependire"; und auch zu ſeiner Perſönlichkeit war er von liebendem Vertrauen erfüllt. Zugleich iſt aber dieſes verehrende Aufſchauen zu ihm ein „geheimer Kampf mit ſeinem Genius, um ſeine Freiheit gegen ihn zu retten". Faſt jeder ſeiner Briefe an Schiller ſpricht dieſes unfreie Verhältniß zu ihm offen aus. Haym legt bei der Darſtellung der Urſachen ſeiner Melancholie auf dieſes „Gefühl des Mißverhältniſſes zwiſchen ſeinem Streben und Vollbringen" mit Recht ein großes Gewicht.

Zu dieſer allgemeinen Zerriſſenheit unſeres Dichters muß man nun noch den Jammer ſeiner perſönlichen Verhältniſſe hinzunehmen. Er will „der Kunſt leben, an der ſein Herz hängt", und muß ſich in elendem Hauslehrereben „unter den Menſchen herumarbeiten". Alle ſeine Pläne, ſich eine unab-

Digitized by Google

hängige Existenz zu verschaffen, schlagen ihm fehl, und endlich brechen die namenlosen Leiden seiner Liebe zu Diotima über ihn herein. So wird sein Zustand immer gefährlicher. Sein Schönheitsideal entweltlicht sich immer mehr, die Sehnsucht, mit der er es umfaßt, wird immer zärtlicher und leidender. Sein Herz ist, wie besonders die Briefe nach der Trennung von Diotima zeigen, so wund aufgerieben, daß er es nicht öffnen kann, ohne daß es in schmerzvolles Zucken geriethe. Das Bedürfniß, von den Seinigen innig geliebt zu werden und in dieser Liebe etwas über alles Zeitliche an Reinheit Erhabenes zu empfinden, steigert sich zu einem solchen Grade, daß man in jedem Worte, das er zu Bruder und Mutter spricht, die Seele eines an seiner Innigkeit zu Grunde gehenden Menschen erkennt.

Tapfer kämpft der Dichter mehrere Jahre. Sein Herzblut entquillt ihm Tropfen für Tropfen. In diesem Zustande schreibt er das furchtbare Wort:

Es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Doch so Unsagbares er auch leidet: er leugnet nicht den „Gott, der in den Menschen ist", er bekennt sich nicht zu den „Aposteln der Nothdurft", er hält fest an dem Glauben, daß der Egoismus sich einst unter die Herrschaft der Liebe und Güte beugen werde. Doch endlich erlahmen seine Kräfte. Als Werther fühlt, daß sein wehrloses Herz die Wanderschaft durch diese Welt nicht mehr aushalten könne, da macht er seinem Leben freiwillig ein Ende. Unsers todmüden Dichters erbarmt sich die Natur, indem sie ihn in die traumhafte Nacht des Wahnsinns aufnimmt. Nach seinem Homburger Aufenthalte finden wir ihn noch zwei Mal als Hauslehrer beschäftigt: in einem kleinen Orte bei Constanz und in Bordeaux. Von hier kehrt er 1802 unerwartet nach Hause zurück, irrsinnig, mit tobenden Geberden, äußerlich ganz verwahrlost. In den folgenden Jahren schien es zuweilen, als wollte die Wahnsinnsnacht weichen. Doch verschlimmerte sich der Zustand immer wieder. Mit der Zeit ließen die heftigen Anfälle nach, und sein Wahnsinn nahm den Charakter einer mit harmloser Freundlichkeit verbundenen Zerstreutheit und Verworrenheit an. Seit 1807 lebte der zerstörte Sänger in dem Hause eines braven Tischlers in Tübingen, bis ihn am 7. Juni 1843 der Tod erlöste.

Ich sagte zu Anfange, die Phantasiewelt Hölderlin's stelle sich dar als im höchsten Sinne schicksalsvoll. Erst jetzt kann uns der volle Sinn dieser Wahrheit klar werden. In jedem Zuge seines Dichtens spricht es sich aus, daß ihm das Weltleben eine ewige geistige Bedeutung hat. Seine Phantasiewelt soll, so principiell sie sich auch von der Oberfläche des realen Lebens unterscheiden mag, doch eben den geistigen Sinn des realen Weltlaufes

Digitized by Google

zum Ausdrucke bringen. Näher ſtellt ſich nun dies in der Welt waltende Göttliche ſo dar, daß es in ſeinem ſtillen Gange, in ſeinem mehr unperſönlichen als perſönlichen Bilden, in ſeiner ununterſcheidbaren Miſchung von liebender Weisheit und blinder Nothwendigkeit dem Walten der Natur und des griechiſchen „Schickſals" gleicht. Noch 1801 ſchreibt er an ſeinen Bruder, daß Gott an ſich kein Ich ſei. Zugleich aber nimmt für ihn das waltende Göttliche die Geſtalt der allbelebenden Urſchönheit an, ohne daß ſich ſagen ließe, wie dieſe äſthetiſche Faſſung der Weltſeele und jener ſchickſalsgläubige Naturpantheismus zu verbinden ſeien. Alles, was ſich in ſeiner Idealwelt bewegt, lebt ein Leben der hohen Schönheit. Nicht die Wahrheit und Gewalt der Leidenſchaften, nicht die Allſeitigkeit des gediegen Menſchlichen iſt die Quelle, aus der die Menſchen und Bilder jener Welt ihr eigenthümliches Leben ziehen, ſondern das Schöne in dem oben bezeichneten Sinne. Es vollendet ſich nun das Schickſal dieſer Welt dadurch, daß die Schönheit zur leidenden Schönheit wird. Das tragiſche Schickſal, in das er das Schöne allenthalben durch die Macht der einengenden, erniedrigenden Endlichkeit verwickelt ſieht, gehört weſentlich mit zu dem geheimen Sinne des Weltlebens, und ſo wird dieſe univerſale Tragik zum durchgreifenden Zuge ſeiner Phantaſiewelt. Hyperion und Empedokles mit ihren großen, weichen Seelen, in ihrer Ohnmacht, die Härten der Welt zu ertragen, in ihrer Flucht aus aller „einſeitigen Exiſtenz", das heißt aus dem irdiſchen Leben überhaupt, ſtellen das allgemeine Schickſal des Göttlichen dar. So gewinnt es auch hier erſt ſeine eigentliche Begründung, wenn aus allen Tönen des Dichters, auch aus denen der Freude, der Liebe, des Sieges, Trauer und Bangen, etwas leidend Kämpfendes, zum Mindeſten etwas Demuthvolles, Gedämpftes, ſtill Gehaltenes klingt.

Wie kommt es nun, daß, wenn doch dem Göttlichen das Schickſal zu Theil wird, von dem „Kleinlichen und Barbariſchen" der umgebenden Welt aufgerieben zu werden, Hölderlin's Dichten nirgends geradezu ins Verſöhnungsloſe ausläuft, ſondern vielmehr, wie David Müller richtig ſagt, die Seele beſänftigt und ihr fromme Harmonie giebt? Zunächſt wird man daran denken müſſen, daß unſerm Dichter alles Prometheiſche fehlt. Anklagen, Hohn und Flüche gegen das Schickſal, alle Byron'ſche Wildheit iſt ihm ferne. Hölderlin iſt mit einem dem hohen, ſinnenden Schickſale dankbar hingegebenen Gemüthe ausgeſtattet. Nach dieſer Seite hat er Manches, was an Goethe's die Natur und die hohen Lebensmächte ſtill verehrenden Sinn erinnert. Er weiß, daß er als Menſch zu lieben und zu leiden beſtimmt iſt, daß von dem weiſen Schickſale allem Glücke, allem göttlichen Aufſtreben nur darum Schmerz und Nacht und Sturz zugeſellt iſt, weil ſich erſt ſo der geheimnißvolle Sinn alles Menſchlichen vollendet. Auch in ſeinen Briefen ſpricht er vom „heiligen

Digitized by Google

Schickſal" und bekennt, daß er es auch im Unglück liebe. Der hohe, weiſe Sinn des Schickſals ſteht ihm unantaſtbar feſt, auch wo Untergang und Jammer von ihm ausgeht, und in frommer Scheu und ſtummer Demuth beugt er ſich. Der ernſte Schritt und die feierlichen, zuweilen myſterienhaften Ausdrücke vieler Gedichte bringen dieſes leidvolle und doch liebend verehrende Sichbeugen vor dem göttlichen Schickſale in ergreifender Weiſe zum Ausdrucke. Man leſe „Hyperion's Schickſalslied", „Lebenslauf", „Der Menſch", „Die Heimath" u. ſ. w.

Denn ſie, die uns das heilige Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich zu lieben gemacht, zu leiden.

Doch noch auf andere Weiſe gewinnt die Schickſalsidee Hölderlin's etwas Verſöhnendes. Nur erinnert ſei daran, daß es nach ſeinem Glauben dem Schönheitsideale trotz ſeiner Transſcendenz doch einmal vergönnt war, in dem Leben eines Volkes, des griechiſchen nämlich, irdiſche Exiſtenz zu gewinnen, und daß er ſich, wenigſtens in glücklichen Stunden, auch zu dem Glauben emporſchwang, daß, wie Hyperion verkündet, „ſolche große Töne und größere einſt wiederkehren müſſen in der Symphonie des Weltlaufes"; auf jene Kinderharmonie werde einſt eine Harmonie der Geiſter folgen, auf die Naturſchönheit Geiſtesſchönheit. Erinnert ſei ferner daran, daß auch ſein Unſterblichkeitsglaube dem dumpfen Erliegen alles Hohen und Schönen einen freieren Ausblick hinzufügte. Er bekennt ſich zu dem aus tiefer Einſicht entſprungenen, beherzigenswerthen Worte ſeines Alabanda: „Ich glaube, daß wir durch uns ſelber ſind, und nur aus freier Luſt ſo innig mit dem All verbunden. Was lebt, iſt unvertilgbar, bleibt in ſeiner tiefſten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn Du es ſcheideſt bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn Du bis ins Mark es zerſchlägſt, und ſein Weſen entfliegt Dir ſiegend unter den Händen." Wie freilich dieſer Glaube mit ſeinem Naturpantheismus zu vereinigen ſei, iſt eine andere Frage.

Verſöhnend wirkt endlich noch eine große Wahrheit, die unſerm Dichter in der Zeit ſeines Unglückes aufging, die Wahrheit von der Weihe des Leidens, von der erlöſenden, weiſe und heilig machenden Kraft des Schmerzes. Vor Allem im letzten Buche des „Hyperion" und im „Empedokles" wird dieſe Lehre verkündigt, die auch heute noch „unzeitgemäß" iſt und allerdings weder mit dem philiſtröſen Optimismus, noch mit dem gewöhnlichen ſchlaffen Peſſimismus etwas gemein hat. „Der echte Schmerz begeiſtert. Und das iſt herrlich, daß wir erſt im Leiden der Seele Freiheit fühlen." „Je unergründlicher wir leiden, um ſo unergründlich mächtiger ſind wir." „Wie Nachtigallengeſang im Dunkeln, ſo ertönt uns göttlich erſt im tiefen Leid das Lebenslied

Digitized by Google

der Welt." „Ja, ja! werth ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und Dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein anderer Gefährte denn er." So heißt es im „Hyperion", und Panthea sagt von ihrem Empedokles:

Nicht in der Blüth' und Purpurtraub'
Ist heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide sich,
Und trinkt, wie mein Held, doch auch
Am Todeskelche sich glücklich!

Sicherlich spricht hier Hölderlin aus eigenster Erfahrung. Brachte doch die Zeit seiner namenlosen Schmerzen sein Sinnen und Dichten zu höchster Reife.

Doch trotz dieser versöhnenden Seiten konnte unser Dichter nicht gerettet werden. Um die bösen Geister der Endlichkeit zu besiegen, hätte er, wie Friedrich Vischer treffend bemerkt, die Waffe des erhabenen Humors schwingen müssen. Jean Paul gelang es, bei gleich zartem Gefühle für die disharmonischen Seiten des Lebens, dennoch mit der Welt zurecht zu kommen. Allein der arme Hölderlin war völlig humorlos. In einem Briefe an Neuffer sagt er, das Lachen sei doch sicherlich kein hohes Glück.

Seine Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur zu bestimmen, ist hier nicht der Ort. Nur das Eine sei hier hervorgehoben, daß er, wenn auch nur auf einem kleinen Gebiete, eine Art von Schönheit zur Darstellung bringt, wie sie in unseren großen Classikern und eben so den Romantikern fehlt. Diese Vereinigung von Hellenischem und Modernem, von klarem Maße und grenzenloser Sehnsucht, dieses erschütternd tragische Leiden einer allzu innigen und doch tapfern Seele, diese Verbindung von Zerrissenheit und frommer Stille ist einzig unserm Hölderlin eigen.

Wichtiger als alle geschichtliche Einreihung ist mir der Wunsch, daß Hölderlin vor unseren Augen stehen bleibe als ein heiliger Märtyrer der Menschheit, als ein Mahner an den tragischen Charakter des Weltschicksals. Er ist schuldvoll, denn er besaß nicht die Kraft, die Seite des Endlichen und Zufälligen positiv in sich zu verarbeiten. Er floh von ihr, und sie rächte sich dafür. Doch zugleich liegt in dieser Schuld seine Größe, sein Adel. Denn nur in diesem Zwiespalte mit der Welt konnte es ihm gelingen, die ihm einmal vom Schicksale verliehene Individualität zu ihrer möglichst tiefen und möglichst gehaltreichen Ausbildung zu bringen. Und nur in dem schuldvollen Zwiespalte mit der Welt konnte sich überhaupt diese eigenthümlich hoheitsvolle Gestaltung des Menschlichen erzeugen, dieser in dem vollen Accorde der verschiedenen Weisen der Menschlichkeit unentbehrliche Ton.

J. Volkelt.

Digitized by Google

Culturbilder aus Oesterreich.

Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" haben Adam Wolf nach dessen eigenem Bekenntniß vielfach als Anregung und Muster für seine „geschichtlichen Bilder aus Oesterreich" gedient.*) Am liebsten sucht der verdienstvolle, jüngst zum Director des Theresianums ernannte Historiker die verschiedenen Volksklassen und ihre geistigen Richtungen durch Selbstbekenntnisse typischer Gestalten zu vergegenwärtigen. Archive und Sammler, erlauchte Familien und Klosterbibliotheken — alle stellen Wolf willig seltene und charakteristische Zeugnisse zur Verfügung. Der Graf von Meran überließ ihm das „Gedenkbüchel" der Maria Elisabeth Stampfer (1637—95) zur Benutzung, und unser Autor findet dabei willkommenen Anlaß, eine durch ihre bergmännische Tüchtigkeit in Kärnthen und Steiermark zu hohem Ansehen emporgestiegene Familie in der liebenswerthen Erscheinung der Stammesmutter zu kennzeichnen. Im Lebensbilde des Grafen Trauttmansdorf lernen wir den Zustand des Heerwesens, in den Aufzeichnungen des „Pestkönigs" Ferdinand Schwarzenberg Wesen und Treiben landsässiger Edelleute aus der Zeit Leopold I. kennen.

Graf Sigmund Khevenhüller und Graf Karl Zinzendorf führen uns in die Regionen des ständischen und Staatsdienstes. Zinzendorf ist durch eine kürzliche Publication des Grafen Petenegg (Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf, ihre Selbstbiographien und eine kurze Geschichte des Hauses Zinzendorf, Wien, Braumüller, 1879) der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher näher gebracht worden: Wolf vervollständigt diese Darstellung auf Grund von „dreiundfünfzig Bänden Tagebücher, acht Bänden Confessionen und mehreren Staats- und Denkschriften des Grafen Karl Zinzendorf", Materialien, die im Wiener Staatsarchiv sich vorfinden. Die Bekehrungsgeschichte Zinzendorf's (Wolf 264—5, 305) ist ungemein lehrreich: der Mann war in pietistischer Familie aufgewachsen: wollte er aber im österreichischen Staatsdienste vorwärts kommen, so blieb dem Protestanten nur der Uebertritt zum Katholicismus übrig. Zinzendorf unternahm diesen Schritt nicht ohne schwere Gewissensbedenken. Ma raison se convertit, mais mon coeur ne change pas, schrieb er als junger Mensch; als Greis beichtete er achtunddreißig Jahre nachher sich selbst folgendermaßen: „Ist nicht das Leiden Christi die Grundlage der katholischen und protestantischen Religion? Der Katholicismus hat uns den Grund des Glaubens gegeben; habe ich durch meinen Uebertritt mein inneres Wesen, meine Moral verändert? Aber warum habe ich diese tiefe

*) Band I: Aus dem Zeitalter der Reformation, 1878; Band II: Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. Wien, Braumüller. 1880.

Digitized by Google

Melancholie in mir? Warum soll ich nicht mehr der Güte und Nachsicht meines Schöpfers vertrauen?" Und am Sylvesterabend 1802 ergänzt er diese Monologe durch das freimüthige Geständniß: „Mein Uebertritt von 1764 beunruhigt mich; nur die Gewalt der Umstände und meine Unentschlossenheit drängten mich damals, die Religion meiner Väter zu verlassen. Gott wird mich nicht verdammen, daß ich meine Verhältnisse in Betracht zog und nicht in eine traurige Lage kommen wollte. Ich bin nicht unzufrieden mit meinem Leben und rufe nur die Gnade Gottes zurück, welcher dasselbe so weit erstreckt hat. Ich bekenne meinen Schöpfer und Erlöser, ich flehe ihn an meiner Sünden wegen, ich überlasse mich seinem Willen mit meinen körperlichen Schmerzen in der Hoffnung, wenn dieses Leben erlischt, das jenseitige zu finden."

Der Convertit erfüllte seine Pflicht gegenüber seinem selbstgewählten, neuen Vaterlande mit innigster Hingebung; weite Studienreisen brachten ihn mit den Führern der geistigen Bewegung jener Zeit, mit Staller, Rousseau, Voltaire in Berührung; seine Meister auf wirthschaftlichem Gebiete waren die Physiokraten. Sein Dichten und Trachten blieb vorwiegend auf Finanzfragen beschränkt; da darf es uns denn nicht Wunder nehmen, daß er die „Leiden des jungen Werther" beurtheilt wie ein Bureaukrat (272). Im Verwaltungsdienste vergaß er der alten Glaubensbrüder nicht: am 21. März 1776 wurde er zum Gouverneur in Triest ernannt: in dieser Stellung ruhte und rastete er nicht, bis er bei der Kaiserin die Gründung einer protestantischen Gemeinde und die Bewilligung ihres Gottesdienstes durchgesetzt hatte. Durchaus selbständig und sehr bemerkenswerth sind seine aus persönlicher Wahrnehmung geschöpften Urtheile über Kaiser Joseph (288 ff.) und Leopold II. (294 ff.).

„Joseph II." schreibt Zinzendorf, „hat sich frühzeitig von dem verhängnißvollen Vorurtheile erfüllen lassen, das einzige Gesetz, die einzige Verfassung eines Staates sei der Wille des Herrschers. Diese durch das Vorbild des großen Friedrich, den er sich zum Beispiel genommen, hinlänglich berechtigte Idee schmeichelte seiner Selbstliebe und wurde die Triebfeder all seiner Handlungen." Aus dieser Grundanschauung erfloß dann Joseph's Bestreben, alles, Großes wie Unbedeutendes, selbst zu entscheiden. Seine Minister konnten ihm nicht genügen und ebensowenig ihre Unfähigkeit vor ihm verdecken. „Sein Mißtrauen, das bei Herrschern so natürlich ist, flößte ihm eine schlechte Meinung von den Menschen im Allgemeinen ein." Mit taciteischer Unerschrockenheit faßt Zinzendorf sein Gesammturtheil in folgenden Schlagsätzen zusammen: „In der Eifersucht auf seine Macht untergrub er die Autorität seiner Minister und Gouverneure. Auch ein Fürst, welcher die Wissenschaft der Regierung von Grund aus studirt und in einfache, gleichförmige Grund-

Digitized by Google

sätze vereinigt hätte, wäre nicht im Stande gewesen, so verschiedene Gegenstände durchzuführen, oder vielmehr er hätte gar nicht den Versuch gemacht — Joseph II. wagte das alles zu unternehmen. In seinem unruhigen Temperamente verband er damit ein zerstreutes Leben und eine wahre Reisewuth. Um den Schein zu vermeiden, als habe er den Rath seiner Minister von nöthen, umgab er sich mit einer Schaar subalterner Intriganten. Ein solches Regiment mußte unter seiner eigenen Last zusammenbrechen. Ehe zehn Jahre verflossen waren, drohte auch der allgemeine Ruin. Dieser Fürst, der seine Verwaltung unter so glücklichen Auspicien begonnen, mußte seine willkürlichen Anordnungen in Belgien und Ungarn widerrufen. Er beendete seine Laufbahn mit neunundvierzig Jahren, der Regierung und des Lebens müde, und betrachtete das Grab als einen Schutz gegen den allgemeinen Sturm und als das Ende seines Mißgeschickes."

Adam Wolf hält mit seiner selbständigen, von Zinzendorf's Anschauung sehr abweichenden Meinung über Joseph's Verdienste nicht zurück, in der gediegenen Einleitung, sowie in dem „Abschnitte über Friedrich Riedel und die Aufklärung" schildert er den Umschwung der neuen Zeit, die nicht umsonst die josephinische getauft wurde; dabei ist Wolf durchaus nicht einseitiger Nativist; ruhig bekennt er sich zu der Ansicht, daß Sonnenfels für Oesterreich nur ein Nicolai, keineswegs ein Lessing gewesen (319). Milder urtheilt er dagegen über Riedel, den seichten Vielschreiber, der in Lessing's Biographie eine nicht sonderlich neidenswerthe Rolle spielt.*) Riedel (1742 bis 1785) studirte in Jena, Leipzig und Halle unter Klotz und Meyer; seine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" verschaffte dem Fünfundzwanzigjährigen die Professur der Philosophie an der Erfurter Universität, wo er mit Wieland in nahe Berührung trat; er gab die „gelehrte Zeitung" heraus und wurde 1769 Ehrenmitglied der Zeichnungs- und Kupferstecherakademie in Wien. Da man an die Gründung einer „Akademie der vereinigten bildenden Künste" dachte, wurde Riedel als Professor „für die Kenntniß der Antike und der Allegorie ꝛc." nach der österreichischen Hauptstadt berufen. Kaunitz wurde sein Fürsprecher bei Maria Theresia; Riedel sollte 1500 Thaler Gehalt und den Titel eines kaiserlichen Rathes erhalten. Riedel nahm auf Gebler's Andringen vorschnell seinen Abschied in Erfurt und eilte nach Wien. Hier aber kam er nicht dazu, sein Amt anzutreten. Abgesehen davon, daß die Constituirung der Akademie sich bis zum Jahre 1773 hinauszog, war Riedel's Schicksal durch die tiefe Abneigung der Kaiserin wider seine Persönlichkeit ins Tragische gewendet worden. Verleumdungen

*) Siehe Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Leipzig 1870; der Herausgeber, Dr. Alfred Schöne, stellt im Index S. 541 unter dem Schlagworte Fr. Just. Riedel die bezeichnendsten Aeußerungen zusammen.

Digitized by Google

und Schmähſchriften waren (unter Anderen von dem Auguſtinermönch Jordan Simon aus Erfurt) durch den Beichtvater Maria Thereſia's bis zu der höchſten Inſtanz gelangt. Umſonſt vertheidigte ihn Kaunitz vor der Herrſcherin: Maria Thereſia verharrte unerbittlich bei der Reſolution: „Ehe als Riedel ſich nit legitimiret, ſo lang kann und will ihn weder hier noch in Dienſt haben." Riedel hatte bald auch die Lacher gegen ſich: er ſtellte ſich im grünen, goldverzierten Frack den leichtlebigen Wienern auch gar zu pedantiſch vor. Kaunitz ſchickte Riedel die Anklageſchrift zur Rechtfertigung ein: Riedel beantwortete dieſelbe in einer umfangreichen „freimüthigen, aber legalen Vertheidigung ſeiner Unſchuld und Ehre", welche Wolf (328—42) ihrem vollen Wortlaute nach abdruckt. Die Anklagepunkte ſind wie Riedel's Erwiderungen nicht von durchaus gleicher Wichtigkeit; einzelne ſeien ihrer hiſtoriſchen oder biographiſchen Bedeutſamkeit halber citirt. Riedel vertheidigt ſich gegen den Anwurf, ſatiriſche Briefe wider den Papſt, als „alten Zauberer von Rom" geſchrieben zu haben; ebenſo wider die Beſchuldigung, in Erfurt in einem Nachmittagscollegium geſagt zu haben: Die beſte Religion ſei das ſchönſte Mädchen im Arm. Dieſe Aeußerung ſei ihm nur angedichtet worden, erzählt Riedel, u. zw. aus Gehäſſigkeit darüber, daß er die verödete Erfurter Univerſität von fünfundſechzig Studenten auf dreihundert gebracht habe, wodurch ihm die Gnade des Kurfürſten, ſowie das Zutrauen der Miniſter und des Statthalters in hohem Grade zu Theil wurde. „Das alles erweckte Neid, der aber noch immer ſtumm blieb, bis ich ihn endlich in laute Bosheit verwandelte, als ich das Werkzeug wurde, den berühmten Wieland von Biberach nach Erfurt zu berufen. Wäre ich eigennützig geweſen, ſo wäre der Ruf dieſes Mannes gewiß ein Unding geblieben, denn außerdem, daß ich befürchten mußte, Wieland, deſſen Superiorität über mich ich damals erkannte und wohl erkenne, werde mich verdunkeln, ſo brachte ich es dahin, daß er den äußeren Rang über mich und doppelte Beſoldung erhielt. Doch das bedachten gewiſſe andere Leute nicht und beſonders zween Perſonen, die vorher meine Freunde zu ſein ſchienen: ein gewiſſer Profeſſor Medicinä Andreas Nume und ein gewiſſer Pater Jordan Simon, Auguſtiner Ordens." Beide brachten dies Lügenmärchen wider ihn auf, deſſen Geneſis und Weiterverbreitung eingehend (334—36) erörtert wird. Die Ankläger bezüchtigen Riedel weiter, einerlei Sittenlehre und Religion mit Meuſel und Wieland zu bekennen; ihr Abſehen gehe dahin, „die zügelloſeſte Freigeiſterei einzuführen und auf ſelbe einen viehiſchen Epicuräismus zu gründen." Riedel ſtellt vor allem den Namen Meuſel's richtig und lehnt jede engere Beziehung zu ihm und Bahrdt ab: anders lautet ſeine Erklärung über Wieland.

„Mit Wieland habe ich täglich Umgang gehabt und ſogar als Penſionär täglich an ſeinem Tiſche gegeſſen. Er iſt, ſo munter er in ſeinen Schriften

Digitized by Google

erſcheint, ein ſehr moroſer, ernſthafter und enthaltſamer Mann, der zu nichts weniger als zu einem viehiſchen Epicuräismus aufgelegt iſt. Ich wünſche alle diejenigen, welche uns beiden, Wieland und mir, den Epicuräismus zur Laſt legen wollen, zu einer der philoſophiſchen Mahlzeiten einladen zu können, von der Art, wie wir ſie ſeit 1769 eingenommen haben. Ich weiß gewiß, daß dieſe Herren nach unſerem frugalen Diner ſich ſchnell nach ihrer Behauſung verfügen und dort noch einmal mit Speiſe und Trank ſich werden bewirthen laſſen. Hätte Wieland in ſeinen Schriften Sätze, welche anſtößig erſcheinen, ſo gehört das nicht hierher."

Der letzte Anklagepunkt beſchuldigt Riedel und Conſorten, durch ihr Auftreten in Gotha, Weimar ꝛc. Scandalum erregt zu haben. Dem gegenüber erhärtet Riedel, daß er in Weimar ſtets an die prinzliche Tafel geladen wurde, mit dem Oberaufſeher (dem Grafen Görz) und den Inſtructoren der jungen Herren ſogar befreundet ſei. „Was Wieland betrifft, ſo iſt derſelbe ſeit geraumer Zeit mehr am Hofe in Weimar als in Erfurt. Noch im letzten Carneval ſtellte die Herzogin ihm zu Ehren eine Redoute an, wo die vornehmſten Perſonen aus einem ſeiner Gedichte figurirten. Sie beſchenkte ihn mit einem koſtbaren Maskenkleide und erzeigte ihm ſonſt alle Ehre. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß er ſogar in Weimariſche Dienſte berufen werde, um die Prinzen für ihre Studien und Reiſen als Mentor zu begleiten. So verabſcheut man Wieland und mich zu Gotha, Weimar und den benachbarten proteſtantiſchen Orten." Hier könnte der als Freigeiſt verrufene Litterater ſchließen, wäre er nicht überdies auch übler Geldwirthſchaft und des — Mangels an Nüchternheit geziehen worden. Riedel bekennt, kein Activ-Vermögen, vielmehr einige Paſſiva zu haben: trotzdem hält er ſich für keinen ſchlechten Wirth. Er wohne, eſſe und trinke philoſophiſch, das heißt mit Anſtand, ohne Pracht und Verſchwendung; von ſeinem Vater, einem armen Prädicanten, habe er nichts geerbt; die Promotion, Equipirung und den Ankauf der Meinhardt'ſchen Bibliothek habe er aus eigenen Mitteln beſtreiten müſſen; ſeine Correſpondenz mit „Gelehrten und echten Deutſchen" koſte ihm jährlich einige hundert Gulden — kein Wunder, daß er mit ſeiner Jahreseinnahme von dreihundert Thalern ohne ſonſtige Accidentien nichts erübrigen konnte. Von einem Gelehrten, der ſich mit Rom und Griechenland befaſſe, könne man nicht fordern, daß er ein Wirth ſein ſolle, wie ein Haushofmeiſter — ſo wenig als man von einem Haushofmeiſter verlangen dürfe, die Ilias oder Poetik des Ariſtoteles geleſen zu haben. Ebenſo behauptet Riedel, daß ihn niemals in ſeinem ganzen Leben irgendwer betrunken geſehen habe. „Wie könnte ich bei meinen überhäuften Arbeiten an dieſe Art Debauchen nur denken." „Vielleicht hat der Vorwurf dieſen Anlaß; ich bin in Privatgeſellſchaft ſtill und blöde: in meinen Vorleſungen dagegen und wo

Digitized by Google

ich öffentlich zu reden habe, durch meinen natürlichen Enthusiasmus munter, lebhaft und kühn. Vielleicht giebt es Leute, die nicht wissen, was Enthusiasmus sei, und meinen, man müsse sich betrinken, um lebhaft zu sein. Bei mir ist das Gegentheil. Wasser erhält mich munter und starke Getränke schläfern mich ein." Sein Leben sei eine Kette von Arbeiten gewesen, sein praktisches System bestand in Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Wohlthun und Beschäftigung. Atheismus und Epicuräismus habe er in der 1765—68 von ihm besorgten Jenaer Gelehrtenzeitung, sowie in der 1769—71 gleichfalls von ihm dirigirten Erfurter Zeitung und in der philosophischen Bibliothek stets angegriffen. Ja, er habe werkthätig das Christenthum als Mitarbeiter am Eisenberg'schen Gesang- und dem Altenburgischen neuen Communionbuch zu fördern gesucht." Mit voller Zuversicht hofft Riedel auf die Lossprechung von allen Anklagen: Kaunitz findet die Vertheidigungsschrift zwar „nach dem Gebrauche der Gelehrten sehr lebhaft", wünscht aber die Prüfung der Angelegenheit durch den Staatsrath. Maria Theresia willfahrte diesem Vorschlage nicht. „Kunte mich nit entschließen, ihn hier als lehrer zu behalten." Kaunitz will nun wenigstens Riedel entweder eine Pension zuwenden, die er im Nothfalle in den neu acquirirten Ländern von Polen abverdienen könnte, oder ihm den Titel eines kaiserlichen Rathes belassen und versuchen, ihn auswärts unterzubringen. Maria Theresia erwidert: sie wolle Riedel zur Abfertigung tausend Ducaten geben, „wenn er gleich von hier reiset". Dazu war aber Riedel nicht geneigt. Er blieb in Wien, edirte 1773 die Wochenschrift den „Einsiedler", schrieb über Gluck, Maria Theresia und de quibusdam aliis, besorgte 1776 die Wiener Ausgabe der Winckelmann'schen Kunstgeschichte, ferner 1780 die erste Ausgabe von Alxinger's Gedichten. Zeitweilig war er Vorleser des Fürsten Kaunitz; Gluck unterstützte ihn — aber er kam immer tiefer herab, wurde schwermüthig, ergab sich dem Trunke und starb einsam und verlassen am 2. März 1785 im Spital zu St. Marx bei Wien.

Wie wäre es wohl Lessing gegangen, falls er nach Wien berufen worden wäre? Wie würden ihm pietistische Feinde und Neider mitgespielt haben? Und wie hätte seine Antwort auf Anklagepunkte gelautet, die selbst den zahmen Riedel in Harnisch brachten?!

In solchen Fragen liegt die Moral der oben mitgetheilten Wiener Erlebnisse Riedel's. A. Bm.

Digitized by Google

Die Seceſſioniſten.

„Scharen wir uns eng um die gemeinſame Fahne, ſchwuren die Schildbürger und — liefen aus einander.“ Man verzeihe den ſcherzhaften Anfang bei der Beſprechung einer traurig ernſten Sache. Aber ehrlich geſtanden, kann ein Unbefangener das Programm der Herren Forckenbeck und Conſorten zu Ende leſen, ohne zunächſt einen unwiderſtehlichen Lachreiz zu empfinden? Seine Naivetät verſetzt uns ja in die ſchönſten Flegeljahre unſerer politiſchen Bildung zurück. Nichts fehlt als die Anrufung unveräußerlicher Grundrechte, und wir könnten unter das Programm getroſt das Datum 1848 ſchreiben. Damals war es verzeihlich und begreiflich, wenn wir uns in allgemeinen Redensarten bewegten, Namen mit Sachen verwechſelten und den guten Glauben hegten, wir brauchten nur jedes politiſche Verhältniß mit dem Worte: Freiheit zu beſiegeln, um den Staat in das herrlichſte Paradies zu verwandeln. Daß aber nach dreißigjähriger Dauer parlamentariſcher Zuſtände erfahrene Männer, welche als Führer des Volkes gelten wollen, uns abermals nichts beſſeres bieten als die allgemeinen Phraſen: „Es muß fortan das wahrhaft conſtitutionelle Syſtem, die politiſche Freiheit, die wirthſchaftliche Freiheit, die kirchliche und religiöſe Freiheit zur Wahrheit werden,“ das ſtellt unſerer politiſchen Entwickelung ein ſchlimmes Zeugniß aus. Und beſſer wird die Sache dadurch nicht gemacht, daß man uns zu verſtehen giebt, wir müßten eigentlich zwiſchen den Zeilen des Programmes leſen; hier würden wir ausgeſprochen finden, was die Verfaſſer des Programmes in dieſem nicht ſagen wollten oder nicht ſagen konnten. Eine öffentliche Partei auf Grund eines Geheimplanes organiſiren zu wollen, ein ſolches Unternehmen ſteht in der politiſchen Geſchichte wohl einzig da. Und wie gehen die Verfaſſer des Programmes zu Werke?

Im erſten Satze erklären ſie den Zerfall der nationalliberalen Partei und ihren Austritt aus derſelben. In dem folgenden Satze, nachdem ſie ihren Entſchluß, ſich als ſelbſtändige Fraction zu conſtituiren, ausgeſprochen, warnen ſie vor dem verwirrenden und aufreibenden Kampfe verſchiedener liberaler Fractionen. Die weiteren Abſchnitte des Programmes enthalten ſodann die Grundſätze, in welchen ſich die neue Fraction geeinigt hat — durchgängig Forderungen, welche nicht nur von den früheren Parteigenoſſen, ſondern ſelbſt von einem großen Theile der Conſervativen unterſchrieben werden können. Sogar das Centrum könnte der Einladung zum Beitritte folgen. Denn was ſie daran etwa hindert, die Unterordnung der Schule unter die ſtaatliche Aufſicht, wird durch die Forderung der kirchlichen Freiheit neben der religiöſen wieder aufgehoben. Wie kann ein Liberaler nach den Erfah-

Digitized by Google

rungen des letzten Menschenalters schlechthin von der Freiheit der Kirche reden? Wie kann er sich nicht der Zweischneidigkeit dieses Begriffes, und daß gerade der Ruf nach der Freiheit der Kirche, dieses dem Staate coordinirten, ja nach ultramontanen Anschauungen übergeordneten Wesens, uns die harten kirchlichen Kämpfe der Gegenwart gebracht hat, erinnern? Die Freiheit der Culte und Bekenntnisse muß und soll der Rechtsstaat verbürgen, gegen die unabhängige Wirksamkeit einer Kirche, welche noch auf dem Boden des Mittelalters steht, wird jeder europäische Staat aber sich verwahren, wenn ihm sein eigenes Dasein lieb ist. Doch man sagt uns, alle diese Forderungen, in ihrer Allgemeinheit nichtssagend, theilweise widerspruchsvoll, sind nur der rein äußerliche Putz, der für das weitere, beschränkte, an solchem Tande noch hängende Publikum bestimmte Schmuck des Mantels. Der Mantel selbst, in welchen die neue Partei sich hüllen will, ist aus Freihandelsprincipien gewebt. Diese haben wir unter der wirthschaftlichen Freiheit zu verstehen. Auch hier müssen wir über den Mangel an Klarheit Klage führen. Wenn die Vertreter norddeutscher Küstenstädte und Handelsplätze öffentlich erklären, sie würden im Parlamente die Interessen der letzteren zur wesentlichen Richtschnur nehmen, sie nach Kräften vertheidigen, und weiter: sie fänden dieselben nur durch den Freihandel gefördert, so könnte einen solchen Entschluß Niemand mißbilligen. Und ebenso, wenn die Freunde des Freihandels heute zu einem Vereine, aber außerhalb des Reichstages, zusammenträten, welcher sich die volksthümliche Agitation zu Gunsten des Freihandels als Aufgabe setzt und mit allen gesetzlichen Mitteln den Sieg desselben anstrebt, so möchte wahrscheinlich ein solcher Verein auch in Kreisen Anhänger sich erwerben, welche das Programm der Secessionisten strenge von sich weisen. Der verhängnißvolle Irrthum der Secessionisten besteht darin, daß sie ein wirthschaftliches Princip an die Spitze eines parlamentarischen Parteiprogammes, eines Programmes, welches angeblich alle liberalen Fractionen im deutschen Reichstage vereinigen soll, stellen. Sie thun nichts besseres als die vielverrufenen Agrarier ihrer Zeit gethan haben. Sie hätten sich sagen sollen, daß mit der bloßen Proclamation der Freihandelsgrundsätze in der Praxis noch nichts gewonnen sei, alle Handelspolitik auf Compromissen beruhe. Wurde doch den Unterzeichnern des Programmes nachgewiesen, daß auch sie keineswegs dem Freihandel an und für sich huldigen, vielmehr je nach ihren besonderen Interessen für den einen oder andern Artikel Ausnahmen verlangen, gerade so wie sie in der Steuerpolitik durchaus nicht alle die gleichen Anschauungen von dem Werthe und der Billigkeit der einzelnen Steuern hegen. Namentlich in Deutschland sind die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht so einfach und gleichartig, daß sie die absolute Herrschaft eines einzigen Grundsatzes zuließen. Zu besonderer Vorsicht sollte vor allem der Umstand mahnen, daß die entgegengesetzten In-

Digitized by Google

teressen nicht in zahlreichen, nahe bei einander liegenden, kleinen Punkten sich kreuzen — dann könnte eher eine Ausgleichung versucht werden —, sondern im Ganzen und Großen den Norden Deutschlands vom Süden scheiden. Wer ein wirthschaftliches Princip zum obersten politischen Grundsatze erhebt, lockt die Gefahr heran, daß die kaum erst vollzogene und noch lange nicht zur Natur gewordene Verbindung der beiden Hälften sich wieder lockere. Er bereitet noch eine andere Gefahr, indem er den Aberglauben befestigen hilft, es bedürfe nur einer Aenderung der Handelspolitik in dieser oder jener Richtung, um die vorhandenen wirthschaftlichen Schäden für immer zu beseitigen. Wie tief die letzteren sitzen, ist seit Jahren der Gegenstand eingehendster Schilderung gewesen. Alle Welt weiß, daß unser Großhandel und unsere Production nicht in dem richtigen Verhältnisse zu einander stehen, viel häufiger als in den westlichen Ländern Europas gleichgiltig neben einander sich bewegen. Der relativ geringe Antheil unserer Production am Weltverkehre, die von unseren Producenten so oft angeführte Entschuldigung der Nothwendigkeit, über den deutschen Ursprung der Waaren irre zu führen, um sie auf fremden Märkten einzubürgern, die Vorliebe für fremde Etiketten, um der Waare auf unseren Märkten erhöhten Werth zu verschaffen, bieten hinreichende Belege für die Richtigkeit jener Behauptung. Bekannt ist ferner das unheilvolle Zudrängen einer übermäßigen Menschenzahl zum Zwischen- und Kleinhandel gerade in unserm Lande, worin nur eine Vorliebe für anständige Bummelei erblickt werden kann, die hochmüthige Ueberhebung des Handelsstandes bis zum Krämer herab über den Producenten, des Halbgebildeten über den Fachgebildeten, kurz die ganze Erbärmlichkeit der wirthschaftlichen Anschauungen und Verhältnisse in den Mittelkreisen. Auf diese Wunden den Finger zu legen, wäre die erste Aufgabe eines liberalen Wirthschaftsprogrammes gewesen; nicht „auf der gesicherten Grundlage wirthschaftlicher Freiheit", sondern auf der Grundlage wirthschaftlicher Tüchtigkeit ist „die materielle Wohlfahrt der Nation dauernd verbürgt".

Die Forderungen der Secessionisten passen schlecht, an die Spitze eines neuen liberalen Programmes gestellt zu werden. Wie steht es mit ihren Zielen? Das Schlagwort: Fort mit Bismarck lesen wir nicht in dem Programme. Offenkundig ist aber, daß es auf eine Beschränkung des Reichskanzlers auf das Gebiet der äußeren Politik, das nun einmal alle Parteien als sein Monopol ansehen, auf eine Zurückweisung seiner inneren Politik abgesehen sei. Ist die Secession geeignet, diesem Streben zum Siege zu verhelfen? Das Programm klagt über „politische Nebenzwecke" bei der Behandlung der wichtigsten Staatsgesetze. Die Künste der Diplomatie haben in den Reichstag den Einzug gehalten. Die Berechtigung der Klage muß zugegeben werden, die Thatsache aber dahin erweitert, daß nicht nur die Regierung,

Digitized by Google

sondern leider auch die Reichstagsparteien zur diplomatischen Behandlung der Geschäfte, zum Spiele mit verdeckten Karten, zu künstlichem Kartenmischen eine übergroße Neigung besitzen. Die notorisch zunehmende Gleichgiltigkeit des Volkes an dem parlamentarischen Treiben, welches von jenem nicht verstanden, in seinen Motiven, weil diese geheim gehalten werden, nicht gewürdigt wird, findet hier ihre wichtigste Ursache. Wird das nun besser werden? Die Regierung hat ihr Verfahren durch das Vorhandensein einer größeren Zahl Fractionen im Reichstage gerechtfertigt, welche fast in jedem einzelnen Falle sich anders gruppiren und die Regierung zu einer fortwährenden Aenderung ihrer Beziehungen zu den verschiedenen Fractionen zwingen. Die Vermehrung der Fractionen durch die Secessionisten kann nur das Uebel steigern, die Neigung der Regierung, je nach dem Bedürfnisse sich ihre Stützen im Parlamente auszusuchen und zu wählen, vermehren. Utopistisch muß, wie die Verhältnisse in Deutschland liegen, die Hoffnung erscheinen, aus den Kreisen einer siegreichen parlamentarischen Opposition ein Ministerium, der Partei folgsam, ihr Organ, ihre Vollzugsbehörde, zu gründen. Stellen doch auch die Secessionisten sich als Zukunftsminister nicht Glieder ihrer Partei, sondern Falk und Delbrück vor, Männer, die auch ihr größter Verehrer nicht als eigentliche Parlamentsgrößen und Parteimänner anerkennen wird. Als zweites Ziel halten die Secessionisten neben dem Sturze der inneren Politik Bismarck's „die Entwickelung unserer in Kaiser und Reichsverfassung ruhenden Einheit" sich vor Augen. Gewiß zweifelt Niemand an ihrer Reichstreue, um so mehr aber ist der Zweifel an der Entwickelung der Reichseinheit durch die Politik der Secessionisten berechtigt. In den letzten Jahren macht sich ein entschiedener Aufschwung des Particularismus in Deutschland bemerkbar. So lange wir für das Ideal des Einheitsstaates kämpften, hatten wir den unschätzbaren Vortheil, daß wir nur die Lichtseiten desselben in unserer politischen Phantasie erblickten, von den Härten der wahren Gestaltung desselben nichts wußten. Und auch über den andern entscheidenden Vortheil geboten wir, daß die Lichtseiten des Einheitsstaates in allen deutschen Landschaften gleich glänzend erschienen, die Wünsche und Hoffnungen in allen Gauen denselben Inhalt besaßen. Das hat sich, seit wir das reale Reich besitzen, namhaft geändert. Der gesteigerte Pflichtenkreis hat die Schwachen und Bequemen stutzig gemacht, die geringe Geschicklichkeit des Reichstages bei der Feststellung wichtiger Gesetze die Begeisterung für denselben gelähmt, der gleichzeitig mit der Gründung des Reiches eingetretene Rückgang des Wohlstandes und der vermehrte Steuerdruck eine weitgehende Unzufriedenheit verbreitet. Man fängt an, wie man ehemals den Particularismus für alles Schlimme und Schlechte im Lande verantwortlich machte, nun der Reichseinheit die Schuld für die mannichfachsten politischen und nationalen Schäden aufzubürden. Mit der

verringerten Macht der Einzelstaaten verlor sich das Unsympathische, theilweise Gehässige, welches sie früher für die politisch Gebildeten besaßen. Das Ruhige, Behagliche, welches das Dasein in ihnen darbietet, wird deutlicher wahrgenommen, ihre Verdienste um Kunst und Wissenschaft, um das Volkswohl im Einzelnen bereitwilliger anerkannt. Gegen den Particularismus, der sich im Schutze und im Schatten der Reichsverfassung sicher und wohl fühlt, läßt sich nichts einwenden. Er ist ungefährlicher Natur. Aber neben demselben besteht noch immer ein reichsfeindlicher Particularismus, der schadenfroh auf die Hindernisse in der Entwickelung der Reichsverfassung blickt, und heimlich, zuweilen auch laut aufjubelt, wenn er einen Rückgang des Reiches zu bemerken glaubt. Seine Bedeutung darf nicht unterschätzt werden, am wenigsten aber dadurch verstärkt, daß man zwischen den Norden und den Süden Deutschlands, zwischen die einzelnen Landschaften unversöhnliche Gegensätze der Interessen schiebt. Der Liberalismus, der an dem Gedanken der Reichseinheit festhält, empfängt den Todesstreich, wenn er sich in einen norddeutschen und süddeutschen Liberalismus spaltet und den Interessenkampf im eigenen Lager groß zieht, sogar an die Spitze des Programmes stellt und alle Kräfte, welche einem jedenfalls nur halbberechtigten, einseitigen Interesse nicht unbedingt dienen wollen, den Feinden zutreibt.

Die Zersplitterung der liberalen Partei in Fractionen, Schwächung ihrer Macht, Trennung der liberalen Partei in Landsmannschaften, Stärkung des Particularismus, das sind die wahrscheinlichsten Früchte eines Programmes, welches sich die Einigung aller Liberalen auf neuer Grundlage zum Ziele gesetzt. Der Volksmund hat an demselben Tage, an welchem das Programm bekannt wurde, dasselbe als Programm der Secessionisten getauft und damit das Urtheil gesprochen. Anton Springer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Wieder ein Bericht aus diesem gelobten Lande, werden die Leser sagen. Was kann von dort aus noch Anderes, als von schlechtem Wetter, von Lawinenstürzen, von Verunglückten und von theuren Wirthshäusern geschrieben werden, — von Dingen, die allbekannt sind. Dennoch fühle ich den Drang zum Schreiben, weil ich Anderes und vielleicht Anmuthigeres zu melden vermag.

Die Glocken hatten es mir diesmal angethan: die Kirchenglocken. Wer jemals des Sonntagsmorgens den „frohmuthigen See" — so wird der Züricher See an seinen Ufern gern genannt — entlang gewandert oder darüber gefahren ist, wird erstaunt sein über das erhebende Getöne, das die Lüfte, ja die Wellen

Digitized by Google

der blauen Fluth hinüber, herüber tragen. Das ſingt und klingt in hehren Accorden und man fühlt ſich aus dem ſtrengproteſtantiſchen Lande in ein tiefkatholiſches verſetzt. Hier erſchallen aber nur kräftige Töne, — das kleine Gebimmel der katholiſchen Kirchen fehlt. Ich erlebte einen ſolchen Tag, denn das liebe Getön drang mitten auf dem See zu mir, der ich im Begriffe war hinüber nach Küßnacht zu rudern, das ſich ſo lieblich zwiſchen Bäumen und Reben an den Berg ſchmiegt. Eilends ging ich, gelandet, dem hellen Klange nach und konnte mich nicht ſatt hören an dem Kunſtwerke, das in einem ſtattlichen Thurme zu Haus iſt. Einen Blick nur in das alte, nur wenige Kunde von entſchwundener katholiſcher Pracht zeigende, gothiſche Gotteshaus werfend, wunderte es mich, daß die helle Pracht dort im Thurme, die lange genug gar deutlich und energiſch die Hörer gemahnt hatte, nach dem Gotteshauſe zu kommen, ſo gar wenig verſtanden wurde. Nur einige Gemeindeglieder waren gekommen und erwarteten des Gottesdienſtes Anfang. So ſei es faſt immer, wurde mir geſagt. Mich betrübte das und meine Gedanken ſchweiften aus. Farbe und Ton ſind zur Exiſtenz nothwendig — Oede und Einförmigkeit erlahmen. War denn nicht Alles, was man da außen vor ſich ſah, eitel Pracht und Farbengluth? Die alte Kirche mit ihren ſchönen — wenn auch nicht durchaus edlen, aber maleriſchen Formen; der neuerſtandene Thurm, — wie man freilich die Gothik nicht mehr verſteht, — und nun, das Geläute, — war denn das nur der Ton? war es nicht Farbenpracht der erregteſten Art? Und da drinnen im freundlichen Gotteshauſe iſt all das verbannt, was außen beſticht und erfreut. Warum? Was draußen erhebt, ſoll drinnen herabziehen, zerſtreuen? Ich begreife es nicht.

Meine Gedanken ſchweiften nach dem Orient, als es vor Jahren mir vergönnt war, im Lande der Mohamedaner Moſcheen zu ſehen, dem Gottesdienſte beizuwohnen. In jenem Lande giebt es noch viele altchriſtliche Tempel, die jetzt als Moſcheen dienen müſſen. Die Bilder, welche die Wände ſchmückten, ſind auch hier entfernt, die Moſaiken übertüncht. Aber die Farbe, das Gold und Silber, unſere ſchönſten Farben haben ſie ſich erhalten. Dieſe bedecken in zierlichen Arabesken die Wände und über denſelben glänzen erhabene Koranſprüche herab, die der Mohamedaner voll Ehrfurcht betrachtet und ſein Haupt vor ihnen neigt. Der Mohamedaner, der den Koran von Kindesbeinen an weit mehr in ſeinem Kopfe und Herzen herum trägt, als ſelbſt der gelehrte Chriſt es jemals mit der Bibel thut! Nun, vielleicht dringt die Einſicht noch einmal durch, daß die leeren Wände in dieſen Kirchen ohne Sünde wenigſtens Bibelſprüche tragen können, die ſicher beſſer zur Stelle eignen als drüben im Engadin die gepinſelten Memorientafeln längſt vergeſſener Bürgermeiſter und Pfarrer. — Die Glocken waren verſtummt.

Am 3. Auguſt war es, da wanderte ich unter trübem Himmel in dem

Digitized by Google

alten Theile Zürichs die Hügelstraßen auf und ab. Da drängte sich das Volk enge Gassen hinan und bald zeigte sich mir ein Anblick, wie er selten genug ist und den ich niemals vergessen werde, so eigenthümlich, so farbenreich, so anmuthig war er. Vor mir, als ich aus einem der engen Gäßchen trat und dem Menschengewühle entkommen war, breitete sich ein ansehnlicher Platz aus, in dessen Hintergrunde sich eine alte Kirche aufbaute. In gleicher Höhe wie die Thürschwelle der Kirche streckte sich gleichsam eine Landzunge in den Platz hinein, von welcher eine Freitreppe nach dem unteren Platze herabführte. Derselbe ist von alterthümlichen Häusern umgeben, die in ihrer Regellosigkeit ein malerisches Bild darstellen. Die Kirche ist der St. Peter und dieses alte Glückskind hatte ein neues Glockengeläute bekommen; eben schickte man sich an, die 123 Centner schwere Osanna (ich nenne sie so, weil die großen Glocken gar häufig diesen Namen führen) auf den Thurm zu ziehen. Und wer sollte sie hinaufziehen? Die Schuljugend von Zürich.

Diesen Gedanken hatte der eine der Herren Pastoren ausgesprochen, ein Gedanke, so schön, daß er in den wahrscheinlich dankbaren Gemüthern der Eltern und Kinder das lauteste Echo fand. In hellen Haufen waren die Kinder, groß und klein, herbeigeeilt. Ich sah Knaben und Mädchen, die nicht unter fünfzehn Jahre alt sein konnten, und mit ihnen Knirpse von sechs Jahren. Ich kenne den ehrwürdigen Mann nicht, ja ich weiß nicht einmal seinen Namen; aber ich muß bekennen, daß ein besserer Gedanke kaum jemals gedacht worden ist. Und wie wurde er verwirklicht! Mit der tiefsten Rührung konnte man nur zusehen. Die mächtige Glocke stand weit sichtbar unten am Thurme aufgestellt. Es kam darauf an, sie nicht allein dort hoch hinauf zu befördern, sondern sie mußte von einem an dem Thurme befindlichen Anbaue abgezogen werden, bevor sie etwa in der mittleren Höhe frei am Thurme hinauf stieg. Dieses Abziehseil war den Mädchen anvertraut, die sich wacker hielten. Das Ziehseil der Glocke übernahm der unsaglich große Schwarm der Knaben, unter die sich auch hier und da eifrige Mädchen mischten, eine Schaar von vielen Hunderten, große und kleine, die nur von einigen Lehrern geleitet wurden und mit tadelloser Richtigkeit und Ordnung ihr Werk vollführten. Da zogen sie das Seil bis rechts in die eine Gasse hinein, den Berg herunter, dann stürmten sie wieder vor, um oben nach dem Thurme zu die leer gewordenen Stellen am Seile einzunehmen. Da traf es sich, daß rechts und links manchmal der Andrang der Kinder zu groß wurde. Dann griffen die Lehrer kräftig ein, nach rechts und links hoben sie die Ueberflüssigen über das Seil, und unter unsagbarem Jubel, nicht allein bei den Kindern, auch bei all den Umstehenden, bei denen, die aus allen Fenstern, aus allen Luken schauten, ging das Werk von Statten. Es war ein Anblick,

Digitized by Google

werth gemalt zu werden und ich glaube, die tiefste Rührung erfüllte gar manches Mannesherz. Und nun der Ausbruch des Jubels, als die Glocke dort oben an dem Thurmfenster angekommen war! Den zu beschreiben unterlasse ich.

In Vorstehendem sind ungefähr die Empfindungen ausgedrückt, die sich mir aufdrängten. Vergebens habe ich in den Schweizer Zeitungen eine etwas eingehende Schilderung dieses erhebenden Auftrittes gesucht. Sie gingen kalt darüber hinweg. Ist ihnen der Gedanke, den ein einfacher Sinn geboren, noch nicht erhaben genug? Ich bin anderer Meinung. Er ist erhaben und die Erfüllung lobte seinen Meister. Eine Glocke ist ein gar eigenes Ding! Das hat unser Schiller wohl empfunden. Wie anders wird diese eherne Stimme da oben von dem Thurme zu den jungen Gemüthern jetzt sprechen, jetzt und vielleicht ihr ganzes Leben lang, als wenn sie die Arbeit zu ihrer Erhöhung nicht gethan hätten! Ganz anders und wohl eindringlicher, vielleicht auch segensvoller. Dem Manne aber, der solche Empfindungen ermöglicht hat, sei Dank gesagt. Möchte seine Idee vielfach Nachahmung finden.

H.

Literatur.

Von Scherer's Geschichte der deutschen Literatur (Weidmann'sche Buchhandlung), dessen erstes Heft so vielen Beifall gefunden hat, ist vor kurzem das zweite Heft erschienen. Von dem reichen Inhalte desselben einen eingehenderen Bericht zu erhalten, wird manchem Leser erwünscht sein. — Zunächst beendet Scherer die Darstellung des Kampfes, den das Ritterthum gegen die Kirche geführt. Trotz dem Widerstreben der Geistlichkeit, welche die Weltfreudigkeit verdammte und an den Tod als ein Schreckbild drohend mahnte, blieb der Sieg der menschlich-freieren Regungen über die engherzige, weltabgewandte Kirchlichkeit nicht aus. Eine besondere Würdigung erfährt mit Recht der eigenartige, pessimistisch gestimmte Heinrich von Mölk, den sein Uebertritt aus dem Weltleben in den geistlichen Stand nicht veranlassen konnte, die Gebrechen und Schäden desselben zu verschweigen. Die ritterliche Poesie läßt sich die Freude an der Natur, an allem Herrlichen, was das irdische Leben bietet, so wenig nehmen wie den Genuß der alten nationalen Heldendichtung, welche die Kraft und Selbstwürde des Menschen so oft verherrlicht hat. Der Geist der Kreuzzüge prägt sich am deutlichsten aus in Konrad's Rolandslied, des geistlichen Dichters oder Uebersetzers. Er betont noch mit aller Schärfe alle die Motive, welche in den Kreuzzügen wirksam waren; aber schon der „Pfaffe" Lambrecht zeigt sich in seinem „Alexander" toleranter und menschlicher: der Haß gegen Andersgläubige tritt nicht hervor, auch des Feindes Größe und Güte weiß er zu würdigen. Ebenso zeigen auch die Gedichte der Nachfolger Lambrecht's, der Volkssänger oder der wandernden Spielleute, daß aus dem Bösen, was die Fanatiker der Kreuzzugsschwärmerei beabsichtigten, das Gute geschaffen werde: die Verfeinerung des Gefühles, der Sitten drang langsam aber

Digitized by Google

ſtetig vor, der Gedanke der Toleranz fand feſteren Boden. Die großen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ſind frei von engherzigem Glaubensſtolze, energiſch ſpricht beſonders Walter von der Vogelweide die Gleichheit vor Gott aus: im dienent kriſten, juden unde heiden.

Mit Recht widmet Scherer den beſten Gedichten der Spielmannspoeſie, dem „König Rother", dem „Herzog Ernſt" eine eingehendere Betrachtung, ebenſo der Erzählung vom „König Orendel", die uns in die Welt der homeriſchen Odyſſee zu verſetzen ſcheint.

In der Würdigung der Dichtungen iſt Scherer nie tendenziös. Im Gegenſatze zu Vilmar, der in ſeiner vielgeleſenen Literaturgeſchichte, mit dem ſtreng kirchlichen Maßſtab überall meſſend, auch das rühmt und preiſt, was reines Kunſturtheil niedrig ſtellen muß. Aber Scherer begrüßt alle Erſcheinungen mit Freude, welche die Hebung und die Blüthe der deutſchen Dichtung hervorriefen. Darum betont er mit ſchöner Wärme, daß die mittelhochdeutſche Dichtung in ihren hervorragenden Vertretern wie unſere moderne claſſiſche Literatur von dem Grundſatze der Toleranz getragen iſt. Iſt es doch, wie er ſelbſt ſagt, iſt es doch ein Anzeichen des Verfalles im dreizehnten, wie im neunzehnten Jahrhundert, wenn die Fanatiker auftreten, welche das Evangelium der Liebe unter den Confeſſionen verläugnen. „Nur unter dem freien Austauſche geiſtiger Errungenſchaften gedeihen die großen geiſtigen Thaten, welche ſpäteren Geſchlechtern ein Denkmal ſind."

Auch in der äſthetiſchen Würdigung des mittelhochdeutſchen Volksepos iſt Scherer von aller Befangenheit frei. Er weiß ſehr gut, daß das Nibelungenlied ſich nicht überall mit den homeriſchen Gedichten an Werth vergleichen läßt. Mit der ihm eigenen energiſchen Knappheit und Klarheit legt er dar, welche hiſtoriſchen Ereigniſſe zur Verbreitung der deutſchen Sagen und Lieder bei fremden Völkern beigetragen, und ebenſo wie der nationale Heldengeſang ſeine Wiedergeburt in Baiern und Oeſterreich findet; wie der Kampf mit der geiſtlichen Dichtung bei der Umwandlung des Stoffes ſeinen Antheil hatte, wie beſonders die in der Nibelungenſage urſprünglich enthaltenen mythologiſchen Wunder aufgegeben oder beſchränkt wurden, ſo daß die Sage allmählich menſchlichere Züge bekommt und für die tiefere Wirkung der Poeſie dadurch geeigneter wird. Endlich weiſt er nach, daß der Geiſt, der in den Hauptperſonen, welche die Träger der Handlung ſind, lebendig iſt, durchaus nicht der Zeit des Ritterthums entſpricht, daß die Ueberlieferung vielmehr aus lange verſchwundenen Tagen ganz andere Ideale des ſittlichen Handelns in der nationalen Heldenſage herübergerettet hat.

Von jeder Polemik in Betreff der ſogenannten Nibelungenfrage hält ſich Scherer mit Recht fern. Sein Buch wendet ſich nicht an ein ausſchließlich gelehrtes Publikum. Seine ganze Kunſt aber wendet er auf die Charakteriſtik der Hauptgeſtalten wie auf die der einzelnen Lieder, welche er kritiſch beleuchtet. Von dem Mittelmäßigen und Banalen ſcheidet er das Erhabene und Treffliche. So hebt er aus dem erſten Theile der Nibelungen die Kunſt hervor, mit welcher im erſten Liede Siegfried charakteriſirt wird; ſo rühmt er die Deutlichkeit in allem, was äußerlich geſchieht, in dem Liede, das von der Werbung um Brünhild handelt; ſo weiß er klar zu legen, warum das Lied von Siegfried's Tod ebenſo ergreifend auf jeden Leſer wirken muß wie das letzte im zweiten Theile von der Bedrängniß und dem Ende der Burgunder, mit ſeinen großartigen Situationen.

Nach Beſprechung der Sagen, welche ſich um Dietrich von Bern ſammeln, nach der Würdigung des Ortnit und Wolfdietrich beſpricht er das Gudrunlied, deſſen Stoff in den Niederlanden wahrſcheinlich im elften Jahrhundert zur Aus-

bildung kam. Die Beleuchtung dieses Gedichtes, dessen Reinigung von Zusätzen und Anwüchsen wir dem Scharfsinne des Schülers von Lachmann, dem Professor Karl Müllenhoff zu danken haben, gehört zum Besten, was Scherer geschrieben hat. Der Eigenart Gudrun's selbst, welcher nicht blos die Kraft zu dulden und zu ertragen eignet, ist Scherer zuerst gerecht worden, wie auch der ganzen Dichtung, welche ihm als das bedeutendste Kunstwerk der mittelhochdeutschen Poesie erscheint, soweit sie aus einheimischer Ueberlieferung quillt.

Oft erscheinen jetzt Darstellungen der Geschichte unserer Poesie, denen man es anmerkt, daß die Verfasser nicht aus den Quellen geschöpft, sondern sich mit den Berichten dieses oder jenes begnügt haben. Wenn wir Scherer's Darstellungen lesen, haben wir immer das erfrischende Gefühl, das uns durchrinnt, wenn wir einen Trunk aus einem reinem Waldquelle thun. —y.

Im ostindischen Dienste. Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet von Kunhardt von Schmidt, Rittmeister. Mit einer Karte von Indien. Berlin, Mittler. 1880. — Es ist eine reiche Thätigkeit, deren Bild der Autobiograph dem Leser entrollt. Wir überschauen den Lebenslauf eines hochbegabten Mannes, welcher in fremdartiger Umgebung seine Kräfte vielseitig entfaltet und die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, völlig durchführt. Mittellos zieht der fünfzehnjährige Sprößling einer zahlreichen Familie im Jahre 1824 von Liverpool nach Indien, um Kaufmann zu werden. Er findet indeß bald Anstellung im Heere des halbsouveränen Fürsten von Hyderabad und wird einige Jahre später vom britischen Residenten als der rechte Mann erkannt, um den zerrütteten Staatswesen von Shorapoor die Ruhe wiederzugeben. Taylor führt die Verwaltung während zehn Jahren für die unmündigen Rajah mit großem Erfolge. Er verläßt den Civilstaatsdienst nicht wieder und leitet nach einander die an die ostindische Compagnie abgetretenen Bezirke Neldroog und Berar, im Innern der Halbinsel zwischen Hyderobod und Bombay. Nachdem der Bajah von Shorapoor durch Meuterei um seinen Thron gebracht worden ist, wird Taylor wieder dorthin gesendet und von der Bevölkerung jubelnd empfangen. Als derselbe sich nach sechsunddreißigjährigem aufreibenden Dienste zur Rückkehr nach Europa genöthigt sieht, hat er im Ganzen über ein Gebiet von 1400 deutschen Quadratmeilen mit mehr als fünf Millionen Einwohnern selbständig regiert. Nachdem er dann mit schwerem Herzen den Abschied gefordert, fährt er fort durch seine Schriften Indien seinen Landsleuten näher zu rücken. Obwohl Taylor's erste Schulbildung nur eine geringe war, erwarb er sich durch Energie vielseitige Kenntnisse. Als Soldat und Mensch trat er unerschrocken und wagend auf. In der Verwaltung bewährt er sich als tüchtiger Baumeister und Finanzmann. Seine umfassende Kenntniß der einheimischen Sprachen brachte ihn dem Volke als Richter und Berather unaufhörlich nahe. So vermochte er unter alten Uebelständen gründlich aufzuräumen und erweckte Wohlstand und Zufriedenheit. Der gewaltige Aufstand tobte an den Grenzen seiner Bezirke, ohne die Verwirrung hinüberzutragen. Als er sein Amt niederlegte, wurden ihm untrügliche Zeichen der Verehrung Aller zu Theil. Neben dem Staatsmann Taylor, welchem die heimische Regierung die Oberstenwürde und den Stern von Indien verlieh, hatte sich in ihm der Gelehrte und Schriftsteller entwickelt. Die Geschichte des Sultan von Mysore und die „Bekenntnisse eines Thug" (Mördersecte) machten seinen Namen zuerst in der Heimath bekannt. Er wurde Correspondent der „Times" und schrieb mit Freimuth über indische Verhältnisse. Ein Cyclus von

Google

culturhiſtoriſchen Romanen aus drei Jahrhunderten Indiens wurde vor mehreren Jahren von ihm beendet. Er war fleißiger Sammler und Forſcher und als ſolcher geſuchtes Mitglied gelehrter Körperſchaften. Zu ſeiner Erholung reiſte der halberblindete Greis noch einmal zur Stätte ſeiner Lebensarbeit. Bei der Rückkehr verſagen die Kräfte und er ſtirbt 1876 in Cannes.

Ein reichhaltiges Leben, ein inhaltvolles Buch ohne Zweifel. Doch weniger wäre mehr! Mit großem Behagen erzählt der Vielerfahrene ſeine Schickſale; nicht Alles erweckt die Theilnahme des Leſers, Manches drängt ſich durch Wiederholung zu ſehr hervor. Dennoch empfangen wir kein klares Bild der umgebenden Verhältniſſe, der Schreiber verſchließt den Ausblick auf die Zuſtände des Ganzen, deren Vergleich doch allein dem Leſer Intereſſe erweckt. Wir kennen die liebenswürdige, aber mitunter langweilige und allzubequeme Breite der engliſchen Selbſtchroniſten. Der deutſche Leſer wird einzelne Epiſoden nicht ungern verfolgen. Vielleicht hätte der „Bearbeiter“ etwas tiefer in den Stoff eindringen können, um ihn neu zu formen und ein belehrendes Buch über Indien daraus zu machen. Seine „Arbeit“ beſchränkt ſich thatſächlich auf Anmerkungen, deren Faſſung dem Standpunkte auch des naivſten Leſers gerecht wird, welcher ebenſo frageſelig als mit kurzer Antwort zufriedengeſtellt iſt.

Volkswirthſchaftliche und ſocialphiloſophiſche Eſſays. Von Dr. Wilhelm Neurath. Wien, Faeſy und Frick. 1880. — Dieſe hervorragende Sammlung von fünf Eſſays iſt Wilhelm Roſcher gewidmet und der Verfaſſer bekennt ſich mit Dankbarkeit zu ſeinem Lehrer, zu dem Altmeiſter, dem die Mehrzahl der gegenwärtig lebenden Nationalökonomen viele Anregung verdanken. Die Themata ſchon zeigen den weiten Intereſſenkreis dieſer Schule, ſie betreffen erſtens: den Idealismus der Arbeit, zweitens: die ſociale Frage, drittens: Darwinismus und Socialökonomie, viertens: Schutzzoll und Freihandel, fünftens: die Function des Geldes. Wie die Geſinnung iſt, die ſich in dieſen Eſſays einen Ausdruck giebt, zeigt das Vorwort ſchon deutlich an. Der Verfaſſer leugnet, daß ein Gegenſatz zwiſchen Intelligenz und Gemüth, Wiſſen und Liebe beſtehe. Er will dies nicht blos den Fachkreiſen, ſondern auch dem Gebildeten überhaupt an volkswirthſchaftlichen Dingen nachweiſen. Gerade denen, die mitten im Gewühle des Lebens ſtehen, hofft er ſo in verſöhnender und ermuthigender Weiſe in ihrem modernen Gemüthszweifel entgegen zu kommen.

Die Stärke der Roſcher'ſchen Schule, die in der objectiven hiſtoriſch-phyſiologiſchen Betrachtung des Güterlebens beſteht, verbindet ſich bei dem Verfaſſer mit einer trefflichen Stilbegabung bei reichem Wiſſen. Manches lieſt ſich gerade wie ein Stück ſchönwiſſenſchaftlicher Literatur durch ſeine beſtechende Form. Sollen wir gleich eine Hauptdifferenz hervorheben, die ſeine Anſicht wie wir glauben zu ihrem Nachtheil von der ernſteren philoſophiſchen Betrachtungsweiſe der Gegenwart ſcheidet, ſo iſt es dies, daß ihm das geiſtige und ideelle Sein als ſolches ſchon unendlich werthvoll iſt, abgeſehen von ſeiner ethiſchen Beſtimmtheit. Er legt einen ungemeinen Werth darauf, daß z. B. die wirthſchaftliche Arbeit ſo zu ſagen aus der niederſten Naturſphäre zuletzt Menſchenleiber und Menſchengehirn geſtaltet und menſchliches Weſen bildet. Wer peſſimiſtiſch geſtimmt iſt, kann dies ſchon nicht gerade unbedingt preiſen; wer aber auch anders denkt, dem fällt doch auf, wie ſchmal die Rinne des menſchlichen Lebens iſt, wo das geiſtige ſich auch zum ſittlich Guten emporringt. Der Verfaſſer weiß das natürlich, aber er diſtinguirt zu wenig, il prend les choses en bloc. Und doch wäre es auch praktiſch wichtig für die Nationalökonomen. Es iſt nicht einmal für das Güterleben

müßig, immer im Auge zu behalten, wie viel Räthselhaftes in diesem Gebiete sich erst einigermaßen auflöst durch die Reflexion auf „das Gute". Roscher hat selbst vor langen Jahren schon darauf hingewiesen; er fand nur damals keine brauchbare ethische Reflexion, um an sie anzuknüpfen.

Sodann wird bei solchen Fragen, wo brennende praktische Interessen von dem Verfasser behandelt werden, wie in der „socialen Frage", seine wissenschaftliche Methode in eine ungünstige Lage gebracht. Man kann schwerlich über die Sache etwas Anziehenderes lesen, als was er die Hauptparteien zu ihrer Rechtfertigung sagen läßt. (Ein ähnliches fast dramatisches Interesse bietet später der Abschnitt über Schutzzoll und Freihandel.) Aber wer sich mit der schweren Noth der proletarischen Klassen vertraut gemacht hat, wer einmal den Boden unter den Füßen der Gesellschaft hat wanken sehen in Folge der dämonischen Wuth von unten, der Lethargie von oben, der will keine allgemeinen Aussichten ausgemalt haben, keine nette Möglichkeiten, die sich vielleicht einst in Erwägung ziehen lassen. Er will scharfe Begriffe und organische Vorschläge, die sofort wirksam werden können oder wenigstens das Geständniß, daß man keine wirkliche Auskunft weiß. Hierin, glauben wir, hat der Verfasser sich nicht mit der ganzen Tiefe der Gegensätze in Theorie und Leben erfüllt. Wir glauben, er würde sich mit der Besprechung und Kritik der Marx'schen Anschauungen mehr haben befassen müssen, die er, wie der letzte Essay wenigstens zeigt, allerdings kennt. Eine gute Hilfe für die allgemeinen Verhältnisse würde ihm, glauben wir, auch das Werk von Ed. Braun: „die dreistufige Arbeit" (Elberfeld) geleistet haben. Nicht als ob wir der Meinung wären, er könne sich den Standpunkt dieser genossenschaftlichen Arbeitstheorie aneignen, aber seine Polemik würde sachlicher und nüchterner geworden sein.

Trotz allem dem sind wir der Ueberzeugung, daß viele Leser den feinen, tief humanen und vielseitigen Ausführungen des Verfassers mit Zustimmung und Dankbarkeit folgen werden.

Der blaue Schleier. Novelle von A. Roland. Gotha 1880. — Das Originelle dieser kleinen Erzählung, mit welcher der pseudonyme Verfasser vom Felde seiner wissenschaftlichen Thätigkeit eine erste Excursion auf das poetische Gebiet unternommen hat, beruht in der eigenthümlichen Art, wie ein sehr einfaches, jedenfalls ganz unmittelbar aus dem Leben gegriffenes Sujet ins Märchenhafte und Mysteriöse übertragen ist. Den positiven Inhalt der Novelle bildet die Herzensgeschichte eines eigenartigen Charakters, in welchem sich moderne Halbbildung, wahres Gefühl, komische und rührende Züge sonderbar mischen. Trefflich ist der Ton der Erzählung. Sie hebt in der schlichtesten Weise an, man ist auf die Mittheilung eines kleinen Reiseabenteuers gefaßt, bald aber wird durch verschiedenartige Andeutungen die Erwartung von etwas Seltsamem angeregt. Das Gespenstische an der Geschichte, das erst am Schlusse derselben heraustritt, verbindet sich mit ihren theils komischen, theils lebhaft zum Gemüthe sprechenden Momenten zu einem Gesammteindrucke, der nicht undeutlich an Stimmungen anklingt, wie sie die romantische Novellistik liebte. —c—.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 9. September 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 38.

Inhalt:

	Seite
Schottland und die letzten Stuarts. Von R. Pauli	417
Das Reichscivilstandsgesetz	431
Der moderne musikalische Zopf. Von H. A. Köstlin	435
Der fünfzehnte deutsche Juristentag	440
Die Spaltung der nationalliberalen Partei. Von A. Boretius	444
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Vom Rhein. Zur Judenfrage	448
Literatur:	
R. Eichhorn, Jesus von Nazaret. — F. Dahn, Die Alamannenschlacht bei Straßburg. — G. v. Rath, Siebenbürgen. — R. Vischer, Kunstgeschichte und Humanismus	452

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Schottland und die letzten Stuarts.*)

Prätendenten, welche die Rechte entthronter Dynastien anrufen, hat es stets gegeben. Wir erlebten, daß ein Bonaparte den Thron Napoleon's bestieg und weltgeschichtlich wie der Oheim wieder herabstürzte. Wir haben die Sprossen alter deutscher Fürstenhäuser unter uns, die, minder heroisch, lieber abwarten wollen, ob die Geschichte zu ihren Gunsten rückläufig werde. Aufregender, romantischer gestaltet sich das Loos der ihrer Kronen Beraubten, wenn die Heimath für sie aufsteht, wenn zu dem politischen Motive, das dort die Katastrophe herbeiführte, noch das religiöse oder gar der Gegensatz der Rasse hinzutritt. Für den älteren Zweig des Hauses Bourbon, dessen letzter Repräsentant nur noch von seinem Lilienbanner orakelt, schwärmt immer noch die Vendée. Die Basken laufen allemal zusammen, wenn sie ein neuer Don Carlos in der Weise seiner Vorgänger zum apostolischen Morden aufruft. Hier soll uns ein Land und der Ausgang seiner alten Dynastie beschäftigen, an die sich nicht nur echte Romantik, sondern die Lösung der schroffsten nationalen, confessionellen, dynastischen und constitutionellen Differenzen durch einen politischen Act knüpft.

In dem gebirgigen Norden der großen britischen Insel beharrt heute noch das Keltenthum gegen den siegreichen Andrang germanischer Eroberer, obgleich neuerdings selbst seine gaelische Sprache hinzuschwinden droht. Vor Alters jedoch war es stark genug, sich der Legionen und längere Zeit selbst der Hierarchie Roms zu erwehren. Und wenn auch frühe schon germanische Angeln den ebenen Südosten Schottlands bis an und über den Forth überzogen, wenn skandinavische Wikinger gleich Schneestreifen an seinen zackigen Gestaden und Inselschwärmen haften blieben, das nationale Königthum, das seit dem zwölften Jahrhundert gegen zwieschlächtige Unterthanen den normännischen Feudalismus und die Kirche Roms zu Stützen erwählte, entstammte doch den Picten und Scoten der Hochlande. In ruhmvollen Freiheitskämpfen,

*) Colonel D. Stewart, Sketches of the Character, Manners etc. of the Highlands of Scotland. 2 vols. 1822. J. H. Burton, History of Scotland. 2d Ed. Vols. VII. VIII.

Digitized by

im engen Bündnisse mit dem gallischen Frankreich wahrte ihr Reich die Unabhängigkeit, welche ihm die südlichen Nachbarn an die tausend Jahre vergeblich zu entreißen trachteten.

Allein auch die kräftigsten Herrscher vermochten nie die eigenen Völker im Zaume zu halten. Es fehlte der Segen assimilirender Institutionen. Vielmehr wurden auch die Germanen des Unterlandes von der ewigen Turbulenz in den Bergen angesteckt, die Kirche vollends verabsäumte ihre hohen sittlichen Pflichten in schnöder Weise und das auf dem Throne sitzende Haus der Stuarts verrieth von Anbeginn auch in seinen glänzendsten Erscheinungen jene politische Unreife, die wie ein tragischer Fluch von Kind auf Kindeskind forterbte. Wer weiß nicht, wie unter der unseligen Maria und ihrem Sohne Jakob jene hochgradige Umwälzung in Kirche und Staat zum Durchbruch kam, in welcher Kleinadel und Bürgerthum, Stadt und Land wesentlich englischer Zunge in engstem Vereine mit der Pfarrgeistlichkeit die extremste Richtung calvinischer Gemeindeordnung einschlugen. Auf das finstere Geheiß ihres echt niederschottischen Führers John Knox: „die Eulen sammt den Nestern auszunehmen" haben sie rings durch das Land die herrlichen Kathedralen und Abteien bis auf die nackten Mauern zerstört, durch deren gebrochene Bogen heute der Epheu rankt und selbst Waldbäume ihre Wipfel schütteln. Wenig bekümmert um die ungeleckten Gaelen meinten sie der Obrigkeit die Annahme einer Confession aufnöthigen zu können, die außer dem Sabbath jeden andern Feiertag unterdrückte. Den König wollten sie unter eine oberste Synode beugen, die sich geradezu als souveräne Nationalversammlung aufwarf. Und alles dies um so mehr, nachdem ihre Könige kraft des Erbrechtes auch die englische Krone trugen und mit auffallend geringem Heimathssinne der alten Residenz, dem Stift zum heiligen Kreuz im Thale zwischen dem Burgfelsen von Edinburgh und der mächtigen Basaltkuppe des Arthur's Seat, den Rücken gewandt hatten, um in Westminster die Theorie vom göttlichen Rechte des Königthumes auf die Spitze zu treiben. Jakob I., der unter dem Namen Großbritannien die Personalunion beider Reiche decretirte, versuchte dann in Schottland das Bisthum zurückzuführen und dadurch eine Einheit nach seinem Geschmacke anzubahnen. Karl I., tückischer als der Vater, reizte mit noch schärferen Entwürfen die Schotten zweimal zum Kriege, wurde aber durch die Allianz zwischen ihrem Covenant, der sich als Bund des auserwählten Volkes mit Gott dem Herrn bezeichnete, und dem englischen Parlamente definitiv bezwungen, woran weder Frankreich noch Irland noch die blutigen Zuckungen der Hochlande, bei denen der kühne Montrose zu Grunde ging, etwas ändern konnten.

Wenn nun aber die solemn league and covenant, das presbyterianische Kirchenideal Schottlands mit einer machtlosen Krone verbrämt, Großbritannien

Digitized by Google

beherrschen wollte, so ist es dem stärkeren Principe der Independenten, das alle Kirche als mit bürgerlichen Ordnungen unvereinbar abschaffte, und seiner stehenden Armee aus einem Guß bald erlegen. Der kraftvolle Schöpfer dieser beiden Gewalten, Oliver Cromwell, hatte in der That, nachdem Karl's Haupt auf dem Blocke gefallen, die Kirchen officiell beseitigt, aber auch die Republik der Heiligen unhaltbar befunden worden, zum ersten Male die drei Reiche in einen Einheitsstaat zusammengefaßt, mit dessen Macht die Großstaaten der Zeit vorsichtig zu rechnen hatten, vor dem die gestürzten dynastischen, ständischen, kirchlichen und Stammesinteressen sich in Schrecken zusammenkauerten, dessen einfache, rationelle Einrichtungen ihr Spiegelbild bis in unsere Gegenwart hinausgeworfen haben. Wohl möglich, daß die britische und selbst die europäische Geschichte anders verlaufen wäre, wenn die Lebenskraft des Protectors ein Jahrzehnt länger vorgehalten hätte.

Nun aber kehrten, da Niemand die streitenden Elemente fesseln konnte, fast unmittelbar nach seinem Tode Königthum, Personalunion, die einander bis auf den Tod verfeindeten Kirchen, der Haß der Stämme unvermindert zurück, denen alle in blind rückgewandter Eile geschlossenen Compromisse nicht gewachsen waren. Karl II., frivol und witzig, übertraf, nachdem ihn die biederen Schotten zu ihrem covenantischen König erhoben und später die Engländer gegen die Privilegien ihres Parlamentes zurückgerufen hatten, alle anderen Stuarts in schamloser Heuchelei und war der Bestechung durch Ludwig XIV. in einer Weise zugänglich, gegen welche das alte Hochverrathsgesetz Englands keinen Paragraphen vorgesehen hatte. In seiner Todesstunde gar enthüllte er sich als Katholik, wozu ihm während seines Lasterlebens angesichts seines Krönungseides der Muth gefehlt hatte. Da war doch sein Bruder und Nachfolger, Jakob II., eine ehrlichere Natur, der schon als Herzog von York aus seinem Uebertritte zum römischen Glauben kein Hehl machte und, während das Parlament in wiederholten Anläufen, da Karl keine legitimen Kinder hatte, ihn vom Throne zu excludiren suchte, als Statthalter in Schottland nach seiner Art bereits aufzuräumen begann. Um die calvinische Kirchenordnung auszutreiben, welche der Mehrheit der Schotten längst in Fleisch und Blut übergegangen, wurde nicht nur das Bisthum restituirt, nicht nur in den kahlen Abteigewölben von Holyrood von Jesuiten wieder Messe gesungen, sondern durch unnachsichtige Henkersknechte den extremen Vergötterern des Covenant, den Cameronianern, die sich gleich den Camisards der Cevennen fanatisch zur Wehre setzten, ein Martyrium bereitet.

Es ist dies nicht der Ort, das Königthum Jakob's II. im Einzelnen zu erörtern. Hier sei nur daran erinnert, daß er, bornirt wie wenige, indem er die Gestaltungen von Jahrhunderten in Kirche und Staat durch hierarchische und absolutistische Willkür ersetzen wollte, in drei kurzen Jahren der Art

Digitized by Google

abgewirthſchaftet hatte, daß die ſtreitenden Factionen, die er an einander gehetzt, daß Whigs und Tories ſich für einmal verbanden und in des Königs Eidam, dem Dranier, einen Retter herbeiriefen. Obwohl Jakob vor der ſogenannten glorreichen Revolution zu Ludwig XIV. entwich und ſein kleiner, jüngſt geborener Sohn faſt allgemein als untergeſchoben verſchrieen wurde, hatte Wilhelm III., ein Staatsmann erſten Ranges, es doch unendlich ſchwer, zwiſchen den alsbald wieder auf einander platzenden Gegenſätzen der Staatsgewalt das nöthige Anſehen zu verſchaffen. Mitten im Kriege wider Frankreich galt es, in England das parlamentariſche Gezänk, in Irland eine Invaſion Jakob's ſelber zu bezwingen. Schottland aber machte in ſeiner eigenen Art zu ſchaffen.

Während Wilhelm, ſelber ehrlich proteſtantiſcher Ueberzeugung, mit Hilfe einer breiten ſtändiſchen Mitte den Schotten ihre Landeskirche gegen das Bisthum, das anglikaniſche wie das katholiſche, und gegen den politiſchen Covenant der Cameronianer zu ſichern entſchloſſen war, kehrten gerade die Extreme den monarchiſch-abſolutiſtiſchen und den republikaniſchen Gegenſatz wider ihn heraus. Vor allem aber iſt ihm das keltiſche Bergvolk in den Weg getreten, mit deſſen unveränderlichen Bedingungen ſeine moderne Staatskunſt folglich abrechnen mußte. Verſuchen wir uns dies merkwürdige Ueberbleibſel ethniſcher und politiſcher Zuſtände zu vergegenwärtigen, wie ſie Julius Cäſar einſt, achtzehnhundert Jahre früher ſchon in Gallien angetroffen hatte.

Die ſchottiſchen Clans oder Geſchlechtsgenoſſenſchaften verharrten in patrimonialen Ordnungen, denen ſie weder der Feudalismus noch das Königthum, als deſſen Unterthanen ſie doch galten, zu entreißen vermochte. Ja, ihr uraltes Daſein erhielt friſche Nahrung, ſeitdem die Stuartkönige nach England überſiedelten und ein ſehr ſchwaches Regiment zurückließen. Gewährte dieſes Niemand rechten Schutz, ſo waren die Bergſchotten zumal hinter ihren granitenen Felswänden, an weiten Binnenſeen und tief einſchneidenden Meerſunden längſt gewohnt, für ſich ſelber zu ſorgen. In ihren nach allen Richtungen unendlich zerklüfteten Gebieten blieben auch die Menſchen unter ſich in viele Familienklüfte zertheilt, die ſich mit ungemeiner Zähigkeit allein um das Geſchlechtshaupt zuſammenſchloſſen. Daſſelbe war Grundherr, Feldherr, Gerichtsherr, Träger des Geſammtnamens in einer Perſon. In ſeinem feſten Hauſe wohnte ein ſolcher Dynaſt mitten unter denen, welche ſtolz waren, mit ihm vom reinſten Blute zu ſein und denſelben Stammbaum anzurufen, an deſſen Alter auch der adelsſtolzeſte Saſſenach nicht heranreichte. Seltenes Ehrgefühl und unverbrüchliche Treue concentrirten ſich auf die eine Perſönlichkeit. Selbſt wenn ſie durch Einzelfehde oder durch die Staatsgewalt einmal von Haus und Hof vertrieben worden, der Clan ließ von ſeinem Häuptlinge nicht. Mit Gut und Blut ſtand ihm Alles, was Mac-

Digitized by Google

gregor oder Macdonald, was Grant, Gordon, Seton, Fraſer hieß, zur Verfügung. Ein moraliſcher Charakterzug, der in der Regel mit den geſunden Sinnen des Naturmenſchen, feſter Erinnerung, ſcharfem Geſicht, ſicherem Tritt an ſchwindelnden Abhängen und grundloſen Untiefen, mit einer fabelhaften Sprungkraft und großer Gewandtheit in den nationalen Waffen, dem langen, geraden Schlachtſchwert, Dolch und Piſtol unter der kleinen runden Tartſche, gepaart, wahrhaft kriegeriſche Anlagen wach hielt.

Nach uraltem Brauche wurde das grobe Wollzeug, das die Leute um Schulter und Hüften ſchlugen, mit den bunt gewürfelten Farben geſchmückt, welche das Oberhaupt trug. Dieſe Bergſchotten ſtammten wahrlich nicht aus Gallia braccata, ſondern gingen alltäglich lieber in bloßen Beinen, weil das Geſtrüpp ihrer Berge ſtets neuen Erſatz des betreffenden Kleidungsſtückes erfordert haben würde, die eigene Haut aber ſich ſo viel billiger zu Markte tragen ließ. Die blaue Mütze mit der Schwungfeder des Raubvogels war für Freund und Feind das Symbol eines uralten Unabhängigkeitsſinnes, der ſich ſehr wohl vertrug mit häuslicher Sittenreinheit und altväteriſchem Glauben, in deſſen Liedern und Sagen wie in dem eigenthümlichen Hellſehen der Leute noch manche vorchriſtliche Reminiscenzen ſpukten. Von der Glaubensſpaltung freilich waren auch die Clans nicht verſchont worden, denn die im ſüdweſtlichen Gebirge wurden eben ſo eifrige Presbyterianer, wie die im Nordoſten Katholiken blieben. Allein auch große Untugenden entſprangen aus dem Herkommen von Jahrhunderten, das niemals in Ackerbau und bürgerlichem Gewerbe ſeine Befriedigung gefunden und das Eigenthum immer noch an der Kopfzahl des Viehes abſchätzte. Da der Staat mit ſeinen Rechtsordnungen ſie nur wenig berührte und ſelbſt die großen Vaſallen der ſchottiſchen Krone nicht die geringſte Macht beſaßen, wenn ſie nicht zugleich Clanhäupter waren, ſo nahmen Fehde gegen das civiliſirte Unterland, Fehde unter ihnen ſelber, Bündniſſe und Sonderbündniſſe der Clans kein Ende. Beſonders galt es als erlaubt und ſelbſt als ehrenvoll, dem Feinde ſeine beſte Habe, das Vieh, wegzutreiben, an den Päſſen dem friedlichen Wanderer und gar dem Viehhirten einen ſchweren Raubzoll, das berüchtigte Black mail, abzunehmen. Den Städtern und Ackerbauern des Südens waren die Hochländer daher längſt gleichbedeutend mit Räubern, ihre berühmteſten Geſchlechtshäupter, auch wenn ſie von der Krone den Grafen- und Herzogtitel erhalten, mit Räuberhauptleuten. Im achtzehnten Jahrhundert noch ſchätzte Präſident Forbes, der wohl die Statiſtik ſeines Vaterlandes am beſten inne hatte, die Zahl der verſchiedenen Clans über fünzig, groß und klein, die Zahl ihrer waffenfähigen Mannſchaft auf etwa 32 000.

Unter dieſen Menſchen nun war, als es ſich auch in Schottland um Anerkennung Wilhelms von Oranien handelte, ein Mann aufgetreten, der in

Digitized by Google

ungewöhnlicher Weise die Gabe besaß, solche Natursöhne an sich zu fesseln. Zwar gehörte er nicht zu ihnen, er war ein Graham aus dem Flachlande, ein Graham, wie einst Graf Montrose gewesen, aber der Name John Graham's von Claverhouse, der mit seinen Dragonern die Cameronianer zu Paaren getrieben, war weit und breit bekannt. Von St. Germain aus hatte Jakob II. ihn mit ganz ungewöhnlichen Vollmachten zum Viscount Dundee erhoben. Denn er verstand nicht nur die Gemüther für das angestammte Königshaus und gegen die drohenden Neuerungen zu entflammen, sondern als Soldat die Stämme, die ihm begeistert zueilten, in ihren natürlichen Eintheilungen und in der gewohnten Fechtart meisterhaft zu verwenden. Es waren die Männer von Athole und die Insassen des mächtigen Gebirgsriegels, der quer an die Nordsee streicht, mit denen er im Sommer 1689 Schloß Blair im Hochlande von Perth besetzt hielt, als der Feind unter General Mackay, der selber zwar einem Hochlandsgeschlechte angehörte, aber entschiedener Whig war, heranzog. Mit einigen holländischen und schottischen Regimentern, die auf dem Continente zu fechten gelernt, wollte er am 27. Juli die tiefe Erosionsschlucht von Killiekrankie erklimmen, da, wo von steilen Höhen herab über ungeheuere Felsblöcke die bernsteinfarbigen Wasser des Tummel und des Garry schäumend dem oberen Tay zustürzen. Kaum aber hatte Mackay eines der wenigen Gelände erreicht, wo spärlich Gras und Hafer gedeihen, stellte eben methodisch seine Leute auf, als von oben wie aus dem Boden gezaubert einige tausend Hochländer über sie hereinbrachen und nach einmaligem Gebrauche der Feuerwaffe im dichten Handgemenge die Gegner in die brausenden Schlünde hinabwarfen. Der keltische Sieg war vollständig und doch verwandelte er sich alsbald zur Niederlage, da von der letzten Kugel aus feindlichem Gewehre Dundee tödtlich getroffen wurde. Seine Leute verstanden sich wohl auf Plündern, aber nicht auf wirksames Verfolgen. Auch liefen sie bald aus einander, da Niemand sie zu bannen vermochte. So geschah es, daß König Jakob's Standarte in Schottland verschwand, das Edinburgher Parlament aber Wilhelm III. anerkannte.

Dieser hat dann mit scharfem Blicke bis in das unwirthlichste Gebirge hinauf die ersten Zwingburgen wie Fort William angelegt und, wie sehr man es auch beschönigen mag, zu einem grauenhaften Gemetzel seine Genehmigung ertheilt. Einige Compagnien vom Regimente Campbell mordeten, nachdem sie zwei Wochen lang in dem finsteren Thale von Glencoe in den Dörfern der Macdonalds friedlich bewirthet worden, auf höheren Befehl ihre Gastfreunde zu Hunderten, da sie ja doch nur Räuber und Diebe, als Feinde des Königs und des Staates keiner Treue werth wären.

Wilhelm III. verschied im März 1702, als eben der letzte und gewaltigste Krieg gegen Ludwig XIV., der um die Erbfolge in Spanien, ent-

Digitized by Google

brannte, nachdem jüngst Jakob II. im Exile und im Gewande der Trappisten gestorben war, der König von Frankreich aber seinem im Ryswicker Frieden geschworenen Eide zuwider jenen im Sommer 1688 geborenen Knaben, dessen Legitimität mit Unrecht bezweifelt wurde, als König Jakob III. von England und Jakob VIII. von Schottland hatte ausrufen lassen. Während dessen Schwester, die Königin Anna, auf dem britischen Throne saß und das Ministerium Marlborough-Godolphin die Engländer und ihre Verbündeten auch auf dem Festlande siegen lehrte, gediehen, noch von dem klugen Oranier eingeleitet, unter Einwirkung der Siege von Höchstädt, Turin, Ramillies zwei Maßregeln, die eine, die Act of settlement, durch welche die Beherrscher eines deutschen Landes, die Kurfürsten von Hannover, als die nächst Berechtigten bei Anna's Tode folgen sollten, die andere eine Real-Union Schottlands mit England im Geiste Cromwell's. Noch war einer so engen Einigung keine namhafte Partei im Norden gewogen. Auf die nationale Unabhängigkeit unter eigenen angestammten Königen, deren grimmige Phantasiebilder in der Galerie von Holyrood bis über Christi Geburt zurückreichen, setzten anglische Niederschotten und keltische Hochschotten, Protestanten und Katholiken gleich hohen Werth. Mit Anerkennung der presbyterianischen Landeskirche, durch den heftigen Widerstand des jakobitischen Adels und einer republikanischen Faction gegen die Satzungen von 1689 wurde die Abneigung auf allen Seiten nur noch schärfer. Selbst in Handel und Schifffahrt hatte das arme Land seine eigenen Wege gehen, auch seine besonderen Colonien pflanzen wollen, in höchst unglücklichen Speculationen freilich seinem Patriotismus die schmerzlichsten Opfer gebracht. Noch vom Sterbelager aus in der letzten Botschaft an das Haus der Gemeinen hatte Wilhelm „eine feste und vollständige Union" als das Heilmittel der Wunden bezeichnet, aus denen beide Theile bluteten. Indeß blieben die Besprechungen gemeinsamer Commissare Jahre lang fruchtlos. Ungestüm erklärten die Schotten ihren Presbyterianismus für „die einzige Kirche Christi in diesem Reiche". Der englischen Thronfolgeacte hatten sie eine Sicherheitsacte entgegengestellt, wonach nur jemand aus der protestantischen Descendenz der königlichen Linie Schottlands thronfähig und nur alsdann dieselbe Persönlichkeit wie in England sein sollte, wenn man sich dort den gleichen Grundsätzen in Kirche und Staat fügen würde. Als sie gar Miene machten, im Kriege gegen Frankreich neutral zu bleiben, so recht im Sinne der Jakobiten, deren Sympathien nur dem Stuart, nicht dem Welfen galten, mußte von England mit Grenzsperre und selbst mit kriegerischem Einschreiten gedroht werden, bis nach heftigen Debatten, nach Revolten auf der Hochstraße Edinburghs, nachdem vergeblich eine französische Invasion ersehnt worden, die Verhandlungen endlich in Fluß und mit Hilfe einer liberalen Abschlagszahlung im Jahre 1707 zum definitiven Abschlusse

Digitized by Google

kamen. Dank den Whigs war es eine legislative und nicht nur föderative Einigung. Nicht nur die Dynastie sollte fortan die beiden Reiche verbinden, sondern das alte ständische Parlament von Edinburgh geht in die beiden Häuser zu Westminster auf. Es giebt nur eine Flagge in Krieg und Frieden, nur ein Zoll- und Handelsgebiet, alle Verkehrsmittel, Münze, Maß und Gewicht sind gemeinsam. Lediglich die eigene Landeskirche mit der anders entwickelten Schule, indem Episcopale und Presbyterianer fortfuhren sich vor einander zu bekreuzen, das nationale Recht mit seinen Tribunalen haben die Schotten behauptet, außer der Erinnerung an die uralte Unabhängigkeit immerhin genug, um bis zur Stunde neben den Engländern als besondere Nation zu beharren, um mit ihnen auch trotz noch so festen Klammern des Einheitsstaates doch niemals so eng zu verschmelzen, wie Ober- und Niederdeutsche unter unserer gegenwärtig noch vielfach föderativen Reichsverfassung. Obwohl nun die Schotten alsbald die unermeßlichen Vortheile durchschauten, die ihnen im Zusammenwachsen mit dem viel reicheren und materiell hoch entwickelten Süden winkten, obwohl ihrem zahlreichen Adel im Kriegs- und Friedensdienste des Gesammtstaates durch Eintritt in die englische Pairie große Aussichten eröffnet wurden, ihre betriebsamen Bürger in Handel und Wandel über den Erdkreis hin es mit jedem Rivalen aufnahmen, das Sträuben und Sperren gegen die Union dauerte noch ein halbes Jahrhundert. Mehrmals stand dieser weise Act auf dem Spiele. Wir werden sehen, wie dann jedesmal die verjagte Dynastie stets in enger Verbindung mit dem altkeltischen Elemente und vorreformatorischen Kirchenthum wieder auftaucht mit der Absicht, auch die anderen Kreise des Volkes in die nationale, dem Gesammtstaate feindliche Strömung zurückzureißen.

Die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastadt und Baden machen bekanntlich Epoche in den allgemeinen europäischen Dingen. Als Königin Anna am 1. August 1714 starb, succedirte, obwohl das Toryministerium, durch welches Marlborough gestürzt worden, Alles zur Thronbesteigung des Prätendenten vorbereitet zu haben schien, ohne Anstand Georg I. in London, Edinburgh und Dublin. Die Whigs regierten fortan für einen deutschen Fürsten, der kein Wort Englisch redete und nur sehr unbestimmte Begriffe von den Institutionen der drei Inselreiche, von ihren Parteiungen in Kirche und Staat mitbrachte. Am 1. September 1715 verschied dann auch Ludwig XIV., dessen tief erschöpftem Reiche die Hegemonie über Europa entwunden worden. Er hatte auf den britischen Inseln die protestantische Erbfolge und das parlamentarische Princip nicht behindern können und schließlich selber noch seinen Schützling, den Prätendenten, nach Lothringen ausweisen müssen. Merkwürdig, um seine Todesstunde erhoben sich die Hochlande, um womöglich die Union

Digitized by Google

zu sprengen, die Hannoveraner sammt den Whigs zu verjagen und das angestammte Herrscherhaus zurückzuführen.

Nicht die französische Regierung indeß, weder Ludwig's noch des Regenten Orleans, sondern andere Mächte, die mit den internationalen Entscheidungen unzufrieden waren, namentlich das nunmehr bourbonische Spanien, steckten dahinter. Die Verschwörung war angezettelt zwischen den nach Anna's Tode an den Hof des Exilirten entwichenen jakobitischen Tories und den Gesinnungsgenossen in Schottland, wo Wilhelm's harte Maßregeln und die Real-Union viel böses Blut machten. Noch am 1. August 1715 hatte John Erskine Earl of Mar, bis vor Kurzem Staatssecretär für Schottland, in Greenwich einem Lever Georg's I. beigewohnt; am 26. versammelte er bei Braemal im Thale des Dee, nördlich von der grampischen Centralkette, eine Anzahl Standesgenossen und Häuptlinge angeblich zur Hirschjagd, in Wahrheit, da auch die benachbarten Clans bewaffnet zusammenliefen, um seinen Widersacher, den Herzog von Argyle, als Mac Callum Mor das Haupt aller Campbells und gleich den Ahnen und Nachkommen entschlossener Whig, von der obersten Stelle und mit ihm das verhaßte System zu stürzen. Indeß obwohl die Massen gewaltig anschwollen, obwohl ein Vorstoß in das Flachland über die Bai des Forth hinaus unternommen wurde, um einer Anzahl vornehmer Herren, die in Nordengland aufstanden, die Hand zu reichen, das kühne Wagniß war doch so kopflos angelegt, daß Argyle mit einer Handvoll Soldaten am 13. November auf Sheriffmuir Angesichts des Burgfelsens von Stirling und der prächtigen Domruine von Dumblane die weit überlegene Hauptmacht Mar's, die Macdonalds und Macleans, die Camerons, Stewarts, Gordons zurückschlug, während jene englischen Jakobiten bei Preston scheiterten und der Herzog von Irmont, der in Devonshire landen wollte, mit leichter Mühe zurückgewiesen wurde. Der Aufstand war daher schon in seiner Seele getroffen, als im Nordosten mit nur sechs Begleitern ein Fremdling die Küste von Aberdeen betrat, der erst in einem jakobitisch-episcopalistischen Kreise die Verkleidung abwarf und sich als König Jakob VIII. zu erkennen gab. Aber nur ein mäßiges Feuer flackerte auf, als er am 6. Januar 1716 unter die im Hauptquartiere zu Perth versammelten Hochländer trat. Die lange, hagere Gestalt mit dem melancholischen Antlitz, der fremdartige Accent, in welchem er nur von seinen Leiden erzählte, entsprachen sehr wenig dem Bilde, das sie sich von dem Haupte aller Häupter gemacht. Für die mysteriös königliche Etiquette, die ihm von Jesuiten und feilen Hofschranzen anerzogen worden, wenn er einsam im Schlosse zu Scone an endlosen Schüsseln öffentlich tafelte, oder durch Handauflegen von dem sogenannten Königsübel, dem Aussatze, heilen wollte, hatten sie vollends kein Verständniß. Vergebens warteten die Episcopalen auf eine Duldungsacte, die Parlamentarier auf

Digitized by

einen Ausspruch zu Gunsten verfassungsmäßiger Rechte. Er hat in ein paar Erlassen den Klerus für den König zu beten, alle Erwachsenen vom sechzehnten bis sechzigsten Jahre in die Waffen zu treten geheißen, die Krönung auf den 23. angesetzt. Allein schon zuvor stob vor Argyle, der mittlerweile Verstärkungen an sich gezogen, die ganze Herrlichkeit von Perth hinweg gen Norden. Dem Prätendenten, von Mar und anderen Edelleuten begleitet, glückte es Hals über Kopf zu Schiffe zu entkommen. So wurde eine neue Emigrantenwoge auf das Festland geworfen, um dort fernerhin auf weitere Anschläge zu sinnen. Man sollte meinen, die Landsleute daheim hätten an Mar's verfehltem Aufstande, an einigen anderen Putschen, die eben so unglücklich von Spanien oder Schweden aus angezettelt worden, genug gehabt. Allein weder blutige Executionen noch scharfe Gesetze, welche die Hochländer entwaffnen, wo möglich in englische Regimenter umwandeln sollten, noch eine Heerstraße durch ihre Berge erstickten den Widerstand, bis er dreißig Jahre später noch einmal hell aufloderte.

Allerdings erschienen gegen die Mitte des Jahrhunderts die europäischen Zustände besonders einladend. Zwischen Großbritannien und Spanien herrschte ein erbitterter Seekrieg. Bald nach dem Ableben Kaiser Karl's VI. tobte auf dem Continente der Kampf um die österreichische Erbfolge. Friedrich II. von Preußen hatte sofort Schlesien an sich gerissen und verfolgte aufmerksam, die Waffen in der Hand, die Windungen, in denen sich jene beiden Kriege verschlangen. In London regierte, mit den englischen Dingen weit mehr vertraut als der Vater, Georg II. Aber weder seine persönliche Haltung noch seine hannöverische Politik, der er die britischen Mittel dienstbar zu machen trachtete, war geeignet ihm Popularität zu erwecken. Mit echtem Welfenstolze und dem angstvollen Hasse eines kleinen Geistes verfolgte er seinen Neffen von Preußen, welcher eben als das Gestirn des Jahrhunderts aufstieg. Um sein Kurfürstenthum zwischen Preußen und Franzosen neutral zu halten, hatte er seine Stimme dem bayerischen Kaiser gegeben, obwohl er wie die englische Regierung durch die pragmatische Sanction an Maria Theresia gebunden war. Im Sommer 1743 gar stellte er sich, von brennendem militärischen Ehrgeiz getrieben, an die Spitze seiner in den Niederlanden zusammengezogenen Truppen, drang über den Rhein und gewann bei Dettingen im Spessart weit mehr durch unverdientes Glück als geschickte Strategie einen Sieg über die Franzosen, gegen welche Großbritannien noch gar nicht einmal Krieg erklärt hatte. Der ließ denn freilich nicht lange auf sich warten, um den Engländern wahrlich wenig Ruhm zu bringen. Seit der Marschall von Sachsen sie am 31. Mai 1745 bei Fontenay in Belgien gründlich geschlagen, folgte auf dem Festlande eine Schlappe der andern, während Friedrich bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf sein Schlesien zum zweiten Male in Sicher-

Digitized by Google

heit brachte. In solchem Wirrsale wurde die öffentliche Meinung Englands von übelster Stimmung ergriffen. Unabhängige Männer wie Pitt riefen: „weg mit den Ansprüchen des erbärmlichen Kurlandes!“ Selbst in den Kreisen der Whigs gedieh die Ueberzeugung, daß auch mit einem hannöverischen Könige aristokratische Selbstverwaltung und maritime Obergewalt, um welche man mit den Bourbonen rang, nicht durchführbar seien.

Das war die Lage, als durch Cardinal Tencin, welcher jetzt die französische Politik lenkte, der Stuart-Prätendent hervorgezogen wurde. Von je her ein Flüchtling, als Chevalier de St. George über die Alpen ausgewiesen, war er längst als Gast der Päpste in den öden Palästen zu Rom und Urbino hinbrütend stumpf ultramontan geworden. Mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Polenkönigs Johann Sobiesky, hatte er in zänkischer Ehe gelebt. Doch waren ihnen zwei Söhne geboren, auf dessen ältesten der Vater, physisch und moralisch gebrochen, unter dem Segen der Kirche seine Ansprüche übertragen mußte. Der großartige Gedanke freilich, diesen Prinzen mit einer französischen Armee unter Moriz von Sachsen nach Britannien überzuführen, wurde schon im Sommer 1744 an der stürmischen See und der Wachsamkeit der englischen Flottenführer zu Schanden. Im folgenden Jahre hatten dann die Franzosen von der Schelde bis über den Po hinaus vollauf zu thun. Und Friedrich II., in dessen nächster Umgebung allerdings namhafte Jakobiten weilten wie der Earl Marischal und sein Bruder, der nachmalige Feldmarschall Keith, welche in ihrer Jugend der Aufstand von 1715 die schottische Heimath gekostet hatte, hütete sich wohl auf Seite der Curie und Frankreichs seiner Animosität gegen Georg II. nachzugeben.

So hat denn Karl Eduard, der Prinz von Wales, für alle, welche auf Umsturz sannen, im Verborgenen auf eigene Hand zu einem Unternehmen rüsten müssen, welchem in der Geschichte des Prätendententhums kein anderes an Romantik gleich kommt. Nicht mehr als 18 000 armselige Lire hatte er zur Verfügung. Auf zwei winzigen Schiffen mit 1500 Gewehren und 1800 schottischen Schwertern, den gefürchteten Claymores, ging er am 22. Juni 1745 von der Loire aus in See. Nur sieben namhaftere Gefährten umgaben ihn, darunter Lord Tullibardine, Titular-Herzog von Athole, dessen jüngerer Bruder, da er den Georgen geschworen, die väterliche Herrschaft hatte antreten dürfen. Am 9. Juli wurde eines der Schiffe, das die Waffen geladen, bei den Scilly-Inseln von einem englischen Kreuzer aufgebracht, während es der Dantelle mit den Herren an Bord gelang, in die Hebridensee zu entkommen. Am 23. Juli landete man an einem kleinen Felseneilande, setzte aber bald, da es hier wenig geheuer schien, an die von den atlantischen Wogen gepeitschte, wild zerrissene Küste von Moidart über in das Gebiet der Clanwanalds. Allein auch hier riethen die Leute, denen sich der Prinz zu

Digitized by Google

erkennen gab, Anfangs ernſtlich von ſolchen Anſchlägen ab. Allmählich jedoch kamen andere hinzu, welche im Jahre 1715 dabei geweſen. Am 19. Auguſt ſtiegen gar 1500 Camerons in voller Wehr in das Thal von Glenfinnan herab, worauf feierlich, wie einſt von Karl I. auf dem Burghügel von Nottingham, die Kriegsſtandarte entfaltet und die väterliche Vollmacht verleſen wurde, welche den Prinzen zum Regenten einſetzte und allen denen, die jetzt für ihn die Waffen ergriffen, Indemnität des Verraths verkündete, den ſie an ſeinem Hauſe begangen haben ſollten. Er ſelber machte in der That den beſten Eindruck. Dem hoch gewachſenen Jüngling von 24 Jahren mit flatterndem Haar und leuchtenden Augen ſtand die Hochlandstracht, der rothgrüngelbgewürfelte Stuart-Plaid, Kilt und Philabeg vortrefflich. Seine feurige Rede, der er geſchickt einige Brocken Gaeliſch einfließen ließ, der Fatalismus, mit dem er als echter Stuart das göttliche Recht ſeines Königthums in Erfüllung gehen ſah, riß die Menge zu ähnlicher Begeiſterung hin. Und alles dies nicht fünf Meilen von Fort William, wo im Schatten der höchſten Berggipfel an brandender Seebucht engliſche Truppen lagen.

Am 2. Auguſt noch hatte der Lord Präſident Duncan Forbes dem Premierminiſter Pelham nach London geſchrieben, daß Schottland völlig ruhig und das Gerücht von einer Landung des Prätendentenſohnes wieder verſtummt ſei. Am 9. Auguſt erfuhren die Behörden das Gegentheil. General Sir John Cope aber, der von Stirling aus mit 1400 Mann raſch an die Päſſe von Drumauchter eilte und niemand antraf, wandte ſich nordöſtlich nach Inverneß, wo gar kein Feind exiſtirte, ſo daß der junge Cavalier auf der durch das Hochgebirge gebrochenen Militärſtraße nun unbehindert von Nordweſt nach Südoſt ziehen konnte. So erreichte er mit ſeinen ſtets anſchwellenden Schaaren dieſelben Gegenden, in denen einſt Dundee und Mar auftraten. In Blair Caſtle machte der Herzog von Athole dem älteren Bruder Platz. In dem jüngſten, Lord George Murray, gewann der Stuart eine bedeutende militäriſche Capacität. Am 4. September wurde die Stadt Perth beſetzt, von dort aus in den nächſten niederſchottiſchen Grafſchaften Contributionen erhoben, die Edelleute auf ihren Gütern bearbeitet. Das Hauptquartier aber erkannte, daß man nicht raſten, ſondern raſch einen Schlag gegen Edinburgh führen mußte.

Mit Ausnahme des feſten Schloſſes, wo einige hundert Mann lagen, war die Stadt wie der ganze engliſch redende, vorwiegend calviniſche Süden wehrlos. Die Mauern und Thore genügten höchſtens der Zollpolizei; die Bürgergarde trug ihren Namen mit Recht. Der Lord Provoſt, das oberſte Stadthaupt, that den denkwürdigen Spruch: „wenn Tauſende ſich in den Kopf geſetzt haben, hier herein zu wollen, ſo ſehe ich nicht ein, wie ich ſie daran hindern ſoll.“ Und wirklich am Sonntag Abend, dem 15. September,

Digitized by Google

nachdem von allen Kanzeln der protestantischen Obrigkeit Gut und Blut gelobt worden, besetzte der Vortrab der Hochländer unbehindert die Pforte am Netherboer. Tags darauf zog Karl Eduard ein, seine Sackpfeifer vorauf, die Clans bunt gegliedert hinterdrein in festem Schritt und überraschender Mannszucht. Sie haben nicht geplündert und sich sogar genügsam ihres Whisky enthalten. Der Prinz bezog in Holyrood, dem Schlosse seiner Väter, die Gemächer seiner unglücklichen Ahnfrau Maria und ließ da, wo vor Alters das Stadtkreuz gestanden, durch seine Herolde feierlich Jakob VIII. ausrufen. Als wenige Tage später General Cope, der so arg in die Irre gegangen, im Osten landete und Edinburgh bedrohte, wurde er bei Prestonpans total geschlagen. Unter ihrem Rufe Claymore stürzten sich die Bergschotten auf die Geschütze, machten das Fußvolk nieder und trieben die Dragoner aus-einander, von denen nur wenige über die englische Grenze davonsprengten, wo nun ein Schrecken ausbrach, jäher als nach Fontenay.

Dieser große Erfolg trieb nun wirklich einen Theil des Flachlandes und der Gentry, insonderheit die Episcopalen dem Stuart in die Arme. Nur der Gouverneur des Schlosses von Edinburgh mahnte gelegentlich durch eine nach Holyrood, wo der Prinz Hof hielt und fleißig mit den Damen tanzte, herabfahrende Stückkugel, daß es noch eine andere Autorität im Lande gab. Aber auch das Bürgerthum, alle presbyterianisch Gläubigen waren durch keinerlei Bedingungen für den Vertreter eines Principes zu gewinnen, das seit Jahrhunderten nur Unheil gestiftet hatte. Als am folgenden Sonn-tage gar manche Kanzel in der Stadt verwaist stand, hatte ein Diener des Worts in dem stundenlangen Kirchengebete, in welchem sie dem lieben Gott vorzuschreiben pflegen, wie er die Welt zu regieren habe, den Muth zu beten: „Da ist ein junger Bursch unter uns erschienen, der eine Krone sucht, verleihe ihm, o Herr, die Krone des ewigen Lebens.“

Ueber den Ausgang fasse ich mich kurz. Am 31. October hatte der Prinz an der Spitze von 6000 Mann den Marsch über die englische Grenze angetreten. Nachdem Stadt und Schloß von Carlisle capitulirt, ging es weiter durch Westmoreland und Lancashire, wo der Adel mindestens noch stark Tory war. Sogar über Preston hinaus, wo doch in den Jahren 1648 und 1715 schottischen Einbrüchen blutig Halt geboten worden, erreichte das Heer Manchester. Karl Eduard im wallenden Tartan, stets zu Fuß den Anderen voran, betrat die hell erleuchteten Straßen. Erst in Derby, nur 150 englische Meilen von London, stockte sein Marsch. Während die in die Waffen gerufene Grafschaftsmiliz überall auswich, kamen doch auch die Edel-leute nicht herbei. Der alte hochherzige Leichtsinn der Cavaliere hatte kühler politischer Berechnung Platz gemacht. Zudem fühlten sich die Hochländer auf dem fremden Boden nicht geheuer, truppweise schlichen sie davon. Ihre

Digitized by Google

Häuptlinge wollten sich den Anordnungen des trefflichen Lord George Murray nicht fügen. Endlich aber machten sich auch die englischen Gegenanstalten fühlbar. Dort brach kein Aufstand aus, nirgends landeten die Franzosen. Auch wenn Georg II., dessen Krone verloren schien, nicht aus Herrenhausen herbeigeeilt wäre, das Parlament und Pelham's Ministerium konnten nicht anders als für ihn eintreten. Der alte Marschall Stair deckte die Hauptstadt; General Wade erreichte mit einem fliegenden Corps längs der Ostküste bereits Newcastle. Der zweite Sohn des Königs, Herzog Wilhelm von Cumberland, der sich dem Kriegsdienste widmete, kam in Eilmärschen hinterdrein mit Mannschaften, die aus Flandern herbeigeschafft worden, darunter einige Regimenter Hessen. Noch war jedoch des Prinzen Sache nicht verloren, der wieder auf schottischem Boden Glasgow und andere calvinische Plätze brandschatzte und mit 9000 Mann sich an die Belagerung des festen Stirling machte. Sie genügten noch einmal, um den General Haldley mit 8000 Regulären am 17. Januar bei Falkirk zu schlagen. So schwer gewöhnten sich die Engländer an den Ansturm der keltischen Naturkrieger. Bald hernach jedoch ist Karl Eduard vor Cumberland nach Nordosten ausgewichen, um nach erschöpfenden Märschen am 16. April 1746 auf der öden Haide von Culloden unfern Inverneß in den düsteren Regionen des Macbeth zu erliegen. Alle Versuche der immer noch 6000 Mann starken Clans, in altgewohnter Weise die Linien des Feindes zu durchbrechen, scheiterten jetzt an einem Widerstande, der durch deutsche Mannszucht gelernt hatte, sich von der wilden Kriegsart der Vorzeit nicht imponiren zu lassen. Die letzte Schlacht auf großbritannischem Boden endete in einem vernichtenden Blutbade.

Die späteren Schicksale des jungen Cavaliers, die duftenden poetischen Blüthen, Volkslieder und Balladen, die daraus entsprossen, die seither erst erschlossenen landschaftlichen Reize des Hochlandes sind wohl einigermaßen aus Sir Walter Scott bekannt. 30 000 auf den Kopf des Prätendenten gesetzte Pfund Sterling hat Niemand in den Hochlanden verdienen wollen. Noch Monate lang hauste der Prinz in sicheren Schlupfwinkeln, bis ihn ein französisches Schiff entführte. Nach dem Aachener Frieden konnte er nur zwangsweise aus Frankreich fortgeschafft werden, trieb aber nach des Vaters Tode noch länger sein Wesen, ja, zeigte sich einmal kühn mitten in London seinen Vertrauten. Sehr dürftig erzogen, ist er dann am Trunke, den er sich in Schottland angewöhnt, völlig verkommen, und im Jahre 1788 in Rom gestorben, nachdem seine Gemahlin, eine Gräfin Stolberg, von dem Dichter Alfieri entführt worden. Sein Bruder Henry lebte bis 1807 als Cardinal von York, zuletzt in Folge der Mißhandlung der Kirche durch Napoleon als Pensionär des Welfenkönigs Georg III. Das Papstthum hat beiden als König Karl III. und König Heinrich IX. von Großbritannien und Irland

Digitized by Google

in St. Peter nicht weit von Chriſtine von Schweden prunkende Monumente ſetzen laſſen, die bleichenden Gebeine, welche die Höhle des Lindwurmes umgeben.

Das Hochland aber wurde durch das Standrecht Cumberlands, fortan der Mezger geheißen, durch Strang und Axt des Henkers weniger als durch Vernichtung der alten Territorialjuſtiz definitiv den Grafſchaftsverbänden des Geſammtreiches einverleibt. Der Clanbeſitz iſt in wenige Latifundien aufgegangen; vor Schaftrift und Wildgehege ſind in weiten Strichen ſelbſt die Menſchen verſchwunden. Längere Zeit wurde das Tartantragen mit den höchſten Strafen geahndet. Doch ließ ſich der engliſche Junker nicht nehmen, wenn er den Fuchs hetzte, ihm einen rothen Rock anzuziehen, um den König Georg vorzuſtellen, dem die Hunde im Stuart-Tartan hinterdrein jagten. Den Hauptgriff aber that doch Pitt, der große Commoner, der Bundesgenoſſe Friedrichs des Großen im ſiebenjährigen Kriege, der Beſieger der Franzoſen in beiden Hemiſphären, als er die vornehmſten Clans mit ihrer Nationaltracht in hochſchottiſche Regimenter umſchuf, die auf der Peninſula und bei Waterloo, in Indien wie in Afghaniſtan, am Cap wie überall, wo es am ſchärfſten hergeht, ſich immer noch als das Salz der problematiſchen britiſchen Armee erwieſen haben. R. Pauli.

Das Reichscivilſtandsgeſetz.

Unter der nicht ganz zutreffenden Ueberſchrift: „Das kirchliche Intereſſe am Reichscivilſtandsgeſetz" brachte die „Nationalzeitung" vor etlichen Wochen einen Leitartikel, dem wir eine weitere Verbreitung wünſchten, als die er durch dieſes eine Blatt zu finden vermocht hat. Anknüpfend an die letzte kirchenpolitiſche Debatte des preußiſchen Landtages, mit deren Ergebniſſen bekanntlich kein Menſch zufrieden geweſen iſt, bemerkt der Verfaſſer — ein bekanntes Mitglied des Reichstages, wie wir ſeitdem erfuhren: „Dieſelbe hat doch zwei Dinge ans Licht gebracht. Erſtlich hat ſich gezeigt, daß wir nach dem zehnjährigen Streit nicht am Ziele, ſondern vielmehr in einem neuen Anſatze des kirchenpolitiſchen Kampfes ſtehen. Zweitens hat ſich ergeben, daß diejenige politiſche Partei, welche auch an der Entſtehung der kirchenpolitiſchen Geſetze den größten Antheil hat, eben aus der jüngſten kirchenpolitiſchen Debatte tiefgeſchädigt hervorgegangen iſt. Bereits triumphiren ihre Gegner zur Rechten und zur Linken und ſind nahe daran, ihr den Todtenſchein auszuſtellen. So viel aber iſt ſicher, daß die kirchenpolitiſche Frage ihre definitive Erledigung noch nicht gefunden hat, und demnach der geſchlagenen Partei die Gelegenheit bleibt, ihre Fehler wieder gut zu machen. Denn gerade der letzte Waffengang in der jüngſten kirchenpolitiſchen Debatte hat

Digitized by Google

mehr wie alles Frühere die Tiefe und Breite des gähnenden Abgrundes, der die Gegenſätze ſcheidet, vor den Augen aller Nichtblinden aufgedeckt. Damit iſt der nationalliberalen Partei die Möglichkeit gegeben, ſich auf die Urſache ihres gegenwärtigen Niederganges zu beſinnen und ſich zu ermannen, um ihren begangenen Fehler zu berichtigen."

Die Gelegenheit dazu ſoll, wie der Verfaſſer dieſes Artikels weiter bemerkt, darin gefunden werden, daß ſich der nächſte Reichstag eines Sturmangriffes auf das Civilſtandsgeſetz vom 6. Februar 1875 zu gewärtigen hat. Wir ſtimmen auch darin mit ihm überein; nur daß wir ſeine Mahnung nicht blos an die nationalliberale Partei gerichtet ſehen möchten. Denn ſo gewiß die Wiederaufhebung des Reichscivilſtandsgeſetzes ein nationales Unglück bedeuten würde, kein geringeres, als die Beſeitigung der ſogenannten Maigeſetze: eben ſo gewiß ſind alle, die das einzuſehen vermögen, die Conſervativen ſo gut wie die Liberalen, zu deſſen Abwendung verpflichtet. Aber freilich, dieſe Einſicht iſt noch längſt nicht ſo verbreitet, wie ſie ſein ſollte, und viele, die ſich derſelben rühmen, unterſchätzen die dem Geſetze drohende Gefahr.

Die letzteren, gläubige Optimiſten, verlaſſen ſich darauf, „daß der Kanzler des deutſchen Reiches unmöglich geſtatten könne, daß ein ſo principielles Reichsgeſetz geſchädigt werde". Aber, wie berechtigt dieſe Erwartung ſei, es fragt ſich doch, ob der Reichskanzler ſeine ganze perſönliche Autorität für ein Geſetz in die Wagſchale zu werfen gedenkt, für das er „nach ſeinen öffentlichen und privaten Aeußerungen über daſſelbe" kein principielles Intereſſe hat? und ob auch dann, wenn ſich zeigen ſollte, daß die Zahl der Gegner dieſes Geſetzes zu-, und die der einſichtsvollen Vertheidiger deſſelben abnimmt?

Das erſtere iſt nun leider gar nicht mehr fraglich. Das Civilſtandsgeſetz hat von Anfang an unter der Verdächtigung gelitten, daß es eine kirchen- und religionsfeindliche Tendenz habe. Eine Aufforderung, der Religion den Rücken zu kehren, ein Kind der franzöſiſchen Revolution, das der deutſche Liberalismus adoptirt hat, um von demſelben genau wie jenſeits des Rheines zugleich Thron und Altar in Brand ſtecken zu laſſen! So ungefähr lautet das Geſchrei der klerikalen Gegner des Geſetzes, und daß es bei Unzähligen Zuſtimmung findet, iſt nicht zu verwundern. Iſt es doch eine Art Gewiſſensberuhigung, die ſich jeder wünſcht, wenn man für alle ſchlimmen Erfahrungen auf dem Gebiete der öffentlichen Moral nicht ſich ſelbſt, ſondern ein verhaßtes Geſetz, deſſen Exiſtenz nur „einige wenige" verſchulden, meint verantwortlich machen zu dürfen! und daß es der große Haufe mit dem Unterſchiede zwiſchen „Seitdem" und „Deshalb" nicht zu genau nimmt, darauf iſt immer, und namentlich zur Zeit allgemeinen Mißbehagens mit größter Sicherheit zu rechnen. Was aber die einſichtsvollen Freunde und Verthei-

Digitized by Google

diger des Reichscivilſtandsgeſetzes betrifft, ſo nennen wir ihre Zahl klein, weil wir nicht nur diejenigen nicht zu ihnen rechnen können, welche darin nur eine Garantie ihrer formalen Freiheit auf dem kirchlichen Gebiete ſehen, ſondern auch diejenigen nicht, welche den Gegnern nichts anderes zu erwidern wiſſen, als daß „die ſchlimmen Folgen des Geſetzes" doch nicht in dem Maße, wie befürchtet wurde, eingetreten ſeien, inſofern die meiſten Ehepaare nach wie vor ihre Ehe haben kirchlich einſegnen, nach wie vor ihre Kinder haben taufen laſſen und dergleichen. Denn wäre, wie jene behaupten, die angeblich zunehmende Irreligioſität eine Wirkung des in Rede ſtehenden Geſetzes, ſo läme es auf ein Mehr oder Weniger nicht an: ein Minimum genügte, um daſſelbe in den Augen aller Wohlgeſinnten zu discreditiren. Nun ſind freilich die Liberalen im Großen und Ganzen von der Grundloſigkeit dieſer Behauptung überzeugt; aber vielen fehlt es an der poſitiven Ueberzeugung, daß es ſich gerade umgekehrt verhält. Und doch kommt's bei der Vertheidigung des Geſetzes darauf allermeiſt an. „Denn" — bemerkt der Abgeordnete Baumgarten mit Recht — „wenn vor dem wüſten Lärme der Fanatiker die Freiheitspartei meiſtens verſtummt, ſo verfeſtet ſich in der Anſchauung der Regierungen und der Bauern (die Zuſammenſtellung iſt bezeichnend) immer mehr die Vorſtellung, daß jene fanatiſchen Ankläger gegen das Geſetz die einzigen wahren Säulen der Kirche, der einzige Schutz für Thron und Altar —, dagegen die Freunde des Geſetzes Heiden und Antichriſten ſind."

Aber vielleicht iſt es zu viel verlangt, wenn wir von unſeren Abgeordneten die Ueberzeugung erwarten, daß das Civilſtandsgeſetz der Pflege des religiöſen Lebens im Volke nicht nur nicht hinderlich, ſondern förderlich, und deſſen Wiederaufhebung nicht nur nicht gute, ſondern ſchlimme Folgen haben werde? Sind doch ſelbſt die Vertreter der Kirche in dieſer Hinſicht ſehr verſchiedener Meinung . . . Dieſe Einwendung ließe ſich hören, wenn es ſich um eine theologiſche Streitfrage handelte; aber die Frage: ob die Religioſität durch äußere Zwangsmittel befördert werde, iſt im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr eine theologiſche, ſondern eine Frage der allgemeinen Bildung. Die „Vertreter der Kirche" aber, die proteſtantiſchen Theologen, welche die Frage zu bejahen wagen, thun das lediglich aus hierarchiſchem Intereſſe; wider ihre beſſere Ueberzeugung. Ja, das darf man ihnen dreiſt ins Geſicht ſagen; wird aber — und das iſt bezeichnend — nicht leicht Gelegenheit dazu finden. Denn nur im Chorus ſchreien ſie gegen das Civilſtandsgeſetz; wenn man ſie hingegen einzeln befragt: ob ſie glauben, daß eine erzwungene kirchliche Handlung beſſer ſei als deren Unterlaſſung? oder ob ſie nicht glauben, daß zum Weſen der Religion, die ſie zu vertreten haben, deren Freiwilligkeit gehöre? ſo antwortet jeder einzelne wie ein vernünftiger Menſch.

Nur zu vielen fehlt es aber auch noch an allem Verſtändniß dafür, daß

Digitized by Google

die religiöse Freiheit mit der politischen so eng zusammenhängt, daß wir mit der einen zugleich die andere entweder vertheidigen, oder preisgeben. Daß ihnen die Gegner des Civilstandsgesetzes darin weit überlegen sind, ist außer Frage. Denn sie wissen um diesen von der Geschichte aller Völker bezeugten Zusammenhang und nützen ihn aus, während ein großer Theil unserer Liberalen in dem Wahne dahinlebt, daß die religiöse Frage für den auf der Höhe seiner Zeit stehenden Politiker — wenn überhaupt noch — erst an zweiter oder gar dritter Stelle in Betracht komme. Noch wäre es vielleicht Zeit, aus diesem Traume zu erwachen, noch Zeit, sich darüber klar zu werden, daß die Wiedereinführung des Zwanges auf dem kirchlich-religiösen Gebiete unmittelbar das religiöse und mittelbar das sittliche Gesammtleben unseres Volkes aufs ärgste beschädigen würde, und daß deshalb dagegen protestirt werden muß. Aber es ist gewiß auch die höchste Zeit, sich das zum Bewußtsein zu bringen. Denn darüber täusche man sich nicht: „die kirchliche Unfreiheit ist im Vordringen", die ganze Luftströmung reactionär; und nicht die Schreier, nicht die Indifferenten, nicht die sich für die religiöse Frage nur so weit interessiren, wie sie „vom Kirchenschatten nicht belästigt zu werden wünschen", sondern nur diejenigen, welche den positiven Werth der Religions- und Gewissensfreiheit zu würdigen wissen, sind fähig und berufen, das in seinem Fortbestande bedrohte Garantiegesetz derselben wirksam zu schützen.

Ungern unterscheiden wir zwischen Volks- und Regierungsinteresse, da wir nicht einsehen können, welch' höheren Ehrgeiz eine vernünftige Regierung haben könne, als den, dem Wohle der Gesammtheit zu dienen. Nur weil noch zum öfteren die Phrase gehört wird, dieses oder jenes Gesetz sei für die Regierung als solche gleichgiltig — möchten wir ausdrücklich bemerken, daß dies vom Reichscivilstandsgesetze unmöglich behauptet werden kann. Denn kommt dasselbe zu Fall, so dürften sich unsere Staatslenker sehr irren, wenn sie damit einfach zum status quo ante zurückzukehren meinen sollten. Der moderne Klerikalismus in der protestantischen wie in der katholischen Kirche wird sich daran nicht genügen lassen. Er wird sagen: wenn der Staat selbst die Eheschließung für eine kirchlich-religiöse Angelegenheit erklärt, so kommt es auch nicht ihm, sondern nur der Kirche zu, dieses Gebiet gesetzlich zu ordnen, zu bestimmen, welche Individuen eine Ehe schließen können, und welche nicht, und unter welchen Bedingungen u. s. w., und daß darin mehr Logik steckt, als in der seltsamen Verquickung des Staatlichen und des Kirchlichen in der Zeit vor Erlaß des Civilstandsgesetzes, das wird Niemand verkennen. Genug, um nur anzudeuten, daß der Staat, wenn man denn einmal unterscheiden will, ein eben so unmittelbares Interesse an diesem Gesetze hat, wie die Kirche, wie das Volk und wir Alle. D.

Digitized by Google

Der moderne musikalische Zopf.*)

Bei der hohen Bedeutung, welche Geist und Richtung der Tonkunst für das moderne Culturleben hat, angesichts des tief greifenden Einflusses, den heutzutage das Musiktreiben auf alle Schichten der Gesellschaft ausübt, scheint es keiner weiteren Rechtfertigung zu bedürfen, wenn ein denkender Schriftsteller auch einmal die Auswüchse und Unarten des modernen Musiklebens und Musikschwärmens zur Sprache bringt. Dies unternimmt der als geistvoller Essayist bekannte Emil Naumann, den ernstes und umfassendes Studium wie ein feingebildeter Kunstsinn über den Parteien der gegenwärtigen Musikergeneration erhalten hat und der darum die nöthige Unbefangenheit besitzt, um den Männern der Zunft, mögen sie nun zu den „tondichtenden", oder zu den recensirenden, oder zu den in beiderlei Richtung mit der Feder dilettirenden Kreisen gehören, ihre liebenswürdigen und unliebenswürdigen Schwächen und Wunderlichkeiten vorzuhalten. Ein unbefangenes und offenes Wort, das nicht von Parteivoreingenommenheit und persönlicher Liebhaberei eingegeben und beherrscht ist, sondern allein dem selbstlosen und reinen Interesse für die Kunst seine Veranlassung verdankt, darf von vornherein auf die lebhafte Theilnahme derjenigen denkenden und gebildeten Musiker, Musikfreunde und Aesthetiker rechnen, welchen das zuweilen jedes Anstandsgefühl verhöhnende Treiben einzelner weitverzweigter Coterien in der Künstler- und Schriftstellerwelt so zuwider geworden ist, daß sie am liebsten sich stille davor zurückziehen und der goldenen Früchte unserer Lieblingskunst am liebsten innerhalb ihrer vier Wände sich erfreuen, müde des bombastischen oder auch bösartigen Geredes, dem man in Theater und Concertsaal allmählich nicht mehr ausweichen kann, weil jeder das Pianoforte mißhandelnde Oberprimaner und jede dasselbe Instrument beehrende Schülerin eines Conservatoriums glaubt über Musik überhaupt und über Opern insbesondere absprechen zu können, während sie von dem Wesen, von den Bedingungen und Voraussetzungen des musikalischen Kunstwerkes auch nicht eine blasse Ahnung haben. Dies hätte Naumann eigentlich, um den modernen, musikalischen Zopf richtig und tüchtig zu packen, zuerst betonen sollen, ehe er sein wohlgeschliffenes Schwert gegen den Zopf der zukünftlerischen Zunft schwingt.

Unter Zopf versteht man gemeinhin die Verwechselung von persönlicher Manier oder conventioneller Schablone mit wirklichem Stil und mit dem unabhängig von Zeiten und Personen geltenden Gestaltungsgesetze der Tonkunst. Mit Recht

*) Der moderne musikalische Zopf. Eine Studie von E. Naumann. Berlin R. Oppenheim. 1880.

Digitized by Google

gilt Mozart als der verkörperte Genius der Muſik, weil in ſeinen Meiſterwerken das Schöne der Muſik zum vollſten und kräftigſten Ausdrucke gekommen iſt, Kraft und Anmuth in unübertroffenem Gleichgewichte und unnachahmlicher Harmonie ſich befinden. Schon bei Beethoven überwiegt bisweilen die Kraft des Ausdruckes über den Reiz des Schönen; das Gleichgewicht iſt nicht mehr daſſelbe wie bei Mozart. Wenn man nun aber, erfüllt und hingeriſſen von dem Mozart'ſchen Genius, ſo weit geht: Mozart's Manier und Mache zum ſchlechthinnigen Geſetze der Muſik zu erheben, alles für verfehlt und unſchön zu erklären, was nicht mozartiſch klingt, und dagegen alles für vollendet und abſolut vollkommen auszugeben, was von der Hand des liebenswürdigen Meiſters ſtammt, ſo iſt das Zopf. Denn die Darſtellung und Verkörperung des reinen Schönen, der vollendeten, geiſt- und krafterfüllten Anmuth iſt nicht die einzige und nicht die letzte Aufgabe der Muſik, ganz abgeſehen davon, daß die Idee des Muſikaliſch-Schönen eben ſo viele Seiten und Formen der Verwirklichung zuläßt, als es gottbegnadigte Künſtlerindividualitäten giebt. In Folge des überwältigenden und durchgreifenden Einfluſſes, den eine hervorragende künſtleriſche Perſönlichkeit ausübt, bildet ſich aus den Jüngern und Verehrern des Meiſters die „Schule", welche die dem Ideale des Meiſters Zuſtrebenden zuſammenfaßt und alsbald dem Zopfe verfällt, wenn ſie die von ihrem Meiſter verkörperte und vertretene Seite des Ideales, des Muſikaliſch-Schönen, für das Ideal überhaupt, den Theil für das Ganze nimmt und folgerichtig auch die perſönlichen Einſeitigkeiten ihres Führers für Ausflüſſe des Ewig-Schönen ausgiebt und ſich aneignet. Jeder große Meiſter hat — weil ja die Idee die Liebenswürdigkeit beſitzt, in einem menſchlich umſchränkten und der Schwachheit zugänglichen Weſen zu erſcheinen! — ſolch ein kleines Zöpflein, an deſſen Enden eine Anzahl bezopfter Jünger baumelt. Wir reden von einem Mozart'ſchen Zöpflein wie von einem Mendelsſohn'ſchen — Naumann's Verdienſt, das ihm wohl viele Gegner machen wird, iſt es, nachgewieſen, beziehungsweiſe keck und friſch ausgeſprochen zu haben, was Viele längſt bei ſich denken, daß der Zopf, welchen die Brahms'ſche und Wagner'ſche Partei trägt, der allerlängſte iſt, welcher je in der Muſikgeſchichte da geweſen iſt; natürlich, die Manier iſt ja noch nie ſo ausſchließlich zum Schaffensgeſetze erhoben worden, wie in den Schulen dieſer beiden Großmeiſter unſerer Zeit. Weil ſich nun einer drehen mag wie er will, ohne des Zopfes anſichtig zu werden, den er trägt, denn

„der Zopf, der hängt ihm hinten",

ſo iſt es ein Verdienſt, wenn ein Mann, der, wie Naumann, den Ruf der Unbefangenheit und der Gerechtigkeit genießt, den guten Leuten den Zopf im Spiegel zeigt.

Digitized by Google

Nur hätten wir gewünscht, daß die Ursache des üppigen Wachsthumes dieses modernen Zopfes noch mehr an die Spitze gestellt würde: wir sehen dieselbe in dem unbefugten und schönrednerischen Urtheilen und Schreiben über Musik, das in gewissem Sinne eine Modekrankheit der Zeit ist, sodann in der Abneigung vor tiefer eindringendem Studium in die Geschichte und in die Gesetze der Kunst. Wohl hat Naumann vollständig recht, wenn er beklagt, daß wir eine maßgebende Aesthetik der Tonkunst noch nicht haben: aber auch in der Dichtkunst giebt es keine Aesthetik, welche als Evangelium, als kanonische Richtschnur für schaffende Dichter und für kritisirende Schriftsteller gälte: dennoch wird mit der schönrednerischen Phrase auf dem literargeschichtlichen Boden kein so üppiger Unfug getrieben, wie auf dem musikalisch-ästhetischen, weil es sich das Publikum nicht bieten läßt, weil sein Urtheil in dieser Hinsicht geübter und gebildeter ist als in musikalisch-ästhetischen Fragen. Es giebt aber neuerdings auch über die Musikgeschichte und über die ästhetischen Fragen in der Musik recht besonnene, nüchterne, auf die Sache lossteuernde Bücher — sie werden nur nicht gelesen und noch weniger studirt; warum? es ist ja nicht nothwendig: zur musikalischen Bildung gehört und zum Mitsprechen in musikalischen Angelegenheiten berechtigt das — Spielen eines Instrumentes, die Zugehörigkeit zu einem Vereine, sei's ein Tonkünstlerverein, sei's ein Gesangverein. Das einseitige Ueberwuchern der technischen Schulung über die Bildung des Verständnisses — das ist die Ursache des Zopfes in allen Zeiten. Da muß Naumann den Hebel ansetzen: schaffet neben den „Künstlerschulen", welche „Künstler" ausbilden, Gelegenheiten und Organe, welche den Liebhabern der Kunst das Verständniß öffnen und zur Erziehung des Geschmackes und Urtheiles beitragen — dann erst wird unsere Jugend vor der Gefahr behütet sein, der musikalischen Phrase und dem Winkelrecensententhum in die Hände zu fallen. In Stuttgart hat man angefangen, eine Gymnasialorchesterschule zu organisiren, welche den Schülern des Humanismus Gelegenheit giebt, selbstthätig an der Darstellung der Meisterwerke verschiedener Zeiten und Stile mitzuwirken, ohne so viel Zeit und Kraft auf die Erlangung technischer Fertigkeiten verwenden zu müssen, wie eine eigentliche Musikschule fordert. Nun, das bildet und erzieht Geschmack und Urtheil! So wird ein Geschlecht heranwachsen, welches nicht mehr den nonsens unserer Zeit begreifen wird, da man eine Wagner'sche Introduction mißt an einer Mozart'schen Claviersonate, und eine „Erzählung Tannhäuser's" an den Arien aus Don Juan; sondern man wird lernen und jedes Kunstwerk an der Aufgabe messen, die es sich gestellt hat.

Da den Vertretern der altclassischen Partei ihr Zopf von der Seite der Neuromantiker genügend nachgewiesen worden ist, so wendet sich Naumann mit Recht vorwiegend gegen die letztere. Wie gründlich einem Theile der

Digitized by Google

jüngeren Generation das Gefühl für die Nothwendigkeit der Symmetrie, des architektoniſchen Ebenmaßes in der Muſik abhanden gekommen iſt, das zeigt der Anlauf gegen das Dacapo im erſten Theile der Sonaten- oder Sinfonieform. Wir ſtimmen Naumann vollſtändig bei, wenn er die Weglaſſung des Dacapo als einen „rohen Eingriff in den Geiſteszuſammenhang, wie in die der Kunſtform der Sonate eigenen ſchönen Proportionen" bezeichnet, und freuen uns mit ihm des hübſchen und treffenden Wortes aus dem Munde Moritz Hauptmann's: „Wunderbare Käuze, dieſe modernen muſikaliſchen Himmelsſtürmer! Es hat es doch noch Niemand langweilig gefunden, oder als veraltete Tradition und überwundenen Standpunkt bekämpft, daß der Schöpfer aller Dinge den links von der Naſe gebildeten erſten Theil des menſchlichen Antlitzes rechts von der Naſe ohne jede Variante wiederholt. Auch die Bildhauer und Maler haben ſich über dieſes ihnen von der Natur vorgeſchriebene Dacapo, das ſich überdies auch noch auf zwei Beine, zwei Arme, Schultern ꝛc. erſtreckt, niemals beklagt, ebenſowenig als die Betrachter eines Zeuskopfes von Otricoli, oder einer Madonna Sixtina und ihres göttlichen Kindes. Selbſt die Poeten hat es bis heute weder betrübt, noch in Wuth verſetzt, daß im Sonett die vierzeilige und die dreizeilige Strophe eine Wiederholung erleiden. Aber die Muſiker ſind nun einmal reizbare, nervöſe Geſellen, die, wenn es ihnen gerade an einem zu zerhackenden Collegen fehlt, ihr Müthchen an der Kunſtform, oder an Gott weiß was ſonſt, kühlen müſſen."

Was muß ſich die Sonatenform überhaupt von dem halbwüchſigen Geſchlechte der Gegenwart nachſagen laſſen! „Veraltet iſt ſie, abgethan!" das proclamiren Leute, die ſo wenig eine Ahnung von der Feinheit muſikaliſcher Dialektik haben, welche dieſer durch die Meiſterwerke der Erſten geweihten und verklärten Kunſtform eigen, daß ſie, wenn ihre ungeweihte, tappige Hand an das feine Gefüge derſelben greift, ſich freilich ſchwer daran verſündigen. Ja, die Trauben ſind eben Manchem zu ſauer — denn eine gehaltvolle Sonate zu ſchaffen, dazu gehört nicht blos ein Farbenkaſten von modernen Klang-Effecten und ein „Programm", ſondern vor allem ein eigener Gedanke, und das Vermögen, den Gedanken plaſtiſch zu geſtalten und dialektiſch zu entwickeln. Hic Rhodus hic salta! dann wird die Sonate nicht mehr ſo langweilig ſein.

Weiter berührt Naumann das „Leitmotiv"-Weſen! Daß das Leitmotiv ſeine Berechtigung hat und daß die Verwendung des Leitmotives am rechten Orte die mächtigſte Wirkung haben kann, iſt von vornherein klar. Die Art und Weiſe aber, wie jetzt das Leitmotiv erhoben und geprieſen wird, iſt einfach Zopf. Während die thematiſch-dialektiſche Fortbildung, wie ſie der claſſiſchen Muſik eigen, in einem beſtändigen Wachſen, im organiſchen Her-

Digitized by Google

vorgehen des Unbekannten aus dem Bekannten, und daher vor allem in einem ewigen Werden, das ſchon an und für ſich feſſelt und intereſſirt, ſeine eigentliche Natur offenbart, erfährt das Leitmotiv keine weſentliche Umbildung oder Neugeſtaltung, es wird nicht, wie das Thema in ſtets neuer Form und von einer ſtets neuen Seite vorgeführt, ſondern nur immer wieder in eine neue Beleuchtung gerückt und in wechſelnden Farbenſchmuck gehüllt. Es tritt an die Stelle des lebendigen Charakter-Darſtellers die Charakter-Maske, an die Stelle der friſch aus der Situation quellenden Handlung die coſtümirte Formel. Wir freuen uns, in allen dieſen Punkten, beſonders in dem, was über die Programm-Muſik geſagt wird, bei Naumann volle Zuſtimmung zu dem zu finden, was wir ausführlich an anderem Orte (in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" von 1878 unter dem Titel „Muſikaliſche Tagesfragen", und in „Die Tonkunſt", Einführung in die Aeſthetik der Muſik. Stuttgart, 1878) dargelegt haben, und hoffen, daß der geehrte Verfaſſer auch in der Grundfrage, über Inhalt und Aufgabe der Muſik, mehr und mehr dem von uns vertretenen, auf der Natur der Sache baſirenden Standpunkte ſich nähern werde, von welchem aus der dramatiſchen Muſik wohl das Vermögen zugeſtanden wird, Perſonen und Handlungen mit ſprechender Kraft zu charakteriſiren, nicht aber, die Handlung aus ſich zu gebähren und die Gefühle der Handelnden „darzuſtellen" und „auszudrücken". Ueber dieſe Grundfrage muß man klar und deutlich ſich entſcheiden, dann wird noch manches ſich als Zopf ausweiſen, was man jetzt als unanfechtbar hinnimmt, ſo z. B. die Sucht, den „Inhalt" eines Tonſtückes als einen „gedanklichen" zu deſtilliren, während das Schöne doch die Seele iſt, welche undefinirbar und undeſtillirbar im Tonkörper webt. Was Naumann in den beiden letzten Abſchnitten „Hinter den Couliſſen. Ein Blick auf die Schildhalter der Neu-Romantik" und „Richard Wagner der Führer und das Haupt der Talente des muſikaliſchen Jungdeutſchlands" ſagt, iſt ſcharf und wird dem geehrten Verfaſſer viele Feinde machen, dafür denen, welche noch nicht in vollem bachantiſchen Taumel wirbeln, ſondern ernſtes Streben und geſunden Blick ſich bewahrt haben, zu nüchterner Einkehr gereichen. Wir wünſchen es von Herzen, denn auch darin wiſſen wir uns mit Naumann einig, daß wir das Gute und Schöne lieben, von welcher Partei es komme.

H. A. Köſtlin.

Digitized by Google

Der fünfzehnte deutsche Juristentag.

In den Tagen vom 9. bis 11. September war der deutsche Juristentag in Leipzig zu seiner fünfzehnten Versammlung vereinigt. „Den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung auf den Gebieten des Privatrechtes, des Processes und des Strafrechtes immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen, und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern" — wie die Statuten sagen — war diese Wanderversammlung der wissenschaftlichen und praktischen Berufsgenossen des Rechtes zu einer Zeit begründet worden, als man nicht ahnen konnte, daß binnen zwei Jahrzehnten die deutsche Rechtseinheit ihre Verkörperung in einem höchsten kaiserlichen Gerichtshofe gefunden haben würde. Es war also zugleich eine Art von Feier der bisherigen Erfüllung seiner Bestrebungen, daß der Juristentag den Sitz des Reichsgerichtes noch im ersten Jahre von dessen Bestande zu seinem Versammlungsorte wählte und dem hohen Collegium die Huldigung erwies, dem Präsidenten desselben den Ehrenvorsitz, dem Senatspräsidenten Dr. Drechsler die geschäftliche Leitung seiner Plenarverhandlungen anzutragen. Mit ehrender Selbstlosigkeit hatte Professor Gneist, in dessen gewiegter Hand sieben Mal diese Aufgabe geruht, selbst darauf bestanden, die Stelle zu räumen, um nichtsdestoweniger in der schlichten Eigenschaft des Mitgliedes der Versammlung seine volle Theilnahme zu schenken. In stattlicher Schaar bekundeten die Mitglieder des Reichsgerichtes sowie seiner Staats- und Rechtsanwaltschaft, daß sie die Aufmerksamkeit des Juristentages zu würdigen wußten. Um so befremdlicher mußte es daneben sein, daß von den Leuchten der Leipziger Juristenfacultät keine einzige an der Versammlung sich betheiligte, während nicht nur die benachbarten Hochschulen Berlin, Halle, Jena, sondern auch Greifswald, Göttingen, Gießen, ja das entlegene Straßburg, und aus Oesterreich Wien und Graz vertreten waren. Leider kann die Abwesenheit der Leipziger Rechtslehrer nicht einmal dem Zufalle beigemessen werden, da den Herren aus dem Schooße der ständigen Deputation des Juristentages noch besonders nahe gelegt war, welchen Werth man ihrer Theilnahme beimessen würde; und so mußte die Bemerkung des Vorsitzenden Dr. Drechsler, daß die Bestrebungen und Leistungen des Juristentages nicht überall in den Berufskreisen das wünschenswerthe Verständniß finden, in erster Reihe die Körperschaft treffen, deren jüngst verstorbener Senior Wächter Mitbegründer des Juristentages und in den ersten fünf Versammlungen dessen Präsident gewesen ist. Selbstverständlich hat der Juristentag das Andenken des hochverdienten Mannes in würdiger Weise geehrt. Da der Juristentag grund-

Digitized by Google

sätzlich und seiner Bestimmung gemäß nur Fragen der Gesetzgebung in seine Berathungen zieht, so ist seit Erlaß der Justizgesetze von 1876 und bis sich nach einer hinreichend langen Probe deren Revisionsbedürftigkeit im Einzelnen übersehen läßt, sein Arbeitsfeld ein ziemlich beschränktes. Das Schwergewicht der Arbeiten lag daher diesmal ganz auf dem Gebiete des Privat- und Handelsrechtes, so daß die dritte und vierte Abtheilung (Straf- und Proceßrecht), die sonst kaum einzeln ihre Registrande zu erledigen vermochten, jetzt vereinigt nur durch Zuweisung der eigentlich nicht in ihr Gebiet fallenden Frage der Wechselfähigkeit ausreichend beschäftigt waren. Unstreitig nimmt dieser Gegenstand für das allgemeine Interesse die erste Stelle in Anspruch. Wenn auch der Jurist gerne zugesteht, daß bei demselben das gewichtigste Wort den wirthschaftlichen Bedürfnissen gebührt, so mußte doch bei dem auch hier nicht ausbleibenden Gegensatze der Interessen schwer in die Wagschale fallen, daß in der Abtheilung wie im Plenum der Juristentag einstimmig ausgesprochen hat: „es empfiehlt sich nicht, die gesetzliche allgemeine Wechselfähigkeit zu beschränken". Die Verhandlung erschöpfte sich beide Male in einem musterhaft gründlichen Vortrage des Herrn Landgerichtsrath Thomsen in Hannover, welcher die historischen, juristischen und wirthschaftlichen Gründe für die Aufrechthaltung der allgemeinen Wechselfähigkeit in vernichtender Colonne aufrücken ließ. Besonders bemerkenswerth, weil kaum noch in dieser Vollständigkeit bekannt, war die historische Feststellung, daß bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland wie in den übrigen europäischen Verkehrsgebieten die allgemeine unbeschränkte Wechselfähigkeit durchgehende Regel war. Von sechsundzwanzig bis dahin in Deutschland geltenden Wechselordnungen sprachen achtzehn die allgemeine Fähigkeit positiv aus, sechs andere enthielten thatsächlich keine Beschränkungen, die nur in zweien und dazu in sehr mäßigem Umfange sich fanden. Erst die Entwickelung des bureaukratischen Polizeistaates hat auch auf diesem Felde die sinnreichen Einfälle der Bevormundung in die Halme schießen lassen, bis dann nach achtzig Jahren, seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, die rückläufige Bewegung begann, welche in der allgemeinen deutschen Wechselordnung zu dem Abschlusse gelangte, nicht mit dem bewährten alten Rechte zu brechen, sondern auf das eigentlich alte Recht gegenüber den willkürlichen Experimenten einer verhältnißmäßig kurzen Zwischenperiode zurückzukommen.

Vor wenig Jahren noch würde unter den handelsrechtlichen Fragen das Verhältniß des einzelnen Actionärs zu der juristischen Person der Actiengesellschaft und ihren Organen weitaus die größte und allgemeinste Beachtung gefunden haben. Inzwischen ist man, je ruhiger sich unter der wirthschaftlichen Ebbe die Sache ansehen ließ, um so skeptischer geworden in der Erwartung, durch formalistische Palliative den Schädigungen der rückkehrenden

Digitized by Google

Fluth einen Damm setzen zu können. Zumal in juristischen Kreisen, welche den wirthschaftlichen Interessen ferne stehen, ist man sich immer klarer geworden über das Dilemma, daß die zum Schutze des Actionärs in Vorschlag gebrachten Garantien entweder nicht hinreichend wirksam, oder wenn dies, nur allzu geeignet sein würden, böswilliger Schädigung des kaufmännischen Unternehmens der Actiengesellschaft die Handhaben zu bieten. Indeß ist die zweite Abtheilung des Juristentages in eine sorgfältige Einzelprüfung der von dem Referenten, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Jaques zu Wien, vorgeschlagenen Resolutionen eingegangen, hat einen Theil derselben, über welchen sich keine Meinungsverschiedenheit kundgab, angenommen, einen andern Theil zu weiterer Begutachtung und Verhandlung zurückgestellt. Vielleicht dürfte es aber hierbei der ständigen Deputation angezeigt scheinen, endlich einmal die Sache etwas mehr von Grund aus der Prüfung zu unterstellen, insbesondere in der Richtung: ob denn in der That, wie das Gesetz von 1870 arglos voraussetzt, die Actienfreiheit ein angeborenes Menschenrecht ist, oder nicht vielmehr das Recht, aus einem beschränkten Einsatze unbeschränkten Gewinn zu ziehen, ein Privilegium darstellt, gegen dessen Mißbrauch nicht in erster Reihe der Actionär, sondern der Gläubiger mit Recht Garantien verlangen kann. Während sonst die Seele des kaufmännischen Credites der Einsatz der ganzen Persönlichkeit mit ihrem ganzen Vermögen und zuletzt ihrer kaufmännischen Ehre ist, stellt sich die Actiengesellschaft als ein von unverantwortlichen Collegialbeschlüssen in Bewegung gesetzter Geldcomplex dar, nach dessen Erschöpfung der Gläubiger das leere Nachsehen hat. Sollte nicht ein solches Privilegium seiner Natur nach auf die Fälle eines wirklichen Bedürfnisses zu beschränken sein, wenn nämlich Unternehmungen von gemeinnützigem Interesse solche Geldmittel erfordern, die auf andere Weise sich nicht zusammenfinden würden — während für gewöhnliche Geschäftsunternehmungen wie Bierbrauereien, Zuckerfabriken, Bauanlagen u. s. w. die Actienform nicht nur kein ersichtliches ökonomisches Bedürfniß ist, sondern nach heillosen Erfahrungen durch ihre unverantwortliche Geschäftsleitung nur die soliden Einzelunternehmungen geschädigt haben.

Die Fragen des Privatrechtes, welche zur Verhandlung kamen, entziehen sich der Besprechung an dieser Stelle. Mit Bedauern müssen wir uns insbesondere versagen, auf das Problem der Vindication beweglicher Sachen einzugehen, weil der Begutachter, Professor Franken in Greifswald, für dasselbe einen weit über die formaljuristische Seite hinausgehenden Hintergrund eröffnet hatte. Auf den wirthschaftlichen Inhalt und Untergrund des Rechtsinstitutes zurückgehend, kommt derselbe zu der ganz neuen Construction: das Eigenthum scheidet aus dem Vermögen des Veräußerers in dem Augenblicke aus, in welchem das ökonomische Aequivalent desselben eintritt — durch Ver-

Digitized by Google

äußerungsgeschäfte soll also das Eigenthum erst im Augenblicke der erfüllten Gegenleistung erworben werden. Der Referent, Rechtsanwalt beim Reichsgerichte Dr. Reuling, behauptete dem gegenüber den Boden der hergebrachten Anschauungen, und der Juristentag entschied in der Hauptsache nach seinem Antrage, indem er, abweichend von den Beschlüssen der Commission für das Civilgesetzbuch (so weit dieselben bekannt geworden), es für angemessen erklärte, im deutschen bürgerlichen Gesetzbuche die Statthaftigkeit der Vindication beweglicher Sachen nach den Grundsätzen des deutschen Handelsgesetzbuches zu normiren.

Das Gebiet des Strafrechtes war nur durch die eine Frage berührt: „sind gleiche Grundsätze des internationalen Strafrechtes für die europäischen Staaten anzustreben und eventuell welche" — die, an sich hochwichtig, leider wegen ungenügender Präcisirung und Vorbereitung von der Tagesordnung abgesetzt werden mußte. Aus dem Felde des Strafprocesses lagen zwei die Verhältnisse der Presse berührende Fragen vor. Die eine betraf einen Specialfall des Gerichtsstandes für Preßvergehen, wenn nämlich das Preßerzeugniß von mehreren Orten aus vertrieben worden ist. Uebereinstimmend mit den Anträgen des Begutachters, Professor von Liszt in Gießen, und des Referenten, Reichsanwalt Stenglein, entschied die Abtheilung, daß in diesem Falle eine reale Concurrenz so vieler Preßvergehen vorliege, als Verbreitungsmittelpunkte vorhanden seien, mithin auch ein entsprechend concurrirender Gerichtsstand. Eine Discussion richtete sich nicht gegen das praktische Ergebniß dieser These, sondern gegen deren Begründung durch den Begutachter, wobei indeß allgemein anerkannt wurde, daß es sich wesentlich um eine thatsächliche Frage handle, deren concreter Prüfung durch irgend welche allgemeine Formulirungen nicht vorgegriffen werden könne. Uebereinstimmend sprachen die Abtheilung und das Plenum die Verurtheilung des in Oesterreich geltenden sogenannten objectiven Preßstrafverfahrens sowohl vom wissenschaftlichen wie vom Standpunkte des Bedürfnisses der Rechtspflege aus, eine Frage, die zum Glück bei uns noch nicht praktisch geworden ist.

Die gesellige Seite des Juristentages, die auch statutenmäßig schon vorgesehene Förderung des persönlichen Verkehres unter den deutschen Juristen stand diesmal so wenig als bei früheren Gelegenheiten zurück. Die herzliche Aufnahme, welche die auswärtigen Juristen in Leipzig, und demnächst auch an den Zielpunkten des gemeinschaftlichen Ausfluges ins schöne Muldenthal, in Grimma und Leisnig, gefunden haben, die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden und die Zuvorkommenheit der königlich sächsischen Regierung, welche zu diesem Ausfluge einen Extrazug zur Verfügung stellte, vor allem aber die aufopfernden Bemühungen des Leipziger Localcomités haben die verdiente allgemeine Anerkennung und den Dank der Gäste gefunden. x.

Digitized by Google

Die Spaltung der nationalliberalen Partei.

Die Spaltung der nationalliberalen Partei, welche durch den Austritt von siebzehn ihr bisher angehörigen Mitgliedern des Reichstages, den Abgeordneten Bamberger an der Spitze, zunächst für den deutschen Reichstag herbeigeführt, und durch den Anschluß von elf Mitgliedern des preußischen Abgeordnetenhauses auch für die nationalliberale Fraction des Abgeordnetenhauses übertragen worden ist, läßt sich aus dem politischen Verhalten der nationalliberalen Reichstagsfraction in der jüngsten Zeit und namentlich während der diesjährigen Reichstagssession auch nicht im Mindesten erklären. Bei den vorjährigen Berathungen über die Zolltarifrevision herrschten allerdings in der nationalliberalen Partei tiefgehende Meinungsverschiedenheiten. Aber sie waren damals im Wesentlichen beseitigt worden durch den am 11. Juli 1879 erfolgten Austritt von siebzehn Anhängern der Tarifreform; von den noch übrig gebliebenen dreiundachtzig Mitgliedern der nationalliberalen Partei verwarfen Alle bis auf drei den revidirten Zolltarif, so daß die Partei zuletzt doch so gut wie geschlossen bei dieser wichtigen Abstimmung auftreten konnte. Diese Einigkeit hat sich in der diesjährigen Reichstagssession mehr als je früher bewährt, indem bei allen principiell wichtigen Abstimmungen die nationalliberale Partei einmüthig oder so gut wie einmüthig stimmte. Bei der Schlußabstimmung über das Militärgesetz stimmten von dreiundachtzig Mitgliedern nur zwei (Bamberger und von Forckenbeck) gegen das Gesetz; der Verlängerung des Socialistengesetzes wurde von der ganzen Fraction einmüthig zugestimmt. Und andererseits stimmte die Fraction einstimmig gegen den Antrag auf Beschränkung der Wechselfähigkeit, einstimmig gegen die, wenn auch verschleiert, auf Herstellung von Zwangsinnungen gerichteten Anträge, und mit Ausnahme einer Stimme (Gneist) einmüthig auch gegen weitere Beschränkungen der Theaterconcessionen. Die Abstimmung aber über das neueste Kirchengesetz im preußischen Abgeordnetenhause, bei welcher allerdings die Mitglieder der nationalliberalen Partei verschieden sich verhielten, kann im Ernst nicht als Trennungsgrund angeführt werden. Denn weder könnten die Abgeordneten für Sondershausen, Rudolstadt, Meiningen, Gandersheim u. s. w. aus diesem innerpreußischen Vorgange einen Grund entnehmen, sich im deutschen Reichstage von ihren früheren Gesinnungsgenossen zu trennen, noch wird der politisch so gut wie indifferente Inhalt des schließlich zu Stande gekommenen Gesetzes, von welchem etwa die wichtigste Bestimmung die ist, daß Priester auch in Nachbarpfarreien sollen Messe lesen und Sterbesacramente ertheilen dürfen, als Grund für die Trennung gelten können. Im Gegentheil hat sich die principielle Einmüthigkeit der Partei auch hier in demjenigen

Digitized by Google

gezeigt, was sie, wie namentlich den sogenannten Bischofsparagraphen, einmüthig abgelehnt hat.

Ist so die jetzt eingetretene Spaltung durch das sachliche Verhalten der nationalliberalen Fraction gegenüber den ihr gestellten politischen Aufgaben nicht gerechtfertigt, so läßt sich die Trennung nur erklären theils durch rein persönliche Beweggründe, theils dadurch, daß eine Anzahl Mitglieder mit der Anschauung sich erfüllt hat, die Grundsätze der nationalliberalen Partei haben sich überlebt, und es gelte jetzt, den politischen Boden wieder zu betreten, den die Fortschrittspartei bisher behauptet. Daß um diese letztangedeutete Anschauung es sich in Wirklichkeit handelt, ergab sich nicht nur aus zahlreichen Aeußerungen und Erscheinungen, welche dem Austritte vorangingen, sondern es geht dies auch aus der Austrittserklärung hervor, wenn es dort heißt: „Das einige Zusammengehen der liberalen Partei, das Aufhören verwirrender und aufreibender Kämpfe verschiedener liberaler Fractionen erscheint uns als die unerläßliche Voraussetzung für Herbeiführung eines wahrhaft constitutionellen Systems.“ Soll dieser Satz in dem Augenblicke, wo man das Zusammengehen mit den bisherigen liberalen Parteigenossen kündigt, überhaupt einen Sinn haben, so kann er nur bedeuten, daß das Zusammengehen mit der Fortschrittspartei proclamirt werden soll, obwohl diese ihrerseits in ihren Blättern erklärt, die reuigen Sünder wohl in ihren Schooß wieder aufzunehmen, nimmermehr aber ihre Haltung zu ändern.

Die nationalliberale Partei hat ja sicher keinen Anspruch auf ewigen Bestand und mag immerhin dereinst in einer einheitlichen liberalen Partei auf- und untergehen: aber jetzt ist die Zeit hierzu schwerlich gekommen. Die Begründung der nationalliberalen Fraction im Jahre 1866 bedeutete die Betheiligung des liberalen Gedankens an dem Auf- und Ausbau des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches. Hatte die liberale Partei die zu 1866 führende Politik erbittert bekämpft, so bedurfte sie, im Kampfe unterlegen, der Verjüngung, wenn sie nicht völlig zu den Todten geworfen werden wollte. Diese Verjüngung erfuhr sie in der nationalliberalen Fraction, lehnte sie ab, soweit sie als Fortschrittspartei fortbestand.

Während die Fortschrittspartei, auf ihrem Programm fußend, von der Gründung des norddeutschen Bundes an jeden einzelnen den Neubau des deutschen Staates bezeichnenden Schritt bekämpfte und ablehnte, war die nationalliberale Partei unter richtiger Würdigung der gegebenen Verhältnisse bestrebt, bei diesem Neubau mitzuwirken und die liberalen Grundsätze so viel als möglich zur Geltung zu bringen. Dies Streben hat in hohem Maße Erfolg gehabt. Zwar hat die Fortschrittspartei unzählig oft erklärt und die aus der Partei Ausgetretenen eignen sich jetzt, mindestens für die jüngste Zeit, offenbar diese Anschauung an, daß durch die nationalliberale Partei con-

Digitized by Google

ſtitutionelle Rechte der Volksvertretung preisgegeben, die politiſchen Freiheitsrechte geſchmälert ſeien. Aber dergleichen kann nur behauptet werden, ſo lange man ſich in allgemeinen Redensarten ergeht. Geht man dieſen Anſchuldigungen durch ſachliche Einzelprüfung zu Leibe, ſo zerfallen ſie in Nichts: kein Jota von conſtitutionellen Volksrechten iſt ſeit dem Jahre 1866 aufgegeben worden, und die freie Bewegung des Einzelnen, die Sicherheit der Rechtsverfolgung iſt in viel höherem Grade geſetzlich ermöglicht worden, als es vor dem Jahre 1866 der Fall war, allerdings abgeſehen von dem Socialiſtengeſetz, für welches ja aber die Ausgetretenen ſämmtlich und wiederholt geſtimmt haben. Soweit aber liberale Forderungen keine genügende Berückſichtigung gefunden, lag das nicht an dem Mangel an parlamentariſchem Eifer, ſondern daran, daß die liberale Partei in ſtetig abnehmender Minorität in den Parlamenten ſich befunden hat, daß es jetzt im Reichstage z. B. unter etwa 400 Mitgliedern nur etwa 130 Liberale aller Schattirungen giebt. Selbſt der neue Zolltarif, mit der mit Recht beklagten Vertheuerung der Nahrungsmittel, iſt ja zu Stande gekommen trotz des Widerſpruches der nationalliberalen Partei.

Zu den gegebenen Verhältniſſen, mit denen die nationalliberale Partei in dieſem Jahre zu rechnen hatte, gehörte vor allen Dingen die Perſönlichkeit des Fürſten Bismarck. Weil er die geiſtigen Koſten für Herſtellung des Zuſtandes von 1866 faſt allein beſtritten hatte, ſo gebührte ihm mit ebenſo logiſcher Nothwendigkeit als hiſtoriſcher Gerechtigkeit auch ein hervorragender Antheil bei der Ordnung und Geſtaltung der neu geſchaffenen Verhältniſſe. Das deutſche Volk hat dies voll anerkannt, indem es dem Kanzler trotz ſeiner Härten und trotz der auch ihm nicht erſpart gebliebenen politiſchen Mißgriffe in immer breiteren Kreiſen das Vertrauen zuwendete. Wie erfahrungsmäßig Jedermann, der auf ein Arbeiten mit dem Fürſten Bismarck angewieſen iſt, ſo iſt es auch der nationalliberalen Partei nicht leicht geworden, mit dem leitenden Staatsmanne zuſammen zu wirken. Aber trotz mehrfacher Irrungen und Entfremdungen iſt es, allerdings abgeſehen von der Tarifreform, bei welcher innere, erſt ſpäter weſentlich überwundene Verhältniſſe die nationalliberale Partei lahm gelegt hatten, ſchließlich und bis in die letzte Zeit immer noch gelungen, dem Kanzler eine gewiſſe Rückſichtnahme auf die durch die nationalliberale Partei vertretenen liberalen Forderungen abzunöthigen. Der Kanzler ſelbſt hat die Annäherung an die nationalliberale Partei immer wieder geſucht und auch ſuchen müſſen, während ſein Verhältniß zur Fortſchrittspartei durch das perſönliche Auftreten von deren Mitgliedern immer unheilbarer vergiftet worden iſt. Der Austritt aus der nationalliberalen Fraction hat auch nach dieſer Richtung nur den Sinn, daß auf den Boden der Fortſchrittspartei hinüber getreten und das liberale Programm ohne

Digitized by Google

jede Rückſicht auf die Pläne des Kanzlers verfolgt werden ſoll. Ohne Zweifel hat, abſtract betrachtet, die liberale Partei zu ſolchem Auftreten ein Recht; die Klugheit aber ſollte ihr gebieten, nach Lage der Umſtände die Uebung dieſes Rechtes mindeſtens hinauszuſchieben. Wenn nach Gottes Rathſchluſſe zwei Augen ſich einmal ſchließen werden, dann wird vielleicht Manches ſich ändern und ſehr möglich auch mit dem Einfluſſe des Kanzlers nicht mehr zu rechten nöthig ſein. Aber freilich wird dann, wenn zwei Hauptbürgen der deutſchen Einheit und des europäiſchen Friedens fortgefallen ſein werden, das deutſche Volk vielleicht von anderen Sorgen alsbald erfüllt ſein, als von denjenigen, welchen die Austrittserklärung der Gruppe Bamberger Ausdruck giebt.

Daß durch die eingetretene Spaltung der nationalliberalen Fraction zunächſt der Einfluß der nationalliberalen Partei noch weiter geſchwächt, die parlamentariſche Verwirrung noch mehr geſteigert werden wird, geben wohl ſelbſt die Urheber dieſer Spaltung zu. Die 130 liberalen Reichstagsmitglieder werden fortan in vier Gruppen vertheilt ſein: dadurch werden ſie ſelbſtverſtändlich an Anſpruch auf Berückſichtigung und Actionskraft verlieren. Es wird zu den vielen ſchon beſtehenden Fractionen und Fractiönchen noch eine neue treten: die Bildung der Majoritäten im Reichstage wird dadurch noch mehr als früher dem Zufall und den hinter den Couliſſen wirkenden parlamentariſchen Rechenkünſtlern ausgeſetzt ſein. Aber auch nur auf die Zukunft ſetzt die Gruppe Bamberger ihre Hoffnung; ſie hofft, daß durch Steigerung der liberalen Uneinigkeit im Parlamente die liberalen Wähler erſt recht vom Einigungsdrange und zugleich auch mit fortſchrittlicher Entſchiedenheit erfüllt werden ſollen. Hält man wirklich das politiſche Leben im Volke heute für ſo rege, daß es ganz neue Impulſe dem parlamentariſchen Leben zu geben vermöchte? Sollte dieſe Erwartung eintreffen, ſo müßte die Gruppe Bamberger mindeſtens für einen Tag von Königgrätz ſorgen, an welchem bekanntlich 1866 die Volkswahlen ſich von der bis dahin allmächtigen Fortſchrittspartei ab- und den Nationalliberalen und Conſervativen zuwendeten.

Und was die vom Volke erwartete Linksſchwenkung angeht, ſo läßt ſich dieſe natürlich nicht als ſchlechthin unmöglich hinſtellen, allein wahrſcheinlich iſt ſie nach den bei den früheren Wahlen gemachten Erfahrungen doch gewiß nicht. Man denke doch nur daran, daß bei den Reichstagswahlen von 1874, 1877, 1878 die Nationalliberalen herabgingen von 170 auf 146 und dann auf 97 Mitglieder, die Fortſchrittspartei von 40 auf 35 und dann auf 25, während die beiden conſervativen Fractionen wuchſen von 58 auf 78 und dann auf 110. Und dann bei den preußiſchen Abgeordnetenwahlen vom 8. October 1879 gingen trotz der Agitationsmittel der Kornzölle und des Miniſters von Puttkamer die Nationalliberalen herunter von 168 auf 105

Digitized by Google

(wobei bekanntlich namentlich die links ſtehenden Nationalliberalen durchfielen), die Fortſchrittler von 63 auf 34, wogegen die Conſervativen ſtiegen von 77 auf 165. Da ſind doch wahrlich die jüngſten fortſchrittlichen Erfolge bei den Nachwahlen in Kaſſel und Lübeck nicht groß genug, um eine vollſtändige Umſtimmung der Wähler hoffen zu laſſen. Der Erfolg wird vielmehr wahrſcheinlich der ſein, daß die allerdings hin und wieder eingetretene radikalere Strömung die Fortſchrittspartei ſtärken, daß die Spaltung der nationalliberalen Partei dieſe auch bei den Wahlen noch weiter ſchwächen und daß die Gruppe Bamberger im Weſentlichen das Vergnügen empfinden wird, ſich zwiſchen zwei Stühle geſetzt zu haben. Neben den Fortſchrittlern werden dann wohl noch die Conſervativen auf Koſten der Liberalen weitere Erfolge gewinnen, während die Ultramontanen als unbetheiligte aber erfreute Zuſchauer dem Wahlkampfe gegenüber ſtehen werden.

So iſt die Spaltung der nationalliberalen Fraction tief zu beklagen als eine vorausſichtliche Schädigung der liberalen Partei und unſerer ganzen ſtaatlichen Entwickelung. Unzweifelhaft leben wir inmitten einer reactionären Strömung und unzweifelhaft iſt es für einen liberalen Mann nicht möglich, ſich zu unbedingter Gefolgſchaft des Fürſten Bismarck zu verpflichten. Aber den Gefahren, die aus den Gelüſten der Reaction, die aus der Stellung des Fürſten Bismarck für die liberale Partei ſich ergeben, kann dieſe nur durch Zuſammenhalten und Mäßigung zu begegnen ſuchen, nicht durch weitere Spaltung und den Uebergang zum Verhalten der Fortſchrittspartei.

A. Boretius.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Zur Judenfrage. — Die Debatten über das, was der Herrſchaft der Juden im bürgerlichen Leben gegenüber zu thun ſei, werden zwar in Broſchüren und Schriften lebhaft geführt, aber ſie kommen nicht recht vom Flecke. Die Schwierigkeiten ſind zu groß und das iſt nur zu begreiflich. Die öffentliche Preſſe iſt ſehr zurückhaltend und weigert ſich zuweilen in auffallender Weiſe, gegen die Juden das Wort zu ergreifen. Keineswegs findet das blos in den Blättern ſtatt, die notoriſch von Juden redigirt oder im Beſitze von Juden ſind, ſondern auch in recht vielen anderen. Es giebt Blätter, die wegen ihrer finanziellen Verhältniſſe, z. B. um nicht Inſerenten zu verlieren, nichts thun können, aber auch das iſt nicht die Hauptſache. Eine gewiſſe, an ſich recht löbliche, aber unklare Sympathie für alles, was Freiheit heißt, iſt uns tief eingeprägt. So fürchten denn Viele, daß die Agitation gegen die Herrſchaft der Juden als etwas, was der liberalen Po-

Digitized by Google

litik widerſpreche, erſcheinen müſſe. Und zwar ganz mit Recht nach der giltigen Geſetzgebung. Es ſoll einmal nach wiederholten feierlichen Geſetzesbeſtimmungen das Religionsbekenntniß der politiſchen Gleichberechtigung keinen Abbruch thun, natürlich vorausgeſetzt, daß auch an den Pflichten nichts abgebrochen wird. So lange z. B. das Geſetz vom 3. Juli 1869 nicht aufgehoben wird, können die Juden mit dem entſchiedenſten Recht alle Agitationen als Verletzung ihrer ſtaatlichen Gerechtſame bezeichnen. Behält der Staat dieſe Beſtimmungen bei, ſo können die Juden ohne Scrupel ihre ökonomiſchen und geiſtigen Kräfte — die körperlichen kommen ja nicht in Betracht — dazu verwenden, auch als Raſſe eine Herrſchaft im deutſchen Staate anzuſtreben oder vielmehr dieſelbe zu vollenden und die Anderen in das Verhältniß von Hörigen zu bringen, wie es zum großen, ſehr großen Theil ſchon jetzt ſtattfindet. Nichts ſteht dem im Wege; ja der Weg iſt längſt eingeſchlagen und es geht alle Tage weiter dem Ziele zu. Bis jetzt iſt das vorſchreitende Judenthum noch nicht mächtig genug, um ſich ſelbſt als ſolches gerne dem chriſtlichen Volke gegenüber zu ſtellen. Sie löſchen lieber die Unterſchiede aus, welche die Raſſen trennen, und ſelbſt ihre Klügſten wollen uns vorreden, daß, weil ſie deutſch ſprechen und ſchreiben, ſie, vollkommen wie wir, Deutſche ſeien. Wenn das richtig wäre, ſo wäre nicht recht begreiflich, warum die Deutſchen in unſerm Oſten ſich nicht ebenſo gerne von jüdiſchen Leuten regieren laſſen wollten, als von chriſtlichen. Denn an dem Beherrſchtwerden kommen ſie ja doch nicht vorbei. Es muß alſo mit dem deutſch ſprechen noch nicht ſo Alles gleich gemacht werden, und es iſt jedenfalls nicht ſehr gründlich, wenn man das Andere, was noch übrig bleibt, als pöbelhafte „Vorurtheile" verſpottet. Nein, das Vorurtheil liegt wohl anderswo. Wir Deutſche haben uns aus dem vorigen Jahrhundert ein Ideal von jüdiſchen Nathansſeelen tief eingeprägt; gerade weil dieſe Raſſe früher, noch von Friedrich dem Großen, gedrückt worden war, wollten die gebildeten Deutſchen deſto zärtlicher gegen ſie ſein. Und wer ſo wohlwollend denkt, kann überall muſterhafte Juden finden und ſie entarteten Chriſten als Exempel vorhalten. Wir thun das gern, wie wir auch trotz unſerer Jahre 1870/71 noch immer niederträchtig genug ſind, einen Franzoſen und Engländer, unter übrigens gleichen Umſtänden, einem Deutſchen vorzuziehen. Das iſt unſer nationales Erbſtück, Geringſchätzung unſerer eigenen Art, unſerer Sprache, ja auch unſerer Regierung; eben hier liegt das Vorurtheil begründet, das wir lange Jahrzehnte hindurch für die jüdiſche Raſſe gehabt haben. Und ſie war ja auch nicht gefährlich, ſo lange die kleinen wirthſchaftlichen Verhältniſſe blieben, wie ſie lange geweſen waren. Aber ſeit 1867 hat ſich das ganz geändert. Alle ſocialen Befreiungen, die ſeitdem in Deutſchland vollendet ſind, trugen zur Macht der Induſtrie und des mobilen Capitales bei; der Grundbeſitz wurde, beſonders wo er zerſplittert

Digitized by Google

war, unfähig, den Bauer wie ehemals zu nähren. Ganze Dörfer kamen in die Hände derer, die durch kleinen Vieh- und Getreidehandel, durch Zwischenhandel jeder Art in der lucrativen Verwendung des mobilen Capitales bewandert waren und dadurch jede Noth des kleinen Bauersmanns und Beamten auszubeuten vermochten. Der Wucher nahm überhand, gerade damals, als die Gesetzgebung ihn in technischem Sinne nicht mehr anerkannte. Allmählich konnten die Klagen nicht mehr ganz überhört werden. Anfangs wollte man die Uebel als mit Uebergangszeiten nothwendig verbundene außer Acht lassen, sagte auch wohl, den dummen Bauern sei doch nicht zu helfen, aber die Uebergangszeiten waren in Permanenz, in ganzen Gegenden verschwand der selbständige Mittelstand. Die Steuererträge gingen zurück, in armen Gegenden meldeten sich Hungerepidemien.

Nun gerieth man erst auf die Vermuthung, daß die Wegräumung der individuellen Schranken, die man im Namen des Liberalismus mit Eifer betrieben hatte, ihre Mängel habe, die Einen sagten, man sei zu eilig und radical vorgegangen und müsse Schutzwehren errichten, die Anderen, man sei nicht weit genug gegangen, die wirthschaftliche Freiheit sei wie jene Lanze, die erst verwunde, aber dann auch die Wunden heile. An diesem Wirrwarr laboriren wir noch immer. Unsere Parlamente werfen sich jetzt, nachdem die wichtigsten politischen Einrichtungen getroffen sind, mit aller Macht auf das wirthschaftliche Leben. Bis jetzt geht man noch meist mit Phrasen gegeneinander los, freihändlerische und schutzzöllnerische Principien treten da, wo das Wissen aufhört, in die leere Stelle. Neue Parteibildungen sollen verhindern, daß die wirthschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahre nicht wieder von der Reaction verdorben werden. So steht es also in den Parlamenten, rathlos warten wir ab, wohin uns die Verbissenheit der Centrumsfraction und die Zufälligkeiten des gesammten Parteilebens drängen. So schwierig sind die Probleme, daß es überhaupt zweifelhaft ist, ob wir noch auf ihre Lösung zu warten Zeit haben werden. Denn ziemlich deutlich melden sich die dumpfen Mächte des communistischen rothen Abgrundes, der unsere freien Debattirthemata unsanft beseitigen wird, wenn wir ihn soweit kommen lassen.

An dieser schwierigen wirthschaftlichen Reformarbeit hängt auch die einzige richtige Lösung der Judenfrage. Wenn wir wirklich finden, wie das mobile Capital zu behandeln ist, damit nicht proletarische, sondern gesunde Zustände mit seiner Hilfe entstehen, dann brauchen wir keine Gesetze gegen das jüdische Capital und vermeiden widerwärtige Gesetze, die unseren gebildeten Zuständen jedenfalls zur Schmach gereichen würden. Finden wir z. B. Formen der Genossenschaften, in denen der Vortheil des Einzelnen und der Genossenschaft, der er mit seiner Arbeit angehört, zusammenfällt, und die

Digitized by Google

Alle zur abgestuften Arbeit für die Genossenschaft nöthigen, so ist ein großes Stück Egoismus, fast der ganze Antrieb zu ausbeutendem Capitalismus beseitigt und damit wieder ein ansehnlicher Theil der Judenfrage. Oder gelingt es auch nur, durch obrigkeitliche Einrichtungen, oder communale Veranstaltungen mit Hilfe von Magazinen ꝛc. den Zwischenhandel mit Waaren und Geld zu unterdrücken, so läßt sich noch über die Judennöthe wegkommen; wenn nur einige positive Hilfen durch Unterstützung und praktischere wirthschaftliche Belehrung des gemeinen Mannes dazu kommen.

Wie erfreulich, wenn es so gelänge, ohne neue Judengesetze das Gute zu erreichen. Denn die Dinge werden eher schlimmer mit der Zeit. Von Grisa gingen Wuchereracten gerichtlicher Art durch die Zeitungen, in denen ausdrücklich bezeugt wurde, es seien ausschließlich Juden, die das Dorf durch Wuchergeschäfte ruinirt hatten. Noch grauenhafter waren die neulich aus Wien mitgetheilten Gerichtsverhandlungen, wo der Jude Selinger angeklagt war, der sich selbst als Geldwucherer bezeichnete. Er hatte sich an Cadetten gemacht, besonders an fleißige junge Leute, die ein gutes Officiersexamen zu machen versprachen. Zwei oder drei Väter erzählten vor Gericht, daß dieser jüdische Elende ihre Söhne zum Selbstmorde gebracht. Das machte doch in Wien noch einen tiefen Eindruck. Aber wie viele solcher Schurken vollziehen in der Stille und auf legitime Weise ihre Geschäfte von ähnlichem moralischen Werthe, leider nicht blos jüdische Leute.

Also, um es zu wiederholen, wir wollen nicht zunächst kämpfen gegen die Personen und gegen die Rasse — von „Religion" ist ohnehin dabei kaum die Rede — sondern gegen den Mißbrauch der wirthschaftlichen Freiheit überhaupt; nur gegen den Mißbrauch, denn wenn auch der Einzelne und seine Freiheit *nicht* das Höchste ist, sondern der Staat überall zuerst in Betracht kommt, so sollte doch kein einziger Rückschritt in die alte Privilegienwirthschaft gethan werden. Der Innungs- und Adelsfeudalismus ist vorbei.

Fehlen uns aber schöpferische Kräfte wirthschaftlicher Art im modernen parlamentarischen Staate, wird der Ruin immer deutlicher, der Zorn der Mittelklassen heftiger, dann werden wir die revolutionäre Arbeit des mittelalterlichen Judenhasses wieder zu erleben haben, der sich jetzt schon im Osten mächtig regt. Bis jetzt richtet sich die Entrüstung nur gegen die Herrschaft der Juden, aber dann wird es sich um ihre Existenz handeln. Die Zeitungen scheinen besonders in Frankreich, wo man noch wenige Juden hat, die Gefahr gar nicht zu kennen, ein Blatt hat in allem Ernste die komische Nachricht gebracht, Rothschild habe mit der Auswanderung der Juden gedroht, wenn der Kaiser den Hofprediger Stöcker so weiter gegen die Juden reden lasse. Was würde das Blatt erst sagen, wenn es hörte, daß ein Verein projectirt ist, der allen Juden, die ihr Bürgerrecht aufgeben und freiwillig auswandern,

Digitized by Google

freie Fahrt in dritter Klasse bis zur Grenze gewähren will. Eben derselbe Verein glaubt folgende Grundsätze aufstellen zu sollen:

„Kein ausländischer Jude wird zum deutschen Bürgerrecht zugelassen. Kein Jude darf in Städten unter 10 000 Einwohnern, oder auf dem Lande wohnen. Kein Jude darf Hausirhandel, oder Viehhandel treiben, keiner Wirthschaft halten. Kein Jude darf im Heere avanciren; kein Jude an einer nicht jüdischen Schule lehren. Die Zahl der jüdischen Staatsbeamten und Justizbeamten darf nicht mehr als den vierzigsten Theil der betreffenden Beamtenzahl ausmachen. Kein Jude darf an der Reichsbank oder ihren Bankstellen beschäftigt werden. Kein Jude darf Besitzer oder Redacteur einer politischen Zeitung oder eines Unterhaltungsblattes sein. Kein Jude darf einen Grundbesitz haben, den er nicht selbst bewohnt und bewirthschaftet. Ein Jude, der mit einem Nichtkaufmanne unter 25 Jahren einen Geschäftsverkehr durch Wechsel eingeht, wird mit einem Jahre Gefängniß und Ausweisung bestraft ꝛc."

Was müssen das für entsetzliche Erfahrungen sein, die sich in solchen groben Satzungen eine Nothwehr zu schaffen suchen! Wie fern liegen solche Maßregeln von dem sentimentalen Geschmacke unseres Bildungsphilisters, wie weit auch von der mäßigsten liberalen Gesinnung eines Menschen, der mit braven edlen Juden persönlich bekannt geworden ist, Leuten wie Veit, H. Steinthal und Anderen. Kurz, es darf nicht so kommen. Aber es giebt entschlossene verzweifelte Naturen, die da sagen, es wird so kommen, ja es muß so kommen, wenn Ihr nicht anderswie Rath schafft. Es ist noch ein Tribut, den sie der Güte unserer Staatseinrichtungen entrichten, wenn sie zugeben, daß so etwas nur durch Revolution möglich werden könne, und auf diesem prophetischen Boden wollen wir sie denn sich selbst überlassen.

Literatur.

Jesus von Nazaret. Ein tragisches Festspiel von Nicolaus Eichhorn. Berlin, Buch- und Kunsthandlung von E. Quaas. — „Jesus von Nazaret, ein tragisches Festspiel? Also wohl ein Concurrenzstück zum Oberammergauer Passionsspiel!" Diese Annahme liegt gerade jetzt sehr nahe; und doch ist sie insofern ohne Grund, als der vor zwei Jahren verstorbene, sonst nur wenig an die Oeffentlichkeit getretene Dichter das Oberammergauer Passionsspiel, wie es scheint, gar nicht gekannt und sicherlich beim Niederschreiben seines „Jesus von Nazaret" keinerlei Rücksicht auf dasselbe genommen hat. Nur um so überraschender sind manche Aehnlichkeiten zwischen seinem und jenem volksthümlichen Festspiele. Dieselbe cultische Tendenz, dieselbe realistische Auffassung, dieselbe treue Benutzung des historisch Gegebenen bei gleichem Verzicht auf eigene Einfälle.

Digitized by Google

„Selbstverständlich," heißt es im Vorworte (S. 10), „daß ein Drama ‚Jesus' nicht zu einem gewöhnlichen Repertoirstücke herabsinken dürfte. Die Aufführung hätte nur bei festlichen Gelegenheiten, oder, wie es an vielen Orten mit der Matthäus-Passion von J. S. Bach geschieht, alljährlich in der Charwoche in so häufigen Wiederholungen, als es das örtliche Bedürfniß erforderte, stattzufinden. Sie müßte den Charakter eines Festspieles in des Wortes höchster Bedeutung tragen" . . .

„Also ganz, was wir haben und halten," dürfte der Regisseur des Oberammergauer Passionsspieles sagen, um freilich eben so bald, wie er sich das absichtslose Concurrenzstück näher ansähe, diese Annahme zu berichtigen. So viel größer sind die Verschiedenheiten zwischen jenem (um sie damit aufs kürzeste zu charakterisiren) naiv katholischen Volksdrama und diesem nach allen Regeln der Kunst geschaffenen Festspiele des protestantischen Dichters. Daher man auch den Gedanken, der sich einem bei flüchtiger Lectüre des letzteren aufdrängt: wie viel anders müßte das Ammergauer Passionsspiel wirken, wenn sie dort statt ihrer oft allzu hausbackenen Prosa diesen herrlichen, in nur tadellosen Senaren so leicht und gefällig dahinfließenden Text wählten! gerade dort als unrealisirbar erkennen muß. Es ist zwar schon zum öftern und mit Recht bemerkt worden, daß auch das Tiroler Passionsspiel einen echt menschlichen Christus zur Darstellung bringt und gerade diesem durch keine Mirakel verunstalteten Realismus seine beste Wirkung verdankt; indessen eine so echt menschliche Mutter wie die Eichhorn'sche Maria, die an ihrem Sohne irre geworden, wie alle anderen:

„Daß er ein guter Sohn war, leugn' ich nicht."
. . . . . .
„Sein jetzig Treiben kann ich nicht mehr loben.
Fast immer ist er fern vom Elternhause;
Als Gast nur kommt er flüchtig zu den Seinen.
In Capernaum seine Freunde stehen
Ihm näher, als die Brüder, Du und ich.
Uns läßt er ungetheilt des Lebens Sorge;
Dieweil er müßig in der Fremde schweift,
Müh'n sich in harter Arbeit seine Brüder,
Um uns und ihm den Unterhalt zu schaffen.
Wenn sie's nun alle trieben so wie er,
Was würde bei des Vaters frühem Tode
Wohl unser Loos, das Loos der Frauen sein?" *)

ja eine solche Mutter Jesu wäre selbstverständlich auf der Ammergauer Schaubühne unmöglich. Und doch gehört diese Darstellung der Vereinsamung Jesu im Elternhause (nach Mc. 3, 21 u. a.) „wer sind meine Mutter, wer sind meine Brüder?" zum Besten, Naturwahrsten und Ergreifendsten des protestantischen Festspieles. Dasselbe ist von der Schlußscene zu sagen, die wir der ebenbürtigen

*) Angeredet ist Jesu Lieblingsschwester Rebekka, von der es zum Schlusse der ersten Scene so treffend heißt:

„Der Mutter Liebe nicht, noch die der Gattin
Verwöhnt den Mann so sehr wie Schwesternliebe,
Wenn sie das Herz des Mädchens ganz erfüllt.
Ihr ist der Bruder mehr als der Geliebte,
Ein Wesen höh'rer Art, das sie verehrt,
Und dem sie ihre Seele gern vertraut,
Weil sie geliebt sich weiß, doch nicht begehrt.

Digitized by Google

Gattin des Dichters zu verdanken haben. Maria, über des Sohnes Leichnam gebeugt:

„So sah ich Dich in bangen Nachtgesichten
Blutüberströmt auf meinem Schooße liegen,
Der Strenge des Gesetzes hingeopfert,
Nachdem ich Dich unmütterlich, unmenschlich
Verstoßen von des Vaterhauses Schwelle.
Ich war die erste, welche Dich verworfen" ꝛc.

Das Stück schließt mit der Begräbnißscene ab —, weil der schon schwer kranke Dichter darüber selbst starb. Aus dem vorausgeschickten „kurzen Lebensabrisse des Verfassers" erfahren wir, daß derselbe noch ein Nachspiel, „Der Auferstandene", zu schreiben beabsichtigte. Es ist möglich, daß ihm dies eben so gut wie die Darstellung des zeitlichen Lebens seines Helden gelungen wäre; indessen, nicht nur die Thatsache, daß „die Auferstehung" des Oberammergauer Passionsspieles zu dem gehört, was uns dort am wenigsten befriedigt, sondern auch die Natur des Gegenstandes macht es uns zweifelhaft, ob wir die Nichtausführung dieser Intention zu beklagen haben. Jedenfalls ist das Stück auch so ein Ganzes, ja eines, das, wenn der Dichter seinen principiell eingenommenen Standpunkt (S. 11) nicht hinterher modificiren wollte, kaum anders, als wie es uns vorliegt, abschließen konnte.

Bei einer eingehenden Besprechung würde es sich lohnen, den Eichhorn'schen Petrus und Judas, von denen namentlich die Darstellung des letzteren originell ist, mit dem Petrus und Judas des katholischen Passionsspieles zu vergleichen; eine Vergleichung, die unseres Erachtens durchweg zum Vortheile des protestantischen Dichters ausfallen dürfte. Aber es würde uns dies hier zu weit führen. So überlassen wir es dem Leser mit der Versicherung, daß er, gleichviel ob er schon das Oberammergauer gesehen hat oder nicht, das Eichhorn'sche Festspiel, in dem wir eine streng historische Auffassung seines Gegenstandes mit der wärmsten religiösen Begeisterung für denselben auf bis jetzt einzigartige Weise vereinigt sehen, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. D.

Die Alamannenschlacht bei Straßburg, 357 nach Christus. Eine Studie von Felix Dahn. Braunschweig, Westermann. 1880. — Julian der Abtrünnige hat — „nicht aus dem Kriegszelte, aus dem stillen Schatten der Akademie, plötzlich auf das Schlachtfeld gerissen" — noch einmal die in Gallien tief eingedrungenen Germanenheere zurückgeworfen, die „römische Wacht am Rhein" gehalten, ja den Gedanken Cäsars wieder aufgenommen, Galliens Grenze durch siegreiche Einfälle in Germanien zu vertheidigen; den Deutschen sollte für immer die Lust benommen werden, auf dem linken Rheinufer, im heutigen Elsaß und Lothringen, dauernd Fuß zu fassen. Schließlich waren freilich alle seine Erfolge vergeblich, auch die blutige Niederlage, die er im Jahre 357 bei Straßburg den Alemannenkönigen beibrachte. Kaum hatte Julian, vom Kaiser abgerufen, Gallien verlassen, als das Land wieder den Germanen anheim fiel und diesmal für immer. Insofern war auch der Feldherr Julian ein „Romantiker", dessen Werk durch die geschichtlichen Mächte umgestoßen wurde. Nachdem der Dichter der „Ahnen" von jener Alemannenschlacht die Exposition zu seinem Ingo genommen, läßt man sich nun gerne auch vom Geschichtschreiber den Hergang erzählen. Felix Dahn schickt das Nöthige über die politischen Verhältnisse und über die strategischen Plane und Züge des Cäsars voraus und giebt dann, wesentlich auf Grund der Erzählung Ammian's, ein anschauliches Bild jener ge-

Digitized by Google

waltigen Schlacht, zu deren Verständniß dem Leser noch überdies mehrere Planzeichnungen zu Hilfe kommen. Der Ort, wo die Schlacht geschlagen wurde, scheint freilich nicht mehr genau ermittelt werden zu können. g.

Siebenbürgen. Reisebeobachtungen und Studien. Von G. vom Rath. Heidelberg, Winter. 1880. — „Aus früher Jugend bewahren wir die Vorstellung eines deutschen Landes, eines uns stammverwandten Volkes, welches durch weite Räume getrennt, an den äußersten Grenzen der Civilisation durch viele Jahrhunderte seine deutsche Eigenart treu erhalten hat. Was könnte mehr unser Interesse in Anspruch nehmen als solche getrennte Glieder der Nation, welche staatlich geschieden, nur durch die Sprache, durch das geistige Leben und vor allem durch das Bewußtsein nationaler Gemeinschaft mit uns verbunden sind! In unser Interesse für die deutschen Landestheile Siebenbürgens mischt sich auch die Sorge; es erhebt sich die bange Frage nach der Lage der Bewohner inmitten magyarischer, rumänischer und slavischer Völker, nachdem die politische Gestaltung des Landes im letzten Menschenalter so große Umwandlungen erfahren." So spricht der Verfasser an einer Stelle seines trefflichen Büchleins und zeichnet damit richtig, was den Deutschen erfüllt beim Gedanken an die Siebenbürger Sachsen; mehr noch erfüllen sollte. Die magyarische Hetzjagd auf alles deutsche Leben in Ungarn hat zum besondern Ziel sich die Sachsen Siebenbürgens erkoren. Denn gelingt es sie zu vernichten, dann haben jene gewonnen Spiel. In der letzten Zeit dringen immer mehr Nachrichten über diesen Verzweiflungskampf auch nach Deutschland; was sie bringen, klingt immer unglaublicher und ist erst nicht Alles, was an Vergewaltigung und Rechtsverletzung dort verübt wird. So kommt Rath's Büchlein gerade zur guten Stunde. Der Verfasser ist selbst in Siebenbürgen gewesen, kennt Land und Leute aus eigner Anschauung und schildert Vergangenheit und Gegenwart oft mit packender Wahrheit. Farbenreich weiß er das Bild der römischen Vergangenheit des Landes, der großen Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts zu zeichnen, mit schlagendem Worte die Bedeutung des einen oder andern großen Mannes ins rechte Licht zu stellen. Neben historischen Schilderungen stehen landschaftliche Zeichnungen, die eigenartigen Völker des Landes werden charakteristisch in ihren Verschiedenheiten hervorgehoben, wirthschaftliche, sociale, politische Fragen in gewandter Darstellung ohne Vorurtheil erörtert. Auch die politischen Verhältnisse der Gegenwart werden nicht übergangen. Da thut es wohl, den Ton freier Mannesrede zu vernehmen, wenn er über die Vergewaltigung deutschen Wesens von Seite der Magyaren spricht. Treffend sagt er: „Der echt deutschen Bürgerfreiheit der Sachsen stand das magyarische Wesen stets feindselig gegenüber, ein aristokratisches Volk ohne Werthschätzung des bürgerlichen Wesens und der bürgerlichen Arbeit. Die Hunderttausende des niedern Adels, welche zu stolz zur Arbeit, den Bürger gering schätzen und in seltsamer Weise Elend und Prunksucht vereinigen, hemmen die Entwickelung des Landes. Diese Scharen, deren Bildungszustand namentlich in Siebenbürgen ein sehr niedriger ist, stürzen sich auf den Staat in wilder Jagd nach einer Versorgung im öffentlichen Dienst." Die Verwilderung im staatlichen Leben, die verrottete Comitatswirthschaft Ungarns, die Nothwendigkeit, den „asiatischen Verhältnissen", wie sie B. Senniey nannte, ein Ende zu machen, sind unübertrefflich gezeichnet und die Ursachen des wüthenden Magyarenhasses erkannt, der es für ein Verbrechen ansieht, daß ein kleiner deutscher Stamm in Ungarn den Muth hat, deutsch zu sein und deutsch bleiben zu wollen. „Auch das deutsche Volk hat eine Pflicht gegenüber den Siebenbürger Sachsen, den getrennten Gliedern der großen deutschen Nation zu erfüllen, die

Pflicht der Sympathie, der Kenntniß- und Theilnahme an ihren Bedrängnissen. O, daß die Stimme der Unterdrückten tönte bis zum Ohre des großen Befreiers und Erretters des deutschen Volkes, damit er sein Mitgefühl auch diesem namenlos gequälten Bruderstamm zuwende! Möchte die Klage der Vergewaltigten dringen bis zu Ohr und Herz aller guten deutschen Männer, damit sie theilnahmvoll jede Gelegenheit ergreifen, ihre Stimme zu erheben! Die einmüthige und laute Sympathie des deutschen Volkes für die Sachsen wird nicht ohne Einfluß bleiben auf die leitenden Männer Ungarns. Auch an die deutsche Tagespresse richtet sich die mahnende Bitte, immer wieder zu erinnern an das gebrochene Recht der Deutschen auf dem Königsboden, des Volkes, welches von den ungarischen Königen wegen seiner Beständigkeit in der echten Treue oft und oft gepriesen wurde." Wir wünschen dem trefflichen Büchlein die weiteste Verbreitung.

Kunstgeschichte und Humanismus. Beiträge zur Klärung. Von Dr. Robert Vischer. Stuttgart, G. J. Göschen. 1880. — Der Verfasser will in dieser Streitschrift, die zunächst durch absprechende Beurtheilungen seines Luca Signorelli (Leipzig, 1879) veranlaßt ist, „die falsche Scheidewand niederlegen, welche von nicht wenigen Händen zwischen Kunstgeschichte und Aesthetik jetzt aufgerichtet ist oder scheint." Er will zeigen, daß der Kunsthistoriker seine Aufgabe nicht mit Aufstapelung gesichteten Stoffes erschöpft, daß er vielmehr gut geschulte Begriffe aus der Aesthetik mitbringen und als ganzer warmer Mensch mit Gefühl und Phantasie bei der Arbeit sein muß. So tief und streng die Wissenschaft in das Reale eingehen mag, sie ist und bleibt Wissenschaft der Geschichte einer Idealkraft. Der Verfasser kann sich für seine Ueberzeugung mit gutem Grunde auf die Anfänge und die Geschichte der Kunstwissenschaft berufen, die durchaus in einer humanistischen Tradition wurzelt. Daß mit dem Anwachsen der Wissenschaft sich auch ihre Arbeitstheilung vollzogen hat, ist natürlich nicht zu ändern, aber die Arbeit im Kleinen ist nicht das höchste, ist nur Mittel zum Zweck, und wenn es auf der einen Seite fanatische Verächter des Philosophischen giebt, so bleibt andererseits R. Vischer den „geistigen Fabrikarbeitern, den Commis der Kunstgeschichte" nichts schuldig, so daß man hier recht in den Gegensatz und den jugendlichen Eifer der Schulen hineinsehen kann. Man sollte freilich denken, wenn einmal der Grundsatz der Arbeitstheilung anerkannt ist und „Eines sich nicht für alle schickt", komme es vornehmlich darauf an, daß jede Richtung wetteifernd durch positive Leistungen ihr Recht erweist. So viel ist aber dem Verfasser unbedingt zuzugeben, daß zuletzt Faust gegen Wagner im Rechte ist, das heißt: da, wo lediglich Sammelfleiß ist, können, wie auf anderen Gebieten, auch die höchsten Aufgaben der Kunstgeschichte nicht gelöst werden. Zum Glück ist noch nicht wahrzunehmen, daß das Eindringen geistfeindlicher Barbarei gefährliche Dimensionen angenommen habe. Wenigstens führt der Verfasser selbst unter den Kunsthistorikern, die mit bloßem Empirismus nicht zufrieden, sich die Aufgabe in höherem Stile stecken, nach künstlerischer Verknüpfung der exacten Thatsachen streben und den Bund zwischen Kunstwissenschaft und Philosophie wo nicht ausdrücklich, doch stillschweigend bestätigen, fast alle namhaften Kunsthistoriker der Gegenwart auf.

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 16. September 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 39.

Inhalt:

	Seite
Der Kampf gegen die Mode in der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Von E. Schmidt	457
Spreewald-Studie. Von R. Waldmüller	475
Der naturwissenschaftliche Realismus. Von A. Classen	483
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Berlin. Von der Kunstausstellung	491
Literatur:	
W. Raben, Sommerfahrt	496

Literarische Beilage von Theodor Kay in Kassel.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Der Kampf gegen die Mode in der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts.

Wie die Mode nur in der Unbeständigkeit beständig ist, so haben sich die Drachentödter, welche da auszogen das Ungethüm zu erlegen, zu verschiedenen Zeiten verschieden gewappnet; wenn es auch gelegentlich heute noch vorkommen mag, daß eine Strafpredigt gegen die Mode ihre Bolzen und Keile aus dem alten Arsenale des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorholt. Damals stellte mit dem Ueberschwang der Sache der neue Name sich ein, unter dem die zeitgenössischen Satiriker alles zusammenfaßten, was ihnen der Väter Brauche zuwiderzulaufen schien.

Auch die Ausländerei kann als heilsames Bildungselement wirken, eine Blüthezeit eben durch die Mode ihren edleren Anstrich und ihren Schönheitscultus zeigen. So lernten im zwölften Jahrhundert die deutschen Ritter von den romanischen Nachbarn zierliche Courtoisie und sehnenden Frauendienst, eine Geselligkeit, die alles mit Rücksicht auf das, was ze hove zimet und der Dame gefällt, regelte. Französische Wörter wurden in großer Zahl aufgenommen, Epos und Minnesang gediehen und gewiß waren die ritterlichen Vertreter der mâze, des gemessenen höfischen Benehmens, mochten sie sich auch oft genug in Unnatur und Narrheit verirren, feinere, liebenswürdigere Gesellen, als die derben Männer, von denen der Phantast Ulrich von Lichtenstein klagt, daß sie beim Weine über die Frauen herzogen.

Aber gar lange blieb dieser rohere Ton des Kneiptisches bestehen. Der Sittenverwilderung oder dem Raffinement dienend tritt die Mode im sechzehnten Jahrhundert auf, der wundersam zwiespältigen Zeit, wo mit der freien Forschung des Humanismus und der Reformation der faustische Wissensdrang seinen titanischen Adlerflug begann, andererseits jedoch ein grob genußsüchtiges Unwesen Adelige und Bürger in dunstigen Zechstuben zu unmäßigem Trunk und grobianischen Schwänken versammelte, Hans Sachsens „Herr Eigennutz, das greulich Thier" die Welt beherrschte und die neuen Handelsverbindungen besonders in den Knotenpunkten des kaufmännischen Verkehres einen ungeahnten Luxus aufbrachten.

Digitized by Google

Wie Bücherdruck, Holzschnitt und Reformation die Bildungsprivilegien brachen, so wurden manche Schranken, welche bislang die Trachten streng nach Ständen abgrenzten, niedergerissen. Und zu keiner Zeit haben die Verordnungen der Obrigkeit viel gegen eine solche demokratische Auflehnung vermocht. Der Bürger that es dem Adeligen gleich, der „Pflugbengel" folgte und alle überbot der frumme Landsknecht, wenn er sich in guten Tagen vom reichen Beuteerlös überprächtig ausstaffirte. Schon Luther mußte manch kräftiges Wort gegen die Ueppigkeit der Zeit sprechen; dann waren es allen voran protestantische Prediger, welche die weltlichen Gebrechen und Unarten ihrer Pfarrkinder gleichsam in Person vor Gericht luden und mit all dem groben Geschütz der alten theologischen Polemik angriffen. Vortrefflich führt uns Achim von Arnim, von allen neueren Dichtern der kundigste und lebendigste Schilderer des sechzehnten Jahrhunderts, seinen Hofprediger Martin Martir im Eingange der Novelle als fanatischen Bekämpfer der Mode vor. Die Musculus, Mathesius, Osiander, Spangenberg, Westphal und wie sie sonst heißen, stellen gemäß dem starken Teufelsglauben ihrer Zeit jedes Laster als einen besondern Teufel dar. So werden in dem gewaltigen zweitheiligen Folianten Theatrum diabolorum die bösen Feinde scharf aufs Korn genommen. Eine Hauptrolle spielt die Kleidermode.

War doch in Deutschland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts jene von den Landsknechten erfundene Tracht siegreich vorgedrungen, welche durch den maßlosen Stoffbedarf für Puffen, Schlitze, Ausschnitte und Ausfüllungen manchem den Beutel leerte. Es ist die Pludertracht, die zerschnittene, zerhauene, zerflammte, verbrämte, verwülstete, verlörderte. Auch die Mägdlein brauchten viel: Pantoffel mit hohen Absätzen, Bänder und Borten, Gürtel und Taschen, „Händschichen", Halsketten, Kränze, dicke falsche gelbe Zöpfe, theure Koller, Nesseltuch um den entblößten Hals, Schleppen. Für einen überladenen „güldenen Schweiff" soll eine Gräfin 2500 fl. und 150 fl. Macherlohn bezahlt haben. Da wird wohl eine solche Modenärrin bitter mit der schlichten Jungfrau Maria verglichen, ähnlich wie man oft dem ärmlichen Einzug Christi in Jerusalem den päpstlichen Pomp entgegenhielt, den die Lutheraner gern als eine Triebkraft des Modeübels brandmarken.

Weil namentlich der Tanzteufel viele Opfer verschlang, erinnert der zürnende Prediger etwa an die Entartung vor der Sündfluth, wo es doch den Purpurweiblein gar nicht mehr tänzerlich zu Muthe gewesen sei, denn damals habe den trippelnden und äugelnden Tausendschönen kein Halsrecken und kein „welsch, frantzösisch, höflich tantzen" geholfen. Was die Todtentänze mit grandioser Kraft veranschaulicht hatten: alles Irdische vergeht, wiederholten die Geistlichen mit ermüdender Einförmigkeit. Das verhaßte Schminken zu bannen, malten sie roh den Ekel der Verwesung aus. Osiander widmete

Digitized by Google

auf der Kanzel den wälschen Frauenhütlein eine höchst ungnädige Besprechung und meinte, die kolossalen spanischen Kragen, von anderen oft genug mit Mühlsteinen verglichen, machten den Kopf dem Johannishaupte auf der Schüssel der Herodias gleich. Ganz stilgerecht läßt Arnim seinen Martir den Spitzenkragen der Herzogin als ein höllisches Netz verfluchen, das die schwebenden Engelein wegfange. Man wußte zu erzählen, daß einem auf dem Gange zum Abendmahle der Teufel im Kragen gesessen habe.

Die krause, zerstückte Tracht hatte nach den Mären der Zeit viele tragische Wunderzeichen im Gefolge: furchtbare Mißgeburten, oder daß 1544 in Neiße Steine und Hagelklumpen in zerhackter Form vom Himmel fielen und, was wirklich geschah, daß die Türken den prahlerischen Junker Landsknechten, diesen bunten Pfingstvögeln, die Leiber ihrer Tracht entsprechend mit grausamem Hohn zerfetzten. Da erhielt der übermüthige Narr seinen Lohn, der für Einen Anzug neunundneunzig Ellen Tuch hatte zerschneiden lassen; neunundneunzig, weil das großartiger klang als hundert. Ein anderer Kleidergeck verordnete gar in seinem Testamente, man solle ihm seine Prunkanzüge fein säuberlich für den jüngsten Tag zurecht legen. Die Verschwendung hielt zudem nie lange vor, denn die Mode war ungemeinen Schwankungen unterworfen.

Neben dem großen „Kleyder, Pluder, Pauß und Kraußteuffel" stand als wichtigster Abtheilungschef der vielberufene „pludrichte Hosenteuffel", von dem seltsame Histörchen im Schwange gingen; wie daß ein Prädicant, der eines Sonntags heftig gegen diesen Unhold gezetert hatte, am nächsten gerade der Kanzel gegenüber ein solches verpöntes Kleidungsstück aufgehängt fand, oder daß ein Maler auf einem jüngsten Gericht die Höllischen in Pluderhosen malte und plötzlich von dem Teufel eine tüchtige Maulschelle empfing, weil er ihn durch dieses Kostüm schimpfiret habe. Zahlreich sind die Klagen über die Unanständigkeit der neuen Kleider, zahlreich Verbote und Strafen.

Mitten in dem übermäßigen, geschmacklosen und oft unflätigen Gepolter, welches das Kind immer mit dem Bade ausschüttet und sowohl der Stofffülle wie der Laune von Fischarts elftem Gargantuakapitel fern bleibt, ertönen ehrsame Lobreden auf die gute alte Zeit, patriotische Weckrufe und ernste Befürchtungen, die dann während des dreißigjährigen Krieges immer und immer wieder von vaterländisch gesinnten Satirikern geäußert werden, wie: „Die zerhackten zerflammeten Kleyder prophezeyen ein zerrissen Regiment", oder „Frembde Kleyder bringen auch frembde Sitten und Sünden mit sich". Gern wird die Anekdote wiederholt, daß Karl der Große seine in unsoliden wälschen Kleidern prangenden Höflinge auf einem Jagdzuge durch dorniges Dickicht weidlich beschämt habe.

Wie nennt man nun gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts solchen

Digitized by Google

Brauch und Unfug, den einseitige Eiferer so erbittert verfolgen? Man spricht von der „seltzamen Monier", der „newen Art und monir", das Wort „Mode" aber gehört wesentlich erst der Zeit des großen Krieges an. Damals wird es Schlagwort und gilt den Satirikern als Signatur der Epoche. Französisch à la mode ergiebt das neue Beiwort „alamode" (allamode, allemode) und „alamodisch". Man sagt auch personificirend mit dem Gedanken an den Modeteufel: der Alamode. „Modo" und „allamodo" begegnen, in Oesterreich namentlich auch „Modi".

Diese Mode ist spanischen Ursprunges. In den Strafreden der Prediger werden häufig verschiedene Trachten arg durch einander geworfen. Natürlich ist die Scheidung nicht von einem bestimmten Tage an zu datiren und nicht in allen Gegenden, allen Gesellschaftskreisen, allen Vermögensklassen gleichmäßig vollzogen worden, doch läßt sich im allgemeinen festhalten, daß während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die steife spanische Kleidung die schlotterige Pludermode zurückdrängt, um bald unbestritten zu herrschen.

Wir wollen nach Art unserer alten Romanschriftsteller einige Typen der Zeit überschauen, vereinigt als Stammgäste und Reisende in einer Wirthsstube des siebzehnten Jahrhunderts. Einheimische und Fremde thun sich gütlich. Es fehlt nicht an ausländischen Leckereien und Getränken. Ein Kriegsmann, halb abgerissen, halb aufgeputzt, erzählt im überlauten Bramarbastone von seinen Heldenthaten. Der Martissohn bekräftigt seine verwegenen Rodomontaden mit französischen Flüchen, und streut an passender oder unpassender Stelle wohl auch eine italienische Phrase ein, denn der berühmte Capitano Spavento der italienischen Komödie ist der leibliche Vetter des Gryph'schen Horribilicribrifax und der zahllosen anderen Nachkommen des plautinischen Prahlhanses. Ein anderer giebt curiöse und fabulöse Reiseberichte zum besten, die jedoch ein unverschämter Handwerksgesell — nennen wir den „prav Kerl" Schelmuffsky — durch faustdicke urkomische Lügen, immer sein „der Tebel hohl mer" beifügend, parodirt. Eine Gruppe ältlicher Bürger führt politische Gespräche, in denen von Staatsnouvellen und raison d'état die Rede ist. Vielleicht trägt auch ein neumodischer Poet ein fabelhaft schwülstiges Gelegenheitscarmen vor, das ihm den pfalzgräflichen Lorber einbringen soll, indessen der junge, frisch aus Paris kommende stutzerhafte Deutschfranzos über einem nicht minder phrasenhaften Liebesbriefchen an eine Demoiselle Dulcibella oder Florinde sinnt. Studenten halten an einem Nebentische ein wüstes Gelage; sie huldigen der Mode, um ihr zugleich burschikos ein Schnippchen zu schlagen, lassen sie sich doch zuweilen auf der Straße ohne Mantel erblicken. Ein Verbrechen, wie wenn man heute in Hemdsärmeln die Promenade besuchte.

Digitized by Google

Ein Paar für sich fesselt als musterhaft alamodisch unsere Aufmerksamkeit. Die*) spanische Mode machte in Deutschland von 1550 bis 1650 manche Veränderungen durch. Zunächst verdrängte der steife spitze Hut allmählich das Barett, die Mühlsteinkröse forderte kurz geschnittenes, nach oben in einen Stutz gekämmtes Haupthaar und einen spitz verlaufenden Vollbart. Das Wamms war oft bis zur Unförmlichkeit („Gänsebauch") ausgestopft und an den Schultern mit Wülsten versehen, die Pumphose oben durch Polsterung gesteift. Der Strumpf wurde ein selbständiges Stück. Die deutsche Schaube schrumpfte zum ärmellosen spanischen Mäntelchen zusammen. Enger, steifer war die Kleidung und minder farbenschillernd als in der Pluderzeit, dafür üppiger in der Wahl kostbarer Stoffe, maßloser im Bedarfe an Spitzen, Perlen und anderem Schmuck, verschwenderischer in der Abwechselung, wie denn ein Herr von Schönberg zweiundsiebzig Galaanzüge hinterließ. Unser Modeherr sieht schon anders aus. Er trägt statt der ewige Grandezza gebietenden Krause einen bequemeren Spitzenkragen und läßt sein Haar, das er vielleicht der Mode zu Liebe dunkel färbt, in künstlichen Locken herabwallen. An Stelle des Vollbartes ist der Schnurr- und Kinnbart getreten. Wamms und Beinkleid ohne die gräßliche Polsterung nähern sich modernen Formen. Lose an den Schultern hängt der Mantel. Statt der Schuhe trägt er hohe Stiefel mit klirrenden Sporen und auf dem Toupée den breitkrämpigen Schlapphut, „Respondent" genannt, weil er allerhand Formen willig annimmt und auch den Namen wechselt. Am Ohr sind ein paar Locken in ein kokettes Zöpfchen geflochten, dessen Ende durch eine Perle oder Schleife geziert ist. Dieser Schmuck, eine Gabe seiner Herzensdame, heißt Favor oder faveur. Man legt Werth darauf, das ganze Gewand mit derlei faveurs zu übersäen. Derb verspottet die „Taille douce eines süßen Herren in bitterer Manier von 1650", abgedruckt in „Des Knaben Wunderhorn", den Stutzer:

„Am linken Ohr hängt ihm herab
Ein a la Mode Zotten . . . .
Bald flicht er ihn wie einen Zopf,
Thut ihn zusammen drehen,
Läßt raußer schaun ein kleinen Schopf
Damit man ihn könn kennen;
Er bindt darein Ein Nestelein
Das er beim Krämer funden,
Ein Dama nennt, Die ihn nit kennt,
Sagt, habs ihm eingebunden."

Handschuhe und Fazzolett duften von Parfums.

Das hohe, von der neuerdings wieder einmal beliebten oder beliebt gewesenen Stuartkrause abgeschlossene Kleid der Frau hat sich wieder in das

*) Vergleiche zum Folgenden: J. Falke, „Die deutsche Trachten- und Modenwelt".

Digitized by Google

offene runde verwandelt. Von der eng geschnürten Taille steht der Reifrock weit horizontal ab, um sich dann tonnenförmig zu senken. Holzreifen, Draht, Filz oder Eisen machen ihn zu einem förmlichen Gestell, höhnisch Vertuguarda benamset, in Spanien vor 1550 erfunden, seither mehr als einmal vertrieben, aber schwerlich schon endgiltig beseitigt. In Deutschland verliert er sammt dem „Gepulster" im Verlaufe des Krieges an Geltung, denn die vordringende französische Mode von damals ist ihm feind. Auch die Frau trägt ein Mäntelchen. Der Hut, an Stelle der alten Haube, oder die nach 1600 neu eingeführte Stuarthaube, fordern natürlich neue Frisuren. Von Puder und Schönpflästerchen wird vor der Hand noch ein bescheidener Gebrauch gemacht.

Derbe Bildergedichte, satirische Kupferstiche mit erläuternden Spottreimen gingen dem Monsieur Alamode früh zu Leibe. Wir besitzen fliegende Blätter wie die „Alamodische Hobelbank" und andere „artliche Discourse" der „a la modo monsiers", Schilderungen auch von dem Absterben und der Höllenfahrt des schönen Herren. Ein „Allamodo Gsang" heißt „Die Deutsch Frantzösin", ein ähnlicher „Teutscher Franzoß": „inn welchem die Abenthewrische vnd wunder-Närrische Allamodische Auffzug, Tracht vnd geberden der teutschen Frantzosen, vnd frantzösischen Teutschen mit mehrem beschrieben werden."

Strenger erhoben in verschiedenen deutschen Gegenden Männer ihre Stimme, welche die eingerissene Ueppigkeit, Unzuverlässigkeit und Undeutschheit mit tiefem Unmuthe erfüllte.

Gerade in einer Landschaft, die „den a la mode so nahe vor der Thür" hatte, wie das Elsaß, hielt man mit alemannischer Zähigkeit an dem alten Wesen fest und Hans Michel Moscherosch ist ein Herold der conservativen Gesinnung, die viele Jahre zuvor in Straßburg aus Brant und Geiler gesprochen hatte. Er, der bürgerliche Sittenschilderer seiner Zeit, hielt, eine spanische Vorlage des Quevedo übertragend, bereichernd, ergänzend den Deutschen im dritten Jahrzehnt des Krieges einen Spiegel vor in den „Wunderlichen und wahrhafftigen Gesichten Philanders von Sittewald". Der ernste Mann, dem die Fröhlichkeit inmitten des Greuels der Kriegsgurgeln geschwunden und viel Lachen ein Ekel war, möchte lieber mit eisernem Besen kehren und den „vngönstigen undanckbaren untrewen Leser mit Grimm reformiren", aber er weiß, daß dem erschöpften Geschlechte, dem manche Prediger thöricht genug immer das verdiente Strafgericht Gottes vorhielten, etwas Zucker zu den bitteren Pillen der Satire nöthig sei; eine Phrase, die fortan bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein stereotyp bleibt. Moscherosch ist kein durchgebildeter, fesselnder Schriftsteller; Tieck z. B. hat ihn bedeutend überschätzt. Die „Gesichte" bieten ein wirres, planloses Durcheinander, das überall und nirgends spielt und geschmacklos in alter Weise alle möglichen Typen, Stände, Narren bald auf einer Gäuchmatt, bald in der Hölle vereinigt.

Digitized by Google

Immer marschiren dieselben Kaufleute, Quacksalber, Juristen, Philosophen, Dichter, Astrologen, Alchymisten, Studenten, Fechtmeister, Scharrhänse, Trunkenbolde, Stutzer, Venusnarren, Dirnen, Xanthippen an uns vorbei wie im grotesken Schönerarităten kasten. Aber, wie Gervinus treffend bemerkt, die Satire ist subtiler geworden, da sie nicht mehr ausschließlich wie im verflossenen Jahrhundert die groben materiellen Laster der Bürger und Bauern, sondern auch die dogmatischen Haarspaltereien, die Advokatenkniffe, die politischen Ränke, den adeligen Comment und das Hofwesen geißelt.

Modewörter beherrschten die hohe Gesellschaft und schallten in die mittlere und niedere hinab. Die Politik, die ratio status mit ihren Praktiken, beirrte den alten einfältigen Sinn und in den Köpfen spukte das neue falsche Point d'honneur du Mode, die sogenannte Reputation, von der Moscherosch sagt: „wenn ich dieses Wortes gedenke, so jammert mich, daß es so vornehme Leut zu Narren macht". Reputation ist ein Schlagwort. Aus Reputation führen die Könige verheerende Kriege, aus Reputation duelliren sich courtesische Cavaliere wegen Liebeslappalien, aus Reputation nennt der Soldat sein feiges Ausreißen eine retirade, durch lächerliche Reputation geräth der Handwerker auf die schiefe Ebene. „Scheinwesen" allüberall.

Seine ganze Verachtung und seine ganze Sehnsucht nach deutschen Sitten und Helden kehrt der Mann, der „aus wahrhafftig treuem offenem Teutschgesinntem Herzen und Vorsatz frei Teutsch heraus reden will", wider den Popanz Mode. „Dieses a la mode bringet vns noch vmb leib vnd gut mit einander", es schadet mehr als der große Krieg. Auch für ihn ist es ein Teufel, der eine freche Tracht, die cachebastards, Reifschürzen, Krösen, Hüte (bald rund wie ein Münsterkäs, bald klein und spitz), Schönpflästerchen, jämmerliche Complimente und Titulaturen wie eine Seuche über Deutschland verbreitet hat. Sprichst du mit einem Adeligen, so antwortet er nur oui, weiter reicht seine französische Weisheit nicht, das Latein ist ihm unbekannt und die Muttersprache von der Mode verboten. Die Soldaten aber wettern nur noch ihre „newerfundene Frantzösisch-Belialische alamode Flüche" diantre, mort bleu, sacré nom u. s. w., wie das dann im Lustspiel so lange beliebt ist. Eine andere Lieblingsfigur der Holberg'schen und der sächsischen Comödie, der durch einen Aufenthalt an der Seine gründlich verdorbene Jean de France, ist unserm Moscherosch gleichfalls schon wohlbekannt, denn er hat die „rayfende rasende Jugend" in seinem „Hanß hinüber Ganß herüber" nicht geschont.

Moscherosch giebt einmal als Resultat seiner chemischen Analyse an: „eines newsüchtigen Teutschlings Herz würde man augenscheinlich befinden bestehend aus $^5/_8$ Frantzösisch, $^2/_8$ Spanisch, $^1/_8$ Italiänisch, kaum $^1/_8$ Teutsch". Nur das treue, modefeindliche Weibervolk zu Straßburg nimmt dieser deutsch-elsässische Patriot rühmend aus, während er sonst die böse Mode vor allem

Digitized by Google

von der „Newsüchtigkeit" der Frauen herleitet; denn weil Eva statt der guten bisherigen Kost im Paradiese durchaus „etwas alamode" essen wollte, biß sie in den Apfel, und die heutigen Frauen würden, so meint Moscherosch, nicht nur die Frucht, sondern den ganzen Baum sammt den Wurzeln aufgezehrt haben.

Moscherosch's sprudelnde, langathmige, cynismenreiche Ausfälle gegen den Zeitgeist gipfeln in seinem besten Gesicht, dem köstlich erfundenen „Alamodekehrauß". Er denkt sich, daß auf Burg Geroldseck (bei Zabern oder bei Offenburg?) die alten germanischen Helden noch immer einen reckenhaften Hofhalt führen. Da sitzen sie beisammen, die hünengroßen Erzkönige, am steinernen Tische auf gewaltigen Stühlen, in Felle gekleidet, die ungeheuren Waffen in der Hand, mit wallenden Bärten, „förchterlich anzusehen": Ehrenfest (Arioviſt), Arminius, Wittekind, Teutschmeyer und Genossen. Vor diesen Gerichtshof altgermanischer Männlichkeit wird nun der entartete Teutschling Philander gebracht und von den alten gestrengen Herren derb abgekanzelt: was er denn für einen Hut trage und wie doch sein Haar so wälsch gekräuselt sei; auch scheine er — diesem Punkte gilt eine lange Strafrede — ein rechter Bartnarr, überhaupt ein Sclave der Wälschen, denn der Tracht entspreche das Herz. Schon Teutschmeyer schilt die vornehmen Frauen, die sich neue Kleider nebst „alamodebekleideten Puppen", also Modellen, aus der französischen Hauptstadt kommen lassen, wie es anderswo heißt, ein Pariser Schneider sei das Idealwesen der Zeit. Auch von den neumodischen Reverenzen, dem undeutschen und untreulichen Kramantzen und Gaukeln mit Händen und Füßen, von Kußhand und Handkuß wollen die biderben Helden gar nichts wissen. „Altes Wesen her! Alte Herzen her!" lautet der ingrimmig sehnende Ruf des Satirikers, der dem verwälschten, von der alten Mannheit und Redlichkeit entblößten Deutschland ein*) Pfui nach dem andern zuschleudert.

*) Den „Alamodekehrauß" copirt Curandor, d. i. Balthasar Kindermann, in der Schrift „Warhafftiger Traum und träumende Warheit, betreffend den ietzigen neuen Undeutschen Zustand in gantz Deutschland", wo ein Greis, als uralter deutscher Geschichtschreiber gedacht, den jungen Ergaste hart anläßt als einen Mauldeutschen, einen Affen der Pariser, der ja nicht über altfränkische Deutsche lachen solle. Er verweist ihm das „rothwelsche Geschnader" der Titel und klagt, in spanischen Hosen und mit einem spanischen Maul komme man heut zu Tage vorwärts. Alles müsse spanisch sein, „auch sogar der Bart muß mit zweyen Spitzen allezeit aufgedrehet werden, daß man einem die Augen mit ausstechen könnte. Pfuy, ihr Deutschen, schämet Euch." S. 31 f. über die wechselnde Hutmode, dann: „Bald ein schmaler Kragen, bald wieder ein breiter, daß man die Nase damit putzen kan, und die Tische abwischen. Worzu denn die Hembder, so ihr umb die Hände mit großen Handkragen traget, überaus woldienlich seyn, und ersparen die Hauß-Knechte und Hauß-Mägde einen ziemlichen Vorrath an Hadern, indem ihr ihnen die Mühe, die Tische und Teller abzuwischen, benehmt." — Derselbe Kindermann erzählt in einem andern Büchlein, ein Sultan habe sich eine Galerie der Nationaltrachten malen lassen, der Maler aber ihm erklärt, die Deutschen hätten gar keine.

Digitized by Google

Nicht minder unerfreulich ist ihnen Philander's Gebahren bei Tisch, denn während sie die gute deutsche Hausmannskost Rindfleisch, Speck und Sauerkraut in tüchtigen Portionen vertilgen, stochert dies „Milchmaul Sardanapalus" zögernd darin herum, weil er sich den deutschen Magen mit Gewürzen, Ragouts, Schnecken, Austern und Pomeranzen verdorben hat. Auch daß er den Salat mit der Gabel aufspießt, wird als fremdländische Mode verdammt: der echte Deutsche müsse herzhaft mit den Fingern zulangen. In der That war der Gebrauch der Gabel eine Neuerung.

Besonders mißfällt Philander's Sprache, war doch gerade auf sprachlichem Gebiete der Kampf gegen die Mode besonders lebhaft entbrannt. Die Zahl der Fremdwörter, der französischen namentlich, war Legion und in fortwährender Zunahme begriffen, die Sprache der Vornehmen ein Mischmasch, die des Lagers ein Rotwälsch schlimmster Sorte. Wo deshalb deutsche Patrioten zusammen saßen, wurde der „Sprachverderber" verwünscht; ein Ausdruck, an den sich eine stattliche Literatur anschließt. Auch Moscherosch höhnt in einem Liede die Gelüste, daß jeder „grobe Knoll Japonesisch" reden wolle und der Knecht die Magd lateinisch begrüße; „pfuy dich der Schand!" Manche Fremdwörter waren dem Volk in tiefster Seele verhaßt. So trat dem Bürger und Landmann alle Angst und Noth des Krieges mit seinen Brandschatzungen vor die Seele, wenn er hörte: „Contribution" (Grimmelshausen im „Teutschen Michel"). Gesellschaften thaten sich zusammen zur Wahrung und Reinigung der Muttersprache oder nach der üblichen enthusiastischen Bezeichnung der „uralten teutschen Heldensprache", obenan die weitverzweigte „fruchtbringende", der auch Moscherosch angehört hat. Im ultranationalen Eifer wird das geliebte Deutsch mittelst verwegener Etymologien als die herrlichste und älteste Sprache gepriesen, das Französische dagegen als corrumpirtes Gemengsel herabgesetzt. Trotz den Phrasen und Uebertreibungen, dem thörichten Blutbade unter den Lehnwörtern, der geschmacklosen Prägung von Ersatzwörtern durch Zesens Affen, bietet diese mitten im Kriegslärm rührig wirkende deutsche Philologie dem von all den Scenen des Welkens und Absterbens verheißungsvoller Bildungskeime angegriffenen Auge einen tröstlichen Ruhepunkt. Auch Moscherosch gehört zu den deutschen Philologen und mit gemischten Empfindungen erinnert man sich daran, daß wenige Jahrzehnte, bevor das Elsaß an Frankreich fiel, in Straßburg Männer von deutscher, französischer und classischer Bildung den vaterländischen Plan als Thorwächter rein zu halten strebten, daß hier die Tannengesellschaft zwar übel reimte, aber deutsch-philologisch begeistert war und Chorion seinen „Deutscher Sprache Ehrenkranz" flocht. Wenn Moscherosch in der Scene auf Geroldseck, wie vor ihm Fischart, über die undeutschen Vornamen spottet, so denkt er an sein geplantes Namenbuch und die gutdeutschen Taufnamen seiner

Digitized by Google

Kinder. Fragt man ihn aber, warum er selbst nicht nur so ungefüg, sondern auch so verschnörkelt und buntscheckig schreibe, so antwortet er: „es haben vnsere alamode-Tugenden anderst als mit alamode-Farben nicht sollen entworffen vnd angestrichen werden".

Zu dem ein bischen philiströsen conservativen Straßburger Bürger tritt der conservative schlesische Aristokrat Friedrich von Logau, der, während seine Standesgenossen halb dem weinfrohen und weinschweren Treiben aus den Tagen des Hans von Schweinichen treu blieben, halb der Dame Mode die Schleppe trugen, mit Ernst das Banner der guten alten Gesinnung schwang; auch er freilich von früheren Zechfreuden her mit der bösen Fußgicht behaftet, aber auch er gleich Moscherosch gebeugt durch die Noth der schweren Zeit und verstimmt durch die Kabalen des Hoflebens, das er mit Vorliebe geißelt. Eine reine Natur, ein tönereicher Dichter, der nach dem Lobe seines Wiederentdeckers Lessing Catull, Martial und Dionysius Cato in sich vereinigte. In mehr als dreitausend kleinen Sinngedichten — darunter viel leere Buchstabenspielereien und viel zu allgemeine, nicht zielsichere Epigramme — ließ er durch den Sand damaliger Poesie seinen lyrischen Quickborn rieseln und durch eine Zeit zugleich der Rohheit und der Verweichlichung, deren „Gewissen auf Genissen" stand, den Strom seiner Spott- und Zornverse fluthen: „ich höhne Laster auß, ich schimpffe böse Zeit". Ein wahrhaft vornehmer Mensch, der trotz einigen Standesvorurtheilen mit Moscherosch nur den Adel der Thaten und der Gesinnung anerkannte, die gequälte Bauernschaft schützte, mit inniger Frömmigkeit freie Duldung verband, das soldatische Vagabundenthum brandmarkte, die Aufopferung für das Vaterland predigte, der Sehnsucht nach Frieden klagenden Ausdruck lieh und mit dem unentwegten Drange nach Wahrheit dem ganzen alamodischen Mummenschanz rücksichtslos den Krieg erklärte. Er sah, wie schlecht seinen Landsleuten der äußere Firniß ließ, und rief ihnen zu: „bis wer du bist". Während Moscherosch eine Fülle von Einzelbeobachtungen in seinen großen Sack hineinstopft, strebt Logau wenig nach Detailkritik, fesselt uns aber durch adeliges Auftreten und die Ueberlegenheit, mit der sich sein Patriotismus bald ironisch, bald prahlerisch ausspricht. Der Wunsch nach einer Wiederherstellung des deutschen Wesens „vor Alters", wo die Deutschen noch keine „Garweiber", sondern „Garmänner", Germani, waren, ist bei ihm keine Phrase. Er ruft im Kampfe gegen den Sprachverderber sein schönes Wort: „Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche seyn" und verhöhnt die Zeit, da man glaubte: „Wer nicht Frantzösisch kan ist kein gerühmter Mann". Er bedauert die armen deutschen Kinder, daß sie nicht gleich in Frankreich geboren seien, aber tröstlich bleibe, daß wir jetzt sammt und sonders Franzosen würden, denn nun brauchten die deutschen Jünglinge, „sollen sie gelten was", nicht erst nach Paris zu reisen:

Digitized by Google

„Franckreich hat es weit gebracht, Franckreich kan es schaffen,
Daß so manches Land vnd Volck wird zu seinem Affen."

Und wie Moscherosch sein empörtes Pfui ruft, schilt Logau: „Freyes Deutschland schäm dich doch dieser schnöden Knechterey"; sollen die Deutschen französische Kleider wie eine Bedientenlivree tragen? Auch Logau kennt in der Auflehnung gegen den Geist der Zeit, wo Mars nicht nur das Land, sondern auch Sprache und Sitte verheert hatte, kein Maß. Auch ihm ist das Französische nur der elende Bastard des Latein und auch er bringt die eingerissene Verlogenheit mit der Vorliebe für die Sprache unserer Nachbarn in Verbindung. Christus habe gesagt „ja ja" und „nein nein" — in Frankreich würde ihm heute etwas anderes belieben. Logau's Sittlichkeit sträubt sich gegen die zuchtlose „engelländische Tracht" und immer ist „Mode", „alamodisch" das rothe Tuch für seine Satire. Mögen die Deutschen, meint er, bei dem alten Nationallaster, dem maßlosen Zechen, verharren, wenn sie nur die Mode, nur die Mode zu allen Teufeln ziehen lassen. Was die Geroldsecker Tafelrunde bekennt, ist auch sein Credo:

„Alamode Kleider, Alamode Sinnen,
Wie sichs wandelt auffen, wandelt sichs auch innen."

Doch nicht alle Landschaften hatten sich gleich willig dem Alamode mit Haut und Haaren verschrieben. Tritt uns im Elsaß ein starker reichsstädtisch bürgerlicher Conservatismus entgegen, so hält mindestens eben so zäh Niedersachsen am Einheimischen fest. Hier ist ein behaglicher, derber Realismus zu Hause und sitzt den Leuten unvertreibbar im Blute. Stolz auf die alte Stammesart blickt man den neuen Moden mißtrauisch entgegen und wehrt sie mit leichtem Spott oder wuchtigen Knittelschlägen ab. Der Niederdeutsche hatte das denkbar innigste Verhältniß zu seiner Mundart. Noch immer, anderthalb Jahrhunderte nachdem Luther den alten sprachlichen Riß verkittet hatte, empfand er das Hochdeutsche als eine für ihn nicht recht lebendige Sprache. „Reinke de Vos" war sein Lieblingsbuch. Man hatte nicht aufgehört den Dialekt literarisch zu pflegen. Volksbücher, kleine Tendenzdramen, Bauernintermezzi in Komödien zeugen davon zur Genüge, und will die fanatische Schwenckfeldianerin A. O. Hoyer's einmal ihrem vollen Grimme gegen die verhaßten „Dörppapen" Luft machen, so schreibt sie mit männlicher Derbheit eine plattdeutsche Satire. Sollte sich nun der Niedersachse spanisch oder französisch putzen, da doch die Mode in seiner Heimath stärker als anderswo gegen den bisherigen Brauch abstach? Und wie sollte das Plattdeutsche, diese dralle rothbäckige Dirne, sich plötzlich mit den Strohblumen und Brillanten der modischen Dichtersprache schmücken? Nein, man lachte, man schimpfte, doch nicht so grimmig im schweren Rüstzeuge des patriotischen Stolzes.

Digitized by Google

Im Dialekt erhob hier die zähe Landskraft Einſprache gegen die Eroberungsgelüſte der Mode. Ein echter Mecklenburger, der Roſtocker, ſpäter Soröer Profeſſor Johann Lauremberg, äußerlich geſchult an der römiſchen Satire, die nach ihm im Norden der gleichfalls modefeindliche Rachel ziemlich matt nachahmte, ließ 1652 ſeine robuſten und ſaftigen „Veer Schertz Gedichte“ ausgehen, die noch im achtzehnten Jahrhundert als die „olden berömeden“ verbreitet waren. Schon auf ſeinen Reiſen hatte ihn das franzöſiſche Weſen abgeſtoßen. Sein Standpunkt iſt ein grob altfränkiſcher. Er hat keine Spur dichteriſchen Schwunges in ſich. Geiſt und feinere Laune darf man nicht bei ihm ſuchen. Seine Fauſt führt nicht den Stoßdegen, ſondern den hanebüchenen Knüppel. Im nachläſſigen Alltagswamms tritt er auf den Markt und mag von der ſauberen Form, welche Opitz zurecht geſchulmeiſtert hatte, nichts wiſſen. Es ſchiert ihn gar nicht, ob ihm ein „Rimen Aristarch“, der ſeinen Kiel durch die hohen Wolken ſchwingt, vorhält, ſeine Verſe und Reime gingen „all up und dael“:

„Himp hamp, de eine is breet, de ander de is ſchmael,
De eine is ſcheeff und krum, de ander lyck [gerade] und even,
Als wen uth einem Dörp de Schwine werdn gedreven,
Bi einer vetten Sög lopen ſös magre Varken.“

Seine Verſe ſollen der Schuſter und das alte Weib verſtehen, ſeine Reime ſchlecht und recht ſein wie die Mütze der Großmutter. Er iſt mit Bewußtſein und aus Princip altmodiſch. Der ewig ſich wandelnden modenärriſchen hochdeutſchen Schriftſprache zieht er ſeine dauerhafte Mundart vor. Reineke Fuchs ſei ein Schatz wie Gold in einer ſchmierigen Taſche. Im Hinblick auf die kunterbunte Maskerade des Proteus Alamode verfolgt er nicht ohne plattes ſpießbürgerliches Behagen den Horaziſchen Satz, daß niemand mit ſeinem Looſe zufrieden ſei, um ſeinerſeits mit allem Nachdruck zu betheuern: „ick blive bi dem olden und wil mine ſimpele wiſe hernamals beholden“. Der ewige Wechſel iſt ihm ein Greuel:

„Kleder, Sprake, Verſche ſchriven,
Endert ſik faſt alle Jahr,
Man ick achte idt nicht ein haer.
Bi dem olden will ick bliven:
Höger ſchal min Styll nicht gahn,
Als mins Baders hefft gedahn.“

Den Inhalt ſeiner vier Scherzgedichte bildet die franzöſiſche Mode. Er verfolgt das Allemode ſowohl allgemeiner, als im einzelnen die „almodiſche Kleder-Dracht“, die „vormengde Sprake und Titel“, die neumodiſche „Poësie und Rymgedichte“.

Der niederdeutſche Witz kann noch heute ſehr draſtiſch, maſſiv und grobianiſch ſein. Wie viel mehr in einer Zeit, welche zu den beiden ariſto-

Digitized by Google

phanischen Jahrhunderten Deutschlands gehört. An was für Ohren wenden sich die ehrbaren alten Schwänke; wie genial cynisch schreibt Fischart. Niemand scheut damals den Cynismus, dann besonders nicht, wenn es gilt die Unnatur durch Caricatur und das Widerspiel urwüchsigster Natürlichkeit todtzuschlagen, wie das im vorigen Jahrhundert auch der junge Goethe verstanden hat. Lauremberg's Cynismus kommt aus einem Geiste von grober Gesundheit. Gleichwohl lehnen wir heute die Erneuerung des cynischen Stiles jener Jahrhunderte, auch wenn sie aus ernster Ueberzeugung und sprachgewaltig versucht wird, entschieden ab und ich darf auch nicht andeutungsweise wiedergeben, wie Lauremberg die modische Mädchentracht oder Parfüms, Puder und Perücken lächerlich und verächtlich macht. Er tischt manche hübsche Anekdote auf. In Kopenhagen stolziren einmal drei geputzte Damen in Sammet und Seide an ihm vorbei. Das müssen gar vornehme Frauen sein? O nein, es sind die Weiber von Handwerkern, aber die Welt prunkt ja jetzt so närrisch bunt wie des Hanswursts Kappe. Oder ein Westfale kehrt aus Paris heim und bestellt sich ein potage zum déjeuner, worauf ihm sein pädagogisch begabter Koch ein dem Sprachgemisch entsprechendes ekles Gemengsel vorsetzt. Ist der Kleidernarr ein Geck von außen, so ist der Sprachnarr ein Geck von innen. Lauremberg verlacht das französische Deutsch, die höflichen Anreden monsieur, madame, das unterthänige Serviteur und den Titelunfug, wonach der Rattenfänger Herr Kammerjäger und der Krugsiedler Herr Musicus heiße. Ein sehr beliebter Spott. Noch Stranitzky läßt in der Wiener Hanswurstiade etwa eine Kästenbraterin „Madame Ursel" anreden. Die „olden Nedderſaxen" liebten die Complimente nicht, ein ehrliches Mädchen Grete oder Annemeken verbat sich die neuen Ekelnamen und Lauremberg giebt seinen Landsmänninnen den feinen Rath: „Wen juw einer dame heet, schlaet en an den Ohren."

Allerdings war eine vertrackte Mode der Titulatur und Unterhaltung aufgekommen, steif, schnörkelreich, gespreizt, weitläufig umschreibend. Alles ist bis ins kleinste normirt. Sogenannte „Complimentirbüchlein", eine Art Knigge oder Galanthomme in der Westentasche, fassen das Schickliche lehrhaft zusammen. Der Zittauer Rector Christian Weise hat dann gar eine große fünfactige „Complimentirkomödie" verfaßt, worin jede Scene den Schülern für spätere Lebenslagen zum Muster der Oration dienen konnte. Die Briefsteller lassen nicht lange auf sich warten, um dem Gefühle Schemata des Ausdruckes vorzulegen und jede frische Unmittelbarkeit in Bande zu schlagen.

Lauremberg, obwohl er selbst unter die Hofpoeten gegangen ist, empfand das Unnatürliche und Mühsame der damaligen Poesie. Aber macht uns auch sein unflätiger Spott über einen recht verstiegenen Tropus lachen, so

Digitized by Google

ist doch gewiß, daß dieser nüchterne Kopf von rhetorischer Bewegtheit, Gehobenheit, Bilderschmuck der Dichtersprache überhaupt keine Ahnung hatte und, gerade heraus gesagt, ein Poesiefeind war. Das ist die Kehrseite seiner und mancher andern Polemik gegen den Schwulst. Komisch weiß er zu schildern, wie sich der neue Dichter erst durch reiche Spenden, dem Gotte Bax (Bacchus) dargebracht, und durch Rauchopfer zum Werk begeistere. In der That ist die „Tabaxpipe" mehr als einem schaalen Reimer späterhin unentbehrlich zur poetischen Umnebelung und folgerichtig läßt sich der jämmerliche Schlesier Daniel Stoppe auf dem Titelkupfer qualmend abbilden.

Im siebzehnten Jahrhundert fällt auch das Rauchen, das „Taback schmöken", oder wie man hochdeutsch dem französischen boire entsprechend zunächst sagte „Taback trincken", unter den Gesichtspunkt der Mode. Die gegnerische Literatur ist gar nicht klein, wenn Deutschland auch keinen König Jakob (Misokapnos) aufzuweisen hat. Die Sammlung Hoffmann's von Fallersleben ist bei weitem nicht erschöpfend. Später freilich ertönen aus studentischen Dichterkreisen zahlreiche Loblieder auf den edlen Knaster, aber in der uns beschäftigenden Periode mußte sich der Hamburger Pastor J. B. Schupp in einem hitzigen theologischen Federkriege von seinem Widerpart einen „Tobacksäuffer" — Lauremberg würde sagen „Roecksüper" — schelten lassen und mit langen sanitären Erörterungen antworten.

Derselbe Schupp, von Geburt ein Hesse, ein heiterer, schlagfertiger, doch formloser Schriftsteller, mag uns für andere beweisen, daß die alte Feindschaft der evangelischen Geistlichkeit gegen den modo noch lange nicht begraben ist. Obwohl nichts weniger als ein pedantischer Schulfuchs, gehört auch er nach Gesinnung und Stil zu den conservativen Elementen, denn er eifert gegen den Putz, die Modelectüre, die „affectirten verliebten Reden", die Reisen ins Ausland, kurz gelegentlich in seinen ergötzlichen Schriften gegen alles, was den ausgesprochensten Modefeinden als Zielscheibe diente. Der treffliche Mann kann mitunter sehr bös werden und eine Putznärrin ein „überdünchtes Grab, einen verschnöten Wust und Unflaht" nennen. Poppäa trage darum ewige Schmach, „da nichts schandbarers ist als sich anders bilden und gestalten, gleich wie sich die Natur gebildet und auß-gezieret hat", und bezeichnend für eine Zeit, wo der Schauspielerstand jeder bürgerlichen Ehre entbehrte, fügt Schupp hinzu: „Die Comoedianten und Schauspieldanzer werden deßwegen verächtlich gehalten, daß sie andere Staltung, Habit und Personen an sich nehmen, und denen Zusehern zum Spott und gelächter machen." Auch er ein gerader kerniger Mann, dem ein Ding nicht dadurch löblicher wird, daß die plumpe deutsche Bezeichnung einer galanteren französischen Platz macht, und der, was Moscherosch unter „Reputation" versteht, als die neue „Opinion" verfolgt. In Danzig z. B. gehe dieselbe so weit,

Digitized by Google

daß man jeden Handelsmann „und sollte er auch nur Schweffelhöltzel feil haben, Junckerum titulirte".

Auch der katholische Klerus ließ sich selbstredend das dankbare Thema nicht entgehen und mit besonderer Virtuosität striegelte im auslaufenden Jahrhundert der Prediger die Unarten der Mode, der selbst einen buntscheckigen grotesken Stil auf die Wiener Kanzel brachte, zugleich strafen und lächern wollte, Abraham a Santa Clara. Sein unerschöpflicher und partienweise noch heute unwiderstehlicher Humor giebt manchen guten Gspaß gegen „den übermässigen Kleider-pracht" zum besten. So ruft er mit der beliebten satirischen Häufung den Französlingen zu: „Neue Modi-Hüt, Modi-Barocken, Modi-Krägen, Modi-Röck, Modi-Hosen, Modi-Strümpff, Modi-Schuh, Modi-Bänder, Modi-Knöpff, auch Modi-Gewissen schleichen durch euere Raiß in vnser liebes Teutschland, und verändern sich eure Narren-Küttel täglich mit dem Mondscheine. Es werden bald müssen die Schneider eine hohe Schul auffrichten, worauff sie Doctormäßig gradiren und nachmahls den Titel ihr gestreng Herr Modi-Doctor erhalten." Köstlich weiß er das Bild einer hochadeligen Dame zu entwerfen, wie sie sich herrichtet, pomadisirt und schminkt, als letzte in die Kirche rauscht und nach der kurzen Jägermesse förmlich Cercle im Gotteshause hält; oder wie eine Magd im Laden für ihre Gnädige, die darin „gar haiggl" ist, „Procat vnd Modi-band" von „africanischer Esel-Farb" und „Indianischer Ruben-Farb" aussucht, oder wie die Frau eines Beamten mit 400 fl. Einkommen als „ein abcopirte Cleopatra" (eine „pollierte Mistfinckin") einhergeht:

„ihr Manto, Mantill, Mantell,
bringt den armen Mann in die Höll."

Wenn Pater Abraham die modische Schleckerei und Ausländerei, die unzüchtige Tracht und die Ueppigkeit allenthalben — trug doch nach ihm jede Stubenreiberin einen Pelz — überschaut, schreit er Wehe über den Materialismus der Zeit: „Den Leib, diesen Limmel carisirt man, als kam er her von dem Hirn-Schweiß deß grossen Gott Jupiter, und der Seelen vergißt man so offt." Darum frohlockt er bei der öffentlichen Züchtigung einer Modenärrin, diese Madame sei die Mode in Person, aber bald hat er wieder „die Modi gantz frey und frech auff der Straßen gesehen herumb gehen."

Schwerlich hat Abraham viele zur Einfachheit bekehrt. Wie in unserem Jahrhundert zur Zeit des Wiener Congresses die hohen Herrschaften mitten in der Hetze des Genußlebens auch einmal die Augustinerkirche besuchten, wo der hagere Convertit Zacharias Werner in seinem fremdartigen ostpreußischen Dialect so originell und raffinirt über die Weltlust, über Comödien und Bälle predigte oder richtiger schauspielerte.

Digitized by Google

Mag Abraham die Mode noch so drastisch verdammen, er ist doch selbst ein Diener des neugierigen Publicums, selbst unterthan der mächtigen Strömung des siebzehnten Jahrhunderts, welche stets die stärksten, ja crassesten Wirkungen verlangte. Durch den großen Krieg war vieles im deutschen Menschen stumpfer geworden. Es bedarf besonderer Reizungen. Die Andachtsbücher sind ebenso schwülstig wie das weltliche Poem; gleich der Titel verräth es. Leichenreden, gereimte Nachrufe ergehen sich in denselben unsäglich geschmacklosen Wortspielen und geschraubten Hyperbeln, wie Liebesroman und Hochzeitscarmen. Monsieur und Madame Alamode liebten das Aufgebauschte, die dreiste Entblößung, die schreiende Farbe — nun, der Prediger verdammte diese Gelüste, aber in einem gehäuften, nicht immer auf Würde bedachten, bunten Stil. Abraham erneuerte die komisch-allegorische Weise Geiler's und erzählte Predigtmärlein. Viele schütteten einen Schwall todter Gelehrsamkeit aus. Andere zierten sich oder donnerten, wie die Helden in den „Mordspectakeln" der englischen Comödianten. Pastor Schupp, der tüchtige Lutheraner, eifert gegen diese hastig gesticulirende, forcirte, „hochkünstliche alamodische" Kanzelberedsamkeit und spottet:

„Viel schreyen überlaut und ruffen auff der Cantzel,
Nicht anders als wann Hanß sein Greta führt zum Tantze."

Die Predigt theilt mehr oder minder die Geschmacksrichtung der schönen Literatur. Auch hier eine neue undeutsche Mode. Alle bisher genannten Satiriker sind nicht nur culturhistorisch als Gegner der Mode zu fassen, sondern sie stehen auch in literarhistorischem Contrast zur Masse der zeitgenössischen Dichter. Der überladene Stil, welcher die klaren Satzgebilde, den einfachen Ausdruck völlig maskirte, in der maßlosen Häufung rhetorischen Schmuckes ein übriges that und in seiner lüsternen Sinnlichkeit mit gewissen Kleidermoden wetteiferte, zeigt daß die Herrscherin ein Gebiet nach dem andern eroberte. In Spanien ging Gongora, in Italien Marino voran und überaus schnell lernten die Deutschen die Sirenenlaute des marinescare, jenes stilo concettoso, der Alles zuspitzte und umschrieb, überall Schnörkel anhängte und eine solche Bildermenge gemein machte, daß unsere Dichtersprache nunmehr wie eine Modedame in voller Gala einherstieg.

Der Sinn für das Einfache schwand dahin. Immer weiter griff die Modelectüre um sich. Auf den abenteuerlichen Ritterroman Amadis, den Goethe in einem Briefe an Schiller befremdlich lobt, war die süßliche Unnatur der Schäferei gefolgt. Noch heute ist uns Celadon eine geläufige Bezeichnung für fade, schmachtende Liebhaber. Moscherosch klagt, daß jeder Knecht neuerdings statt des Arnd'schen Paradiesgärtleins und anderer gottseliger Bücher nur die Arcadia, den politischen Roman Sidney's, lese.

Digitized by Google

Nicht die blümerante Albernheit der Pegnitzschäfer zu Nürnberg zeigt die große Uebermacht des italienischen Modestils, sondern vor allem der Hofgeschmack und die Poesie Hoffmannswaldau's. Die Dichtung geht nicht allein. Die berninesk Sculptur und die Musik fordern zum Vergleiche auf. Die italienische Oper wandert über die Alpen und wird an den Höfen gehätschelt. Schwülstige Libretti, Allegorien, Nymphenballets von vornehmen Schönen getanzt, alles voll antiker Mythologie und zugleich reich an Sinnenkitzel, sind des Beifalls sicher. Kokett putzt sich die Sprache mit glitzerndem Geschmeide und Kunstblumen, lernt tändeln und locken und weiß sich in verliebten Schilderungen galant, frivol, erhitzt zu geben. Die corallinen Lippen, Wangenrosen, Mundrubin, Alabasterbusen, Marmelschooß u. s. w. sind in jeder Strophe anzutreffen und ein Satiriker verhöhnt solche Versteinerung der Geliebten. Man wagt in der sinnlichen Lyrik Unglaubliches, während andere zum Contrast wieder die Verwesung des Leibes in ihrer ganzen Scheußlichkeit ausmalen und am offenen Grabe die Vanitatum vanitas predigen. Die Sprache des Dramas verirrt sich von den pathetischen Centnerworten des Andreas Gryphius zu dem unerträglichen Bilderstil Lohenstein's, der, ein phantasieloser Pedant, Bildliches und Unbildliches gar nicht mehr zu unterscheiden wußte und all seinen Personen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter dieselbe geschraubte Ausdrucksweise lieh. Alles angenehme ist Zucker, alles unangenehme Aloe oder Coloquinthe.

Der sinnliche, im Tropenschwall aufgehende Marinismus war nur ganz allmählich zu verdrängen, zumal er an hoher und höchster Stelle gepflegt wurde. Es konnte natürlich gar nichts helfen, daß Moscherosch die neumodische Verhimmelung der Geliebten carikirte, Lauremberg die Tropen durch wörtliche unsaubere Deutung dem Gelächter preisgab und Schupp die „zuckerverliebten" Phrases der phantastischen Maulaffen verdammte.

Von zwei Seiten begann die Reaction. Männer, welche an das verkommende Volksdrama anknüpften, schafferlustige Schulmeister, obenan Christian Weise, der auch sachlich ein reger Modefeind ist, setzten an die Stelle der verstiegenen Affectation das Mittelmaß gewöhnlicher „Pronunciation", indem sie die Heroicolinguantios unbarmherzig stäupten und sich nur ab und zu einen „excess in der angenehmen Redensart" gestatteten. Schon Schupp gab die Parole: zurück zu Luther und den Reichstagsabschieden als den Mustern der Sprache. Aber Weise und die Weisianer ließen sich zu sehr gehen, wurden breit, nachlässig und unfein. Dichter des preußischen Hofes bahnten die Correctheit nach dem neuen französischen Muster an und zum ersten Male ging Preußen, wie bereits Warneck, der erbitterte Feind und überlegene Verspotter des Lohensteinismus, hervorhebt, reformirend auf literarischem Gebiete voran. Bon sens einerseits, stilistische Feile andererseits

Digitized by Google

wurde nach Boileau's Vorschriften gefordert. Vernunft und Geschmack — dieses Wort damals zuerst übertragen gebraucht — sollten herrschen.

Aber waren die so ganz im Rechte, welche für die Bildlichkeit und Sinnlichkeit des Ausdrucks nur Worte des Hohns und der Verachtung hatten? Gewiß nicht. Die Lyrik wurde freier, die Sprache reicher. Doch die Satire ist immer einseitig; auch stellt sie die schlimmsten Ausschreitungen als Typen hin. Deutschland mußte in den Jahrhunderten, wo es auf manchen Feldern concurrenzunfähig war, von den überlegenen Nachbarländern lernen. Der Satiriker aber meint, daß eine Strafpredigt, will sie wirken, nicht ruhig abwägen, sondern sturzbadähnlich auf die Köpfe sausen muß. Nichts ist ärmlicher und beschränkter, als die eingebildete und ungebildete Teutschthümelei. So möchten wir gegen Lauremberg ein treffliches Epigramm des geistreichen Warneck oder Wernicke richten: er glaubt, die deutsche Redlichkeit bestehe in Grobheit und in niederdeutscher Sprache. Und gegen die Ultras im Modekrieg das vernünftige Wort Harsdörfer's (Frawenzimmer Gesprächspiele 1): die Feinde jeder Kleiderveränderung „solten noch Beltz von Ziegenfällen oder Feigenblätter nach Adam's erster Kleidung zu tragen schuldig seyn". Es kann kein Zweifel bestehen, daß die steife Förmlichkeit französirender Anreden und in manchen Adelskreisen der Gebrauch der französischen Sprache überhaupt ein wirksames Gegengewicht gegen die Verrohung in und nach dem großen Kriege bildeten. Und wenn wir die Wahl haben zwischen einer urwäldlerischen turnerhaften Mode, welche die Höflichkeitsformen nicht für sittlich, sondern für unnatürlich, unteutsch und verlogen hält, und einer maßvoll nach fremdländischem Muster gebildeten, so kann die Wahl nicht schwer fallen. Die volksthümliche Reaction bringt oft nur Mode für Mode und köstlich hat Clemens Brentano im Märchen vom Dildapp geschildert, wie Frau Schlender und ihre Töchter Andrienne, Saloppe und Kontusche heruntergekommen sich deutsch kleiden und mit den edlen Namen Uta, Elsa(!), Thusnelda, Siegelinde schmücken.

Seien wir aber auch nicht ungerecht, wenn der Ersatz, den die Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts mit geringen Ausnahmen bieten, so dürftig erscheint. Sie empfehlen das Alte und nur das Alte, ohne an einen steten Fortschritt der Cultur zu denken. Lauremberg sagt mit der phlegmatischen Gleichgiltigkeit seines Landsmannes Jochen Nüßler: „idt mach gahn als idt geiht". Moscherosch stellt in einer gemüthvollen Schrift seiner Familie ein bescheidenes Ideal stillbürgerlichen Lebens und sorglicher Beschränkung namentlich im Forschen auf und empfiehlt die Reichsstädte als Hort des guten alten Wesens. So denkt ein wackerer Bürger in schwerer Zeit; wie sollte er weiter blicken?

Neue große Mächte waren nöthig, das geistige und in der Folge das

Digitized by Google

ganze bürgerliche Leben Deutſchlands umzugeſtalten. Der Pietismus verinnerlichte die Religioſität und ſammelte eine große ſtille Gemeinde. Das Gefühl ward befreit. Und als zweite Emancipationsmacht tritt die Leibniz'ſche Philoſophie auf. Geringfügig iſt es, daß auch Leibniz als Feind der Ausländerei die Deutſchen „frömdgierigliche Affen" ſchilt, in ſchneidigen Verſen die Verwälſchung angreift und bitter klagt: die „Betteley" „macht unteutſch Sinn und Hertz, die Rede, Leut und Land". Auf vielen Gebieten ein großartiger Anreger leitet er die geiſtigen Auseinanderſetzungen des neuen Jahrhunderts ein. Damit war die Mode nicht todt, wenn auch die Pietiſtin ſich geſucht ſchlicht und ehrbar trug und den Jüngling höhere Intereſſen zu bewegen begannen, aber die Tyrannei des Modeteufels war überwunden.

Erich Schmidt.

Spreewald-Studie.

Der neuliche Ausflug des anthropologiſchen Congreſſes nach dem Spreewald hat wieder Fragen aufgerührt, die über das, was der flüchtige Beſucher dieſes merkwürdigen Gebietes auf einer Kahnfahrt zu ſehen bekommt, hinausreichen. Nur flüchtig wird der Spreewald aber ſchon deshalb beſucht, weil ſeine Zugänglichkeit eine faſt gänzlich auf die Waſſerfahrt beſchränkte iſt, weil auch die Unterkunft in den eigentlichen Spreewald-Wirthshäuſern kaum den beſcheidenſten Anſprüchen genügt und weil endlich der Verkehr mit der Spreewald-Bevölkerung wegen des Vorherrſchens der wendiſchen Sprache kein leichter iſt.

Von den wenigen Quellen, welche ſich in Betreff der Geſchichte des Spreewaldes zu Rathe ziehen laſſen, haben die neueren, ſo viel ich's beurtheilen kann, kaum etwas Belangreicheres zu Tage gefördert als die zu Anfang dieſes Jahrhunderts erſchienene Schrift des trefflich unterrichteten Fr. Chr. Franz, der zu guter Zeit alles zu Papier gebracht hat, was heute, ſelbſt an Ort und Stelle, den Wenigſten noch bekannt iſt. Die neuliche Fahrt der Anthropologen begann mit der Station Vetſchau und endete mit Lübbenau. Bis an den letzteren Ort reicht die Waſſerverbindung hinan, nicht ſo an erſteren, weshalb zur Erreichung des nächſten Spreearmes Leiterwagen zu Hilfe genommen werden mußten. Man vertraute ſich dann den aller Eleganz und auch aller Bequemlichkeit entbehrenden Spreewaldkähnen und war froh, nach fünfſtündiger Einzwängung in dieſe flachen Waſſerſchaukeln, wieder auf feſtem Lande die Glieder recken und ſtrecken zu können. Was man im Uebrigen an Eindrücken empfing, war einerſeits das freudige Befremden, nach der lärmenden Eiſenbahnfahrt ſo raſch und ſo vollſtändig in

Digitized by Google

die ſtillſte Waldeinſamkeit verſetzt worden zu ſein; andrerſeits die keinem naturliebenden Spreewaldbeſucher erſparte Theilnahme an dem allüberall laut werdenden Bedauern über das immer zunehmende Lichten dieſes idylliſchen Paradieſes. Einſpruch dagegen ſcheint nicht möglich. Der größte Theil des Spreewaldes gehört dem Grafen von Lynar, und wo der Wald verſchwindet, macht ſich der Boden durch Wieſen und Gemüſeland beſſer bezahlt.

Hat man die glückliche Fähigkeit, einen dem Untergange verfallenen Naturreiz eben deshalb nur noch deſto lebhafter auf ſich wirken zu laſſen, ſo überläßt man ſich im Einzelnen zunächſt dem ehrfurchtsvollen Staunen über die ſchwindelnde Höhe der Bäume, unter denen der Kahn lautlos dahin gleitet. Es ſind zumeiſt Erlen und Weiden. Als echte Waſſerbäume ſind ſie hier wie nirgends in ihrem Elemente, denn auch, wo ſie nicht unmittelbar am Ufer ſtehen, befinden ſich ihre Wurzeln vollſtändig im Grundwaſſer; erreicht man das letztere doch ſchon nach wenigen Spatenſtichen, in Sommern wie dieſer vielerwärts ſchon nach einem einzigen.

Hat man im Aufwärtsblicken und im Abſchätzen ihrer Höhe den ſtattlichen Stämmen ſeinen Tribut abgetragen, ſo beginnt im Abwärtsblicken das Spiel von Neuem. Denn wenn die Fahrt ſtromab geht, wenn alſo weder gerudert, noch geſtoßen, noch gezogen wird, bleibt ſeitwärts von dem mit der ruhigen Strömung dahintreibenden Kahne die Fläche des Waſſers ein ungetrübt klarer Spiegel, und ſo ſieht man dieſe himmelanſtrebenden Bäume in einem andern Farbentone, und über Kopf, aber ſonſt in gleicher Deutlichkeit, noch einmal, und zwar mit dem ganzen Zauber, der in jeder Spiegelung liegt und den der magnetiſche Zug in die Tiefe eines ruhigen Waſſers noch erheblich ſteigert.

Was hinzukommt an eigenthümlichem Reiz iſt die poetiſche Stimmung, in die ſelbſt das ſpärliche Verkehrsleben, dem man auf der Waſſerfahrt begegnet, ſich ſelber unbewußt, getaucht iſt. Und zwar handelt ſich's nicht um Eine Waſſerſtraße, ſondern um hunderte, die einen breit, die anderen ſchmal, die einen tief, die anderen flach, die eine nach dieſer, die andere nach jener Richtung verlaufend, zumeiſt durch Bäume oder Gebüſch oder hohes Gras vor einander verſteckt, ſo daß, was ſich auf Kähnen auf denſelben bewegt, nur in ſeinen oberen Partien von Weitem ſichtbar iſt und an die nachgeahmten Schiffe auf den Theatern gemahnt. Mit ihrem rothen oder weißen wehenden Kopftuche ſiehſt du ſolcher Art in der Ferne hinter den Baumſtämmen die Spreewälderin am hintern Ende ihres mit Heu oder mit grünem Gemüſe hoch beladenen, ſonſt dir aber nicht ſichtbaren Schiffchens ſtehen und es mühelos in der Strömung halten. Jetzt verſchwindet ſie hinter Buſchwerk, jetzt bringt die Windung der Waſſerſtraße ſie wieder an einer andern Stelle und dir ſchon näher zum Vorſchein. Nun hat ihr Kahn den Seitenarm verlaſſen

Digitized by Google

und treibt dir entgegen oder an dir vorbei oder, wenn du gleich ihr ſtromab treibſt, geht eure Fahrt ein Weilchen ſelbander. Aber die Stille ringsum, faſt noch mehr als deine Unkenntniß ihrer und ihre Unkenntniß deiner Sprache, läßt es zu keinem längern Geſpräch kommen. Wie ein Bild iſt ſie heran geglitten und du ſiehſt nach kurzem Wechſelgruße ſie wieder zum Bilde geworden von dannen gleiten.

Am Lohnendſten iſt ein Beſuch des ſonntäglichen Gottesdienſtes in Burg. Hier lebt die Sitte der Nationaltracht noch in alter farbenfreudiger Friſche und das ganze, von den Mädchen und Frauen gefüllte Schiff der Kirche gleicht einem Beet blühender Azaleen. Selbſt der Kopfputz mit ſeinen großen weißen, feinrippig gebrannten Spitzenflügeln, der etwas Schmetterlingartiges und Ueberladenes hat, rahmt das Geſichtchen nicht ungünſtig ein. Drollig iſt dann auch vor und nach dem Gottesdienſte die Ungenirtheit, mit welcher draußen zwiſchen den Gräbern Toilette gemacht und namentlich die nur für den Aufenthalt in der Kirche mitgebrachten Strümpfe und Schuhe an- und hernach wieder ausgezogen werden. Von den Männern iſt das National-Coſtüm leider faſt ausnahmslos abgelegt worden. Sie, die bei der Feldarbeit in ihren kurzen leinenen Hoſen und mit den nackten Füßen ſich noch maleriſch genug ausnehmen, ſtecken Sonntags, ganz wie unſere Bauern Mittel- und Norddeutſchlands, in der unkleidſamen Städtertracht und auch die ſchwarze Angſtröhre muß hie und da den Sonntagsſtaat vervollſtändigen helfen.

Die Geſänge wie die Predigt ſind wendiſch. Wie man weiß entbehrt dieſe Sprache nicht des Wohllautes, und die unſerm Ohre wohlbekannten Weiſen ſo manchen Paul Gerhardt'ſchen Chorales — der Reformator des deutſchen Kirchenliedes ging ja in Lübben zu ewigen Ruhe ein — muthen uns in dem fremden Idiom eigenthümlich ſympathiſch an.

Nicht minder beſticht unſer Ohr die Intelligenz, mit welcher die Deutſchverſtehenden uns auf unſere Fragen Rede ſtehen, und die Sauberkeit des Silbenmeſſens, die ſie der deutſchen Sprache zu Theil werden laſſen. Die nicht im täglichen Hausgebrauche verſchliffenen Sprachen haben ſolche, aus der Schule überkommene Vorzüge freilich aller Orten, und das Wendiſch, deſſen die Spreewälder ſich unter einander bedienen, mag um ſo nachläſſiger geſprochen werden; aber der deutſche Beſucher empfängt nur jenen günſtigeren Eindruck und hat namentlich an dem Wohllaute der aus weiblichem und aus Kindermund ihm gegebenen Antworten um ſo größere Freude, als die vorwiegend feinen Geſichtsbildungen der Spreewäldlerinnen mit der einnehmenden ſprachlichen Ausdrucksweiſe in Einklang ſtehen.

Blaue Augen und blondes Haar und dazu längliche gut gebaute Naſen ſcheinen die herkömmliche Ausſteuer, mit welcher Mutter Natur die Töchter

Digitized by Google

des Spreewaldes versieht. Durch die weißen Kopftücher, die sie umthun, wo immer die Sonne ihnen die Haut verbrennen will, erhält sich diese in großer Weißheit und Zartheit, und hätten die bloßen, unverhüllten Arme nicht bei Vielen eine fast mahagonibraune Farbe, so glaubte man Städterinnen vor sich zu haben, die das ländliche Costüm nur zur Kurzweil anlegten. Im gleichen Widerspruch mit der Pflege und Hütung, deren sich der Teint erfreut, steht die Sitte, daß die Mädchen barfuß tanzen, während ihre Tänzer Stiefeln an den Füßen tragen. Und welche! Man ängstigt sich um die unbeschützten Füßchen, die neben diesen schwerbenagelten Schusterrappen umherspringen! Freilich, wie wenig stört es so Männlein wie Weiblein, daß der niedrige Tanzsaal bis zum Ersticken überfüllt ist und daß der erschrockene Städter, dem das Athmen in diesem Dunste versagen will, sich enttäuscht raschmöglichst ins Freie flüchtet.

Dies so Einiges, was schon ein flüchtiger Besucher des Spreewaldes an Eindrücken einheimst. Unterrichtet er sich etwas eingehender, so erfährt er über Land und Leute etwa Folgendes. Ich kann mich dabei kurz fassen, denn der Umstand, daß der Spreewald erst in verhältnißmäßig moderner Zeit förmlich in Cultur genommen worden ist, drängt Dasjenige, was über seine Vergangenheit zu sagen ist, auf ein Weniges zusammen. Seit Tacitus die Sylva hercynia auf neun Tagereisen Breite und sechzig Tagereisen Länge taxirte, haben die meisten Waldungen Deutschlands die Axt an ihre Wurzel legen sehen und auch die so leicht verschiffbaren Stämme des Spreewaldes sind, soweit sie erreichbar waren, fleißig gefällt worden, aber die Feuchtigkeit ihres Standortes hat verhütet, daß ihnen auch verheerende Waldbrände das Dasein verkümmerten und verkürzten. Ebenso ist der Versuchung zu menschlichen Ansiedelungen hier mehr als anderswo der weithin sumpfige Zustand dieses sechs Meilen langen und anderthalb Meilen breiten Bruches hindernd entgegengetreten. In Kriegszeiten freilich wurde das Uebel zu einem geschätzten Vortheil. So war mehrmals zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Oberamtskanzlei des Markgrafenthums und der übrigen Landesstellen in den Schutz des unzugänglichen Spreewaldes geflüchtet, und was in den Jahren 1642 und 1643 noch an Leistungen der Regierung wie der Bevölkerung zu Papier gebracht wurde, barg sich hinter den Erlen, Weiden und Rüstern des Spree-Bruches. Nicht anders war es in einigen Perioden des siebenjährigen Krieges. Wie wenig im Uebrigen die Nutzbarkeit des Spreewaldes selbst damals noch aus ihren dürftigsten Anfängen herausgekommen war, beweist die unter Friedrich dem Großen endlich durch den Staat selbst in Angriff genommene Colonisirung des Spreewaldes. Schon bei seinem Regierungsantritte hatte er damit begonnen. Nach dem siebenjährigen Kriege zählte der Wald 279 Colonisten-Familien. Jede derselben hatte zehn bis achtzehn

Digitized by Google

Morgen Land auf drei Jahre zinsfrei zugewiesen erhalten. Je nach der Güte des Bodens mußten sie nach Ablauf der drei Jahre pro Morgen 9, 10, 12 bis 21 Groschen Erbzinspacht jährlich entrichten. Die ganze Colonie umfaßte etwa 3500 Morgen. Dies ist der Ursprung jener Ansiedler, die noch heute die Bezeichnung Colonisten führen. Man unterschied sie von den sogenannten Raupern, d. h. von den auf höher gelegenem Gebiete Angesiedelten, z. B. den Straupitzern.

Unser forstkundiger Gewährsmann, der im Jahre 1800 schrieb, giebt ein lebendiges Bild der damaligen Zustände, das dem heutigen in mancher Beziehung noch vollständig entspricht, aber leider nach der Seite des Waldconservirens nicht mehr auf Aehnlichkeit Anspruch hat. Denn wenn er damals klagte: Lübbenau, das heißt die Lynar'sche Herrschaft, schlägt zu wenig, jährlich nur tausend Klafter, das Holz bleibt zu lange stehen, so ist schon erwähnt worden, wie viel schöner Wald seitdem in Wiesenland verwandelt worden ist, und als der Blitz vor einigen Jahren in die Kirche von Lübbenau schlug, erinnerte man sich daselbst mit Wehmuth der Zeit, wo der Wald noch alle Gewitter an sich zu ziehen und für die Stadt unschädlich zu machen pflegte.

Mit Recht rügt unser Spreewald-Chronist dagegen das in vielen Dörfern in übergroßem Maße betriebene Branntweinbrennen, das jedenfalls noch heute den gegen die Wenden erhobenen Vorwurf mit zu verantworten hat, sie seien der Flasche ergeben. Er zählte allein in Lübbenau einundsechzig Branntweinbrennereien zusammen und eben so viele Bierbrauereien. An sonstiger Industrie erwähnt er insonderheit die Gewinnung von Eisenerz (sogenanntes Wiesenerz) bei Peiz — das Salpeterbrennen hatte bereits im Jahre 1608 aufgehört —, dann natürlich den Holzhandel. Lindenbast, heißt es weiter, wird zu Stricken verarbeitet, Rüstern dienen zu Netzen, Körben und Stricken, Erlen zu Holzpantoffeln. In Bezug auf Viehzucht herrsche mancherlei Aberglauben: kein Vieh wird gezeigt oder verhandelt, so lange es liegt. Auf die Fütterung verwendet man aber große Sorgfalt; wo es nöthig, wird selbst Nachts gefüttert. Nur im Herbste wird es ins Freie getrieben. Der Obstbau bleibt in den Colonien spärlich; sehr begreiflich, denn die Wurzeln stehen im Wasser und der Sonnenschein ist nicht eben reichlich. Der Boden ist ein durchgehends stehender Bruch und Wasentorf. Vier Fuß mächtig ist die Humuserde, darunter ist Alles Wasser und Kies. An sich ist dieser Humus unfruchtbar, Beimischung von Sand bessert ihn. Die schwarze Sumpferde verweht am Winde; stete Feuchtigkeit ist ihr daher nöthig. Uebrigens schreibt der Verfasser dem Boden erdölige Eigenschaften zu und glaubt, dieselben seien die Ursache, daß die in dem Moore gefundenen uralten Stämme vor Fäulniß bewahrt geblieben seien; bei dem Dorfe Arteren habe man solche wie im

Zustande der Versteinerung gefunden. Das Gras ist schilfig und zum Theile sauer, doch hat sich des Spreewaldes Vieh daran gewöhnt; keine üble Erfahrung für solche Gegenden, wo man an die Möglichkeit solcher Gewöhnung nicht glauben will, einfach, weil besseres Futter das Vieh immer wieder von Neuem verwöhnt. Was das Grabeland betrifft, so giebt es Stellen, wo man durch Wechsel des Samens den Boden vier bis sechs mal im Jahre nutzbar macht. Daß eine Menge Gemüsearten nirgends besser als im Spreewalde gedeihen, ist bekannt. Ueber die Vegetation des Waldes noch Folgendes. Sie besteht vornehmlich, wie schon erwähnt, aus Erlen, Weiden und Rüstern, dann aber auch aus Espen, Steineichen, Eschen, Faulbaum und Linden, ferner aus Wasserrispengras, saurem Riedgras, Krötenkraut, Torf-, Faden- und Gliederbinsen. Epheu und Waldrebe wuchern üppig. Bauholz läßt man lange, oft zwanzig Jahre lang, in Sumpf und Wasser liegen; es wird dadurch dauerhafter. Rüsterholz ist hier so schwer, daß es untersinkt. Im Ganzen wächst das Holz aber zu rasch in die Höhe und ist nicht so werthvoll wie das in minder feuchten Gegenden gewachsene. Böttcher, Tischler und Stellmacher verwenden es ungern. Der Preis der Klafter Erlen- und auch andern Holzes war denn ums Jahr 1750 auch nur sechs Groschen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo alle Holzpreise eine erhebliche Steigerung erfahren hatten, bezahlte man die Klafter freilich schon mit 2 Thaler 12 Groschen bis 3 Thaler. Der Wildstand pflegt in Gegenden, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, nicht ergiebig zu sein. Dies findet auch auf den Spreewald Anwendung. Um so besser ist für Freunde eines schmackhaften Fischgerichtes gesorgt, denn man hat die Auswahl zwischen Karpfen, Hechten, Quabben, Rothaugen, Karauschen und noch vielen anderen Flossenträgern; auch sollen die Wurzeln der Erlen die Schmackhaftigkeit erhöhen. Das Wasser des Spreewaldes ist sehr alkalihaltig — wegen der vielen in demselben aufgelösten Pflanzenstoffe — und es taugt daher auch insonderheit zu Bleichzwecken. Damit hängt die durch Friedrich den Großen bewirkte Ansiedelung von Leinewebern zusammen. Das schon erwähnte, auf einer Sandhöhe gelegene Kirchdorf Burg, dessen alter Schloßberg der eigentliche Zielpunkt des Anthropologenausfluges war, zählte ums Jahr 1800 nicht weniger als achtzehn Leinweberfamilien, denen der König die Wohnungen hatte bauen lassen. Sie zahlten für vier Morgen Land nur zwei Thaler Pachtzins. In der Nähe des Dorfes heißt ein Landstrich noch heute die Bleiche; und bei Kuhnt „auf der Bleiche" dürfte nach den von mir gemachten Erfahrungen auch noch die empfehlenswertheste Unterkunft sein. Uebrigens wird an vielen Orten des Spreewaldes Flachs gebaut, und wie es in Gegenden zu geschehen pflegt, wo man noch an der Nationaltracht festhält: das heimische Gespinnst wird auch an Ort und Stelle gewoben. Dazu schlägt der wandernde Weber seinen

Digitized by Google

Webstuhl in dem Hause auf, wohin man ihn entboten hat, ganz wie in einigen Gegenden, z. B. in Steiermark, der wandernde Schuster auf die Stör geht, d. h. sich bei seinen Kunden ins Quartier legt.

Die innere Ausstattung der Wohnungen ist diesen am Alten hängenden Gewöhnungen entsprechend. Ein Haus in Leipe, das ich mir näher darauf ansah, war nach dem Leiper Brande vom Jahre 1792 neu erbaut, aus Holz, wie fast alle übrigen Häuser, denn Steine giebt es nirgends, und die Backsteine sind im Verhältniß zum Bauholze zu kostspielig. In der „guten Stube" dieses behäbigen Hauses gab es allerlei Schaustellungen, die nicht vielerwärts sonst gebräuchlich sein mögen. Unter der niedrigen Holzdecke des Zimmers lief z. B. an den Wänden ein Bort herum, auf welchem bunte Teller prangten. Dann hatten auch blanke Kupferkessel in dieser Stube Platz gefunden und erzählten so von dem Wohlstande wie von den gastlichen Neigungen des Besitzers und seiner Ehehälfte. Endlich lachte noch hinter lauschigen, rosa beblumten Vorhängen ein hochaufgethürmtes Bett hervor, das unbenutzte Ausstattungsbett des alten Ehepaares. Aber selbst von dem Kleiderbestande des Haushaltes hatte das Zimmer Rechenschaft zu geben. Eine ganze Sammlung schöner, dicker, bunter Röcke hingen wie in einem Maskeradenladen in Reih und Glied, und der Umstand, daß sie aus dem selbstgewonnenen Garne oder auch aus Wolle von den eigenen Schafen gefertigt waren, gab der Besitzerin allerdings das Recht, mit ihnen Staat zu machen. Gefärbt waren sie zumeist feuer- oder carmoisinroth und zwar in einer Färberei des benachbarten Cottbus. Man sprach in dem Hause wendisch, verstand aber deutsch und hatte auch kein Arg dabei, daß über dem Thüreingange der Zimmermann einen deutschen Bibelvers eingemeißelt hatte.

Zum Schlusse noch wenige Bemerkungen über die Nationalität der Spreewäldler, indem ich Diejenigen, die sich noch mehr im Einzelnen über manches die Wenden Betreffende unterrichten wollen, auf Richard Andrée's wendische Wanderungen verweise. Die Spreewäldler sind sorbischen oder sorbisch-wendischen Ursprunges und stellen, nach Ansicht früher der sächsischen, jetzt der preußischen Feldwebel, die besten Soldaten. Wie schon erwähnt, sollen sie freilich mehr als billig der Flasche zugethan sein, was aber seine Erklärung theils in der wenig verlockenden Trinkbarkeit des Spreewassers findet, theils in dem für Wechselfieber disponirenden Klima dieses Amphibienreiches. Durch die Propaganda der böhmischen Panslavisten sind bisher immer nur Wenige ernstlich berührt worden. Ein Namensvetter unseres Marineministers, der Grobschmied Stosch im Dorfe Drehsa, benutzt die Muße, welche ihm Hammer und Ambos gönnen, sogar zu schriftstellerischer Polemik gegen die vorlautesten Panslavisten. Auch nimmt (nach Professor Leskien) das Wendische bereits deutschen Satzbau an, nicht gerade die nach-

Digitized by Google

ahmungswertheſte Seite unſerer Sprache. Im Ganzen iſt das Verhältniß der Wenden zu den Deutſchen ein gutes. Charakteriſtiſch für die wendiſchen Wohnungen iſt der Holzbogen, der ſich über die Fenſter wegzieht; dann die zinnerne Blumenvaſe mit Windfahne auf dem Giebel, welcher letztere in wendiſchen Dörfern ſich bekanntlich der Straße zuzukehren pflegt. Sehr belangreich für die Frage: ob das Wendiſche bald oder noch lange nicht durch das Deutſche verdrängt werden wird, iſt die Frage: ob die Regierungen immer für wendiſche Prediger Sorge tragen werden. Wo dies unterblieb, hat die Germaniſirung ſich jedes Mal ziemlich raſch gemacht. Daß einige wendiſche Prediger aus Anhänglichkeit an ihre Mutterſprache für Gewiſſenspflicht halten, nach Kräften ſelbſt für wendiſchen Predigernachwuchs zu ſorgen, beweiſt der von Andrée erzählte Fall aus Poſtwitz. Bei dem dortigen Paſtor Frenzel hatte ein ungariſcher Rittmeiſter im Quartier gelegen. Als derſelbe ſich ſpäter um die ſchöne Tochter des Pfarrers bewarb, erklärte dieſer, ſeine Tochter ſolle nur einen wendiſchen Geiſtlichen heirathen. Als Rittmeiſter war dem Werber das Umſatteln nichts Fremdes. Er hängte alſo den Säbel an den Nagel, lernte Wendiſch, ging nach Leipzig, wurde Theolog, und erhielt nun als Nachfolger des zähen alten Seelſorgers deſſen Tochter zur Gattin. Mancherlei Mittel, um die Wenden zu Deutſchen zu machen, ſind ſeit dem zehnten Jahrhundert, wo ſie ganz unter deutſche Herrſchaft kamen, theils probirt und wieder aufgegeben, theils auch durchgeſetzt worden. Verbote der wendiſchen Sprache waren häufig, ſo z. B. 1327 in Leipzig. In Uelzen gab es noch zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Rathsſatzung, wonach kein Kind aus wendiſch-deutſcher Ehe in die Aemter kommen durfte. Aehnlich excluſiv verhielten ſich in den von wendiſchem Landvolke umflutheten Städten die Zünfte; rein deutſche Abkunft mußte nachgewieſen werden; ſonſt wurde die Aufnahme verweigert. Von einem wendiſchen Städteweſen iſt überhaupt nichts bekannt. Wer übrigens im Spreewalde und den umliegenden wendiſchen Landestheilen nach den Namen beurtheilen zu können glaubt, ob er einen Wenden oder einen Deutſchen vor ſich hat, der iſt im Irrthum. Es giebt viele rein wendiſche Familien mit gut deutſchen Namen. Dieſe letzteren ſind Ueberſetzungen, die bei gerichtlichen oder anderen Eintragungen den Leuten octroirt wurden. Dergleichen kommen jetzt nicht mehr vor oder wenigſtens wohl nur auf Wunſch der Namenführer, aber ſie haben eine Zeit lang manche wendiſche Abkunft völlig verdunkelt und den Etymologiſten des Spreewaldes für alle Folgezeit um die Möglichkeit gebracht, aus den dortigen deutſchen Namen ſichere Schlüſſe zu ziehen. Andrée erzählt beiſpielsweiſe, eine alte Frau Namens Ciſtowa heiße im Gemeindebuche die Reinhardin und ihre Kinder heißen nun eben auch Reinhard. So giebt es häufig in wendiſchen Bezirken den Namen Schmidt, überſetzt aus dem wendiſchen Kowar, ein in

Digitized by Google

den germaniſirten Elbdörfern Sachſens in allerlei Umwandlungen (Kowald ꝛc.) noch vorkommender Geſchlechtsname; oder Neumann, entſprechend dem wendiſchen Nowak (Noak). Andere Namen blieben zwar wendiſch, nahmen aber in deutſcher Umgebung allmählich die Form eines ähnlich klingenden deutſchen Wortes an. So z. B. Buſch, urſprünglich Poſchni, der hübſche; Wünſche, aus der Bezeichnung Wendiſcher, Windiſcher abgeleitet; Hennig aus Honik u. ſ. f. Eine Menge Namen haben wir uns auch gewöhnt als deutſche zu betrachten, die es dennoch durchaus nicht ſind. So z. B. Goltz, der Junge; Fröbel, von Wrobel, der Sperling; Häniſch, Johannes; Peſchel, Peter; und zu guter Letzt den Namen des deutſcheſten der deutſchen Schriftſteller Leſſing, freilich aus Kamenz ſtammend, alſo nicht aus wendiſcher Heimath, aber durch den Namen als von Wenden abſtammend zu betrachten, denn Leſſing oder Lěſſny heißt (wie das normänniſche Dubois, Dubosq, Duboscage ꝛc.) zu deutſch Waldmann.

Robert Waldmüller.

Der naturwiſſenſchaftliche Realismus.*)

Ein geſunder ſelbſtgewiſſer Realismus iſt es, was heutzutage auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens erſtrebt wird. Alle Wiſſenſchaften ſuchen auf Thatſachen zu fußen, veraltete Theorien werden durch neue Thatſachen geſtürzt, aus Thatſachen allein möchte man auch die Principien der Wiſſenſchaften und alle neuen Theorien hervorwachſen laſſen. Wenn aber über die oberſten Axiome der verſchiedenen Wiſſenſchaften Streit entſteht, und die Principien der einen auf Reſultate führen, welche denen der andern zu widerſprechen ſcheinen, dann iſt es an der Zeit, die Principien ſelbſt zu prüfen, und ſich nach Methoden umzuſehen, durch welche das geſchehen kann.

In dieſem tiefen Sinne faßt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift ſeine Aufgabe, und da in der That auf die Harmonie der Principien in den Naturwiſſenſchaften mit den ſogenannten Geiſteswiſſenſchaften heutzutage Alles ankommt, ſo kann er mit vollem Rechte ſagen: „Es gilt die Förderung des Culturfortſchrittes der Menſchheit.“ Eine Wiſſenſchaft, welche die Principien aller Wiſſenſchaften prüft, und etwaige Widerſprüche aufzuklären vermöchte, iſt ein dringendes Bedürfniß, wenn nicht durch den Widerſtreit die edelſten Güter der Menſchheit zu Grunde gehen ſollen, und dieſe Wiſſenſchaft der Principien ſollte eigentlich die Philoſophie ſein. Aber von Philoſophie wollen die Naturwiſſenſchaften heutzutage womöglich gar nichts wiſſen, denn ſie hat ſich ſelbſt durch Anmaßung und unhaltbare Speculationen um

*) Der Realismus der modernen Naturwiſſenſchaft im Lichte der von Berkeley und Kant angebahnten Erkenntnißkritik. Von Dr. Anton von Leclair. Prag 1879.

Digitized by Google

allen Credit gebracht. Die Philosophie scheint dem realistischen Streben nach Thatsachen und Befestigung aller Wissenschaften durch Thatsachen zu widerstreben; sie gilt im besten Falle für eine Art Liebhaberei, geeignet müssige Stunden auszufüllen, aber nicht für die nothwendigste aller Wissenschaften.

Doch die Thatsachen selber zwingen selbst die hartnäckigsten Empiristen, stets wieder auf den Weg der Speculation und der philosophischen Untersuchung, den sie noch eben vorher perhorrescirt hatten, zurückzukehren. Diesen Thatsachen begegnen wir vorzugsweise im Gebiete der Sinneswahrnehmung, der Sinnestäuschung und der Seelenlehre. Von dort aus ist zuerst von streng empiristischer Seite, wie das gar nicht anders sein konnte, der naive Realismus des vulgären Bewußtseins erschüttert worden. Schon bei der Betrachtung des Farbensinnes mußte man einsehen, daß die Farben nicht so einfach als Dinge an sich, die von unserer Empfindung unabhängig wären, genommen werden konnten, da dem einen roth erscheint, was dem andern grau oder gelb aussieht. Wenn man aber vollends alle die physiologischen Processe analysirte, die das Sehen ermöglichen, so mußte der naive Realismus, der die Dinge einfach so glaubt nehmen zu können, wie sie wirklich außer uns da sind, in die größten Schwierigkeiten gerathen, wenn das Verhältniß des Netzhautbildes zu den Gesichtsobjecten klar gemacht werden sollte. Dasselbe Ding erscheint einfach, wenn es mit beiden Augen und doppelt, wenn es nur mit einem Auge fixirt wird; es kann größer oder kleiner erscheinen, je nachdem die Augenmuskeln in normaler oder abnormer Thätigkeit sind. Die Fragen nach der Entstehung der Raumvorstellung, nach der Unterscheidung von Wahrheit und Täuschung in der sinnlichen Wahrnehmung drängten sich den Physiologen unabweisbar auf.

So entwickelte sich zunächst die pseudophilosophische Auffassung, daß die Dinge eigentlich gar nicht so in Wirklichkeit seien, wie sie aussehen, daß die gesammte Welt sinnlicher Wahrnehmungen größtentheils auf Schein und Betrug hinauslaufe, und die Wahrheit der wirklichen Dinge in der Welt erst erkannt werden könne, wenn man gelernt habe, nicht nur von allem täuschenden Schein, sondern sogar von der sinnlichen Wahrnehmung überhaupt zu abstrahiren. Während die einen noch in der naivsten Weise mit dem Mikroskop nach „letzten Realitäten" forschen, die die Materie zusammensetzen, ziehen die anderen die Wahrheit jeder sinnlichen Wahrnehmung in Zweifel. Helmholtz sagt z. B.: „Die psychischen Thätigkeiten sind in ihrem Resultate einem Schlusse gleich, insofern wir aus der beobachteten Wirkung auf unsere Sinne die Vorstellung von einer Ursache dieser Wirkung gewinnen, während wir in der That direct doch immer nur die Nervenerregungen, also die Wirkungen wahrnehmen können, niemals die äußeren Objecte." Nun ist nach bekannten logischen Gesetzen der Schluß von der

Digitized by Goog

Wirkung auf die Urſache niemals ſicher, denn dieſelbe Wirkung kann von mancherlei verſchiedenen Urſachen herrühren. Alſo mußte Helmholtz zum ſubjectiven Idealismus gelangen, der die Wirklichkeit aller Dinge außer uns, und vor Allem die Möglichkeit, ſie richtig zu erkennen, bezweifelt. Unſere Geſichtsempfindungen ſind für ihn Symbole einer Zeichenſchrift, welche auf „das eigentlich Reale, welches den Erſcheinungen zu Grunde liegt", gedeutet werden müſſen. „Uebrigens wiſſen wir über dieſe Bedingungen ſelbſt, über das eigentlich Reale, was den Erſcheinungen zu Grunde liegt, nichts, alle Meinungen, die wir ſonſt darüber hegen mögen, ſind nur als mehr oder minder wahrſcheinliche Hypotheſen zu betrachten." Somit wäre unſere Geſichtswahrnehmung nur das Wahrnehmen von Zeichen, aus denen wir auf etwas anderes zu ſchließen hätten, von dem wir aber niemals etwas Sicheres erfahren können. An anderen Stellen ſpricht Helmholtz die Ueberzeugung aus, daß doch wenigſtens die Beziehungen der Zeit, des Raumes, der Gleichheit und die davon abgeleiteten der Zahl, der Größe, der Geſetzlichkeit, kurz das Mathematiſche, der äußern und innern Welt gemeinſam ſeien, und in dieſem könne „in der That eine volle Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit den abgebildeten Dingen erſtrebt werden." Unter äußerer Welt verſteht er die Welt, wie ſie unabhängig von unſerm Bewußtſein an ſich im Weltenraume da ſei, und im Gegenſatze dazu ſoll die innere Welt diejenige ſein, die wir uns vorſtellen. Da wir nun jedoch von jener äußern Welt nach Helmholtz's eigenem Geſtändniß gar nichts wiſſen können, ſo iſt und bleibt es unbegreiflich, wie wir doch die Geſetzmäßigkeit ihrer Beziehungen auf unſere innere oder vorgeſtellte Welt der ſinnlichen Erſcheinung herausbringen können. Ewald Hering, ſonſt in manchem Punkte ein Gegner von Helmholtz, vertritt doch in demſelben Maße den ſubjectiven Idealismus, wenn er es für ein Haupterforderniß erklärt, um die Wahrnehmung verſtehen zu können, daß wir den „Sehraum" und die „Sehdinge", d. h. eben die geſehenen Dinge im durch Erſcheinungen erfüllten Raume, vom wirklichem Raume und den wirklichen Dingen unterſcheiden; und auch er deutet nirgends auf einen plauſiblen Weg, auf welchem wir von dem einem zum anderen gelangen können.

Wenn ſo ſchon das Studium der Sinnesempfindung zum ſubjectiven Idealismus drängt, ſo wird die Verlegenheit — denn anderes iſt dieſe Art des Idealismus nicht — noch mehr geſteigert, wenn man den Zuſammenhang zwiſchen Gehirn und Denken oder Körper und Seele klar machen will, ohne den kritiſchen Standpunkt Kant's zu kennen. Der Verfaſſer giebt eine reiche Ueberſicht über die Bemühungen der hervorragendſten Vertreter der Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete, und er verſteht die vollkommene Rathloſigkeit derſelben mit ſcharfer Kritik zu beleuchten. Der Philoſoph Gottlieb Ernſt Schulze kommt im Anäſidemus auf den naiven Realismus hinaus,

Digitized by Google

und verlangt, daß die Wahrheit unſerer Erkenntniß durch die Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellung mit den Dingen zu Stande käme, die ſich völlig außerhalb unſerer Vorſtellung befinden. Neuere Philoſophen ſtimmen ihm wenigſtens bei. Doch giebt es Einzelne bereits, die ſich wie Tobias (Grenzen der Philoſophie. 1875) auch mit Phyſiologie beſchäftigt haben, welche wieder zu der Einſicht Kant's gelangen, daß von dem zu reden oder wiſſen zu wollen, was wir nicht vorſtellen oder vorſtellen können, was alſo ganz unabhängig von unſerer Vorſtellung wäre, Unſinn ſei.

Im Gebiete der Nervenphyſiologie führt der naive Realismus natürlich leicht zum Materialismus. Denn wenn man ſich erſt eine Seele als ein Weſen, das im Gehirn ſitzen müſſe, conſtruirt hat, und ſie dann mit allen Methoden der Forſchung nicht nachweiſen kann, ſo erklärt man ſie leicht für eine Function des lebenden Gehirns, die man ebenſowenig ſehen könne, wie etwa die Elektricität. Dem gegenüber iſt es erfreulich, vorſichtige Denker erklären zu ſehen, daß ſie das Problem der Abſonderung der Geiſtesthätigkeiten von der Gehirnſubſtanz nicht für lösbar hielten. So ſagt Ad. Fick (Lehrbuch der Anatomie und Phyſiologie der Sinnesorgane. 1864): „Die nothwendige Verknüpfung beſtimmter pſychophyſiſcher Bewegungen mit beſtimmten Empfindungsmodis, welche in Wirklichkeit ohne Zweifel beſteht, muß daher etwas urſprünglich Gegebenes ſein — und kann nur als Thatſache in der Erfahrung erkannt, nicht aus einfachen Principien abgeleitet werden." J. Tyndall äußert in ſeiner Rede (über den wiſſenſchaftlichen Materialismus. 1868): „Das Problem vom Zuſammenhange des Körpers mit der Seele iſt ebenſo unlösbar in ſeiner heutigen Form, als es in vorwiſſenſchaftlichen Zeiten war." Du Bois-Reymond's Rede mit dem vielbeſprochenen ignoramus und ignorabimus iſt gerade durch den Aerger der Materialiſten bekannt genug geworden. „Es iſt in keiner Weiſe einzuſehen, ſagt er, wie aus ihrem (der Atome des Gehirns) Zuſammenwirken Bewußtſein entſtehen könne." Freilich meinte er an einer andern Stelle, daß, wenn wir es auch nicht begreifen könnten, es deswegen doch möglicher Weiſe ſo ſein könnte, daß das Bewußtſein durch materielle Bedingungen erzeugt werde. Bei K. Ludwig heißt es: „Gerade weil unſere Wiſſenſchaft mit der Mechanik des Leibes vertraut iſt, weiß ſie dieſer ihre Grenzen zu ſtecken, und ſo konnte es nur die Fernerſtehenden überraſchen, als die Anhänger der mechaniſchen Phyſiologie allſeitig darin zuſammentrafen: die Seele lebe außerhalb der Grenzen der Mechanik, aus der bloßen Bewegung endlicher Maſſen könne ihre Wirkung nicht begriffen werden." Aubert äußert (Phyſ. der Netzhaut): „Die Empfindung des Lichts und der Farben iſt aber ein Vorgang, der nicht mehr in das Gebiet der Phyſik gehört."

Weniger vorſichtig zeigt ſich der naturwiſſenſchaftliche Laie David Fried-

Digitized by Google

rich Strauß, dem es ſcheint, daß „mit jedem Tage die Ausſicht wächſt, die Bedingungen nachzuweiſen, unter denen ſich das Leben aus dem Lebloſen, das Bewußtſein aus dem Bewußtloſen nach natürlichen Geſetzen entwickelt hat.“ Und eben ſo kühn iſt Dühring (Logik und Wiſſenſchaftslehre), wenn er ſagt: „Ich glaube, daß wir früher oder ſpäter zu einem mechaniſchen Aequivalent für das Bewußtſein gelangen werden, genau ſo wie wir zu einem für die Wärme gekommen ſind.“ Aehnlich verrathen engliſche Naturforſcher bisweilen den platteſten Materialismus, z. B. W. R. Grove (die Verwandtſchaft der Naturkräfte. 1871): „Wir vermögen aber auch, wenn wir Ausdrücke wählen, die von unſeren eigenen Sinneswahrnehmungen ſtammen, die ſelbſt wieder Bewegungsformen der Nervenelemente ſein mögen, keine Worte zu finden, um andere Erſcheinungen zu beſchreiben, als ſolche, die durch Materie und Bewegung ausdrückbar ſind.“ Und Darwin ſagt im Anfange ſeiner Zoonomie: „Unſere Ideen, d. i. Vorſtellungen von äußeren Dingen, mit denen uns unſere Organe oder Sinne urſprünglich bekannt machen, ſind thieriſche Bewegungen der Sinnesorgane.“

Dagegen drückt ſich der Pathologe Grieſinger vorſichtiger aus: „Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektriſche und Mechaniſche iſt doch immer noch kein Seelenzuſtand, kein Vorſtellen. Wie es zu dieſem werden kann, dies Räthſel wird wohl ungelöſt bleiben bis ans Ende der Zeiten.“ Und Virchow ſagt: „Wiederholt ſchon haben wir erklärt, daß wir es in naturwiſſenſchaftlichem Sinne für unmöglich erachten, die allerdings unleugbare Thatſache des Bewußtſeins zu erklären.“

So werden noch manche gewichtige Aeußerungen theils naturwiſſenſchaftlicher, theils philoſophiſcher Koryphäen an einander gereiht, um ſchließlich den Beweis zu führen, daß die gemeinſame Urſache ſowohl für den groben materialiſtiſchen Irrthum der einen, wie für die Verlegenheit und Rathloſigkeit der anderen, in dem vulgären Realismus zu finden iſt, der von Kant's Kritik der reinen Vernunft unberührt geblieben iſt. „Wie nahe liegt die Gefahr,“ ſagt unſer Verfaſſer, „daß der Jünger der Wiſſenſchaft bei ſolchen Wahrnehmungen trotz ſeiner friſchen Begeiſterung und Empfänglichkeit an der logiſch disciplinirenden Kraft des mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Denkens überhaupt gänzlich irre werde!“

Die erkenntnißtheoretiſchen Probleme ſind nicht abzuweiſen, ſie drängen ſich jedem denkenden Forſcher gewaltſam auf. Aber die Philoſophie hat ſich ſelbſt, Dank ſei es den nachkantiſchen Philoſophen, derartig um allen Credit gebracht, daß jeder glaubt, von vorne anfangen zu müſſen, und die Grundlage, die Kant gelegt hat, geradezu verloren gegangen iſt. Die einzigen Arbeiten, die in dem Rufe geſtanden haben, aus der Anwendung Kantiſcher Principien auf die Naturwiſſenſchaft hervorgegangen zu ſein, jene Epoche

Digitized by Google

machenden ersten Arbeiten Johannes Müller's über die Physiologie des Gesichtssinnes, haben eigentlich gar nichts mit Kant's Erkenntnißtheorie gemeinsam, und sind, wie Wundt bereits nachgewiesen hat, nichts anderes als die Umhängung eines materialistischen Gewandes um die Gedanken der Kritik der reinen Vernunft. Und doch trifft man nur zu häufig die Meinung, daß mit der Widerlegung von Johannes Müller auch die veralteten Schulmeinungen Kant's überwunden seien.

Trotz Berkeley's unwiderleglichen Beweisen, daß wir von nichts anderem wissen und reden können als von unseren Vorstellungen, und trotz Kant's Widerlegung des Skepticismus hält es doch heute der Naturforscher im Allgemeinen für die Aufgabe der Wissenschaft, die Dinge so zu erkennen, wie sie unabhängig von unserm Bewußtsein und unserer Vorstellungsweise an und für sich da seien, ohne zu überlegen, ob es für solche Dinge auch eine Möglichkeit der Erfahrung gebe. Unter dem Kantischen Ausdrucke Anschauung a priori wird in der Regel eine aprioristische Construction der Erfahrung verstanden mit Hilfe angeborener Begriffe und Vorstellungen, wie das die späteren Philosophen nur zu gerne phantasirt haben. Aber ein gröberes Mißverständniß ist kaum möglich, denn a priori heißt in der alten Schulsprache nur etwa so viel wie völlig und unzweifelhaft sicher. Freilich kann nur die Erkenntniß zweifellos sicher sein, welche auf den Bedingungen des Erkenntnißvermögens eben so sicher ruht, wie das cogito ergo sum. Denn es giebt keine vollkommene Sicherheit der Erkenntniß durch Induction, wie schon David Hume unwiderleglich nachgewiesen hat, und wie die Naturwissenschaft heutzutage dadurch eingesteht, daß sie die größte Wahrscheinlichkeit für dasselbe ausgeben möchte wie Wahrheit. Daher ist nur das wirklich sichere Erkenntniß, die a priori ist, d. i. auf den Bedingungen unseres Erkenntnißvermögens beruhend, d. i. nicht auf angeborenen Vorstellungen beruhend, sondern eine solche Erkenntniß, deren Entstehung aus den Fähigkeiten des menschlichen Geistes nach den im Erkenntnißvermögen selbst liegenden Gesetzen nachzuweisen ist.

Die Grundfrage der Kritik der reinen Vernunft lautet also nicht: Giebt es angeborene Vorstellungen, Anschauungen oder Begriffe? denn diese leugnet Kant ganz und gar, nur die Fähigkeiten zur Erzeugung von Anschauungen und Begriffen läßt er angeboren sein, weil ohne solche Fähigkeiten überhaupt kein Bewußtsein und keine Erkenntniß dasein könnte. Die Frage lautet auch nicht: Giebt es synthetische Urtheile a priori? Denn diese existirten in seinem Sinne ganz unzweifelhaft als die obersten Grundsätze aller Wissenschaften, zumal in Mathematik und Naturwissenschaften. Aber ob es möglich sei, die Sicherheit derselben aus den Fähigkeiten, Anlagen und gesetzmäßigen Functionen des Erkenntnißvermögens nachzuweisen, das war die Frage, die

Digitized by Google

er nach den gründlichsten, von den Wenigsten verstandenen Untersuchungen im bejahenden Sinne beantwortet hat. Ehe sich die modernen Denker entschließen, uns mit nagelneuen philosophischen Systemen zu beglücken, möchten sie doch zunächst den echten Kant richtig zu verstehen lernen, und dann erst den Versuch machen, der noch gar nicht unternommen ist, an der Richtschnur der Kritik der reinen Vernunft die Erfahrungswissenschaften zu bearbeiten.

Sind wir uns darüber klar geworden, daß Anschauen und Denken die nothwendigen Factoren aller Erkenntniß sind, daß ohne Fähigkeit zur Anschauung keine Anschauung möglich ist, wie ohne Fähigkeit zu denken kein Gedanke, dann folgt nothwendig, daß alle Gegenstände möglicher Erfahrung auf Anschauung beruhen müssen, d. h. daß sie dem Wesen nach Erscheinung und keine Dinge an sich sind, die unabhängig von den Formen unserer Anschauung wären. Die Frage nach den Dingen, wie sie an sich ganz außerhalb unseres möglichen Bewußtseins sein möchten, wird ins Gebiet der unreifen kindlichen Bestrebungen verwiesen, welche deswegen nicht gelöst werden kann, weil sie von vorn herein falsch gestellt ist. Die Naturwissenschaft hat es nur mit Gegenständen möglicher Erfahrung zu thun, d. h. mit Dingen, die wahrgenommen sind oder werden können, niemals aber mit Dingen an sich, die man eben niemals wahrnehmen könnte.

Der Streit zwischen Realismus und Idealismus ist damit geschlichtet. Es giebt nur *einen* berechtigten und gesunden Realismus, das ist der empirische, der niemals das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung verläßt, und sich wohl bewußt ist, daß jenseits desselben zwar noch vielerlei phantasirt und speculirt, aber nichts Reales mehr erkannt werden kann. Aber so weit das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung reicht, ist für den empirischen Realismus auch eine vollständige und gründliche Kenntniß der Erscheinungen erreichbar, gerade weil die Grenze des Unerkennbaren überall scharf und klar bezeichnet ist. Wo die Anschauung aufhört, da hört die Möglichkeit der Erkenntniß auf; wir können darüber hinaus unsern Verstand noch lustwandelnd spazieren führen, aber unsere Kenntnisse nicht erweitern.

Wenn aber die Erkenntniß aller Gegenstände der Naturwissenschaft auf Denken und Anschauen beruhen muß, weil dies die Bedingungen für alle Erkenntniß sind, so müssen diese Bedingungen die obersten Gesetze enthalten, nach denen alle Erfahrung zu Stande kommt. Die Entstehung aller Erkenntniß oder das Erwerben einer jeden Erfahrung ist den Bedingungen aller Erfahrung im menschlichen Geiste unterworfen, also sind diese Bedingungen des Zustandekommens der Erfahrung auch die Gesetze für die Gegenstände der Erfahrung. Denn was sich denselben nicht fügen wollte, könnte eben nicht erfahren werden. Das heißt mit anderen Worten: der empirische Realismus, der sich die Erkenntniß der realen Wirklichkeit der Gegenstände in der Welt

Digitized by Google

zur Aufgabe geſetzt hat, ſetzt einen transcendentalen Idealismus voraus, welcher die Aufgabe hat, die Bedingungen im menſchlichen Geiſte, welche alle Erfahrung erſt möglich machen, zu erforſchen. Er tritt damit ganz direct entgegen dem ſubjectiven Idealismus und Skepticismus, zu dem wir die denkenden Naturforſcher heutzutage gelangen ſehen, welcher die Wirklichkeit der wahrgenommenen Dinge bezweifelt, und indem er für die wirklichen Gegenſtände der Erfahrung die Geſetze in den Bedingungen aller Erfahrung findet, ſo bekommen auf dieſem Wege alle Naturgeſetze eine Sicherheit, die ihnen die blos inductive Methode niemals geben kann. So ſicher wie die Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes und die Geſetze, nach denen dieſelben thätig ſind, eben ſo ſicher ſind alsdann die oberſten Grundſätze der Mathematik und Naturwiſſenſchaft und unterliegen nicht dem Wechſel neuer Erfahrungen.

Daher iſt auch das Problem des Zuſammenhanges der Seele mit dem Körper auf dieſem Wege aller Schwierigkeiten entkleidet. Hypotheſiren wir unberechtigter Weiſe eine Seele als Ding an ſich, ſo iſt es unmöglich, ihren Zuſammenhang mit den Gehirnproceſſen nachzuweiſen, denn geiſtige Thätigkeiten ſind nicht Bewegungen im Raume, was doch die Gehirnproceſſe ſein müſſen. Machen wir uns aber klar, daß die Subſtanz des Gehirnes mit allen Thätigkeitsäußerungen Erſcheinung für den äußeren Sinn, d. i. im Raume iſt, und daß wir von der Seele nichts weiter erfahren können, als was uns unmittelbar als ihre Thätigkeit durch den inneren Sinn oder im Bewußtſein erſcheint, dann iſt die Verknüpfung zwiſchen Erſcheinungen des äußeren und des inneren Sinnes nicht dunkler und ſchwieriger zu faſſen, als die Verknüpfung zweier Naturerſcheinungen überhaupt. Es iſt eben gar nicht die Frage ſo zu ſtellen: wie verwandelt ſich die mechaniſche Nervenfunction in Bewußtſein? oder wie geſchieht es, daß die Materie denkt? ſondern vielmehr: welche mechaniſche Nervenfunctionen rufen dieſe oder jene geiſtigen Proceſſe hervor? und umgekehrt: welche geiſtigen Proceſſe wirken als Impulſe auf gewiſſe mechaniſche Nervenleiſtungen? Dabei geht weder das Weſen des Geiſtes in das Mechaniſche, noch umgekehrt die mechaniſchen Nervenproceſſe in geiſtige über, eben ſo wenig wie der Wind in die Wellen übergeht. Eins ruft aber geſetzmäßig das andere hervor. Man kann den Phyſiologen gern zugeſtehen, daß keine Aeußerung des Bewußtſeins ohne Chemismus in der Nervenſubſtanz abläuft, aber dafür ſollten die Naturforſcher auch begreifen, daß keine Dinge in der Welt ſind, die unabhängig vom menſchlichen Bewußtſein exiſtirten. So weit wir von Gegenſtänden möglicher Erfahrung reden, ſo weit müſſen ſich dieſelben den Bedingungen des Zuſtandekommens der Erfahrung unterwerfen, und eben dadurch, weil dieſe Bedingungen die Geſetze der Gegenſtände der Erfahrung ſind, iſt es möglich, daß die Naturwiſſenſchaft ſichere Erkenntniſſe hat, die durch Induction allein nicht gewonnen werden können.

Der Förderung dieser Einsicht will das hier besprochene Buch dienen, doch über den Erfolg darf man sich keine Illusionen machen. Wir wünschen ihm die möglichst weite Verbreitung, denn der Verfasser hat es verstanden, mit Hilfe einer sehr ausgedehnten Literaturübersicht den Gegensatz zwischen dem vulgären Realismus und dem kritischen Standpunkte Kant's in klarer Weise darzustellen. Aug. Classen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Von der Kunstausstellung. — Die einzelnen Gattungen der Malerei sind auf der akademischen Ausstellung in diesem Jahre etwa in demselben Verhältnisse vertreten, in dem sie schon seit länger als zwei Dekaden zu erscheinen pflegen. Was dem diesjährigen Salon sein charakteristisches Gepräge verleiht, ist die erfreuliche Thatsache, daß fast in jeder einzelnen Gattung Werke von hervorragender Bedeutung — sei es von alten bewährten Meistern, sei es von jüngeren, noch weniger allgemein bekannten aufstrebenden Kräften — sich vorfinden. Gerade jene letzteren machen sich in einer Weise bemerklich, welche die besten Hoffnungen zu erregen geeignet ist. Die Illustratoren der Geschichte, jene Darsteller von großen Staatsactionen oder von sogenannten „Ideenbildern", bei denen die Idee — welche übrigens meist nicht vom Künstler stammte, sondern ein Gegebenes war, das derselbe malerisch zur Darstellung zu bringen sich in den Kopf gesetzt hatte, oder beauftragt war — in der Regel für denjenigen, welcher sie nicht mehr oder weniger ausführlich im Katalog entwickelt las, völlig verborgen blieb, fehlen diesmal so gut wie gänzlich. Wer deshalb die Behauptung aufstellt, daß man beim Durchwandern der Säle den Eindruck erhalte, es fehle unserer modernen Malerei an Inhalt, an tiefen bewegenden Gedanken, an große Stoffe ꝛc. wage sich kein Künstler mehr heran, und mehr oder weniger dominire der Hang, in möglichst glänzender Technik, durch virtuose Formgebung und gesteigerte coloristische Effecte sich hervorzuthun, für den ist allerdings die ganze Entwickelung unserer modernen Malerei, seitdem wir aus der Periode der getuschten Cartonzeichnungen heraus sind, ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben. Solche Urtheile werden glücklicher Weise auch in der vulgären Kritik nach und nach immer seltener und es mag hier nur erwähnt sein, daß sie noch immer nicht völlig verschwunden sind. Die Künstler, welche jetzt geschichtliche, mythologische, biblische, allegorische Stoffe sich wählen, malen sie fast ausnahmslos besser als ihre Vorgänger, sie suchen den Stoff eben malerisch zu erfassen und wählen ihn danach, was man Malern doch billigerweise nicht verübeln sollte, vielmehr von ihnen sehr ernstlich zu fordern berechtigt ist. Vorgängen aber und Ideen, welche in Form und Farbe sich

Digitized by Google

nicht wohl verdeutlichen noch weniger in ihrer Wesenheit durch jene Mittel darstellen lassen, geht man heutzutage vorsichtig aus dem Wege. Dies Bestreben zeigt sich bei den der monumentalen Malerei zugehörigen Werken und den großen Figurenbildern unserer Ausstellung meist in sehr wohlthuender Weise. Es ist ihrer übrigens durchaus nicht eine geringe Anzahl, wenn auch, wie bei einer allgemeinen, über 1200 Nummern umfassenden Ausstellung selbstverständlich und sehr wünschenswerth, die Landschaft, das kleine Genrebild, Architektur- und Marinestücke, Stillleben und Portraits die große Hauptmasse ausmachen. Die Maler arbeiten für die Welt und die Menschen, unter denen sie leben, für ihre Zeit und deren Anforderungen. Die Aufgaben, Paläste oder öffentliche Gebäude mit Fresken zu schmücken, Festsäle mit Oelgemälden von colossalen Dimensionen zu zieren, sind, obwohl auch hier in den letzten fünfzehn Jahren ein Fortschritt zu verzeichnen ist, verhältnißmäßig selten, und der Künstler, der, wie jeder Sterbliche, neben der Kunst doch auch auf seinen Erwerb angewiesen ist, eben so wie die gewöhnlichen Sterblichen, die ein gutes Bild für die Wand ihres Zimmers zu haben wünschen, dienen der Kunst nicht minder, wenn sie sich bescheiden und ihren Bedürfnissen und Mitteln gemäß auch die Verklärung des Einfachsten durch den Reiz der Kunst nicht verschmähen. Letztere ist Gott sei Dank so wenig an den Raum gebunden, und waltet, wo man ihre Ausübung nur versteht, so frei und unumschränkt, daß sie auch bei den geringfügigsten Aufgaben ihre höchsten Triumphe zu feiern vermag. Gewinnt doch selbst der einzelne Künstler dadurch, daß er neben großen Aufgaben auch die kleine Malerei nicht verschmäht, daß er sein Talent, welches den bedeutendsten Conceptionen gewachsen ist, auch für die Wiedergabe des einfachsten Gegenstandes, die Ausführung des geringfügigsten Motives und in Bildern kleinsten Formates übt, bei denen die Ideenjäger vielleicht gar keine zu finden wissen. Ich brauche in dieser Beziehung — was frühere Leistungen wie auch die der jetzigen Ausstellung betrifft — nur an zwei so classische Zeugen zu erinnern, wie Ad. Menzel und Anton von Werner. Es kommt eben nicht auf den Gegenstand, den Stoff an, den man malt, sondern auf die Art, wie er aufgefaßt, geistig verarbeitet und durch Pinsel oder Kreide dargestellt wird, vor allem aber darauf, daß er überhaupt sich für die Ausdrucksmittel der bildenden Kunst eignet.

Werke monumentaler Art oder wenigstens bedeutenderen Umfanges, die in den Bereich der großen Figurencompositionen fallen, haben diesmal besonders A. von Werner, C. Becker, A. von Heyden, Wertheimer, Bürck, P. Meyerheim, Michael, J. Hübner, Baur, P. Hübner, G. Spangenberg, Pigelheim, R. Böhm, F. A. Fraustadt, A. Pichler und der Böhme Brozik gemalt. Kriegsbilder, welche weit spärlicher sichtbar werden als in früheren Ausstellungen, stellen nur Bleibtreu, Kolitz, Hünten, Adam aus. In Portraitdarstellungen zeichnen sich durch bedeutende Leistungen aus Alma Tadema, A. Begas, O. Begas, G. Biermann, P. Bülow, A. César, H. Crola, C. Gussow, Graf Harrach, E. Hildebrand, G. Hom, J. Hummel, A. Jebens, Fr. A. Kaulbach, F. Kraus, G. Richter, P. Meyerheim, Paulsen, G. Gräf, J. Schrader, Schrödel, Sichel, Steffeck, Wegmann, A. von Werner, Ziegler und Andere. Im Fache der Landschaft und der Marine genügt es die Namen der beiden Achenbach, Bellermann, Berninger, Douzette, Dücker, Eschke, Flickel, Gude, Hertel, Jernberg, Jettel, Kalkreuth, Körner, Koken, Leu, Lutte-

roth, Scherres, Petersen, Ruths, M. Schmidt, Schnee, Wilberg zu nennen, denen noch manche andere hinzugefügt werden könnten, um darzuthun, daß der Salon in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt. Unter den Schöpfern von Genrebildern und von Gemälden mit Scenerie von Figuren, die zum Theil mehr oder weniger Staffage der Architektur, Landschaft, des Interieurs, zum Theil mit jenen gleichwerthig und zum Charakter des Ganzen gehörig sind, also sogenannten culturhistorischen oder Existenzbildern, nennen wir hier nur Alma Tadema, Ahrendts, Amberg, Bokelmann, Chelminski, Defregger, K. Dielitz, Knut Eckwall, Emelé, Fedderſen, W. Gentz, Goldmann, Gussow, Hiddemann, Holmberg, Kirberg, L. Knaus, Kretschmer, Meyer von Bremen, Ad. Menzel, Munkacsy, W. Schuch, Skarbina, Sondermann, Al. Struys, Tscheusch, J. Werner. Auch das Stilleben, das Architekturbild, das Thierstück sind durch ausgezeichnete Leistungen reich vertreten.

Wenn wir von einzelnen Meistern und Bildern hier sprechen, so gebietet uns der Raum, der diesen Skizzen aus dem Salon der Hauptstadt gegönnt ist, die äußerste Beschränkung. Nur die hervorragendsten und interessantesten Werke, in denen sich eine neue Erscheinung, ein Fortschritt in der Entwickelung eines schon bekannten Meisters oder das Auftauchen eines noch wenig bekannten Talentes, die glückliche Lösung eines besonders gewagten Problemes kund thut, können in diesen Blättern erwähnt werden, denen der Gedanke einer systematischen und ins Einzelne gehenden Besprechung der Ausstellung fern liegt. Es ist daher nicht meine Meinung, daß die hier nicht erwähnten Bilder etwa sämmtlich nicht an das Niveau der erwähnten hinanreichten, oder gar geringes Talent verriethen. Im Gegentheil manche Gemälde, die wir hier übergehen, namentlich von schon berühmten und in ihrer Eigenart bekannten Meistern stehen selbst über solchen, denen aus den kurz berührten Gründen einige Worte gewidmet werden sollen.

Wenn wir mit den Werken fremder, nichtdeutscher Maler beginnen, so ist das diesmal nicht lediglich eine Rücksicht der Höflichkeit, sondern zugleich eine Huldigung der ganz außergewöhnlichen Tüchtigkeit, welche eine Reihe der im Ganzen übrigens nicht sehr zahlreichen Gemälde ausländischer Künstler diesmal auszeichnet. Im Vordergrunde steht der in Paris lebende böhmische Maler Vacslav Brozik. Sein großes Bild: Die Gesandten Ladislaus', Königs von Ungarn und Böhmen, am Hofe Karl's VII. von Frankreich (1457) werben um die Hand der Tochter desselben Magdalena für ihren Herrn — ist von einer Pracht der Darstellung, einer Geschlossenheit der Composition, einer Leuchtkraft des Colorits und einer so vornehmen Gesammthaltung, daß es mit Recht unter den größeren Gemälden die Perle der ganzen Ausstellung genannt zu werden verdient. Trotz aller Buntheit, trotz der Masse der lebensgroßen, reich costümirten Figuren in ihrem nationalen Schmucke nichts Verwirrendes und Blendendes. Man merkt dem Bilde an, wenn das Auge nur kurze Zeit daran gehaftet hat, daß hier alles echt und wahr ist. Auffassung und Darstellung nicht minder wie die Technik bekunden die volle Sicherheit des Talentes, keine einzelne Eigenschaft des Malers drängt sich störend, die anderen überwuchernd hervor; keine Manier, keine akademische Mache beeinträchtigen die frische Empfänglichkeit der Seele, mit der das Werk erfunden und ausgeführt ist. In den Dutzenden von Figuren keine einzige Schablonengestalt, alles charakteristische Erscheinungen, fein aufgefaßte Typen der Nationen, denen sie angehören, ganz und gar für die Situation geschaffen, in der sie der Künstler darstellt. Die französische Königstochter, welche den

Gesandten des um sie werbenden fremden Königs einige Schritte entgegen gegangen ist, zeigt in Gesicht wie Haltung eine mädchenhaft zarte Anmuth von schönster Naivetät und bildet zwischen der linken Gruppe des französischen Königspaares und seiner Berather und Vasallen, so wie der rechten Gruppe der ungarischen und böhmischen Gesandtschaft, Männer und Frauen, welche reiche Geschenke darbringen, das natürliche Bindeglied und den Mittelpunkt des Ganzen. Es wäre eine der interessantesten Aufgaben, zwischen diesem Gemälde Brozik's, der Makart'schen Darstellung der Geschenke empfangenden Catarina Cornaro und der Werner'schen Kaisererklärung im Spiegelsaale von Versailles, drei der bedeutendsten Leistungen der modernen Oelmalerei, einen näheren Vergleich anzustellen. Alle drei ungefähr gleich großen und figurenreichen Compositionen, so verschieden sie sonst sind, und so verschieden die Künstlercharaktere erscheinen, die sie geschaffen, bieten doch so manche Parallele. Brozik namentlich steht in dem Reize seiner Farben und der gewissenhaften ehrlichen Ausarbeitung der Gestalten und Köpfe dort dem Wiener, hier dem Berliner Künstler nicht so fern, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Allen Dreien gemeinsam aber ist, so viel auch Makart von den Venetianern gelernt hat, ja sie nachzuahmen sucht, und so sehr die beiden anderen alte Meister studirt haben, ein auf gesundem Studium der Natur basirender echt moderner Zug der Darstellung, der für die schöpferische Kraft unserer Zeit in der Malerei (die so oft bezweifelt worden ist) einen schönen Beweis liefert. Das zweite, kleinere Bild von Brozik, betitelt: „Das Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura im päpstlichen Schlosse zu Avignon" ist mehr ein Costümbild als dem ernsteren historischen Genre angehörig, aber von einer gesättigten Gluth der Farbe, einer feinen Detailmalerei und heiteren Schönheit, die auch hier das Genie des Künstlers im vortheilhaftesten Lichte zeigen. Ein reizvolleres Interieur aus jener uns fern liegenden Epoche, bevölkert mit Figuren, welche die ruhige, befriedigte Heiterkeit und Behaglichkeit der Renaissanceperiode ausstrahlen, trotzdem es meist hohe Würdenträger der Kirche und Damen, versammelt am Hofe des Papstes, sind, mag schwerlich schon gemalt worden sein; für einen prachtvollen und glänzenden Salon läßt sich ein passenderer Wandschmuck als dieses Bild kaum ersinnen.

Ein Bild von ähnlicher fein empfundener coloristischer Pracht, einen Salon von gleichem Luxus und Geschmack darstellend, aber statt dem vierzehnten Jahrhundert der Gegenwart angehörend und demgemäß mit ganz anderen Figuren bevölkert als das Schloß von Avignon, hat Munkacsy, der große in Paris lebende ungarische Meister, ausgestellt. Das raffinirt fein ausgestattete Interieur ist bewohnt von „zwei Familien", wie der Künstler selbst sich ausdrückt. Die elegante Herrin des Hauses mit einer Reihe reizender, verschiedenen Altersstufen angehörigen Kinderchen hat eben ihr Mahl gehalten und beobachtet nun voller Befriedigung, wie eine komische Mopsfamilie aus einer Schüssel am Boden sich ihrerseits den Freuden des Mittagstisches ergiebt. An Menschen und Thieren ist Alles meisterhaft der Natur abgelauscht und wiedergegeben, und in der farbigen Erscheinung dieses reichen Genrebildes zeigt sich uns der Schwarzmaler Munkacsy — als welchen wir ihn bis jetzt blos kannten — von einer ganz neuen Seite, nämlich als Colorist allerersten Ranges, dem die Farbe ein wesentliches künstlerisches Element ist, und der sie in allen Nuancen und Lichteffecten zu verwerthen weiß. Gleich daneben hängt ein anderes Bild desselben Meisters, das — der Vergleich

ist außerordentlich lehrreich — noch ganz in seiner alten Manier gemalt ist, gleich als würden alle Gegenstände durch den Schwarzspiegel gesehen. Es stellt das Atelier des Künstlers dar mit seinem eigenen und dem Portrait seiner Gemahlin — eine schöne und wohl gelungene Vereinigung von Portrait und Genre. Beide Personen, von haarscharfer Charakteristik, befinden sich in angespannter geistiger Thätigkeit, sie beobachten prüfend eine Staffelei, hinter der, in der linken Ecke, sich ein kleines Modell des Malers zeigt. Der Ausdruck des prüfenden Gesichtes der Frau und des das Urtheil erwartenden Künstlers ist frappant, die eigenthümliche Leuchtkraft des ganzen Bildes trotz seines dunklen Gesammttones ganz außerordentlich.

Diesem Böhmen und Ungarn mag der in England lebende Belgier Alma Tadema folgen, dessen Ruhm ein so bekannter und begründeter ist, daß wir seine beiden, wie gewöhnlich ganz kleinen, aber herrlich geschliffenen Edelsteine — so darf man seine Bilder füglich nennen — nur mit wenigen Worten erwähnen, zumal der Künstler ziemlich unverändert derselbe geblieben ist, als den wir ihn seit Jahren kennen. Das eine, kaum einen halben Fuß hoch und etwa anderthalb Fuß lang, stellt auf diesem kleinen Raume in einer an das Fabelhafte grenzenden Meisterschaft die Ausrufung des Claudius durch die Prätorianer zum Kaiser von Rom dar. Caligula und die Seinen sind eben von den Prätorianern ermordet, ihre verhüllten Leichen nehmen den Mittelraum des Bildes ein, links deckt ein Soldat den Vorhang auf, hinter dem sich Claudius ängstlich versteckt hat, verneigt sich nicht ohne Spott und begrüßt den Zitternden als Herrn der Welt; von rechts her drängt ein Haufe von Prätorianern mit ihren Dienern die Stiege hinauf, um gleichfalls den neuen Herrscher in frecher Trunkenheit zu begrüßen. Die Architektur von buntfarbigem Marmor, in der sich die wüste Scene abspielt, die innere Ausstattung derselben, die Stoffe, die Gestalten und Physiognomien zeigen ein Können, eine Beherrschung aller malerischen Mittel, eine Feinheit der Charakteristik und ein Geschick klarer Composition, daß man selbst von Tadema Aehnliches noch nicht gesehen zu haben wähnen möchte. Man steht vor dem kleinen Miniaturbildchen wie vor einem Wunder und kann sich an seiner vornehmen künstlerischen Herrlichkeit nicht satt sehen. Dasselbe gilt von dem andern fast eben so kleinen Gemälde Tadema's, „Portrait der Frau Semon", die, neben einem Harmonium stehend, das ihr Gemahl spielt, von einem Notenblatte singt.

Auch bei Alma Tadema's Bildern drängen sich Vergleiche auf. A. von Werner und Ad. Menzel haben in gewissen Darstellungen, figurenreichen kleinen Bildern, Aehnliches; in der Charakteristik, der Naturwahrheit und Gewissenhaftigkeit ihrer Personen und Physiognomien mögen sie den Belgier hier und da übertreffen, in der Technik, in der classischen Bewältigung aller Schwierigkeiten, im mühelosen Beherrschen des Stoffes und der Gesammtharmonie des Tones erreichen sie Tadema nicht. Possini in den besten seiner Aquarellgemälde mag ihm darin am nächsten kommen. Er hat diesmal ein reizendes Bildchen, „In der Sakristei", ausgestellt, ein Geistlicher liest die Bittschrift, die ihm ein kleines Mädchen überreicht; im Ausdruck der Gesichter und der Darstellung des Kircheninterieurs von bewährter Meisterschaft, obwohl den besten Werken des Künstlers von früheren Ausstellungen doch nicht ganz gleichkommend. A. von Werner's Bild dagegen, die Taufe in des Künstlers Hause darstellend, bei der die Kronprinzessin als Pathe fungirt, ist eine der feinsten, liebenswürdigsten und schönsten Schöpfungen des Berliner

Meisters, ein Bild, das auch in der Farbe einen Schmelz zeigt, wie ihn Werner wohl noch nicht erreicht hat; in den Portraits — neben dem Kronprinzen und seiner Gemahlin eine Reihe bekannter Berliner Künstler mit ihren Gattinnen — herrscht eine charakteristische Wahrheit, die aber jeder Härte und Strenge, welche Werner'schen Bildern oft eigen, entbehrt, und dem ganzen Gemälde, entsprechend dem freudigen Acte, den es schildert, etwas ungemein Inniges und Anmuthendes verleiht. Ueber das große Wandgemälde desselben Meisters, den Sturm auf die Spicherer Höhen darstellend, das nächste Mal. y.

Literatur.

Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens von Woldemar Kaden. Berlin, O. Janke. 1880. — Wanderskizzen aus Apulien, der Basilicata und Calabrien, geschrieben in der zwanglosen, vollsaftigen Weise, die man von den früheren Werken des Verfassers kennt. Wir streifen mit ihm durch das Land und seine Städte, wie Foggia, Manfredonia, Bari, Tarent, verweilen auf Ruinenstätten wie Metapont und Sybaris, lernen mit ihm die Landschaften, vor Allem aber das Volk des südlichen Italiens kennen. Der Hintergrund ist immer ein historischer, doch ist dem Verfasser Studium und Wiedergabe des Gegenwärtigen die Hauptsache. Der Vergleich mit Gregorovius, der in den Schildereien aus Italien eine neue Bahn gebrochen hat, liegt nahe, auch wenn er nicht durch das Vorwort herausgefordert wäre. Wenn aber bei jenem die Muse unverändert ein ernstes Antlitz bewahrt, immer tragisch oder heroisch gestimmt ist, hat sie bei Kaden etwas Fröhliches und zugleich Realistisches. In einem Kapitel ist auch von den noch heute in Unteritalien lebenden Albanesen die Rede. In vielen Dörfern der Terra di Otranto, der Basilicata und Calabriens fallen sie als ein besonderer Menschenschlag auf, ausgezeichnet durch Körperbildung, Sprache und Sitte. Es ist ein schönes Volk von edler, oft griechischer Gesichtsbildung, mit braunen, feurigen Augen und dunklen Haaren. Trotz ihrer Starknochigkeit sind sie äußerst gewandt und, was sie vor den Calabresen vortheilhaft auszeichnet, von großer Reinlichkeit. Sie bebauen, was sie in ihrer alten Heimath nicht thaten, das Land, leben in freundlichem Einvernehmen mit den Italienern, vermischen sich jedoch nicht mit ihnen, zu welchem Zwecke auch das weibliche Geschlecht einzig im Gebrauche der albanesischen Sprache aufwachsen soll. Diese Sprache besteht heute in Unteritalien in mehreren mit romanischen Elementen vermischten Dialecten und hat als Basis das Griechische. Sie ist lediglich traditionell, kein historisches oder graphisches Document ist auf unsere Zeit gekommen. Ebenso fest wie an der heimischen Sprache halten die Albanesen an den übrigen Traditionen, an Sagen, Liedern, an ihren Sitten, mit allen Fehlern und Tugenden, ihren Gebräuchen, Gewohnheiten, bis auf die nationale Kleidung, fest. Die Mehrzahl der Colonien reicht in die Zeiten Skanderbeg's hinauf, der im Jahre 1461 Ferdinand von Aragonien, dem Sohne Alphons I. zu Hilfe kam und viele seiner Kämpfer in Italien zurückließ. Auch in der folgenden Zeit wanderten viele Familien aus, um sich dem türkischen Joche zu entziehen. Die jüngste Colonie ist Badessa in den Abruzzen, sie wurde 1744 unter Karl III. von Bourbon gegründet. W. Kaden giebt eine Probe des albanesischen Dialectes und in Uebersetzung ein ausgedehntes albanesisches Hochzeitscarmen, das wie die zugehörigen Bräuche uralt ist. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 23. September 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 40.

Inhalt:

	Seite
Die deutsche Nation in Bologna. Von J. Caro	497
Ein Brief Goethe's	508
Der Straßburger Generalvikar Liebermann	509
Die nationalliberale Partei nach der Secession	519
Giesebrecht's Barbarossa	522
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Das neue französische Ministerium	524
Aus der Schweiz. Die Frage einer Revision der Bundesverfassung	527
Aus Berlin. Von der Kunstausstellung	530
Literatur:	
B. Bauer, Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera — A. Cheem, Lays of Ind. — Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des großen Generalstabes Zehnter Jahrgang	534

Literarische Beilage von Carl Duncker's Verlag in Berlin.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Die deutsche Nation in Bologna.

Auf einem eigenen Umwege gelangen wir zur Kenntniß eines deutschen Nationalschatzes, den hoffentlich diejenigen, die dazu berufen sind, nicht säumen werden, ans Licht zu fördern und dem allgemeinen Gebrauche zugänglich zu machen. In dem Augenblicke, da bei uns unter den Auspicien einer höchst erlauchten Körperschaft eine „Allgemeine Biographie der Deutschen" im Entstehen begriffen ist, dürfte es als ein großes Glück angesehen werden, daß aus einem bisher verschlossen gebliebenen Schatzhause sich unerwartet ein Licht aufthut, das über tausende von deutschen Männern, die sich der Wissenschaft oder wenigstens den höheren Berufsarten gewidmet haben, sichere und zuverlässige Nachrichten gerade rücksichtlich derjenigen Lebensepoche, für welche in den meisten Fällen die urkundlichen Unterlagen fehlen, der Nachwelt enthüllt. Jeder, der für die „Allgemeine Biographie" auch nur einige Artikel geliefert hat, wird es gewiß empfunden haben, wie mangelhaft größtentheils die Unterlagen für die Erkenntniß derjenigen Lebensepoche, die vor der mehr oder weniger verewigenden That der historischen Persönlichkeit liegt, zu sein pflegen. Geburtsorte, Geburtsdaten, Notizen über den Bildungsgang sind in der Regel, wo nicht besonders günstige Umstände vorwalten, entweder auf bloßer Tradition der Nachschlagewerke beruhend, oder überhaupt nicht beizubringen. Von der Sicherheit, mit welcher in dieser Beziehung manche Autoren reden, darf man sich nicht täuschen lassen. Das abschwächende „soll", „man sagt", ist in diesem Bereiche am häufigsten angewandt. Die Ursachen liegen so nahe, daß es sich nicht verlohnt, sie hier ausdrücklich auseinander zu setzen.

Obwohl man nun aber die Bedeutung der Universitätsmatrikeln für die Abhilfe dieses Uebelstandes erkannt hat, ist es dennoch auffallender Weise noch nirgends weder für die noch blühenden Hochschulen noch rücksichtlich der bereits untergegangenen zu einer systematischen Sammlung, kritischen Beleuchtung und geeigneten Veröffentlichung des einschläglichen Materiales gekommen. Fragmente derselben, Auszüge haben wir freilich schon in beträchtlicher Menge, aber der volle Werth dieser Denkmäler würde erst dann sich geltend machen, wenn sie in der Vollständigkeit, welche die neidisch zerstörende Zeit uns noch

Digitized by Google

gegönnt hat, ans Licht gebracht würden. Größtentheils sind sie zur Beleuchtung der Literärgeschichte im weiteren Sinne des Wortes herangezogen worden, aber dieser Gesichtspunkt ist weitaus nicht zureichend, um das ganze Maß ihres Quellenwerthes zu erschöpfen und nutzbar zu machen. Wie viel Lücken in den Genealogien, in der Personalkunde der Vergangenheit überhaupt würden geschlossen werden können, wenn wir ein Namensbuch der deutschen studirenden Jugend der letzten fünf Jahrhunderte besäßen. Ob es sich nicht verlohnte, daß eines der Institute, das die Erforschung der nationalen Geschichte zur Aufgabe hat, die Beschaffung einer solchen Generalmatrikel in die Hand nähme, das möge nach der blos hindeutenden Anregung unerörtert gelassen werden.

Insofern die deutschen Universitäten aber doch nur Spätlinge der nationalen Cultur und Nachbildungen fremdländischer Einrichtungen sind, würde jede Forschung in diesem Bereiche zunächst dazu führen, für die Grundlagen und für die Zeit vor der Gründung deutscher Universitäten das Auge auf die Vorbilder im Auslande zu richten. Savigny in seiner „Geschichte des römischen Rechtes" und Muther in seinem „Universitäts- und Gelehrtenleben zur Zeit der Reformation", sowie in seinen „Aufsätzen zur Geschichte der Rechtswissenschaft" haben bereits die Bahn gewiesen, und es zeigt sich hierbei, daß für uns Deutsche keine Universität von größerer Wichtigkeit ist als die von Bologna. Hier vornehmlich hat sich ein großer Theil unserer Juristen und Staatsmänner aus dem dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert und lange darüber hinaus gebildet; hierher kamen namentlich in der Zeit vor der Reformation eine große Menge von Deutschen, welche eine höhere Ausbildung in den freien Wissenschaften, zu denen damals auch die Medicin gehörte, erlangen wollten; hier haben ein Nicolaus von Cusa, ein Conrad Celtes, ein Nicolaus Coppernicus, ein Cornelius Agrippa und hundert und aber hundert berühmte Männer den Grund für ihre Bildung gelegt und Richtungen aufgenommen, die dann auf die Entwickelung der deutschen Cultur von der mannichfachsten Wirkung waren. Es scheint aber, daß auch hier in Bologna die „natio Germanica", die hier wie in Paris und an anderen Universitäten bestand, aus mehrfachen Gründen mit einem Einfluß, einer Macht der Organisation und einem andauernden Gewicht auftrat, wie an keiner andern Hochschule. Bis weit in die Zeit hinein, in der die wirkliche deutsche Nation hundertfach zerklüftet, nur kümmerlich einige gemeinsame Institutionen fristete und bis zu jenem machtlosen „geographischen Begriffe" zerrieben war, repräsentirte hier die deutsche Jugend im Auslande den Begriff nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit. Erst mit dem Decrete der Regierung der cisalpinischen Republik wurden die Universitätsnationen in Bologna überhaupt, und damit auch die deutsche am 24. Juli 1789 unterdrückt,

Digitized by Google

eine Inſtitution, welche ſich „ſeit 774“, alſo ſeit den Zeiten Karl's des Großen beſtanden zu haben rühmte.

Während nun aber ſo die deutſche Nation nur das Schickſal der übrigen getheilt hat, waltete doch ein ausnahmsweiſe günſtiger Stern über den Denkmälern dieſes Nationalinſtitutes. Von keiner andern Nation haben ſich die Papiere erhalten, ja ſelbſt die Acten der Univerſität überhaupt ſind nur in Trümmern für die Nachwelt geborgen; namentlich ſcheint die Hauptmatrikel ganz verloren gegangen zu ſein. Dagegen ſind die Acten der natio Germanorum in einer trotz der Lücken faſt ſtaunenswerthen Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit übrig geblieben, und dadurch vielleicht, daß ſie in ein Privatarchiv geflüchtet, vor Schickſalen bewahrt, welche durch die verſchiedenen politiſchen Kriſen, die Bologna in unſerm Jahrhundert erfahren, dieſelben hätten betreffen können. Mich dünkt, die deutſche Nation iſt Herrn Carlo Malagola zu beſonderm Danke dafür verpflichtet, daß er zuerſt auf dieſen werthvollen Schatz aufmerkſam gemacht hat, und wir werden bald zeigen, daß ſich eine ſehr paſſende, nach beiden Seiten Nutzen bringende Möglichkeit findet, dieſen Dank auch durch die That zu bezeigen. Herr Carlo Malagola iſt nämlich in ſeinen „Studien und Unterſuchungen“ über das Leben und die Schriften des bekannten Humaniſten Antonio Urceo, genannt Codro, zu der von Herrn Domenico Berti zuerſt angeregten Frage geführt worden, ob Coppernicus ſeine Kenntniß der griechiſchen Sprache dem genannten Lehrer an der Univerſität Bologna zu verdanken habe. Die Unterſuchung darüber weitete ſich Herrn Malagola unter der Hand zu einem Kapitel „über den Aufenthalt des Coppernicus in Bologna“ aus, und hierbei ſtieß er in dem Archive der Grafen Malvezzi dei Medici auf die Quartanten, welche die officiellen ſogenannten „Annales clarissimae nacionis Germanorum“, ferner die „Matricula nobilissimi Germanorum collegii“ (von 1289—1684 reichend) dann die „Statuta Germanicae nacionis“, dann den „liber armorum Germanicae nationis apud Bononiam“ ſowie eine große Maſſe anderer Originalien und Abſchriften, die Geſchichte der äußeren und inneren Beziehungen der deutſchen Nationsuniverſität beurkundend, enthielten. Indem Herr Malagola zuerſt für ſeinen nächſten Zweck von dieſem reichen Materiale Gebrauch machte, gelang es ihm nicht nur die von Herrn Berti auf Grund unzulänglicher Quellen aufgeſtellte Behauptung bis zur Evidenz zu erhärten und in vielen Einzelheiten, namentlich rückſichtlich der Dauer des Aufenthaltes unſeres großen Aſtronomen in Bologna, zu berichtigen, ſondern auch für den Bruder des Coppernicus und für den Oheim deſſelben, Lucas Walzelrode, den Biſchof von Ermland, deren Studien in Bologna betreffend, ganz neue Thatſachen feſtzuſtellen. Die Wichtigkeit aller dieſer Beweisführungen für die Lebensbeſchreibung des Coppernicus, welche eine ganze Reihe von Fragen endgiltig

Digitized by Google

zum Abschlusse gebracht haben, veranlaßten den Coppernicus-Verein zu Thorn, das einschlägige Kapitel aus dem Werke des Herrn Malagola über Urceo sammt den zugehörigen Beilagen in deutscher Uebersetzung (durch Herrn Curtze) im Heft II der „Mittheilungen" zu veröffentlichen, und so einerseits seinem Berufe zu entsprechen, andererseits das deutsche Publikum auf das seltsamer Weise fast ganz übersehene Werk des Herrn Malagola aufmerksam zu machen. Wer hätte auch darauf kommen sollen, daß in den Codro-Studien sich einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitätsnation finde.

Indessen war es der klaren Uebersicht des vorhandenen Materiales nicht förderlich, daß es bei Gelegenheit eines Specialwerkes herangezogen und beschrieben worden ist. Man wird es natürlich Herrn Malagola nicht verdenken, daß er in seinem Buche nur so viel aus dem reichen Besitze mittheilt, als — äußerst liberal übrigens gemessen — seinen Behauptungen zur Stütze dienen kann. Die Beschreibung der einzelnen Denkmäler ist immer nur gelegentlich gegeben und verwirrt durch die dadurch unvermeidlichen Wiederholungen um so mehr, als sich in fast allen handschriftlichen Bänden verschiedenartige Dinge neben einander finden. Man bemerkt überall, daß Herr Malagola nur einige Becher aus einem gefüllten Born verabreicht, daß er selbst aber schon bis auf den Grund gedrungen ist. Gelegentlich spricht er geradezu aus: „Ich könnte in dem Wunsche, daß diese Quellen sobald wie möglich ans Licht kämen, nichts anrathen, was mehr zum Nutzen der Geschichte Deutschlands und zu größerem Glanze für die Universität Bologna gereichen würde. Dies sind auch nicht blos Wünsche; denn seit einigen Jahren bin ich damit beschäftigt, Notizen zu sammeln, um ausführlicher nicht nur von der natio Germanonum, die bis jetzt fast unbekannt war, sondern im Allgemeinen von den Deutschen zu handeln, welche in unserer Vaterstadt studirten. Diese Notizen, in einem oder mehreren Bänden geordnet, würden zur Illustration der Bücher der deutschen Nation dienen können, welche ich, falls ein Buchhändler den Druck übernehmen wollte, herauszugeben im Sinne habe, da die edle Familie der Grafen Malvezzi dei Medici, welche die Privatarchive eben so wie die öffentlichen für ein Besitzthum der Gelehrten hält, mir dazu mit freundlichem Wohlwollen die Erlaubniß ertheilt hat."

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß auf die Existenz des Archives der Malvezzi bereits Herr Bethmann im zwölften Bande des Pertz'schen „Archives" aufmerksam gemacht und es als eines derjenigen bezeichnet hat, die „noch zu untersuchen" wären. Daß nun eine solche Untersuchung durch einen deutschen Gelehrten nachher unternommen wäre, scheint nach den veröffentlichten Reiseberichten nicht der Fall zu sein. Nach der in den Codro-Studien aber vorliegenden Probe scheint das werthvolle Material in die geeignetsten Hände gekommen zu sein. Nur fürchte ich, daß der etwas nach Resignation

Digitized by Google

duftende Seufzer „falls ein Buchhändler den Druck übernehmen wollte" auch dann nicht verstummen würde, wenn er außer in Italien auch in Deutschland gehört wird. Ich besorge, daß trotz der eminent nationalen Bedeutung des der Wissenschaft zu erschließenden Schatzes, und obwohl vielleicht dabei nur eine Einbuße zu riskiren, keineswegs aber mit Sicherheit zum Opfer zu bringen wäre, sich auch bei uns kein Verleger finden wird, der den Druck übernähme. Aber meines Erachtens wäre es sicherlich nicht anmaßend, wenn in diesem Falle entweder die Reichsregierung selbst, oder die hohen Akademien, oder andere gelehrte Institute mit ihren Mitteln einem für „den Nutzen der Geschichte Deutschlands" so erfolgreich arbeitenden Gelehrten des Auslandes beisprängen, und dadurch sich das Mitbestimmungsrecht über die Art, Methode und Form der für die Geschichte der Deutschen so ungemein wichtigen Publication erwürben. Daß das deutsche Reich für die Acten und Denkmäler der „deutschen Nation" den Buchhändler schafft, möchte wohl kaum eine ausschweifende Zumuthung sein. Zur Förderung dieser Anregung möge nun der knappe Abriß von der Geschichte der natio Germanorum, den wir an der Hand der „Annales" durch Malagola zu geben im Stande sind, einigermaßen dienlich sein.

In Bezug auf die Bedeutung und die innere Einrichtung der Universität Bologna, die so vielfach von der als volle Einheit auftretenden der deutschen Universitäten abwich, dürfen wir auf Savigny verweisen, der, wenn auch durch die ursprünglichen Quellen das Bild in vielen Stücken verändert und ergänzt sich darstellen würde, mit Hilfe der Werke von Ghirardacci, Sarti, Savioli, Sigonius, Tiraboschi, der Statuten der Juristenfacultät (Ausgabe 1561) u. a. m. einen äußerst instructiven Abriß lieferte, der selbst in dem einen Puncte, welchen Malagola bestreiten und auf Verwechselung zurückführen zu müssen glaubt, in der That das Richtige enthält, daß nämlich die deutsche Nation arme Scholaren zur unentgeltlichen Promotion präsentiren durfte. Malagola führt selbst an einem andern Orte aus dem Archiv Malvezzi das Decret des Papstes Gregor XIII. mit diesem Inhalte an. Aber auf diese und einige ähnliche Notizen beschränkt sich Savigny's Mittheilung von der deutschen Nation, deren ausnahmsweise hervorragende Stellung er gewiß ausführlich dargelegt haben würde, wenn ihm die Papiere derselben zu Gebote gestanden hätten. Eben so erging es aber auch späteren Forschern, welche namentlich im Zusammenhange mit der Geschichte der Reception des römischen Rechtes der Frage nahe getreten sind, und es ist kein Zweifel, daß auch dieses viel behandelte Problem der Rechtsgeschichte durch den Schatz im Hause Malvezzi reichliche Aufklärungen empfangen wird.

Wie die Stiftung der Universität Bologna überhaupt in mythisches Dunkel gehüllt ist, so verhält es sich auch mit der der deutschen Nation.

Digitized by Google

Denn die in einer Defensionsschrift von 1562 von den deutschen Studirenden ausgesprochene Meinung, daß sie von Karl dem Großen begründet wäre, darf wohl auf gleiche Stufe mit der Behauptung gestellt werden, daß Theodosius II. der Stifter der Universität gewesen sei. Daß sie aber durch den Stauffer Friedrich I. auf dem Reichstage zu Roncaglia einen Schutzbrief und eigene Gerichtsbarkeit, jenes Palladium aller deutschen Communitäten in der Diaspora im Mittelalter, erhalten habe, wird von keiner Seite angefochten, obwohl der Mangel einer ausdrücklichen Erwähnung von Bologna die Beziehung auch auf andere Hochschulen zuläßt. Das Schutzbedürfniß in der Fremde wird eben überhaupt zur Bildung der Nation den Anstoß gegeben haben. Ob die Studenten im Jahre 1226 dem Befehle Friedrich's II., der aus Zorn über die Theilnahme Bologna's an dem lombardischen Bunde seinen Unterthanen sich dorthin zu begeben untersagte, gehorcht und die Universität verlassen haben, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls sind sie sehr bald zurückgekehrt, da das kaiserliche Decret schon im folgenden Jahre zurückgenommen wurde. Mit dem Jahre 1265 aber haben wir festen Boden, denn mit einem Actenstück vom 11. März desselben beginnen die „Annales". Da sehen wir die Studenten der Ultramontanuniversität in der Kirche von San Proculo versammelt; es gab Streit wegen der Rectorwahl; Studenten wurden zu Schiedsrichtern eingesetzt, und sie bestimmten, daß in jedem Jahre eine Anzahl von Nationen Delegirte behufs Auswahl der Nation, aus welcher der Rector hervorgehen soll, abzuordnen habe. Die deutsche Nation sollte in jedem fünften Jahre den Rector wählen dürfen. Am 1. Mai 1273 war man wieder in San Proculo versammelt; die Ultramontanen wollten aus dem Universitätsstatut das wichtige Wort „salvo jure Theutonico", welches die Deutschen von dem Eide vor dem Rector, d. i. von der Gerichtsbarkeit desselben befreite, getilgt haben. Aber da erhob sich Herr Heinrich von Freiburg mit der Erklärung Namens der deutschen Nation, daß man jenes Wort nur wieder in das Statut setzen solle, da sie ihr Recht nimmermehr aufgeben würden. Niemand widersprach, und die auszeichnende Clausel blieb in dem Statut bestehen.

Sehr bemerkenswerth ist der Streit, der zwischen den Deutschen und Polen im Jahre 1301 ausbrach, und 1306 einerseits zu sehr tumultuarischen Scenen, andererseits zu der Festsetzung geführt zu haben scheint, daß fortan bei der Inscription der Nationsmitglieder der Ort der Geburt, nicht der Wohnort, für die Nationalität des Aufzunehmenden maßgebend sein solle. Man beachte, daß es gerade der Zeitraum ist, in welchem fast ganz Polen unter die Herrschaft König Wenzel II. von Böhmen gekommen, und die Masseneinwanderung Deutscher in Polen in starken Zug gerathen war. Die Vermuthung liegt nahe, daß diese Umstände den Begriff der Nationalität bei

Digitized by Google

Einzelnen unklar gemacht, und daß darum feste Normen von der Ultramontanuniversität aufgestellt wurden, welche die Citramontanen später gleichfalls annahmen.

Es versteht sich von selbst, daß die deutsche Nation von denjenigen Ereignissen, welche die Gesammtuniversität beeinflußten, mit betroffen wurde. Als im Jahre 1306 der aus Bologna vertriebene Cardinal Orsini die Schließung der Universität decretirte und jeden Zurückbleibenden mit Excommunication bedrohte, blieb auch die deutsche Nation während der zwei Jahre des Interdictes aufgelöst. Als aber 1321 die gesammte Studentenschaft wegen der Hinrichtung eines gewissen Giacomo von Valenza, der eine Bologneserin entführt hatte, mit den Docenten eine förmliche Secession nach Siena veranstaltete, gingen die Deutschen zwar mit, kehrten jedoch schon im folgenden Jahre zurück, während die übrigen Nationen bis 1324 schmollten. Häufiger aber griff die Pest störend in den Betrieb der Studien ein. Zur Zeit des „schwarzen Todes" im Jahre 1348 versammelten sich die deutschen Studenten, welche noch in Bologna anwesend waren, fünfzehn an der Zahl, in der Kirche des heiligen Fridian; sie übergaben das Eigenthum der Nation an vier Zurückbleibende und reisten ab. In geringer Zahl nur kehrten sie nach Wiedereröffnung der Hochschule zurück, und erst nach geraumer Zeit konnten die regelmäßigen Procuratorenwahlen wieder aufgenommen werden. Dies wiederholte sich im Verlaufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nur zu oft, und auch politische Irrungen brachten bisweilen anhaltende Störungen in dem gewohnten Gange der Dinge hervor. Gleichwohl nahm die Zahl der deutschen Studirenden stetig zu, und in dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts war die Zahl der deutschen Rechtsstudenten bis auf 500 gestiegen, während dem gelehrten Humanisten Filippo Beroaldo dem Aelteren nicht weniger als 200 deutsche Zuhörer zu Füßen gesessen haben sollen.

Damals stand die deutsche Nation in Bologna auf dem Gipfel ihrer Blüthe und ihres Einflusses. Im Jahre 1491 war Georg von Neudeck aus Oesterreich Rector der Ultramontanen. Da er nicht dulden wollte, daß der Gesandte des Herzogs von Mailand den Vortritt vor ihm habe, so schrieb die deutsche Nation an Giovanni II. Bentivoglio, den Herrn von Bologna und General des Herzogs, daß er dem Gesandten diese Prätension untersage. Ehe aber noch der Bote zurückgekehrt war, kam es beim Heraustreten aus der Vesper in San Domenico zu einem Conflict; der Gesandte wurde mit Waffen und Fäusten an die Mauer gedrängt. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die Sturmglocken wurden geläutet, die Thore geschlossen, der stolze Rector mußte als Gebannter aus der Stadt weichen. Da aber schwuren die in San Domenico versammelten deutschen Studenten, daß sie alle den Weg ihres Rectors gehen würden, wenn man ihn nicht zurückriefe. Und die

Digitized by Google

Drohung half; der Rector wurde nicht nur zurückgerufen, sondern, an der porta di Saragozza von den Professoren und den Patriciern der Stadt begrüßt, zog er unter dem lauten Jubel der Bevölkerung, unter dem Lärm der Pauken und Trompeten, geleitet von sämmtlichen Studenten und einer Ehrenescorte von 450 Reitern in Bologna wieder ein. Mit demselben Stolz und Selbstgefühl traten die Deutschen auch in den Streitigkeiten auf, die sie mit anderen Universitätsnationen hatten, so mit den Ungarn 1505, mit den Engländern 1507, mit den Sicilianern 1513, mit den Lombarden 1517. Man ehrte und achtete die Deutschen. Die Professoren, wie Beroaldo, Giovanni Garzoni, Gian Battista Pio und Andere widmeten ihren deutschen Scholaren, unter denen sich oft der höchste deutsche Adel befand, ihre Bücher; man machte Epigramme und Gedichte zum Lobe der deutschen Studenten, und als Philipp Obermayr 1519 zum Rector der Ultramontanen gewählt wurde, ließ man an den Straßen Zettel ankleben, auf denen das „vivat Germania“ in goldenen Lettern prangte. Die Anwesenheit Karl's V. in Bologna im Jahre 1530, bei welcher er der Nation ihre alten Rechte bestätigte, sie mit neuen bewidmete und ihre Procuratoren zu Pfalzgrafen erhob, gab dem Verein einen erneuten Glanz, und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und auch späterhin kam es vor, daß man seine diplomatische Verwendung bei dem Senate von Bologna in Anspruch nahm, wenn es galt, ein deutsches Interesse bei demselben zu vertreten.

Elf Jahre hindurch aber, nämlich von 1562 bis 1573, gab es in Bologna gar keine deutsche Nation. Das war so zugegangen. Im Jahre 1562 lud einer der Procuratoren, der sich nach Rom begeben mußte, am Vorabend seiner Abreise die deutschen Comilitonen zu einem Abendessen ein. Beim Weggehen von dem Schmause geriethen zwei der Festtheilnehmer, der Procurator selbst und einer seiner Gäste, außerhalb der Hausthüre unter die Sbirren, welche, zornig darüber, daß kurz vorher ein Deutscher einen Italiener erschlagen hatte, die beiden umzingelten, entwaffneten und trotz der Berufung auf die Privilegien der Nation gefangen wegführten. Die deutschen Jünglinge, durch den Lärm herbeigezogen, eilen herbei; Einer von ihnen, in der Meinung, die Deutschen seien von Meuchelmördern angegriffen, verfolgt wüthend die Sbirren und streckt einige derselben auf der Flucht nieder, als aber die Sbirren sich der Feuergewehre zu bedienen anfingen, mußten die Deutschen sich in das Haus zurückziehen. Während diese nun am andern Morgen wegen der Klage über Privilegienbruch berathschlagten, kam der Hauptmann der Sbirren mit einer großen Schaar seiner Schergen, um sie sammt ihren Dienern in das Haus des Legaten zu berufen. Die Deutschen folgten, aber kaum in den Palast gekommen, werden sie eingekerkert und sechs Edele, von denen nicht einmal alle bei dem Tumulte

Digitized by Google

zugegen gewesen, zum Tode durch den Strang verurtheilt. Auf Einsprache des Senates jedoch und des Rectors der Ultramontanen wurden vier verschont, zwei aber mußten völlig nackt den bitteren und schmachvollen Tod öffentlich erleiden.

Die ganze Nation brannte vor Unwillen. Sie richtete an den Kaiser ihre Klage, übergab den Vätern della carità ihr gesammtes Eigenthum und begab sich nach Padua, von wo aus sie die oben bereits erwähnte Defensionsschrift veröffentlichte. Dem Senator Ulisse Gozzadini und dem Dr. Lodovico Bovio, welche stets eine große Güte gegen die deutsche Nation gezeigt hatten, trugen die Ausgewanderten die Sorge für ihre Besitzthümer auf, und elf Jahre vergingen, ehe die Deutschen sich zur Rückkehr entschlossen, obwohl schon im Jahre 1569 die Collegien des canonischen und des Civilrechtes den Kaiser in einem Memoriale gebeten hatten, sich für die Rückkehr der Deutschen an die Hochschule zu interessiren, „welche es immer für eine wirklich seltene Gunst gehalten habe, von der hochedlen deutschen Nation, die durch ihren Adel und ihren Werth dort jederzeit an erster Stelle glänzte, beehrt zu sein." Erst 1573 zogen die Deutschen wieder ein und am 8. April 1575 bestätigte der Senat von Bologna nicht blos die alten Privilegien, sondern Papst Gregor XIII. fügte dieser Bestätigung noch die Verordnung hinzu, daß die Rechtscollegien alle armen Studenten der deutschen Nation, die ihnen von den Procuratoren präsentirt würden, unentgeltlich promoviren mußten.

Viel Aergerniß und Verluste bereitete der deutschen Nation gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein gewisser Daniel Grenzing aus Feldkirchen, der schließlich als infam und „putridum membrum" aus der Nation ausgestoßen werden mußte, am Ende aber doch wieder auf die Fürsprache seines Oheims, der kaiserlicher Gesandter in Rom war, in Gnaden aufgenommen wurde. Auch die Streitigkeiten mit den Polen lebten in dieser Zeit wieder auf, aber alle Behörden waren bemüht, den Wünschen der Deutschen möglichst entgegen zu kommen. Ihre Gerechtsame wurden stetig vermehrt, und die deutschen Jünglinge erfreuten sich in der fremden Stadt einer außerordentlichen Freiheit. Wir hören gar Mancherlei von ihren fröhlichen Festen, wie sie die Wahl Matthias I. zum Kaiser durch öffentliche Spiele und Feuerwerke auf der piazza di San Domenico feierten, und wie sie auf einer Wiese vor der porta di San Mamolo ihre Erholungsstunden verbrachten. Als aber auch Italiener sich eindrängten und schlechte Frauenzimmer mitbrachten, wurde der Zutritt zur Wiese Jedem, der nicht zur deutschen Nation gehörte, bei Strafe untersagt. Bezeichnend ist es, daß die Vergünstigungen, welche den Deutschen auch im achtzehnten Jahrhundert mehrfach zu Theil wurden, größtentheils nur Fragen des Vortrittes behandelten. Mit dem Jahre 1789 verschwanden, wie gesagt, die Universitätsnationen.

Digitized by Google

Wenn auch das älteste Statut, das die Acten aufweisen, erst aus dem Jahre 1497 stammt, so giebt es doch urkundliche Zeugnisse dafür, daß ältere Statuten vorhanden waren und im Wesentlichen dasselbe enthielten, was uns das Statut von 1497 lehrt. Hier ist zunächst die Bedingung für den Eintritt in die deutsche Nation so definirt, daß alle Studirenden „deutscher Zunge, gleichviel wo sie ihren Wohnsitz haben und welchen Standes sie sind", in das Collegium eintreten dürfen. Da aber „von Alters her" auch Böhmen, Mährer, Litauer und Dänen aufgenommen wurden, so sollten sie auch fernerhin das Recht des Beitrittes genießen. Edle und berühmte Männer auch aus anderen Nationen als Ehrenmitglieder, ohne Ausübung der Rechte jedoch, sich zu incorporiren, behielt sich die Nation gesetzlich vor. Die ältere Bezeichnung „natio scholarium Theutonicorum", welche in der Zeit, da es noch keine Artisten-Universität in Bologna gab, und die Artisten gleichfalls in die Nation eintraten, dem Vereine beigelegt wurde, schwand allmählich im Verlaufe des vierzehnten Jahrhunderts, da mit der 1316 erfolgten Errichtung einer Artisten-Universität nur Jura Studirende Mitglieder der Nation werden konnten. Der Zweck des Vereines bestand im Rechtsschutze und in der gemeinsamen Feier der Feste, ernster wie heiterer. Seit 1292 wurden in der St. Fridianuskirche an der porta S. Mamolo die Messen der deutschen Studenten celebrirt, und 1343 fand man es in Anbetracht der Finanzen für nöthig, die großen Schmausereien auf drei im Jahre zu beschränken. An der Spitze des Vereines standen zwei indirect gewählte Procuratoren, denen die vier Wahlmänner als Senioren, als Beirath zur Seite standen. Die Procuratorenwahl erfolgte am Epiphaniastage jeden Jahres, an welchem auch die abtretenden Procuratoren Rechnung legten, die von zwei Syndicis untersucht wurde. Die Procuratoren beriefen die Versammlungen, denen Jeder mit Ausnahme des Rectors, wenn gerade ein Deutscher dieses Ehrenamt bekleidete, zu folgen verpflichtet war bei Strafe eines „Bolognino". Vor die Procuratoren wurden Streitfälle zwischen Studirenden gebracht; sie sorgten für die Interessen der Gläubiger der Deutschen, damit der gute Name derselben keinen Flecken erleide; und wer seine Gläubiger durch Abreise betrog, wurde so lange von allen Prärogativen ausgeschlossen, bis er seine Schulden getilgt hatte. Den Procuratoren lag es ferner ob, die Kranken zu besuchen; die Todten begleitete die ganze Nation, welche auch die Exequien aus eigenen Mitteln bestritt. In den Kreuzgängen der Kirche von San Domenico sieht man heute noch viele Denksteine in Bologna verstorbener deutscher Studenten. Neben den Procuratoren fungirten als Beamte der Nation ein Syndicus, ein Quaestor aerarii oder praefectus fisci, ein Bibliothekar und ein Pedell. Alle Beamte mußten geläufig lateinisch und einigermaßen italienisch sprechen können, durften von Niemandem abhängen, und mußten über zwanzig Jahre alt, von nicht kleiner

Digitized by Google

Statur, entweder adelig oder promovirter Doctor, hinreichend mit Geld versehen sein und mindestens ein Jahr in Italien gewohnt haben. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kamen noch andere Beamte hinzu, und die Chargen wurden zum Theil auch mit anderen Namen belegt.

Beim Eintritt in die Nation zahlte Jeder in der älteren Zeit einen Bologneser Groschen für jede Mark, welche er jährlich zu seinem Unterhalte bekam. Später wurde es der Freigebigkeit jedes Einzelnen anheimgestellt, seinen Beitrag zu bestimmen. Wer länger als zwei Monate in Bologna weilte, ohne sich, wenn er sonst die Bedingungen zu erfüllen im Stande war, inscribiren zu lassen, wurde von der Nation als ausgeschlossen erklärt. Alle Deutschen, die sich länger als einen Monat in Bologna aufhielten, waren zu einer Taxe für die Bibliothek verpflichtet, für welche eine Dotation von acht Ducaten jährlich ausgesetzt war, und die auch durch Schenkungen bereichert wurde. Aus dieser Bibliothek durfte jedes Mitglied fünfzehn Bücher auf einmal nach Hause entleihen und sie ein ganzes Jahr behalten. Die Rücklieferung behufs der Revision fand in den Tagen vom 12. bis zum 20. Mai statt. Es wäre wohl interessant, in Erfahrung zu bringen, wohin diese Bibliothek nach Auflösung der Nation gekommen ist. Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durften alle diejenigen Personen, welche sich um die Nation wohlverdient gemacht hatten, ihre Wappen in den sogenannten „liber armorum“ einzeichnen, in welchen später auch die Procuratoren ihre Wappen einzeichneten, und von dem der meisterhaft ausgeführte Band aus der Zeit von 1599 bis 1627 sich noch bis heute erhalten hat. Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts blieb die Nation lediglich aus Rechtsstudenten bestehend; dann aber wurde sie auch den Theologen, Medicinern, Philosophen und Mathematikern zugänglich.

Bei ihrem Eintritte in die deutsche Nation schwuren die deutschen Studenten, „die Ehre und den Vortheil der Nation zu wahren“. Und betrachtet man die ganze Erscheinung, so muß man wohl zugestehen, sie haben ihren Eid in einem weiteren Sinne, als er gemeint war, gehalten und erfüllt. Mit gerechtem Stolze darf die deutsche Nation auf die Universitätsnation in Bologna zurückblicken, und die papierenen und pergamentenen Denkmäler in dem Archiv Malvezzi sind eben so sehr ein Zeugniß deutscher Herrlichkeit und Größe auf einem der edelsten Gebiete, als irgend ein stolzes Bauwerk oder irgend ein Standbild. Diese Urkunden für den Rechtssinn, die Treue, die Strebsamkeit, den Gemeinsinn der deutschen Jugend — — sollen sie nicht auch eine „Restauration“ für sich in Anspruch nehmen können? Sollen sie den Zufälligkeiten der Zeit ausgesetzt bleiben? Die deutsche Nation kann das nicht wollen.

Breslau. J. Caro.

Digitized by Google

Ein Brief Goethe's.

In der Brüſſeler königlichen Bibliothek befindet ſich eine Reihe von Autographen deutſcher Schriftſteller: in dem 1857 publicirten „Repertoire onomastique des manuscrits formant la deuxième section de la bibliothèque royale de Belgique" findet man die Namen Böttiger, Bürger, Geſenius, Gleim, Göcking, Goethe, Heeren, Heyne, Humboldt, Leſſing, Otfried Müller, Schelling, Friedrich Schlegel, Schloſſer, Sömmering, Ludwig Tieck, Voß, Wieland ꝛc. Während eines flüchtigen, kaum einen Tag währenden Aufenthaltes in der belgiſchen Hauptſtadt war es dem Einſender leider nicht möglich, alle dieſe Briefſchaften zu copiren: bemerkt werden mag in Kürze, daß der Brief Bürger's aus den Achtziger Jahren ſeine Geldſchmerzen plaſtiſch vor Augen ſtellt, und daß Leſſing in der Sammlung mit dem Empfehlungsſchreiben vertreten iſt, das er Herrn König an Gleim mitgab (bei Lachmann-Maltzahn Bd. XII. 238 nicht mit diplomatiſcher Treue, offenbar nur nach einem Abdruck wieder gegeben); Wieland endlich ſteuerte eine höchſt intereſſante Jugendepiſtel in die Collection. Den Brief Goethe's will ich hier ſeinem vollen Wortlaute nach mittheilen.

Ew. Wohlgeb.

empfangen geneigteſt die Erwiederung Weimariſcher Kunſtfreunde auf das ſchöne Denkmal, welches Sie Ihrem hieſigen Aufenthalt gewidmet. Sie werden daraus erſehen daß alles noch glücklicher Weiſe beym Alten iſt, ſowol dem Zuſtand, als der Geſinnung nach.

Das nächſte Heft wird wol auch in einigen Monaten aufwarten, es enthält eine Auslegung des Triumphzugs des Mantegna, wobey Ihrer geneigten Theilnahme dankbarlichſt gedacht iſt. Ich werde drey Anfragen hinzufügen, wenn Sie nicht bequeme Gelegenheit haben ſollten ſie vorläufig zu beantworten; ich ſetze ſie hierher

1.) Wie ſind wohl die Bilder nach England gekommen und zu welcher Zeit?

2.) In dem Bilde wo die Gefangenen vorbey geführt werden ſtrebt ein Knabe der bisher zu Fuße gegangen zu der Mutter auf, mehr läßt der Holzſchnitt nicht bemerken; Vaſari aber rühmt gerade dieſe Stelle als höchſt naiv: das Kind hat ſich einen Dorn in den Fuß getreten und zeigt dieſes Unglück der Mutter vor. Läßt ſich dieſer Umſtand im Bilde deutlich erkennen?

3.) Eben gedachte Frau trägt auf dem rechten Arm ein Wickelkind, dieſes iſt aber ſo wunderlich angebracht, daß es eben auch der dahinterſtehenden, ganz jungen bekränzten Braut angehören kann? wie verhält es ſich damit? Entſcheidet vielleicht die Localtinte die Zweideutigkeit?

Verzeihung! Da es aber mit dem Abdruck gedachten Aufſatzes ſich vielleicht noch ein Vierteljahr verziehen möchte, ſo würde derſelbe durch eine gefällige Beantwortung gedachter Fragen eine höchſt erfreuliche Vollſtändigkeit erhalten.

Mich zu wohlwollendem freundſchaftlichen Andenken zum Schluſſe aufs allerbeſte empfehlend

treulichſt

Weimar den 9. März 1822. J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

Blos der Reverenzstrich, der Namenszug und die Empfehlungsformel „treulichst" sind von Goethe eigenhändig geschrieben. Der Adressat ist nicht genannt. Wie aber aus „Kunst und Alterthum" IV, 2, S. 54 hervorgeht, ist es der Dr. Noehden in London, der bereitwillig die obigen Anfragen Goethe's beantwortet und damit zu dem zweiten Aufsatze über Cäsar's Triumphzug von Mantegna (der erste stand im ersten Hefte des vierten Bandes) das Material geliefert hat. Goethe rühmt hier die Gefälligkeit des „in England wohnenden deutschen Freundes", „welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit." Bm.

Der Straßburger Generalvikar Liebermann.*)

Das Leben und Wirken eines Priesters als Seelsorger und Lehrer im Elsaß und in Mainz — das ist es, was der Verfasser — angeregt, wie er in der Vorrede sagt, durch den Mainzer Regens Moufang — unternommen hat zu schildern; die Thätigkeit des Dogmatikers und Lehrers Liebermann war aber eine so ausgebreitete und einflußreiche, daß der Verfasser, dem der Stoff unter der Hand gewachsen, uns ein volles Stück innerer Kirchengeschichte aus dem Elsaß und dem Bisthum Mainz geliefert hat.

Da Liebermann außerhalb Elsaß nur in theologischen Kreisen bekannt sein dürfte, überdies mit dem einen oder andern der drei elsässischen Convertiten Liebermann verwechselt werden könnte, mag hier ein kurzer Lebensabriß vorausgeschickt werden. Liebermann ist 1759 in Molsheim geboren und im dortigen Jesuitencollegium erzogen worden; er begann seine theologische Laufbahn als Seminarprofessor und Münsterprediger in Straßburg, zog sich aber aus dieser Stellung bald zurück auf die Pfarrei Ernolsheim, wo er die Schreckensjahre verlebte und zweimal der Verhaftung durch die Flucht sich entziehen mußte. Im Jahre 1804 wurde er unter dem falschen Verdachte, als sei er in die Verschwörung des Herzogs von Enghien eingeweiht gewesen, verhaftet, durch die Vermittelung seines Freundes des Bischofs Colmar von Mainz wieder aus der Haft entlassen, aber aus Straßburg verbannt. Er folgte seinem Freunde nach Mainz, wirkte dort als Superior des bischöflichen

*) Bruno Franz Leopold Liebermann. Von Josef Guerber, Ehrendomherr und Reichstagsabgeordneter. Freiburg i. Br., Herder. 1880.

Digitized by Google

Seminares (1805—1824), docirte Humanität, Rhetorik, Dogmatik und Exegese; verfaßte dort sein Lehrbuch der Dogmatik, deren erster Theil 1819 erschien, kehrte 1824 nach Straßburg zurück, betheiligte sich an der vom nachmaligen Bischof Raeß gegründeten Zeitschrift „Der Katholik", wurde Generalvikar und Präsident der Schulcommission, war später vielfach für die Jesuitenmissionen thätig und vollbrachte seine letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit im Kloster St. Barbara zu Straßburg, wo er 1845 gestorben ist.

Liebermann hat durch seine Dogmatik in theologischen Kreisen sich großen Ruf erworben; von besonderer Bedeutung ist seine Wirksamkeit deshalb, weil er und seine Freunde und Schüler den Zusammenhang der deutschen und elsässischen Theologen bis auf die neueste Zeit vermittelt haben — mit welchem Enderfolge, das mögen wir aus der Guerber'schen Biographie entnehmen.

Die alte Metropole Mainz übte auf das längst politisch und kirchlich getrennte Elsaß noch bis in die späteren Jahrzehnte unserer Zeit eine bedeutende Wirkung aus, und es ist interessant zu beobachten, wie auf die Entwickelung kirchlicher Dinge im Elsaß einerseits die sogenannte „Mainzer Schule" von ganz anderer Bedeutung war, als die gleichzeitige Bewegung in Frankreich, deren Vertreter Bautain und die Anhänger von Lamennais und seiner Schule in Straßburg nie recht Fuß fassen konnten, und andererseits ist es interessant zu sehen, wie der durch persönliche Berührungen und Ueberlieferungen vermittelte nächste Zusammenhang mit den Anfängen der deutschen Kirchenbewegung unseres Jahrhunderts nicht ohne Einfluß geblieben ist für die weitere Entwickelung des kirchlichen Lebens in dem wieder deutsch gewordenen Elsaß.

Ob aber diese Ergebnisse im Klerus alle so glattweg erzielt worden, ob nicht, während im Seminar Liebermann und die deutschen Theologen seiner Richtung das Feld behaupteten, draußen im Lande Mancher Anhänger des als Lehrer und Prediger verehrten Bautain geblieben, das mag dahin gestellt bleiben. Ist doch auch die selbst in Rom mißfällig aufgenommene Straßburger These von der Irreformabilität seit 1827 ein klein wenig geändert worden und solche Schwenkungen werden nicht leicht in der ganzen Front ausgeführt. Der ehemalige Priester der Diöcese Straßburg, Gratry, soll z. B., als er 1870 gegen Erzbischof Dechamps von Mecheln schrieb, nicht wenig Anhänger im Elsaß und in Lothringen gehabt haben, und darunter mag Mancher nach Liebermann, Bailly oder vielleicht auch nach Rothensee studirt haben — in Straßburg, im Seminar, hinter'm Münster.

Doch dabei wollen wir uns nicht aufhalten; mag auch im niederen Klerus und draußen der französische Einfluß Richtung und Haltung bestimmt haben. Eines ist sicher, daß 1870 beide Richtungen in einander flossen — und Eines

ſcheint ſicher, wenigſtens giebt ſich der Verfaſſer die redlichſte Mühe es uns zu zeigen, daß der deutſche kirchliche Einfluß kein rechtes Dankgefühl hinterlaſſen hat, und daß der Verfaſſer — und wie er, ſo auch ſeine Berufsgenoſſen im Lande — dem deutſchen Weſen ſpinnefeind ſind.

Man liebt es, darauf hinzuweiſen, daß die proteſtantiſche Kirche im Elſaß Richtung und Bewegungskraft auch zu franzöſiſcher Zeit aus Deutſchland erhalten habe; der Verfaſſer hat uns nun gezeigt, daß das Gleiche auch in der katholiſchen Kirche des Elſaß der Fall geweſen und nicht nur für das Elſaß, ſondern auch — freilich nur in geringem Maße — für Lothringen. Denn als das vom Superior Liebermann geleitete Mainzer Seminar, aus welchem Klee, Weis, Raeß, Geißel u. ſ. w. hervorgegangen, Mangel litt an deutſchen Schülern, da waren es Luxemburger und Lothringer, die man „die letzteren zum Erſatze" berief. Das ſoll doch wohl nicht heißen: „faute de mieux?" Das kirchliche Leben hätte vielleicht auch im Bisthum Metz durch Liebermann, deſſen Lehrthätigkeit bis auf unſere Zeit dem elſäſſiſchen Klerus die Bahn gewieſen, Zuſammenhang erhalten und bewahrt, wenn der ſchon bei den Verhandlungen über die oberrheiniſche Kirchenprovinz vom Cardinal Conſalvi als Biſchof auserſehene damalige Superior des Mainzer Seminars den biſchöflichen Sitz in Metz erhalten haben würde; es war ihm aber nicht beſchieden. Cardinal von Croy, Erzbiſchof von Rouen und Großalmoſenier von Frankreich, hatte am 14. Auguſt 1823 Liebermann geſchrieben, er ſei entſchloſſen, ihn dem Könige für den Biſchofsſitz in Metz vorzuſchlagen, „da dieſes Bisthum einen Landestheil in ſich begreife, deſſen Sprache und Sitten deutſch" ſeien. Liebermann lehnte ab, weil ihm die nöthige Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache fehle; der Cardinal antwortete, dieſer Ablehnungsgrund habe auf ihn Eindruck gemacht und er ſehe ein, daß aus dieſem Mangel Hemmniſſe für die Wirkſamkeit entſtehen könnten.

Es iſt wohl wahr, daß der univerſelle Zug in der katholiſchen Kirche nationale Unterſchiede nicht kennt, und, wenn die elſäſſiſchen katholiſchen Theologen gegen Boſſuet und die gallikaniſchen Artikel, gegen die conſtitutionellen Biſchöfe — „die Geſchworenen" Brendel und Saurine eiferten, ſo hat man auf gleicher Bahn in Mainz gegen die Febronianer und Joſephiner, gegen Dalberg und Weſſenberg geeifert; aber — ſo ganz und gar iſt es doch nicht daſſelbe geweſen; etwas Erdgeſchmack bleibt doch bei Allem dabei — und auch im katholiſchen Kirchenglauben gilt dies. Rechts vom Rhein war es die oberrheiniſche „Kirchenpragmatik" und das Staatsgeſetz, links vom Rhein waren es die „Organiſchen Artikel", über die man ſtritt, und da laſſen ſich nicht alle Dinge in eine Tridentiniſche Univerſalſprache überſetzen. Die Ueberlieferungen beherrſchen Geiſter und Gemüther. „In veste varietas sit, scissura non sit" — ſo haben früher die Theologen die Streitfrage ent-

ſchieden, ob Chriſti Kleid ohne Naht und von einer Farbe geweſen; ſo hat ſeinerzeit auch Baco von Verulam die Frage entſchieden, ob in den vereinigten Königreichen den Schotten kirchliche und politiſche Sonderrechte zu gewähren ſeien oder nicht. Nationale und ſtaatliche Farbenabſtufungen giebt es auch in der katholiſchen Kirche; warum ſonſt würde die jetzt ſo manchmal zu Tage tretende Kluft zwiſchen dem badiſchen und dem elſäſſiſchen katholiſchen Klerus beſtehen? Hier aber ſtoßen wir gerade auf das, was ſo wunderlich iſt.

Die Ueberlieferungen des Bisthums Mainz haben bis in unſere Tage die jungen Theologen des Elſaß geleitet — und der Verfaſſer widmet mehr als die Hälfte ſeines faſt vierhundert Seiten ſtarken Buches der Schilderung, wie von Mainz aus ein neues kirchliches Leben in Deutſchland verbreitet worden, und wie von Mainz aus eine Reform an Haupt und Gliedern im Bisthum Straßburg ausgegangen iſt.

Wenn nun die Beziehungen des elſäſſiſchen Klerus zu ihren rechtsrheiniſchen Berufsgenoſſen jetzt nicht mehr beſtehen ſollen — wenn — nicht etwa eine in der univerſellen katholiſchen Religion zuläſſige Verſchiedenheit der Ueberlieferungen und der Kampfesweiſe vorliegt — ſondern eine wirkliche Kluft — ſo müſſen wir daraus ſchließen, daß es ſich nicht um verſchiedene Strömungen des inneren kirchlichen Lebens, ſondern um einen nationalen Gegenſatz handelt, der dann durch confeſſionelle Gegenſätze nur verſchärft wird.

An ſich iſt die Schilderung des Lebens und Wirkens eines Prieſters nur für kleine Kreiſe von Intereſſe; die Geſchichte von „Jocelyn“ oder des „Vikars von Wakefield“ mag weiteren Kreiſen Mitgefühl einflößen und ſelbſt Abbé Tigrane von Ferdin. Fabre, die Abbé's Capdepont und Mical, Lavernede und Terniſien haben in Deutſchland wie in Frankreich das Intereſſe auch der Laien erweckt; aber ein nur der Betrachtung und der Askeſe, dem Lehrſtuhl und der Seelſorge gewidmetes Leben hinterläßt Erinnerungen nur im Kreiſe von Schülern und Berufsgenoſſen. Was iſt auch für die große Welt ein Generalvikar? — es müßte denn — und das hat Guerber gethan — der Held als Staffage in eine größere Landſchaft mit weiteren Perſpectiven geſetzt werden, um durch das Intereſſe an den letzteren die Aufmerkſamkeit auf ſeinen Helden zu feſſeln. Aber wer hat auch in engeren Kreiſen noch Intereſſe an den Plänkeleien des Mainzer Seminars mit dem napoleoniſchen Präfecten, mit den großherzoglich heſſiſchen Behörden? Der Verfaſſer mag das gefühlt haben und darum war er ſichtlich befliſſen, ſeinen Erzählungen und Ausführungen den Reiz der Actualität durch zwingende Vergleichung und Gegenüberſtellung aus der Gegenwart zu ſichern.

Auf dieſes Gebiet aber wollen wir ihm nicht folgen — ſchon deshalb nicht, weil Liebermann ſelbſt, ein ſtrenger und gewiſſenstreuer Dogmatiker,

Digitized by Google

mit seinen nächsten Berufspflichten sich begnügte und an den kirchenpolitischen Streitigkeiten seiner Zeit, wenn auch nicht unbetheiligt geblieben, so doch nicht als Vorkämpfer offen aufgetreten ist. Liebermann war kein aggressiver Charakter; zur Zeit der Revolution hat der ehemalige Pfarrer von Ernolsheim wohl auch zur Feder gegriffen und seinen „Hanns Bessergemeint" geschrieben; damals aber trieb ihn das Erbarmen über das von Habsüchtigen und von eitlen politischen Machern ausgebeutete und verwirrte Landvolk; später hat er sich auf seinen Beruf als Priester und Lehrer beschränkt und selbst, während er 1825—1826 die Zeitschrift „Der Katholik" als Redacteur zeichnete, an der Redaction sich wenig betheiligt; auch manche Schrift von Liebermann, welche den ganzen im Seminar zu Straßburg gebildeten Klerus geleitet, ist ein „Heft" geblieben. Warum? Schwebte Liebermann das spätere Geschick der Theologie von Bailly vor, nach der man früher in Straßburg lehrte, und so vieler anderen Schriften? Oder hat diese Selbstlosigkeit, wie der Verfasser selbst erzählt, dem Lehrer freiere Bewegung gestattet? Oder hat ihn etwa das (S. 306) mitgetheilte Schreiben des Grafen Reisach, damals Rector der Propaganda, zur Vorsicht bestimmt?*) Graf Reisach war ein feiner Herr — une fine mouche, wie ihn (freilich viel später) ein französischer Diplomat genannt hat. In diesem Schreiben vom 19. August 1831 stehen eigenthümliche Dinge zwischen den Zeilen. Wer Graf Reisach gekannt hat, mag sich den jovialen baierischen Cavalier, den dann in späteren Jahren der Purpur ganz zum Italiener gemacht hat, vorstellen, wie er nach Beendigung des Schreibens mit der ihm eigenthümlichen Bewegung die evangelischen Locken zurückgeworfen und fein, sehr fein gelächelt hat. Liebermann hat Graf Reisach verstanden; nachdem er die Dogmatik herausgegeben, sind seine anderen Hefte Hefte geblieben. Liebermann, der Jesuitenzögling, war auch ein Stück Diplomat; Guerber aber ist kein Diplomat, sonst hätte er diesen Brief nicht veröffentlicht.

Ueberhaupt aber plaudert Guerber — von heiligem Eifer getrieben — mehr aus der Schule, als für die Sache und als für Liebermann gut ist. Dahin rechnen wir den ganzen Excurs über das heikle Thema der Irreformabilität, der auch jetzt post tot discrimina rerum bedenklich ist. So wird S. 214 erzählt, daß Liebermann, damals Lehrer des Kirchenrechtes am Mainzer Seminare, den Revers unterzeichnet habe, die Declaration von 1682 als Richtschnur des Unterrichtes befolgen zu wollen. Seite 217 heißt es, Liebermann sei „im Grunde wohl aber doch nicht ausgesprochener Infallibilist gewesen, wie auch die bezüglichen Thesen, die im Straßburger Seminar auf-

*) „Sie brauchten ja nur den Bogen, wo von den Rechten des Papstes in Bezug auf die Entscheidung von theologischen Fragen die Rede ist, zu ändern" . . . . .

Digitized by Google

geſtellt wurden, die Infallibilität nicht mit der Schärfe, wie wir es heute wünſchen könnten, ausſprechen. Er wurde durch ſeine Stellung zu großer Vorſicht genöthigt." S. 301 heißt es weiter: „Die Elſäſſer waren Ultramontane, allein die Biſchöfe, die ſeit der Vereinigung des Elſaſſes mit Frankreich den Stuhl von Straßburg inne hatten, mußten Gallikaner ſein, und dieſer Umſtand trug dazu bei, den Lehrern der Theologie, ſelbſt den Jeſuiten, eine gewiſſe Zurückhaltung (bezüglich der Infallibilität) zur Regel zu machen." Dann wird weiter erzählt, daß Liebermann beim Unterrichte die von ihm unterzeichneten gallikaniſchen Artikel verworfen und die Irreformabilität gelehrt habe. Daß damals die Theorien der „Irrefragibilität" von Rothenſee in Mainz und Straßburg gelehrt worden, weiß man ja, wie man auch weiß, daß dies ſpäter in Rom nicht für genügend befunden und noch 1870 in Rom zur Sprache gekommen iſt. Wenn nun weiter erzählt wird: „Im Seminar zu Straßburg hatte Profeſſor Louis es mit Sorgfalt vermieden, die Infallibilität in ſeinen Heften als Glaubenslehre darzuthun, doch wies er im Vortrag und erläuternd ſeine Schüler darauf hin," und daß Louis ſogar in den Heften „dem Artikel 4 der Declaration von 1682 die giftige Spitze abgebrochen: Nec tamen irrefragibile esse judicium, nisi Ecclesiae consensus accesserit", ſo mag wohl geſagt werden, daß dieſe naiven Geſtändniſſe den Seminarien und dem Andenken an die Lehrer nicht zum Vortheile gereichen. Ueber die Bedeutung von Eiden und Reverſen wird dadurch ein eigenthümliches Licht verbreitet, und dieſe unbewußte Naivetät erreicht faſt die bewußte Naivetät, mit welcher (S. 300) der Satz aufgeſtellt iſt: „Durch Staatsgeſetz Ludwig's XIV. war es einige Zeit verboten, die Infallibilität zu lehren." Wir wollen zur Frage gar nicht Stellung nehmen; warum aber — ſo fragen wir uns — warum werden ſolche Sachen gedruckt und verbreitet? Wer gewinnt dabei? Den Verfaſſer reißt ſein Eifer zu ſehr hin und ſo macht er auch ſonſt noch unbedachte Aeußerungen oder gebraucht gar zu robuſte Ausdrücke, ſo S. 214 und 215, wo ſonderbare Dinge zu leſen ſind, u. A. daß die franzöſiſche Regierung in Ausführung der Geſetze immer „bon enfant" geweſen und dieſelben „wie ein eigenſinniges Kind" in der Regel nach kurzer Zeit fallen ließ, dies ſei „nicht correct und gedeihlich, aber erträglich" . . . „Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn eine von vornherein feindſelige proteſtantiſche Regierung Anſprüche erhebt, zumal wenn man von ihr weiß, daß ſie noch über den Buchſtaben der einſeitig gemachten Geſetze hinauszugehen pflegt; da bleibt der Kirche nur Eines übrig: abſolut und beharrlich das Anſinnen des Staates zurückzuweiſen." S. 216: „Wo einmal königliche oder kaiſerliche Laune Ketten geſchmiedet hat für die Kirche, da wird ihnen des Geſetzes Majeſtät heilig. Sie laſſen Volksrechte ſtumm fallen, nieten aber dafür ſorgfältig roſtiges Eiſen zuſammen, ſobald ſie daraus neue

Digitized by Google

Ketten für die Kirche schmieden können." S. 240: „Mit dem Schulmonopol ist der Cäsareopapismus nothwendigerweise verbunden." S. 292: „Mit Staatsgewalt und Kirchenrecht ist die Unverträglichkeit bezeichnet, die zwischen dem Summus pontifex Nero und dem Papste Petrus bestand." So ferner die Parallele zwischen den Zuständen der Schule 1817 und 1880 (S. 271). Es dünkt uns, der Verfasser habe seinen Lehrer und sein Vorbild Liebermann nicht recht begriffen und sein Beispiel nicht recht befolgt; Louis und Liebermann würden solche Mittheilungen „aus der Schule" nicht einmal ihren „Heften" anvertraut, sondern „im mündlichen Vortrag" und „erläuternd" ihre Schüler darauf hingewiesen haben. Ein geiziger und nebenbei wortkarger Diplomat meinte einst: „On dépense trop d'esprit en causant."

Wir wollen diese Anspielungen, von welchen das ganze Buch förmlich durchspickt ist, ruhen lassen, eben so die eigenthümliche Ruhmredigkeit, welche unbedeutende und geringfügige Vorkommnisse aus dem Leben der Vorfahren und Zeitgenossen mit einem künstlichen Brillantfeuer umgiebt, das uns nicht zum mattesten Beifall reizen kann, besonders wenn dagegen (z. B. S. 37) behauptet wird: „Die deutschen Regierungen haben nur Zerrbilder von Universitäten zuwege gebracht. Was die Kirche gut, schön und edel gebildet, das hat des Staates unberufene Hand verdorben."

Mit gegnerischen Anschauungen verfährt der Verfasser gar unglimpflich. Es ist doch nicht ein Jeder gleich ein „Byzantiner" oder „gottlos" zu nennen, der die Verfassung beschworen, und so schlimm waren die Gallikaner und „Geschworenen" auch nicht, daß man sagen könnte, „sie spritzten Geifer gegen das Oberhaupt der Kirche". Der „Staatsgott" ist kein Idol, und die Treue gegen Vaterland und Gesetz hat auch ihre Ueberlieferungen, die nicht minder schön und erhebend sind, als die Ueberlieferungen kirchlicher Treue. Der Verfasser läßt sich manchmal gar zu leicht hinreißen und bei jeder Wiederholung derselben Sache kocht ihm derselbe alte Zorn auf. Es sind z. B. nicht alle protestantischen Lehranstalten „im Elsaß und sonstwo" aus katholischem Kirchengute fundirt worden; daß der protestantische Straßburger Magistrat „vermittelst roher Gewalt die Katholiken dereinst aus der Stadt gedrängt oder zum Abfall vermocht habe" — ist doch nicht ganz wahr. Daß Guerber dem elsässischen Republikaner Westermann gar so schlimm mitspielt, und sogar zweimal hinter einander (S. 15 und 17), dafür werden ihm die Landsleute keinen Dank wissen, auch dafür nicht, daß er den ehrwürdigen Grandidier „angekränkelt von Eitelkeit und Neuerungssucht" nennt. Das aber scheint uns arger Undank, daß Lamennais und besonders Bautain, die doch so viel für die letzten Errungenschaften der katholischen Kirche gearbeitet haben, wie nichtsnutzige eitle Jungen abgefertigt werden. Was wäre ohne Lamennais und seine Schule aus der katholischen Bewegung in Frankreich geworden? Ueber-

Digitized by Google

haupt aber scheint es nicht recht am Platze, über alte abgethane Dinge mit der heißen Temperatur der Zeitgenossen, mit posthumem Parteieifer zu reden. Die Ueberlieferungen der Seminare mögen noch lebendig sein; heute aber und außerhalb der Seminare erwärmt man sich nicht mehr für diese alten Geschichten. Die, die antworten könnten, leben ja nicht mehr und besser ist's, solch alten Hader ausgehen zu lassen, als ihn immer wieder aufzufrischen.

Aber wenn's schon sein soll, so würden wir gerne größerer Genauigkeit begegnen. Daß „die Protestanten mit gewaffneter Hand das Edict von Nantes mißbraucht haben", ist eine Behauptung, die uns doch etwas verblüfft, ebenso, daß die elsässischen Protestanten bis zur Revolution von richterlichen Aemtern ganz ausgeschlossen waren. Der Mordanschlag des Officiers d'Espiard gegen den Cardinal Rohan ist eine sehr fragwürdige Geschichte; selbst Zeitgenossen glaubten, daß das Geständniß von Espiard über seinen angeblichen Vorsatz, der nie bis zum Versuche gediehen ist, einem kranken Hirn entsprungen sei. Daß aber die Anstiftung durch Dietrich, Levrault und Noisette „zum Theil durch die abläugnende Erklärung der Gemeinderäthe von Straßburg bestätigt sein soll" — das ist denn doch nur für Seminaristen geschrieben.

S. 216, Anm. 3 wird nach den Memoiren des Cardinal Consalvi erzählt, Abbé Bernier, der mit dem ersten Consul das Concordat vereinbart hatte, habe dem Cardinal im letzten Augenblicke eine gefälschte Abschrift zur Unterschrift unterbreitet, und, auf der That ertappt, „schamroth" gestanden, er habe dies auf Befehl Napoleon's gethan. Man könnte nun wirklich erwarten, daß, nachdem die Unrichtigkeit der Erzählung Consalvi's aus dessen eigenen Originalberichten im vaticanischen Archive und aus den Acten der Pariser Archive durch Augustin Theiner seit mehr als zehn Jahren dargethan ist, diese Fabel, die z. B. auch Graf d'Haussonville (L'Église romaine et le premier Empire) nacherzählt, endlich einmal ihre Berichtigung finden würde. Abbé Bernier war unschuldig und hatte im Gegentheil den Cardinal rechtzeitig von dieser allerdings eigenthümlichen Art, ein Ultimatum einzubringen, benachrichtigt, wie der Cardinal in der von Theiner veröffentlichten Depesche vom 16. Juni 1801 unbefangen erzählt. Eine Intrigue war allerdings im letzten Augenblicke gespielt worden, aber nicht von Napoleon und Bernier, sondern gegen Napoleon von seinem eigenen Ministerium, welches das Concordat gerne zum Scheitern gebracht hätte; wahrscheinlich war Graf d'Hauterive der Schuldigste (vergl. August Theiner: Histoire des deux concordats — Paris [Dentu] 1869. S. 215—240).

Alles in Allem meinen wir, daß das Leben Liebermanns, dieser deutschen wie elsässischen Priestern sympathischen Figur besser von einer weniger galligen Feder geschrieben worden wäre. Liebermann hat es nicht verdient, daß gerade seine Lebensbeschreibung als Anlaß zu solcher Polemik benützt worden ist.

Digitized by Google

Das Buch führt uns in eine eigenthümlich heiße und dumpfe Atmosphäre, in dunkle Arbeitsräume, in welchem der, der an Tageslicht und frische Luft gewöhnt ist, sich kaum zurecht finden oder behaglich fühlen mag. Nach Durchlesung des Buches gewährt es fast eine Erholung, noch einmal bei dem Kapitel zu verweilen, welches uns die friedliche Thätigkeit des jungen Landpfarrers Liebermann schildert. Der Pfarrer Liebermann von Ernolsheim, der der Seelsorge draußen in der Heimath vor der Thätigkeit als Aufsichtspriester im Seminar und als Sonntagsprediger im Münster den Vorzug gab, hat unsere ganze Sympathie. Dem urdeutschen Liebermann mochte es schwer fallen, sich die lebhafte Beredsamkeit nach französischen Mustern anzueignen und der deutschen Sprache anzubequemen; wir wollen es diesmal dem Verfasser aufs Wort glauben, daß „der deutsche Geist mit seiner Ruhe und seinem schlichten Wesen" dem Molsheimer Schullehrerssohne mehr behagte. Der Pfarrer Liebermann, der vor den Schergen der republikanischen Agenten floh und sich verbarg, der aber bei Nacht und Nebel zu den bei so schlimmen Zeiten mehr als je für ihr Seelenheil besorgten Bäuerlein und Weiblein trostspendend schlich, der gezwungen war wie ein Schmuggler oder Wilderer das Abendmahl durch die vogesischen Wälder zu tragen — der hat, wir wiederholen es, unsere ganze Sympathie; aber das Gefallen am Seminarlehrer Liebermann hat uns Guerber verdorben — und mehr als das. Wir möchten auch noch die Frage aufwerfen, ob denn „draußen" in den Dörfern alle diese für Gotteslohn und ohne Aussicht auf Nachruhm den Pflichten der Charitas sich widmende Priester von demselben herben feindseligen Geiste beseelt sind, wie so manche Vorkämpfer der ecclesia militans? Wir glauben zu wissen, daß dies nicht der Fall ist. Wir glauben sogar, daß mancher Landpfarrer den Kopf schütteln würde über die Behauptung, daß Ludwig XIV. in Deutschland besonders deshalb gehaßt wird, weil er im Elsaß für Bekehrung der Protestanten thätig gewesen? Unwissenheit setzen wir beim Verfasser nicht voraus, aber die Absicht merken wir. Wenn der Verfasser die Verachtung und den Haß nicht begreifen will, den auch deutsche Katholiken für Ludwig XIV. fühlen — habeat sibi; er nenne sich aber dann nicht einen Priester der katholischen Kirche, sondern einen „französischen" Priester, der nebenbei auch katholisch ist.

Von gleichem nationalen Geiste sind die Ausfälle gegen die deutschen Gymnasien und Universitäten eingegeben; die Ueberhebung ist echt französisch, die sich darin ausdrückt. Wenn wir solches lesen, können wir nichts verspüren von der „Johannisseele", welche die Frucht der Seminarbildung sein soll (S. 12). Der Verfasser sagt uns aber auch (S. 37), daß die Seminarbildung eine ungenügende sei; das Seminar könne „das Fertige, die Allseitigkeit, die Vertrautheit mit der übrigen Wissenschaft und die Zuversicht,

Digitized by Google

die man in weiteren Kreiſen gewinnt, nicht bieten". Und doch ſoll die als ungenügend anerkannte Bildung in den elſäſſiſchen Seminarien unterrichteter Prieſter der Gymnàſial- und Univerſitätsbildung deutſcher katholiſcher Theologen vorzuziehen ſein?!

Für Eines aber müſſen wir dem Verfaſſer aufrichtig dankbar ſein; er hat uns, wohl mehr von Leidenſchaft als von Abſicht geleitet, Dinge verrathen, die zu wiſſen gut iſt.

Der Nationalhaß hat den „elſäſſiſchen Geſammtklerus" nicht gehindert, bald nach Friedensſchluß (November 1871) in einer Adreſſe an den Kaiſer das Knie vor dem Sieger zu beugen und um Auslieferung der elſäſſiſchen Schulen als Preis der Unterwerfung zu bitten. Man ſchreckte auch nicht zurück vor dem offenen Anſchluſſe an das von den deutſchen Biſchöfen in Fulda aufgeſtellte Programm; die Wahlenthaltung, welche man 1871 und 1873 bei den Gemeinde- und Bezirkswahlen gepredigt hatte, verläugnete man zuerſt bei den Reichstagswahlen, weil man dem deutſchen Centrum zu Hilfe eilen wollte im Kampfe gegen die preußiſchen Maigeſetze; ſeitdem iſt der katholiſche Klerus des Elſaß activ geblieben und hat den Proteſt aufgegeben.

Man konnte damals und ſeitdem glauben, daß der katholiſche Klerus mit ſich reden laſſen werde, mochten auch erfahrene Leute aus dem Lande die Köpfe dazu ſchütteln; Guerber hat nun volle Klarheit in die Sache gebracht.

„Die katholiſche Kirche ſoll abſolut und beharrlich jedes Anſinnen einer proteſtantiſchen Regierung zurückweiſen." Nicht die deutſche Regierung wird alſo in Elſaß bekämpft, ſondern die proteſtantiſche deutſche Vormacht Preußen. Im Sommer 1878 iſt ein Actionsprogramm des katholiſchen Klerus im Elſaß an die Oeffentlichkeit gebracht worden, in welchem zum gemeinſchaftlichen Widerſtande aufgefordert wird „gegen den gottloſen proteſtantiſchen Staat" und ſeine „teufliſchen Anſchläge".

Sind wir auf der rechten Spur?

Wir glauben, daß wir auf der rechten Spur ſind. Nicht weil Frankreich Frankreich, ſondern weil Frankreich katholiſch und ſo „bon enfant" iſt, ſehnt ſich der katholiſche Klerus im Elſaß nach Frankreich zurück; nicht weil Deutſchland Deutſchland, ſondern weil die deutſche Vormacht proteſtantiſch iſt, haßt der katholiſche Klerus im Elſaß Deutſchland, dieſes geduldige Deutſchland, deſſen katholiſche Theologen den Amtsbrüdern im Elſaß die Bahnen gewieſen, welche Rom zum Siege über die Gallikaner geführt haben.

Aber nicht alle katholiſchen Geiſtlichen im Elſaß denken ſo — oft genug hört man in ihren Reihen Klage führen über den Terrorismus, den einige Hetzer ausüben, welche wie päpſtliche Delegaten ſich geberden.

Digitized by Google

Das elsässische Volk selbst ist friedfertig und lebt gern in Eintracht mit dem anders gläubigen Nachbar. Aber erst, wenn einmal Jenen das Handwerk gelegt sein wird, die das Feuer des confessionellen Hasses fortwährend schüren, wird man auch auf eine nationale Versöhnung hoffen können. Versöhnliche Elemente sind im Lande genug da: und den Hetzern das Handwerk zu legen wäre so schwer nicht.

Die nationalliberale Partei nach der Secession.

Aus den vier Wochen seit Veröffentlichung ihres Manifestes hat die Secession aus der nationalliberalen Partei nichts als eine Reihe moralischer Niederlagen zu verzeichnen. Während zu den ursprünglichen sechsundzwanzig Unterzeichnern der Aufkündigung des Parteiverbandes nur zwei, sage zwei, hinzugekommen sind, hat die Aufforderung zum Anschlusse an die neue Parteibildung ziemlich überall, wo die nationalliberale Partei eine engere landschaftliche Organisation besitzt, eine mehr oder minder höfliche, aber überall gleich entschiedene Zurückweisung erfahren. In Hannover ist diese in die Form eines begeisterten Vertrauensvotums für Herrn von Bennigsen gekleidet worden, gegen welchen sich alle persönlichen Motive der Secession richteten und vorher schon in nicht officieller Weise in den gehässigsten Angriffen Ausdruck gefunden hatte. Zum mindesten eben so empfindlich wie eine dieser Absagen hat der thätliche Schlag getroffen, den auf dem ganz eigens als ihre Domäne behandelten Boden der altpreußischen Provinzen die Secession durch die Wahlniederlage Lasker's in Magdeburg erhielt. Um so zuversichtlicher hatte man diesen Wahlact als issue für die „Parteibewegung" aufgenommen, als hundert fortschrittliche Wahlmännerstimmen vorweg dem geistigen Urheber der Secession zur Verfügung gestellt waren. Nur ein Drittel der nationalliberalen Wahlmänner, die vor dem Jahre Herrn von Sybel gewählt hatten, brauchte man zu gewinnen — kaum ein Viertelhundert Stimmen hat man in der That gewonnen, obwohl — oder gar weil — es als Ehrensache für jeden „wahrhaft liberalen" Mann ausgerufen war, Herrn Lasker diese Genugthuung für die schlechte Behandlung zu gewähren, die ihm von Seiten der offenen und verschämten Reaction widerfahren. Und Herr Lasker war nicht etwa den Magdeburgern fremd, sondern von 1867 bis 1873 Abgeordneter dieser Stadt gewesen, in letzterem Jahre auch wieder gewählt, als er das Mandat ausschlug, um den unsicheren Ehrenposten in Frankfurt a. M. anzunehmen. Diese Umstände rechtfertigen es in der That, auf den wenngleich vereinzelten Vorgang ein besonderes Gewicht zu legen, zumal er augenblicklich der einzige

Digitized by Google

ist, an welchem sich die Stellung der Wähler zu der Parteispaltung abschätzen läßt.

Der Rückschlag dieser Erfahrungen läßt sich denn auch deutlich genug in der Sprache der secessionistischen Organe erkennen — wenigstens derjenigen, die aufrichtig genug sind, sich nicht durch geschraubte Großsprechereien selbst zu betäuben. An die Stelle der aggressiven und leidenschaftlichen Verurtheilung des Herrn von Bennigsen und seiner Freunde, mit welcher seit dem Schlusse des preußischen Landtages die Secession eingeläutet, und der Siegeszuversicht, mit welcher dieselbe angekündigt worden, ist eine Art von wehmüthiger Bescheidenheit getreten, die zufrieden scheint, wenn man ihr einstweilen nur das nackte Dasein läßt, und macht das Anrecht der brüderlichen Liebe geltend, um nur selbst von Angriffen verschont zu bleiben. Hinter alle dem verbirgt sich denn aber die gar nicht ungeschickte Taktik, da man doch einmal der nationalliberalen Partei im offenen Kampfe keinen Abbruch zu thun vermag, den Ausgang in das Gebiet der Thatsachen zu verlegen. Indem man die Versicherungen aus dem nationalliberalen Lager, die zuletzt noch und am gewichtigsten Herr von Bennigsen in seiner großen Rede auf der hannoverschen Landesversammlung gegeben: auch ferner in voller Unabhängigkeit von der Regierung deren Maßnahmen streng sachlich prüfen zu wollen, bestens acceptirt, kann man für die eigenen Zwecke nicht sicherer fahren, als indem man sich mit der ganzen Kraft auf den Tadel und die Verdächtigung dieser Maßnahmen wirft, auch ohne sie noch zu kennen. Auf diesem Wege die Bevölkerung und selbst die Abgeordneten unbewacht in eine Stimmung hineinzutreiben, auf welche sich in der wieder geöffneten parlamentarischen Arena weiter würde bauen lassen, kann in den altpreußischen Provinzen um so sicherer gelingen, als dort östlich von Magdeburg die nationalliberale Partei kein einziges größeres Tagesorgan mehr besitzt, welches dieser Taktik entgegenarbeiten könnte. Da man mit ähnlichen Mitteln der kirchenpolitischen Vorlage gegenüber schon einmal ziemlich die Hälfte der alten Fraction Herrn von Bennigsen abwendig gemacht hat, so braucht man es nicht gerade für aussichtslos zu halten, noch einmal bei einem glücklich ergriffenen Anlaß die Dinge dahin zu treiben, daß für jedes einzelne Stimmatom der nationalliberalen Fraction nur der Zufall der Stimmung den Ausschlag giebt, ob es sich will absprengen lassen, oder das Odium „unmännlicher Nachgiebigkeit" auf sich nehmen will. Denn dieser ersten Gefahr für den Zusammenhalt und Bestand der nationalliberalen Partei folgt die zweite auf dem Fuße, daß aus solchen vereinzelten Abstimmungen, wenn geschickte Provocation und Zufall sie gestattet haben werden, sich für den einzelnen Abgeordneten die Anklageacte bei den bevorstehenden Wahlen aufbaut.

Es will uns bedünken, als ob diesen Gefahren zu begegnen, die national-

Digitized by Google

liberale Partei, nachdem sie einmal fast über Erwarten glücklich den ersten Stoß der „Parteibewegung" ausgehalten hat, doch etwas bestimmter, als die „unabhängige sachliche Prüfung" anzeigt, ihre Stellung zu den Fragen, welche die nächsten Sessionen beschäftigen werden, und zwar im Voraus hätte nehmen sollen. Denn nur so lange eine größere parlamentarische Körperschaft noch nicht versammelt ist, würde die Partei ganz unter sich sein und den vollen Vortheil der Secession ausnutzen können — während das Blatt sich sofort zu Gunsten der letzteren wendet, so wie nur erst der preußische Landtag eröffnet ist. Nicht nur, daß dann alsbald die Fäden der alten persönlichen Beziehungen spielen werden, die ja um so weniger abgerissen sind, als die Trennung durch keinen durchgreifenden sachlichen Gegensatz bestimmt wurde. Den Secessionisten kommt es vor Allem zu Gute, daß sie durch die Trennung ihre volle Actionsfreiheit erlangt haben, die in dem gemeinschaftlichen Fractionsverbande vielfach gehemmt war. Sie können in jedem freigewählten Augenblicke die nationalliberale Fraction durch Anträge überrumpeln, welche auf die wohl bekannte Stimmung größerer oder geringerer Kreise innerhalb derselben berechnet sind, ohne daß jener Zeit bleibt, in geordneter Berathung die Sache unter sich auszutragen. Wie manchmal haben selbst Fortschrittspartei und Centrum diesen Kunstgriff nicht ohne oder doch mit knapp abgewehrtem Erfolge angewendet!

Herr von Bennigsen hat in seiner Rede zu Hannover mit meisterhaften Zügen das historische Verhältniß seiner Partei zu dem Begründer der deutschen Einheit, ihre praktisch politischen Beziehungen zu den gemäßigt conservativen Gruppen dargelegt. So viel mit allgemeiner Charakteristik und Maximen geschehen konnte, sind die Punkte der Annäherung wie der Scheidung sicher und klar hingezeichnet worden. Aber sobald es sich nicht mehr um die Resolutionen einer Volksversammlung, sondern um die Aufgaben parlamentarischer Körperschaften handelt, werden alle solche allgemeinen Distinctionen unzulänglich. Nun kann man sich etwa dabei beruhigen, daß in diesem Falle eben die unabhängige sachliche Prüfung entscheiden muß — aber wer urtheilt denn zuletzt über die Sachlichkeit, wenn es an jedem vorweg feststehenden Maßstabe fehlt? Allerdings, eine Parteiversammlung kann nicht im Voraus zu Gesetzentwürfen Stellung nehmen, die in officieller Weise noch nicht bekannt sind, noch weniger das Urtheil der Abgeordneten darüber binden. Aber die Gegenstände, welche im bevorstehenden Parlamentsjahre mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit die Verhandlungen beschäftigen werden, sind im Ganzen bekannt. Die Steuerreform beschäftigt ins vierte Jahr die öffentliche Meinung. Die positiven Maßregeln zur Ergänzung des Socialistengesetzes stehen seit zwei Jahren in Frage. Sollte es denn einer großen Partei nicht möglich sein, über diese Dinge klar und bestimmt zu sagen, was sie als

Digitized by Google

„ſachlich" anſieht? Die jüngſte Erfahrung ſpricht darüber mit einer gar nicht zu verkennenden Mahnung. Es gab eine Zeit, als die nationalliberale Partei — kein Geringerer als Herr von Bennigſen hat es in offenem Reichstage eingeſtanden — es in der Hand hatte, die andrängende zollpolitiſche Rückſtrömung zum Stehen zu bringen, wenn ſie unter ſich einig zu werden vermochte — nicht über die theoretiſchen Gegenſätze von Freihandel und Schutzzoll, ſondern über das Maß möglicher Zugeſtändniſſe an dieſe oder jene praktiſchen Anſprüche. Es gab eben ſo eine Zeit, in welcher die Partei der Steuerreform die feſte Richtung und das ſichere Maß zu geben vermochte. An den eingeſtandener oder uneingeſtandener Weiſe „offenen" Fragen dieſer Art hat ſich die Partei in ſich verzehrt, bis ſie von der beherrſchenden Stellung zu einem beſcheidenen relativen Einfluſſe herabgeſunken iſt. Und nun die allerjüngſte Erfahrung: die Art, wie die Partei mit der kirchenpolitiſchen Vorlage unvorbereitet gleichſam überfallen wurde, hat es den Herren von Forckenbeck, von Stauffenberg, Bamberger ermöglicht, ſtatt einzeln wie Lasker von der Partei abzubröckeln, wenigſtens mit einem Anſtandsgefolge ihren Auszug zu halten. Es iſt in der nationalliberalen Preſſe geſagt worden, daß ein ſolcher Vorgang ſich nicht wiederholen dürfe — aber wie will man dem anders vorbeugen, als indem man zu den Fragen, die ſich im Voraus überſehen laſſen, zeitig eine Stellung nimmt, die der Regierung keinen Zweifel darüber läßt, in welcher Richtung ſie die Unterſtützung der Partei finden kann und in welcher nicht? x.

Gieſebrecht's Barbaroſſa.*)

Daß das gelehrteſte Buch über einen wichtigen Abſchnitt unſerer Geſchichte zugleich das populärſte und verbreitetſte iſt, dieſer Erſcheinung wird man nicht häufig begegnen. Neben der Wärme der patriotiſchen Empfindung iſt es die ſeltene Verbindung zweier ſchwer zu vereinigenden Vorzüge, die den großen und wohlverdienten Ruf von Gieſebrecht's Werke begründet: die Verbindung der umfaſſendſten, erſchöpfend gründlichen Forſchung mit einer Darſtellung, deren edle und leicht fließende Sprache, deren behagliche Breite und geſchickte Gruppirung den Leſer feſſelt und in der kein Stäubchen mehr an die ungeheuere Arbeit erinnert, welche den ſchönen Bau ins Leben rief.

Zuweilen hört man darüber ſtreiten, ob nicht die wiſſenſchaftliche Forſchung auf hiſtoriſchem Gebiete durch die äſthetiſchen Forderungen beeinträchtigt

*) Wilhelm von Gieſebrecht, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. V. Bd. Die Zeit Kaiſer Friedrichs des Rothbarts. Erſte Abtheilung. Braunſchweig, C. A. Schwetſchke und Sohn (M. Bruhn). 1880.

Digitized by Google

werde, die man ſich in neuerer Zeit gewöhnt hat an geſchichtliche Werke zu ſtellen, ob nicht insbeſondere die Philoſophie der Geſchichte, die Pragmatik der Culturgeſchichte ſich ganz anders vertiefen ließen, wenn die Hiſtoriker nur einmal aufhören wollten, auch nach künſtleriſchem Ruhme zu geizen. Aber der Streit ſcheint uns ein müßiger zu ſein, inſofern man dabei wohl überſieht, daß dieſe äſthetiſchen Forderungen je nach Gegenſtand und Beſtimmung des Werkes ganz verſchieden ſind. Geſchmacklos freilich ſoll auch eine rechtsgeſchichtliche Unterſuchung, auch ein geſchichtsphiloſophiſcher Eſſai nicht gehalten ſein, während eine erzählende Darſtellung, während eine Schilderung des vollen und bewegten menſchlichen Lebens, der mannichfachen Charaktere und Thaten der Geſchichte doch das Kunſtwerk in weit ausgedehnterem Sinne zu verwirklichen hat. Etwas von dem Ideale des Kunſtwerkes, das der Dichter aufſtellt, iſt uns auch in dem „der Maſſe qualvoll abgerungenen" hiſtoriſchen Werke dieſer Art zu zeigen: ſchlank und leicht, wie aus dem Nichts entſprungen, ſoll es ſteh'n vor dem entzückten Blick.

Der jüngſte Halbband des Gieſebrecht'ſchen Werkes behandelt die erſten zwölf Jahre der Regierung Friedrich's I., jenen Theil ſeiner Geſchichte, für den die Quellen am reichlichſten fließen, und der zugleich, wie der Verfaſſer bemerkt, als die reiche, lebensvolle Expoſition eines der großartigſten hiſtoriſchen Schauſpiele ſtets ſeine eigene Anziehungskraft haben wird. Von mühſeligen Anfängen in der Heimath, wo er nur im Bunde mit der hohen Geiſtlichkeit und durch Willfährigkeit gegen die Welfen ſein Anſehen behaupten konnte, begleiten wir Friedrich in die wiederholten furchtbaren Kämpfe mit den Lombarden und mit Mailand, deſſen bisher noch nicht gewürdigte erfindungsreiche Baumeiſter unſer beſonderes Intereſſe erwecken; wir begleiten ihn zu ſeiner Kaiſerkrönung und in ſeinen erſten Streit mit der Curie, wir verfolgen ſeine eifrigen Bemühungen für den Landfrieden und die Verſöhnung der Parteigegenſätze in Deutſchland. Die „Quellen und Beweiſe" werden erſt beim Abſchluſſe des Bandes erſcheinen. Die werthvollſte neue Bereicherung erfuhren die erſteren durch das von Monaci in Rom entdeckte große Gedicht auf die Kämpfe zwiſchen Friedrich und Mailand.

Bei dem thatenreichen Inhalte dieſer Regierungsperiode war es dem Verfaſſer ſchon hier geſtattet, das politiſche Charakterbild Friedrich's mit plaſtiſcher Deutlichkeit hervortreten zu laſſen und als warmer Freund der Kaiſeridee durfte er es mit glänzenden Farben zeichnen. „Friedrich's Walten," ſagt Gieſebrecht, „war von der großen Idee des Reiches getragen; dieſe war die Quelle ſeiner unverſieglichen Kraft, ſeines niemals gebrochenen Muthes; ſie hielt ihn aufrecht in den Drangſalen dieſer Jahre. Sein Regiment trägt einen ſtrengen und herben Charakter und es iſt bezeichnend, daß ein politiſcher Einfluß der Frauen, wie er unter den meiſten

Digitized by Google

anderen Kaisern nachzuweisen ist, sich unter ihm fast gar nicht bemerkbar macht. Schwer hat dieses Regiment auf den Lombarden gelastet und auch die deutschen Fürsten seufzten oft unter den Bürden, die es ihnen auferlegte. Aber es versöhnte mit demselben, daß der Kaiser selbst die schwersten Bürden auf sich nahm und sich ganz in den Dienst des Reiches stellte, in dessen Erhaltung und Erhöhung er das Heil der Welt sah und an welches sich in der That immer noch große Interessen der Menschheit knüpften. Auch hat der Kaiser nicht wie ein unumschränkter Herrscher regiert, vielmehr bei allen wichtigen Angelegenheiten die Fürsten in Deutschland wie in Italien zu Rathe gezogen und sich ihrer Entscheidung, auch wenn seine Meinung eine andere war, willig unterworfen. Friedrich war ein Freund des Rechtes und der Gesetze, er bemühte sich das geschriebene Recht wieder zur Geltung zu bringen, er trat mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthilfe entgegen, wollte auch wiederholt seinen Streit mit den Päpsten durch ein Schiedsgericht erledigen lassen. So selten er die Waffen niederlegen konnte, die Vollendung des Reiches suchte er doch nur in einem durch Gesetz und Recht gesicherten Frieden." Er sah sein Vorbild in Karl dem Großen, und neben diesem lebt er auch in der Erinnerung der Nachwelt als der gewaltigste unserer Kaiser.

Möge es dem Verfasser, der sich in hohen Jahren noch der jugendlichsten Arbeitskraft erfreut, vergönnt sein, sein Lebenswerk noch durch vollen Abschluß zu krönen. Lieber würden wir die Fortsetzungen etwas weniger ausführlich gehalten, als diese Leistung von wahrhaft nationaler Bedeutung nicht vollendet sehen. r.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Das neue französische Ministerium. — Die jüngste Ministerkrisis, von welcher die französische Republik befallen wurde, hat eine wichtige Thatsache deutlich ins Licht gestellt: daß nämlich in Frankreich selbst das allmähliche Gleiten der Gewalt in die Hand Gambetta's als ein den Frieden bedrohender Zustand aufgefaßt wird, und daß das wirkliche Hervortreten des geheimen Lenkers der französischen Geschicke von seinen Landsleuten unzweifelhaft als das Signal zur Revanche betrachtet würde. Bei keiner der bisherigen Krisen ist dies mit solcher Deutlichkeit hervorgetreten. Bis dahin ist es überhaupt vermieden worden, die auswärtige Politik als einen Factor der verschiedenen Personenwechsel zu nennen und anzuerkennen. Jetzt hat die Augenscheinlichkeit der Gefahr das Schweigen brechen machen, plötzlich besann man sich, wohin das Steuer treibe: daß zum ersten male ernsthafte Organe wie der „Temps" ihren Besorgnissen Worte liehen, darf als ein Beweis gelten, wie ernst man die Gefahr nahm, daß Frankreich in

Digitized by Google

Abenteuer hineingerissen werden könne. Auch jetzt noch verharrt Gambetta in seiner künstlichen Zurückhaltung, aber Niemand war im Zweifel, daß sein Einfluß den Sturz Freycinet's herbeigeführt hat, Niemand auch darüber im Zweifel, daß die Behandlung der geistlichen Genossenschaften zwar den Anlaß gegeben hat, der wirkliche Grund der Ungnade Gambetta's aber in der Montaubaner Rede lag, die es gewagt hatte, den Revancheton in der Rede von Cherbourg zurückzuweisen. Von jetzt an wird in Frankreich das Thema des Krieges und des Friedens öffentlich erörtert werden, was vielleicht das Gute hat, daß die Elemente, welche dem immer näher rückenden Regimente Gambetta's widerstreben, sich zu einer Liga zusammenthun, welche die Erhaltung des Friedens offen auf ihre Fahne schreibt. Man kann gerade in der plötzlichen Besorgniß, welche der Sturz Freycinet's erweckte, ein Anzeichen dafür sehen, daß die öffentliche Meinung nur mit Widerstreben den Gang der Dinge verfolgt, der dem Verhängniß entgegentreibt. Mit Widerstreben und Besorgniß; aber freilich ganz ohne die methodische Energie, die auf Seite Gambetta's und seiner Freunde ist, ganz ohne fähige Leiter, als welche sich weder Freycinet noch Grevy erwiesen haben, und schließlich doch im Innersten gekitzelt von den chauvinistischen Lockungen. Für den Augenblick aber war die Erschütterung der öffentlichen Meinung so stark, daß diese unmittelbar gegen Gambetta sich wandte und von ihm endlich ein Heraustreten aus der verantwortungsscheuen Stellung verlangte, in welcher er, wie aus dem Hinterhalte, Minister absetzt und einsetzt, eine Kraft nach der andern verbraucht, um die seinige zu schonen und ihr die Wege zu bereiten. Man hatte das Gefühl, Unruhe und Wechsel werden so lange dauern, bis es endlich dem Meister gefalle, in Person aus den Coulissen hervorzutreten: lieber endlich das große Unerwartete, als die Fortdauer jener Unsicherheit. Es war ein kritischer Augenblick, als der neue Ministerpräsident vergebens einen Collegen für das Auswärtige suchte und der Ruf auf die Bühne an Gambetta immer dringlicher wurde. Schwerlich könnte sich dieser erlauben, das Spiel noch öfters zu wiederholen. Für jetzt ist noch einmal ein Haltepunkt gewonnen, eine Zwischenstation ausfindig gemacht worden, aber durch ein seltsames, überraschendes Mittel. Der gesuchte Minister des Auswärtigen hat sich gefunden in der Person eines ehrwürdigen Akademikers, eines Mannes der vorvorigen Generation, eines anerkannten Gelehrten, der ab und zu auch in der Politik mitgethan hat, eines Hochbetagten, dem freilich Niemand verwegene Abenteuer zutraut. Das war ein verblüffender Abschluß der Krisis und Niemand wird darin den wirklichen Abschluß derselben erblicken. Welche persönliche Motive Herrn Barthelemy Saint-Hilaire bewogen, in das Cabinet Jules Ferry's einzutreten, mag dahin gestellt bleiben; ohne Zweifel ist er überzeugt, seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, ohne Zweifel hat er den besten Willen,

Digitized by Google

eine Politik im Sinne seines Freundes und Meisters Thiers zu treiben, an seiner Ehrlichkeit und seinem Charakter ist so wenig zu zweifeln wie an der Feinheit seiner Bildung, deren Tradition in eine längst vergangene Zeit zurückreicht. Aber nicht zweifelhaft kann es sein, in welcher Absicht diejenigen, die Freycinet stürzten, an einen so erlauchten Namen sich gewandt haben, um ihre Firma zu decken. Die Absicht ist nur allzudeutlich, das Manöver — sagen wir es ehrlich — gar zu plump. Der erste Gedanke bei dieser Berufung hat doch nur der sein können: Wen sucht man hier zu betrügen? Um den Verdacht des Auslandes niederzuschlagen, zieht man aus seinen gelehrten Studien einen Mann hervor, der vermöge seines Alters, seiner Erziehung und seiner Beschäftigungen die Harmlosigkeit der Republik nach außen demonstriren soll, den Biographen Buddha's, den Uebersetzer des Stagiriten, den Jugendgenossen der Thiers, Guizot, Remusat, und heuchlerisch wird ihm jetzt als Verdienst angerechnet, daß er unlängst ein Schreiben veröffentlichen ließ, das dem Fürsten Bismarck und dem Lord Beaconsfield Lobsprüche ertheilte und den Anschluß der Westmächte an die vermittelnde Orientpolitik unseres Kanzlers empfahl. Schon dieser eine Umstand, daß er sich durch dieses Schreiben in den Augen seiner Landsleute compromittirt hat, erlaubt nicht, daß man ihn als französischen Minister des Auswärtigen ernst nehme. Von zwei Dingen ist nur das eine möglich: entweder der neue Minister hat sich die Selbständigkeit seiner politischen Grundsätze bewahrt, und dann wird es ihm nicht auf die Länge unter seinen gambettistischen Collegen behagen, ohnedies da man nicht annehmen kann, daß er, wie aufgeklärt immer, einem lebhaften Culturkampfe geneigt ist und schroffer gegen die Congregationen wird auftreten wollen, als sein Vorgänger Freycinet — insofern ist eben die Wahl dieses friedliebenden Mannes des linken Centrums ein weiterer Beweis, daß nicht die Kapuziner, nicht innere Fragen Freycinet gestürzt haben — oder aber, er giebt unschuldig seinen Namen her zum Aushängeschild für ganz andere Dinge, die nach wie vor der verborgene Leiter der französischen Politik betreibt. Daß diesem die gegenwärtige Verwickelung der Orientdinge ein willkommenes Feld darbietet, die diplomatischen Fäden nach Wunsch zu knüpfen und zu kreuzen, ist ein Gedanke, der nahe liegt. Was schließlich aus der Flottendemonstration an der adriatischen Küste werden soll, weiß in diesem Augenblicke kein Mensch zu sagen. Eben dieses Ungewisse bietet unternehmender Intrigue einen dankbaren Boden, reizt die Hoffnungen, spornt zu fieberhafter Thätigkeit. Diese Thätigkeit wird durch den Einzug des neuen Chefs in den Palast am Quai d'Orsay schwerlich eine Unterbrechung erleiden. Was nicht durch ihn und mit ihm geschieht, das wird ohne ihn geschehen. Die Erwartung, daß die französische Republik auf den friedlichen Ausbau der freiheitlichen Einrichtungen ihren Ehrgeiz gesetzt habe, und wie sonst die

Digitized by Google

Redensarten lauten, werden allmählich auch die Gläubigsten aufgeben müssen. Gerade die eigenthümliche Rolle, in der Gambetta sich gefällt, verhindert jede Stätigkeit, jedes Vertrauen. In- und Ausland gewöhnt er an den Gedanken, daß es schließlich sein Wille ist, der über die gesetzlichen Gewalten hinweg in Frankreich gebietet, und in welchem Sinne er seine Macht zu gebrauchen gedenkt, das hat sein Wort von der „immanenten Gerechtigkeit" verrathen.

g.

Aus der Schweiz. Die Frage einer Revision der Bundesverfassung. — Da im Jahre 1874 eine revidirte Bundesverfassung angenommen worden und die Bundesversammlung eben damit beschäftigt ist, Kraft der im Artikel 64 dem Bunde eingeräumten Befugniß ein einheitliches Obligationenrecht zu schaffen, muß es auffallen, daß schon jetzt wieder die Frage einer Revision erhoben wird und zu diesem Zwecke eine außerordentliche Sitzung der Bundesversammlung hat stattfinden müssen. Zwar kann laut Artikel 118 die Bundesverfassung jederzeit revidirt werden und es zeigt sich einige Neigung, die in den Cantonen herrschende Beweglichkeit auch auf das Bundesleben überzutragen; aber eben darin scheint einige Gefahr zu liegen, da der Bund eher dazu dienen sollte, jenem Streben ein Gegengewicht zu halten. Indessen ist die Frage einer Revision der Bundesverfassung eben erst gestellt, noch nicht mit Ja beantwortet und wir haben für einmal nur zu berichten, wie die Frage überhaupt aufkommen konnte. Irgend etwas muß in der Verfassung oder in den gegenwärtigen Zuständen fehlerhaft sein, und in der That hatten die 50 000 stimmberechtigten Schweizerbürger, welche die Frage aufgeworfen haben, nicht die Verfassung im Ganzen, sondern einen einzigen, ganz bestimmten Punkt im Auge. Der Artikel 39 giebt dem Bunde die Befugniß, allgemeine Vorschriften über die Ausgabe und Einlösung von Banknoten zu erlassen, verbietet ihm jedoch, für die Ausgabe von Banknoten ein Monopol aufzustellen und die Annahme derselben zu verlangen. Dieser Artikel ist seiner Zeit nicht ohne Widerstand in die Verfassung aufgenommen worden, insbesondere der negative Theil desselben, da Viele dem Bunde das Recht offen halten wollten, die Ausgabe von Banknoten an sich zu ziehen, obwohl es nicht als nothwendige Consequenz des Münzregals aufgefaßt werden kann. Unbestritten ist die Nothwendigkeit, den Betrieb cantonaler und privater Banken unter Aufsicht des Bundes zu stellen; denn der Umlauf von Noten solcher Banken hat sich in den letzten zehn Jahren unverhältnißmäßig vermehrt und bedroht die Sicherheit des Verkehrs, da manche Banken ihr Geschäft nicht mit der nöthigen Deckung der Emission durch Baarvorrath und Reservefonds betreiben. Es wurde daher vor einigen Jahren ein Bundesgesetz entworfen, welches den Uebelständen steuern sollte,

Digitized by Google

aber dasselbe wurde vom Volke verworfen, aus verschiedenen Gründen, zum Theil weil schon damals Viele eine Bundesbank mit Monopol vorzogen, wie sie jetzt von den 50 000 Bürgern verlangt wird. Dieses Verlangen stützt sich auch darauf, daß neue Versuche, ein Banknotengesetz zu schaffen, bisher zu keinem Ergebnisse geführt haben, weil die Aufgabe wirklich schwer zu lösen ist und ein beträchtlicher Theil der Mitglieder der Bundesversammlung persönlich mit den Interessen der einzelnen Banken verknüpft ist. Wenn man auf die Gefahren der Fortdauer dieser Wirthschaft hinweist, wird von der andern Seite behauptet, auch eine Bundesbank könnte z. B. in Kriegszeiten, wenn ihre Noten Zwangskurs erhielten, großes Unheil anrichten. Wenn man die Vermehrung der Bundeseinnahmen durch eine Bundesbank hervorhebt, auch wenn diese einen Theil ihres Gewinnes den Cantonen abtreten müßte, so warnt die andere Partei vor Vermehrung der Bureaukratie und vor Auflösung des Bundesstaates in einen Einheitsstaat. Die materielle Frage, von ihrer finanziellen und politischen Seite, ist allerdings sehr schwierig; zunächst aber handelt es sich um eine nicht weniger schwierige, aber formelle staatsrechtliche Frage, nämlich ob das Verlangen der 50 000, so wie es gestellt wurde, gesetzmäßig war und zur Frage einer Revision der Bundesverfassung überhaupt führen durfte. Die 50 000 haben nicht blos Revision des Artikels 39 verlangt, sondern sie haben zugleich den Wortlaut desselben, wie er ihrem Verlangen entspräche, in bestimmter Fassung vorgeschlagen. Dieser Fall ist in der Verfassung nicht vorgesehen oder vielmehr er ist absichtlich ausgeschlossen, weil man das Recht der sogenannten Initiative in der Gesetzgebung dem Volke nicht geben wollte. Das Volk kann Petitionen an die Bundesversammlung richten, aber nur diese hat das Recht, Gesetzvorschläge auszuarbeiten, die dann der Abstimmung des Volkes unterliegen. Der Bundesrath konnte also das Verlangen der 50 000 als bloße Petition behandeln, er hat es aber nicht gethan, weil eine Petition ähnlichen Inhalts bereits von der Bundesversammlung abgewiesen worden ist und weil das Verlangen einer Revision ausdrücklich, wenn auch mit Ueberschreitung der Form, von einer so beträchtlichen Anzahl von Bürgern gestellt war. Aber die Verfassung weiß auch nichts von Revision eines einzelnen Artikels, sondern sie spricht von Revision überhaupt, ohne die Ausdehnung derselben als partielle oder totale zu unterscheiden. Auch diese Fassung wird seiner Zeit absichtlich gewählt worden sein (schon im Jahre 1848, denn der betreffende Artikel ist aus der damaligen Verfassung unverändert in die von 1874 herübergenommen), man wollte Partialrevisionen nicht ausdrücklich nennen, um sie nicht gleichsam hervorzurufen oder zu begünstigen, aber man konnte und wollte sie auch nicht ausschließen. Es liegt auf der Hand, daß in dem einfachen Worte Revision sowohl partielle als totale liegen und daß eine par-

Digitized by Google

tielle zu einer totalen führen, aber auch eine offen stehende totale sich auf eine partielle einschränken kann. Die Absicht war offenbar, partielle Revisionen eher zu erschweren, indem, auch wenn ein Revisionsbegehren nur auf einen Theil oder Punkt der Verfassung gerichtet ist, immer die ganze in Frage gestellt wird, wovor man doch einige Scheu empfinden muß. Daß dies der Sinn der Verfassung ist, geht auch daraus hervor, daß der Artikel 120 für den Fall, daß die Revisionsfrage vom Volke bejaht wird, Neuwahl der Bundesversammlung vorschreibt, was doch bei einer partiellen, vielleicht auf einen einzigen Artikel gezielten Revision nicht nöthig schiene. Partialrevisionen haben seit 1848 zwei Mal stattgefunden, die letzte im vorigen Jahre, wo das Verbot der Todesstrafe aus dem Artikel 65 entfernt wurde; aber beide Male ging der Revisionsvorschlag von der Bundesversammlung selbst aus, der weniger Neigung zu Aenderungen oder zu Mißbrauch des Rechtes zuzutrauen ist als einem Theile des leicht beweglichen Volkes. Heute aber meinen Demokraten von der äußersten Linken, es sollte dem Volke überhaupt gleiches Recht wie der Bundesversammlung zuertheilt werden und im vorliegenden Falle haben auch gemäßigte Liberale die Ansicht ausgesprochen, man hätte die Revisionsfrage specialisiren sollen. Denn werde sie allgemein gestellt, so würde sie eben darum vielleicht von der Mehrheit des Volkes verneinend beantwortet; falle aber die Antwort bejahend aus, so könne die Revision auch dann den eigentlich angegriffenen Artikel unverändert lassen; in beiden Fällen erhalten die 50 000 nicht, was sie wollten. Ueberhaupt sei es besser, durch Partialrevisionen allmählich und ruhig fortzuschreiten, als zeitweise alles auf einmal in Frage zu stellen. Die Gegenpartei sieht gerade in der Möglichkeit, beständig im Einzelnen an der Verfassung zu rütteln, eine Gefahr, und will die Zeitpunkte abwarten, wo eine allgemeine Strömung auch eine durchgreifende Aenderung der Verfassung verlangt. Daß ein solcher Zeitpunkt gegenwärtig nicht erreicht ist, giebt Jedermann zu; aber Manche würden gern beim jetzigen Anlaß einige andere Artikel der Verfassung von 1874 wieder aufheben! Wenn außer dem Artikel 39 noch etwas verändert werden sollte, so wäre es vielleicht gerade der Artikel 120, der die Art und Weise der Revision selbst betrifft. Wenn dort ausdrücklich zwischen partieller und totaler Revision unterschieden würde und zwar so, daß das Volk selbst einzelne Artikel in Frage stellen dürfte, so wäre damit immer noch nicht die positive Initiative des Volkes ins Bundesleben eingeführt und es wären Zweifel über den Sinn der Verfassung, wie sie jetzt hervorgetreten sind, in Zukunft unmöglich. So wie die Sachen jetzt standen, konnte der Bundesrath nicht wohl anders als den Wortlaut der bestehenden Verfassung festhalten und es ist nicht zu verwundern, daß der Nationalrath und der Ständerath, beide mit großer Mehrheit, denselben Standpunkt eingenommen haben. Es war

Digitized by Google

auch der dritte mögliche Weg vorgeschlagen worden, daß nämlich die Bundesversammlung selbst und jetzt schon eine andere Fassung des Artikels 39 vorschlagen sollte; aber man konnte sich über die Fassung nicht einigen. Wenn nun, nach der allgemeinen Fragestellung, auch allgemeine Revision beschlossen wird (was allerdings nicht wahrscheinlich ist), so wird der Artikel 120 schwerlich unverändert bleiben. Wird die Revision in der auf den 31. October festgesetzten Volksabstimmung verworfen, so kann die Bundesversammlung versuchen, ob ein neues Banknotengesetz beim Volke bessern Anklang findet als das erste. Wird es verworfen, so wird allerdings ein neuer Anlauf zur Einführung des Bundesmonopols durch Revision des betreffenden Artikels der Verfassung nicht ausbleiben; unterdessen aber wird die Amtsdauer der gegenwärtigen Bundesversammlung abgelaufen und eine neugewählte dann vielleicht geneigt oder gar gezwungen sein, von sich aus eine Revision der streitigen Verfassungsartikel vorzuschlagen.

Aus Berlin. Von der Kunstausstellung. — A. v. Werner zeigt uns die Bemalung einer Wand des Rathhaussaales zu Saarbrücken, dessen Ausschmückung mit großen Gemälden dem bewährten Künstler übergeben worden war. Der Ort selbst, an dem die ersten Kanonenschüsse im großen deutschen Kriege von 1870 gelöst wurden, forderte zu der Darstellung der jüngsten Thaten unseres Heeres auf. Man wählte als Gegenstand den heldenmüthigen Sturm auf den Spicherer (Rothen)berg, bei dem General François an der Spitze der 9. Compagnie des 39. Infanterie-Regimentes das fast Unmögliche durch einen Heroismus sondergleichen leistete und die steile Höhe gewann, von deren Spitze herab ein sicheres mörderisches Feuer die Reihen seiner Braven niederschmetterte. Es ist der ächte Werner mit seiner ganzen Treue, Gewissenhaftigkeit und Einfachheit, der uns hier entgegentritt. Jedem gespreizt heroischen Zuge, den andere Maler mit Pathos vorgeführt und dargestellt haben würden, ist absichtlich aus dem Wege gegangen in der Scenerie des Ganzen, in den Stellungen und Gesichtern der Soldaten, in der Färbung und Composition des Bildes — Alles ist so schlicht wie möglich und genau der Wahrheit entsprechend, aber darum auch packend wie diese. Wer nach Jahrhunderten wissen will, wie im Jahre 1870 ein Kampf sich ausnahm, der kann sich getrost aus diesem Bilde Raths erholen, bis auf das kleinste Detail. Mit dem großen Mittelbilde verbunden durch eine Einfassung von braunem Holze erscheint rechts davon die Portraitfigur Bismarck's, links Moltke's, auch diese in vollster Naturwahrheit und daher scharfer Charakteristik, welche aber nichts Gemachtes und Reflectirtes an sich hat, einfach in soldatischer Kleidung und Haltung dargestellt. Außer diesem monumentalen Bilde und dem schon besprochenen Gemälde der Taufe seines

Digitized by Google

jüngſten Kindes hat Werner noch ein ebenfalls ſehr wohl gelungenes Genrebild ausgeſtellt (in Aquarellfarben gemalt), das ihn und ſeine Familie auf der Veranda einer Fiſcherwohnung am Oſtſeeſtrande mit dem Blicke aufs Meer darſtellt, eine der liebenswürdigſten Schöpfungen des Meiſters voll ächter unverfälſchter Naturauffaſſung und friedlicher Behaglichkeit.

Zu den bedeutenden Leiſtungen der großen Malerei müſſen auch die Bilder H. Bürck's gezählt werden. Sein Gemälde „Gloria victori", den Perſeus mit der befreiten Andromeda auf dem Flügelroſſe darſtellend, wie er, unter ſich den Ocean, hoch durch die Lüfte eilt, zeigt ein gewaltiges, durchaus kein hohles oder ſchablonenhaftes Pathos. Der ſonſt leicht phantaſtiſche Aufbau der Gruppe leidet etwas durch die Unwahrſcheinlichkeit, mit der der Körper der Andromeda faſt lediglich auf den einen Flügel des die Luft durchſegelnden Thieres geſtützt iſt, eine Poſition, die das Gefühl der laſtenden Schwere und der Hemmung des Fluges den Beſchauer zu lebhaft empfinden läßt. Derſelbe Maler ſtellt eine Reihe von allegoriſchen Frauenfiguren (die verſchiedenen polytechniſchen Disciplinen darſtellend) in Farbenſkizzen aus, die er ſich in der Aula eines Polytechnikums ausgeführt denkt. Zum Theil zeigen dieſe großartigen und individuellen lebensvollen, dabei aber monumental gedachten weiblichen Geſtalten ein hohes Talent für derlei Aufgaben.

P. Meyerheim's Plafond eines Speiſeſaales iſt eine graziöſe heitere und geiſtvolle Compoſition, die dem Meiſter alle Ehre macht. Von gewaltiger Kraft, ernſt und wuchtig in der Compoſition wie in der Charakteriſtik der einzelnen Figuren, iſt J. Hübner's Leindwandfreske (gobelinartig gemalt) zur Decoration eines Treppenhauſes „Dunkle Mächte", die Mutter Nacht mit ihren Söhnen Schlaf und Tod zur Rechten und Linken, von einem Bogen umrahmt, und in den Zwickeln die Parzen und die Furien — eine kühne und geniale Conception. C. Becker iſt mit ſeinem Othello, der der Desdemona und ihrem Vater Brabantio in des letzteren ſtattlich prachtvoller Wohnung ſeine Abenteuer erzählt — zum offenen Fenſter hinaus blickt man auf die Straßen Venedigs — aus dem Banne des bloßen Coſtumebildes, in dem er lange gefeſſelt erſchien, herausgetreten und erfreut uns durch dies Gemälde im großen Stile mit einer der ſchönſten Gaben, die uns je ſein Talent geſchenkt hat. Die Perſonen ſind voll Charakter, Geiſt und Leben, die Situation iſt eine ſofort den Beſchauer feſſelnde, und das Colorit wie die geſammte techniſche Ausführung weiſen unvermindert die alten Vorzüge des Künſtlers auf. Michael's Hiob mit den drei Freunden zeigt uns dieſen Meiſter auf dem Gebiete der großen Malerei mit voller Sicherheit ſich bewegend. Der Düſſeldorfer Profeſſor Bauer ſtellt Herodes Tochter dar, nicht in der üblichen Weiſe mit dem Haupte des Täufers im Becken, ſondern der Vollbringung der That durch zwei Häſcher noch wartend und an der Thüre

Digitized by Google

des Gemaches mit einem Gesichtsausdrucke harrend, der bei aller seiner Kälte einen dämonisch leidenschaftlichen Zug an sich hat. Pichler's Tod Jacob's, ein großer Carton, braun in braun, ist dagegen ein Gemälde ganz im alten Stile nach dem Recepte der großer biblischer oder historischer Freskocompositionen, welches seinen Autor durchaus in der Herrschaft über all die Mittel zeigt, die hierzu erforderlich sind, aber schwerlich einen tieferen ästhetisch anregenden Eindruck auf den Beschauer ausüben dürfte. Von gewaltiger Energie der Darstellung ist A. von Heyden's „Errettung Wittich's". Dieser Recke, der die Söhne König Ezel's und den Bruder Dietrich's von Bern erschlagen hat, wird auf der Flucht von dem Meerweibe Wachildis, seiner Ahne, zum Meeresgrunde entführt und dadurch der wilden Verfolgung Dietrich's entzogen. Das bäumende Roß des letzteren scheint im Begriff in die See hinabzusprengen, wo Wittich bereits von den Armen seiner Ahne umschlungen zur sicheren Rettung angelangt ist. Das Bild giebt in seiner Gesammtauffassung Stimmung und Charakter der Sage gut wieder, die Kraft und Kühnheit der Composition hat etwas Imponirendes. G. Spangenberg's „die drei Frauen am Grabe des Herrn" zeigt die feine seelenvolle und gemüthstiefe Auffassung, welche allen Bildern des ernsten, allem leer Conventionellen so gründlich abgeneigten religiösen Malers in schöner Weise eigen. Technisch ist der Lichtengel im weißen strahlenden Gewande, der auf dem leeren Grabe sitzt, eine hochinteressante Meisterleistung. Es mögen endlich in diesem Zusammenhange noch Böhm's Episode aus der Völkerwanderung, eine frische, nicht gerade sehr historisch großartig aber durch eine Reihe hübscher Motive anmuthende Darstellung; Fraustadt's tüchtige beiden Bilder aus dem Stoffkreise der Nibelungen (besonders eine treffliche Charakteristik des Spielmannes Volker); Wertheimer's Perseus, der Andromeda befreit (von guter Technik, aber nicht allzuedler und wenig classischer Auffassung); P. Hübner's stolze und noble, vielleicht in ihren Formen etwas zu kräftig und matronenhaft gehaltene Iphigenia, das Land der Griechen mit der Seele suchend — erwähnt sein. Von schwächeren Leistungen, bei denen das Wollen allzufern dem Vollbringen geblieben ist — es sind ihrer übrigens gerade in diesem Genre der Malerei nicht allzuviele — mag hier gänzlich abgesehen werden.

Von den Meistern des Portraits mag geziemender Weise G. Richter, der auf der vorjährigen Ausstellung mit seiner Königin Luise die Palme gewonnen, zuerst erwähnt werden. Sein großes weibliches Portrait, eine Brasilianische Dame aus der vornehmen Welt, eine südliche Schönheit von hohem Reize des Gesichtsausdruckes und herrlichem Wuchs fesselt die Besucher des Salons mit einer annähernd magischen Gewalt, wie das berühmte Luisenbild im Vorjahre. Die Dame sitzt nachlässig graziös auf einer Steinbalustrade, hinter ihr sieht man die schon hier und da herbstlich braungefärbten

Digitized by Google

Bäume und Sträucher des Parks. Sie ist in ein goldbesäumtes crême-farbiges lang herabwallendes Gewand gekleidet, das schöne, von schwarzem Haar, das in Flechten herabfällt, reich eingerahmte Haupt (ohne Hut) mit träumerischen dunkelschwarzen Augen leicht nach rechts gewandt, und läßt die bloße schmale Hand auf dem zottigen Kopfe eines neben ihr stehenden, zu ihr aufblickenden Bernhardinerhundes ruhen. Die ungezwungen vornehme Haltung ist keine Pose, sondern durchaus Natur. In der Farbe ist das Bild von wunderbar schöner distinguirter Wirkung. So durchaus verschieden es übrigens im Typus der dargestellten Persönlichkeit wie in ihrer Auffassung von dem Luisenbilde ist, so springt doch in dem gesammten Arrangement, im Hintergrunde des herbstlichen Parkes, dem weißen Gewande und dem Stück Architektur eine gewisse Verwandtschaft durchaus in die Augen, und sie erstreckt sich von diesen Aeußerlichkeiten auch weiter auf den Ausdruck ächter weicher Weiblichkeit, der, wenn auch in einer ganz andern Species, doch auch diesem Portrait seinen Hauptreiz verleiht. Ich halte es, obwohl es nicht an Leuten fehlt, die gerade im Vergleiche zu der vorjährigen Meisterleistung Richter's das neueste Bild herabzusetzen geneigt sind — da sie unwillkürlich darin nach Qualitäten suchen, die es weder haben kann noch soll — für durchaus ebenbürtig jedem Bilde, das Richter bisher gemalt hat, und um ein gut Stück alle übrigen Portaits dieser Ausstellung — mit Ausnahme eines einzigen — überragend. Dieses letztere stammt von Fr. A. Kaulbach in München. Es stellt ebenfalls eine junge Frau vor, die leicht an einen Tisch gelehnt, einen japanischen Fächer in der Hand, ein einfaches rosa-seidenes Gewand mit einem leichten Gazeüberwurf trägt und ein Typus unbefangener, liebenswürdiger, sich selbst nicht gewahrender Schönheit und ächter Vornehmheit genannt zu werden verdient. Die Malerei ist in ihrer Feinheit und Eleganz geradezu stupend, alle Nüancen scheinen wie hingehaucht, wie dem Bilde angeflogen, und nicht in mühseliger Arbeit mit dem Pinsel angebracht. Die Ueberwindung des Stofflichen, die anscheinende Herrschaft des rein Geistigen in dem Bilde, das in der Farbe durchaus anspruchslos nichts von fern schon blendendes und frappirendes hat, ist im höchsten Grade bewundernswerth. P. Meyerheim's Portrait unseres Kaisers, eine schlichte, wahre, die Strenge und Würde des Herrschers gleichwerthig mit der ruhigen freundlichen Milde des greisen Monarchen betonende Auffassung und technisch vorzügliche Leistung, mag hier sofort angeschlossen werden — von den vielen Kaiserbildern neben dem Lehnbach'schen Portrait vielleicht das Ansprechendste. Ihm gegenüber hängt im ersten Saale das Portrait der jungen Prinzeß Albrecht von Preußen, ein mir zu steif in der Haltung und unvortheilhaft in der Farbe gehaltenes Bild, aber vortrefflich in der Auffassung des Ge-

Digitized by Google

sichtes (von dem Hannoveraner Hofmaler Fr. Kaulbach). Gussow, der große Naturalist, der aus Ärger über die vulgäre Berliner Kritik, die meistentheils seine großartigen Malereigenschaften nicht zu würdigen im Stande ist, im Vorjahre gar nicht auf der Ausstellung vertreten war, erscheint diesmal mit Bildern, vor denen sich auch seine sprödesten Gegner verneigen und unterwerfen müssen. Das Portrait seiner Gattin, ein Brustbild, ist von entzückender Schönheit und Feinheit der Malerei wie des Ausdruckes, ohne jede übertriebene oder gesuchte Hervorhebung grob naturalistischen Details. Noch ein anderes Portrait (ebenfalls Brustbild) einer jungen Dame, so wie ein prächtiges Genrestück, ein altes Ehepaar darstellend, sind ebenfalls zu den gediegensten Leistungen des Salons zu rechnen, die in ihrer Art einzig dastehen und den Meister auf einer Höhe zeigen wie niemals zuvor.

y.

Literatur.

Bruno Bauer, Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera. Chemnitz 1880. — Des Dichters Wort: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern", ist nicht auf Bruno Bauer gemünzt. Alt ist zwar Bruno Bauer und oft kommt er wieder, aber je öfter er wiederkehrt, desto weniger wird er gern gesehen. Man möchte mit dem Greise Mitleid fühlen, der nun schon an vierzig Jahre auf dem literarischen Felde sich herumtreibt, wenn er nicht durch sein aufdringliches Wesen und seine fortwährenden Invectiven längst alle Sympathien verscherzt hätte. Aeußerlich mag er ein bewegtes Leben geführt haben, innerlich ist er stets der gleiche geblieben. Als er vor einem Menschenalter als junger Bonner Privatdocent die „Posaune des jüngsten Gerichtes" gegen die Theologen erschallen ließ, arbeitete er nach demselben Recepte, welches auch seiner letzten Schrift zu Grunde liegt. Einige Brocken abgestandener Speculation, zahlreiche aus dem Zusammenhang gerissene Citate aus den mannichfachsten Büchern und endlich als Würze grobe persönliche Angriffe auf Männer, welche zufällig anderer Ansicht sind als Herr Bruno Bauer, diese Bestandtheile werden auch in dem vorliegenden Buche nach alter Vorschrift gemischt, um zu beweisen, daß Bismarck die reine Cäsarenwirthschaft treibt, daß die Franzosen die besseren Menschen sind, wir armen Deutschen dagegen dem tiefsten Verfalle entgegeneilen und zwar mit Fug und Recht, weil wir Bruno Bauer weder zum religiösen Leitstern noch zum politischen Führer erkoren haben und überhaupt eine Reihe der häßlichsten Eigenschaften besitzen, und daß endlich unsere besten Gelehrten und Schriftsteller theils byzantinische Speichellecker sind, theils unreife Knaben, welche am besten thäten, bei Bruno Bauer nochmals in die Schule zu gehen. Doch nein. Deutschland beherbergt, zu seinem Troste sei gesagt, neben Bruno Bauer noch einen zweiten großen Mann, welcher uns über „das Geschichtsleben, über die Charaktere der Völker, über die Seele der alten und neueren Literaturen" belehren könnte. Dieser „deutsche Montagne,

Digitized by Google

Pascal und Diderot" ist — Herr Friedrich Nietzsche. Wer sich über den Mann und dessen „hohen Standpunkt" näher orientiren will, mag die dem Buche Bauer's angehängte Reclame des Verlegers nachlesen. Zum Schlusse giebt uns Bruno Bauer den Rath, uns nicht zu überheben, nicht Gutes von unserer Zukunft zu glauben, fein bescheiden aufzutreten, unserer Niederträchtigkeit eingedenk zu bleiben, und den Anton Reiser von Moritz fleißig zu lesen, welcher den Werther eines gewissen Goethe weit überragt. Auch die Lectüre von Friedrich Schulzens Gemälde von Warschau könnte uns nicht schaden und uns zeigen, wie ein vollendetes Literaturwerk aussieht. Wie wäre es, wenn Bruno Bauer, der uns so eindringlich zur Demuth und Bescheidenheit mahnt, mit gutem Beispiele voranginge und, ehe er geschichtsphilosophische Betrachtungen schreibt, zuerst Geschichte studirte. Er würde dann sehen, daß nichts wohlfeiler, aber auch nichts schiefer sei als solche oberflächliche historische Parallelen. Sie treffen immer zu, wenn man die Hälfte der Eigenthümlichkeiten eines Zeitalters ausstreicht und die andere Hälfte platt drückt.

Mitten im Texte stößt man auf die Anmerkung, daß beinahe das ganze Buch nichts ist als der einfache Abdruck einer Reihe von Artikeln, welche Bruno Bauer in einem obscuren norddeutschen Blättchen bereits vor einiger Zeit publicirt hat. Wenn doch diese Notiz auf dem Titelblatte zu lesen wäre. Wir tragen diese Versäumniß nach und hoffen dadurch noch Einzelne, welche falsche Wißbegierde nach dem Buche zu greifen verleiten könnte, vor diesem Trübsale zu bewahren und ihnen eine langweilige Stunde zu ersparen. —r.

Lays of Ind by Aliph Cheem. Calcutta, Thacker, Spink and Co. 1879. — Es ist das Leben und Treiben der Engländer in Indien, welches diese „Lieder" besingen. Der Leser wird vorzugsweise in die Kreise jener britischen Regimenter eingeführt, welche das Mutterland für volle zwölf Jahre verlassen und nach Ablauf dieser Frist oft nur mit der Hälfte der Mannschaft, die hinausgezogen, heimkehren. In der Zwischenzeit freilich sucht Jeder dem fremden Lande die besten Reize abzugewinnen. Die verschiedenartigsten Typen der militärischen und Beamtenwelt treten uns sehr anschaulich meist in humoristischem Gewande entgegen. Wir gewinnen Einblicke in die gesellschaftlichen Freuden dieser verpflanzten kleinen Nation, welche ihr heimisches Wesen mit allerhand orientalischem Beiwerke umgiebt. Ueberaus ergötzlich sind die Schilderungen aus den Officier-Messen und den Clubs. Eigenthümliche Jagdgeschichten und Schnurren müssen die Einförmigkeit des Daseins erheitern. Auch allerhand nicht unbedenkliche Liebeshändel im Innern der Colonie sind anscheinend nach dem Leben dargestellt. Charakteristische Figuren sind der hindostanische Sprachlehrer, die Heiligen (Fakir) und der elegante europäisirte Hindu, sowie die verschiedenartigen einheimischen Diener. Auch die Satyre auf die innere Unwahrheit der englischen Herrschaft in Indien fehlt nicht. Zwei Beamte der Civilverwaltung treten als die beiden Auguren auf, welche sich unter vier Augen eingestehen, daß alle idealistischen Phrasen über die Erziehung des einheimischen Volkes zur Selbstbestimmung Schwindel sind. Auch sagt der Eine:

Wir heischen: „Hütet Euch vor Rum!"
Und strafen sie fürs Trinken;
Doch beten: wachse Opium!
Das schafft uns Gold — im Winken.

Digitized by Google

Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des großen Generalstabes. Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europas und seiner Colonien. Zehnter Jahrgang. Berlin, J. S. Mitler & Sohn. 1880. — Wie häufig bleibt massenhafter Stoff, der in consequenter Tradition durch eine staatliche Behörde gesammelt wird, für weitere Kreise nutzlos und dient nur dazu, die Acten zu schwellen. Neben die kriegsgeschichtlichen Veröffentlichungen des preußischen Generalstabes reiht sich indeß nunmehr schon seit zehn Jahren die Sammlung von „Quellennachweisen, Auszügen und Besprechungen zur laufenden Orientirung", welche den unschönen und grammatikalisch nur schwer zu rechtfertigenden Namen Registrande trägt. Wie die geschichtlichen Schriften, so erscheint auch die vorliegende stets unter der vornehmen Anonymität, welche sich mit der Firma des Amtes deckt. Wir erkennen leicht aus der Uebersicht des Inhaltes, welche wohlgeordnete und gegliederte Sammelthätigkeit allein im Stande ist, ein so vollständiges Werk aufzurichten. Es ist eine erstaunliche Maße fesselnden Materials, welches in demselben zur Charakterisirung der jetzigen Verhältnisse Europas und seiner Colonien angeführt wird.

Im einleitenden Theile finden wir folgende Hauptglieder: die geographischen Wissenschaften und ihr Fortschritt, Anthropologie, Staats- und Völkerrecht, Statistik und Volkswirthschaft, Weltverkehr, Kriegswesen. Es folgen im besondern Theile die einzelnen Länder und Reiche unter entsprechender Anordnung des Stoffes nach Gattung und territorialen Unterabtheilungen. Der Text giebt im Allgemeinen nur die Titel der Werke, beziehentlich die Stelle, wo die einschlagenden Monographien sich in Zeitschriften zerstreut finden. Gerade die Aufzeichnung der Veröffentlichungen der letzteren Art vermag Dienste zu leisten, wie kein anderer Katalog. Bei Arbeiten, deren Wesen durch ihre Ueberschrift noch nicht genügend gekennzeichnet ist, sind erschöpfende Mittheilungen beigegeben. Wichtigere Sachen sind im Auszuge niedergelegt. Eine große Anzahl von Kapiteln ist in eigenen Abhandlungen gearbeitet, welche den gegenwärtigen Stand der Dinge scharf kennzeichnen. Von großem Werthe sind die auf directen officiellen Mittheilungen beruhenden Angaben über die Landesvermessungen, die Nachrichten über das Verkehrswesen und die Wehrverhältnisse der einzelnen Staaten. Eine Kartenbeilage veranschaulicht diesmal die Vielgestaltung und Vielzerspaltung der augenblicklich in Deutschland und dessen Nachbarländern vorhandenen Generalstabskarten. Es geht daraus hervor, welchen Werth die jetzt begonnene Zusammenlegung und Neuaufnahme einer Karte des deutschen Reiches im einheitlichen Maßstabe von 1 : 100 000 besitzen wird.

Die „Registrande" hat sich aus kleinem Anfange, als Beilage des Militär-Wochenblattes, zum selbständigen Werke bedeutenden Umfanges (596 Seiten Octav) entwickelt, trotzdem das Bestreben des Zusammendrängens des Textes unverkennbar ist.

Dies so außerordentlich werthvolle und nützliche Werk ist in weiteren Kreisen anscheinend nicht völlig gekannt und vermuthlich sucht Mancher mühsam Aufklärung und Ueberblick in Bibliotheken, welche zuvörderst durch Nachschlagen der Registrande leicht gewonnen würde.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 30. September 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 41.

Inhalt:

	Seite
Herr Alexander Ecker über Oken und Goethe	537
Die neuesten Forschungen über Religionswissenschaft. I. Von F. Spiegel	546
Das Schulbücherwesen und der Staat	560
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Der Wirrwarr im Orient	569
Aus Baden. Rückblick und Umschau	571
Literatur:	
H. Bulthaupt, Das Münchener Gesammtgastspiel	576

Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by

Herr Alexander Ecker über Oken und Goethe.*)

Einsender gehört nicht zur stillen und nicht zur lauten Goethe-Gemeinde, nicht zu einer monistischen oder dualistischen Gelehrtenzunft, nicht zu einer aristokratischen oder demokratischen Partei; widmet aber seit dreißig Jahren, seit im Jahre 1851 Schäfer's eben so ruhige und unparteiische, wie liebevolle und warme Darstellung von Goethe's Leben erschien — seine Mußestunden der Goethe'schen Poesie nicht blos, sondern mehr noch dessen wissenschaftlicher Arbeit, dessen fast mit jedem Jahre neu bereichertem Briefwechsel, und findet darin das Vorbild eines bescheidenen, wie unermüdlichen Fleißes, eines edeln und fleckenlosen Charakters, welches man gerade in unseren Tagen aufs eindringlichste der Nation vor Augen stellen sollte, statt es durch Wiederholung von längst als ungerecht erkannten Angriffen zu trüben.

Doch „gegen Goethe ist Alles erlaubt" — es ist noch immer so, wie Düntzer vor Jahren klagte. Einen neuen Beweis liefert die vorliegende Schrift.

Zunächst lesen wir S. 12—14:

„Oken trat [Herbst 1807] seine Professur in Jena mit einem Programm über die Bedeutung der Schädelknochen an, das man als eine seiner bedeutendsten Leistungen bezeichnen darf. Aber diese Schrift ist auch über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus bekannt, weil Oken dadurch in einen Prioritätsstreit mit Goethe gerieth, der vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf seine späteren Schicksale war."

Dieses „vielleicht" kann den schweren, durch nichts zu beweisenden Vorwurf, welcher in den folgenden Worten ausgesprochen ist, in keiner Weise entschuldigen — abgesehen davon, daß ein Prioritätsstreit zwischen Oken und Goethe niemals stattgefunden hat. In der Oken'schen Angelegenheit ist

*) Lorenz Oken. Gedächtnißrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier, gesprochen in der zweiten Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden, den 20. September 1879. Mit Zusätzen und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel. Stuttgart, Schweizerbart. 1880.

Digitized by Google

Goethe's Rath Ein Mal erbeten und Ein Mal gegeben, aber nicht befolgt worden; die Begründung desselben stützt sich nach dem uns erhaltenen Documente (siehe unten) einzig und allein auf die raison d'Etat, mit einem Ernst und einer Kraft der Ueberzeugung, die man je nach dem politischen Standpunkte rühmen, billigen, tadeln, verdammen mag; ihr aber das Motiv der literarischen Eifersucht, wenn auch nur mit leiser Andeutung, unterzuschieben, dazu hat Niemand das Recht.

Herr Alexander Ecker fährt fort:

„Ich werde mich auf die Mittheilung einiger Thatsachen beschränken. Im August 1806 machte Oken eine Harzreise und fand hier den Schädel einer Hirschkuh, an dem ihm auf den ersten Blick die Aehnlichkeit der Schädelbasis mit der Wirbelsäule auffiel." [Die Quelle hierzu, welche Herr A. E. nicht angiebt, ist Oken's Erzählung in der „Isis" von 1818; s. Kalischer's gründliche und umfassende, mit voller Sachkenntniß und strenger Gerechtigkeit abwägende Einleitung zu Goethe's naturwissenschaftlichen Werken in der Hempel'schen Ausgabe (1877) — eine Abhandlung, welche von Herrn A. E. gar nicht erwähnt wird.] „Oken schickte sein Programm natürlich auch Goethe zu, welcher Curator der Universität war, und ‚diese Entdeckung', schreibt Oken [in der „Isis" von 1847, welche von Herrn A. E. erst viel später citirt wird], ‚hat ihm so gefallen, daß er mich einlud, in den Osterferien 1808 auf acht Tage zu ihm nach Weimar zu kommen, was ich auch gethan'. Was bei diesem Besuche gesprochen, verhandelt wurde, niemand weiß es."

Also „Thatsachen" nennt Herr A. E. die Angaben der einen von beiden Parteien, welche theils elf, theils vierzig Jahre nach dem Vorgange veröffentlicht worden sind. Die Erzählung aus dem Jahre 1818 zu bezweifeln, wäre allerdings dasselbe Unrecht, welches man (wie wir sehen werden) gegenüber von einem Goethe'schen Berichte begangen hat; sie wird jetzt überdies durch Herrn A. E.'s Schrift in merkwürdiger Weise bestätigt. Oken schreibt nämlich, wie wir aus den angehängten Briefen erfahren, an Schelling's Frau: Göttingen, 1. Juni 1806. — „Ich habe auch eine Reise vor mir — eine Reise in das Meer, freilich nicht weiter als Helgoland" —; und an Schelling selbst: Wangerooge, 27. December 1806. — „Ich wohne hier bei Vogt Amann, der mir allen möglichen Vorschub thut, um meine Absichten für die Naturgeschichte zu erreichen; ich bin über Manches belehrt worden, was ich und Andere zuvor nicht wußten. Sehen Sie einmal einen Schädel (Knochen) von einem Schafe an; Sie werden finden, daß er aus einigen ausgedehnten Wirbeln besteht, so auch der des Menschen."

Dagegen steht die Erzählung aus dem Jahre 1847 nicht auf eben so sicheren Füßen, und es ist gewiß nicht zu verwundern, wenn nach vierzig

Digitized by Google

Jahren die Erinnerung ungenau geworden. Es hat den Einsender stets befremdet, daß von jenem achttägigen Verkehre zwischen Oken und Goethe in des letzteren Werken keine Spur sich findet. Nun finden wir in den Briefen Oken's an Schelling Folgendes:

Jena, 3. Nov. 1807. — Göthe hat mich zu sich einladen lassen. Ich bange auf ihn. Ich kann es nicht wegbringen, mich als unmündig bei solchen Leuten anzusehen — u. dadurch fällt Alles zusammen.

Jena, 3. Sept. 1808. Ich habe Ihnen schon so lang nicht mehr geschrieben, daß ich nicht weiß, wie ich es verantworten soll. — Mein Umgang ist Fromann, Seebeck, Knebel u. der Geh. Hofrath Stark. — Mit Göthe bin ich noch nicht auf dem gehörigen Fuß. Es ist komisch, wie wir einander noch studiren. Wir sind wirklich in einer Schwebe gegeneinander, stutzig beide, u. doch sagt es sich noch keiner. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß wir uns noch einige Wochen ansehen — u. dann werden wir auseinander fahren. Er hat nichts dabei zu verlieren — und ich auch nicht. —

Die Antwort ist ein Brief Schelling's vom 26. November 1808, worin es heißt:

— Eines liegt mir am Herzen, das ich als Freund nicht länger verbergen kann. Es ist Ihre Art, sich auszudrücken, die Ihnen nicht allein bei den Einfältigen, sondern hie u. da auch bei den Klugen schadet. Selbst Göthe stuzt vielleicht daran; es wäre mir leid, wenn Sie mit ihm auseinanderführen; Sie würden dabei verlieren. — Hier haben Sie nun eine ganze Predigt von mir, von der ich nicht weiß, wie Sie sie aufnehmen werden; ich glaubte als Freund schuldig zu sein, Sie auf diese Seite Ihres Wesens u. Wirkens aufmerksam zu machen.

Oken schreibt nun weiter an Schelling:

Jena, 25. Januar 1809. — Mit Göthe stehe ich sehr gut seit seiner Zurückkunft. (Die letzte Zeile des Briefes. Goethe war von Mai bis September 1808 in Karlsbad gewesen.)

Jena, 3. Febr. 1809. Heute Abend ist Redoute in Weimar. Ich fahre hinüber. Es werden viele Züge vorgestellt. Göthe freut sich, daran zu organisiren. Ich bin in dem seinigen, weiß aber nicht, was man mir zugedacht hat. — Mit Göthe stehe ich jezt so gut, daß ich morgen u. übermorgen bei ihm wohnen werde. Er scheint anfangs nur nicht gewußt zu haben, wie er mich zu nehmen hat, ob ich als ein unterthäniger Diener oder als ein selbständiger Mensch mich gegen ihn stellen werde.

Jena, 24. April 1809. — Aus dem Katalog werden Sie gesehen haben, daß ich Zoologie lese. Dies geschieht auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs, u. dazu hat er mir das hiesige Museum auf dem Schlosse eingeräumt. — Dazu kommt noch eine andere Gnade des Herzogs; diese Ostern war ich auf 8 Tage in Weimar, machte dem Herzog meine Aufwartung u. sprach sehr lange mit ihm über alle mögliche Angelegenheiten der Universität. — (Im ganzen Briefe ist von Goethe nicht die Rede.)

Diese Briefstellen machen es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Goethe's Einladung vom Herbst 1807 und vom Februar 1809, sodann Oken's acht-

Digitized by Google

tägiger Aufenthalt zu Weimar an Ostern 1809 in des letzteren Erinnerung, nach vierzig Jahren, zu einem achttägigen Verkehre mit Goethe an Ostern 1808 geworden waren. Jedenfalls aber zeigen sie uns Oken als von Anfang an sehr stark gegen Goethe eingenommen, wobei noch daran erinnert werden muß — was Herr A. E. nicht thut, wohl aber Düntzer (Aus Goethe's Freundeskreise) und Kalischer, daß Oken in seinem Programm bei der Besprechung des os intermaxillare und seines Vorhandenseins am Menschen Goethe's gar nicht erwähnt. Auch die folgende Schrift Oken's: Erste Ideen zur Theorie des Lichtes, der Farben und der Wärme (Jena 1808) sieht aus wie eine Concurrenz mit Goethe. Ob er des letzteren darin Erwähnung thut? In dem Briefe an Schelling vom 25. Januar 1809 sagt er: „In meinem Lichtprogramm habe ich etwas zu hart gegen Newton gesprochen" [also Polemik gegen Newton, wie bei Goethe]; „ich werde es in Zukunft nicht mehr thun. Es hat dem Herzog so wohl gefallen, daß er mich zur Tafel einlud, und nach derselben mußte ich mit ihm bis Nachts $^1/_2$12 Uhr darüber sprechen. Eine Menge Höflinge waren dabei" [etwa auch Goethe?], „ich war aber nicht im geringsten genirt. Der Herzog hat meine Ansichten über das Licht sogleich weiter geführt und angewandt auf das Sehen und auf die Polarität in der ganzen Natur. Bei ihm stehe ich sehr in Gnaden." Erst jene Mahnung oder „Predigt" Schelling's scheint Oken zu einer Annäherung an Goethe veranlaßt zu haben.

Das gute Verhältniß war aber nicht von langer Dauer. Schon am 19. December 1809 schreibt Oken an Schelling: „Sie wissen, daß Göthe ein eitler Mensch ist, besser als ich. Er verlangt, daß man sich nach ihm modle, auch wohl, daß man sein Taglöhner sei. Der junge Prof. Voigt ist ein schwaches, läppisches Individuum; weil er sich alles gefallen läßt und selbst den Stiefelknecht macht, so hat ihn der hiesige Maj. v. Knebel, Göthe's Freund, lieb gewonnen, hat sich bei Göthe alle Mühe gegeben — für diesen Voigt. Er wurde an Schelver's Stelle Professor. — Der Herzog wünschte schon lange, daß ich Zoologie lesen möchte; verflossenen Sommer that ich es [s. oben]. Göthe mußte mir das Kabinet einräumen. Seit dieser Zeit beträgt er sich höchst sonderbar gegen mich, da er mich vorher sogar in sein Haus aufgenommen hatte [bei jener Redoute im Februar]. — Endlich hat Göthe sogar ausgestreut, ich hätte das Kabinet nicht in der alten Ordnung gelassen. Eine grobe Lüge (!), entsprungen daraus, daß der Schloßvogt einige Stücke etwas verstellt hat — die aber nie an der ordentlichen Stelle standen. — Die Benützung des Kabinets war mir nur auf 1 Semester eingeräumt; wahrscheinlich hatte Göthe schon seine Absichten. Ich habe nun vor 6 Wochen wieder an Göthe um die Erlaubnis angesucht, und bin noch ohne Antwort." Ein Schelling'scher Brief findet sich nicht mehr in der vorliegenden Samm-

Digitized by Google

lung, und ein solcher von Oken an Schelling erst wieder unter dem 30. Juli 1816: „Endlich hoffe ich Ihnen vergelten zu können, was Sie als Lehrer" [wohl in Würzburg — Herr A. E. spricht nicht davon], Gönner und Freund gethan; ich hoffe, das Trübe werde sich verziehen, was scheint vorgezogen zu sein."

Doch zurück zu Herrn A. E. Derselbe fährt fort (S. 13):

„Erst 1824" [richtiger 1820, 1823, 1824] „betont Goethe sein Prioritätsrecht, indem er mittheilt, daß er schon 1791 [1790] am Lido in Venedig an einem Schöpsenkopf, den er aus dem Sand aufhob, die Zusammensetzung des Schädels aus Wirbeln erkannte, und bemerkt dabei, daß im Jahre 1807 diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publikum gesprungen sei. Ist nun auch heut nicht daran zu zweifeln, daß die Angabe Goethe's auf Wahrheit beruht, so ist eben so unzweifelhaft, daß Oken seine Entdeckung selbständig gemacht, und daß er es war, der diesen Gedanken begründete und in die Wissenschaft einführte."

Also „heut" — d. i. seit im Jahre 1857 der bekannte Brief aus Venedig an Herder's Gattin, von Herrn A. E. in den Zusätzen angeführt, und schon seit im Jahre 1852 ein anderer Brief aus Venedig an Frau von Kalb veröffentlicht wurde, s. Kalischer a. a. O. S. CXLVII. — also „heut" ist an der Wahrhaftigkeit Goethe's nicht zu zweifeln! Aber vor jener Zeit durfte oder mußte man zweifeln? Hat Goethe durch irgend ein Wort, irgend eine That seines langen Lebens jenes „heut" um uns verdient? Mußte Herr A. E. nicht vielmehr sagen: „War auch nie an Goethe's Wahrhaftigkeit zu zweifeln, so haben wir jetzt auch authentische Belege"? — Bei Oken selbst ist ein solcher Zweifel wohl erklärlich, aber nimmermehr entschuldbar. Man höre die „Isis" von 1847 (Herr A. E. giebt uns die folgenden Stellen nicht): „Es entstand unter den Weimaranern, welche gern alles ihrem Goethe zuschrieben, ein Gemurmel, daß diese Idee auch von ihm herrühre. Davon hörte Bojanus und brachte die Sache zur Sprache [„Isis" 1818, wovon nachher]; da bekam Göthe's Eitelkeit Muth, und er kam dreizehn Jahre nach meiner Entdeckung und sagte: er sei seit dreißig Jahren [historisch genau, 1820 weniger 30 giebt 1790] von jener Verwandtschaft überzeugt." Und an einer späteren Stelle desselben Jahrganges: Göthe habe ihm seine Entdeckung „unverschämter Weise rauben wollen". Hierzu kommt, daß das Prioritätsrecht nicht von Goethe, sondern von Oken zuerst betont wurde, in seiner Antwort auf jenen Artikel von Bojanus, welcher gefragt hatte: „Was gehört nun dem sinnvollen Forscher Goethe, der, so viel ich weiß, zuerst die Wirbelbildung im Schädel erkannt? was ist dagegen Oken's, der sich vor allen darüber aussprach und die Ansicht in das wissenschaftliche Gebiet einführte?"

Digitized by Google

(„Isis" 1818). Oken's Antwort schließt: „Dies ist die Geschichte meiner Schädelknochen. Mögen nun Andere die der ihrigen erzählen!" Auch hiervon erfahren wir nichts durch Herrn A. E. Die „Anderen", d. h. Goethe, antwortete im Jahre 1819 (erschienen 1820) mit Veröffentlichung des Aufsatzes über den Zwischenknochen (von 1784) und der Einleitung in die vergleichende Anatomie (von 1795), in den Nachträgen hinzufügend: „Ich bekenne gern, daß ich seit 30 Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin" — ohne jede persönliche Anspielung (diese folgte erst 1824), gewiß im Hinblick auf Oken's Lage, der eben mit Entlassung bedroht war oder sie kurz vorher erhalten hattte. Schon in jener „Einleitung" von 1795, welche den Brüdern Humboldt vorgetragen worden war, findet sich unter VIII die Stelle:

Vertebrae colli:

Atlas, besonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.

Epistropheus u. s. w.

Selbst Kalischer macht, so viel wir sehen, auf diesen wichtigen Umstand nicht aufmerksam.

Herr A. E. fährt fort:

„Jedenfalls haben übereifrige Verehrer Goethe's sehr Unrecht gethan, Oken des Plagiats zu beschuldigen, und es ist ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich seinerseits entrüstet über Goethe aussprach."

Diese Verehrer sind ein Anonymus in der „Allg. Z." von 1836, und — Hegel in den „Vorlesungen über Naturphilosophie" von 1842 und (2. Aufl.) 1847 (ist diese unbegreifliche Stelle aus Hegel's eigenen Heften oder aus einer Nachschrift geflossen? findet sie sich in einem oder in mehreren Heften? Es wäre gewiß der Mühe werth, wenn von Berlin aus Aufschluß hierüber gegeben würde.) Nun aber: weil vier und zehn (fünfzehn) Jahre nach Goethe's Tode Oken von Verehrern desselben des Plagiats beschuldigt wurde, ist es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich entrüstet über Goethe selbst aussprach?! Entrüstet, d. h. so, wie wir oben gesehen, und dann noch in den Worten, welche auch Herr A. E. citirt: „Goethe war es, der den Großherzog Karl August gegen mich aufstiftete und die Mishandlung hervorrief, die mir in Weimar zutheil wurde."

„Ist diese späte Anklage allerdings zu bedauern," fügt Herr A. E. (S. 28) hinzu, „so ist sie andrerseits aber auch wieder zu entschuldigen; denn sein Schweigen über sein Verhältniß zu Goethe zu brechen, wurde er in der That provocirt durch übereifrige Verehrer Goethe's, die" ꝛc.

Digitized by Goog

Nein, nein — eine solche Sprache, wie die in der „Isis" von 1847, ist nicht und niemals zu entschuldigen! Es ist vielmehr zu sagen mit Kalischer: Oken entblödete sich nicht, auf Goethe solche Schmähungen zu häufen, dessen Ehre mit so unwürdigen Verdächtigungen anzutasten, die er selbst so derb zurückgewiesen. Oder mit den Worten eines Nicht-Deutschen, welche Herr A. E. (S. 58) selbst citirt, jedoch nur wegen des Begriffes der Priorität: I have united the names of Goethe and of Oken as the originators of the hypothesis of the vertebral structure of the skull, to aid in redeeming a great name from undeserved obloquy, though the claim of the one to priority lapsed through lack of publication (Huxly, Elements of comparative anatomy, 1864). Ja, redeem, erlösen von unverdienter Schmähung — ist das Wort. Goethe's Manen, die auf Erlösung harren! Herr A. E. aber hat in Erdmann's „Geschichte der Philosophie" die Stelle aufgelesen: „Leider ist Goethe, als sein Name gebraucht wurde, um Oken dieser seiner glanzvollsten Entdeckung zu berauben, dem nicht so entgegengetreten, wie es wünschenswerth wäre", und findet diese gedankenlose Bemerkung „sehr richtig". Also im Jahre 1836, im Jahre 1847, aus dem Reiche der Schatten, hätte Goethe sollen für Oken Zeugniß ablegen?

Die von Juli 1816 (Gründung der „Isis") bis zum 7. Juni 1819 (Entlassung Oken's) spielende Tragödie wird S. 18—28 erzählt; dann heißt es:

„Es ist schmerzlich, daran erinnern zu müssen, daß in dieser Zeit unser großer Goethe das Amt eines weimarischen Staatsministers bekleidete, und daß er es war, der seinem Fürsten den gewaltsamsten, mit der verbürgten Preßfreiheit nicht zu vereinbarenden Weg vorschlug, den der Unterdrückung des Blattes. Karl August jedoch ging hierauf nicht ein und es erfolgte eine bloße Verwarnung. Ob und welchen Antheil Goethe an den später gegen Oken ergriffenen Maßregeln gehabt hat, diese Frage vermögen wir nicht zu beantworten."

Ferner in den Zusätzen (S. 82):

„In Folge der über die Verfassung erschienenen Artikel berieth die Landesdirection die zu ergreifenden Maßregeln. Der Großherzog ließ die Acten Goethe zustellen und forderte ein Gutachten von ihm. Goethe führte zwar den Titel Staatsminister und bezog den Ministergehalt von 3000 Thlr., gehörte aber nicht zum wirklichen Staatsministerium. Unter seiner Aufsicht standen außer dem Theater alle unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft."

Die Erwähnung des Gehaltes an dieser Stelle muß wohl bei jedem Leser den Gegensatz zwischen hoher Besoldung und Sinekure wach rufen.

Digitized by Google

Wir nehmen an, Herr A. E. habe unbewußt dieſe höchſt mißverſtändliche Wendung genommen; ſonſt müßten wir uns Gewalt anthun, um ihr nicht den uns gerecht dünkenden Namen zu geben. Weiß Herr A. E., was Goethe für das Theater in Weimar, für die Univerſität Jena gethan hat?

Nun folgt in den Zuſätzen Goethe's Gutachten vom 5. October 1816 (es waren elf Nummern der „Iſis" ausgegeben), theils wörtlich, theils inhaltlich. Goethe's Charakter, perſönlich wohlwollend und amtlich energiſch, leuchtet in Flammenzügen daraus hervor.

„Ew. K. H. Befehl ſchnell und genau auszuführen, hab' ich jederzeit für meine erſte Pflicht gehalten, nur diesmal, geſtehe ich, überfiel mich ein Zaudern." Man ſieht, wie ungern Goethe ſich in die Sache miſcht, wie nur die niemals erſchütterte Freundſchaft mit ſeinem Fürſten das Widerſtreben überwindet. Goethe kommt dann zu der Anſicht, daß es das Klügſte geweſen wäre, „ſogleich beim Erſcheinen der Ankündigung von Polizei wegen das Blatt zu verbieten, wie denn dieſer Behörde ohne Frage in einem ſolchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zuſteht." *)

Was die Citation Oken's zu einem Vorhalt betreffe, ſo könne ein ſolcher etwa von einem Präſidenten gegenüber Subalternbeamten gemacht werden, es gezieme ſich aber nicht, Oken, der ein Mann von Geiſt, von Kenntniſſen, von Verdienſt ſei, wie einen Schulknaben herunterzumachen. Was ſagt denn Herr A. E. zu dieſer Stelle? Nichts. Das iſt alſo jener Goethe, „mit welchem Oken in einen Prioritätsſtreit gerieth, der vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf ſeine ſpäteren Schickſale war".

Auch von einer Bedrohung mit dem Verbot räth Goethe ab. „Das

*) Politiſch anſtößig, nach den Begriffen jener Zeit, konnte in der Ankündigung die Stelle über die Geſchichte ſein, von der es heißt: „ſie ſchreitet daher als ein ſchauerlicher Rieſe über Strom und Felſen, über loco sigilli und Schlagbäume, lachend über ſolche Anſtalten, welche Geiſt und Sinn fangen wollen und im Fang überburzeln" u. ſ. w. Man denkt aber bei dem ſummariſchen Urtheile Goethe's wohl eher an die von Herrn A. Ecker nur in milderndem Auszuge angeführten Stellen, worin Oken unter Pochen auf die garantirte Preßfreiheit Alles, geradezu Alles in ſeine Zeitſchrift einlädt, ſelbſt Unſinn und Petulanz, Lüge und Verläumdung nicht ausſchließend. „Alles iſt gut, und alles muß zugelaſſen werden. Das Publikum oder die Gemeinde muß den Sinn wie den Unſinn der Zeit, die Würde wie die Petulanz kennen lernen. — Da unſer Unternehmen einen freien Verkehr und Streit beabſichtiget, wir auch nicht gemeynt ſind, derbe Schreibarten in artige umzuwandeln, vielmehr wollen, daß alle Formen, welche deutſcher Art ſind, hier zur Schau ſtehen; ſo verlangen wir, daß jede litterariſche Beleidigung nicht anders als auf litterariſchem Wege gerächt werde. Litterariſche Streitigkeiten, wären es auch Grobheiten, ja ſelbſt Lügen und Verläumdungen müſſen nie als bürgerliche betrachtet, und vor den bürgerlichen Richter geſchleppt werden, der einem geſchriebenen Wort immer einen höheren Werth beilegt als es wirklich hat. — Wer die bürgerliche Obrigkeit herbeizieht, um die Aeußerungen ſeines Geiſtes zu retten, iſt ein erbärmlicher Wicht, der nicht in den Staat der Gelehrſamkeit eingreifen muß."

Digitized by Google

Blatt soll mäßiger, bescheidener werden? Isis soll nicht mehr Isis, Oken nicht mehr Oken sein? Es umfaßt encyklopädisch alles Denkbare und sogar das, was er scheinbar ausschließt, nimmt er beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß" u. s. f. — Schon die zweite Nummer enthielt neben dem Bild einer Wage folgende Stelle: „Ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien [die „Jenaer Literaturzeitung" hatte im Jahre 1803 für die weimarischen Lande das Privilegium als kritisch literarisches Tageblatt erhalten] und willkürliche Deutung derselben als Fratze verspottet werden wird, soll der Fortgang der Iris lehren." Die dritte Nummer brachte eine Vignette mit Eselsköpfen neben den Namen der Rostocker Universitätsprofessoren, welche im Jahre 1811 ihr Gutachten gegen die Berufung Oken's an diese Universität abgegeben hatten.

Am wenigsten ist Goethe mit dem Rechtsweg einverstanden. „Wenn er nun vor Gericht erwidert, es könne Niemand der Wahrheit wegen bestraft werden, er getraue sich alles darzuthun? Wer hindert ihn, die Blößen der Rostocker Facultät, an denen es nicht fehlen mag, ans Licht zu schleppen? Wer hindert ihn, die 23 Punkte gegen die weimarische Verfassung (in Nr. 11) zu commentiren?" Kann man, fragen wir, über einen politischen Gegner unbefangener sich äußern? Offenbar hält Goethe die Wahrheit der Oken'schen Aufstellungen für recht wohl möglich, er ist aber der Ansicht, die Wahrheit dürfe nicht unter allen Umständen ans Licht treten. Und nach dieser Ansicht ist zu allen Zeiten, unter allen Regierungsformen, aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt gehandelt worden.

Goethe räth nun: „Die versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden. Man fürchte sich nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; mit dem Verbot wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben." — Der kalte Brand ist nicht ausgeblieben. Entweder mußte Goethe's Rath befolgt oder volle Freiheit gelassen werden. Den Modus der Unterdrückung betreffend, räth Goethe, „Oken ganz und gar zu ignoriren und sich an den Buchdrucker zu halten."

Herr A. E. wagt zu dem Gutachten die Bemerkung: „Aus dem Mitgetheilten geht jedenfalls so viel hervor, daß Oken so Unrecht nicht hatte, wenn er Goethe eines wesentlichen Antheiles an dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren beschuldigte."

Jedenfalls? Eines wesentlichen Antheiles?

Wir sind überzeugt — Goethe's Sprache kann auf den Unbefangenen kaum einen andern Eindruck machen — daß Goethe die später ergriffenen Maßregeln nicht nur nicht beeinflußt, sondern tief beklagt hat.

Digitized by Google

Seine Abſicht war geweſen, die Sache der Zeitſchrift von der des akademiſchen Lehrers zu trennen. Das Blatt ſollte aufhören, das ja, wie leicht vorauszuſehen war, dem kleinen Lande nothwendig Verlegenheiten ſchaffen mußte; Oken ſelbſt ſollte gar nicht genannt werden, ganz aus dem Spiele bleiben, ſeine Lehrthätigkeit der Univerſität erhalten werden. Es kam anders, eben deshalb, weil man Goethe's Rath *nicht* befolgt hat.

Wenn endlich Herr A. E. uns Oken und ſein Verhalten dadurch ſympathiſch zu machen ſucht, daß er aus deſſen Schrift: „Neues Frankreich, neues Deutſchland" (1814) eine deutſchnationale Geſinnung im heutigen Sinne ableitet, ſo — überkommt uns ein Lächeln. „Viele ſeiner Forderungen ſind durch den glorreichen Krieg von 1870 erfüllt. Wir haben Elſaß-Lothringen; Belfort läßt auch Oken den Franzoſen. Wir haben Kaiſer und Reich. Freilich war Oken's Kaiſer der Oeſterreichs, und war es noch 1848.*) Trotzdem bin ich ſicher, daß, hätte er 1866 und 1870 erlebt, er einer der Reichstreueſten wäre." Nun, wer das glauben kann, der mag es thun; „jedenfalls" aber hat der Proceß „Goethe versus Oken, Oken versus Goethe" nichts mit der nationalliberalen Reichstreue zu ſchaffen.

Wir ſtellen nur noch die Frage: Hat ſich gegen die Worte des Herrn A. E., wie ſie oben auf S. 12—14 ſeiner Rede abgedruckt ſtehen, in jener Sitzung der deutſchen Naturforſcher zu Baden-Baden keine Stimme erhoben? Wenn keine — Schande über Deutſchland.

Die neueſten Forſchungen über Religionswiſſenſchaft.

I.**)

Wenn die eben neu erblühende Religionswiſſenſchaft mit der Sprachwiſſenſchaft im innigſten Zuſammenhange zu ſtehen pflegt, ſo iſt es nicht

*) An Welcker ſchrieb Oken aus Zürich, den 1. Januar 1849: „Es ſind offenbar nur Leidenſchaften, Intereſſen und Eitelkeiten, welche toben, und keineswegs der Streit vernünftiger Gründe: denn es kann unmöglich darüber ein Zweifel beſtehen, wer Kaiſer werden ſoll. Augenſcheinlich nur derjenige, welcher es ſeit faſt ſechshundert Jahren geweſen iſt, ein Habsburger. — Kein Habsburg hat überdies je Deutſchland verrathen und Stücke davon an die Fremden verkauft." In demſelben Sinne hatte er am 16. December 1848 an Heinrich von Gagern geſchrieben.

**) 1. Apologie des Chriſtenthumes vom Standpunkte der Sittenlehre. Durch Fr. A. M. Weiß O. Pr. Zweiter Band. Humanität und Humanismus. Freiburg 1879.

2. Heidenthum und Offenbarung. Religionsgeſchichtliche Studien von Dr. E. L. Fiſcher. Mainz 1878.

3. Eſſays zur allgemeinen Religionswiſſenſchaft. Von B. von Strauß und Torney. Heidelberg 1879.

4. Vorleſungen über den Urſprung und die Entwickelung der Religion, mit beſonderer Rückſicht auf die Religionen des alten Indiens. Von F. Max Müller. Straßburg 1880.

Digitized by Google

ſchwer, die Gründe für dieſe enge Verbindung zu begreifen. Religion wie die Sprache gehört zu den erſten Aeußerungen des erwachenden Menſchengeiſtes und es liegt nahe, eine von allem Anfange an beſtehende Wechſelwirkung zu vermuthen. Dieſelbe Methode hat ſich in beiden Wiſſenſchaften als fruchtbringend erwieſen: wie die Sprachwiſſenſchaft das Vorurtheil aufgeben mußte, als ſeien nur die Sprachen der Culturvölker ein würdiger Gegenſtand der Forſchung, und vielmehr alle menſchlichen Sprachen in den Kreis ihrer Unterſuchung zog, ſo kann man von einer wiſſenſchaftlich begründeten Erforſchung der Religion erſt reden, ſeitdem man es nicht mehr verſchmäht, den Aeußerungen derſelben auch bei ſolchen Völkern nachzugehen, welche auf der unterſten Stufe der Cultur ſtehen. Was auch in dieſer Hinſicht in den letzten Jahren geſchehen iſt, wir ſind doch immer noch weit von dem Ziele entfernt, welches die allgemeine Religionswiſſenſchaft ſich ſtecken muß. Auch die älteſte Religion, auf die wir zurückgehen können, trennt noch eine weite Kluft von dem Anfange aller Religion und nöthigt zu Vorausſetzungen, bei welchen der perſönliche theologiſche und philoſophiſche Standpunkt der einzelnen Forſcher ein Recht hat ſich geltend zu machen. Die vielfach individuellen Anſichten laſſen ſich deutlich auf zwei Grundanſchauungen zurückführen; mit Rückſicht auf dieſe ordnen wir die Werke, mit deren Inhalt wir unſere Leſer bekannt machen wollen, indem wir uns zunächſt jedes Urtheiles enthalten und erſt zuletzt unſern eigenen Standpunkt darlegen werden.

Wenn wir die genannten Schriften als den rechten Flügel der Forſchungen über Religionsgeſchichte bezeichnen wollen, ſo ſteht der Verfaſſer von Nr. 1 gewiß auf der äußerſten Rechten. Wie der Titel ſagt, iſt es der zweite Band eines größeren Werkes, das eine Apologie des Chriſtenthumes enthalten ſoll, der Inhalt des erſten Bandes gehört aber nur inſofern dem Gegenſtande an, der uns beſchäftigt, als wir aus demſelben lernen können, wie der Verfaſſer die Ausdrücke Humanität und Humanismus gefaßt wiſſen will. Humanität iſt ihm der Zuſtand des Menſchen wie er ſein ſollte, wenn er die Aufgabe erfüllen will, die ihm geſtellt iſt, welches dieſe ſei wird eben im erſten Bande gelehrt; dagegen iſt Humanismus der Zuſtand des Menſchen wie er iſt, oder, wie es kurz ausgedrückt wird: Humanität iſt die geſunde, Humanismus die kranke, gefallene Natur. Von den beiden Wahrnehmungen, die wir in mehreren alten Mythologien ausgedrückt finden, daß das Menſchengeſchlecht ſeit ſeinem Beſtehen von Jahrhundert zu Jahrhundert zwar an Kenntniſſen zugenommen habe, aber mit der Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe eher ſchlechter als beſſer geworden ſei, berückſichtigt der Verfaſſer nur die letztere. Die Welt iſt ihm ein großes Krankenhaus, der normale, ſpäter geſtörte Zuſtand des Menſchen iſt an den Anfang ſeines Beſtehens zu ſetzen, Zeugniß von dieſem ehemaligen normalen Zuſtande geben in den heidniſchen

Digitized by Google

Mythologien noch die Sagen von einem glücklichen Zustande des Menschen vor dem jetzigen, der nur eine Strafe sein soll für Sünden, die man in einer früheren Existenz begangen hat. Die Sagen von einem verlorenen Paradiese bei den Eraniern, vom Elysium, der Insel Atalantis ꝛc. finden dadurch ihre Erklärung, ein besonderer Nachdruck wird aber auf die Sage von den vier Weltaltern gelegt und überhaupt Alles sorgfältig gesammelt, was auf einen Fall des Menschengeschlechtes hinweist; auch den Griechen wird diese Ansicht zugeschrieben, doch findet sie der Verfasser weniger in der Sage von Prometheus und Pandora, als in der pessimistischen Ansicht der Alten überhaupt, nach der das irdische Leben eine Last und Strafe sei. Ein weiterer Beweis wird in der Lehre von der Seelenwanderung gefunden, die nur ein Versuch sein soll, die Schuld, von welcher das menschliche Elend stammt, möglichst von sich zu entfernen und in eine Zeit zu versetzen, die über alle Berechnung hinaus liegt; die Lehre von der Seelenwanderung ist nur eine Entstellung der Lehre von dem Sündenfalle. Dieselbe Verschiedenheit, welche den Zustand des normalen Menschen von dem jetzigen scheidet, finden wir auch in der Religion wieder. Eine unendliche Kluft scheidet die Offenbarung von den heidnischen Religionen, die letzteren sind bloßes Menschenwerk und können mit der ersteren nur insofern verglichen werden, als nachgewiesen werden soll, daß der Humanismus die Erinnerung an die früheren Zustände nicht gänzlich verloren, sondern in verzerrter Gestalt bewahrt hat. Unserm Verfasser steht es fest, daß man auch mit dem bloßen menschlichen Verstande einsehen muß, daß Monotheismus die ursprünglichste Religionsform war, er äußert daher großen Unwillen gegen diejenigen, welche den Polytheismus oder gar den Fetischismus als die ursprünglichste Religionsform ansehen. So muß denn auch der Ansicht widersprochen werden, daß das Verlangen nach persönlichen Vortheilen das Gebet in seiner ältesten Gestalt veranlaßt habe, vielmehr ist die älteste Gottesverehrung gerade die reinste und erst später entartet dieselbe. Aber wenn auch Monotheismus die älteste Form aller heidnischen Religion ist, so ist dieser Monotheismus weder der rechte noch mit den biblischen Lehren identisch, denn die älteste heidnische Gottesform ist der Himmel, also bereits ein sinnliches Object, die Menschen waren demnach nicht mehr fähig, den Gedanken eines reinen Geistes zu fassen. Mit diesem Schritte war bereits eine verhängnißvolle Bahn betreten, ein Proceß eingeleitet, von dem sich kein Ende absehen ließ. Es entstand zunächst der Kathenotheismus, das ist ein getrübter Monotheismus, der Zustand, wo Monotheismus und Polytheismus mit einander kämpfen. Ein weiteres Sinken der Religion wurde veranlaßt durch die Sitte, die Gottheit bildlich darzustellen; nach den Aeußerungen der Alten glaubt der Verfasser annehmen zu sollen, daß die Erfindung von den Aegyptern ausgegangen sei, aber die Aegypter stellten ihre

Digitized by Google

Götter nur ſymboliſch in Thierleibern dar, höchſtens mit einem Menſchenkopfe verſehen, erſt die Griechen wählten Menſchengeſtalt für ihre Götter, ihre Religion iſt alſo reiner Anthropomorphismus, was natürlich eine weitere Stufe des Verfalles iſt; die tiefſte Stufe erreicht dieſer Verfall im Pantheismus, der Atheismus kommt nur vereinzelt vor und verdient keine weitere Berückſichtigung. Der Dualismus erhält ſeine Stellung zwiſchen Kathenotheismus und Polytheismus, er iſt wahrſcheinlich als eine Reaction gegen die ſchlimmſte Art des Polytheismus anzuſehen, alſo ein Zurücktreten auf eine freilich nur beziehungsweiſe höhere Stufe. Auch über die Opfer hat der Verfaſſer ſeine eigenthümliche Anſicht. Der bekannte Gebrauch blutiger Opfer, ſogar Menſchenopfer, im Alterthume wird nicht geleugnet, vielmehr ausführlich nachgewieſen, es verſteht ſich aber, daß nach den Grundanſchauungen des Verfaſſers ein ſo barbariſcher Gebrauch nicht urſprünglich ſein kann. Er ſieht in den Menſchenopfern nur ein verzweifeltes Bedürfniß des Heidenthumes, eine tief gefühlte Nothwendigkeit, daß Gott verſöhnt werden müſſe. Er iſt auch weit entfernt, in der ſpäteren Abſchaffung dieſer Opfer einen Fortſchritt zu ſehen, er erklärt vielmehr die Milderung der Opfer für eine Erkaltung des religiöſen Gefühles, ein Fortſchreiten des Egoismus.

Das zweite der genannten Werke iſt der Zeit nach früher als das eben beſprochene, wir haben ihm aber die zweite Stelle angewieſen, weil es einen etwas enger begrenzten Geſichtspunkt, aber in ähnlicher Weiſe, verfolgt. Ueber den Zweck des Buches ſpricht ſich der Verfaſſer gleich am Anfange klar aus: die eine Seite ſeiner Aufgabe bezeichnet er als eine dogmatiſche, indem er darthun will, daß die religiöſen Grundideen in der älteſten Zeit mehr oder weniger ein Gemeingut der Völker waren, die dann im Chriſtenthume ihre Läuterung und Verklärung fanden. Die zweite Aufgabe iſt eine hiſtoriſche: es ſollen die Züge zuſammengeſtellt und zu einem Bilde verbunden werden, an welchen die neuere Forſchung nachgewieſen hat, daß die Anſichten der älteſten Culturvölker der Erde über die Urgeſchichte der Welt und Menſchheit mit den Lehren der Offenbarung übereinſtimmen. Gelingt dies, ſo iſt gezeigt 1) daß die religiöſen Ueberlieferungen des Judenthumes hinſichtlich der Schöpfung, des Paradieſes, der Sintflut ꝛc. nicht vereinzelt ſtehen, ſondern von den Traditionen anderer Völker beſtätigt werden, was ihren Werth weſentlich erhöhen dürfte, und 2) daß nicht allein das Judenthum, ſondern auch das Heidenthum eine Vorſtufe des Chriſtenthumes ſei, endlich 3) erhält das letztere dadurch eine univerſelle, menſchheitliche Unterlage. Bei dieſer Stellung der Aufgabe beſchränkt ſich unſer Buch auf die vergleichende Religionsgeſchichte, Unterſuchungen über die Entſtehung der Religion und die älteſte Form derſelben fallen weg und der Verfaſſer beginnt gleich mit demjenigen Volke, welches ihm das älteſte zu ſein ſcheint, mit den Indern. Es

Digitized by Google

werden bei den Indern zwei Perioden unterſchieden: die ariſche, in welcher Inder und Erânier zuſammen waren und einen einzigen Gott verehrten, dem bei den Indern Varuna, bei den Erâniern Ahuramazda entſpricht und der an Erhabenheit alle übrigen Götter weit übertrifft. Unter dieſen ſtehen ihm die indiſchen Adityas am nächſten, welche wieder den Ameſchaſpentas der Erânier entſprechen ſollen, ſie werden als reine, geiſtige Lichtweſen aufgefaßt und gleichen den Engeln der Bibel. Varuna iſt der Schöpfer des Himmels und der Erde, er erſcheint nicht blos im Leben der Natur als der höchſte Lenker, ſondern auch im Verhältniſſe zum Menſchen, denn er hat eben ſo das Sittengeſetz begründet wie die Naturgeſetze, er hat den Menſchen den Weg des Lebens vorgeſchrieben, auf dem ſie ſündlos nach ſeinen Vorſchriften wandeln können; Varuna iſt alſo in ontologiſcher, phyſikaliſcher und ethiſcher Beziehung der höchſte, ja der einzige Gott Altindiens. Die zweite, ſpeciell indiſche Periode zeigt uns die Entartung der früheren mehr monotheiſtiſchen Religion in einen Cultus von Naturgottheiten, Varuna wird verdrängt von Indra und ſeinen Genoſſen (Himmel, Erde, Morgenröthe u. ſ. w.). Doch auf dieſer Stufe konnten die Inder nicht lange ſtehen bleiben, die Reflexion über den Urgrund der Dinge führte ſie wieder zu einem einzigen Gott zurück. Im Einzelnen ſucht der Verfaſſer als gemeinſam nachzuweiſen: die Idee des Mittlers, die urſprünglich dem Mitra eigen war, ſpäter aber auf Agni (das Feuer) überging, dann die Logosidee; vorgeſchichtliche Erinnerung findet er auch in den Speculationen der ſpäteren vediſchen Periode über die Weltſchöpfung, da ſie auf einen einzigen Schöpfer hinweiſen und die Welt aus dem Waſſer hervorgehen laſſen. Eine weitere Erinnerung aus der Urzeit iſt der böſe Dämon Vritra, doch bedarf der Verfaſſer hier ziemlich gewaltſamer Mittel, um eine Uebereinſtimmung mit dem Satan der Bibel herzuſtellen, ſowie bei den Indern den Glauben an die Unſterblichkeit, an die urſprüngliche Gottesgemeinſchaft der Menſchen mit darauf folgender Verſuchung und Sündenfall nachzuweiſen. Leichter wird es, in der alten perſiſchen Religion Parallelen mit bibliſchen Erzählungen zu finden; da dieſe oft beſprochen und ziemlich bekannt ſind, ſo wollen wir darauf nicht weiter eingehen. Neu dürfte dagegen manchen Leſern ſein, was der Verfaſſer über die Religion der Babylonier und Aſſyrer beibringt, hier kann er ſich auf die Anſichten der Aſſyriologen ſtützen. Obwohl die babyloniſch-aſſyriſche Religion eine Zahl von zwölf Göttern an die Spitze ſtellt, ſo läßt ſich doch nachweiſen, daß dieſe Zahl erſt ſpäter zuſammengeſtellt wurde, als nämlich das babyloniſche Reich zu einem Ganzen verwuchs, während früher gleichberechtigte Städte neben einander ſtanden, von welchen eine jede ihre beſondere Gottheit hatte, ein monotheiſtiſcher Anfang der Religion iſt alſo auch hier vorhanden. Neben dieſem einen Gotte weiſt der Verfaſſer noch das Vorhandenſein von Engeln

by Google

nach, weitere Nachweiſe über die Anſicht von der urſprünglichen Reinheit des Menſchen, den Sündenfall, die Sintflut ꝛc. brauchen nur aus den Urtexten herübergenommen zu werden. Am ſelbſtändigſten ſcheint der Verfaſſer bei der Darſtellung der ägyptiſchen Religion verfahren zu ſein, es iſt ihm aber ſchon von anderer Seite bemerkt worden, daß er ſich nicht immer an die richtigen Quellen gewandt habe. Ein urſprünglicher Monotheismus wird auch hier angenommen und damit begründet, daß die einzelnen ägyptiſchen Gottheiten auf Localculte zurückzuführen ſind und daß ſie erſt zu einem Ganzen verbunden wurden, nachdem Menes die Einheit des Reiches hergeſtellt hatte.

Eine anders geartete Anſicht über die Entſtehung und Entwickelung der Religion tritt uns in dem dritten der genannten Werke entgegen. Von den verſchiedenen Abhandlungen, welche Herr von Strauß in demſelben zu einem Ganzen vereinigt hat, beſchäftigt uns hier nur die erſte: „über einige Vorfragen der allgemeinen Religionswiſſenſchaft“, eine ſehr klare und kenntnißreiche Darlegung der Ziele dieſer Wiſſenſchaft, die Jedermann mit Vergnügen leſen wird, wenn er auch nicht mit Allem übereinſtimmt. Von den beiden Namen, mit welchen die neuere Religionswiſſenſchaft gewöhnlich bezeichnet wird: allgemeine oder vergleichende Religionswiſſenſchaft, wählt Herr von Strauß den erſteren, weil ſich einerſeits die Vergleichung der Religionen in der Religionswiſſenſchaft von ſelbſt verſtehe, andererſeits es bei der bloßen Vergleichung nicht ſein Bewenden haben dürfe, wenn die Religionswiſſenſchaft den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen wolle, denn keine noch ſo geiſtreiche Vergleichung könne allein die Probleme löſen, welche hier zur Sprache kommen. Weiter tritt der Verfaſſer denjenigen Forſchern entgegen, welche die Religion, mit Einſchluß des Chriſtenthumes, blos als ein pſychologiſches Erzeugniß des Menſchengeiſtes betrachtet wiſſen wollen, denen mithin die Religion nur eine Entſtehung und Fortentwickelung rein ſubjectiver Vorſtellungen von Göttern und von Gott iſt, wobei es gleichgiltig bleibt, ob dieſe Vorſtellungen eine gegenſtändliche Wahrheit haben oder nicht. So richtig es auch von der reinen Naturwiſſenſchaft ſei, wenn ſie ihr Augenmerk vorzüglich auf das Thatſächliche lenkt und aus dieſem allgemeine Geſetze zu ermitteln ſucht, in der Geſchichte, mithin auch in der Religionsgeſchichte, bedürfe dieſe Methode gewiſſer Einſchränkungen, da dort nicht überall das unverbrüchliche Geſetz herrſche. Hiermit wird wohl Jedermann einverſtanden ſein, der Verfaſſer geht aber noch weiter und will unter den geſchichtlichen Thatſachen, die uns aus der Vorzeit überliefert ſind, auch diejenigen Begebenheiten nicht ohne Weiteres geſtrichen haben, welche wir Wunder nennen, namentlich nicht aus dem Grunde, weil ſie uns von unſerm Standpunkte aus unmöglich erſcheinen. Auf das Einzelne übergehend kommt der Verfaſſer auf den viel erörterten,

Digitized by Google

immer noch streitigen Satz von dem Ausgangspunkte der Religionsgeschichte zu sprechen. Keine Geschichte reicht bis zu den Anfängen der Religion zurück, es ist daher nöthig, sich auf anderm Wege eine Vorstellung von den religiösen Zuständen des Menschengeschlechtes zu verschaffen, welche vor aller Geschichte liegen. Herr von Strauß wendet sich hier gegen die Anhänger Darwin's und überhaupt gegen alle diejenigen, welche glauben, die Menschheit habe mit einem fast thierischen Zustande angefangen und daß die jetzt noch auf der niedrigsten Culturstufe verharrenden Völker als ein ziemlich getreues Abbild jenes Urzustandes angesehen werden könnten; es sei vielmehr anzunehmen, daß das Religionsvermögen in ganz ähnlicher Weise wie das Sprachvermögen von allem Anfange an im Menschen gelegen habe und daß derselbe gleich anfangs ein menschenwürdiges Dasein führte. Aus dieser Annahme folgt, daß an den Beginn der menschlichen Entwickelung geniale Individuen zu setzen sind, die sich über das gewöhnliche Niveau erhoben, und damit ist dann auch die Ansicht beseitigt, daß die culturlosen Völker den Urzustand darstellen könnten, sie müssen vielmehr von jenem Urzustande herabgesunken sein und die Culturvölker demselben näher stehen. Eine Stütze für diese seine Ansicht findet Herr von Strauß in der Sprache: das Chinesische in seiner Einsilbigkeit erscheint ihm weit ursprünglicher als die vielsilbigen Sprachen der Völker Afrikas und Amerikas. Religion selbst definirt er als ein bejahendes Verhältniß des menschlichen Bewußtseins zu etwas als gegenständlich Empfundenem, das die Dinge zunächst bestimmt und zu dem der Mensch in persönlicher Beziehung steht; damit sei aber auch das Dasein Gottes anerkannt, möge es auch noch so dunkel geahnt werden. Dieses Bewußtsein vom Dasein Gottes könne aber nicht, wie man geglaubt habe, durch das Causalitätsgesetz entstanden, es müsse vielmehr dem Menschen angeboren sein, aber eine normale Entwickelung des Gottesbewußtseins habe in den Völkerreligionen nicht stattgefunden, sondern eine anormale. Von einer Uroffenbarung will nun zwar unser Verfasser nichts wissen, dafür zeuge weder die Geschichte noch die Bibel, wohl aber rede die letztere von einem Urzustande des Menschen, in welchem derselbe in ungestörter Einheit mit Gott und Gottes Willen gelebt hat, dieser Urzustand sei aber demselben durch den Mißbrauch seiner Freiheit verloren gegangen. Mit dieser Annahme stehe nicht im Widerspruche, daß der Mensch sich von einem unvollkommenen Zustande zu einem vollkommeneren entwickelt habe, gewiß sei die Rosenknospe unvollkommener als die aufgeblühte Rose, aber weder Verkrüppelung noch Anfaulung sei für den Zustand der Knospe Bedingung, eben so wenig für den Urzustand des Menschen der Hang zum Bösen. Wenn nun der Mensch in seinem Urzustande ein vollkommenes Wesen war, so bedurfte er damals keiner Offenbarung, diese wurde erst nach seinem Falle nothwendig, Religion aber hatte er gewiß

Digitized by

von allem Anfange an. Nach der Einbuße des Urzuſtandes hörte für den Menſchen zwar die Einheit mit Gott auf, aber die Erinnerung daran und ein lebendiges Gottesbewußtſein bleibt ihm auch dann noch. Die älteſte Religion mußte nothwendig Monotheismus ſein, in dem Sinne nämlich, daß man darunter das Feſthalten an einem einzigen Gott verſteht.

Von dieſen Geſichtspunkten ausgehend beſpricht nun Herr von Strauß die einzelnen Religionen und zwar beginnt er mit der chineſiſchen. Es liegt dies um ſo näher, als er, wie wir bereits wiſſen, die einſilbige chineſiſche Sprache als dem Urzuſtande der Sprache ziemlich nahe ſtehend betrachtet, dann aber auch die älteſte Literatur der Chineſen in das dreiundzwanzigſte bis ſiebente Jahrhundert vor Chriſtus ſetzt und Manches für noch älter hält. Die Chineſen verehren nun ein höchſtes Weſen unter den Namen Ti (Herrſcher) oder Schang-ti (höchſter Herr) oder auch Thian (Himmel). Dieſes Weſen ſteht ganz allein, keine anderen Götter ſchließen ſich an daſſelbe an, eine Mythologie iſt überhaupt nicht vorhanden, eben ſo wenig ein Prieſterthum, alles prieſterliche Thun iſt rein patriarchaliſch, blos Sache des Hausvaters. Ergänzt wird dieſer Cultus des höchſten Weſens blos durch den Glauben an die Fortdauer der abgeſchiedenen Seelen, dieſe ſind die Vertreter der Menſchen beim höchſten Weſen und füllen die Kluft aus, welche die irdiſchen Weſen vom Himmel trennt. Nächſt den Chineſen haben die Aegypter Anſpruch auf das höchſte Alter, da ihre Denkmale bis in das vierte Jahrtauſend vor Chriſtus zurückreichen. Der Verfaſſer folgt bei ſeiner Darſtellung beſonders den Anſichten de Rougé's, der auch mit Beſtimmtheit den Glauben an Gott als den Anfang der ägyptiſchen Religion ſetzt, den ägyptiſchen Polytheismus aber aus einer Reihe von Localculten hervorgehen läßt, welche nachweislich dort beſtanden haben. Nach dem Anfange der Geſchichte ging die Religion in Sabäismus über, die Sonne, anfangs nur ein Symbol der Gottheit, wurde bald für eine Manifeſtation derſelben angeſehen. Eine weitere Abweichung entſprang aus der ägyptiſchen Emanationslehre: Gott, das einzige unerzeugte Weſen, erzeugt ſich fortwährend ſelbſt. Dieſes Syſtem der Emanation veranlaßte nach und nach mythologiſche Combinationen, wobei die Menge der Perſönlichkeiten nur der Verſchiedenheit der ſymboliſchen Benennungen gleich gemacht wurde. So ſcheint ſich alſo auch bei den Aegyptern ein urſprünglicher Monotheismus nachweiſen zu laſſen, der nach und nach ausartete. In das dritte Jahrtauſend vor Chriſtus fallen die älteſten Urkunden aus dem Lande zwiſchen dem Euphrat und Tigris, die des Volkes Akkad und Sumer, noch iſt ſeine Religion nicht aufgeklärt, doch glaubt Lenormant auch dort ein höchſtes Princip annehmen zu ſollen, aus welchem die übrigen Götter erſt entſproſſen ſind. In den religiöſen Urkunden des zweiten Jahrtauſends vor Chriſtus, dem Rigveda der Inder, iſt ein Monotheismus nicht vorhanden,

Digitized by Google

aber auch keine polytheiſtiſche Rangordnung der Götter, jeder, der eben angerufen wird, gilt für den höchſten, es iſt dies die Stufe, welche M. Müller Kathenotheismus genannt hat. Herr von Strauß läßt dieſe Bezeichnung gelten, jedoch mit der Einſchränkung, daß er darin die Erinnerung an einen früheren monotheiſtiſchen Zuſtand ſieht. Alle dieſe Religionen wiſſen nichts von einem Religionsſtifter, einen ſolchen finden wir zuerſt in der Religion der alten Perſer; daß in dieſer ein höchſter Gott weit über den anderen Genien ſtehe, kann nicht bezweifelt werden. Aus dieſer Ueberſicht ſcheint hervorzugehen, daß die Menſchen ſämmtlich von einem Urſtamme herkommen müſſen und die Religion ſich aus der Zeit der ehemaligen Einheit herſchreibt, ſich aber im Laufe der Zeiten verſchlechtert hat, wie das das Geſetz aller Volksreligionen iſt. Nochmals tritt Herr von Strauß denjenigen entgegen, welche in der weiten Verbreitung des Geſtirndienſtes einen Beweis für die Urſprünglichkeit des Fetiſchismus zu haben glauben und annehmen, der Fetiſchismus habe mit der niederſten Stufe begonnen und ſich dann immer höher erhoben, bis er zuletzt beim Himmel anlangte, daneben habe aber von Anfang an die Verehrung der Seelen und Geiſter beſtanden, aus dieſer ſei der Polytheismus hervorgegangen, und die Durchdringung des zum Himmel aufgeſtiegenen Fetiſchismus mit dem Polytheismus habe den Monotheismus erzeugt. Hiergegen wird geltend gemacht, daß mit der Zeit zwar die mythologiſchen Geſtalten zunehmen, niemals aber innerhalb der geſchichtlichen Zeit aus dem Polytheismus ſich der Monotheismus entwickelt habe. Den Hinweis auf die monotheiſtiſchen Syſteme philoſophiſcher Denker läßt unſer Verfaſſer nicht gelten, denn aus Philoſophemen ſei noch keine Religion entſtanden. Aus dem Monotheismus entwickelt ſich dagegen der Polytheismus ſehr einfach, indem man zuerſt die Naturerſcheinungen nicht als Gottheiten, ſondern nur als wirkende Gegenwärtigkeit der Gottheit anſieht, aber von dieſem Standpunkte bis zur wirklichen Vergötterung derſelben iſt eben nur ein Schritt und man erhält nach Verluſt des Monotheismus eine durchgötterte Natur. Dieſer Proceß vollzog ſich zwar langſam und es iſt anzunehmen, daß er durch viele Generationen gewährt hat, aber er war unvermeidlich; als einen Abfall haben wir denſelben allerdings anzuſehen, doch iſt zu beachten, daß die Völker, welche dieſe Entwickelung durchlebten, immer in einem gewiſſen Zuſammenhange mit der Urreligion blieben. Fragt man nun aber, woher die entarteten polytheiſtiſchen und fetiſchiſtiſchen Volksreligionen kommen, ſo iſt es ſchwer, eine Antwort zu geben und der Verfaſſer wagt darüber nur Vermuthungen zu äußern. Es dürften in vorgeſchichtlicher Zeit, als die Religion noch weit enger als ſpäter mit allen Lebensgewohnheiten verflochten war, Einzelne wie auch ganze Haufen aus Unbändigkeit ſich gegen die Macht der Religion aufgelehnt und ſich ſammt ihren Familien von der bisherigen

Digitized by

Volksgemeinſchaft losgeriſſen haben. Sie mußten ganz mit ihrem früheren Leben brechen und daſſelbe möglichſt aus der Erinnerung vertilgen, ſo daß es den folgenden Generationen ganz verloren ging und den nachfolgenden Geſchlechtern nichts Ideales blieb; dadurch kam das Thieriſche zur Alleinherrſchaft und die Verwilderung wuchs mehr und mehr. Das Vermögen, die Religion wieder zu erzeugen, mußte verkümmern und die unveräußerliche Anlage konnte nur noch als Trieb ſich äußern. Demnach wird man ſagen können, daß die Religion der älteſten Völker die reinſte geweſen ſein müſſe.

In den nunmehr folgenden Abſchnitten beſpricht der Verfaſſer die Religion der Juden und Chriſten und betritt dabei vielfach das theologiſche Gebiet, wohin wir ihm nicht folgen wollen. Nur ſoviel ſoll bemerkt werden, daß er die genannten Religionen als directe Offenbarung Gottes faßt und annimmt, daß die heidniſchen Religionen aus der Natur nur herausfinden, daß Gott iſt, während die Offenbarung lehrt, was er iſt. Es iſt darum nur conſequent, wenn Herr von Strauß die beiden genannten Religionen von den übrigen vollkommen trennt und nicht als gleichartig behandelt wiſſen will, auch dann nicht, wenn man dem Chriſtenthume den erſten Platz einzuräumen geneigt iſt, denn er findet in den Volksreligionen und in der Religion der Offenbarung ganz entgegengeſetzte Bewegungen: bei den erſteren geht das religiöſe Bewußtſein, in dem Drange, die mit der Einheit verlorene Fülle des Göttlichen in der Vielheit wieder zu erlangen, unaufhaltſam fort von Geſtaltung zu Geſtaltung, dagegen iſt die Religion der Offenbarung ſogleich bewußt monotheiſtiſch und bleibt es. Von Abraham an finden wir einen von Stufe zu Stufe aufſteigenden Fortſchritt nach dem Ziele, das endlich in der größten, vollendenden Offenbarungsthat abſchließend erreicht wird.

Indem wir nun zu dem letzten der zu betrachtenden Werke, den Vorleſungen Max Müller's, übergehen, werden wir unſere Leſer nicht noch beſonders darauf aufmerkſam machen müſſen, daß ſich daſſelbe zwar in manchen Anſichten mit den vorhergehenden berührt, in anderen aber auch in einem entſchiedenen Gegenſatze zu ihnen ſteht. Der Verfaſſer beginnt mit der Frage, was Religion ſei, er geht die einzelnen Definitionen durch, welche von dem Begriffe der Religion gegeben worden ſind und zeigt, daß jede dieſer Definitionen eine andere hervorgerufen habe, welche gerade das Gegentheil behauptete. Hierdurch gelangt er zu dem Schluſſe, es laſſe ſich Religion ebenſowenig definiren wie Civiliſation, Sittlichkeit oder Freiheit, ſie ſei eben nichts Fertiges, ſie habe ſich hiſtoriſch entwickelt und entwickele ſich noch, daher ſei es nothwendig, ſie bis zu ihrem Urſprunge hiſtoriſch zu verfolgen und ihre Entfaltung zu begreifen. Wenn aber auch keine förmliche Definition, ſo glaubt Müller doch ein ſpecifiſches Merkmal angeben zu können, „welches die Gegenſtände des religiöſen Bewußtſeins von allen anderen Gegenſtänden

Digitized by Google

trennt, und welches zu gleicher Zeit unſer Bewußtſein, wie es gegen dieſe religiöſen Gegenſtände reagirt, von unſerm Bewußtſein unterſcheidet, wie es ſich in Bezug auf Dinge verhält, welche die Sinne und der Verſtand uns entgegenbringen." Dabei verwahrt ſich aber Müller gegen die Annahme eines beſondern Religionsvermögens. Es giebt nur ein Bewußtſein, dieſes aber ändert ſich je nach den Gegenſtänden, mit welchen es zu thun hat. Wenn er alſo von Glauben ſpricht, ſo meint er damit nur unſer Bewußtſein in der Form und Entfaltung, welche es annimmt, wenn es mit religiöſen Gegenſtänden zu thun hat. Demgemäß wird neben den beiden Functionen des Bewußtſeins, die wir Sinnlichkeit und Verſtand nennen, noch eine dritte angenommen, die zum Erfaſſen des Unendlichen dient und der vor Allen der Name Glaube zukommt. In der Bezeichnung des Unendlichen glaubt nun Müller am eheſten den Ausdruck gefunden zu haben, welcher die Gegenſtände der religiöſen Wahrnehmung von allen anderen Gegenſtänden unterſcheidet, andere Ausdrücke, wie das Unſichtbare, das Ueberſinnliche, ſcheinen ihm nicht umfaſſend genug zu ſein und den Unterſchied nicht ſcharf genug auszudrücken. Dieſe Anſicht wird nun ausführlicher vertheidigt und wiederholt betont, daß die Annahme einer Offenbarung ausgeſchloſſen ſei und daß man blos von der ſinnlichen Wahrnehmung und deren hiſtoriſcher Entwickelung ausgehen dürfe. Der Verfaſſer wendet ſich zuerſt gegen die Philoſophen, welche das Unendliche ganz leugnen, weil ſie Alles, was uns unſere Sinne bieten, für beſchränkt und endlich halten. Ihnen wird vorgehalten, daß wir, ſoweit wir auch in der Geſchichte zurückgehen, den Menſchen ſtets nicht nur im Beſitze von Sinn und Verſtand, ſondern auch von Religion finden, daß alle Menſchen an etwas glauben, was jenſeits der ſinnlichen Wahrnehmung liegt und nun bemüht ſich Müller nachzuweiſen, daß die Idee des Unendlichen nicht etwa eine ſpäte Abſtraction ſei, ſondern auf der ſinnlichen Wahrnehmung beruhe, daß das Vorgefühl des Unendlichen ſich auf das Gefühl des Endlichen ſtütze. Nicht daß wir in dem früheſten dunklen Druck, den das Unendliche vom erſten Sinneseindrucke an auf uns ausübt, ſogleich das volle, lichte Bewußtſein des höchſten aller Begriffe, des Unendlichen, hätten, es iſt vielmehr das Gegentheil der Fall, wir haben hier nur den erſten Keim, den erſten prähiſtoriſchen Impuls zum Unendlichen, aber dieſer Keim iſt der Lebenskeim aller Religion, welche das Unendliche im Endlichen fühlt. Hat ſich Müller bei der Entwickelung dieſer Grundgedanken, welche den Gegenſtand der erſten Vorleſung bilden, mitunter ſehr weit von den Verfaſſern der früher beſprochenen Werke entfernt, ſo nähert er ſich wieder in der zweiten Vorleſung, in welcher er unterſucht, ob der Fetiſchismus die Grundlage aller Religion ſei. Wenn man das Weſen der Religion in der Erfaſſung des Unendlichen ſieht, ſo verſteht es ſich eigentlich von ſelbſt, daß man im Fetiſchismus nicht

Digitized by Google

die Grundlage derſelben finden kann. Wir erhalten hier durch Müller ſehr dankenswerthe Aufſchlüſſe über die Entſtehung der Benennung Fetiſchismus und über die Geſchichte dieſes Begriffes. Mit Recht wird darauf hingewieſen, daß ſich durch die nähere Bekanntſchaft mit fremden Welttheilen im letzten Jahrhundert unſere Anſicht über die Völker, welche dieſelben bewohnen, ſehr geändert hat, daß Ausdrücke wie Wilde ꝛc. von keinem Ethnologen mehr gebraucht werden können. Wir wiſſen jetzt hinlänglich, daß nicht alle die Völker, welche keine Cultur entwickelt haben, in dieſelbe Kategorie hinſichtlich ihrer Begabung geſetzt werden dürfen, daß manche unter ihnen auch in ihren Religionsbegriffen weiter fortgeſchritten ſind als andere. Nicht minder wahr iſt es auch, daß wir von der Geſchichte der Religion unter culturloſen Völkern nichts wiſſen, daß ſelbſt ihre jetzigen Religionsbegriffe nur ſehr mangelhaft überliefert ſind, oft nur von wenigen Reiſenden, die nicht einmal der Landesſprache kundig waren und dem Gegenſtande nur ein ſehr oberflächliches Intereſſe zuwendeten. Der Verfaſſer geht aber noch weiter, er zeigt, daß Fetiſchismus nicht blos in den Religionen der culturloſen Völker ſich finde, ſondern daß wir ihm überall begegnen, auch bei den gebildetſten Nationen. Er ſucht ferner darzuthun, daß keine Religion blos aus Fetiſchismus beſtehe, ſelbſt nicht bei den culturloſen Völkern, daß der Begriff des Fetiſches zu weit ausgedehnt werde, endlich daß der Fetiſchismus pſychologiſche und hiſtoriſche Antecedentien hat, wo wir ihn hiſtoriſch verfolgen können. Somit weiſt Müller den Urſprung der Religion aus dem Fetiſchismus ab und findet in ihm nur eine Stütze für die ſchwache menſchliche Natur: „er dient als äußerliche Erinnerung an unſere Pflichten und in vielen Fällen kann ſich der Menſch vom materiellen Zeichen oder Symbol wieder zur höheren, geiſtigen Auffaſſung erheben“. Hiermit iſt deutlich ausgeſprochen, daß der Fetiſchismus, wo er vorkommt, ein Herabſinken von einer urſprünglich höheren Stufe iſt und wir finden es ganz natürlich, wenn der letzte Abſchnitt dieſer Vorleſung die Ueberſchrift führt: „der Fetiſchismus nie urſprünglich“.

Nachdem nun in der zweiten Vorleſung gezeigt worden iſt, daß der Fetiſchismus nicht urſprünglich iſt, kann es uns nicht auffallen, wenn er bei den weiteren Betrachtungen über die Entſtehung und Entwickelung der Religion keine Rolle mehr ſpielt. Zwar will Müller nicht in Abrede ſtellen, daß das Studium der Religion der culturloſen Völker auch ſeinen Nutzen habe; iſt es aber ſchon ſchwer genug, eine richtige Vorſtellung von den jetzigen Anſchauungen jener Völker zu erhalten, ſo mangelt natürlich jeder Aufſchluß über die Geſchichte jener Religionen. Wie Herr von Strauß, ſo hält es auch Müller für beſſer, ſich bei ſeinen Forſchungen an die Völker zu halten, welche eine Cultur entwickelt haben, auch bei ihnen iſt es noch ſchwierig genug, das Wachsthum zu verfolgen, bis zur Entſtehung vorzudringen iſt faſt unmöglich,

Digitized by Google

da eine Religion immer erst dann Aufmerksamkeit zu erregen pflegt, wenn sie ihrer Kindheit entwachsen und zur Geltung gekommen ist. Unter allen Religionen der Culturvölker, die zur religionsgeschichtlichen Forschung benützt werden können, scheint ihm keine passender als die, welche in den alten indischen Religionsbüchern niedergelegt ist, „die für das Studium des Ursprunges und der Entwickelung der Religion dieselben eigenthümlichen und unerwarteten Vortheile bieten, welche die Sprache Indiens, das Sanskrit, dem Studium des Ursprunges und der Entwickelung menschlicher Sprache gebracht hat", deshalb kann sie uns als ein Beispiel gelten wie Religionen entstehen und vergehen, ohne daß darum behauptet werden soll, daß alle Religionen auf dieselbe Art entstehen müßten. Allen Religionen ist es aber gemeinsam, daß sie von Dingen handeln, welche nicht mit den Sinnen wahrzunehmen sind, darum müssen wir zu erfahren suchen, auf welche Weise die Ueberzeugung entsteht, daß es Dinge gebe, die nicht im Bereiche unserer Sinne liegen. Ausdrücklich wird dabei die Annahme einer Offenbarung ausgeschlossen, auf welche die Religionen ihren Ursprung zurückzuführen pflegen, die Erklärung der eben erwähnten Thatsache wird nur mit Hilfe unserer gewöhnlichen Hilfsmittel gefordert, wir müssen also von den Wahrnehmungen unserer fünf Sinne ausgehen. Die sinnlichen Gegenstände werden nun unterschieden in greifbare (wie Steine, Knochen u. s. w.), in halbgreifbare (Bäume, Berge, Ströme, Erde u. s. w.) und ungreifbare (Himmel, Sterne u. s. w.). Wir können einen Baum z. B. nicht ganz mit unseren Sinnen erfassen, wir sehen ihn wachsen, sein Laub verlieren u. s. w., kurz wir nehmen wahr, daß Leben in dem Baume ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit Bergen, Strömen und selbst mit der Erde, wir haben die Ueberzeugung, daß wir sie nicht ganz mit unseren Sinnen umfassen, daß in ihnen etwas ist, das über die Sinne hinausgeht; solche halbgreifbare Begriffe leiten über zu den Dingen, die ganz über das Bereich der Sinne hinaus gehen und die man doch täglich wahrnimmt, wie Sonne und Mond. Dieser Richtung der Religion auf diese drei Arten von Gegenständen sollen offenbar die drei Functionen: Wahrnehmen, Begreifen und Glauben entsprechen. Diese ältesten Begriffe hatten nun in den Sprachen bezeichnet zu werden. Da der Mensch ursprünglich die ganze ihn umgebende Welt als seines Gleichen ansah, so faßte er sie als aus thätigen Wesen bestehend auf, in der Sprache liegen die wahren Wurzeln von dem was man Figurismus, Animismus und Anthropomorphismus nennt. Müller erklärt sich aber durchaus dagegen, daß man die Naturgegenstände darum als thätig bezeichnete, weil man sie als menschliche Wesen auffaßte. „Weil man den Mond den Messer, das Morgenroth den Erwecker, den Donner den Brüller u. s. w. nannte, deshalb dürfen wir doch nicht annehmen, man habe diese Dinge für menschliche Wesen mit

Digitized by Google

Armen und Beinen gehalten". Dies mußte ſich alles nach und nach einſtellen, aber nicht in jenen früheſten Tagen menſchlichen Denkens. Wir finden nicht, daß die Inder greifbare Gegenſtände zu dem Range von göttlichen Weſen erhoben hätten, wohl aber finden wir halbgreifbare Gegenſtände, welchen göttliche Verehrung zu Theil wurde, ſo dem Waſſer, den Strömen, den Bergen, dem Feuer, der Sonne, der Morgenröthe. Es iſt jedoch im Auge zu behalten, daß dieſe Dinge nicht als Götter in unſerm Sinne gelten können, aber das Suchen nach dem Ungreifbaren, Unbekannten begann mit dieſen Dingen und ſo iſt der Weg gegeben, der vom Sichtbaren zum Unſichtbaren hinüber führte.

Die Betrachtungen über die greifbaren und halbgreifbaren Gottheiten, denen wir ſoeben gefolgt ſind, bilden den Gegenſtand der dritten und vierten Vorleſung, in der fünften wendet ſich nun Müller zur Betrachtung der unſichtbaren Welt, des Unendlichen. Wir erinnern daran, daß nach Müller's Anſicht die Idee des Unendlichen ebenſo alt iſt wie die des Endlichen. Die halbgreifbaren Gottheiten, die zu einem großen Theile innerhalb des Bereiches der Sinne bleiben, nehmen nur ſelten jenen dramatiſchen Charakter an, wie diejenigen Gottheiten, welche als gänzlich unſichtbar gedacht werden müſſen. Zum Beweiſe für dieſe ſeine Anſicht muß Müller genauer auf die Vorſtellungen der Vedas eingehen, wobei wir ihm hier natürlich nicht folgen können, wir müſſen uns begnügen zu ſagen, daß er zwei Ideen, die man ſonſt als ſehr abſtracte anzuſehen geneigt iſt, als von jeher im Veda vorhanden nachzuweiſen ſucht: Unendlichkeit und Geſetz, die Idee des erſteren ſoll ſich aus der des Oſtens entwickelt haben, welcher jeden Morgen eine endloſe Ferne jenſeits des Himmels zu entwickeln ſchien, die des Geſetzes ging aus der Wahrnehmung der geordneten Bewegung der Sonne und aller Himmelskörper hervor. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, ſcheint es Müller gleichgiltig, ob Monotheismus oder Polytheismus als die urſprünglichſte Religionsform angenommen werden müſſe. „Iſt der Menſch einmal ſo weit vorgeſchritten, daß er irgend Etwas, ſei es Eins oder Vieles, Gott oder göttlich nennen kann, ſo hat er ſchon mehr als die Hälfte des Weges hinter ſich, er hat das Prädicat „Gott" gefunden und ſucht nur noch nach dem wahren Subject, auf welches er dieſes Prädicat anwenden darf." Für die indiſche Religion — aber nur für dieſe — glaubt Müller den Ausgangspunkt weder im Monotheismus noch im Polytheismus ſondern im Henotheismus zu finden, unter Henotheismus verſteht er aber den Glauben an und die Verehrung jener Objecte (greifbar oder ungreifbar), in denen der Menſch zuerſt die Gegenwart des Ueberſinnlichen und Unendlichen ſpürte und die ihm auf ganz natürlichem Wege erſt zu leuchtenden, unſterblichen, ewigen und unſichtbaren Weſen, dann endlich zu Göttern wurden. Zum Verſtändniſſe dieſes Vorganges

Digitized by Google

werden mehrere indiſche Göttergeſtalten vorgeführt und ihr allmähliches Wachsthum entwickelt. Dieſe henotheiſtiſche Periode, in welcher jeder einzelne Gott der höchſte und auch wieder nicht der höchſte iſt, wird mit der Dialectbildung in den Sprachen verglichen, da die Dialecte auch früher da ſind als das, was ſpäter als Geſammtſprache des Volkes erſcheint. Es konnte indeſſen den Indern nicht entgehen, daß mehrere ihrer Einzelngötter aus einer gemeinſamen Quelle entſprungen waren, viele Beiwörter gemeinſam hatten und Neigung zeigten ſich zu vereinigen, es wird daher auch mehrfach erklärt, daß ein Gott mit den anderen identiſch ſei, auch geſchieht es häufig, daß man Götter, die Befugniſſe mit einander gemein haben, zu einem Paare verbindet oder auch eine größere Anzahl von ihnen zuſammen anruft. Später hat man verſucht, Ordnung in das Götterſyſtem zu bringen, iſt auch zu einem gewiſſen Monotheismus vorgedrungen, ohne daß ſich jedoch derſelbe vollſtändig entwickelte, vielmehr ſehen wir bald Zweifel entſtehen und es lag in der Natur der Sache, daß diejenigen Götter dem Zweifel am meiſten ausgeſetzt waren, die ganz außerhalb des Bereiches der Sinne lagen und mithin einen beſondern Glauben forderten. Der Unglaube nahm immer mehr zu, je mehr die alten Götter dem inzwiſchen fortgeſchrittenen Volksbewußtſein nicht mehr entſprachen. Der Glaube wurde immer ſchwächer und verſchwand zuletzt ganz, aber die indiſche Religion endigte darum doch nicht in Atheismus. „Nachdem ſie mit eigener Hand die Altäre der Götter zerſtört, bauten ſie aus den zerſtreuten Steinen einen neuen Altar für den unbekannten Gott." Wie dies geſchah, ſucht die ſiebente und letzte Vorleſung nachzuweiſen. Eine von anderen Vorausſetzungen ausgehende Anſicht werden wir im nächſten Artikel kennen lernen.

F. Spiegel.

Das Schulbücherweſen und der Staat.

Der moderne Staat hat ſich bekanntlich an Alles gewagt, auch an die ſpecielle Leitung der Schule, nicht blos an die altüberlieferte Schulaufſicht. Wer den Werth dieſer ſtaatlichen Schulleitung unterſucht, wird neben allerlei Vortheilen auch Nachtheile finden und erkennen, daß mit politiſchen Schlagwörtern auf dieſem Gebiete wenig zu machen iſt. Wenn wir hier auf die ſtaatliche Einwirkung auf die Schulbücher, und zwar in den höheren Schulen, etwas eingehen, ſo veranlaßt uns dazu ein amtliches Verzeichniß, das in Preußen erſchienen iſt. Das amtliche Berliner „Centralblatt" (W. Herb) brachte eine ſehr intereſſante Ueberſicht über ſämmtliche in Preußens höheren Schulen mit ſtaatlicher Genehmigung wirklich gebrauchte Schulbücher in zwölf Rubriken. Ausgeſchloſſen wurden Wörterbücher, Texte der geleſenen Schrift-

Digitized by Google

ſteller und kirchliche Lehrmittel, wie Bibel und Gemeindegeſangbücher. Von den angegebenen Schulmitteln aber wurde in dankenswerther Weiſe zugleich der Preis notirt und die Größe der Verbreitung, nämlich in wie viel Schulen und in welchen Provinzen das betreffende Buch in Gebrauch ſteht. Das ſind keineswegs unwichtige Dinge für die allgemeinen Geſichtspuncte. Im Ganzen nimmt das Verzeichniß in kleinem Druck 102 Octavſeiten ein und enthält 1544 Nummern, eine ungeheure Production von Lehrmitteln, die alle genehmigt ſind. Die beigeſetzten Preiſe ſind zum Theil ſehr billig, doch kommen auch Preiſe von 5 Mark, ja von 9 Mark vor. Addirt man die Preiſe von zwei Seiten, z. B. S. 26 und 27, ſo erhält man 65½ Mark. Das ganze Verzeichniß der Lehrmittel würde alſo einen Ankaufswerth von etwa 3200 Mark darſtellen, es handelt ſich ſomit um ein materiell nicht unbedeutendes Object.

Was nun die große Zahl von 1544 Nummern betrifft, ſo ergiebt man ſich vielleicht zu ſchnell in dieſe Fülle, die in Preußen herrſcht. Aber vergleichen wir beiſpielsweiſe dieſelben Verhältniſſe in Baiern, einem doch ziemlich ähnlich geſtellten und nicht ganz unbeträchtlichen Schulgebiete. Nun nimmt das officielle Verzeichniß vom Jahre 1864 für Baiern 8½ Octavſeiten ein und umfaßt, wenn man einige nicht ausdrücklich aufgeführte Namen einfügt, 181 Nummern. Um dieſe mit der preußiſchen Liſte zu vergleichen, müſſen wir von der letzteren die Bücher für jüdiſche Religion, Engliſch, Polniſch und Geſang abſetzen, es bleiben dann 1189 Nummern, die baieriſchen Lehrbücher bilden alſo nur ein Sechſtel der preußiſchen, genauer 15,2 Procent derſelben. Woher dieſe Verſchiedenheit kommt, iſt leicht zu errathen. In Preußen beantragt der Director in Verbindung mit den Fachlehrern die Genehmigung eines Lehrmittels und die Abſchaffung eines früheren. In Baiern ſetzt die Behörde eine Anzahl von Büchern feſt, die brauchbar ſind. Aus dieſer Zahl wird von den Anſtalten gewählt, wobei feſtgeſetzt iſt, daß dieſe gewählten Bücher nicht eher als nach fünf Jahren mit einem andern wieder vertauſcht werden dürfen. Aus dieſer ganz verſchiedenen Methode ergiebt ſich leicht eine größere Fülle in Preußen. Die preußiſchen Schulanſtalten gehören gewiſſen allgemeinen Kategorien an mit gleichen Zielen, gleicher Klaſſeneintheilung ꝛc. Man kann nicht erwarten, daß ſie bei dieſer großen Gleichheit durchaus ungleiche Lehrmittel haben müßten; im Gegentheil, man ſollte denken, ſie würden mit wenigen guten Schulbüchern ganz gut fertig werden. Ausnahmen ſind allerdings ſelbſtverſtändlich. Es giebt z. B. ein franzöſiſches Gymnaſium in Berlin, das von Tertia an in den meiſten Disciplinen die franzöſiſche Sprache als Unterrichtsſprache benutzt und mit dieſer ſtiftungsmäßigen Einrichtung ganz intereſſante Reſultate erzielt. Dieſes Gymnaſium wird natürlich auch eigenthümliche, in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Lehr-

Digitized by Google

bücher haben. So iſt auch in mancher Beziehung durch Heimathskunde und durch die locale Flora eines Ortes oder einer Provinz eine gewiſſe Mannichfaltigkeit von Büchern bedingt. Eben ſo iſt z. B. im katholiſchen Religionsunterrichte durch Diöceſankatechismen eine luxurirende Schulbücherproduction hiſtoriſch zu erklären. Aber dies alles erklärt es nicht, daß in Preußen dieſes lange Verzeichniß exiſtirt.

Wir wollen mit Auslaſſung der Schriften zur jüdiſchen Religion und zum Polniſchen einmal die Fächer durchgehen, indem wir neben der Geſammtzahl den Procentſatz derjenigen Bücher angeben, die nur an einer Schule gebraucht werden, dann auch den Procentſatz derer, die an nicht mehr als vier Schulen gebraucht werden. Vorläufig nehmen wir an, daß diejenigen Bücher, die in nicht mehr als vier Schulen ſich Eingang verſchafft haben (abgeſehen von ſolchen Specialfällen, wie das franzöſiſche collège royal einen darſtellt), lieber nicht gedruckt wären. Darnach wolle man zunächſt die coloſſale Werthverſchleuderung ermeſſen, die in dieſen Dingen ſteckt.

	Zahl der Bücher.	Davon nur einmal gebraucht. In Proc.	Nicht mehr als viermal gebraucht. In Proc.
I[a]. Evangeliſche Religion	160	54,3	80
I[b]. Katholiſche Religion	62	46,7	76
II. Deutſch			
a. Grammatik	56	52	80
b. Leſebücher ꝛc.	70	33	67
c. Propädeutik ꝛc.	19	21	47
III. Latein			
a. Grammatik	37	27	60
b. Leſe- und Uebungsbücher	95	24	51
IV. Griechiſch			
a. Grammatik	35	34	57
b. Leſe- und Uebungsbücher	53	28,5	50
V. Franzöſiſch			
a. Grammatik	23	43,5	60
b. Uebungsbücher	85	52	75
VI. Engliſch			
a. Grammatik	49	33	71
b. Uebungsbücher	51	47	72,5
VII. Hebräiſch			
a. Grammatik	11	45	63
b. Uebungsbücher	13	23	69
VIII. Geſchichte	109	33	60
IX. Geographie	70	45,7	68,5
X. Natur			
a. Naturgeſchichte	65	56	75
b. Phyſik	34	44	64,5
c. Chemie	28	36	68
XI. Mathematik			
a. Lehrbücher	99	59	83,8
b. Aufgaben, Logarithmen-Tafeln	46	32,8	63
c. Rechenbücher	46	41	63
XII. Geſang	201	54,2	84,5

Digitized by Google

Das Reſultat iſt überraſchend. In ſechs Fächern iſt mehr als die Hälfte aller Bücher nur an einer Anſtalt in Gebrauch; in zweiundzwanzig Fächern hat ſich nicht einmal die Hälfte der Bücher in vier Schulen Eingang zu verſchaffen vermocht. Am ſchlimmſten ſteht es in Religion, deutſcher Sprachlehre, franzöſiſchen Leſe- und Uebungsbüchern, Naturgeſchichte, mathematiſchen Lehrbüchern und Geſangunterricht, wie man aus dem Verzeichniſſe ſieht.

Woher dieſe Ueberproduction? Zum Theil ſind die Gründe im Buchhandel zu ſuchen. Die Verleger veranlaſſen gern Schulmänner zur Abfaſſung von Schulbüchern, zumal in Zeiten, in denen für andere Literatur nur mäßige Nachfrage iſt. Und die Schulmänner gehen nicht ohne Freudigkeit darauf ein, beſonders wenn ſie noch nicht lange im Amte ſind. Jeder ſtrebſame Lehrer entdeckt bald, daß das ihm in die Hand gegebene Buch ſeine Mängel habe, er verſucht einen neuen, beſſeren Weg und da er dabei, bei ſeiner eifrigen Natur, etwas erzielt, auch von ſeinen nächſten Bekannten und Vorgeſetzten dafür anerkannt wird, ſo iſt er geneigt, ſeine Erfolge nicht auf ſeine individuelle Manier zu begründen, ſondern auf das Allgemeine ſeiner Unterrichtsart und darum auch dem größeren Publikum ſeine didactiſche Erfindung vorzulegen. Das Buch wird verlegt, und da es wunderlich zugehen müßte, wenn nicht irgend etwas Brauchbares darin erkannt würde, ſo wird die Genehmigung auf Antrag einer beſtimmten Anſtalt ertheilt, gewöhnlich in dem Sinne, daß darin eventuell für jede Schule gleicher Art die Genehmigung mit enthalten ſein ſoll. Zuweilen kommt auch ein Buch in Gebrauch ohne Genehmigung, durch Empfehlung des Lehrers, der dann zuerſt das empfohlene Buch neben dem legitimen Lehrmittel gebraucht, nachher ſtatt dieſes geſetzlich eingeführten. Die preußiſche Unterrichtsverwaltung hat ſich ihre Genehmigungsrechte immer vorbehalten, aber dieſelben mit Bewußtſein ſehr liberal gehandhabt. Sie ſagt in der Verfügung vom 12. Januar 1880: „Die preußiſche Unterrichtsverwaltung hat es zwar grundſätzlich abgelehnt, die für die höheren Schulen erforderlichen Schulbücher ihrerſeits ſelbſt herſtellen zu laſſen oder beſtimmte Schulbücher allgemein vorzuſchreiben, ſie hat auf die mit dem letzteren Verfahren verbundenen Vortheile verzichtet, um das thätige Intereſſe des geſammten Lehrſtandes an der Beſſerung der Lehrmittel rege zu erhalten, und der Gefahr einer ſachlichen Ungerechtigkeit in dem einem beſtimmten Lehrmittel bewilligten Monopol zu begegnen. Indem aber die Unterrichtsverwaltung jedem wirklichen Fortſchritte in der Schulliteratur die Zulaſſung zum Gebrauche an den höheren Schulen ermöglicht, liegt derſelben zugleich die Verpflichtung ob, die Schulen vor der in vielen Richtungen nachtheiligen Unruhe und Zerſplitterung zu bewahren, welche die Einführung zweifelhafter Neuerungen mit ſich bringt.“ Damit ſind ohne Frage richtige Grundſätze aufgeſtellt. Es iſt nicht zu erwarten, daß die Praxis überall mit

Digitized by Google

ihnen harmonirt habe; vielmehr giebt der Schluß des Citates zu verstehen, daß man künftig etwas schärfer bei der Zulassung des Neuen verfahren wolle. Nicht blos auf diese Erschwerung des zweifelhaften Neuen möchten wir unsere Wünsche für die Zukunft richten, sondern auch auf Erleichterung der Abschaffung des unbrauchbar Gewordenen. Denn es ist merkwürdig, wie lange sich einmal Zugelassenes hält, selbst auf dem Gebiete der Geschichte. Wahrhaft antediluvianische Producte stecken in dem Verzeichnisse.

Ueberhaupt muß eine beschränkende Einwirkung auf die ungeheuere Liste der Schulbücher auf jeden Fall eintreten. Die Sache ist so wichtig, daß die Nation ohne Zweifel selbst ihr Interesse in dieser Beziehung in die Hand nehmen wird. Schon pecuniär ist die Sache erheblich genug bei unserer modernen Freizügigkeit. Wir kennen ein keineswegs stark besuchtes Gymnasium, das in vier Aufnahmeterminen einunddreißig fremde Schüler aus fünfzehn Gymnasien und vier Progymnasien aufgenommen hat. Wer nun die Procentsätze der Verbreitung der Schulbücher oben sich gemerkt hat, wird es nicht auffallend finden, daß von den einunddreißig fremden Schülern keiner mehr als durchschnittlich zwei von den früheren Lehrmitteln, so weit sie von den Rubriken des Verzeichnisses umfaßt werden, beibehalten konnte. Die übrigen mußten neu gekauft werden. Darin steckt für manche kleine Beamte, die in der Monarchie umhergeworfen werden, eine keineswegs unbedeutende Werthverschleuderung. Das wird immer wieder zu der Frage drängen, ob diese Fülle von Schulbüchern denn nothwendig beibehalten werden müsse, ob nicht eine Verminderung auf ein Drittel der Masse mit den strengsten Anforderungen an die Liberalität der Behörde sich vereinigen lasse.

In der Volksschule hat diese Erwägung schon eine völlige Systemänderung bewirkt in Bezug auf die Stellung der Behörde zu der maßlosen Verschiedenheit der Lehrbücher, zunächst eine Aenderung den Lesebüchern gegenüber. Die Volksschullesebücher waren in endloser Fülle verlegt. Zum Theil floß ihr buchhändlerischer Reinertrag in die Wittwenkassen der Lehrer des Kreises, die das Buch gemeinschaftlich verfaßt und es zum Organe wohlberechtigter Selbsthilfe gemacht hatten. Auf die Dauer wurde aber die Fülle der Lesebücher gemeinschädlich und die Behörde hat in mehreren Regierungsbezirken dazu übergehen müssen, eine geringe Zahl von drei Büchern als ausschließlich gestattet zu bezeichnen, je nach den confessionellen Verhältnissen. Etwas Aehnliches wird in den höheren Schulen nicht lange mehr ausbleiben können, und eben dabei wird die in dem Verzeichnisse angegebene Verbreitung der einzelnen Bücher zwar nicht unbedingt maßgebend sein, aber doch vortreffliche Dienste leisten. Wir haben uns der Probe wegen einmal an die Auswahl aus dem Verzeichnisse gemacht und wollen die von uns ausgewählten Bücher stets in Klammern neben die ganze Fülle setzen. Evangelische

Digitized by Google

Religion 160 (18), Deutsche Bücher für Sprachlehre 56 (7), Lesebücher und Gedichtsammlungen 70 (14), Literatur, Propädeutik 19 (8), Lateinische Grammatik 37 (16), Lateinische Uebungsbücher 95 (25), Griechische Grammatik 35 (10), Griechische Uebungsbücher 53 (15), Französische Grammatik 23 (8), Französische Uebungsbücher 85 (15), Geschichte 109 (29), Geographie 70 (16), Naturgeschichte 65 (5), Physik 34 (8), Chemie 28 (8), Mathematische Lehrbücher 99 (22), Uebungsbücher, Logarithmen 46 (15), Rechenbücher 46 (15), Gesang 201 (18). Einige Fächer sind ausgelassen, und was herausgenommen ist soll nur zeigen, wie leicht man das statistische Material der officiellen Liste, ohne in Tendenzen zu gerathen, für eine so nothwendige Einschränkung der Lehrmittel benutzen kann. Selbst das reducirte Verzeichniß enthält noch eine weit größere Auswahl, als sie in Baiern verstattet ist; auch müßten Uebergangsbestimmungen gegeben werden, um die einmal in Gebrauch stehende Auflage eines Buches zu Ende consumiren zu lassen, damit der materielle Verlust des Unternehmers nicht zu groß werde. Ganz ist er nicht zu vermeiden, aber er ist nicht so groß, daß um seinetwillen die pecuniären Verluste der Eltern und die sonstige „Zersplitterung" geduldet werden dürften.

Beiläufig ist zu erwähnen, daß noch ein gewisser Unfug in Schulbüchern den Eltern Verluste bringt, nämlich die fortwährenden Aenderungen in den auf einander folgenden Auflagen. Auch dies Aendern ist nicht ganz zu vermeiden, eine zweite Auflage ist neben der ersten gewöhnlich kaum zu gebrauchen; die Praxis, die literarische Kritik, zwingt zu Verbesserungen. Aber später bleibt der Text im Ganzen derselbe, oder vielmehr es sollte so sein. Eine sehr unangenehme Ausnahme machen, wie jedem Schulmanne bekannt ist, die französischen Uebungsbücher von Plötz, die selbst nach zwanzig Auflagen noch immer nicht zur Ruhe kommen. In einer Klasse, nehmen wir Quarta, finden sich in der Regel Exemplare von fünf verschiedenen Auflagen mit den lächerlichsten Verschiedenheiten, in der einen Auflage ist die Vendome-Säule und ist so und so hoch, dann nach März 1871 war sie und war so und so hoch und in späterer Auflage ist sie es wieder. Einmal sind die Katakomben dem Publikum zugänglich, in einer andern Auflage sind sie es nicht. Die Eisenbahn fährt von Berlin bis Köln in den verschiedenen Auflagen mit ganz verschiedener Geschwindigkeit. Hieran läßt sich wenigstens eine Art Geschichte der Technik studiren, die man an dieser Stelle freilich nicht sucht. An manchen Stellen ist der Grund der Veränderung weniger klar oder interessant, zuweilen ist er wohl ein Geheimniß des Verlegers und Verfassers. Wenn aber der Lehrer endlich, der Störung müde, die die verschiedenen Auflagen machen, die fünf Auflagen auf eine reducirt, so zürnen die Eltern, und in der That, der Unfug ist nicht zu verkennen. Er ließe sich aber sofort amtlich abthun. Man brauchte blos zu drohen, daß Plötz's Bücher

Digitized by Google

und alle anderen, die nach ſo und ſo viel Auflagen noch ſtörende Aenderungen erführen, ſofort beſeitigt werden müßten, ſo würde die Sache anders werden.

Im Allgemeinen alſo, dabei bleiben wir, iſt die principielle Auffaſſung der preußiſchen Verwaltung eine geſunde. Eine Einförmigkeit der Unterrichtsmittel durch Beſtimmung der allgemein geſtatteten von oben her iſt für die höheren Schulen nicht das Ideal, obwohl man ähnlich wie bei den Patenten die genehmigten Bücher recht wohl einer ſpäteren Reviſion unterwerfen, bez. die Genehmigung als erloſchen bezeichnen dürfte. Denn jedes neue Buch iſt eben ein Verſuch, der, wiewohl zur Concurrenz verſtattet, doch auch mißlingen kann. Wenn dies betreffenden Falles erklärt wird, wenn Abgeſtorbenes, das ſich nur durch ſeinen vergilbten Ruf hält, verboten wird, ſo wird das Verzeichniß nicht zu lang und eine nothwendige freie Entwickelung wird gewahrt.

Kann man dennoch die Vielförmigkeit der Production nicht zweckmäßig beſchränken, ſo iſt noch ein Mittel übrig. Man mache die Provinzen des Staates etwas ſelbſtändiger und einheitlicher und fordere die Provinzialbehörden auf, durch Abſtimmung der Lehrkörper der Provinz, eine begrenzte Anzahl von Schulbüchern per majora aus der ganzen Fülle zu ermitteln und laſſe von Zeit zu Zeit dieſe Abſtimmung wiederholen, damit keine Stagnation eintrete. Eine Mitwirkung der Schulen iſt in dieſem Falle durchaus nothwendig. Sonſt kommen leicht wunderliche Dinge vor. So hatte ein Provinzialſchulrath eine beſondere Vorliebe für die alte Buttmann'ſche Weiſe der Grammatik, und als ſchon in Sachſen, Schleſien und Brandenburg ꝛc. ſehr viele Schulen die Anſchauungen von Curtius angenommen hatten, wehrte er jeden Antrag auf Einführung dieſer neueren Lehrmittel in ſeine Provinz ab. Nachdem dieſe Abwehr das erſte Mal mit der wünſchenswerthen Einheitlichkeit der Schulbücher der Provinz begründet worden war, konnte dies Argument in alle Ewigkeit fortgeſetzt werden. Als aber ein anderer Provinzialſchulrath angeſtellt wurde, hieß es, daß der zu N. beantragten Einführung des Curtius nichts mehr im Wege ſtehe. Das ſchadet der Continuität der Entwickelung mehr, als wenn die betheiligten Lehrkörper ſelbſt mit in das Intereſſe gezogen werden.

Will man andere Methoden, wie ſich der Staat zu der Schulbücherfrage ſtellt, vergleichen, ſo hat man die Extreme in England und Frankreich. In England war der Staat wie überhaupt in Schulſachen ſo auch in dieſer Sache völlig unthätig und rechtlos. Die alten Gymnaſien wie Eton machen ihre Schulbücher ſelbſt und zwar ſind ſie nur für Eton beſtimmt und tragen das Imprimatur des Inſtitutes. Dadurch daß dieſe Bücher der Anſtalt Geld einbringen, wird der Vorſteher derſelben zuweilen in Colliſion gebracht. Die officielle Berichterſtattung von 1864 ſagt: Faſt ſämmtliche Lehrer haben ſich jüngſt vereinigt, um den Rector und den Propſt — das geiſtliche Schulhaupt

Digitized

— zu bitten, mit einem Comité aus den Lehrern Verbesserungen der Schulbücher ins Auge zu fassen." Es waren wahrhaft haarsträubende Fehler aus der Reformationszeit stehen geblieben. Und Matthew Arnold sagt in einem ebenfalls officiellen parlamentarischen Berichte, daß die Hälfte der englischen Schulbücher „Schund" sei und fordert, daß wie in Preußen von Minister und Provinzialbehörden eine Ueberwachung der Schulbücher stattfinde, ja er klagt über die „Bücherpest". „Jede Schule wählt ad libitum, die meisten treiben Handel in Büchern und so ist es ihr Vortheil, Bücher zu gebrauchen, die der Schüler nicht schon von anderen Schulen mitbringt."

In Frankreich sind die Bücher für die Schulen, ja für die einzelnen Klassen der Schulen bestimmt, auch die Schriftsteller und Ausgaben der Schriftsteller. Ein kleiner Spielraum bleibt aber auch hier in Nebensachen. Die gewählten Bücher machen, abgesehen von einigen patriotischen Verzerrungen der Geschichte, einen sehr vortheilhaften Eindruck. Den Hauptmangel, den wir an dieser starken staatlichen Einwirkung finden, den Mangel an freier Bewegung, innerer Assimilation des Stoffes, ist für die Franzosen nicht oder doch nicht in dem Maße fühlbar. Das bloße Einüben und Einprägen des Stoffes in festen Formen ist ihnen beim Unterricht überall das Wichtigste, ja so ziemlich das Ganze. Daher denn auch die Gleichartigkeit der allgemeinen Bildungsinhalte dort, die uns wie ein nationales Vorurtheil vorkommt. Es ist zweifelhaft, ob in dieser Beziehung die Nationen objectiv übereinander sprechen dürfen. Aber es kommt uns so vor, daß wir für unsere deutschen Bedürfnisse so eine staatliche Einschnürung unserer Lehrmittel nicht ertragen würden. Wir ziehen die Art Preußens den beiden eben gezeichneten extremen Methoden vor.

Eine besondere Behandlung erfordert die staatliche Stellung zu den Religionslehrbüchern. Eine besondere Behandlung, insofern es sich nicht um ein Wissen handelt, sondern um den Glauben von staatlich privilegirten großen Kirchengesellschaften. Es besteht die Ueberzeugung, daß keine Erziehungsschule, sie sei Volksschule oder höhere allgemeine Bildungsanstalt, den Unterricht im Christenthume und entsprechende Cultusübung ohne Schaden entbehren kann. Der Staat würde nur nothgedrungen, nur wenn die Kirchengesellschaften selbst es nöthig machten, den erziehenden Unterricht verstümmeln lassen durch Ausfall des Religionsunterrichtes, den dann die Kirchen allein versehen müßten. So lange er diesen extremen Fall vermeiden kann, wird er es thun. Aber auch, so lange wir in der jetzigen Cooperation der christlichen Kirchen mit dem Staate bleiben, ist der Staat diesem Unterrichte gegenüber mit den erforderlichen Aufsichtsrechten ausgestattet, moralisch und gesetzlich. Den Schulbüchern gegenüber, die dem Religionsunterrichte zu Grunde liegen, hat er allerdings darüber nicht zu befinden, ob sie den kirchlichen Lehren der be-

Digitized by Google

treffenden Geſellſchaft entſprechen. Das iſt Sache der Biſchöfe und Conſiſtorien, bez. des evangeliſchen Oberkirchenrathes. Er hat nur moraliſch-politiſche und pädagogiſch-didactiſche Rechte bei dieſer Controle wahrzunehmen und wird aus praktiſchen Rückſichten hier und da ſelbſt in dieſer beſchränkten Sphäre eher zu wenig als zu viel thun. So beſteht denn die Anweiſung in Preußen (und Bayern) und ſo ziemlich überall, daß die Religionslehrbücher, Katechismen ꝛc. kirchliche Genehmigung vor allem nöthig haben. Leider iſt es Praxis geworden, daß die kirchlichen Behörden über ihre Befugniß hinausgehend auch dasjenige an dieſen Büchern beurtheilen, was mit dem kirchlichen Glauben nichts zu thun hat und nur der anderweitigen Wiſſenſchaft, z. B. der Ueberſetzungskunſt oder der didactiſchen Einſicht angehört.

Ob Stellen des Alten Teſtaments mit den Fehlern Luthers oder berichtigt in die Schule gebracht werden ſollen, iſt offenbar gar keine Bekenntnißangelegenheit, worüber die Kirche als ſolche allein zu befinden hätte. Ebenſo wenig Auswahl und Reihenfolge der bibliſchen Abſchnitte, die ein Schulbuch enthält. Das iſt ausſchließlich Sache der pädagogiſchen und philologiſchen Einſicht und Erfahrung, worüber der Staat ſich die Beſtimmung nie aus der Hand winden laſſen darf. Er thut es auch nicht immer. Wir haben ein kräftiges Zeugniß dafür. Bis zum November 1874 war in faſt allen katholiſchen Gymnaſien (und Realſchulen) ein Lehrbuch von dem verſtorbenen Conrad Martin im Gebrauche, das natürlich von 1871 an auch die neue Unfehlbarkeitslehre enthielt. Das Coblenzer Provinzialſchulcollegium machte den Miniſter Dr. Falk auf die Beſchaffenheit des dicken Lehrbuches aufmerkſam und die Folge war, daß das Buch verboten wurde. Es heißt dabei: „der Miniſter habe erſehen, an wie erheblichen, als ſchreiend mit Recht bezeichneten wiſſenſchaftlichen, didactiſchen und pädagogiſchen Mängeln das Buch leide.“ So iſt es in der Ordnung, dies iſt das Departement des Staates, nicht der Kirche, auch nicht der evangeliſchen, obgleich ſie zur Wiſſenſchaft eine befreundete Stellung einnimmt. In derſelben Verfügung, in welcher der Miniſter das Buch Martins verbietet, weiſt er das Provinzialſchulcollegium an, unter den biſchöflich approbirten ein anderes beſſeres zu wählen; er brauchte mit dem Verbote nicht zu warten, bis ein beſſeres ermittelt war, denn er war der Ueberzeugung, kein Lehrbuch zu Grunde zu legen, ſei immer noch beſſer, als das Martin'ſche. Es giebt wirklich Religionslehrer, die ſeitdem kein Lehrbuch gebrauchen, indem ſie dann ja wie vorher nach Martin vortragen können, der ihnen einſt den Pfad erleuchtet hatte. Man mag hier auch die Andeutung finden, daß auf dieſem Gebiete Polizei und Geſetzesvorſchrift nicht viel leiſten können und den Grund, weshalb der Staat um der Schüler willen zuweilen eine Sache à l'amiable behandelt, die er auch anders anfaſſen könnte.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politiſche Randgloſſen. Der Wirrwarr im Orient. — Der Feldzug, der unter den Auſpicien der Herren Gladſtone und Dilke nach dem adriatiſchen Meere unternommen wurde, hat ein vorzeitiges Ende gefunden. Bevor noch die verſammelte Armada nach ihrem Ziele abdampfte, iſt die ſeltſame Expedition gegenſtandslos geworden. Die Erklärung des türkiſchen Paſcha, daß er mit ſeinen Bataillonen Dulcigno vertheidigen werde, die Weigerung der Montenegriner, unter dieſen Umſtänden nach der ihnen zugeſprochenen Hafenſtadt zu greifen, hat den Großmächten völlig das Concept verrückt, hat eine ganz neue Lage geſchaffen. Die Weiſungen, welche die Commandanten des gemiſchten Geſchwaders in der Taſche trugen, ſind hinfällig geworden, ſie haben neue Befehle bei ihren Regierungen einzuholen, es ſind neue Verhandlungen zur Fortdauer oder Wiederanknüpfung des europäiſchen Concertes von nöthen. Andererſeits hat die Pforte ſelbſt unter Betheuerung ihrer entgegenkommenden Abſichten um eine Friſt nachgeſucht, die man ihr, wie es ſcheint, bewilligt hat, nicht weil man an ihren guten Willen glaubte, ſondern weil der Aufſchub, in welchem ſie ihr Spiel zur Täuſchung Europas unverzagt von Neuem beginnen will, auch den im Augenblicke rathloſen Mächten erwünſcht iſt. Auf alle Fälle iſt ſomit noch einmal eine Pauſe in dem unheimlichen Drama gewonnen, bei dem wir alle die Empfindung haben, mehr als die unintereſſirten Zuſchauer zu ſein. Eine wohlthätige Pauſe; ſoferne ſie innezuhalten erlaubt vor dem Abgrunde, dem die Dinge zutrieben. Selten mag von den Staatskünſtlern eine Action eingeleitet worden ſein, von der ſo lebhaft das inſtinctive Gefühl verbreitet war, daß ſie ins Ungewiſſe, ins Verderben führe. In Frankreich machte dieſes Gefühl ſo laut ſich Luft als in Deutſchland und Oeſterreich, und auch in England hat ſich's zu regen begonnen. Mit jedem Tage, da der Beginn der Action vor Dulcigno näher rückte, war das Unbehagen gewachſen und ſo hat wie eine Erlöſung im erſten Augenblicke die Nachricht wirken müſſen, daß, Dank dem Kanonenfieber der Czernagorzen, eine Friſt gegeben ſei, in der noch ein Ausweg aus der verhängnißvollen Bahn möglich iſt, und beſtehe er auch in der einfachen Umkehr. Ohne Zweifel iſt es verſtändiger, das Fiasco der Expedition hinzunehmen als auf dem falſchen Wege zu verharren. Noch iſt das europäiſche Concert nicht ſo weit aufgelöſt, daß einzelne Mächte hervorgetreten wären, um eigenmächtig zu Vollſtreckern der gemeinſam geplanten Action ſich zu machen. So werden denn die Anſtrengungen der Diplomatie darauf gerichtet ſein, das Einvernehmen auch ferner aufrecht zu halten. Dieſes Ziel wird immerhin leichter zu erreichen ſein, als wenn der erſte Schuß, zu Waſſer oder Lande, bereits erfolgt wäre. Und auch das Verfahren der Pforte, ihr

Digitized by Google

gegen ganz Europa geübter Trotz erleichtert es. Die augenblickliche Rathlosigkeit der Mächte, ja ihr Rückzug, ist doch nichts anderes als die Sammlung zu einer veränderten Taktik. Zur Stunde steht die Pforte als Siegerin über die vereinigte europäische Diplomatie da, aber Niemand wird darin einen dauernden Sieg, eine Garantie der osmanischen Zukunft erblicken wollen. Es ist müßig, der Frage nachzudenken, wie jetzt die Dinge stünden, wenn die Pforte mit unerhörter Loyalität die Bestimmungen des Berliner Friedens ausgeführt hätte, wenn sie die montenegrinische Grenzfrage rasch bereinigt und damit das Auflodern der albanesischen Kriegsfurie verhindert hätte, wenn sie eben so in der griechischen Frage entgegengekommen wäre und durch die Erfüllung der Forderungen Europas weiteren Aggressionen den Boden weggezogen, ja Anspruch auf den Schutz Europas sich erworben hätte. So bequem sollte es der europäischen Diplomatie nicht gemacht werden. So harmlos gestaltet sich der letzte Act der Türkenherrschaft in Europa nicht. Ströme von Blut haben das Erscheinen der Türken in unserm Welttheile bezeichnet, mit schonungsloser Gewalt sind sie eingedrungen, und nur der Gewalt werden sie wieder weichen. Seit dem Berliner Frieden sind die Türken von der Ueberzeugung erfüllt, daß ihre Sache von allen Mächten Europas aufgegeben ist. Daher ihr Entschluß des Widerstandes, der lange durch ein ränkevolles Notenspiel verdeckt wurde, und den jetzt zum ersten male die Herausforderung des Paschas, der angeblich zur friedlichen Uebergabe Dulcignos entsendet war, nackt verkündet hat. Seitdem ist die heuchlerische Maske gefallen. Die Pforte weigert sich auszuführen, wozu sie sich feierlich verpflichtet hat, sie weigert sich, dem Willen Europas nachzukommen und sie verzichtet damit auf den freilich precären Schutz, den ihr der Berliner Congreß anbot. Doch die Mächte verzichten darum nicht darauf, ganz nach ihrem eigenen Befinden den Proceß der Auflösung dieses Reiches zu regeln, zu verlangsamen, aufzuhalten. Hier liegt der Knoten der heutigen Lage. Sie dürfen sich nicht durch den herausfordernden Trotz der Pforte zu unvorsichtigen Schritten drängen lassen. Nicht um der Pforte willen, sondern um ihrer selbst willen stehen sie vor der Aufgabe, jenen Proceß zu hemmen, anstatt ihn sich selbst zu überlassen oder zu beschleunigen. Ohne Zweifel wären ihre Kanonen im Stande, den Streit um den armseligen Küstenort rasch zu beendigen; wenn sie es nicht thun, so handeln sie in der Erkenntniß, daß der europäische Friede ein wichtigeres Ding ist als die Ausführung einer untergeordneten Bestimmung des Berliner Congresses. Das Werk dieses Congresses im Wesentlichen aufrecht zu halten, trotz der Pforte, die sich von ihm losgesagt hat, das muß für jetzt das Ziel der europäischen Staatskunst sein. Der Punkt der zeitweiligen Beruhigung, der mit jedem Compromisse gewonnen ist, darf nicht leichtsinnig wieder preisgegeben werden. Die Frist, die jetzt wider Hoffen und Verdienst

Digitized by Google

vergönnt ist, schärft hoffentlich nach allen Seiten das Gefühl der Verantwortung, die mit einem übereilten Vorgehen verbunden wäre. Nur darf sie nicht in die Täuschung einwiegen, daß „die Erhaltung der Türkei" das Zukunftsprogramm irgend einer Macht sein könnte. Sie kann nur dazu dienen, daß die Mächte sich besinnen und verständigen für viel wichtigere Entscheidungen, die sich allem Anscheine nach vorbereiten. Für Oesterreich-Ungarn, dessen Fortschritte zur Befestigung seines Einflusses in den Balkanländern noch außerordentlich gering sind, ist die gewährte Frist vor Allem wichtig. Freilich würde man mit größerer Beruhigung in die Zukunft blicken, wenn das Volk in England der waghalsigen Experimente seiner heutigen Leiter endlich überdrüssig würde und die Rückkehr zu einer umsichtigen, den britischen Ueberlieferungen entsprechenderen Politik gebieterisch verlangte. g.

Aus Baden. Rückblick und Umschau. — In unserm Lande herrschte seit dem Mitte März unter scharfer Dissonanz zwischen der Regierung und der zweiten Kammer erfolgten Landtagsschluß im Ganzen große politische Windstille. Das Mißtrauensvotum, welches die zweite Kammer dem Präsidenten des Ministeriums des Innern, Herrn Stösser, ertheilt hatte, fand in der ersten Kammer selbstverständlich keinen beifälligen Widerhall, erfuhr aber auch keinen directen und officiellen Widerspruch, sondern wurde mit Stillschweigen übergangen. Dieses Stillschweigen war nicht im Sinne derer, welche hofften und wünschten, die erste Kammer werde dem Votum des Volkshauses ausdrücklich entgegentreten. Der Großherzog hat die ablehnende Stellung, welche er von Anfang an dem Kammervotum vom 10. März gegenüber eingenommen hat, nicht verändert. Man hatte keinen Grund, den Inhalt und Wortlaut einer von dem Landesfürsten Anfangs Juni in Schopfheim gelegentlich des Besuches einer Gewerbeausstellung gehaltenen Tischrede im Sinne einer Aenderung dieser Stellung zu deuten. In dieser Rede mahnte der Großherzog, man möge sich nicht wankend machen lassen im Vertrauen zu ihm und zu seiner Regierung. Eine „Versumpfung" unseres Staatslebens — ein größeres nationalliberales Blatt hatte kurz vorher diesen Ausdruck in Bezug auf Baden gebraucht — sei nicht eingetreten. Der Anschluß an das Reich sei erfolgt, die freisinnigen Grundlagen unseres Staatslebens seien gelegt. Von diesen Grundlagen werde er, der Fürst, niemals weichen. Auch die Regierung stehe auf dieser Grundlage und werde auf ihr stehen. „Aber ich weiß auch, Sie Alle wollen eine selbstbewußte und unabhängige Regierung." Eine solche sei die Regierung, werde sie sein. Es ist uns unverständlich, wie man in diesen Worten einen andern Sinn finden konnte, als den, daß, wie die „Karlsruher Zeitung" bereits am Tage des Kammervotums vom 10. März erklärte, „Aenderungen des Ministeriums und des Regierungssystemes nicht beabsichtigt seien", daß aber ebenso auch die Wirkungen der Erwägung noch fortbestehen, welche den Großherzog bestimmten, das auf den erwähnten Kammerbeschluß hin eingereichte Entlassungsgesuch des Präsidenten Stösser nicht zu genehmigen. Die Regierung, so hat ein nationalliberales Blatt Süddeutschlands zutreffend commentirt, will eine freisinnige sein, aber gleichzeitig eine solche, die „selbstbewußt und unabhängig" ihren Weg geht, ohne bei jeder Wendung und Biegung desselben nach den Richtstangen zu schauen,

Digitized by Google

welche die liberale Kammermehrheit steckt. Diese Deutung ist durch den Gang der Dinge bis herab auf die Tage der unmittelbaren Gegenwart als richtig erwiesen worden, wie sie auch diejenige ist, welche den Fürsten in vollem Einklang erscheinen läßt mit der gesammten seit Entwickelung des jüngsten Examensstreites eingenommenen Haltung.

Das Gesetz, die allgemein wissenschaftliche Vorbildung der Candidaten des geistlichen Standes betreffend, ist in der den Lesern dieses Blattes bekannten Fassung unter dem 5. März dieses Jahres publicirt worden. Unter dem 11. April wurde die landesherrliche Vollzugsverordnung erlassen. Die wichtigsten Festsetzungen derselben sind, daß eine nur vorübergehende Stellvertretung oder Aushilfeleistung in einem geistlichen Amte auch solchen Geistlichen gestattet werden kann, welche hinsichtlich ihrer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung nicht allen Anforderungen, die das Gesetz als Regel stellt, entsprechen; sodann die, daß die Ausübung einzelner kirchlicher Handlungen durch auswärtige, blos vorübergehend im Großherzogthume sich aufhaltende Geistliche nicht unter die Bestimmungen des Gesetzes fällt, wenn die betreffenden Handlungen weder in Ausübung eines geistlichen Amtes, noch als Stellvertretung oder Aushilfe in der Seelsorge, sondern nur als eigene Andachtsübungen des Geistlichen stattfinden (sogenannte Privatmessen). Die Kirche hatte volle Ursache, diese Erledigung der lange schwebenden, recht verwirrten und verwickelten Angelegenheit mit Freuden zu begrüßen. Der noch in elfter Stunde, als eben der zwischen der Regierung und der zweiten Kammer wegen des erstvorgelegten Gesetzentwurfes ausgebrochene Conflict unheilbar zu werden drohte, mit einer de- und wehmüthigen Immediateingabe bei dem Großherzog vorstellig gewordene Erzbisthumsverweser Kübel hat Anfangs April in einer Audienz bei dem Großherzog den Dank für die glückliche Erledigung der Examensfrage dargebracht und wurde nach der Audienz, welche eine Stunde währte, auch von der Großherzogin und von dem Erbgroßherzog empfangen. Durch Generale vom 22. April sodann hat das erzbischöfliche Kapitelsvicariat dem Klerus kundgethan, daß es sich dem Gesetze vom 5. März „unterzogen" habe und „diesen bedeutsamen Schritt zur Anbahnung des Friedens zwischen Staat und Kirche begrüße." Hieran reihen sich Vorschriften über die Art und Weise, wie die Candidaten der Theologie und die Priester durch Vermittelung des Kapitelsvicariats der Staatsregierung die Nachweise über den Besitz der allgemein wissenschaftlichen Bildung bez. die Gesuche um Dispens einzureichen haben. Schon seit Wochen waren die seit dem Jahre 1874 ins Ausland gegangenen Priesteramtscandidaten, die sogenannten „Sperrlinge", zahlreichst zurückgekehrt und waren in Function getreten. Der Staatsanzeiger veröffentlichte in langer Reihe die Namensverzeichnisse von Geistlichen und Candidaten, welche theils auf Grund ordnungsmäßigen Nachweises der im Gesetze bestimmten Erfordernisse, theils auf Grund erwirkter Dispensationen zur ständigen öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen, sowie zur Erlangung von Kirchenämtern staatlich zugelassen wurden. Die kirchliche Behörde war minder nachsichtig gegen ihre Priester, als das die vordem verlangte Staatsprüfung abschaffende Gesetz. Die Concursprüfung, durch deren Bestehen sich die Priester den Anspruch auf definitive Erlangung eines geistlichen Amtes erwerben, war seit Jahren nicht mehr abgenommen worden, weil in Folge der Renitenz der Curie bezüglich des Nachweises der allgemein wissenschaftlichen Bildung das Staatsgesetz allen seit 1863 zu Priestern Geweihten die Erlangung eines geistlichen Amtes wehrte. Die Hoffnung, daß wenigstens den älteren Priestern die Concurs-

Digitized by Google

prüfung erlassen werden möchte, war eitel. Sie alle, darunter Männer von vierzig und mehr Jahren, hatten sich abtheilungsweise in Freiburg einzufinden, und es war ihnen so Gelegenheit geboten, während der Examenswoche, sowie vor und nach derselben Vergleiche anzustellen zwischen dem „religionslosen" modernen Staate, welcher die Achiver nicht für die Sünden ihrer Könige büßen läßt, und der Mutter Kirche, welche es der Wahrung ihrer Autorität nicht entsprechend findet, den lammartigen Gehorsam ihrer Priestersöhne dadurch zu lohnen, daß sie dieselben um einen kleinen Theil der durch den mütterlichen Trotz verschuldeten Folgen erleichtert. Doch auch das ging vorüber, und die Fülle der jetzt erfolgenden Pfarreiausschreibungen und Pfarrernennungen legte auch auf diese Wunde heilendes Pflaster. Im Ganzen kann gesagt werden, daß die Kirche die ihr so günstige Erledigung des Examensstreites tactvoll entgegennahm, ohne ein Triumphgeschrei, welches das Maß des durch die üblichen „Kopfbögen und Impressen" Vorgeschriebenen überstiegen hätte. Freilich hatte die Curie auch allen Grund, sich innerhalb dieser Schranken zu halten. Denn sie hatte die Macht des Staates und seiner gesetzgebenden Factoren gefühlt, und hatte durch die vor Votirung des Gesetzes erfolgte Zurücknahme des früheren Dispensverbotes sich vor der staatlichen Autorität gebeugt.

Bezüglich des Prüfungswesens der Candidaten der evangelischen Theologie hat sich mit dem Inkrafttreten des neuen Staatsgesetzes nichts Wesentliches geändert. Die Prüfungsordnung der evangelischen Kirche vom 1. November 1872 umfaßt als integrirenden Bestandtheil der zum Eintritt in die praktisch-theologischen Curse verordneten theologischen Vorprüfung eine Prüfung über Gegenstände aus dem Gebiete der Philologie, der Philosophie und Geschichte. Die besondere kirchliche Prüfung über diese Fächer wurde bisher durch die nunmehr abgeschaffte staatliche Prüfung über die allgemein wissenschaftliche Vorbildung ersetzt. Jetzt nimmt die Kirche von sich aus diese Prüfung ihrer Candidaten vor.

Anläßlich der Beilegung des Examensstreites wurde in der Presse mehrfach die Frage erörtert, ob denn die evangelische und die katholische Kirche in der staatlichen Gesetzgebung dauernd vollständig gleich zu behandeln seien. Es lag gewiß nahe, diese Frage damals aufzuwerfen. Das frühere Examensgesetz wäre nicht gekommen, wenn in dem Territorialbestande des badischen Staates einzig die evangelische Kirche bestände. Diese unterzog sich dem Gesetze; in Bezug auf die katholische Kirche aber, für welche das Gesetz gemeint war, blieb dasselbe in Folge des passiven Widerstandes der Kirche seiner letzten Intention nach gänzlich wirkungslos. Nicht um der evangelischen, sondern lediglich um der katholischen Kirche willen wurde es aufgehoben. Es war durchaus sachgemäß, daß in der bezüglichen Debatte der ersten Kammer am 3. März Prälat Doll, Vertreter der evangelischen Landeskirche in diesem Hause, die Frage der völlig gleichen Behandlung beider Kirchen in der staatlichen Gesetzgebung in der Kreis der Erörterung zog. Kein Kundiger kann gegen die Thesis, womit der Redner seine verneinende Beantwortung dieser Frage stützte, Widerspruch erheben. Sie war die, daß die beiden Kirchen die gleichartige Aufgabe haben, den religiösen Sinn und durch dessen innere Kraft das sittliche Leben zum Wohle des Volkes zu pflegen und zu fördern, daß sie aber in ihrer ganzen äußeren Organisation, in ihrer ganzen Stellung zum Staate nicht den gleichen Charakter haben: die katholische Kirche hat die Wurzeln ihres Werdens und ihrer Entfaltung in Rom, die evangelische Kirche ist aus deutschem Boden entsproßt; jene hat einen universellen Charakter, diese ist

Landeskirche; jene verhält sich, wenigstens theoretisch, ablehnend gegen hohe und hochgeschätzte Errungenschaften der modernen Cultur, des geistigen Fortschrittes, diese ist ihrem innersten Wesen nach der modernen Cultur, dem geistigen Fortschritte verwandt, sympathisch. Es mag an diesen Andeutungen einiger Grundgedanken der eingehenden, klaren Darlegung des Redners genügen. Die Frage der gleichartigen Behandlung beider Kirchen in der staatlichen Gesetzgebung wird im ferneren Verlaufe des mit der Beilegung des Examensstreites ja keineswegs beseitigten staatlich-kirchlichen Conflictes noch des öfteren zur Discussion stehen, und an dem endlichen Austrage derselben im Sinne der vorstehenden Auseinandersetzung zweifeln wir nicht.

Dem Drama der Beilegung des Examensstreites ist in einer scharfen Fehde, welche der Abgeordnete zur zweiten Kammer Reinhold Baumstark gegen die Freiburger „Kriegspartei" des Ultramontanismus führt, ein im Ganzen recht wenig erquickliches Nachspiel geworden. Wir hatten uns nicht getäuscht, als wir bei Beginn der mit März dieses Jahres abgelaufenen Landtagssession die Vermuthung aussprachen, daß man in Folge des Wiedereintrittes Baumstark's in die Kammer auf ein und das andere Ueberraschende gefaßt sein könne. Dieses Ueberraschende kommt zwar, wie erwähnt, in vollster Weise erst als Nachspiel des parlamentarischen Dramas. Doch hat sich in diesem selbst der schon vorher gelegte Keim entwickelt und reif gestaltet, bis jetzt die volle Frucht vor unseren Augen steht. Wir haben früher Baumstark in diesen Blättern charakterisirt als einen heißblütigen und innigst katholisch-gläubigen Convertiten, der bei aller Uebereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen bezüglich des „kirchlichen Katholicismus" den „politischen Katholicismus" des Centrums als dem Staate gegenüber unberechtigt und für die Kirche unheilvoll schon wiederholt aufs schärfste verurtheilt habe. In seiner soeben ausgegebenen neuesten Streitschrift gegen den „politischen Katholicismus"*) charakterisirt Baumstark sich selbst als einen Mann, „der im jetzigen Deutschland zu den bestgehaßten Gegnern priesterlicher Herrschaft, politischen Mißbrauches der Religion und jeglicher ultramontanen Uebertreibungen gehört". Die Fehde gegen den „politischen Katholicismus" hat sich schon während des Landtages, besonders aber sofort nach Schluß desselben zum persönlichen Kampfe gestaltet gegen die von Baumstark selbst so genannte Freiburger „Obscurantencamarilla", welche den wohlwollenden (?), aber — so geht aus der Baumstark'schen Darlegung hervor — höchst schwachen, unselbständigen Freiburger Bisthumsverweser Kübel in seinen staatlich-kirchlichen Friedensbestrebungen stetsfort hemme. Ein Hauptrepräsentant dieser Camarilla ist nach Baumstark der Abgeordnete Wacker, das enfant terrible der ultramontanen Partei in Baden, ein heißsporniger journalistischer Klopffechter, dem Baumstark's drängendes Bemühen, den Bisthumsverweser als die Thätigkeit Wacker's verurtheilend darzustellen, den Gewinn brachte, daß er durch diesen selben Bisthumsverweser eben erst zu einer höheren Rangstufe in den Reihen der Freiburger Domgeistlichkeit erhoben wurde. Nächst Wacker erscheint der erzbischöfliche Kanzleidirector, Officialsrath Maas, ein jüdischer Convertit, als die Seele der Kriegspartei im Lager des Freiburger Erzbisthums. Gegen diese Camarilla, d. i. gegen die Verfechter des politischen Katholicismus und Ultramontanismus zieht Baumstark zu Felde. Nach der in der oben erwähnten Schrift gegebenen Darlegung hat er in stetem Kampfe

*) Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogthum Baden. Freiburg, F. Wagner'sche Buchhandlung.

gegen jene die Beilegung des Examensstreites zu Stande gebracht, und zwar auf katholischer Seite im Wesentlichen er, Baumstark, allein, ohne nennenswerthe Mitwirkung der übrigen ultramontanen Abgeordneten. Obgleich Baumstark die Sache des Bisthumsverwesers zu führen behauptet, läßt ihn dieser doch völlig im Stiche, auch keines der ultramontanen Preßorgane führt seine Sache: die ganze Partei — wenigstens hat sich etwas Anderes bis dahin nicht gezeigt — steht gegen ihn. Es erweckt bei allen Schwächen, die Baumstark zeigt, bei seiner hochgradigen Reizbarkeit, bei der allzu hohen Selbstschätzung, die er sich angedeihen läßt, immerhin ein tragisches Empfinden, zu sehen, wie dieser ideal-gläubige, innig fromme Katholik sich fruchtlos zermartert und aufreibt im Kampfe gegen Gewalten, denen als höchstes Ziel absolut reale Macht- und Herrschaftsinteressen vorschweben, während die Pflege und Förderung des religiösen Lebens nur als Staffage, als Beiwerk, als Mittel zum Zwecke dienen. Die neueste Schrift Baumstark's ist übrigens lesenswerth schon um der gründlichen, geschichtlichen und actenmäßigen Darstellung des Examensstreites und seiner Beilegung willen, sodann aber auch als Beitrag zur Geschichte und Psychologie der katholischen Kirche und der ultramontanen Partei in Baden, ja in Deutschland.

Die Wogen der innerhalb der nationalliberalen Partei stattgehabten Trennung gehen in Baden bis dahin nicht sehr hoch. Schreiber dieser Zeilen bekennt sich, entgegen der von diesen Blättern eingenommenen Stellung, als Anhänger der Secession. Der Gedanke der Trennung wohnte der nationalliberalen Partei seit langem embryonisch inne, er mußte seit Proclamirung der neuen Zoll- und Wirthschaftspolitik und seit dem Aufblühen der Puttkamer'schen Aera von Tag zu Tag an Realität gewinnen, bis er jetzt in Fleisch und Blut gekleidet vor unseren Augen steht. In dem Ausscheiden der Herren Forckenbeck und Genossen aus der nationalliberalen Partei und dem Zusammenschlusse derselben zu einer „neuen Gruppe" erblicken wir nichts anderes, als — um mit den bekannten Bremer Resolutionen zu sprechen — „den Entschluß eines Theiles der bisherigen nationalliberalen Partei, kräftiger, als dies in dem bisherigen Parteiverbande möglich war, die liberalen Errungenschaften gegen die Reaction zu vertheidigen." Der nationale Gedanke soll und muß hoch gehalten werden, wie bisher, seiner immer völligeren Verwirklichung gebühren die hingebendste Arbeit, die höchsten Opfer. Aber in unzertrennbarer Gemeinschaft hiermit muß in dieser Zeit der sich immer mächtiger regenden Reaction der liberale Gedanke energischer betont, strammer und principieller zur Geltung gebracht werden. Von dem Boden des nationalliberalen Programmes kann und wird die Gruppe nicht um eines Haares Breite weichen. Ihr Bestreben aber, dieses Programm fester, consequenter zu verwirklichen, wird einer günstigen Wirkung auch auf die alten Freunde Bennigsen'scher Führung nicht verfehlen.

Von den acht badischen nationalliberalen Reichstagsabgeordneten ist nur einer, Pflüger von Lörrach, der Secession beigetreten. Pflüger ist als Abgeordneter zur zweiten Kammer zugleich Mitglied der badischen nationalliberalen Landtagsfraction und Mitglied des Landesausschusses der nationalliberalen Partei. Er hat dem Landesausschuß seinen Beitritt zur Secession mit dem Anfügen angezeigt, „daß seine Stellung zur badischen Landespartei dadurch unberührt bleibe", und die „Badische Correspondenz", das officielle Organ der Partei, hat sich darauf hin vernehmen lassen, daß sie zwar den Austritt Pflüger's aus der Reichstagsfraction nicht billige, „aber seine politische Stellung inmitten der badischen nationalliberalen Partei wird dadurch nicht ge-

ändert". Wie die Dinge gegenwärtig liegen, d. h. in Anbetracht dessen, daß die badische nationalliberale Landtagsfraction zur Zeit thatsächlich noch von der „Einheit politischer Denkart" zusammengefaßt wird, welche die Glieder der neuen Gruppe bei der Reichstagsfraction vermißten, erscheint das correct. Ob die zunächst nur auf die Reichstags- und die preußische Landtagsfraction sich erstreckende Secession ohne zerklüftende Wirkung auf die nationalliberalen Fractionen anderer Particularlandtage bleiben wird, ist eine jetzt noch nicht zu lösende Frage der Zeit. Die „Badische Correspondenz" hat, vor allem in mehreren offenbar der Feder des Vorstandes des Landesausschusses, Rieser, entstammenden Aufsätzen, scharfe Stellung gegen die Secession genommen. Die Secession wurde „aufrichtig bedauert" und als „ein schwer zu verantwortender Mißgriff" bezeichnet; allerdings mit der Beifügung, daß diese Urtheile „nur der Ausdruck persönlicher Ueberzeugungen des Verfassers" seien, jedoch hat sich eine andere als antisecessionistische Stimme in dem Blatte nicht vernehmen lassen. Die übrige nationalliberale Presse besteht vorwiegend aus den von der Regierung abhängigen und speciell von der gegenwärtigen Regierung scharf überwachten Amtsverkündigungsblättern. Nachdem die „Karlsruher Zeitung" mit Wiedergabe des ersten antisecessionistischen Aufsatzes der „Badischen Correspondenz" die Stellungnahme der Regierung gegen die Secession kundgethan und nachdem noch zum Ueberflusse die „Kölnische Zeitung" gemeldet hat, „daß die Mitglieder des Ministeriums auf dem Bennigsen'schen Standpunkte stehen, und daß besonders der Präsident des Ministeriums des Innern sich energisch in diesem Sinne ausspricht", so war damit die antisecessionistische Stimmung dieser Blätter besiegelt. Indessen nehmen auch diejenigen nationalliberalen Blätter, welchen der Charakter des Amtsverkündigungsblattes nicht eigen, Stellung gegen die Secession, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Secession in weiten Kreisen Widerspruch erfährt. Im Uebrigen zeigt die Geschichte unseres constitutionellen Lebens, daß das badische Volk in seinem gesundesten Kerne allezeit am treuesten zu denen gestanden ist, die bei gleicher Hochhaltung der nationalen Idee den liberalen Gedanken mit vollster Energie betonen. Die Zeit wird, wie in Deutschland überhaupt, so auch in Baden, in Bezug auf die Secession noch Manches klären.

H.

Literatur.

Das Münchener Gesammtgastspiel 1880. Von Dr. Heinrich Bulthaupt. Bremen, Rühle und Schlenker. — Man findet in dieser kritischen Schrift eine wohlthätige Sicherheit und Unabhängigkeit des Urtheils. Ohne das Treffliche einzelner Leistungen zu verkennen, kommt der Verfasser doch zu dem Schlusse, daß der positive künstlerische Gewinn des Unternehmens des Herrn Possart ein geringer sei. Tragische Schauspieler von erster Größe, wahrhafte Genies hat er in München nicht zu entdecken vermocht, dagegen hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß es in den mittleren Regionen des schauspielerischen Ruhms oft besser aussieht als auf seinen stolzen Höhen, und eine gute verständige Theaterleitung, meint er, könne eben so wohl, ja besser abgerundete Vorstellungen geben, als man in München gesehen. Das Urtheil basirt überall auf gründlicher Kenntniß der Dichtungen und sticht angenehm ab von den meisten nicht immer uninteressirten kritischen Stimmen, die sich seiner Zeit in der Tagespresse breit machten.

K.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 7. October 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Lang.**

1880. № 42.

Inhalt:

	Seite
Zum 15. October. Die Vollendung des Kölner Doms. Von A. Springer	577
Aus dem goldenen Zeitalter der Tonkunst. Von H. A. Köstlin	581
Aus Jean Paul's „Lob der Dummheit". Von P. Nerrlich	588
Die neuesten Forschungen über Religionswissenschaft. II. (Schluß.) Von F. Spiegel	600
Fürst Bismarck als Handesminister	609
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Berlin. Von der Kunstausstellung	612
Literatur:	
S. Junghans, Orsanna und andere Erzählungen	614
Notiz:	
Einundzwanzigste Plenarversammlung der historischen Commission bei der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften	614

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Zum 15. October.

Die Vollendung des Kölner Domes.

Heute sind die Augen aller guten Deutschen nach der alten Colonia Agrippinensis mit freudigem Stolze gerichtet. Die Augen aller guten Deutschen. Denn das Häuflein schwarzer Gestalten, welche knurrend und murrend zur Seite stehen und von keiner Dombaufeier wissen wollen, rechnen wir weder zu den guten Leuten noch zu den deutschen Leuten. Besser, die Ultramontanen halten sich von dem Feste fern, als daß sie, über den besiegten Staat triumphirend, durch die neuen Thurmhallen einziehen. Mit ihrer schon so oft erfolgreichen Keckheit haben sie auch diesen Anlaß benützt, ihre Partei für das katholische Volk, ihre politischen Tendenzen für religiöse Satzungen auszugeben. Für sich allein nahmen sie das Gotteshaus in Anspruch, als ausschließliches Kirchenfest sollte der Tag der Domvollendung begangen, in ihrem Interesse ausgebeutet werden. Sie thun gerade, als ob in ihren Kreisen der Gedanke des Ausbaues wäre geboren worden, als ob sie die Mittel zur Vollendung des Domes gespendet, sie die Künstler geliefert, deren geniale Kraft den Gedanken in die Wirklichkeit übertrug. Sie vergessen oder lieben zu vergessen, daß ohne die großartige, auch in den schwierigsten Zeiten gewährte Liberalität der preußischen Regierung, ohne die Opferwilligkeit des deutschen Volkes, mochte sich dieselbe auch zuweilen in die unschöne Form des Lotteriespieles kleiden, der Kölner Dom ein Rumpf geblieben wäre. Sie vergessen oder lieben zu vergessen, daß schon der alte Boisserée (in einem denkwürdigen Briefe an den Cardinal Geißel) vor den kunstfeindlichen Zeloten, welche an dem Domwerke mäkelten, warnen mußte, und daß die Ultramontanen nach Kräften den wackeren Baumeister Zwirner gequält und in seinem Wirken gestört haben. Mit Entschiedenheit weisen wir daher die Anmaßung der Ultramontanen, das Domwerk als ihre Hausangelegenheit zu betrachten, zurück und treten für das Recht des deutschen Volkes ein, die Vollendung des Domes als eine nationale Ruhmesthat zu feiern. Das deutsche Volk, die preußischen Fürsten voran, schenkt den Dom der Stadt Köln, das ist die Wahrheit der Sache. Es schenkt ihn neidlos, ja willig und freudig der

Digitized by Google

katholischen Gemeinde in Köln. Denn erlogen ist auch die von Ultramontanen verbreitete Behauptung, als ob wir gegen unsere katholischen Mitbrüder Abneigung oder wohl gar Haß hegten. Wie sich unserer Bildung durch die Schule unzertrennlich ein antikes Element beigesellt hat, so hat eine tausendjährige Geschichte dem Blute eines jeden von uns einen katholischen Tropfen beigemischt. Wir denken nicht geringschätzig von einer Institution, welcher unsere Vorfahren als Weltmacht huldigten; wir achten ein Bekenntniß, welches auch jetzt noch Millionen Menschen die Seele beruhigt und im Kampfe gegen das Schicksal stark macht; wir sind alle zusammen noch immer romantisch genug gesinnt, um im katholischen Cultus den bestrickenden Einfluß auf unsere Phantasie zu empfinden und die ergreifende Verknüpfung des Sinnlichen mit dem Geistigen zu bewundern. Willig erkennen wir an, daß im Kölner Dom die kirchliche Bestimmung dem Kunstwerke erst die volle Weihe und das wahre Leben giebt und wünschen in aller Ehrlichkeit, daß die Krone der gothischen Architektur noch lange die Stätte religiöser Erhebung bleibe.

Hier ist nicht der Ort, heute auch nicht die rechte Stunde, die Baugeschichte des alten Domes zu erzählen. Die wichtigsten Daten derselben sind in den letzten Wochen oft genug in den Zeitungen uns im Gedächtnisse aufgefrischt worden. Noch weniger würde es sich ziemen, Kritik an dem Bauwerke zu üben und Vergleiche zwischen dem Kölner Dome und den anderen gothischen Kathedralen Westeuropas anzustellen. Mag sein, daß das eine und andere hätte besser gemacht, daß dem Grundrisse ein lebendigerer Hauch der Originalität hätte aufgedrückt, in den Maßen und Verhältnissen ein feineres Gleichgewicht bewahrt werden können. So wie der Dom ist, dürfen wir ihn den kühnsten und großartigsten Werken der mittelalterlichen Kunst beizählen, weckt er unsere Bewunderung und erfüllt unsere Phantasie. Wohl aber geziemt es, der Männer pietätvoll zu gedenken, welchen wir die Umwandelung des halb in Trümmern liegenden Torso in ein vollkommenes ganzes Gebilde zu danken haben. Zuerst und mit klingendem Brusttone muß der ehrwürdige Sulpiz Boisserée begrüßt werden. Dem jüngeren Geschlechte ist der Name fast fremd geworden. Weil er kein großer Gelehrter war, die Resultate seiner Forschungen bald überholt wurden, sieht man ihn nicht selten über die Achseln an. Wir aber wollen uns vor Augen halten, was er war. Leicht ist es, einzelnes besser zu wissen, schwer aber, an eine Sache selbstlos sein Leben hinzugeben, die Begeisterung für eine Idee von der Jugend bis zum höchsten Alter unverbrüchlich zu wahren, sie warm und flammend in den verschiedensten Lagen zu erhalten. Das that Boisserée. In seinen alten Tagen, in seiner behaglichen Bonner Behausung, als die Gewißheit des Ausbaues ihn froh und muthig stimmte, pflegte er uns mit Humor von den Anfängen seiner Domstudien zu erzählen. Der wichtigste, fast der einzige Dombeamte und Dom-

Digitized by Google

arbeiter war der Dachdecker, und selbst für diesen reichten kaum die Mittel des gänzlich verarmten Domes hin. Denn der Kölner Dom besaß nicht wie der Straßburger Münster und andere Kathedralen ein fundirtes Vermögen, aus welchem die Erhaltungskosten bestritten werden konnten. Von allem Anfange an war der Dombau auf freiwillige Beiträge angewiesen. Noch früher als der erste Baumeister des Domes Gerhard von Riele wird uns der „petitor", der Sammler, in den Urkunden genannt, welcher die frommen Gaben und Spenden im Erzstifte einsammelte. Die Baukasse war schon im sechzehnten Jahrhundert erschöpft; aber auch die zur Unterhaltung des Baues nöthigen Gelder blieben aus, als in der Franzosenzeit das Kölner Erzbisthum aufgehoben, die alte Hauptstadt des Niederrheines zur Residenz eines armseligen Unterpräfecten degradirt wurde. Das Schicksal des Domes, Ruine zu werden und zu verfallen, erschien besiegelt. Da war es Boisserée, welcher, von wenigen Freunden unterstützt (im Anfange des Jahres 1808) seine Studien und Messungen begann. Er wollte der Nachwelt wenigstens das Bild des Domes überliefern, wie derselbe in seiner Vollendung sich dem Auge dargeboten hätte. Jahre vergingen, ehe die Zeichnungen fertig wurden. Boisserée machte Reisen, ging nach Regensburg und Straßburg, um hier an verwandten Werken das Wesen der Gothik zu ergründen, warb die Maler Fuchs und Quaglio, welche die perspectivischen Ansichten und Aufrisse des Domes zeichneten, gewann, was besonders werthvoll war, die Mitwirkung des Architekten Moller, welcher einzelne technische Probleme lösen half. Unter den Zeitgenossen und bei den Mitbürgern fand er geringes Verständniß für sein Streben. Seine drei Gehilfen hatte die Natur nicht mit ansehnlichen stattlichen Körpern ausgestattet. Wenn er mit Fuchs, Quaglio und Moller (1811) nach dem Dome wanderte, begrüßten ihn die allzeit schlagfertigen Kölner mit den Worten: „Da geht wieder der gecke Boisserée mit seiner buckligen Dreifaltigkeit." Die Vollendung der Zeichnungen brauchte mehrere Jahre, aber eine noch viel längere Zeit währte es, ehe dieselben in Kupferstich herausgegeben werden konnten. „Da ich in Deutschland nicht genug Kupferstecher fand, die im Fache der Architektur geübt waren, so nahm ich die ausgezeichnetsten Künstler in Paris zu Hilfe." Zwischen der Ausgabe der ersten und der letzten Lieferung verflossen dreiundzwanzig Jahre, mehr als die halbe Zeit, welche von der Grundsteinlegung zu den neuen Theilen des Domes (1842) bis zur Vollendung der Thurmspitzen verstrich. Während der napoleonischen Herrschaft blieben Boisserée's Bemühungen für den Dom ohne Erfolg. Napoleon hatte wohl Interesse an der Vollendung des Mailänder Domes; was kümmerte ihn aber ein deutsches Bauwerk. Der erste mächtige Mann, in welchem Boisserée's Ideen und Pläne zündeten, war der damalige Kronprinz von Preußen. Bei dem Besuche Kölns im Sommer 1814 nahm

Digitized by Google

der Dom sein Hauptinteresse in Anspruch. „Das Frühstück war kaum geendet, als der Kronprinz sich wegen des Ausbleibens von Knesebeck vor Ungeduld kaum mehr halten konnte. Wir gingen endlich hinten am Garten heraus und als er die erste Ecke des Thurmes über den Häusern hervorragen sah, schrie er laut auf: Herr Jesus, da ist der Dom schon. Nun wanderten wir zu der Drachenpforte; hier kehrte sich der Kronprinz gleich zu den anderen Herren und sagte: Sehen Sie, daß das viel herrlicher ist, als alles, was wir gesehen!" „Der Kronprinz," so schließt Boisserée seinen Bericht, „wollte nun eben gleich den Dom ausbauen." Boisserée's Hoffnung, daß der Besuch des Kronprinzen „ein guter Stein ist in unserem Gebäude", ging rasch in Erfüllung. Bereits 1816 kam Schinkel im Auftrage der Regierung, um den baulichen Zustand des Domes zu untersuchen und Vorschläge für die Erhaltung desselben zu machen. Seine Ueberzeugung war: „Eine ganz gründliche Herstellung ist ohne einen Fortbau, sei er noch so langsam, gar nicht möglich," und nach dieser Ueberzeugung handelte er. Mit gerechtem Stolze erfüllt uns, die wir in der Antike die schönste und beste Grundlage unserer Bildung erblicken, daß unsere größten Classiker so liebevoll und so verständnißvoll auch von der mittelalterlichen Kunst dachten. Der Dichter der Iphigenie brachte Erwin von Steinbach wieder zu Ehren, Carstens gab sich mit ganzer Seele dem mächtigen Eindrucke der Gothik hin, Schinkel erkannte zuerst die Nothwendigkeit, den Kölner Dom auszubauen. Den Dom erhalten das heißt ihn vollenden, so lautete sein Ausspruch. Wir danken ihm nicht nur die energische Förderung des Domwerkes, wir danken ihm auch die glückliche Wahl des Mannes, welchem seit 1833 die Restauration und der Weiterbau anvertraut wurde. Ernst Zwirner war kein genialer Architekt; in Bezug auf schöpferische Begabung stand er gegen viele Fachgenossen zurück. Er besaß aber alle Eigenschaften, von welchen der gedeihliche Fortgang des Dombaues abhing: eine große Selbstlosigkeit, eine von Jahr zu Jahr sich steigernde begeisterte Liebe für seine Aufgabe, eine außerordentlich administrative Umsicht und praktische Tüchtigkeit und endlich die nicht minder seltene Kunst, still und bedächtig alle Hindernisse zu ebnen, die Widerstrebenden zu entwaffnen, die Lauen zu erwärmen und trotz allen Anfechtungen sich zu behaupten und sein Werk fortzuführen. Daß sein Nachfolger im Amte, Voigtel, dessen Name ruhmreich für alle Zeiten mit der Vollendung des Domes verknüpft ist, in Zwirner's Geiste weiter wirkte, muß gleichfalls als Glück gepriesen werden. So lange am Dome in unserem Jahrhundert gebaut wurde, herrschte ein und derselbe gute Geist in der Bauhütte. Niemals wäre aber die Bauhütte errichtet worden, wenn nicht König Friedrich Wilhelm IV. die Hoffnungen, welche sein Besuch im Jahre 1814 bei den Dombaufreunden erregt, als Fürst in hochherziger Weise erfüllt hätte. Seinem Einflusse dankte die Dombaukasse seit

Digitized by Google

dem Jahre 1824 die regelmäßigen Zuschüsse aus Staatsmitteln. Sie betrugen in den Jahren 1825—1841 die Summe von 215 000 Thalern, beinahe zwei Drittel der Einnahmen, über welche die Baukasse überhaupt in jenem Zeitraume verfügte. Als er aber den Thron bestiegen hatte, wurde sein Wunsch, den Dom zu vollenden, zur That. Am 4. September 1842 legte er den Grundstein zum Fortbaue des Domes. Unbeschreiblich groß war der Eindruck seiner Weiherede. „Kein Auge blieb trocken. Die alten Generale, Erzherzog Johann, selbst Humboldt und auf seine Weise Metternich waren tief ergriffen und drückten sich die Hände." Heute wird die Erinnerung an die Rede des Königs wieder lebendig, und treffen seine Worte mit gleicher Kraft wie damals unser Herz: „Hier wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja den Bau des Vaterlandes hemmte." A. Springer.

Aus dem goldenen Zeitalter der Tonkunst.*)

Zu aufrichtigem Danke verpflichten uns diese neuesten Publicationen des verdienten, pietätvollen Musikforschers. So weit sind wir ja Gott sei Dank noch nicht vorgeschritten, daß der Name Mozart nicht wie Zauberklang auf uns wirkte. Nennt ihn doch derjenige, dessen Schlepppträger sich weit über ihn erhaben dünken, den „herrlichen Musiker, in welchem die Musik ganz das war, was sie im Menschen zu sein vermag, wenn sie eben ganz nach der Fülle ihrer Wesenheit Musik und nichts anderes als Musik ist" (Richard Wagner, Oper und Drama). Alle Achtung vor den gedankenschweren, oft bis zur Unverständlichkeit „tiefen" Werken der Gegenwart — aber sie halten keinen Vergleich aus mit dem Zauber, den jene in unvergänglicher Jugendschöne und unverwüstlicher Frische einhergehenden Meisterwerke aus dem goldenen Zeitalter der Musik auf jeden Unbefangenen ausüben. Als wir uns diesen Sommer in Baden-Baden einmal recht gründlich satt hören wollten

*) Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen Handschriften herausgegeben von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. In Auszügen dargestellt von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Digitized by Google

an moderner, mit „Gedanken" getränkter Musik, und als da Gutes und Schlechtes, Bedeutendes und Unbedeutendes an uns vorübergezogen war, da entrang sich uns ein Seufzer: „nur Einen Tact nun von Mozart oder Beethoven!", ein gelindes Heimweh wollte uns erfassen nach den „Kindheitsjahren der Tonkunst", wie manche Vorgeschrittene die classische Epoche zu nennen belieben — nach der Zeit, da die Musiker die Naivetät hatten, schöne, gedankentiefe Musik zu schaffen, und nicht beanspruchten, die Ideen der Philosophen in Töne umzudichten. So hoch wir das stellen, was die Gegenwart Gutes leistet, so rückhaltlos wir anerkennen, daß die Musik in Beziehung auf Klangfarbenpracht, Rhythmik und Ausdruckskraft ungeahnte Fortschritte gemacht hat, so lassen wir uns doch die Freude an jenen „älteren Werken" nicht verkümmern, in welchen das Schöne lebt und webt und deren liebenswürdiger Zauber die Seele so gefangen nimmt, daß da „verschwebt und sich löst jedes irdische Weh, und wir wie durch einen Zauber alle die Flecken hinweggetilgt sehen, welche uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will, von uns abzuwaschen" (D. Fr. Strauß). Wo aber ist so süßer, vollquellender und doch so beseelter Wohllaut, als bei Mozart? Wenn seine Klänge uns umspülen, ist's uns nicht wirklich wie dem Dichter:

„Wie? hob mich zum Olymp ein luft'ger Kahn?
Welch' goldene Lichter seh' ich um mich tagen!
Und welch' ein nie empfundenes Behagen
Dringt, wie ein Aetherstrom, auf mich heran!"

Darum, was uns über die Persönlichkeit des großen Meisters Aufschluß giebt, darf jederzeit auf unser dankbares Interesse rechnen, und in der That bietet Nottebohm's Publication eine werthvolle Ergänzung zu dem Lebensbilde, welches Otto Jahn's Meisterhand von Mozart entworfen hat. Das Büchlein enthält nämlich Materialien zu Mozart's Leben, von der Wittwe Mozart mitgetheilt, und eben solche von Mozart's Schwester mitgetheilt, nach welchen Otto Jahn vergeblich gesucht hat und welche jetzt erst wieder zum Vorschein gekommen sind. Veranlaßt wurden diese Mittheilungen der Wittwe und der Schwester des Meisters durch die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich dieserhalb an die beiden Frauen wandte, um Friedrich Rochlitz Materialien zu einer von ihm zu verfassenden Mozart-Biographie zu verschaffen.

Unter den Mittheilungen der Wittwe Mozart finden wir etliche vierzig noch nicht gedruckte Briefe Mozart's, einige Gedichte und verschiedene Schriftstücke von großem Werthe, so einen Brief Haydn's aus London, in welchem derselbe seinem Schmerze über den Hingang des jungen Meisters Ausdruck giebt; ferner ein Schreiben von Rob. May O'Reilly in London an Mozart vom 26. October 1790, worin Mozart für December 1790 eingeladen wird,

Digitized by Google

nach London zu kommen, dort bis Juni 1791 zu bleiben und zwei Opern zu schreiben, gegen 300 Pfund Sterling. Die Mittheilungen der Schwester Mozart's enthalten Daten zur Biographie Mozart's, Reden und Gedichte auf Mozart, Zeitungsberichte, ein Zeugniß des Padre Martini, eine Mozart gewidmete Composition. Der Anhang giebt noch Briefe der Wittwe und Schwester Mozart's an die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel.

Wehmüthig stimmt die Beschäftigung mit den Reliquien eines so großen Mannes, wie Mozart war. Was er für diejenigen gewesen ist, die ein Verständniß haben konnten für das Maß seiner Größe und Bedeutung, geht aus Haydn's Worten hervor, die er an Puchberg richtet: „ich war über seinen (Mozart's) Todt eine geraume Zeit ganz außer mir und konnte es nicht glauben, daß die Vorsicht so schnell einen unersetzlichen Mann in die andere Welt fordern sollte," eben so aus dem Zeugnisse des Padre Martini (O. Jahn II, 616), aus der Bewunderung, welche Beethoven in reichstem Maße dem Frühvollendeten zollte — und doch wie trostlos nüchtern und hemmend war die Wirklichkeit, mit welcher der Meister, so lange er athmete, zu kämpfen hatte. Wir wissen ja wohl, daß Mozart sich fortwährend in Geldverlegenheiten befand und mit der Misère im kleinlichsten Sinne zu ringen hatte; aber was es gerade für ihn, den feingestimmten, zart empfindenden, nach Harmonie im Leben verlangenden Künstler war, sich in seinem Schaffen durch solche elende Sorgen aufgehalten und gestört zu sehen, das tritt uns schmerzlich nahe, wenn wir die Briefe an Puchberg durchgehen, an den er in seinen Nöthen sich immer wieder vertrauensvoll und mit rührender Bitte wendet. Es zieht einem das Herz zusammen, wenn man ihn klagen hört, daß „er gezwungen sei, bei Wucherern Geld aufzunehmen", wenn er den Freund um Geduld bitten muß, weil er sein Wort, zu zahlen, nicht einlösen kann, wenn er dem Freunde schreibt: „wenn Sie wüßten, was mir das alles für Kummer und Sorge macht — es hat mich die ganze Zeit her verhindert meine Quartetten zu endigen", oder ein ander Mal sich wünscht „ruhig schreiben zu können — denn ach! Ruhe gehört dazu; — was mich augenblicklich aber äußerst quälet, ist eine Schuld bei dem Galanteriehändler am Stock im Eisen, welcher, obwohl er anfangs selbst die Unmöglichkeit einsah und sich zufrieden zeigte, nun aber ernstlich und ungestüm die Bezahlung fordert" — und welch' ein Stück traurigster Realität klebt an dem folgenden Briefe, den wir als Beispiel beisetzen. Derselbe ist an Puchberg gerichtet und zum ersten Male durch Nottebohm veröffentlicht:

den 12. Juli 1789.

Liebster, bester Freund!
und Verehrungswürdiger Ordensbruder!

Gott! ich bin in einer Lage, die ich meinem ärgsten Feinde nicht wünsche; und wenn Sie bester Freund und Bruder mich verlassen, so bin ich unglücklicher

Digitized by Google

und unschuldigerweise sammt meiner armen kranken Frau und Kind verlohren. — Schon letztens als ich bei Ihnen war wollte ich mein Herz ausleeren — allein ich hatte das Herz nicht! — und hätte es noch nicht — nur zitternd wage ich es schrifftlich — würde es auch schrifftlich nicht wagen — wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich kennen, meine Umstände wissen und von meiner Unschuld, meine unglückseelige, höchst traurige Laage betreffend, gänzlich überzeugt sind. O Gott! anstatt Danksagungen komme ich mit neuen Bitten! — anstatt Berichtigung mit neuem Begehren. Wenn Sie mein Herz ganz kennen, so müssen Sie meinen Schmerz hierüber ganz fühlen; daß ich durch diese unglückseelige Krankheit in allem Verdienste gehemmt werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederhohlen; nur das muß ich Ihnen sagen, daß ich ohngeachtet meiner elenden Laage, mich doch entschloß, bei mir Subscriptions-Academieen zu geben, um doch wenigstens die dermalen so großen und häufigen Ausgaben bestreiten zu können, denn von Ihrer freundschafftlichen Zuwartung war ich ganz überzeugt; aber auch dies gelinget mir nicht; — mein Schicksal ist leider, aber nur in Wien, mir so widrig, daß ich auch nichts verdienen kann, auch wenn ich will; ich habe 14 Tage eine Liste herumgeschickt, und da steht der einzige Name Swieten! — Da es iezt doch scheint, daß es mit meinem lieben Weibchen von Tag zu Tage besser geht, so würde ich doch wieder arbeiten können, wenn nicht dieser Schlag, dieser harte Schlag dazu käme; — man tröstet uns wenigstens, daß es besser gehe — obwohl sie mich gestern Abends wieder ganz bestürzt und verzweifelnd machte, so sehr litte sie und ich — mit ihr aber heute Nacht hat sie so gut geschlafen und befindet sich den ganzen Morgen so leicht, daß ich die beste Hoffnung habe; nun fange ich an, wieder zur Arbeit aufgelegt zu seyn — aber ich sehe mich wieder auf einer andern Seite unglücklich — freilich nur für den Augenblick! — Liebster, bester Freund und Bruder — Sie kennen meine dermaligen Umstände, Sie wissen aber auch meine Aussichten; bei diesem, was wir gesprochen, bleibt es; so oder so, Sie verstehen mich; — unterdessen schreibe ich 6 leichte Clavier-Sonaten für die Prinzessin Friederika*) und 6 Quartetten für den König, welches ich alles bei Kozeluch auf meine Unkosten stechen lasse; nebstbei tragen mir die 2 Dedicationen auch etwas ein; in ein paar Monathen muß mein Schicksal in der geringsten Sache auch entschieden sein, folglich können Sie, bester Freund, bei mir nichts riskiren; nun kömmt es blos auf Sie an, einziger Freund, ob Sie mir noch 500 fl. leihen wollen oder können? — ich bitte, bis meine Sache entschieden ist, Ihnen alle Monath 10 fl. zurückzuzahlen; dann (welches längstens in einigen Monathen vorbey sein muß) Ihnen die ganze Summe mit beliebigen Interessen zurückzuzahlen, und mich anbey noch auf Lebenslang für Ihren Schuldner erklären, welches ich auch leider ewig werde bleiben müssen, indem ich nie im Stande sein werde, Ihnen für Ihre Freundschaft und Liebe genug danken zu können; — Gottlob; es ist geschehen; Sie wissen nun alles, nehmen Sie nur mein Zutrauen zu Ihnen nicht übel und bedenken Sie, daß ohne Ihre Unterstützung die Ehre, die Ruhe und vielleicht das Leben Ihres Freundes und Bruders zu Grunde geht; ewig Ihr verbundenster Diener, wahrer Freund und Bruder

W. A. Mozart.

Von Haus den 14. Juli 1789.

Ach Gott! — ich kann mich fast nicht entschließen, diesen Brief abzuschicken! — und doch muß ich es! — Wäre mir diese Krankheit nicht gekommen, so wäre

*) Die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Digitized by Google

ich nicht gezwungen, gegen meinen einzigen Freund so unverschämt zu sein; — und doch hoffe ich von Ihnen Verzeihung, da Sie das gute und üble meiner Lage kennen. Das üble besteht nur in diesem Augenblick, das Gute aber ist gewiß von Dauer, wenn das augenblickliche Uebel gehoben wird. — Adieu! — Verzeihen Sie mir um Gotteswillen, verzeihen Sie mir nur! — und — Adieu! — — —

Der Brief sagt genug — und so geht es fort in allen den Briefen an Puchberg, welche Nottebohm veröffentlichte und von welchen fünfzehn hier zum ersten Male gedruckt erscheinen. Unwillkürlich muß man sich fragen: hat dieser Mann, der bis zu seinem frühen Tode nicht aus der Sorge um das Nöthigste herausgekommen ist, der dem Freunde klagt, daß ihm über diesen Sorgen oft „schwarze Gedanken" kommen, der von Tag zu Tag hofft, endlich mit seinen Verhältnissen in Ordnung zu kommen und doch nie zu diesem Ziele gelangt, bis sich ihm auf dem Sterbebett die Aussicht dazu öffnet — hat dieser Mann so verklärte und verklärende Musik schreiben können? eine Musik, deren idealisirender und hinnehmender Macht niemand widerstehen kann? Es wäre nicht zu begreifen, wäre Mozart nicht, sobald er an die Musik herantrat, ganz darin aufgegangen oder, wie die Schwester in ihren Mittheilungen sagt, „ganz Musik" gewesen, so daß die ganze liebenswürdige Persönlichkeit des Meisters vergeistigt in den Tönen vor uns tritt. „Außer der Musik war und blieb er fast immer ein Kind; und dies ist ein Hauptzug seines Charakters aus der schattigen Seite; immer hätte er eines Vaters, einer Mutter oder sonst eines Aufsehers bedurft; er konnte das Geld nicht regieren, heirathete ein für ihn gar nicht passendes (?) Mädchen gegen den Willen seines Vaters, daher die große häusliche Unordnung, bei und nach seinem Tode." So die Schwester Maria Anna Mozart, deren Mittheilungen wir noch über das Aeußere ihres berühmten Bruders die Notiz entnehmen: „Der Sohn Wolfgang war klein, hager, bleich von Farbe und ganz leer von aller Prätension in der Physiognomie und Körper", während „die beiden Mozart'schen Eltern zu ihrer Zeit das schönste Paar Eheleute in Salzburg" waren und „auch die Tochter in ihren jüngeren Jahren für ein regelmäßige Schönheit galt". In einem Briefe derselben an die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, welchem ein Kupferstich, Mozart als Kind darstellend, beigelegt war, bemerkt sie übrigens: „Sie sehen, daß mein Bruder ein recht hübsches Kind war. Erst nach den Blattern hatte er sich so verunstaltet, und noch mehr, wie er von Italien zurückgekommen, bekam er die welsche gelbe Farbe, die ihn ganz unkenntlich machte. Er war ein kleines, doch proportionirtes Kind."

Eine liebenswerthe und liebebedürftige Persönlichkeit ist es, die aus den Briefen an die Gattin spricht, an das „Herzensweibchen", wie er sie nennt;

Digitized by Google

in diesen Briefen spielt selbstverständlich das Intime und Persönliche die Hauptrolle; sie muthen durch ihren innigen und dabei recht neckischen und schalkhaften Ton recht menschlich, zuweilen rührend kindlich an; daß aber „das Kind" doch auch einen scharfen Blick für die Personen und Verhältnisse hatte, verräth macher Zug namentlich in den Reisebriefen von 1789 und 1790. Manchem Mozartverehrer, der eben nur den Mozart kennt, welcher in den Tönen zu uns spricht, mögen die Briefe wie die Gedichte zu menschlich und etwas zu natürlich vorkommen; denn nicht wie bei Mendelssohn entspricht dem Adel seiner Musik auch der Adel des Stil's; allein die Idealität und Abgeklärtheit der Mozart'schen Musik ist ja nur um so bewundernswerther und ergreifender, wenn man sich vergegenwärtigt, welch' einer rauhen und prosaischen Wirklichkeit sie abgerungen ist. Die aus unmittelbarer Anschauung stammenden Mittheilungen der Schwester und der Gattin haben um dieser Unmittelbarkeit willen etwas wundersam Rührendes; es ist, als steckte in den Worten etwas von seinem Wesen, als fühlte man es ihnen an, wie er leibte und lebte, sich gab und bewegte, so wie der Anblick eines Lieblingsgeräthes, das ein theures Verstorbenes gebraucht hat, uns dessen ganzes Wesen und Gebahren auf Einen Schlag vor die Seele ruft.

Aehnlich muthet das „Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803" an.*) Die Auszüge, welche Nottebohm giebt, lassen einen Einblick thun in die Art und Weise, wie der große Meister arbeitete, in den unermüdlichen Fleiß, die strenge Selbstzucht und peinliche Sorgfalt, mit welcher er an den Gebilden seiner Muse feilte und modelte, bis das Ganze dastand wie aus Einem Guß und wie von selbst geworden, imponirend und überwältigend durch jene bis ins Einzelnste hinein herrschende Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, durch welche Beethoven's Werken eine noch nie dagewesene eherne Kraft und Größe eignet. Sieht man sich z. B. die 31 Skizzen genauer an, welche sich auf den ersten Satz der Eroica beziehen, so erkennt man, welchen Ein-

*) Es enthält die Skizzen zu: Variationen über „Rule Britannia". Erster Satz der dritten Sinfonie. Drei Märsche für Pianoforte zu vier Händen, Op. 45. Lied „Das Glück der Freundschaft", Op. 88. Zweiter, dritter, vierter Satz der dritten Sinfonie. Quartett zur Schikaneder'schen Oper (unvollendet). Erster Satz der Sonate Op. 53. Andante in F-dur für Pianoforte. Letzter Satz der Sonate Op. 53. Bagatelle in C-dur (ungedruckt). Die ersten fünf Gesangstücke der Oper „Leonore" (Vorarbeit). Erster Satz des Clavierconcerts in G-dur (nur die Anfangstacte). Erster und dritter Satz der Sinfonie in C-moll (nur einzelne Stellen, Vorarbeit). Zwei Stellen aus dem Oratorium „Christus am Oelberg" (Umarbeitung). Erster Satz des Tripelconcerts Op. 56 (Vorarbeit). Beethoven muß das Skizzenbuch gebraucht haben zwischen October 1802 und April 1804; „es ist in Querfolio, besteht aus 182 Seiten mit theils zehn, theils achtzehn Notenzeilen auf jeder Seite, ist buchbindermäßig gebunden, beschnitten, hat einen steifen, pappenen Umschlag und war so gebunden, als Beethoven es in Angriff nahm." Es befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

Digitized by Google

fluß Beethoven, der Musiker, dem die reichste Intuitionsgabe zu Gebote stand, dem kritischen Verstande und dem ästhetischen Urtheile einräumte. Was ihm die schöpferische Phantasie zuführte, das prüfte der sichtende Verstand; aber dieser Verstand ward stets beflügelt durch die nie erschlaffende schöpferische Phantasie, welche das Ideal fest im Gesichte behielt und bei jedem Versuche des Verstandes, das Gegebene so oder so weiter zu entwickeln, als das ästhetische Gewissen dem Verstande zur Seite stand, nur diejenige Entwickelung zulassend, welche sich zuletzt als die einzig folgerichtige erwies und ebendamit als die einzig mögliche darbot. Daher kommt es, daß wir bei Beethoven auch nicht die Spur von bloßer Mache, von musikalischer Phrase finden, daß kein Sätzchen anders lauten könnte, als es der Meister geformt hat, daß jedes Werk vor uns steht als ein festgeschlossener, wohlgegliederter Organismus — und daher wieder kommt die stählende Kraft, welche von diesen Werken ausgeht. Mit Recht sagt Nottebohm: „Diese Geschmeidigkeit der Phantasie und der Rigorismus, die Kälte, Besonnenheit und ausdauernde Geduld beim Arbeiten bilden einen Theil der Eigenschaften, auf denen die Größe Beethoven's beruht und ohne welche Beethoven nicht Beethoven geworden wäre." Wohl ist das Erste und Letzte in der Kunst das Genie, die himmlische Begabung; in dieser Beziehung gilt das Wort: „es kann sich ein Mensch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben." Aber der Genius trägt dem Künstler nur die Totalidee, das Idealbild seiner Schöpfung zu: die Art und Weise, wie er den Weg zwischen der ursprünglichen, von Gott eingegebenen Totalidee bis zur vollendeten Schöpfung, der in Fleisch und Blut verkörperten Idee, ausfüllt, wie er das Idealbild aus dem Stoffe herausarbeitet und der Sprödigkeit des Stoffes abgewinnt, ob er's damit leicht nimmt oder schwer, oberflächlich oder ernst, das ist Sache des sittlichen Charakters. Beethoven, der deutscheste unter allen Tonmeistern, ist durch sein Skizzenbuch ein mahnendes Beispiel für das junge Geschlecht, daß im Reiche der Kunst nichts mühelos errungen wird, daß gerade der Eindruck des mühelos Gewordenen, von selbst aus sich Herausgewachsenen die Frucht treuester, das Kleinste und Nebensächlichste beachtender Arbeit und Selbstzucht ist, mit einem Worte, daß ein Genie nur dann ein Meister wird, wenn es sich giebt in die Zucht eines ethischen Charakters. Das immer und immer wieder durch den Aufblick zu den großen Meistern unserer Kunst zu lernen und zu lehren, thut wahrlich noth!

H. A. Köstlin.

Digitized by Google

Aus Jean Paul's „Lob der Dummheit".

Mitgetheilt von Paul Nerrlich.

Im Mai 1781, also in seinem neunzehnten Jahre, war Jean Paul nach Leipzig übergesiedelt, um dort Theologie zu studiren; sechs Monate später bereits begann er das „Lob der Dummheit" und vollendete die Schrift im April des nächsten Jahres. Sie ist ein höchst bedeutsamer Wendepunkt in seiner Entwickelung. Kurz vor seiner Abreise von Hof schwelgte er noch in echt Werther'scher Sentimentalität und schrieb den überaus merkwürdigen, bis jetzt noch ungedruckten Roman „Abelard und Heloise"; wenige Monate auf der Universität, Lebenserfahrungen sowohl wie Lectüre, bewirkten, daß der weichmüthige, schwärmerische Jüngling in einen geharnischten, scharf und derb dreinfahrenden Strafprediger verwandelt wurde, in einen Polemiker und Satiriker, der auch im Stile geradezu auf Lessing's Pfaden wandelt. Die Schrift birgt eine Fülle von Witz und Scharfsinn, sie zeigt uns seinen Feuereifer für alles Edle und Gute, seinen glühenden Haß gegen alle Verkehrtheiten und Vorurtheile; sie ist der unmittelbare Vorläufer der „Grönländischen Processe" und der „Auswahl aus des Teufels Papieren". Die letztgenannten Schriften sind trotz ihrer Originalität, ihrer Ironie und Satire schon damals ziemlich spurlos vorüber gegangen und auch heute, als Ganzes genommen, ungenießbar. Auch das „Lob der Dummheit" ist nicht frei von jenem „Aber", welches nun einmal bei fast keiner von Jean Paul's Schriften fehlt. Die Gedanken sind unreif, die Disposition mangelhaft, das Ganze zu breit und es finden sich unnöthige Wiederholungen. Daß sie nichts destoweniger das Schicksal des Begrabenbleibens nicht verdient, das zu erweisen sei mir heute durch Mittheilung einiger Stellen gestattet.

Jean Paul führt die Dummheit redend ein. „Ich will," läßt er sie in der Vorrede sagen, „durch eine Rede beweisen, daß ich die Wohlthäterin der meisten Menschen bin und daß es dieselbe Dummheit ist, die in den abgelebten Heiligen und im modischen Dichter seufzet, die den Unsinn im alten Theologen durch Sprüche und im Schulpedanten durch Schlüsse beweist, und die im Candidaten die Aemter bekommt, welche sie im Gönner vertheilt." Im ersten, allgemeinen Theile redet er hierauf mit ausgezeichneter Ironie von den Vorzügen des Dummen vor dem Weisen, er zeigt, wie die Dummheit Gesundheit und Aemter gebe, wie sie Gelehrte, Fürsten und Wohlhabende unterstütze, wie sie ihr Reich bei Weibern, Hofleuten, Edelleuten und Stutzern ausgebreitet habe. Hierauf wendet er sich, im zweiten Theile, freilich häufig wiederholend, zu den Theologen, Rechtsgelehrten, Aerzten, Philosophen, Dichtern und Gelehrten und schließt, indem er nochmals von dem Nutzen redet,

Digitized by Google

den die Oberen von der Dummheit des Volkes ziehen. Aus dieser zweiten Hälfte nun theile ich jetzt folgendes mit:

. . . . Wie kurz war das goldene Alter der Dummheit, wo die Mönche mächtiger als die Vernunft, und noch fürchterlicher als ihre Lehren waren, die Mönche, welche die Dummheit kanonisirten und das Denken zu einem Verbrechen machten; die das Licht der Weisheit mit dem Feuer der Hölle verbanden und den Himmel nur denen öffneten, die ihre Dummheit besaßen oder betonten; die sich aus der Bibel und aus den alten Weltweisen Schätze von Unsinn sammelten und den Heiligen aus christlichen und den Gelehrten aus heidnischen Absurditäten zusammensetzten; die durch Wolken von dunklen und sinnlosen Wörtern die Majestät der theologischen Dummheit verkündigten und durch die Sprache der alten Weisen ihrem Unsinn das Ansehen gaben, das sich der Esel durch die Löwenhaut giebt; die zu viel Glauben hatten, um Vernunft zu haben, und Macht genug, ihre Meinungen ohne Beweise zu beweisen; die von den Weisen, welche in den Klöstern, wie Lampen in den Gräbern, umsonst leuchteten, gefürchtet und verehret wurden, und von den Dummen die Belohnung für die Dummheit erhielten, die sie selbst hatten und andern predigten; die Statthalter in meinem Reiche waren und die Grenzen desselben bis in eine unentdeckte, ja bis in eine künftige Welt erweiterten! — — Doch von jenem ehrwürdigen Alter ist auch jetzt noch mehr übrig als die Veranlassung zum Spott über dasselbe, und jene Streiter der Dummheit haben noch mehr hinterlassen als ihre verrosteten Waffen gegen die Weisheit. Sie leben noch halb in ihren Nachkommen und mit ihnen mein Lob. Von denen nun, die die alte Dummheit mit neuen Waffen vertheidigen und das Erbstück von väterlichem Unsinn nicht ohne Mühe und ohne Vortheil anbauen, will ich jetzt reden — und zeigen, daß ich einen eben so großen Einfluß in unbegreifbare Bücher habe als in unvernünftige, und daß keinem Dummen seine Dummheit nöthiger sei als dem Theologen die theologische.

Die Polemik oder die Streittheologie ist das Zeughaus alles großen und kleinen Gewehres, das man zur Besiegung der Vernunft gebraucht. Man wird also voraus muthmaßen können, daß ich, gleich den homerischen Göttern, meinen Helden am meisten in jedem gefährlichen Streite beistehe und daß die Stärke der Dummheit am vorzüglichsten in ihrer Vertheidigung glänzt. Ich will daher einen theologischen Krieg kurz beschreiben. Man hat viele Arten zu widerlegen; die beste ist, nicht zu widerlegen, sondern zu schimpfen. Ein jeder echter Polemiker setzt es als ein Postulatum voraus, daß ein aufgeklärter Kopf nur bei einem bösen Herzen stattfinde. Daher jammert er über die in Schafskleider vermummten Wölfe und glaubt sie durch sein Bellen abzutreiben. Daher schreit dieser Wächter Zions Feuer bei der Erblickung

Digitized by Google

eines Funkens von Vernunft und ſucht die chriſtliche Kirche durch das Mittel zu retten, durch welches die Gänſe das Capitol retteten. Daher klagt er über ſeinen Gegner, daß er gar nichts glaube, weil er das Unglaubliche nicht glaubt, und daß er ſeine Vernunft ſo ungefeſſelt herumgehen laſſe, da ſie ſchon längſt von dem Glauben eines Theologen hätte in Ketten und Banden gelegt ſein ſollen; daher macht er die wichtigen Muthmaßungen, daß nun die ganze Welt werde mit Blindheit geſchlagen werden, weil man ſchon anfange, im Finſtern nicht zu ſehen, und daß ſich die Tugend mit der Dummheit verlieren und der Verſtand der Heiden die Laſter derſelben bewirken werde. Nicht ſelten wird ein Gegner durch dieſes Verfahren ſo widerlegt, daß er ſich nicht mehr zu antworten getraut, und mehr vor der Stimme des Dummen als vor dem Kopfe deſſelben erzittert — eben ſo ſoll der Elephant vor dem Grunzen des Schweines erſchrecken — allein nicht immer. Nachdem daher ein Theolog die Schwachheitſünde begangen hat, ſeinem Gegner wirkliche Sünden anzudichten, ſo muß er auch wirkliche Dummheit genug beſitzen, um demſelben eine untheologiſche zuzuſchreiben. Dieſes iſt leicht: denn ich thue hier faſt mehr als die Feder des Polemikers, er iſt hier ganz dumm. Er ſetzt in ſeiner Streitſchrift voraus, daß ein jeder andrer Irrthum als ein neuer hochgeſchätzt und durch keine Widerlegung entheiligt werden müſſe, daß eine alte Lüge den Werth einer alten Wahrheit habe, und daß man einen ſinnloſen Satz, wo nicht zur Erleichterung des Verſtandes, doch zur Erwärmung des Herzens beibehalten müſſe; er beweiſt gründlich, daß man der Vernunft der Alten mehr als der jetzigen trauen könne, daß man weit ſicherer mit den Alten als den Neuen irre und einen nachgebeteten Irrthum mit beſſerem Gewiſſen hegen könne als einen aus Gründen geglaubten; er bedient ſich hier und da der Philoſophie, um beſſer das Vernünftige zu widerlegen, er ſetzt ſeine Wörter nach den ſyllogiſtiſchen Regeln zuſammen und beweiſt endlich aus dem Satze vom Widerſpruch die Wahrheit widerſprechender Dogmen; er theilt das Einfache durch das Meſſer theologiſcher Diſtinction in unſichtbare Theile und weiß die Richtigkeit einer falſchen Unterſcheidung durch eine neue zu erhärten; er iſt ſcharfſichtig genug, alles das in der Bibel zu finden, was er darinnen ſucht, ja ſogar das nicht darinnen zu finden, was er nicht darinnen ſucht; er verſteht die Kunſt, aus jedem Spruche die Grundlage zu einem Syſteme herauszuſchneiden, wie jener aus einer Kuhhaut ein Karthago, und immer die Erklärung zu wählen, die ſich von der Vernunft am weiteſten entfernt; kurz, er iſt geſchickt, eine Sache zu vertheidigen, die weniger wegen ihrer Wahrheit als ihrem Alter eine Vertheidigung verdient. Auf dieſe Art beweiſt er ſeine Meinungen, oder, was einerlei iſt, beſtreitet die ſeines Gegners.

Iſt nun ein Satz ſo böſe und ketzeriſch, daß er ſich nicht widerlegen läßt,

Digitized by Google

ſo wird ein echter Polemiker den Urheber deſſelben ſehr leicht verhindern können, ihn zu vertheidigen. Er wird einen Mächtigen, der den Dummen, ſo wie den Koth an den Füßen, hinauf zu ſeinem Throne bringt, leicht dahin zu bewegen wiſſen, daß er den hier unglücklich macht, der es dort ſein wird, daß er einem Ketzer verwehrt zu denken, um ihn beſſer zu überzeugen, und ihn zwingt, dumm unter Dummen zu reden und allgemein geglaubte Lügen nicht zu widerlegen, ſondern zu unterſtützen. Freilich iſt hier eine große Lücke in der Streittheologie, man vermißt eine der wichtigſten theologiſchen Beweisarten — ich meine den Scheiterhaufen. Wenn ſonſt ein hartnäckiger Gegner den Theologen den Sieg erſchwerte, ſo kamen alle mit Fackeln in der Hand auf ihn zu, nicht um ihn aufzuklären, ſondern um ihn zu verbrennen — eben ſo beſiegte Hannibal mit einer Heerde Ochſen, mit brennenden Materien auf den Hörnern, die Römer. Da nun die Theologen den Klugen nicht mehr durch das Scheiterhaufenfeuer in das hölliſche ſchicken dürfen: ſo fangen ſie freilich an, meiner Beihilfe ungeachtet, nicht allemal Recht zu haben und durch ihre Schlüſſe minder zu überzeugen, weil ihnen die Anwendung der theologiſchen Logik verſagt iſt. — Aus dieſem allem ſieht man deutlich, daß man nicht dumm genug ſein kann, um ein Polemiker zu ſein, daß man nur durch meine Hilfe den alten Unſinn durch neuen vertheidigt und ſich da am meiſten vor dem Denken hütet, wo man nicht nachbetet. . . .

Ich habe genug von den theologiſchen Geiſteskindern geredet; aber ich habe noch nichts von ihren Vätern geſagt. Es iſt leicht zu zeigen, daß ich mit den Geiſtlichen in einer näheren Bekanntſchaft ſtehe als die hebräiſche Sprache, und daß ſie durch mich eben ſo leicht in den Schafſtall gelangen als durch eine — Schäferin. Gewöhnlich fordert ſonſt nur der Gönner die Dummheit, wenn er das Amt ertheilt; aber hier fordert ſie auch der Examinator, wenn es ertheilt iſt. Die Weisheit iſt in den heiligen Ländern, wie in andern fremder Schnupftobak, Contrebande; wer nicht reich genug iſt, ſich mit den Viſitatoren abzufinden, oder liſtig genug, ſie zu betrügen, der verliert durch dieſelbe Sache ſein Glück, die er zu befördern verhieß; diejenigen Geiſtlichen alſo haben mir ſchon viel zu danken, die durch die angenommene Larve der Dummheit den Ton der Weisheit erhalten; allein diejenigen noch unendlich mehr, die durch den wirklichen Beſitz derſelben glücklich werden.

Die Philoſophen borgen von der Weisheit ihren Namen; allein die meiſten derſelben borgen von mir das, was ſie unter dieſem Namen verbergen. Sie ſind nach den Theologen diejenigen, die am tapferſten für meine Herrſchaft fechten. Sie ſind die Erfinder des Unſinns, den der Theologe kanoniſirt, ſie demonſtriren das, was dieſer predigt, und leihen ihm die Waffen der Vernunft zum Streite gegen die Vernunft. Mein Einfluß auf ſie iſt noch viel gewiſſer als ihre Demonſtrationen, und ohne Paragraphen werde

Digitized by Google

ich beweisen können, daß ich die Urheberin des Unsinns bin, den sie in Paragraphen zerstücken. Zuerst von der Logik, die nur deswegen denken lehrt, damit niemand denken lerne!

Es ist kein Wortspiel, wenn ich sage, daß die Logik am besten ohne Logik geschrieben und die Kunst zu denken am besten durch Nichtdenken gelehrt wird: denn es ist eine Wahrheit, die aus dicken Logiken, ohne Syllogistik geschlossen werden kann. Man wird dieses sogleich einsehen, wenn ich die Entstehung einer gewöhnlichen Logik bei ihrem Verfasser beschrieben habe. Wenn dieser, eh' er seine Gehirnfibern oder seine Feder in Bewegung setzt, durch die Vernunft eines andern*) auf den unscholastischen Gedanken geräth, daß die Logik nichts als eine Psychologie sei, daß sie nicht denken lehre, sondern die Gesetze des Denkens und ihr Verhältniß zur Wahrheit erforsche, und also weniger Termen und mehr Erfahrungen und keine Regeln enthalten müsse, u. s. w. — dann komme ich zu ihm in feierlicher Gestalt, in Gestalt seines alten Schullehrers, oder des Aristoteles. Logischer Ernst furchet auf meinem Gesichte philosophische Linien und gräbt tiefsinnige Runzeln; die Wichtigkeit meiner Miene verkündigt die Wichtigkeit des Spielzeuges der Kinder auf dem Katheder. Ich lasse ihn zurücksehen in jene Zeiten, wo der fette Mönch in seiner Zelle über Distinctionen und Termen brütete und seine Phantasie mit dem Unsinn seiner Vorgänger beschwängerte, um neuen zu gebären; wo die scholastischen Esel die Disteln der Dialektik abgrasten und wo Okame und Skotusse zwei Heere von exercirten Dummen gegen einander anführten, um Dummheit durch Dummheit zu besiegen. Ich zeige ihm den Aristoteles, wie an ihm nichts mehr sichtbar ist wie der Unsinn seiner Commentatoren, wie seine Verehrer in ihm das Geschöpf ihrer christlichen Dummheit anbeten und diesem Vater der Vernunft die Vernunft zum Opfer darbringen, wie Abgötter dem Vater der Menschen die Menschen. Ich zeige ihm, wie untrügliche Theologen ihre heiligen Meinungen in heidnischen Schlußarten beweisen, oder wie man jene ketzerischen Logiker, einen Ramus, Vanini u. s. w. zu ihrer Belehrung hin ins höllische Feuer zum Aristoteles sendet. Dies alles zeig ich meinem Logiker, obwohl in einem Lichte, wie es die Gelehrten und die Fledermäuse vertragen. Ja, denkt er bei sich, ich will eine Dummheit zu erhalten suchen, für welche meine Väter so viel Dinte vergossen haben, welche durch das Alter so ehrwürdig und durch ihre Seltenheit so schätzbar geworden ist. Meine Logik soll nicht vernünftig, aber gelehrt sein; ich will den Aristoteles nicht lesen, noch weniger ihn verstehen lernen; aber ich will

*) Der Dumme erlaubt der Vernunft keinen näheren Zutritt als in das Gedächtniß. Das Gedächtniß ist gleichsam die Antichambre der Seele. Aber man weiß wohl, wer in derselben gewöhnlich am längsten warten muß und wer zuletzt nach einem gleichgiltigen Anschauen seinen Abschied erhält.

Digitized by Google

ihn unaufhörlich citiren. Ich will dahin trachten, mich selbst nicht zu verstehen, noch mich von meinen Lesern verstehen zu lassen — und überall soll man merken, daß ich jene Väter der Finsterniß in succum et sanguinem vertirt habe. Ich will keinen einzigen neuen Gedanken vorbringen; aber ich will keinen einzigen alten Term auslassen, und jedem unrichtigen Begriffe durch eine barbarische Benennung eine neue Wichtigkeit verschaffen. Ich will mich anstrengen, das zu sagen, was man weiß, und noch mehr dasjenige, was man zu wissen nicht nöthig hat. Ich will alles Unnützliche zum Nutzen der Lehrer zusammenbringen und endlich bei der Syllogistik alle Kräfte der Dummheit aufbieten, um durch eine rühmliche Hitze in meinem Gehirn ein elektrisches Glockenspiel von barbarischen Termen und Regeln und Partizionen zu erwecken. — So macht man eine Logik, so macht sie die Dummheit. — Mit den übrigen philosophischen Wissenschaften hat es dieselbe Bewandtniß. Die Metaphysik ist eine Landkarte vom Reiche der Möglichkeiten; wer weiß nun nicht, daß man blos mit der Phantasie eines Dummen gegen dieses Land zufliegen kann . . . . ? Setzt man noch hinzu, daß man in der Metaphysik sehr klüglich Wörter erfunden hat, die mehr durch ihren Klang als ihren Sinn die tiefsinnigsten Abstractionen verrathen und mehr auf dem Trommelfell als in den Gehirnfibern philosophische Erzitterungen verursachen; daß man eine besondere Stellung der unverständlichen Wörter erdacht hat, die man das Metrum der metaphysischen Dichtereien nennen könnte, und daß man jeden Beweis zu einer Demonstration umschaffen kann, wenn man die drei Wörter quod erat demonstrandum hinten anflickt, wie die Verfertiger der Recepte in den Kalendern ihr „probatum est" oder wenn man den Beweis suchenden Leser von Paragraph zu Paragraph verweist und ihn endlich eine kleine Quelle von einem ganzen Strome oder gar nur das entdecken läßt, was der neugierige Affe nach zwanzig aus einander gewickelten Papieren entdeckt — setzt man dieses alles zum vorigen hinzu, sag' ich, so folgt unwidersprechlich, daß die Wohnung des Ergo's, wie Voltaire die Schule nennt, auch die Wohnung der Dummheit sein müsse. Ich bin also die Dulcinee des metaphysischen Don Quixote; — wenn ich's nicht verständlich und gründlich erwiesen hätte, so würd' ich sagen, ich hätt' es demonstrirt . . . . . .

Ich ertheile meine Gaben nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen, und lasse Dummheiten nicht nur predigen und demonstriren, sondern auch singen. Man sieht, daß ich von den Dichtern reden und mir von ihnen ein Lobgedicht erbetteln will, das sie ihren Geliebten nicht öfter als mir ertheilen sollten, da wir beide ihnen gleich nützliche Dienste in der Verjagung des gesunden Verstandes erweisen. Die Sänger unter den Menschen zeichnen sich, wie die unter den Thieren, weniger durch ihr Gehirn, als ihre Zunge und ihre Kehle aus — freilich giebt es unter beiden auch Papageien, die das

Digitized by Google

ſagen, was andere denken. Der Beweis davon iſt leichter als ein Reim zu finden. Der Parnaſſus, auf dem, wie bekannt, die Dichter ihre Herberge aufgeſchlagen haben, gleicht bald den feuerſpeienden Bergen, bald den Spitzbergen; wenigſtens iſt der eine Theil ſeiner Bewohner ſo ſüdheiß, wie die Lava, die er glühen, und der andere Theil derſelben ſo eiskalt, wie das Eis, das er gefrieren läßt. Zuerſt von den Eisvögeln! — Dieſe werden Dichter, nicht weil ſie Genie haben, ſondern weil ſie wiſſen, wie man das Genie anwenden müſſe, und machen blos darum ſchlechte Verſe, weil ihnen die Regeln bekannt ſind, wie man gute machen müſſe. Ein ſolcher Dichter verfertigt Verſe, die ſo kalt und angenehm ſind, wie die Regeln, nach denen er ſie verfertigt; er iſt unlesbar nach allen Vorſchriften der Kunſt geſchrieben und weiß ſchlecht zu ſein, ohne Tadel zu verdienen. Derſelbe Gedanke, ſo kalt und unſchmackhaft wie Waſſer, ſchlängelt ſich gleich einem Fluß durch ſeine Ode hindurch, und ſein einförmiges Gemurmel verändert ſich nur nach der Verſchiedenheit des Silbenmaßes, über welches er hinfließet. Kühne Bilder haßt er mehr, als der Prieſter die guten Werke, die nicht aus dem Glauben kommen. In der Elegie macht er eine Ausnahme von der Zucht der weinenden Brüder; er giebt derſelben nichts als ein trauriges Kleid, d. h. traurige Worte — eben ſo findet man am vornehmen Wittwer keine andere Betrübniß, als die, mit welcher ihn ſein Schneider verſehen hat. In Rückſicht der drei Einheiten der Schauſpiele iſt er völlig orthodox, und der Verfall der poetiſchen Dreieinigkeit preßt ihm herbere Klagen aus, als einem andern der Verfall der theologiſchen. Seine betrübten Perſonen auf dem Theater ſprechen gerade ſo, wie betrübte Perſonen in der Welt denken; man muß daher bei jenen auf das Innerliche, bei dieſen auf das Aeußerliche ſehen. Ein ſolcher Dichter iſt glücklicher als ſeine anderen Religionsverwandten; er kann dichten, ſo oft ſich ſeine Finger in ihrem natürlichen Zuſtande befinden; er braucht die poetiſche Flamme niemals durch koſtbare Oele zu vergrößern oder zu nähren und kann ſich ſogar in ſeinem grauen Alter rühmen, daß ſeine Hand noch nichts von ihrem dichteriſchen Feuer verliere. Ein ſolcher hat keine Einbildungskraft: allein wo kein Feuer iſt, da iſt auch kein Licht; er iſt alſo dumm. Er reitet daher nicht auf dem Pegaſus, ſondern auf einem viel langſameren Thiere — gewiß, hier würden die Amerikaner Recht haben, wenn ſie den Reiter und ſein Thier für Ein Ding hielten.

Andere Poeten lieben weder dichteriſche Wärme, noch dichteriſche Kälte, aber ſie lieben den Wohlklang. Sie rechnen das Nichtdenken zur licentia poetica, und die Diſſonanzen in Begriffen löſen ſich bei ihnen in eine ſchöne Harmonie der Worte auf. Selten ſchwimmt auf ihrem Meere von Worten eine Blume. Ein Gedanke iſt bei ihnen ſo klein, wie das kleinſte Inſekt; allein er hat eben ſo viele poetiſche Füße, als daſſelbe natürliche. Sie ver-

Digitized by Google

ſtümmeln den Sinn in einem kurzen Silbenmaße; und dehnen ihn aus in einem langen — ebenſo verkürzte Prokruſtes die Beine langer Gäſte in kurzen Betten, und verlängerte die Beine kurzer Gäſte in langen Betten! Dieſe Dichter haben mir das zu danken, was ſie zu Dichtern macht — ihren wohlklingenden Unſinn.

Noch andere Poeten opfern ihre Vernunft nicht dem Wohlklange, ſondern dem hohen Fluge auf. So bald ſie die poetiſche Krankheit bekommen, ſo iſt nichts vermögend, die Convulſionen ihrer Starrheit und die gewaltſamen Bewegungen ihres Unſinns zu bändigen. Sie phantaſiren von Unſterblichkeit und ihre Schlafmütze ſehen ſie für die Lorberkrone an, die die Welt ihrem Verdienſte aufſetzt. Ihr Nervenſaft, der ihr Gehirn überſchwemmt, vertilgt jeden Gedanken, den er befruchten ſollte, und ihre entzündete Einbildungskraft giebt dem ſchweren Unſinn dithyrambiſchen Flug; ſo wie das entzündete Pulver ſchwere Kanonen forttreibt. Mit ihrer Dummheit wächſt auch ihre Krankheit und ihr Genie, und nur dann dichten ſie am ſchönſten in ihren poetiſchen Hainen, wenn die Dunkelheit derſelben jedem Rechte der Vernunft den Durchgang verwehrt. Es iſt ſchwer ausmachen, ob ſie ſich durch ihre Gedichte die Ehre verſchaffen, die ſie im Voraus genießen; aber es iſt gewiß, daß ſie mir durch dieſelben die Ehre verſchaffen, die ich von jedem Dunſen genieße.

Endlich komme ich auf die Dichter, die von Thränen leben, wie der Fiſch vom Waſſer; auf die Schneemännchen, die, wider den Lauf der Natur, am Tage von dem äußeren Froſte erſtarren, und zu Nachts im Mondenſtrahle vor Hitze zerſchmelzen. Ich kann ſie in meiner Lobſchrift nicht übergehen, weil ſie ſich, in der neulichen Thränenſündfluth Deutſchlands, durch ihre Kiemen als Fröſche, und durch ihre Floßfedern als Fiſche ſehr thätig bewieſen haben; aber ich werde nicht viel von ihnen ſagen, weil ſie zugleich mit dem Waſſer verſchwunden ſind. Ihre Dummheit läßt ſich leichter mit Gründen darthun, als in ihren Verſen ertragen. Welche Menſchen weinen am leichteſten? ſolche, die gleich den Waſſertöpfen Waſſer anſtatt des Gehirnes haben, vorzüglich dreierlei Kinder, die kleinen, welche aus natürlichen, die ſchönen, welche aus galanten, die alten, welche aus phyſiſchen Urſachen weinen. Daß aber alle dieſe Kinder ſehr viel Vernunft haben, das wird niemand glauben als dieſe Kinder ſelbſt. Jeder Poet alſo, der mit ſeinem leeren Kopfe, wie mit einem Schwamme, das Thränenwaſſer der Gedichte in ſich ſaugt, und es durch einen Druck in einem Gedichte wieder von ſich giebt, der kann ſich nicht bei mir beklagen, daß er zu wenig — Dummheit erhalten habe, ob er ſich wohl bei der Weisheit beklagen kann, daß ſie ihm ſogar den Schein von Verſtand verweigert habe. Genug von den Uhuen, und von allen übrigen Vögeln des Waldes!

Digitized by Google

Ich komme nun auf die eigentlichen Gelehrten, d. h. auf die, welche sich mit Fleiß auf das legen, was sie nicht brauchen können. Allein die Mannichfaltigkeit ihrer Arten ist zu groß, als daß ich hier jede besonders vornehmen könnte. Kein gelehrter Duns wird mich also tadeln, wenn ich ihn blos in seinem Nachbar lobe und von seiner Dummheit einen unbestimmtern Abriß zeichne, als er gemeiniglich in seinen Vorreden zeichnet. Da ein Gelehrter lieber redet als denkt, so ist's kein Wunder, wenn jeder in den Worten Schutz vor den Gedanken sucht und so lange fremde Sprachen erlernet, bis er unfähig ist in seiner eigenen zu denken. Wie er durch eine Sprache weiser werde, das ist seine Sorge nicht; aber wie er durch sie dümmer werde, das ist seine Sorge. Und hierinnen zieh' ich die lateinische Sprache jeder andern vor. Cicero hat mir durch seine Beredtsamkeit mehr Proselyten verschafft als fast alle meine Missionarien, geistlichen und weltlichen Standes, je gekannt haben. Ihm hab' ich's zu danken, daß niemand vernünftig wird und werden darf, als bis er lateinisch sprechen und schreiben kann und daß man der Vernunft so lange den Anbau versagt, bis man sie durch Wörtergelehrsamkeit unmächtig und entbehrlich gemacht hat; ihm hab' ichs zu danken, daß man einen schlechten Gedanken weit geneigter als eine schlechte Redensart vergiebt, und dem Gelehrten jede andere Sünde als eine gegen die heilige Grammatik, jede andere Dummheit als eine unlateinisch gegebene verzeiht. Diesen Leuten bin ich noch unentbehrlicher als ihr Lexikon; und wenn sie mich nicht nöthig haben, um einen alten Schriftsteller zu verstehen, so brauchen sie mich doch, um ihn andern zu erklären. Ein Commentator ist noch viel schätzbarer als das was er commentirt: denn er ist noch viel dunkler. Er erwirbt den Alten eine Bewunderung, die der Leser mehr ihrer Dunkelheit als ihrer Schönheit zollt und die mehr aus dem Gefühle einer eigenen Schwäche als aus dem Wahrnehmen einer fremden Stärke entspringt; er weiß von jeder deutlichen Sache so viel Erklärungen zu geben, als nöthig sind, um sie undeutlich zu machen; er kann das Starke ins Schwache zerstücken und den Text durch Noten verdünnen, wie der Weinschenk den Wein durch Wasser; er kann, zum Beweis seiner Gelehrsamkeit, seinen Commentar zu einem Katalog der Bücher machen, die er nicht gelesen, aber doch gesehen hat; er kann zum Beweis seines Scharfsinnes die Schönheiten und die Fehler seines Autors in entgegengesetzten Gestalten darstellen, um den Negern zu gleichen, die ihre Götter schwarz und den Teufel weiß malen, und kann bald von einem Fehler beweisen, daß er sich in eine Schönheit, wie das Kupfer auf den Kirchthürmen in Gold, durch das Alter verwandelte, und bald eine Schönheit durch seine kritische Tinte vertilgen, sowie man Gold in aqua regis, und Perlen in Essig auflöset. Die Gelehrsamkeit eines solchen Commentators und überhaupt alles das, was ihm Hochachtung in seinen eigenen Augen und Verachtung in

Digitized by Google

fremden erwirbt, ist blos mein Werk, — ein fernerer Beweis dieser klaren Sache wäre unnöthiger als seine Noten.

Ich übergehe alle diejenigen Dummen, die sich in den Staub der Folianten, wie der Käfer in den Koth, oder der Geizige in dem Goldkothe, dem Excremente des Glückes, vergraben, und ihre Vernunft und ihre Freuden dem Erwerbe einer Dummheit aufopfern, die man nicht bewundert, nicht beneidet, nicht betont; — alle diejenigen, die in den Alten nicht das Schöne, sondern das Seltene, und nicht seltene Gedanken, sondern seltene Worte aufsuchen, um ihre eignen Schriften in ein Gewand von alten Lumpen zu kleiden; alle diejenigen, die der Ursprung eines alten Wortes mehr interessirt als ihr eigener, und die zu wenig Vernunft haben, um über andere als kleine Gegenstände gelehrte Träume zu träumen; — alle diejenigen, die die Fehler anderer tadeln, um ihre eigene zu entschuldigen, die, angereizt durch den Neid, und unterstützt durch die Dummheit, aus Recensionen Pasquille machen, und von fremder Schande, wie die Raben vom As leben; und alle diejenigen, die durch affectirte Fehler ihres Körpers wirkliche Tugenden ihres Geistes ausdrücken und durch gelehrte Zerstreuung den Mangel der Gelehrsamkeit verbergen wollen, die die Weisheit nun in den Köpfen, die zerstörter als ihre zerstörten Perrücken sind, wohnhaft glauben, so wie das ihr geweihte Thier, die Eule, in verfallenen Schlössern wohnt, und die ihre Stirn mit tiefen Falten durchpflügen, als wenn sie darauf den Samen der Weisheit ausgesäet hätten — alle diese übergehe ich, denn jeder verehrt in ihnen meine Macht und Gütigkeit und erblickt in ihrem Ruhme den Glanz des meinigen; allein diejenigen kann ich nicht übergehen, die von Zeit zu Zeit kleine Lobschriften auf mich drucken lassen und deren Name eine längere Ewigkeit zu leben verdiente, als die kurze eines Verliebten — ich meine die, welche Programme schreiben. Es ist hart, wenn man gezwungen wird, dumme Schriften zu schreiben; allein es ist noch härter, wenn man gezwungen wird, dumme Schriften zu lesen. Da aber blos dieses letztere Geld und Ruhm einträgt, so muß ich vorzüglich denen helfen, die eine Arbeit unternehmen, die weder durch die Hand noch die Zunge eines andern bezahlt wird. Das Thema ist bei einem Programme die Hauptsache und die Ausführung das Nebenwerk; und wenn diese im tiefen Schlafe gemacht werden kann, so will jenes schon im Traume erfunden sein. Nichts ist daher natürlicher, als daß ich dem Autor ein Thema verschaffe, über welches sich sehr viel Dummheit ohne große Gelehrsamkeit auskramen läßt. Bald lasse ich ihn in elendem Latein den Verfall des Studiums der Alten beklagen und ohne Geschmack den Geschmack andrer tadeln — bald laß ich ihn, zum Vergnügen seiner Obern, traurige Muthmaßungen von dem künftigen Zustande des Christenthums krächzen, und mehr Nachrichten von theologischen Kriegen erschaffen — bald

Digitized by Google

laß ich ihn die Tugend zur Dummheit anmahnen und ihr alle die Ketzer in schrecklicher Teufelsgestalt mit Hörnern und Pferdefüßen vormalen, deren Name schon die Widerlegung derselben ist und deren Schriften man widerlegen kann, ohne sie gelesen oder verstanden zu haben — bald laß ich ihn in seinem Programme nichts als — lateinische Redensarten sagen und sogar am Ende den Zwitter von deutscher und lateinischer Prosa mit einem Metrum voll poetischer Worte bekrönen, welches man sonst nach einer harten Figur lateinische Verse nennt. Man wird nun einsehen, daß ich eben so viel Lob verdiene, wie die Fautores und Maecenates, die das Titelblatt der Programme zieren und vielleicht nichts in der Welt als eben dieses zieren .....

Man wird immer bemerkt haben, daß ich denen am meisten nütze, die befehlen, und denen weniger, die gehorchen, und daß die geringerer Dummen mit meinen Gaben das Glück desjenigen befördern, der sich durch eben dieselben über ihn emporgehoben hat ....

Diejenigen, welche die Dummheit des Volkes am meisten befördert und genähret haben, haben den meisten Nutzen von derselben gezogen. Es ist nicht gewiß, daß die Dummheit den Himmel im andern Leben verschafft; aber es ist gewiß, daß sie denen, die dieses gesagt haben, den Himmel in diesem Leben verschafft hat ....

Ich habe nun zu viele von meinen lobenswürdigen Seiten gezeigt, als daß man die andern nicht errathen sollte. Ich habe nicht nöthig, mehr von mir zu reden; aber ich habe nöthig, zu meinen Verehrern zu reden: denn diese können mir zu einer Ehre behilflich sein, die größer ist, als meine jetzige. Es war sonst für mich angenehm, wenn mich meine Verehrer baten; aber es ist jetzt vielleicht für mich nützlich, wenn ich meine Verehrer bitte. Ihr also, die ihr mehr Macht als Vernunft und mehr Stolz als beides habt, nehmt euch der Dummheit wie eurer eigenen an; setzt die Aemter als Preise aus, die man nicht durch den Flug des Musenpferdes, sondern durch das Schleichen des langöhrichten Thieres gewinnt; macht den Mann durch die Ehrenstelle, nicht aber die Ehrenstelle durch den Mann berühmt, laßt das Gold allzeit den Mangel des Verstandes, niemals aber den Mangel der Dummheit ersetzen und verhindert das Dasein der Weisen eben so sehr, als das Glück derselben. Ihr Höflinge, redet so selten klug als ihr wahr redet, beweiset das Glück der Dummheit durch das Lächeln eurer Miene, die Höflichkeit derselben durch die Beweglichkeit eurer Zunge, die Geschmeidigkeit derselben durch die Beugungen eurer Glieder und die Galanterie derselben durch das Narrenhafte eurer Kleidung. Habt nur diejenigen Verdienste, die man beim Schlafengehen an den Nagel hängt, nur diejenigen Tugenden, mit welchen euch das Laster des Fürsten beehrt; helft durch das Kriechen vor eurem Fürsten dem Dummen, der vor euch kriecht, und unterstützt den Weisen durch

Digitized by Google

Verſprechungen. Ihr, die ihr, gleich den Gewächſen, welche ihre Früchte in der Erde verbergen, und blos einen unnützen Stängel vorzeigen, alle eure Verdienſte in euern Erbbegräbniſſen verweſen und von eurer Größe nichts als den Auswuchs derſelben, d. h. euch ſelbſt ſichtbar werden laßt, ihr Edelleute, erinnert euch unaufhörlich eurer Verdienſte, damit ihr keine erwerbet; laßt in den jetzigen Zeiten euren Stolz mehr als eure Dummheit hervorleuchten und zeigt nur denen das Bild eurer Seele, die es, wie ein Spiegel, wieder zurückgeben; ſeid Freigeiſter bei Unadeligen, Edelleute bei Edelleuten, Lehrer des Stolzes und der Dummheit bei euren Kindern und witzige Spötter bei euren Unterthanen. Ihr Stutzer, die ihr von der Narrheit nur eure Geſtalt, von mir aber euer Innerliches erhalten habt, fahret fort, an den Toiletten die Dummheit zu predigen, und an den Schönen ſowohl die witzige Verbindung ihrer Haare, als ihrer Ideen, ſowohl ihre zarte Haut, als ihr zartes Herz, ſowohl den Glanz ihrer Haarnadeln als ihrer Tugenden, und ſowohl ihre kluge Wahl in den modiſchen Bändern als modiſchen Büchern zu bewundern, ſeid unwiſſend in den ernſthaften Kenntniſſen, um ſie beſſer verachten zu können, und ziehet eure modiſche Dummheit der unmodiſchen Weisheit vor. Ihr Gelehrten, die ihr mich ſo wenig als das Latein entbehren könnt, macht durch eure Beleſenheit euern Verſtand dem Verſtande des Thieres (der Gans) gleich, welches euch die Ableiter eurer Gedanken leihet; leſet die Alten ſo, wie ihr ſie andere leſen lehrt, ſammlet aus denſelben die rarſten Wörter, um euren Verſtand aufzuklären, und werfet alle unnütze Spreu von vernünftigen Gedanken weg, um euer Gedächtniß nicht zu überladen; ſucht in den claſſiſchen Schriftſtellern das deutliche auf, um es zu commentiren, und die Lücken, um ſie auszufüllen; laßt die ſtechenden Säfte eures hungrigen Magens eure träge Dummheit zum Schreiben anſpornen, füllt durch Hilfe eures leeren Kopfes euren leeren Magen, und ſammelt Varianten, Bemerkungen u. ſ. w. um kein Almoſen ſammeln zu dürfen; disputirt, um eure Sprachwerkzeuge in gelehrten Anſtrengungen und in der Erregung lateiniſcher Luftſchwingungen zu üben und um den geſchwinden Gang eurer Ideenmaſchine durch den geſchwinden Gang ihres Perpendikels, d. h. der Zunge, darzuthun. Ihr Geiſtlichen beweiſet, daß ihr würdig ſeid, den Unſinn zu vertheidigen, den eure Väter erfunden haben, gebt, ſobald ihr in euren Feldern die Spur irgend eines ketzeriſchen Thieres ausgewittert habt, durch euer Bellen das Zeichen zur Verfolgung und begleitet jedes vernünftige Buch durch hundert Widerlegungen, ſo wie die Möven die Fiſche begleiten; ſchreibt Predigten, um nicht zu denken, Gebetbücher, um wachend zu ſchlafen, und Erklärungen der Bibel, um wachend zu träumen; laſſet die Fackel der Vernunft nie in das Allerheiligſte des Unſinns dringen und beſchützet, gleich den Cherubim, mit Ochſenköpfen die Bundeslade der Dogmatik. Ihr, die ihr die erſten

Digitized by Google

Anfangsgründe der Dummheit lehrt, erſtickt das Feuer des Genies durch den Miſt eurer Lehren, verewigt in dem Rücken eurer Eleven eure Grauſamkeit, und in dem Gedächtniſſe derſelben euren Unſinn — kurz, ihr alle, die ihr mich in euch oder in andern, insgeheim oder öffentlich, aus Grundſätzen oder Eitelkeit, aus natürlicher Zuneigung oder Gewohnheit, aus Heiligkeit oder Freigeiſterei, anbetet, verdoppelt euren Eifer für die Ausbreitung meines Reiches mit meinen Feinden und erſetzt durch eure Tapferkeit die Schwäche der Anzahl; nähret durch die Wiſſenſchaften nichts als euren Stolz; leſet, um nicht zu denken; ſchreibet, um nicht denken zu laſſen; recenſirt in der Jugend, cenſirt im Alter, und erwerbt euch den unſterblichen Ruhm, unter den Reformatoren der Weisheit die Reformatoren der Dummheit geweſen zu ſein!

Die neueſten Forſchungen über Religionswiſſenſchaft.

II.*)

Die Vorſtellungen von dem Gange der religiöſen Entwickelung des Menſchengeſchlechtes, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, ſo verſchieden ſie auch von einander ſein mochten, ſtimmten doch alle in dem Punkte überein, daß ſie es ablehnten, von den ſogenannten fetiſchiſtiſchen Religionen auszugehen, vielmehr an die Spitze dieſer Entwickelung den Monotheismus oder höchſtens den Henotheismus ſetzten. Die Bedenken, welche die Anhänger der andern Richtung, deren Anſichten wir nun kennen lernen wollen, gegen dieſe Theorie geltend machen, werden wir am beſten mit den Worten geben, mit welchen ſich ſchon vor mehreren Jahren der franzöſiſche Gelehrte Reville über dieſelbe geäußert hat. „Gewiß, ſagt er, wenn wir poſitive Thatſachen vor uns hätten, welche bezeugten, daß dieſes der Gang der menſchlichen Entwickelung geweſen ſei, ſo müßte man ſich darein ergeben und zugeſtehen, gegen alle Wahrſcheinlichkeit a priori, daß der Menſch, als er noch in tiefſter Unwiſſenheit verharrte, die religiöſe Wahrheit beſſer begriffen hatte als zur Zeit da er anfing nachzudenken und zu wiſſen. Aber wo ſind dieſe Thatſachen? Wenn man nicht ſolche anführen kann, welche Beweiskraft haben, muß man da nicht bei der Hypotheſe verharren, welche von ſo vielen Analogien beſtätigt wird, bei der Hypotheſe von der ſtufenweiſen Erhebung der Religion, wie in anderen Sphären des menſchlichen Geiſtes, von den naivſten bis zu

---

*) 1. Dr. C. P. Tiele's Compendium der Religionsgeſchichte. Ein Handbuch zur Orientirung und zum Selbſtſtudium, überſetzt und herausgegeben von Lic. Dr. F. W. T. Weber. Berlin 1880.

2. La Mythologie comparée par Girard de Rialle. T. I. Paris 1878.

Digitized by Google

den erhabenſten Auffaſſungen?“ Von demſelben Grundſatze, daß die Religion von geringen Anfängen zu größerer Vollkommenheit ſich entwickelt habe, geht das erſte der oben genannten Werke aus, die Arbeit eines holländiſchen Gelehrten, welche wir bereits ſeit dem Jahre 1876 kennen und für deren Werth wohl am beſten ſpricht, daß ſie außer in das Deutſche auch in das Engliſche und Franzöſiſche überſetzt worden iſt. In der That möchte es ſchwer ſein, in ſo knapper Form ſo viel lehrreichen Stoff zuſammenzufaſſen wie es hier geſchehen iſt und es kann das Buch Allen empfohlen werden, welche einen Ueberblick über die Religionsgeſchichte zu gewinnen wünſchen. Iſt auch die Darſtellung kurz und apodiktiſch, wie das in einem Compendium nicht anders ſein kann, ſo iſt doch durch die reichlich angeführte Literatur Jedem Gelegenheit geboten, ſich ſelbſt weitere Belehrung zu verſchaffen. Die Ueberſetzung hat durch die vom Ueberſetzer beigefügten Paragraphenüberſchriften an Ueberſichtlichkeit noch gewonnen, auch hat ſie ein ausführliches Regiſter vor dem Originale voraus, ſtörend ſind dagegen die vielen Druckfehler, beſonders in den Eigennamen.

Auf die Frage nach dem Urſprunge der Religion läßt ſich Tiele nicht ein, ebenſowenig will er unterſuchen, ob alle Religionen von einer einzigen Urreligion ausgehen, oder ob wir gezwungen ſind, mehrere urſprüngliche Centren anzunehmen, was das Wahrſcheinlichere iſt. Er hält ſich aber berechtigt, mit den Religionen der Naturvölker zu beginnen, in Erwägung erſtens: daß die neueſten Unterſuchungen gezeigt haben, es ſei die Culturſtufe der älteſten Glieder des Menſchengeſchlechtes eine ähnliche und wahrſcheinlich eine noch niedrigere geweſen; zweitens: daß die Religionen der älteſten Culturvölker viel mehr unter der Herrſchaft des Animismus ſtehen als die ſpäteren Religionen; drittens: daß man beinahe die ganze Mythologie und andere Religionsanſichten der Culturvölker auch bei den culturloſen Völkern wiederfindet, wenn auch in unentwickelter Form, endlich viertens: daß ſich zahlreiche Spuren animiſtiſcher Geiſterverehrung auch in den Religionen der Culturvölker wiederfinden und ſich am beſten als ein Fortleben oder Wiederaufleben des Alten erklären laſſen. Wie man ſieht, iſt hier der anſtößige Ausdruck Fetiſchismus beſeitigt und wird der niedrigſte religiöſe Zuſtand als Animismus bezeichnet, wie dies neuere Forſcher mehrfach zu thun pflegen. Der Animismus iſt eigentlich keine Religion, ſondern eine Ueberzeugung, welche das geſammte Leben der Naturvölker durchdringt, er beſteht in dem Glauben, daß es Geiſter giebt, welche die Macht haben auf die Geſchicke der Menſchen einzuwirken (Spiritismus), daß dieſe Geiſter zwar ohne Körper frei herumſchweifen, aber auch nach Belieben in irgend einem Gegenſtande ihre Wohnung nehmen können. In dem letzteren Falle genießt der Gegenſtand, den ſie zu ihrem Wohnſitze erwählt haben, einer beſondern Verehrung und auf dieſe

Digitized by Google

Art entſteht der Fetiſchismus. Verbunden mit dem Animismus iſt die Ausübung der Zauberei, deren Zweck weniger die Verehrung der Geiſter iſt als das Beſtreben, Macht über ſie zu erlangen, ſie dem eigenen Intereſſe dienſtbar zu machen. In den animiſtiſchen Religionen herrſcht die Furcht und der Eigennutz, die Geiſter wie ihre Verehrer ſind ſelbſtſüchtig, die böſen Geiſter werden in der Regel mehr verehrt als die guten, Belohnung und Strafe richten ſich nicht etwa nach den guten und böſen Handlungen der Menſchen, es fragt ſich vielmehr, ob die Geiſter mit den Gaben ihrer Verehrer zufrieden ſind oder nicht. Die Verſchiedenheiten, welche zwiſchen den einzelnen animiſtiſchen Religionen beſtehen, erklärt Tiele theils aus dem verſchiedenen Raſſencharakter, theils aus der Beſchaffenheit des Wohnorts der Völker und aus ihren Beſchäftigungen, endlich aus den Berührungen mit ihren Nachbarn. Zu den Völkern, welche dem Animismus huldigen, rechnet Tiele die Völker Afrikas und Amerikas, unter den letzteren nimmt er auch die gebildeten Bewohner Perus und Mexicos nicht aus, wiewohl er zugiebt, daß ſie an der äußerſten Grenze des Animismus ſtanden und daß wahrſcheinlich ihr Polydämonismus bald in Polytheismus übergegangen wäre, wenn nicht die Ankunft der Spanier ihre Entwickelung geſtört hätte. Auch die große Völkerſchicht, welche in den älteſten Zeiten Europa und Aſien bewohnt hat und die man mit dem Namen der ſkythiſchen zu bezeichnen pflegt, ſcheint nur animiſtiſche Religionsvorſtellungen gehabt zu haben, wie man aus der merkwürdigen Religion der Finnen ſieht und der mit ihnen verwandten Völker im Norden Aſiens und Europas. Alle die Geiſter, welche die Finnen anbeten, ſind mehr oder weniger mächtige Naturweſen, die ſich durch Zauberkraft auszeichnen und nur ſelten mit ſittlichen Eigenſchaften begabt ſind.

Es iſt die Anſicht Tiele's, daß die animiſtiſche Anſchauung in früheſter Zeit allgemein verbreitet war, daß aber die Culturvölker ſchon ſehr bald von dieſer Geiſterverehrung zum Polytheismus übergingen. Aus dem Polytheismus aber entwickelten ſich die nomiſtiſchen Religionen, d. i. religiöſe Gemeinſchaften, die auf das beſtimmte Geſetz einer heiligen Schrift begründet ſind, durch welche dann der Polytheismus zumeiſt in einen Monotheismus oder Pantheismus verwandelt wird. In den nomiſtiſchen Religionen wurzeln dann aber die univerſaliſtiſchen Religionen, welche den Anſpruch machen, die ganze Welt zu umfaſſen. Dieſe Grundanſchauungen ſucht nun der Verfaſſer in ſeinem Buche an den verſchiedenen Religionen zu erweiſen, wir können ihm hier natürlich nicht in das Einzelne folgen, ſondern nur die Hauptzüge ſeiner Darſtellung hervorheben. Unter den Culturvölkern ſtellt Tiele die Chineſen an die Spitze (deren Religionsſchriften nach ihm bis ins zwölfte Jahrhundert vor Chriſtus zurückgehen), jedoch nicht weil er ihre Religion für die reinſte anſieht, ſondern weil ihm dieſelbe vorwiegend animiſtiſch zu ſein

Digitize

ſcheint, mit überwiegend fetiſchiſtiſcher Richtung, aber frühzeitig in ein Syſtem zuſammengefaßt, welches die Bildung einer Mythologie unmöglich machte. Der Himmel wird als perſönliches Weſen aufgefaßt und ſteht als oberſter Herrſcher an der Spitze, er hat in Verbindung mit der Erde Alles hervorgebracht; der Erdgeiſt wird zwar nicht ſcharf dargeſtellt, aber doch vorwiegend weiblich gedacht. Andere untergeordnete Geiſter wohnen in Sonne, Mond und Sternen, in den Flüſſen und Bergen, man kann ſie aber nicht wahrnehmen. Ein großer Vorzug der chineſiſchen Religion iſt, daß in ihr von böſen Geiſtern nicht die Rede iſt, die Geiſter ſind vielmehr alle Diener des Himmels. Die Lehre von der Fortdauer des Menſchen nach dem Tode ſtimmt ganz mit den animiſtiſchen Anſichten überein: der Menſch hat eigentlich zwei Seelen, von welchen die eine bei ſeinem Tode in die Erde niederfährt, während die andere zum Himmel emporſteigt. Ein Prieſterſtand beſteht nicht, der Kaiſer bringt ſeine Opfer unter freien Himmel, die Tempel gehören den Verſtorbenen. Tiele weiſt der altchineſiſchen Religion einen höheren Rang an, als der etwa auf gleicher Entwickelungshöhe ſtehenden altegyptiſchen. In Egypten wird nicht das Alte durch das Neue aufgehoben, beides ſteht unvermittelt neben einander und ſo kommt es, daß wir neben ſehr fortgeſchrittenen religiöſen Ideen auch noch die Ueberreſte rein animiſtiſcher Anſchauungen finden, wie Vergötterung der Könige, Thierverehrung und Todtencultus. Auch die Sitte, daß im innerſten Heiligthum des Tempels kein Bild der Gottheit, ſondern blos ein Symbol derſelben aufgeſtellt wird, wurzelt noch ganz im Fetiſchismus. Urſprünglich beſtand auch in Egypten kein Prieſterthum, die überlebenden Verwandten brachten den Verſtorbenen die Todtenopfer, erſt ſpäter bildete ſich der Stand der Schriftgelehrten. Gegen die Anſicht, daß in Egypten urſprünglich ein Monotheismus beſtanden habe, erklärt ſich Tiele auf das Beſtimmteſte, die egyptiſche Religion war vom Anfange an polytheiſtiſch, aber ſie entwickelte ſich nach zwei Richtungen; während einerſeits durch Verſchmelzung der Localculte die Zahl der Götter immer größer wurde, näherte man ſich andererſeits in ſeinen Anſichten dem Monotheismus. Unſer Verfaſſer findet in der egyptiſchen Religion zwei Grundgedanken ausgedrückt, einmal den Glauben an den Sieg des Lichtes über die Finſterniß, dann die Annahme einer Schöpfung der Welt durch einen ungeſchaffenen Gott, der mit Hilfe niederer Götter dieſe That vollbringt. Indem nun der Verfaſſer die egyptiſche Religion durch die verſchiedenen Perioden ihrer Geſchichte verfolgt, ſucht er ihren Zuſammenhang mit dem jeweiligen politiſchen Zuſtande des Reiches nachzuweiſen. Im Laufe der Zeit findet er eine allmähliche Zunahme ſemitiſchen Einfluſſes, ſo daß zuletzt das eigentlich egyptiſche ganz in den Hintergrund tritt.

Nach den Chamiten kommen die Semiten an die Reihe, welche Tiele

Digitized by Google

in Uebereinſtimmung mit der jetzt ziemlich allgemein geltenden Anſicht in zwei Theile ſcheidet: in die Nordſemiten (Babylonier, Aſſyrer, Aramäer, Kanaanäer, Phönizier und Iſraeliten) und in die Südſemiten (Araber und Aethiopier). Als das Vaterland des ganzen Sprachſtammes gilt ihm Arabien, doch müſſen die einzelnen Abtheilungen ſchon frühe ausgewandert ſein, zurückgeblieben ſind nur die Araber und die Aethiopen, welche erſt weit ſpäter auswanderten. Die alten Araber, die ſich in ihrem abgeſchloſſenen Lande von fremden Einflüſſen frei halten konnten, haben den ſemitiſchen Urtypus am treueſten erhalten. Die Grundzüge ihrer Religion erheben ſich nur wenig über den polydämoniſtiſchen Animismus, der Sonnendienſt iſt ihnen mit anderen ſemitiſchen Stämmen gemeinſam, auch Sterne wurden verehrt, doch war ihr Cultus kaum mehr als Fetiſchismus, der ſich auch in der Verehrung der Bäume und Steine zeigt; das ſpiritiſtiſche Element findet ſich in der Verehrung der Vorfahren. Die Seher wurden hoch verehrt, ſind aber nicht zu förmlichen Prieſtern geworden. In Bezug auf das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit ſtimmen alle Semiten überein: ſie betrachten ſich als die Knechte ihres Gottes. Die Nordſemiten ſind in ihrer Religion viel weiter fortgeſchritten, ſie haben dies den Berührungen mit den in Meſopotamien wohnenden Akkadern zu danken. Dieſe Akkader waren von einem ganz verſchiedenen Stamme und beſaßen bereits eine nicht unbedeutende Bildung, ſie ſind die Erfinder der Keilſchrift, auch der Geſtirndienſt muß ſich bei ihnen entwickelt haben. Aus der Vermengung der Semiten mit den Akkadern entſtand das Volk der Chaldäer, oder, wie ſie nach dem Lande genannt werden, das ſie bewohnten, der Babylonier. Von den Babyloniern gingen die im Norden ſich anſiedelnden Aſſyrer aus, die ſich in Sprache und Religion nur wenig von den Babyloniern unterſcheiden, mehr in Cultur und Charakter. Es zeigt ſich jetzt, bei der Entzifferung der älteſten Urkunden, daß die Babylonier die meiſten Religionsbegriffe der Akkader ſich aneigneten und mit den eigenen, ſemitiſchen Anſchauungen verſchmolzen, Aſtrologie und Magie wurden von den unterworfenen Akkadern herübergenommen. Was aber auch die Babylonier von den Akkadern entlehnt haben mögen, ſie haben doch ihre Religion auf eine höhere Stufe erhoben als die ihrer Vorbilder war, denn die Naturweſen der alten Akkader ſind in ihr zu Göttern geworden. Ein höchſter Gott iſt an die Spitze des geſammten Götterſyſtems getreten und wenn auch die Religionsübung ſelbſt noch viele Beſtandtheile von Zeichendeuterei und Zauberei enthielt, ſo entwickelte ſie ſich doch zu einem wirklichen Cultus. Anders ſteht es mit der Religion der Weſtſemiten, der Aramäer, Kanaanäer und Phönizier, die zwar auch Verwandtſchaft mit der Religion Meſopotamiens aufweiſt, die ſich aber von dieſer getrennt haben muß, noch ehe die Verſchmelzung mit den Akkadern zu Stande gekommen war. Den Höhe-

Digitized by Google

punkt erreichte jedoch die geſammte nordſemitiſche Religionsentwickelung in der Religion der Iſraeliten, wo aber der Monotheismus, die reifſte Frucht des Einfluſſes der Propheten vor dem Exil, nur langſame Fortſchritte machen konnte. Es mag hier bemerkt werden, daß Tiele ſeine Anſichten über die egyptiſchen wie die ſemitiſchen Religionsverhältniſſe in einem ausführlichen, im Jahre 1872 erſchienenen Werke dargelegt hat. Endlich iſt noch der Islam zu erwähnen als die aus dem Semitismus hervorgegangene Weltreligion. Dieſe iſt echt ſemitiſch, rein theokratiſch, in ihr wird Gott als der einzige unumſchränkte aber auch willkürliche Gebieter gedacht, welcher der Welt feindlich gegenüber ſteht. Die Lehren des Islam haben nichts Eigenthümliches; was er ſeinen Bekennern einprägt, iſt Alles ſchon früher gelehrt worden. Er iſt die jüngſte aber auch die niedrigſte Form der Weltreligionen.

Von den Semiten wendet ſich Tiele zu den Indogermanen. Die Anſicht, daß die indogermaniſche Religion von Henotheismus oder gar von Monotheismus ausgehe, beſtreitet er durchaus, es ſcheint ihm ſogar zweifelhaft, ob man die Anfänge derſelben als Polytheismus bezeichnen darf, ob ſie nicht eher ein ziemlich hochſtehender Polydämonismus ſei. Er entwickelt dann die Grundbegriffe, welche die aſiatiſchen Indogermanen ſeiner Anſicht nach vor ihrer Trennung gehabt haben und verfolgt dann zuerſt die geſonderte Entwickelung der Inder durch ihre verſchiedenen Stufen (Brahmanismus, Buddhismus, Dſchainathum ꝛc.), dann diejenige der benachbarten Eranier. Zu den Religionen der europäiſchen Indogermanen übergehend beſpricht er zuerſt die Religion der Lettoſlaven und Germanen, die er als nahe zuſammenhängend und von fremden Einflüſſen unberührt zu halten ſcheint. Von den Lettoſlaven behauptet er, daß bis zur Einführung des Chriſtenthums dieſelben auf einem ſo alten, mithin ſo tief ſtehenden Standpunkte geblieben ſeien, wie keine auch der älteſten unter den bekannten indogermaniſchen Religionen. Die Religion der Lettoſlaven iſt vollkommen animiſtiſch, die polytheiſtiſchen und dualiſtiſchen Anſchauungen liegen nur erſt im Keime in ihr, der Kampf der göttlichen Weſen iſt noch ganz ein Kampf der Naturweſen, der Cultus wie die Unſterblichkeitslehre ſind dem entſprechend geſtaltet. Das Leben nach dem Tode galt nur als eine Fortſetzung des irdiſchen, an eine Vergeltung dachte man nicht. Die Geiſter, welche verehrt werden, theilen ſich in Haus-, Waſſer-, Wald- und Luftgeiſter, unter welchen die erſten die mächtigſten ſind. Die Beziehungen des Menſchen zu den jenſeitigen Mächten ſtehen auf einer ſehr niedrigen Stufe der Entwickelung, ihre Beſchwörungen gehören ganz der animiſtiſchen Stufe an. Die Oſtſlaven ſcheinen weder Prieſter noch Tempel gehabt zu haben, blos Zauberer und Zauberinnen, der lettiſche Stamm war etwas weiter fortgeſchritten. Wenn die altgermaniſche Religion auf einer höheren Stufe ſteht, ſo möchte dies Tiele mehr der größeren natürlichen Begabung

Digitized by Google

der Germanen als der höheren Cultur zuſchreiben. Er macht darauf aufmerkſam, daß nur wenige alte indogermaniſche Götternamen in der germaniſchen Mythologie in Geltung geblieben ſind. Die meiſten Geſtalten ſind eigenthümlich ausgeprägt. Daß ſich die germaniſche Religion aus dem Monotheismus entwickelt habe, leugnet Tiele ganz beſtimmt, erſt ſpäter habe ſie ſich demſelben genähert. Bei ziemlich entwickelter Götterlehre ſteht doch der Cultus der Germanen auf einer niedrigen Stufe, zwiſchen Zauberei und Opfern iſt kaum ein Unterſchied, auch ſind Menſchenopfer keineswegs ſelten. Ein Fortſchritt iſt indeſſen zu bemerken, auch nehmen die Prieſter einen ziemlich hohen Rang ein.

Die Religion der Griechen und Römer wird in dem letzten Abſchnitte geſchildert, welcher den Titel führt: Die Religion bei den Indogermanen unter dem Einfluſſe der Semiten und Chamiten. Damit iſt im Grunde die Geſammtanſicht Tiele's von dieſen beiden Religionen ſchon gegeben. Auch die griechiſche Religion läßt er aus unſcheinbaren Anfängen hervorgehen und verwahrt ſich gegen die Annahme eines urſprünglichen Monotheismus bei den Pelasgern, er ſchreibt ihnen vielmehr die Verehrung von Naturgottheiten und von Fetiſchen zu. Wenn ſich nun gleichwohl ſpäter die Griechen weit über andere Völker erheben, ſo tragen daran die gewöhnlichen Urſachen die Schuld: die Natur des Landes, das ſie bewohnen, die hohe geiſtige Begabung des Volkes ſelbſt, endlich der lebhafte Verkehr der griechiſchen Stämme unter einander, wie auch mit den Culturvölkern des weſtlichen Orients. In der Darſtellung der griechiſchen Religion wird nun die Durchführung dieſer Ideen verſucht. Ganz anders geartet als die griechiſche iſt die römiſche Religion. Obwohl urſprünglich die Religion der Römer mit der griechiſchen übereinſtimmte, ſo wurde die Entwickelung derſelben doch eine andere, was wir theils der Verſchiedenheit des Volkscharakters, theils äußeren Umſtänden zuſchreiben müſſen. Mit dem Oriente kamen die Römer weit ſpäter in Berührung wie die Griechen, der Einfluß der morgenländiſchen Religionen war daher bei ihnen ein weit ſchwächerer als bei den letzteren. Gegen die Vermenſchlichung der Götter, wie wir ſie bei den Griechen finden, hat der Römer eine Abneigung, die Naturkräfte der früheren Periode, die noch keine Götter geworden ſind, bleiben bloße Geiſter oder werden die Perſonificationen abſtracter Begriffe. Die Ueberreſte altrömiſcher Mythologie ſind daher ziemlich ſpärlich, unzählbar aber die zum Range von Geiſtern erhobenen Begriffe. Während bei den Griechen das Perſönliche, die Freiheit und Verſchiedenheit vorherrſcht, finden wir bei den Römern die Nothwendigkeit, die ſtrengſte Ordnung und Gleichmäßigkeit ausgeprägt. Mit Recht weiſt Tiele auf das ähnliche Verhältniß der indiſchen und perſiſchen Religion hin. In der älteſten Zeit ſtand die Religion der Römer ungefähr auf gleicher Höhe mit der pelasgiſchen, die

Digitized by Google

Zahl der Geiſter iſt unbegrenzt und ſie werden auf das Eifrigſte verehrt. Dennoch darf man dieſe Religion ſchon nicht mehr als Polydämonismus bezeichnen, denn der entſcheidende Schritt, welcher zum Polytheismus führt, iſt ſchon gethan, der Name der Götter (dei, divi) war nicht mehr der ausſchließliche Name für die himmliſchen Geiſter, er war bereits ein Gattungsname für perſönliche Weſen geworden, die eben ſo wohl der Erde und der Unterwelt wie dem Himmel angehören; beſonders die drei Hauptgötter Jupiter, Janus und Mars ſind bereits perſönliche Götter im vollſten Sinne des Wortes. Die Verſchmelzung der Römer mit verſchiedenen anderen Elementen, beſonders mit den Sabinern, brachte höhere religiöſe Vorſtellungen bei ihnen hervor. Auf die Lehren kam übrigens in der römiſchen Religion weit weniger an als auf den Cultus, die pünktliche Erfüllung der religiöſen Pflichten. Die animiſtiſche Anſchauung, daß man die Götter als Mittel zur Erreichung praktiſcher Zwecke gebrauchen könne, liegt dem ganzen römiſchen Cultus zu Grunde. Die ſehr verwickelten Ceremonien machten die Hilfe von Prieſtern unentbehrlich, da aber alles unter Aufſicht des Staates vor ſich ging und auch der höchſte Prieſter unter Staatsaufſicht ſtand, ſo wurde das Aufkommen einer Prieſterherrſchaft unmöglich, freilich blieb aber auch die römiſche Religion förmlich, mehr äußerlich als innerlich. Darin liegt auch der Grund, daß dieſe Religion das Volk nicht befriedigen konnte, daß fremde Götter und Ceremonien leicht Eingang fanden. Von den griechiſchen Göttern erhielt einer nach dem anderen das Bürgerrecht, ihnen folgten dann die aſiatiſchen Götter nach. Nicht das Beſte und Reinſte wählte man aus den fremden Religionen, mit dem Unglauben an die eigenen Götter ging auch der Aberglaube Hand in Hand. Es war jedoch nur ein belebender Gedanke nothwendig, um aus dieſem bunten Gemiſch eine neue Religion hervortreten zu laſſen, dieſen neuen Gedanken brachte das Evangelium, das koſtbarſte Geſchenk des Oſtens an den Weſten. Der Weg war ihm gebahnt, wenn es auch erſt nach langem Ringen triumphiren konnte.

Das zweite Werk, welches wir hier zu erwähnen haben, beruht gleichfalls auf tüchtigen Studien und verfolgt ähnliche Zwecke wie das eben beſprochene, nur daß die Darſtellung eine ausführlichere iſt und auf die Vergleichung ein großes Gewicht gelegt wird. Bis jetzt iſt nur der erſte Band erſchienen, der als eine wünſchenswerthe Ergänzung des Tiele'ſchen Compendiums gelten kann, weil hier gerade den Religionen der culturloſen Völker, namentlich Amerikas, beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet wird, während ſie Tiele in der Einleitung nur ſehr kurz beſprochen hat. Auch der Verfaſſer dieſes Werkes äußert ſich nicht über die Entſtehung der Religion, bekennt ſich aber gleichfalls zu der Anſicht, daß der culturloſe Menſch Alles, was er ſieht, ſich als beſeelt denke. Thiere und andere Gegenſtände erregen ſeine Auf-

Digitized by Google

merksamkeit, weil sie Eigenschaften zeigen, die ihm eben so furchtbar wie unerklärlich sind, denn der menschliche Geist in diesem Zustande ist von jeder wissenschaftlichen Erkenntniß sehr weit entfernt, Naturgesetze sind für ihn noch nicht da, im Gegentheil eine große Masse von Einzelwesen, von welchen ein jedes mit eigenem Willen begabt ist. Da erscheint Nichts in seinem wahren Lichte, denn die Naturerscheinungen stellen sich dar als die Aeußerungen von Leidenschaften wohlthätiger oder schädlicher, jedenfalls aber beseelter, willenskräftiger Wesen. Neben der Erklärung der Natur beschäftigt den culturlosen Menschen das Räthsel seines eigenen Daseins. Der Tod auf dem Schlachtfelde oder durch den Angriff eines wilden Thieres scheint ihm erklärlich genug, unerklärlich bleibt aber das allmähliche Schwinden der Kräfte und zuletzt der Tod durch Krankheit oder Schwäche, es scheint ihm klar, daß dabei der Einfluß mächtiger, wenn auch nicht sichtbarer Wesen thätig sein muß. Daß man aber beim Sterben das Leben verliere, scheint ihm undenkbar, die Fortsetzung der Existenz erfolgt nur auf eine andere Weise. Ursprünglich ist jeder Mensch sein eigener Priester und kümmert sich nicht um den Glauben seiner Nachbarn. Bei der Entwickelung der Familie und später des Stammes und des Volkes erhält der Gott des Einzelnen einen weiteren Wirkungskreis und eine Person, sei es der König oder ein Anderer, wird der Dolmetscher dieses nationalen Gottes. Dies ist ungefähr die Theorie, welche unser Verfasser im ersten Capitel vorträgt und zu welcher die folgenden die Belege geben sollen. Die nächsten Capitel (2—9) beschäftigen sich mit den Gegenständen, in welchen zumeist die Geister verkörpert gedacht werden, wie Steine, Pflanzen, Thiere u. s. w., überall werden reichliche Beispiele aus allen Theilen der Welt gegeben. Vom zwölften Capitel an erfolgt nun die Beschreibung von Einzelreligionen, wie die der Kaffern, Chinesen, besonders aber die theologischen Systeme der neuen Welt vor der spanischen Eroberung; es wird dabei der Nachweis versucht, daß auch in Amerika der Animismus und Polytheismus dieselben Wandelungen erfahren habe wie in Asien und Europa. Ein zweiter Band wird die Religionen der Völker besprechen, welche einen bedeutenden Einfluß auf unsere eigene Bildung gehabt haben.

Blicken wir zum Schlusse nochmals auf die Werke zurück, deren Anschauungen wir besprochen haben, so wird es uns ganz natürlich dünken müssen, daß bei der Verschiedenheit der Grundanschauung das Urtheil über die einzelnen Religionen sehr verschieden ausfällt, doch will es uns scheinen, als hätten sich beide Richtungen in letzter Zeit merklich genähert und es sei ein Ausgleich in der Zukunft nicht undenkbar. Wenn wir finden, daß jetzt die meisten Forscher es ablehnen, sich darüber zu äußern, was Religion in ihren ersten Anfängen sei, so kann uns das nicht befremden, denn auch der Sprachforscher enthält sich mehr und mehr jedes Urtheils über den Ursprung der

Digitized by Google

Sprache. Religionswissenschaft und Sprachwissenschaft haben dazu denselben Grund: die Erkenntniß, daß sie historische Wissenschaften sind, daß ihnen daher nur so weit ein bestimmtes Urtheil zusteht, als ihre Quellen reichen; was jenseits dieser Quellen liegt, bleibt bloße Vermuthung. Da nun nirgends die sprachlichen oder religionsgeschichtlichen Urkunden bis zu den Anfängen von Sprache und Religion zurückgehen, so müssen diese Wissenschaften die Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache und Religion der Psychologie oder irgend einem andern Zweige der Wissenschaft überlassen, der besser dazu geeignet ist. Es bleibt dann noch die wichtige Frage über die Stellung des Animismus oder Fetischismus der Naturvölker, ob wir denselben als einen ursprünglichen Zustand anerkennen oder als ein Herabsinken von einem früheren vollkommeneren auffassen wollen. Die Entscheidung dieser Frage wird wesentlich von den Resultaten abhängen, zu welchen man über die Anfänge der Religionen der Culturvölker gelangt. Diese Forschung muß ohne vorgefaßte Meinung für oder gegen eine der beiden Richtungen, blos im Interesse der Wahrheit, betrieben werden. Geschieht dieses, so läßt sich bei der gegenwärtigen regen Thätigkeit auf religionsgeschichtlichem Gebiete voraussehen, daß wir in nicht zu langer Zeit zu festen Ansichten fortschreiten werden.

F. Spiegel.

Fürst Bismarck als Handelsminister.

Der preußische Landtag, welcher nun binnen vierzehn Tagen eröffnet werden soll, findet eine Veränderung auf der Ministerbank vollzogen, an die bei dem Schlusse der Frühjahrssession niemand denken konnte — ja die nur die Thatsache selbst hat denkbar machen können. Das durch den Abgang des Staatssecretärs Hofmann mit erledigte preußische Ministerium für Handel und Gewerbe hat sich Fürst Bismarck selbst übertragen lassen. Allerdings handelt es sich nur noch um eine schwache, mit nur vier vortragenden Räthen besetzte Abtheilung des ehemaligen Handelsministeriums, dessen Hauptbestand unter dem Namen eines Ressorts der öffentlichen Arbeiten dem Minister Maybach verblieben ist. Die Geschäfte jener Abtheilung umfassen nur die vereinzelten Bruchstücke von Functionen, welche auf dem Gebiete der Handels- und Gewerbepolitik den Regierungen der Einzelstaaten verblieben sind, und darum erschien es vor zwei Jahren als die richtigste und fruchtbarste Lösung, dieses preußische Ressort demjenigen Minister zu übertragen, welchem in der Reichsverwaltung nach der Auftheilung des Reichskanzleramtes und zumal nach Abtrennung eines selbständigen Finanzressorts im Wesentlichen auch nur der entsprechende Geschäftskreis verblieben war. Ein durchgreifenderes Mittel, die Reibungen zwischen der Reichsverwaltung und dem preußischen „Ressortparticularismus" zu heben, konnte nicht erdacht werden und wenn diese Verbindung jetzt nach kaum fünfviertel Jahren ihres Bestandes wieder gelöst ist, so kann nach jener Seite wahrlich kein Grund dafür gesucht werden. Man kann sagen, die Lösung sei nur eine formelle, da ja das betreffende

Digitized by Google

Reichsressort auch der höheren Leitung und Verantwortlichkeit des Reichskanzlers unterstellt ist — aber enger ist sie doch auch nicht geworden. Auch die Thatsache, daß Fürst Bismarck für gewisse Maßregeln der Handels- und Gewerbepolitik mit persönlicher Initiative eintreten will, vermag das formelle Arrangement nicht zu erklären. Seine Initiative in der Zollpolitik ist augenscheinlich nicht dadurch behindert worden, daß ihm die einschlagenden preußischen Ressorts nicht unmittelbar unterstellt waren, und vollends könnte man sich eine Behinderung nicht vorstellen, wenn der preußische Ressortminister zugleich als Reichsstaatssecretär dem Reichskanzler formell untergeordnet ist. Unter allen Erklärungen einer Maßregel, die auf den ersten Blick nur befremdlich sein konnte, hält nur die eine Stich: daß Fürst Bismarck keine Persönlichkeit gefunden hat, die geeignet und geneigt war, für die socialpolitischen Projecte, mit welchen er gegenwärtig mit ganzer Seele beschäftigt ist, die nächste Verantwortlichkeit zu übernehmen. Der neuernannte Staatssecretär im Reichsamte des Innern, Herr von Bötticher, der sich für die Zollpolitik des Reichskanzlers als ein sehr brauchbares Organ bewährt hat, hielt sich selbst, nach der glaubhaftesten Mittheilung, nicht für hinreichend sicher auf dem neuen Felde, für welches er bestimmt wurde; und wenn er auch für die geplanten Maßregeln, die innerhalb der Reichsverwaltung zu seinem Ressort gehören, die persönliche Verantwortlichkeit nicht wird ablehnen können, so soll ihm dieselbe doch wesentlich dadurch erleichtert werden, daß Fürst Bismarck als preußischer Handelsminister die Entwürfe vorbereiten läßt und für dieselben eintreten wird. Glücklich aber wird man auch nach dieser Erklärung das formelle Arrangement nicht nennen können — vor allem schon darum nicht, weil Fürst Bismarck im Gewande des Handelsministers seinen politischen Gegnern im preußischen Abgeordnetenhause eine neue Angriffsflanke darbietet, welche diese auszubeuten gewiß nicht unterlassen werden, und die hieraus entspringenden Reibungen die ohnehin nicht eben klare und sonnige Situation nicht beseitigen helfen dürften. Aber auch darum nicht glücklich, weil den Maßregeln einschneidendster Art, die wir noch im einzelnen berühren werden, vorab die Gewähr einer für die Ausführung zulänglichen technischen Kraft abgeht. Das Bedenken, daß Fürst Bismarck als Ressortminister eines ihm bis dahin fremden technischen Geschäftszweiges auftrete, ist von officiöser Seite sehr ungnädig aufgenommen und mit den Stimmen auf eine Linie gestellt worden, welche 1862 die Befähigung des Herrn von Bismarck-Schönhausen znm leitenden Staatsmanne und zum Leiter der auswärtigen Politik in Frage stellten. Der Unterschied ist aber doch handgreiflich: zum leitenden Staatsmanne wird eine besondere technische Befähigung nicht erfordert, und die auswärtige Politik war seit elf Jahren in hervorragenden Stellungen das Feld des neuen Ministers gewesen; die Zweifel von 1862 haben sich also nur auf die politische Befähigung beziehen können. Will man für den heutigen Fall eine zutreffende Parallele haben, so erinnere man sich nur, mit welchem Nachdrucke Fürst Bismarck nach dem Abgange Delbrück's es für unmöglich erklärt hat, die nach der Verfassung ihm damals formell obliegende technische Verantwortlichkeit für die Reichsfinanzverwaltung zu tragen. Und nachdem nun das Stellvertretungsgesetz eigens dazu erlassen ist, um ihm hier und anderwärts die technische Verantwortlichkeit abzunehmen, läßt er sich dieselbe ganz eigens auf einem Felde übertragen, welches ihm keinenfalls vertrauter ist als die Finanztechnik.

In der öffentlichen Discussion ist leider bis jetzt diese anscheinend formelle, in der That aber die ganze Bürgschaft materieller Zweckmäßigkeit

der Regierungsmaßregeln in sich schließende Frage ganz an die Parteiung für oder gegen die concreten Projecte aufgegangen, die Fürst Bismarck in seinem neuen Ressort betreibt. Und was noch schlimmer, diese Parteiung droht sehr nahe in den Gegensatz der Freihandels- und Schutzzollpartei aufzugehen, obwohl gerade für das wichtigste dieser Projecte, die Arbeiterversicherung, Freihändler und Schutzzöllner, soweit sie zu dem Socialistengesetz zusammen gewirkt haben, gleich sehr mit ihrer Ehre und ihrem Interesse gebunden sind. Unmöglich kann über die Nothwendigkeit und Dringlichkeit ein Streit sein, das vor zwei Jahren verpfändete Wort einzulösen, daß die Unterdrückung der socialdemokratischen Agitation nur das Feld frei machen solle zu positiven Reformen, um die Arbeiter durch materielle Verbesserung ihrer Lage dauernd vor den Verlockungen jener Agitation zu bewahren. Nur darauf kann es ankommen, daß zu diesem ebenso hohen und edlen, als für den gesellschaftlichen Frieden unerläßlichen Ziele auch der zweckmäßigste, der am sichersten und kürzesten dahinführende Weg eingeschlagen werde. Nicht das Weitaussehende eines Planes soll uns erschrecken, denn es handelt sich um ein Problem, welches nur auf der breitesten Grundlage gelöst werden kann — aber um so nöthiger ist es dann auch, daß der technische Aufbau so vorsichtig und besonnen Schritt für Schritt erwogen, daß jeder Träger so ängstlich auf seine Tragfähigkeit geprüft werde, um nach menschlichem Elemente vor der Gefahr sicher zu sein, daß nicht der jähe Einsturz des Gebäudes die Tausende, denen es eine behagliche Wohnung gewähren sollte, unter seinen Trümmern begrabe. So sehr aber die Energie, mit welcher Fürst Bismarck auch diese Aufgabe angefaßt hat, die Bewunderung seiner staatsmännischen Einsicht und Willenskraft steigern muß, so unbillig würde es sein, ihm sei es in gedankenlosem Vertrauen, sei es in pessimistischer Bequemlichkeit, eine Verantwortung aufwälzen zu lassen, die er unmöglich tragen kann. Hat er den zuverlässigen Mitarbeiter nicht gefunden, auf dessen Schultern er und wir die Last abwälzen könnten, so thut es um so mehr Noth, daß ein jeder nach seinem Maße von Wissen und Erfahrung freiwillig und wohlwollend seinen Beitrag zu der großen Arbeit gebe, statt sich durch eine lediglich zerstörende Kritik zu entlasten. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Von der Kunstausstellung. — Wir haben in den letzten Nummern dieser Blätter bereits die in erster Linie hervorragenden Portraitisten der diesmaligen Ausstellung besprochen; wir können denselben noch eine ganze Reihe sehr vorzüglicher Leistungen anschließen. Im Portrait haben unsere deutschen Künstler — und diese kommen fast lediglich hier in Betracht — in den letzten 15—20 Jahren namentlich von den Franzosen, was die Technik anlangt, außerordentlich gelernt, ebenso von den alten Spaniern und Italienern, besonders den Venetianern. Gerade diejenigen großen Portraitmaler, welche in letzterer Hinsicht obenan stehen, und ohne ihre moderne Auffassung dabei einzubüßen, gewissermaßen alte Bilder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, namentlich dem Colorit nach fast reproduciren wie Lenbach, fehlen jedoch unserem diesjährigen Salon gänzlich. Adalbert Begas und sein Bruder Oscar sind in ihren Portraits ganz dieselben geblieben. Die liebenswürdige natürliche Auffassung der menschlichen Erscheinung und eine ausgebildete Technik zeichnen sie aus. Der Letztgenannte

Google

hat außerdem ein sehr ansprechendes Bild „Gretchen am Brunnen" mit wohlgetroffenem bekümmert-wehmüthigen Gesichtsausdrucke gemalt. G. Biermann, ein routinirter, auf die feinsten überraschenden Farbeneffecte ausgehender Künstler, hat nicht weniger als vier Gemälde ausgestellt, darunter eins, das er Esther nennt, ohne daß es durch diesen alttestamentlichen Titel allzu sehr aus dem Rahmen des Portraits herausfiele, eine Dame von eigenthümlich semitischem Typus mit etwas nach oben geschlitzten Augen, das Antlitz energische Kraft und Klugheit mehr als verführerische Reize zeigend, eingehüllt in ein langes morgenländisches Gewand mit bunten Tupfen, dessen coloristische Behandlung von großer Wirkung ist, sonst fast ohne Schmuck. Anmuthender erscheint uns von demselben Künstler ein reizender, in Farbe und Zeichnung ganz vollendeter Mädchenkopf. Eine tüchtige Leistung ist das Portrait des Dichters Brachvogel von A. César, namentlich gelungen in der feinen Charakteristik des Dargestellten. Von überzeugender Wahrheit der Auffassung und einer meisterhaften Technik sind die drei Portraits, die der Düsseldorfer Professor H. Crola ausgestellt hat. Der Berliner Meister G. Graef, einer unserer vorzüglichsten Portraitisten und vielleicht der Vornehmste von allen in der Art seiner Auffassung und Darstellung der Persönlichkeit, ist auch diesmal durch mehrere Werke sehr gut vertreten. Graf Harrach hat den Exminister Freiherrn von Varnbüler abconterfeit, ein Bild so voller Leben und Geist, daß es aus dem Rahmen herauszutreten und zu uns sprechen zu wollen scheint. Es erinnert an Lebendigkeit an die vorjährige Meisterleistung J. Schrader's, das Portrait des Oberbürgermeisters Becker von Cöln. In diesem „Salon" hat der letztgenannte Künstler das Bild eines reichen Handelsherrn ausgestellt, das fast dieselben Vorzüge in demselben Grade besitzt, wie jenes vorjährige durch die Notabilität des Portraitirten zu weiterem Ruhme gelangte. Ein Realist und Colorist durch und durch ist Nathanael Sichel, dessen etwas starke, schwarzhaarige jüdische Dame ein Bild von großer Naturwahrheit, Leuchtkraft und technischer Fertigkeit genannt zu werden verdient, während ihm höhere geistige Bedeutung abgeht. Unter den Portraitmalerinnen, die ziemlich zahlreich vertreten sind, mag hier nur Adele Tobias als eine tüchtige, energisch und geistvoll auffassende und malende Künstlerin genannt werden, Vorzüge, die man bei Malerinnen selten findet, die aber ihr Portrait des Professor Döpler in vollem Maaße vereinigt. Wegmann, Wider, L. Pohle, F. Paulsen, Hummel und Heydeck sind sämmtlich durch gute, weit über die Mittelmäßigkeit sich erhebende Portraitgemälde vertreten. Der Erstgenannte, in Paris lebend, hat nicht blos eine hohe Fertigkeit im Malen, sondern auch eine Fähigkeit in der Nüancirung des Ausdruckes, in der Darstellung des Individuellen erlangt, welche sich außer im Portrait auch in dem Bilde, das er „Nachtstück" benannt hat, in aller Meisterschaft offenbart. Er zeigt uns in dem letztgenannten Werke eine junge Dame, die frierend, ein Bild des Unglückes, offenbar von jeder Hilfe verlassen und vor dem letzten Schritt, dem Betteln, zurückbebend, durch die nächtlichen Straßen der Hauptstadt wandelt, ein von jedem hohlen Pathos und allen kleinlichen Mitteln empfindsamer Rührseligkeit sich fern haltendes ergreifendes Gemälde.

Es mag dies den Uebergang zur Besprechung einiger Genrebilder machen, die wir aus der sehr großen Menge bedeutender und mittelmäßiger Leistungen in diesem Fache hier herausgreifen. Defregger's „Liebesbrief" steht hier wohl obenan. Zwei lebensgroße Tyrolerinnen von einer Frische und Naivetät der Fröhlichkeit und Lust im Gesichtsausdrucke sind damit beschäftigt, einen Liebesbrief zu lesen, der eben vom Schatze der einen Dirne eingetroffen ist.

So einfach dies Motiv an sich ist, so köstlich ist es in jeder Beziehung durchgeführt, kein Nebeneindruck kommt auf, jedermann versteht sofort, was der Künstler hier in aller Frische des ersten Entwurfes auf die Leinwand gebracht hat, und wird durch nichts von dem vollen Genusse der einfach klaren Empfindung abgelenkt, die die Personen voll beseelt. Mich stört bei dieser trefflichen Composition selbst die Lebensgröße der beiden Figuren nicht, ebenso wenig wie in dem schon erwähnten Gussow'schen Bilde des alten Ehepaares, obgleich beide „nur" Genrebilder sind. Es kommt eben darauf an, wie solche Dinge malerisch vorgetragen werden. Ein zweites Bild von Defregger „Holzknechte in der Sennhütte" steht an naturfrischer Empfindung und vollendeter Ausführung dem ersten nicht nach. Weniger glücklich ist diesmal Meister Knaus mit seinen Gemälde „ein unwillkommener Kunde". Wir sehen eine Fleischerbude, aus der soeben ein Hund im vollen Laufe mit einem guten Bissen Fleisch im Maule das Weite sucht. Die dicke Fleischersfrau steht im hellen Zorne an der Thüre dem Räuber nachfluchend, den der Lehrjunge zu verfolgen sich bemüht. Das Bild ist im Tone nicht sehr gelungen, und die Kraft der Komik, die in der Situation liegt, ist nicht in packender Weise zum Ausdrucke gelangt. Man würde das Bildchen vielleicht recht wenig beachten, wenn sein Autor statt Knaus ein wenig bekannter Maler wäre. Der Düsseldorfer Bokelmann stellt die letzten Augenblicke eines Wahlkampfes dar. Vor dem Wahllokale stehen die harrenden Gruppen der verschiedenen Parteien, die um den Sieg gerungen haben und das Resultat des Kampfes alsbald vernehmen werden. Eine haarscharfe treffliche Charakteristik der den verschiedensten Schichten des Volkes angehörenden Gestalten zeichnet dies Bild in hohem Maße aus. Zu den hervorragendsten Leistungen gehört aber vor allen Fritz Werner's Gemälde „aus der Dresdener Galerie". Sein Ruhm hat sich schnell verbreitet, und in der Regel ist das kleine Kunstwerk von einer so starken Corona von Zuschauern umstanden, daß man Mühe hat, bis zum wirklichen Genusse desselben vorzudringen. Es stellt einen Saal der Dresdener Galerie dar und schildert die Besucher desselben, das „Sonntagspublikum" eines Museums, Leute aller Stände, Männer, Frauen und Kinder, Einheimische und reisende Fremde, welche sich mit der Besichtigung und Beurtheilung theilweise der Meisterwerke berühmter Maler, theilweise ihrer selbst hingeben. Hier ist jede einzelne Figur wie jede Gruppe ein vollendetes Kunstwerk komischer Charakteristik und vorzüglicher Detailmalerei. Nicht minder kunstvoll sind die Bilder der alten Meister an den Wänden des Saales in der ihnen eigenen Vortragsweise, obwohl natürlich nur skizzenhaft und zum Theil von der Seite gesehen, von Werner charakteristisch zur Erscheinung gebracht. Das Ganze ist in jeder Beziehung ein Cabinetsstück ersten Ranges. Wilh. Gentz' orientalische Schilderungen sind längst als eine Specialität rühmlichst bekannt. Diesmal hat der Meister „eine Koranvorlesung in der Grotte des Jeremias zu Jerusalem" gemalt, deren malerischer Reiz zu dem Feinsten und Besten gehört, das der Salon in dieser Richtung bietet. Berninger, der sich mehr der rein landschaftlichen Schilderung des Orientes, besonders der Nordküste Afrikas, zuneigt, ist auch diesmal seinem Stoffkreise treu geblieben. Er zeigt uns im heißen hellen Sonnenlichte das tiefblaue Meer, die Klippen des Ufers und den Wüstensand, zum Theil mit Staffage von Kameelen, Karavanen 2c. Knut Eckwall, L. Güterbock, E. Hallatz, Chelminski, Sondermann, Aug. Holmberg (dessen Benedictinermönch, antike Münzen betrachtend, eine besonders fein empfundene und im Kleinen wie im Großen gewissenhaft und echt durchgeführte, anmuthende Schilderung ist), G. Koch

(Falſcher Start), Kieſel, Lulvis, Meyer von Bremen, Stryowski, Struys, Wünnenberg, Tſchauſch zeichnen ſich ſämmtlich durch Gemälde aus, welche die mehr oder weniger bekannten Vorzüge dieſer Meiſter aufzuweiſen haben. G. Schauer zeigt uns in einer äußerſt lebendigen und treffenden Schilderung der Scenerie wie der Perſönlichkeiten die Begegnung Tell's mit dem Landvogt Geßler auf engem, ſteilem Felspfade, wo den letzteren Schwindel und Schreck ergreift, als er den bewaffneten Jägersmann in dieſer einſamen Gegend erblickt. Kirberg's „Sorgenvolle Stunden", ein Elternpaar, das in ärmlicher Stube an der Wiege des kranken, wie es ſcheint hoffnungslos kranken, Kindes bekümmert ſitzt, iſt ein Bild von tief inniger Empfindung und zeigt das Talent des Autors, das ſich ſchon in der vorjährigen Ausſtellung in einem ähnlichen Motive offenbarte, abermals im beſten Lichte. y.

Literatur.

Orſanna und andere Erzählungen. Von Sophie Junghans. 2 Bde. Jena, Herm. Coſtenoble. 1880. — Von den drei Erzählungen, welche die Verfaſſerin der beiden Romane „Käthe" und „Haus Eckberg" hier veröffentlicht, ſind die beiden letzteren („die Ferienreiſe" und „die Reichenbachs in Rom") von geringerem Werthe; beide bieten zwar einen ganz anſprechenden und auf vortrefflichem ethiſchen Grunde ruhenden Inhalt, aber ſie ſind für ihre verhältnißmäßig unbedeutende Fabel und Verwickelung zu weit ausgeſponnen. In „Orſanna" hat die Verfaſſerin dagegen ein ſehr intereſſantes Problem mit ſeelenkundiger Feinheit und zugleich mit kräftig realiſtiſcher Zeichnung dargeſtellt; das Leiden Orſanna's für den ihrer Aufopferung nicht würdigen Gatten und den beinahe noch unwürdigeren Sohn hat etwas ungemein Rührendes und doch iſt es, wie die Erzählerin ſehr geſchickt angedeutet hat, nicht ganz unverſchuldet. Bei dieſer Erzählung verdient auch die glückliche Wahl der Vortragsweiſe hervorgehoben zu werden; das Abſtoßende, welches in der ſo vortrefflich und ſo naturwahr geſchilderten Verſchloſſenheit und Herbigkeit der Bäuerin liegt, erfährt für den Leſer dadurch eine angenehme Milderung, daß der Bericht nicht von der Dichterin ſelber gegeben, ſondern einer wohlwollenden und den erzählten Ereigniſſen nahe ſtehenden Beobachterin in den Mund gelegt wird. E—e.

Notiz.

Einundzwanzigſte Plenar-Verſammlung der hiſtoriſchen Commiſſion bei der königl. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. Bericht des Secretariats. München, im October 1880. In den Tagen vom 30. September bis 2. October hielt die hiſtoriſche Commiſſion ihre diesjährige Plenarverſammlung. An den Sitzungen betheiligten ſich von den auswärtigen Mitgliedern der Präſident der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien und Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs Geheimrath Ritter von Arneth, der Director der preußiſchen Staatsarchive Geheimer Oberregierungsrath von Sybel aus Berlin, der Geheime Regierungsrath Waitz aus Berlin, die Profeſſoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, Wattenbach aus Berlin, Wegele aus Würzburg und Weizſäcker aus Göttingen; von den einheimiſchen Mitgliedern nahmen Antheil der Generallieutenant und Generaladjutant Seiner Majeſtät des Königs von Spruner, der Director der polytechniſchen Hochſchule Profeſſor von Kluckhohn, der Geheime Haus- und Staatsarchivar Profeſſor Rockinger und der Geheimrath Profeſſor von Gieſebrecht, der in Abweſenheit des Vorſtandes, Geheimen Regierungsrathes von Ranke, als ſtändiger Secretär der Commiſſion, die Verhandlungen leitete.

Nach dem Geſchäftsbericht über das verfloſſene Jahr und den im Laufe der Verhandlungen gemachten Mittheilungen ſind alle Arbeiten der Commiſſion in erfreulichem Fortgang. Seit der vorjährigen Plenarverſammlung ſind im Drucke fertig geworden:

1) Die Chroniken der Deutſchen Städte vom vierzehnten bis ins ſechzehnte Jahrhundert. Bd. XVI. — Die Chroniken der niederſächſiſchen Städte. Braunſchweig, zweiter Band.

2) Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Zweiter Band. — Beiträge zur Reichsgeschichte 1552. Bearbeitet von Aug. von Druffel.
3) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. XVIII. Erste Abtheilung. — Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft von R. Stintzing. Erste Abtheilung.
4) Die Recesse und andere Acte der Hansetage von 1256—1430. Bd. V.
5) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XX.
6) Allgemeine Deutsche Biographie. Lfg. XLVII—LVI.

Andere Werke sind bereits im Drucke, so daß sie im Laufe des nächsten Jahres werden veröffentlicht werden können. Wie schon so oft mit Dank erkannt ist, erwächst allen Arbeiten der Commission eine außerordentliche Förderung durch die große Liberalität und Bereitwilligkeit, mit welcher dieselben von den Vorständen der Archive und Bibliotheken unterstützt werden.

Das große Unternehmen: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit", welches die Commission so lange Zeit beschäftigt, wird in wenigen Jahren zum Abschlusse kommen. Von der Geschichte der Jurisprudenz, bearbeitet vom Geheimen Justizrath von Stintzing in Bonn, tritt die erste Abtheilung jetzt in die Oeffentlichkeit und wird ihr bis 1882 die zweite weniger umfängliche Abtheilung folgen. Im Laufe des nächsten Jahres hofft man die Geschichte der Historiographie und die Geschichte der Geologie publiciren zu können, denen sich dann unmittelbar die Geschichte der classischen Philologie anschließen wird. Für die Geschichte der Kriegswissenschaften ist es gelungen, jetzt in Major Max Jähns in Berlin einen in allen Beziehungen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen, und wird die Vollendung dieser Abtheilung bis zum Jahre 1884 in Aussicht gestellt.

Von der durch Professor C. Hegel herausgegebenen Sammlung der Deutschen Stadtchroniken ist der sechzehnte Band erschienen, welcher den zweiten Band der Braunschweiger Chroniken in der Bearbeitung des Stadtarchivars Hänselmann bildet. Es ist damit das ungedruckte Material, welches Letzterer zu bearbeiten übernommen hat, noch nicht völlig erschöpft; eine Paraphrase des Schichtspiels, Berichte über die Stadtfehden von 1492 bis 1493, Diarien über die Belagerung von 1553 sind einem dritten Bande vorbehalten, der überdies eine Helmstädter Chronik von Hennig Hagen bringen wird. Im kommenden Jahre wird die vom Herausgeber selbst unter Beihilfe von Dr. Rob. Pöhlmann und Dr. Albr. Wagner bearbeitete Chronik „von alten Dingen zu Mainz" aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt werden. Mit der Bearbeitung der Lübecker Chroniken ist Dr. Koppmann beschäftigt.

Die Arbeiten für die Deutschen Reichstagsacten haben sich auch im verflossenen Jahre auf die Perioden König Ruprecht's und Kaiser Sigmund's concentrirt. Für den vierten Band, mit welchem die Acten aus König Ruprecht's Zeit beginnen werden, ist besonders Professor J. Weizsäcker, der Leiter des Unternehmens, unter Beihilfe von Dr. E. Bernheim und Dr. Friedensburg thätig gewesen. Reiches handschriftliches Material, welches viele deutsche Bibliotheken und Archive bereitwillig übersandten, gelangte zur Verwerthung; wiederholt wurde Hannover besucht, und die Reise, welche die genannten Hilfsarbeiter im vorigen Jahre nach Oesterreich unternahmen, gab einen guten Ertrag. Für das Verhältniß König Ruprecht's zur römischen Curie und seinen italienischen Zug bot eine in diesem Jahre von Dr. Bernheim ausgeführte Reise, welche Venedig, Bologna, Florenz, Mailand und andere Städte Italiens berührte, eine erfreuliche Ausbeute. Der vierte Band der Reichstagsacten ist im Manuscript vollendet, und der Beginn des Druckes nur durch äußere Umstände verzögert. Für den achten Band, welcher die Acten aus König Sigmund's Zeit fortführen wird, sind aus den deutschen Bibliotheken und Archiven, wie aus Rom noch zahlreiche Ergänzungen gewonnen worden. Oberbibliothekar Professor Dr. Kerler in Würzburg, der Bearbeiter dieses Bandes, sah sich durch den dortigen Kreisarchivar Dr. A. Schäffler und Dr. Friedensburg in Göttingen unterstützt. Director Schmidt in Halberstadt verdankt man den kritisch festgestellten Text einiger für den Nürnberger Reichstag von 1422 wichtigen Abschnitte des Eberhard Windeck. Im Ganzen sind die Arbeiten auch für den achten Band so weit vorgeschritten, daß im nächsten Jahre der Druck desselben wird beginnen können.

Von der Sammlung der Hanserecesse ist der fünfte Band vollendet worden. Nach den Mittheilungen des Herausgebers Dr. K. Koppmann ist das Material für die Jahre 1411—1430 so umfassend, daß noch zwei Bände zum Abschlusse des Werkes erforderlich sind. Zur Vervollständigung des Stoffes werden Reisen nach Lüneburg und Thorn in Aussicht genommen.

Von den Jahrbüchern des Deutschen Reiches ist der zweite, die Regierung Heinrich III.

betreffende Band, bearbeitet von Professor E. Steindorff in Göttingen, weit im Drucke vorgeschritten und wird in kurzer Zeit veröffentlicht werden. Mit dem zweiten, abschließenden Band für die Regierung Konrad's II. ist Professor H. Breßlau in Berlin beschäftigt. Professor W. Bernhardi in Berlin hofft die Jahrbücher König Konrad's III. schon in nächster Zeit der Presse übergeben zu können. Auch die Vollendung der Jahrbücher Karl's des Großen durch Professor B. Simson in Freiburg i. Br. steht in nicht ferner Aussicht. Professor G. Meyer von Knonau in Zürich hat die Bearbeitung der Jahrbücher Heinrich IV. begonnen.

Für das weitumfassende Unternehmen der Wittelsbachischen Correspondenz sind die Arbeiten nach verschiedenen Richtungen unausgesetzt und mit gutem Erfolge fortgeführt worden. Die ältere pfälzische Abtheilung wird demnächst mit der wichtigsten Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir, bearbeitet durch Dr. Friedr. von Bezold, zum Abschlusse gelangen. Das Material ist im Wesentlichen gesammelt und zuletzt noch in Venedig vervollständigt worden. Der Druck des ersten Bandes hat begonnen und werden dem ersten die beiden anderen in Aussicht genommenen bald folgen können. Für die unter Leitung des Geheimraths von Löher stehende ältere bayerische Abtheilung ist Dr. Aug. von Druffel sehr thätig gewesen. Der zweite Band der von ihm bearbeiteten Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts ist erschienen. Derselbe umfaßt allein auf das Jahr 1562 bezügliches Material, welches noch in letzter Zeit aus den Acten des Berliner geheimen Staatsarchivs wesentlich ergänzt werden konnte. Für die zweite Abtheilung des dritten Bandes, welcher die größeren Actenstücke des Jahres 1552 aufnehmen soll, ist die Sammlung und Verarbeitung des Stoffes so weit beendet, daß der Druck unverzüglich beginnen wird. Für den vierten, abschließenden Band sind die Briefe und Acten aus dem Jahre 1553—1555 bestimmt. Die Sammlung des Materials ist auch für diesen Band beinahe vollendet und nur noch eine Nachlese in Wien und Dresden vorzunehmen. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, geleitet von Professor Cornelius, waren besonders darauf gerichtet, die im vierten Bande der Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges begonnene Darstellung der bayerischen Politik in den Jahren 1591—1607 zum Abschluß zu bringen. Dies ist inzwischen erreicht, und der Druck des fünften Bandes, in welchem Dr. Fel. Stieve die zweite Hälfte jener Darstellung giebt, hat begonnen. Zur Vervollständigung des Materials für die weiteren Publicationen hat Dr. Stieve archivalische Reisen nach Wien und Brüssel unternommen, die eine werthvolle Ausbeute lieferten.

Von der Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte" ist der zwanzigste Band erschienen und demselben ein Autorenverzeichniß für die zehn letzten Bände in gleicher Weise beigefügt worden, wie früher dem zehnten Bande für die zehn ersten Bände. Ein Sachregister über alle bisher erschienenen Bände ist gewünscht worden und wird als ein besonderes Heft demnächst veröffentlicht werden. Die Zeitschrift wird in der bisherigen Weise unter Redaction des Geh. Regierungsraths Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler fortgeführt werden.

Die Allgemeine Deutsche Biographie, redigirt vom Klosterprobst Freiherrn von Liliencron und Professor Wegele, erfreut sich einer stets wachsenden Theilnahme und wird immer mehr nach ihrer nationalen Bedeutung anerkannt. Die Publication nimmt ihren regelmäßigen Fortgang: Bd. 10 und 11 sind vollendet, und auch eine Lieferung des zwölften Bandes befindet sich bereits im Buchhandel.

Nachdem Seine Majestät König Ludwig II. und Seine Königliche Hoheit Prinz Otto durch die hochherzige Gründung der Wittelsbacher Stiftung für Wissenschaft und Kunst die Mittel gewährt haben, um die erhabenen Absichten, welche den hochseligen König Maximilian II. bei der Einsetzung der historischen Commission leiteten, zu voller Verwirklichung zu bringen, ist die Commission nicht nur in den Stand gesetzt, die monumentalen Unternehmungen, welche sie in Angriff genommen hat, würdig zu vollenden, sondern sie kann auch, sobald es die ihr zugewiesenen Mittel ermöglichen, neue große und fruchtbare Aufgaben, die ihrem Stiftungszwecke entsprechen, in das Auge fassen. Wiederholt hat die Commission ihren freudigsten und wärmsten Dank den hohen Stiftern für ihre unvergleichliche Munificenz dargebracht, und dieser Dank wird von Allen, welche die nationale Bedeutung der deutschen Geschichtswissenschaft erkennen, mitempfunden werden. Im Gefühle neugewonnenen Lebens glaubte die Commission auch auf eine Verstärkung ihrer Arbeitskräfte Bedacht nehmen zu müssen, um ihren sich immer weiter verzweigenden Aufgaben ganz entsprechen und Werke schaffen zu können, welche allem Volke deutscher Zunge Nutzen gewähren und dem hohen Hause Wittelsbach zu dauerndem Ruhm gereichen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 14. October 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 43.

Inhalt:

	Seite
Die griechische Frage. I. Von Ph. Zorn	617
Von Sankt Hubert. Von A. Birlinger	624
Zur Währungsfrage	631
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Orientalisches	636
Aus Württemberg. Die Parteibewegung	638
Aus München. Die politische Tagespresse Baierns	642
Literatur:	
N. Karlowitsch, Die Entwickelung des Nihilismus. — F. Dahn, Bausteine. — R. Hamerling, Lord Lucifer. — E. Pfleiderer, Eudämonismus und Egoismus. — Sainte-Beuve, Menschen des achtzehnten Jahrhunderts nach den causeries du lundi	653
Berichtigungen	656

Literarische Beilage von Carl Rümpler in Hannover.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Die griechische Frage.

I.

Der von den sechs Großmächten und der Türkei unterzeichnete Vertrag von Berlin vom 13. Juli 1878 (R.-G.-B. 307) enthält über Griechenland keine definitive Bestimmung. Wohl aber ist im XIII. Protocoll des Congresses (die Protocolle sind nicht unterzeichnet, also nicht Vertragsbestandtheil) eine Grenzlinie formulirt und der Wunsch der Congreßmächte ausgedrückt, Griechenland und die Pforte möchten sich friedlich über diese neue Begrenzung ihrer Territorien einigen; sollte sich dies als unmöglich erweisen, so behalten sich nach Art. XXIV des Vertrages die Congreßmächte die Mediation zwischen den betheiligten Staaten vor. Auf Grund jenes Protocolles fanden nach Beendigung des Congresses griechisch-türkische Conferenzen erst zu Prevesa, dann zu Constantinopel statt: die Pforte war zwar zu einer unbedeutenden Grenzrectification bereit, wollte aber trotz des bestimmt ausgesprochenen Wunsches der europäischen Mächte um der schönen Augen Griechenlands willen, das sich vorsichtig von dem Kampfe mit den Waffen ferngehalten hatte, nicht die drei bedeutenden Städte Janina, Metzovo und Larissa freiwillig herausgeben. Die Conferenzen blieben somit ohne Resultat und es hatte vertragsgemäß die Mediation der Berliner Congreßmächte einzutreten.

In Folge dessen versammelte sich auf Anregung Englands und berufen vom Deutschen Reiche im Juni 1880 zu Berlin eine Conferenz von Vertretern der Congreßmächte zur Erledigung der griechischen Grenzfrage. Frankreich, England, Italien, Rußland und Oesterreich-Ungarn bevollmächtigten, der deutschen Einladung entsprechend, zur Conferenz ihre Botschafter beim Deutschen Reiche, letzteres den stellvertretenden Staatssecretär des Auswärtigen, Fürsten Hohenlohe, dem einstimmig der Vorsitz übertragen wurde; die Conferenz ordnete sich behufs Feststellung der Protocolle einen deutschen und einen französischen Secretär bei. Den eigentlichen Bevollmächtigten waren ferner technische Delegirte beigegeben, meist höhere Militärs, je zwei für Oesterreich-Ungarn, Frankreich, England, Italien, je einer für Rußland und das Deutsche Reich; auch in dieser technischen Commission wurde der deutsche Delegirte,

Digitized by Google

Oberst Blume, mit dem Vorsitz betraut. Die Verhandlungen theilten sich demnach in zwei Gruppen, einerseits die der Botschafterconferenz, andererseits der von ersterer eingesetzten technisch-militärischen Commission; der letzteren lag die Aufgabe ob, der Conferenz das von dieser erforderte topographische und anderweitige Material behufs Feststellung der Grenze zu beschaffen. Die Conferenz hielt vom 16. Juni bis 1. Juli sieben Sitzungen, die technische Commission trat vom 19. bis 28. Juni sechsmal zusammen und erstattete einen ausführlichen Bericht über die neu zu ziehende Grenze in 36 Paragraphen. Die Protocolle der Conferenz sowohl als der technischen Commission sind in officieller Fassung veröffentlicht im „Staatsarchiv", Bd. XXXVII, S. 65—128 (Leipzig, Duncker und Humblot. 1880). Conferenz wie Commission fällten ihre Entscheidungen durch Mehrheitsbeschlüsse und jede Macht führte eine Stimme.

Die Conferenz betrachtete es einmüthig als ihre Aufgabe: „diejenige Grenze definitiv festzustellen, deren Annahme sich am besten empfiehlt." Die Initiative in der griechischen Angelegenheit hatte Frankreich ergriffen; den französischen Bemühungen hatte zunächst Italien und ferner seit dem Sturze des Cabinets Beaconsfield und der Uebernahme der Regierung durch Gladstone auch England sich angeschlossen. Bereits in einer Circulardepesche an die Großmächte vom 4. Mai hatte Lord Granville, der neue englische Minister des Auswärtigen, auf die Durchführung aller Bestimmungen des Berliner Vertrages gedrungen. Im Einverständnisse mit England und Italien schlug demnach der französische Botschafter Graf Saint Vallier der Conferenz eine Grenzlinie vor, welche zunächst dem Thalwege (d. i. dem für die Schifffahrt stromabwärts, die Thalschifffahrt, geeignetsten Wege) des Kalamas bis zu dessen Ursprung, dann der Wasserscheide zwischen Vouitza, Haliakmon, Mauroneri im Norden, Kalamas, Arta, Aspropotamos, Salamyrias im Süden folgte, um von hier aus das Olymposgebirge zu erreichen und auf den Kuppen desselben bis zum ägäischen Meere fortzuschreiten (vgl. die trefflichen Karten von Kiepert über die neuen Grenzen, Berlin. 1880). Diese Grenzlinie schloß insbesondere Janina und Metzovo in das griechische Gebiet ein. Der französische Botschafter bezeichnete dieselbe als „ernstgemeint (serieuse), genau und den Absichten des Berliner Congresses entsprechend", weder nach der griechischen noch nach der türkischen Seite offensiv; der Umstand, daß man auf der epirotischen Seite den Thalweg, auf der thessalischen die Gebirgshöhe als Basis der Grenze genommen, erklärte der Graf Saint Vallier damit, daß zwar der Kalamas eine sehr brauchbare natürliche Grenze bilde, nicht aber der Salamyrias.

In Unterstützung des französischen Vorschlages gab zunächst der englische Botschafter die principiell wichtige und weittragende Erklärung ab, „daß die

Digitized by Google

englische Regierung die Nothwendigkeit anerkenne, die Griechen der gemischten Districte von einem Regimente zu befreien, welches weder ihren Sympathien noch ihren Traditionen genüge"; für die geringe Anzahl von Muselmanen, welche nach Maßgabe der neuen Grenze griechische Unterthanen werden würden, wünscht jedoch Lord Russell Garantien, „welche sie verhindern werden den Wechsel zu bedauern". Ueber die Bedeutung des französischen Projectes fand in der zweiten Sitzung der Conferenz eine längere Erörterung statt. Der französische Botschafter erklärte, es sei nicht die Absicht seiner Regierung, alle Aspirationen der Griechen zu verwirklichen, sondern lediglich dem Geiste und gewissermaßen dem Wortlaute des Berliner Vertrages treu zu bleiben. Diesem Gesichtspunkte pflichtete insbesondere nachdrücklich der österreichisch-ungarische Botschafter Szechenyi bei. Der Bevollmächtigte Italiens, Graf de Launay, betonte zuvörderst die Nothwendigkeit alsbaldiger Erledigung der Grenzfrage; auch die Pforte selbst habe ja die Nothwendigkeit der Grenzberichtigung anerkannt; die griechischen Aspirationen aber dürften auch nicht zu weit gehen und müßten insbesondere mit den Interessen Europas in Einklang bleiben; der Vertreter Italiens giebt sodann Griechenland Rathschläge für eine gute Regierung in den neuen Territorien und erwartet von der Weisheit der Türkei, daß sie gutwillig in den Verzicht von Gebietstheilen willigen werde, die ihr doch nur eine Quelle steter Verwickelungen seien.

Der französische Vorschlag wurde schließlich im Wesentlichen angenommen. In Abweichung von demselben waren der Conferenz vorgelegt worden: 1. Seitens der Türkei zwei Anträge, 2. ein solcher von Seiten Griechenlands, 3. einer von Seiten Rußlands.

Der erste Vorschlag der Türkei zog die Grenze von Arta über Phanar bis Keremidhi und ließ neben Janina und Metzovo auch Larissa bei der Türkei. Derselbe wurde in der dritten Sitzung von sämmtlichen Bevollmächtigten als gänzlich unzureichend erklärt und einstimmig abgelehnt. Daraufhin machte die Türkei einen zweiten Vorschlag dahingehend, daß alles Gebiet, welches die Conferenz Griechenland zusprechen werde, abgetreten werden solle, vorausgesetzt daß die Städte Prevesa, Metzovo, Janina und Larissa der Türkei verblieben. Auch dieser Vorschlag wurde als für die griechischen Interessen unzureichend abgelehnt.

Der griechische, in einem ausführlichen Promemoria begründete Vorschlag andererseits wollte die Grenze vom Cap St. Georges am ionischen Meere, dem Thalwege der Vouitza entlang, bis zu den nördlich vom Olymp gelegenen Höhen von Flambouro am ägäischen Meere gezogen wissen. Sämmtliche Botschafter erachteten jedoch diese Forderung als zu weit gehend und die Conferenz lehnte den griechischen Vorschlag gleichfalls einstimmig ab.

Somit verblieb als Basis für die Verhandlungen lediglich das französische

Project mit dem russischen Amendement. Der russische Botschafter Sabourow hatte bereits in der ersten Sitzung die principielle Zustimmung seiner Regierung zum französischen Vorschlage ausgesprochen und über denselben seine Genugthuung geäußert; „einmal sei, so bemerkte er, diese weitherzige („large") Interpretation der Bestimmungen des Protocolles durchaus in Uebereinstimmung mit der traditionellen Politik der kaiserlichen Regierung, welche seit der Befreiung Griechenlands ununterbrochen die Vergrößerung dieses Königreiches im Auge behalten habe, so oft das Wiedererwachen der europäischen Sympathien für die griechische Sache eine günstige Gelegenheit hierzu geboten habe. In zweiter Linie kann der russische Bevollmächtigte die Erklärung einer Bestimmung des Berliner Vertrages in einem der betheiligten Nationalität günstigen Sinne nur billigen und er sieht darin „ein günstiges Vorzeichen für analoge Fälle, die eintreten könnten".

In der zweiten Sitzung der Conferenz erläuterte sodann der russische Botschafter sein Amendement zum französischen Entwurfe. Dasselbe sucht, festhaltend am XIII. Protocolle des Berliner Vertrages, die französischen und griechischen Vorschläge zu vermitteln, indem es eben so wie für den östlichen so auch für den westlichen Theil der neuen Grenze das System der Höhengrenze statt des von Frankreich vorgeschlagenen Thalweges empfiehlt. Die Grenze wäre darnach von St. Georges als westlichem Ausgangspunkte nördlich vom See Butrinto zu ziehen bis dahin, wo der griechische Vorschlag im Südosten von Paraplana mit dem französischen zusammentrifft. Das griechische Gebiet würde nach diesem Vorschlage durch das ganze der Insel Corfu gegenüberliegende Gebiet vergrößert, was der russische Botschafter besonders aus strategischen Gründen für wünschenswerth erklärte. Ueberhaupt sei vom strategischen Standpunkte aus das Princip der Berghöhen dem Principe des Flußlaufes für die Grenzziehung immer vorzuziehen; dazu komme im vorliegenden Falle das schwere Bedenken eines doppelten Eigenthumes an der Meerenge von Corfu, die historische Zusammengehörigkeit dieser Landstriche mit den ionischen Inseln, das geringe numerische Gewicht der Bevölkerung und die Tendenz der Südalbanesen — im Gegensatze zu den Nordalbanesen — zu Griechenland seit den Zeiten des Unabhängigkeitskrieges.

Die Conferenz beschloß, den russischen Vorschlag in ernste Erwägung zu ziehen und forderte zunächst von der technischen Commission ein Gutachten darüber. In der letzteren machte besonders der englische General Sir Lintorn Simmons gegenüber dem russischen General Bobrikoff die militärischen Bedenken gegen den russischen Vorschlag geltend: man gewinne durch denselben in Kriegszeiten eine schwächere Vertheidigungslinie, im Frieden eine sehr viel schwerer zu überwachende Grenze für Griechenland und verstoße auch gegen ethnographische Grundsätze, indem die russische Linie tief in das Gebiet fana-

Digitized by Goo

tiſcher, Griechenland feindlicher albaneſiſcher Stämme einſchneide. Die militäriſchen Bedenken wurden noch näher ausgeführt durch den italieniſchen General Sironi, die ethnographiſchen durch den mit den Verhältniſſen der dortigen Gegenden vertrauten öſterreichiſchen Ritter von Zwiedinek: der Thalweg des Kalamas gebe allein die Möglichkeit einer concentrirten Vertheidigung der Grenze und ſcheide ethnographiſch die Südalbaneſen, die niemals, insbeſondere nicht zu den Zeiten von Scanderbeg und Ali Paſcha, mit den Nordalbaneſen gemeinſame Sache gemacht hätten, von den letzteren. Nach lebhafter Discuſſion wurde das ruſſiſche Amendement von der Commiſſion mit allen gegen die ruſſiſche Stimme abgelehnt.

Somit verblieb als Baſis der weiteren Verhandlung lediglich der franzöſiſche Grenzvorſchlag, welcher zuerſt von der Commiſſion mit allen gegen die ruſſiſche, ſodann von der Conferenz ſelbſt mit allen Stimmen angenommen wurde. Die Verhandlung durchlief folgende Stadien: Ueber die franzöſiſche Grenzlinie erſtattete zunächſt in der techniſchen Commiſſion, nachdem die öſterreichiſche Generalſtabskarte als maßgebend anerkannt worden war, der franzöſiſche Oberſt Perier ausführlichen Bericht: es ſei, ſo führte derſelbe aus, möglich geweſen, eine genaue Grenzlinie vom Joniſchen Meere nur bis zum Olympos-Gebirge zu fixiren; ſoweit die Grenze auf letzterem laufe, müſſe eine Feſtſtellung derſelben an Ort und Stelle vorbehalten bleiben. Der engliſche General Simmons rechtfertigte ſpeciell die Ueberweiſung von Janina und Metzovo an Griechenland, ſowie die Grenze des Thalweges des Fluſſes Kalamas „comme absolument infranchissable“, nur eine einzige Stelle, pont de Dieu genannt, bilde dort einen natürlichen Uebergangspunkt. Die Straßen ſeien gleichheitlich zwiſchen den beiden Staaten vertheilt, die Verbindung mit Janina werde von den Griechen beherrſcht. Eine lebhafte Debatte entſpann ſich weiterhin über das Ganze des franzöſiſchen Vorſchlages zwiſchen dem ruſſiſchen Vertreter einer-, den Vertretern von England, Frankreich und Italien andrerſeits; der franzöſiſche Vertreter beantragte, die Commiſſion möge im Allgemeinen ihre Zuſtimmung zu dem franzöſiſchen Entwurfe erklären, ſich aber vorbehalten, im Einzelnen ihre Modificationen bei der Conferenz zu beantragen. Der ruſſiſche Vertreter erklärte jedoch in Rückſicht auf das von ihm vorgelegte Amendement ſich der Abſtimmung enthalten zu müſſen, worauf die Abſtimmung ausgeſetzt wurde. In der zweiten Sitzung wurde alsdann die Grenzlinie zum Zwecke der Abſtimmung in drei Sectionen getheilt und zunächſt über die erſte Section vom ägäiſchen Meere bis Metzovo berathen; der franzöſiſche Vorſchlag wurde für dieſe Section einſtimmig angenommen mit dem engliſcherſeits beantragten Zuſatze: die noch feſtzuſtellende Grenzlinie von der Höhe des Olymp bis zum Meere ſolle die kürzeſte und bequemſte ſein, d. i. diejenige, welche am ſchwerſten zu bezwingen und am

Digitized by Google

leichtesten zu überwachen sei. Ebenso wurde die zweite Section der Grenzlinie von Metzovo bis Han Kalibachi nach dem französischen Vorschlage einstimmig angenommen; endlich ebenso die dritte gegen die russische Stimme, nachdem das russische Amendement abgelehnt worden war.

Den Bericht über die Verhandlung der technischen Commission für die Conferenz zu redigiren übertrug die erstere dem französischen Oberst Perier; mit ausgezeichneter Präcision sind in dem Berichte des letzteren die einzelnen wichtigen Momente der Berathung hervorgehoben, die Grenzlinie aufs genaueste bezeichnet und die Gründe, von welchen die Commission geleitet wurde, zusammengefaßt. Aus dem Berichte geht hervor, daß nur in zwei an Griechenland überwiesenen Districten, Mazaraki und Margariti, das albanesisch-muselmännische Element überwiegt, indeß auf der andern Seite mehrere vorwiegend von Griechen bewohnte Districte bei der Türkei zu verbleiben haben: das habe sich nicht vermeiden lassen. Der militärisch wichtigste Punkt ferner sei das Defilé von Metzovo, welches Griechenland zufalle, da man Metzovo unmöglich von Janina habe trennen können: einen offensiven Charakter gegen die Türkei habe die Grenze jedoch auch hier nicht. In den Districten des Olympos-Gebirges könne die Grenze nur an Ort und Stelle fixirt werden.

Die Conferenz nahm in ihrer vierten Sitzung die französische Grenzlinie an, nachdem speciell der Vertreter Italiens sich noch gegen das russische Amendement als die Grenzen Griechenlands zu weit ausdehnend und dadurch wirkliche Gefahren für das Königreich hervorrufend ausgesprochen hatte. Der russische Botschafter faßte wiederholt die für sein Amendement sprechenden Gründe zusammen und berief sich besonders darauf, daß die griechischen Vertreter auf den Constantinopeler Conferenzen die Grenzlinie des Thalweges des Kalamas als in jedem Falle unannehmbar erklärt hatten. Um jedoch die Arbeiten der Conferenz nicht zu verzögern und in Anbetracht der hohen Wichtigkeit eines einstimmiges Votums der Mächte für das Gelingen des Mediationswerkes schloß der russische Botschafter auf Grund seiner eventuellen Instruction sich dem Votum der Mehrheit für den französischen Entwurf an und zog sein Amendement vor der Abstimmung zurück. Damit war die Einstimmigkeit für den französischen Vorschlag gewonnen.

Die Conferenz forderte daraufhin die Commission noch zu einer Aeußerung darüber auf: 1) welche Punkte der neuen Grenze technische Arbeiten an Ort und Stelle erforderlich machten, 2) ob und welche Weisungen eventuell der an Ort und Stelle zu entsendenden Commission zu ertheilen seien. In der Commission führte der englische General Simmons aus, daß in ersterer Hinsicht in Betracht zu ziehen seien: 1) derjenige Arm des Kalamas bei dessen Einmündung ins ionische Meer, welcher den Thalweg bilde, 2) die Feststellung

Digitized by Google

der Linie von Han Kalibachi, d. i. die Linie, wo die Flußgrenze des Kalamas sich an die Höhengrenze anzuschließen hat, 3) die Linie vom Plateau des Olymp bis zum ägäischen Meere; zu 2) und 3) müsse aber als Directive in jedem Falle die Wasserscheide festgehalten werden; auf Antrag des italienischen Generals Sironi wird noch als 4. Punkt beigefügt die südöstlich vom Berge Bou Nasa sich hinziehende Linie auf dem Gebirge Amarbes. Mit Einstimmigkeit bezeichnete die Commission diese vier Punkte als nur an Ort und Stelle fixirbar. Der betreffenden Commission bindende Instructionen zu ertheilen, sei jedoch nicht zu empfehlen, da solche in derartigen Fällen oft eine zweckmäßige Arbeit geradezu unmöglich machten; den Commissionen seien lediglich die Protocolle der Conferenz und der technischen Commission, der officelle Bericht der letzteren und eine nach den Beschlüssen der Conferenz rectificirte österreichische Karte als Directive mitzugeben; jedenfalls aber müsse die locale Commission die Grenze so genau bestimmen, daß jeder Streit darüber künftighin ausgeschlossen sei. Griechische und türkische Mitglieder sollten nach Ansicht der Conferenz nur zur Ertheilung von Auskunft beigezogen werden; im übrigen solle die Commission den gleichen völkerrechtlichen Charakter tragen wie die verschiedenen durch den Berliner Vertrag eingesetzten Grenzberichtigungscommissionen. Der italienische Botschafter spricht dazu noch den Wunsch aus, dem die Conferenz beistimmt: die Commission möge auch die wissenschaftlichen Interessen jeder Richtung im Auge behalten. (Die Berliner Akademie der Wissenschaften stellte später noch officiell ein betreffendes Gesuch bei der Conferenz, welches den Acten einverleibt wurde.)

Die Conferenz schritt alsdann zur Feststellung der Schlußacte, welche einstimmig in der von Frankreich vorgeschlagenen Fassung angenommen wurde.

Die Schlußacte wurde daraufhin von den Conferenzbevollmächtigten ihren Staaten vorgelegt und von Seiten der letzteren genehmigt, ferner beschlossen, daß dieselbe mit einer begleitenden Note der hohen Pforte sowohl als der griechischen Regierung vorzulegen sei, mit der Einladung, sich darnach zu richten. Die Redaction dieser Note wurde gleichfalls dem Vertreter Frankreichs übertragen, dessen Entwurf in der sechsten Sitzung von der Conferenz mit wenigen Aenderungen angenommen und in dieser Fassung von den Regierungen genehmigt wurde. In Abweichung von dem ursprünglichen Beschlusse der Conferenz wurde jedoch auf Antrag Englands bestimmt, daß die die Schlußacte begleitende Note nicht in Form einer identischen Note der einzelnen, sondern einer Collectivnote der sämmtlichen Vertragsmächte durch den Doyen des diplomatischen Corps zu Constantinopel und zu Athen überreicht werden solle. In dieser Form allein werde die einstimmige Meinung der sechs Großmächte zum richtigen Ausdrucke gebracht.

Philipp Zorn.

Digitized by Google

Von Sankt Hubert.

Unseren Ahnen war der Wald heilig. Die geheimnißvollen Töne aus den Wipfeln der Bäume waren Orakel: dem Germanen trat das Ohr, dem Griechen das Auge in den Vordergrund. Alles, was der Forst barg, gehörte dem Gotte. Wuotan ist der altgermanische Jagdheilige, sein Roß, seine Hunde sind heilig. Die unbegrenzte, ich möchte sagen maßlose Jagdlust unserer Vorfahren ist echt germanisch. Sogar die Wandervölker im Lande der Kelten, in England, die Sachsen, haben diesen stark markirten Zug mit hinüber genommen. Die deutsche Heldensage weiß von Jagden, die uns geradezu unverständlich sind: Tage, Wochen lang dauern sie ununterbrochen fort, weder Grenzen noch Wasser, noch Berge noch Hügel halten ab. Aber sieh! da geht's auf fremdes Land, und darauf ruhet der Fluch und Untergang, so die Wisendjagden des Jarls Iron in der nordischen Dietrichssage, die Eberjagd im altfranzösischen Heldengedichte von Garin dem Lothringer: alles noch Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute, d. h. echt germanisch. Die Jagd des württembergischen Grafen vom Schwarzwalde bis zum Hradschin hat Uhland so mit Vorliebe in seinen Sagenabhandlungen geschildert. Die Hunde sind heilig, die Rosse heilig. Der gute Jagdhund galt viel, das bezeugen in den alemannischen Gesetzen die Bußen, die auf deren Tödtung ruhten. Die Stimmen der Hunde wurden sogar in Heldenliedern genannt, sie waren volksthümlich. Da kam das Christenthum. Die Jagdlust blieb dieselbe, die Helden dieselben. Gerade diese vornehmen Germanen aber wurden zuerst der neuen Lehre gewonnen. Die Missionäre hatten Bildung, und das imponirte. Ganz besonders galt das an den römischen und keltischen Grenzgebieten, wo das Christenthum noch aus der vorvölkerwanderlichen Zeit herüber erhalten war. Die Pan, Silvanus, Diana der römischen heidnischen Zeit waren streckenweise auch noch künstlich erhalten: als aber von germanischer Seite mit Wuotan und den alten Waldgöttern niederen Schlages aufgeräumt ward, hatte auch das Sterbeglöcklein für jene geschlagen. Was war natürlicher als daß man nach einem Beschützer des edlen Waidwerkes in der neuen Lehre sich umsah? Die Franken, das gebildetste Brudervolk, von dem alle deutschen Stämme Ackerbau, Viehzucht, Kriegskunst, alle feine Sitte lernen konnten, waren es, die einen heiligen Oberjäger fanden: es ist St. Hubert. St. Martinus war Soldatenheiliger, St. Remigius, St. Eligius Pferdeheilige, St. Leonhard, St. Wendelin, St. Theodorich standen der glückbringenden Viehzucht vor. Diesen Gestalten konnten die Alemannen, Düringe, Sachsen u. s. w. keine ähnlichen an die Seite stellen. Dazu kam noch, daß z. B. Hubertus von königlichem Geblüte war: das zog,

wie es die Kirche heute noch sehr liebt. Ein Bischof noch dazu! Das war ganz natürlich, diese Männer waren gebildet und gelehrt, und das sind Dinge, die jedes ungebildete und Naturvolk bezwingen. Wie gaben sich die jungen und alten Langobarden- und Ostgothenschüler Mühe auf ihren Schulbänken, den weit voranstehenden Colonenschülern es nachzuthun?

Nun zu St. Hubertus. Er sei geboren ums Jahr 656 in Aquitanien, sein Vater hieß Bertrandus und war Herzog; seine Mutter Hugberna und war königlichen Blutes. Wie unsere Ahnen höheren Ranges ihre Söhne schon früh an die römischen, byzantinischen Höfe schickten, um zeitgemäßen Schliff zu erhalten, so war's bei Hubertus. Wir finden ihn als Pagen oder Edeling an König Theodorich III. von Frankreich Hofe, wo er bald zum Hofmeister emporstieg, aber es mit dem vornehmen Staatsminister Ebroino nicht weiter bringen konnte. Hubertus ging ab und wir treffen ihn bei Pipin von Heristal, der ihm auch Floribane, des Grafen Dagobert von Löwen Tochter, als Gattin zuführte, die aber nach der Geburt eines Söhnleins, Floribertus, verstarb. Unbegrenzte Jagdlust, die den christlichen Sonntag nicht kannte, scheint Huberti's Sinnen und Trachten total ergriffen zu haben. Außerordentliche Erscheinungen, Hallucinationen in einer felsenfest gläubigen Zeit gehören mit dazu, das Leben solcher Männer romantisch zu gestalten, ohne jegliche Absicht zu täuschen, nein, das war weit entfernt, so wenig als bei den frommen Mären des Mittelalters. Auf der Jagd ward Hubertus fürs Christenthum gewonnen. Ein nicht gerade alter Lobgesang, fromm aber unpoetisch, sagt:

Am Karfreitag ihm aufgienge
Dieses große Seelenglück,
Daß Hubertus zu kennen anfienge
Der Welt und des Teufels Tück.

Da er einen großen Hirsch aufjaget
Tragend ein Crucifixbild.
Huberte: höre mich! das Thier saget,
Obwol ich bin ein armes Wild!

Huberte alsbald die Jagd verlasse! u. s. w.

Das sei im großen Ardennenwalde geschehen, der, wie der Wasgen- und Odenwald, zu manchen Abenteuern die Oertlichkeit hergeben muß. Hubertus, wer weiß was für seelische oder äußerliche Vorgänge ihn bestimmten, denn die Hirschlegende scheint Alles zu decken — wollte geistlich werden und nach des Hirsches Mahnung suchte er den Bischof St. Lambert von Lüttich-Mastricht auf, gab sich ihm als Seelenleiter anheim und kam infolge nach dem Kloster Stavelot. Er führte da mehrere Jahre ein Büßerleben und pilgerte endlich nach Rom. Da fand er den römischen Bischof Sergius I. St. Lambertus

Digitized by Google

fiel unter Mörderhänden und Hubertus sei 708 ihm auf dem bischöflichen Stuhle gefolgt, nachdem ihn der Papst geweiht hatte. Bei genannter heiliger Handlung habe es ihm an einer Stola gefehlt; doch die brachte man vom Himmel aus der Hand der Mutter Gottes, Engel hatten sie gewirkt. Sie kam später, hundert Jahre nach seinem Tode, 825, mit dem Leichnam und mit St. Huberti Hunden nach St. Andain, ins Ardennenkloster, wo sie noch ist und große Verehrung genießt. Sie ist ein Meter lang, vierundeinhalb Centimeter breit. Die Legende sagt: er baute eine Kirche in Lüttich, transferirte die Gebeine seines Vorgängers, überwand die vielfältigen Versuchungen des Teufels, bekehret viele zu Christo, brachte durch sein Gebet einen Regen zuwege, löschte eine Feuersbrunst, befreiete viel Besessene vom Teufel, hatte göttliche Offenbarungen, wußte seinen Todestag voraus, veranstaltete sein Begräbniß selbst, starb am Fieber 727 oder 730. Die Sage läßt Leichname nicht verwesen: böse bleiben schwarz, Meineidigen wachsen die Schwurfinger zum Grabe heraus; Gute verwesen nicht, weil sie zu heilig gelebt haben. Diesen Zügen alten festen Glaubens sei zur vielfachen Aufklärung beigefügt, daß die alten Franziskaner auf dem Kreuzberge bei Bonn, und die Kapuziner in Stühlingen (Baden) noch bis heute mumienhaft erhalten sind, die Begräbnißplätze haben Schuld daran. Mit dem heiligen Leibe, der erst hundert Jahre später nach den Ardennen kam, begann erst recht die große Verehrung St. Hubert's. Die Hunde sollen noch lange in unvermischter Rasse von den Mönchen gezüchtet worden sein. Freilich war es schon ein Zeitraum von hundert Jahren seit Hubert's Tode, allein die Sage, die Heldensage wie die Legende, bindet sich nicht an Ort und Zeit, sonst hätte sie Attila nie mit Dietrich von Bern zusammenbringen können. Es gehörte natürlich zum guten Tone und legte Zeugniß von Verehrung für Hubertus und für den festen Glauben ab, daß die fränkische Aristokratie die Erstlinge der Jagd und den Zehnten darbrachten. Das alte Meßbuch von St. Auxerre nennt St. Hubertus den gebenedeiten Schutzpatron. Von ihm soll die alte französische Familie der Chevaliers de Saint Hubert abstammen, in der die Kraft sich erhalten, die Bisse von wüthenden Hunden durch bloßes Anrühren zu heilen. Damit sind wir zum volksthümlichen St. Hubertus gekommen.

Hören wir aber vorher Folgendes. St. Hubertus' älteste Lebensbeschreibung weiß von dem Jagdabenteuer mit dem Hirsche und von seiner Sonntagsjägerei überhaupt nichts, so wenig als die dem Vorleben folgenden Reisen nach Rom und die Beziehungen zu dem römischen Bischofe. St. Hubert ist offenbar eine jener fränkischen Gestalten aus der Kampfeszeit des Heidenthums und Christenthums, die willkommene Anknüpfungspunkte abgaben, um dem leidenschaftlichen Treiben der noch halbheidnischen Naturen unter den Vornehmen und theilweise den Niederen einen Damm zu setzen: vor allem

muß es mit Einprägen der Sonntagsfeier schwer gegangen sein. Das lag wohl auch in der importirten Zeitmessung durch die Woche mit der Krone dem Sonntage darauf. Mit einem solchen hocharistokratischen Muster wie St. Hubert ließ sich vieles ausrichten. Der Wechsel, die Abgrenzung von Bisthümern war damals auch politisch sehr wichtig besonders bei den Franken, wie denn die alten Bisthumsgrenzen streng nach Nationalitäten gezogen waren. Das wird wohl in der Legende von der Erhebung und Translation der Gebeine seines Vorgängers liegen. Niederwerfung heidnischer Heiligthümer, Hilfe für Nothleidende, Arme, von den Hohen Erdrückte, für Waisen, all das was die Legende von Hubert berichtet, sind die richtigen Punkte, die einen Mann der Nachwelt überliefern. So haben die Bauern den Ländereienurheber, Urbarmacher, Dietrich von Bern, im Mittelalter noch lange besungen. Denn sein Kampf mit dem bösen Wurme ist nichts anderes als der Kampf Pirmins St. Magnus mit den Drachen und Würmern, d. h. mit den Sumpf- und Moorländern und deren verpestenden Ausdünstungen.

Nun zum volksthümlichen St. Hubertus.

Krankes Vieh, kranke Pferde, tollwüthende Hunde und das Elend, das sie angerichtet haben, zu heilen und zu heben — das lag dem Volke tief an. Wo die Arzneikunde durch so wenige Kenner vertreten und zudem oft entfernte Helfer nur vorhanden waren und zwar wo? in Klöstern — da darf es nicht befremden, wenn man in solchen Fällen vorerst zum Gebete seine Zuflucht nahm und die Mönche neben der Cur ganz besonders zur Fürbitte eines Fachheiligen anhielten. Das ist aber alles noch kein Aberglaube in jener Zeit. Da stand nun in erster Linie das Ausbrennen der Wunden, von wüthenden Hunden verursacht, obenan. Ob die Germanen das schon kannten? Genug, die Kirche hieß es gut, und wenn es heidnisch wirklich gewesen sein sollte, so hängte sie ihren Mantel, d. h. den heiligen Hubertus darum. Man segnete die Eisen, womit gebrannt ward, die also ganz natürlich eine Handhabe aufweisen müssen, somit die Gestalt eines Stampfs oder Stämpfels trugen. Das Instrument hieß schlechthin Schlüssel, Hubertusschlüssel; ward in Kirchen und Pfarrhäusern, in adeligen Schlössern bis heute aufbewahrt. Daß die Menschen und Thiere *vor* einem Bisse gebrannt wurden, ist Zuthat späterer Zeit und reiner Aberglaube. Der fromme Jägerglaube hielt das aber für einzig richtiges Präservativ. Denn so ein Thier gebrannt, stand es unter St. Huberti besonderem Schutze. Die Stirne war die Brandstätte. Die heiligen Stiere des indischen Gottes Schiwa erhielten das Brandmal des Gottes, das nachherige Venus-Planetenzeichen, auf die Hüften, wie es Alexander's des Großen Begleiter noch sahen. In der ehemaligen schon genannten Benediktinerabtei St. Andain ließen sich die Pilger, die massenhaft herbeiströmten, die Stirnhaut einritzen, d. h. schlechthin einschneiden genannt,

Digitized by Google

und eine Partikel der Stole in die Wunde legen.*) Der Mythenforscher Johannes Wolf sah selbst einen solchen Mann, der eingeschnitten war, einem ein ganzes Dorf in Angst setzenden wüthenden Stiere mit ruhigem Lächeln entgegengehen, das Thier, welches sich noch eben ganz wild geberdet, am Horn fassen und ohne daß es Widerstand leistete mit sich fortführen. Ein anderer war vor etwa dreißig Jahren in der Kölner Gegend bekannt als gefeiet gegen alle wüthenden Hunde. Der bekannte Alterthumsforscher Reichsfreiherr Hans von Ow auf Wachendorf zeigte mir einen solchen Hubertusschlüssel mit der nöthigen Anweisung, die ich in meiner Zeitschrift „Alemannia", 6. Bd., S. 173 mittheilte: „Wie man sich der sog. St. Hubertischlüsseln oder eisernen Hörnlein, so durch absonderliche Gebeten gesegnet und dann an die wunderbare Stol des heiligen Huberti angerühret werden, gebrauchen muß. Sobald man muthmaßen kann, daß ein Vieh von einem andern wüthenden gebissen oder sonsten angesteckt worden, muß das Hörnlein des Schlüssels glühend gemacht und auf die Wunde, oder wann dieses nicht füglich geschehen kann auf die Stirn biß ins lebhafte Fleisch gedrucket werden. Gleich darauf und am selbigen Tag fanget man für das gebrennte Vieh eine fünf- oder neuntägige Andacht an, zwischen welcher man ihm täglich ein wenig gesegnetes Brot oder Haber von einem Priester zu Ehren des heiligen Huberti vor allen andern Essen geben muß." Dann Gebete u. s. w. Von ganz gesunder Praxis zeugt die Vorschrift, daß das Vieh eingesperrt gehalten werden muß, „auf daß sich das Gift durch zu viele Bewegung und Erhitzung des Viehes nicht ausbreite". Und je ehender man das beschädigte Vieh brennen kann, je besser ist es. Dieses Mittel sei genugsam aus Erfahrung bekannt, daß es wirksam. Bekommt das Vieh aber dennoch die rasende Sucht, „so siehet man allzeit, daß es allzeit ruhig und ohne Wüthen verrecket und andern keinen Schaden zufüget". „Es wäre aber ein Misbrauch deren gesegneten Schlüßelen, wann man Menschen oder Holtz oder etwas anders damit brennen thäte, indeme sie nur allein für das Viehe gesegnet seind. Sie verlieren aber den Segen nicht, wenn man sie auf die Erden fallen ließ oder mit bloßen Händen angreift." Zum Schluß folgt die Mahnung, man möge sich in St. Huberti Bruderschaft einschreiben lassen und einen Hubertuszins jährlich bezahlen, wie es an vielen Oertern schon üblich sei. In Westhausen bei Ellwangen haben

*) Die Chemnitzer gestriegelte Rockenphilosophie von 1729, Bd. II (1722), S. 405 hat ein Kapitel: „Wer ein Fähnlein von St. Hubert's Rocke in die Stirn einheilet, dem kan kein wültend Thier beissen." Hiervon schreibet der im Aberglauben ersoffene Helmontius als ein Papist Tract. 54 von Krankheiten Cpt. 15 im Anhange von der magnetischen Cur der Wunder § 45 (kommt die Geschichte von St. Hubertus' Kloster im Ardennerwalde; einige Ausfälle auf die schmutzige Habsucht der Mönche. Obwohl Helmont ein guter Physikus und Philosophus gewesen sei, so sei er doch ganz versunken gewesen in alten Weiber-Märlein und päpstlichem abergläubischem Irrthum u. s. w.).

Digitized by

sie einen eisernen „Stämpfel" eine Spannen lang, berichtet ein alter Ulmer Stadtphysikus Gockelius (im siebzehnten Jahrhundert), daran ein gedrehte Handhabe, auf der die Form eines Kreuzes eingegraben zu sehen ist, von welchem sie sagen, daß ihn ein Ritter Namens Ruprecht aus dem heiligen Lande dahin gebracht und gestiftet, welcher diese Tugend und Kraft habe, daß wenn ein Mensch oder Vieh von einem wüthigen Hunde oder andern rasenden Thier gebißen oder sonsten verletzet, damit gebrennet werde, so heile er den Schaden verwunderlich." Hier steht also St. Ruprecht an Hubertus' Stelle, was ein früheres Mißverständniß sein dürfte. „Und auf diese Weise," sagt Gockelius weiter, „hat den 22. Mai 1687 zu Giengen (bei Ulm-Heidenheim) auf vorher beschehenes Begehren und Gutheißen der Obrigkeit vor Hansen Sießmut's Schmide ein Mann von Westhausen, welcher diesen Stampf zu verwahren eydlich verbunden, alle Giengische Pferd und etliche Hund auf die Stirne gebrennt, da er dannen zu einem jeden Brandt folgende Wort gesprochen: das walte Gott und unser lieber Herr St. Ruprecht! Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Gockelius erinnert weiter an das Brennen mit geistlichen Schlüsseln. Wir dürfen nicht vergessen, daß dies im protestantischen Giengen war, was mich lebhaft an das Weihwasserstehlen der protestantischen Nagolder in Rohrdorf erinnert. Auch die Schlüssel der Kirche des heiligen Bellini seien gut. Es würke das die göttliche Gnad und Barmherzigkeit; dieses Bißunheil sei von bösen Geistern mehrmalen angestiftet; durch geistliche Segen könne das Gift weggenommen werden. Auch Geheimmittel der Priester in Speis und Trank sowie des Patienten festes Vertrauen heilen. Ein Bauer von Hilden sei zu Ater am Rhein in Folge Bisses von einem Priester mit einem glühenden Schlüssel des heiligen Huberti gebrannt worden. Nach Brauchung des Lichtenbergischen Trankes glaubte man Alles sei vorüber. Der Arme starb nach einem Vierteljahre unter den schrecklichsten Schmerzen. Gockelius hält dafür, daß (ganz richtig) vornehmlich die Kraft des Feuers das eingesenkte Gift vernichtet, aussaugt. Er, der ein eigenes Büchlein über das Basilisken-Ei, das ein Gockelhahn im Fuggerischen Oberkirchberg bei Ulm legte, schrieb, mahnt aber doch ab vor unnatürlichen, unbekannten, zauberischen Sachen, weilen dieselbe unchristlich, betrieglich, teuflisch und darzu ungewiß seien.

Am Niederrheine war die Schlüsselbrennerei eine allbekannte Sitte und vermeintliche Hilfe: So rechtfertigt sich Anno 1682 Isabella Margaretha von Bernsaw (Herrschaft Hardenberg) gegen die Bauern, daß sie einen Brief vorwies, in dem Pastor Offermann von ihr den Hubertusschlüssel erbat, weil ein toller Hund seine Schweine gebissen. In Köln und anderwärts trug man an dem Tage des heiligen Hubertus kleine Riemchen weißgegerbten und mit rother Farbe bespritzten Leders am Knopfloch, hob sie auch auf und

Digitized by Google

Manche tragen solche stets bei sich als ein Mittel gegen wüthende Hunde und wüthende Thiere überhaupt. Das mag vielleicht auf St. Hubert den Jagdheiligen gehen, indem es dann das Fell erlegten Wildes anzeigt und etwas heidnischen Geruch zu verbreiten scheint, aber richtig der Accomodation verfiel. So sind auch die Stückchen der Stola, die in die Stirnwunde gelegt wurden, nicht geheuer. Man trug z. B. wohl einst Wolle von dem dem Gotte gesunkenen Opferthiere in der Stirnwunde als Mittel gegen die Thierwuth, wie Leem berichtet (Fin markens beskrivelse S. 500): „Die norwegischen Lappones tragen bis heute eine Wollenflocke oder auch mehr von dem Stoffe als Amulette gegen die Grausamkeit des Winters." Ob hierher gehörend?

Wir haben also in St. Hubert einen volksthümlichen, alten fränkischen Nothhelfer, dessen Cult erst anging, als das Benediktinerkloster Andoin nach Macht und Ruhm strebte. St. Hubert war ein glücklicher Griff einmal wegen der leidenschaftlichen Jagdlust des Adels — denn dem Hörigen würde das theuer zu stehen gekommen sein —, um sein Lieblingshandwerk zu heiligen und — die Erstlinge zu empfangen, wie St. Georg das beste Roß aus der Kriegsbeute gehörte. Zum andern seinen nöthigen Unterhalt in dem Zehnten und den Erstlingen und damit die geistige Abhängigkeit der Großen zu sichern. Das war die Praxis. Das Volk ward somit auch gewonnen, denn das Unglück durch Wuthkrankheit der Hunde war früher wahrscheinlich so häufig wie heute und dafür konnte Hubert. Die Legende in ihrer ältesten Fassung weiß nach Rettberg, Kirchengeschichte I, 562 nichts von einem bekreuzten Hirsche und dem famosen Jagdabenteuer. Das ist erst spätere Zuthat. Der Heilige wird theils als Jäger, theils als Bischof bildlich dargestellt. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 3. November und zeigt so recht wie St. Martin acht Tage später den Einzugstag lebender und todter Abgaben von Seite der geistlichen und weltlichen Localgebiete an. Während der volksthümliche Hubertus jahraus und -ein herhalten mußte, hat der aristokratische Jagdheilige nur am 3. November so recht eigentlich durch Festlichkeiten hervortreten können. Die großartigen Parforcejagden an kleinen und großen Höfen, die der französischen Revolutionszeit zum Opfer fielen, wie so viele gute echte und böse unechte deutsche Sitten, fanden am 3. November statt verbunden mit luxuriösen Abendfesten und Gelagen. Diese Jagden fielen so wie so in den anfangenden November, und deshalb die Anlehnung an den Tag des Heiligen. Eben so oberflächlich sind die Namen Hubertsburg, das ehemalige historische churfächsische Jagdschloß, wo St. Hubert's Stola und Schlüssel jetzt dem menschlichen Elende abhelfen könnte, denn es ist die Zufluchtsstätte der Unheilbaren u. s. w. Die churpfälzischen und württembergischen Jagdorden sollen St. Hubert zu Ehren entstanden sein, jedenfalls ersterer; obwohl sie auch gar nichts mit dem Heiligen zu schaffen haben.

Digitized by Google

Beifügen will ich noch, daß auch St. Martin, St. Germanus, St. Eustach als Jagdpatrone galten. St. Sebastian ist Oberschützenheiliger, er gab den Schützengilden in katholischen Gegenden den Namen, weil er so sehr zerschossen am Pfahle oder Baume stand, daß er aussah, wie die Legende sagt: wie ein Igel. Anton Birlinger.

Zur Währungsfrage.

Vor der schließlichen Feststellung unserer Münzwährung durch den Reichstag, oder wie die Bimetallisten sagen durch Bamberger, erschienen fast wöchentlich Broschüren über den in der That recht schwierigen Gegenstand. Eine ganze Bibliothek war zu bewältigen, wenn man auf dem Laufenden bleiben wollte. Darnach war es eine Weile still. Aber jetzt regen sich wieder die literarischen Kämpfer und zwar sowohl in Aufsätzen, wie in besonderen Schriften gegen das, was vor sieben Jahren beschlossen worden ist. Es wäre zu schwierig zu sagen, wie sich diese Polemik allmählich entwickelt hat, zumal da sich die Materialien auf ein weites Gebiet ausdehnen, sogar auf Amerika und seine absonderliche wirthschaftliche Politik. Die Sache steht aber so, daß bei uns nur selten eine beherzte und kundige Vertheidigung der von uns angestrebten reinen Goldwährung sich vernehmen läßt. Fast allein Bamberger ist dahin zu rechnen, und auch dieser scheint in Unmuth über die öfters fühlbare Unwissenheit der Gegner mehr die Dinge laufen zu lassen. Er ist nicht ohne Schuld daran, daß seine Stimme in Münzsachen nicht mehr so viel gilt, als sonst. Denn er hat durch seine Agitationen im Anfange der neuen Zollbewegung so starke sophistische Anlagen verrathen, daß die ohnehin feindlichen Collegen im Reichstage sich wenig mehr aus ihm machen. Die freihändlerische Passion, die ihn auch mehr als anderes zur Linksschwenkung, aus den Reihen der nationalliberalen Partei hinaus, getrieben hat, läßt ihn auch in der Münzfrage nicht los. Diese Complication ist ebenfalls sehr nachtheilig für seinen Einfluß in Münzfragen. Nicht aus denselben Gründen ist auch Soetbeer's Autorität in Münzangelegenheiten etwas zurückgegangen. Er ist in Folge äußerer Anregung oft mit seiner bewundernswerthen Fachkenntniß vor das Publikum getreten, er hat es, wie die schwierigen und stets wechselnden statistischen Aufstellungen und die keineswegs gleichgiltigen Tendenzen der Gesetzgebung erwarten lassen, seinen Gegnern ziemlich leicht gemacht, allerlei Inconsequenzen in seinen Aeußerungen zu entdecken. Die Polemik gegen die Goldwährung wird immer mehr zu einem breiten Strome, Man rechnet im Reichstage aus, daß, so oft die Münzordnung erwähnt worden ist, jedesmal die Goldwährung an Boden verloren hat. Die Bank-

Digitized by Google

verwaltung ist ihr abhold, die „Berliner Börsenzeitung", die auch vielen Einfluß hat, nicht minder. Das Centrum geht in dieser Frage meist, wie die Freiconservativen und ein großer Theil der schlechthin Conservativen, mit der Opposition gegen die Goldwährung. Daß die ganze Frage nicht durchaus mit den politischen Interessen zusammenfällt, zeigt, daß die „Kreuzzeitung" noch immer, zum Verdrusse der Agrarier, wenn auch nicht gerade begeistert bei der Goldwährung beharrt, während die „Volkszeitung" mit anerkennenswerther Consequenz, zum Verdrusse der meisten Fortschrittsmänner, für die Doppelwährung nach wie vor Partei ergreift. Diese Ausnahmen verwehren uns jedoch nicht die empirische Thatsache im Ganzen festzuhalten, daß die liberalen Parteien, in diesem Stücke conservativ, die Goldwährung von 1873 festhalten und durchführen möchten, die Conservativen dem neuerdings durch Cernuschi befürworteten vertragsmäßigen „Bimetallismus" der Culturstaaten zuneigen. Eine neuliche Zeitungsnotiz sagt, daß im Reichstage augenblicklich die Parteiverhältnisse erwarten lassen, eine Erklärung gegen die reine Goldwährung werde mit hundert Stimmen Mehrheit durchgehen. Das wäre denn allerdings entscheidend, wenn es so käme.

So befremdlich dem fern Stehenden ein solcher Wechsel der Ansichten sein muß, so läßt sich doch etwas zur Erklärung sagen. Wir bleiben dabei, daß die Nation trotz aller Broschüren zur Münzfrage im Großen und Ganzen nichts von der Sache verstand und daß die Reform auch im Reichstage nicht genügend vorbereitet war. Man kann jeden Augenblick sich durch ein plötzlich herbeigeführtes Gespräch überzeugen, daß die Münzpolitik ein viel schwierigeres Gebiet ist, als die Zollpolitik. Dazu kommt, daß die Theorie auf diesem Gebiete so wenig leistet. Wenn nur die Lehre vom „Gelde" einmal zur Genüge aufgeklärt wäre. So lange dieser Begriff proteusartig der Feststellung entschlüpft, ist für die Münzfrage auch kein solider Unterbau zu hoffen. So kommt es, daß die ganze Sache noch recht sehr von den Erfahrungen in verschiedenen Ländern und wechselnden Zeiten abhängig ist und daß die sogenannten „praktischen" Männer das große Wort führen. Wie natürlich, spielt nun die Parteileidenschaft eine große Rolle. Es giebt wohl nicht leicht eine Schlechtigkeit, die den Förderern und Gönnern der Goldwährung nicht in die Schuhe geschoben wäre. Die agrarisch-antijüdische Presse weiß davon manches Lied zu singen. Selbst Fanatiker des Bimetallismus, die ihre Sache mit Gründlichkeit zu behandeln suchten, sahen sich genöthigt, gegen einige Auswüchse dieser bimetallistischen Polemik zu protestiren.

Das ist aber sicher, daß die Goldwährung, wenn sie bei uns fällt, nicht durch ihre eigene Schwäche fällt, nicht durch die in der Sache liegenden Argumente, sondern durch die thatsächlichen Schwierigkeiten der Durchführung und

Digitized by Google

die in der Masse der Reichstagsmitglieder dadurch hervorgebrachte antipathische Stimmung, die nach wirklichen Gründen der Sache wenig fragt. Und wenn man vor praktischen Fragen steht, so ist wohl schwerlich etwas Anderes zu erwarten. Läßt sich das Beste nicht durchsetzen, so nimmt man mit dem Besten vorlieb, was man haben kann. Besteht einmal die Ansicht in den maßgebenden Köpfen, daß die Schrift von Sueß mit ihrer Ansicht über die geringe Menge des noch aufzufindenden Goldes Recht hat, daß die Silberproduction auch eine sehr begrenzte sei, daß die Doppelwährungsländer, wenn wir unser Silber abgestoßen haben würden, mit enormen Verlusten natürlich, den Silberpreis wieder heraufsetzen könnten und würden, daß von den vorausgesagten bösen Folgen der Doppelwährung bis jetzt sich nichts bewahrheitet habe, daß im Gegentheile Amerika alle jene Befürchtungen Lügen strafe, ja daß alle Leiden der bösen Zeit durch die Doppelwährungs-Convention mit Amerika, Frankreich und Oesterreich sich heben lassen würden — so möchten wir bezweifeln, daß eine Beweisführung gegen diese „schlagenden" Gründe von irgend einem Erfolge sein würde. Man steht eben nicht auf einem Gebiete, das der Demonstration zugänglich ist. Es geht damit wie bei einem Kranken, der bei Anwendung eines empfohlenen Regime nicht reüssirt, er greift einmal zu einem andern Recept, eventuell zu einem dritten. Die Hoffnung giebt sich nicht so leicht auf.

Thatsächlich steht es so, daß die Bewegung gegen die Goldwährung noch wächst, daß die für uns überflüssigen Silbermassen, die erst verkauft sein müssen, bevor wir Goldwährung haben können, größer sind, als man früher annahm — sie ist nach Arendt auf 498 Millionen Mark anzusetzen —, daß die Vermehrung der Marksilbermünzen ein unbrauchbares Mittel ist, diesen Ueberfluß zu mindern, daß es keinem Staatsmanne unter diesen Umständen möglich ist, den verlustreichen Verkauf unseres Silbers wieder aufzunehmen, wenn nicht durch unvorherzusehende Umstände auf dem indischen Silbermarkte sich diese Verluste umgehen lassen.

Ferner ist Thatsache, daß die vor zwei Jahren in Paris gehaltene große Münzconferenz es ganz besonders betont hat, das Silber dürfe nicht seine Geldeigenschaft als grobe, vollwichtige Münze auf der Erde verlieren. Man lehnte zwar den Bimetallismus mit Majorität ab, gegen die Wünsche Amerikas und Frankreichs, aber man wollte Parallelwährung in der Art, daß auch wo Goldwährung bestehe, daneben doch auch für den Handelsgebrauch mit Silber- und Doppelwährungsländern eine Menge großer Silbermünzen umlaufe, so daß das Silber seinen Münzwerth stets behalte. Dies Resultat ist auch von entschiedenen Goldwährungsfreunden wie Eggers und Soetbeer gebilligt worden. Man kann dies ein Vermittelungsprincip nennen. Aber die extreme Partei, die eben im Vorschreiten ist, will mehr. Nicht eine

Digitized by Google

Parallelwährung, sondern eine völlige Doppelwährung nach fixirtem Werthverhältnisse von 1 : 15½ für die großen Culturländer ist das Ziel. Und da man wohl mit Recht fürchtet, daß England auf diesen Bimetallismus nicht eingeht, wiewohl auch dort viele kaufmännische Kreise sich für diesen zu begeistern anfangen, so hat man sich in den letzten Zeiten darein gefunden, England nicht in den großen bimetallischen Bund hinein zu ziehen, in der Hoffnung, später werde auch in diesem Weltreiche die „gute Sache" siegen, zumal, da die indischen Finanzen den Engländern große Münz- und Valuta-Schwierigkeiten machen.

Mit nicht geringer Gewandtheit sucht man die bimetallische Reform den Lesern mundgerecht zu machen; ja es ist eine anzuerkennende Taktik, mit der man dabei vorgeht, um nicht zu erschrecken durch die Plötzlichkeit der Umwälzung. Nach Dr. Arendt ist die Sache sehr einfach:

1) Ohne Convention mit den anderen Staaten ist nichts zu machen, aber eine solche Convention ist keine Utopie, sie ist möglich, nämlich so:

2) Deutschland verpflichtet sich, kein Silber mehr zu verkaufen und die noch vorhandenen Silberbestände, das heißt die Thaler, in vollwichtige Silbermünzen (Viermarkstücke, gleich zwei österreichische Gulden) umzuprägen (1 : 15½).

3) Amerika prägt seine Silberdollars nach den Bland'schen Bestimmungen, aber zu 1 : 15½ aus, bis die jetzige Silberentwerthung verschwunden ist.

4) Frankreich und seine Verbündeten verpflichten sich, bis eben dahin monatlich 20 Millionen Franks in Fünffrankstücken auszuprägen.

5) Ist das alte Werthverhältniß erreicht, so fallen die weiteren Silberausprägungen den Privaten zu, die dabei Interesse haben.

6) Das deutsche Reich ist zur Wiederaufnahme der Silberprägung auch später nicht verpflichtet. Es wird aber durch die Verhältnisse bald genug zu derselben nach Arendt gezwungen werden.

Das sind die Vorschläge. Sie beruhen auf der Voraussetzung, daß die anderen beiden Staatengruppen ein wenigstens eben so dringendes Bedürfniß haben als Deutschland, die Doppelwährung wieder herzustellen. Von Amerika zeigen es die bekannten diplomatischen Anstrengungen, von Frankreich weiß man, daß es gegen 3½ Milliarden Franks in Silber besitzt, nicht 1½ Milliarde, wie man früher glaubte. Von einem Uebergange zur Goldwährung kann also solchen Silbermassen gegenüber nicht die Rede sein. Das gemeinsame Bedürfniß ist also nachgewiesen. Wenn also die Staaten, wie die Börsenleute, immer nur das augenblickliche Interesse im Auge zu halten hätten, so wäre ein Vertrag nach Arendt's Angaben kein so unwahrscheinliches Project. Der Bimetallismus soll nach Cernuschi aber für alle Zeit segensreich wirken und eine mathematische Sicherheit des Gelingens in sich schließen.

Digitized by Google

Zu dieſer Höhe erhebt ſich nur ein ſtarker Glaube. Dr. Arendt geht nicht ſo weit; er nimmt die Möglichkeit an, daß das Project des Vertrages auch durch Krieg ꝛc. ſcheitern könne, aber er findet nicht, daß die Sache dann weſentlich ſchlimmer ſteht, als jetzt. Wenn er übrigens meint, die Beſchränkung der Souveränetät, welche den Staaten durch eine Münzconvention auferlegt werde, ſei nichts Beſonderes, weshalb man denn dieſe Beſchränkung in Münzſachen anders und ſchwerer beurtheile, als dieſelbe Beſchränkung in Poſt-, Handels-, Auslieferungs- und Sanitätsverträgen? ſo iſt das mehr Rhetorik; er ſelbſt weiß am beſten, wie viel tiefer das Münzweſen mit dem Leben des modernen Staates verwachſen iſt, als die anderen genannten Zweige der Verwaltung.

Im Uebrigen theilen wir ganz die Ueberzeugung, daß unſer Fünfmarkſtück in Silber zu beſeitigen iſt; es ſteht in ſeiner Unterwerthigkeit ganz einzig da in der Welt. Das Zweimarkſtück ſoll das höchſte Stück der Scheidemünze ſein. Ueberhaupt wäre eine Reihe von weniger eingreifenden Münzverbeſſerungen wohl der Aufmerkſamkeit werth, ganz unabhängig von den großen Projecten, die die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich lenken möchten. Man darf wohl anfragen, ob ſich nicht etwas thun laſſe, die Zahl der Münzſorten zu vermindern, wie es die Engländer ſchon lange erſtrebt haben; man ſollte ſich ferner erkundigen durch Fragen bei praktiſchen Leuten, ob nicht die Nickelmünzen noch fortwährend die unangenehmſten Täuſchungen verurſachen. Desgleichen kann man oft genug den Wunſch ausſprechen hören, daß das Zwanzigpfennigſtück, das nicht zu entbehren iſt, nicht größer, aber dicker, greifbarer und haltbarer ſein möchte. Man könnte recht gut ohne Nickel auskommen, wenn man drei Kupfermünzen zu 1, 2 und 5 Pfennig hätte, und ferner könnte man ſowohl die 5 Mark in Silber wie in Gold ohne Schaden entbehren. Daß die äußere Ausſtattung der Münzen bei uns keineswegs ſchön iſt, weiß Jeder, und daß es nöthig wäre, ſie ſo charakteriſtiſch verſchieden je nach den Metallſorten zu machen, daß man ſchon durch das Gefühl dieſelben unterſcheiden könnte, iſt eine alte, leider nicht beachtete Idee von Dr. Weibezahn. Hätte man ſie befolgt, ſo wären uns viele Verwechſelungen erſpart worden. Alles dies ſind freilich keine Lebensfragen, aber ſie betreffen Dinge, die das Volk unmittelbar berühren und unter Umſtänden vielen Verdruß erregen. Auch einige Kapitel in der Bankfrage und insbeſondere die Höhe der ungedeckten Banknoten ſind viel eher reformbedürftig als unſere Münzgeſetzgebung. Ein neuer Schwindel ſcheint im Anzuge zu ſein. Unſer Actiengeſetz, in Verbindung mit den Notenbanken, bietet Raum genug dar für einen neuen Verſuch, der darum noch nicht unwahrſcheinlich iſt, weil wir noch an den Folgen des alten Schwindels leiden. Kluge Faiſeurs finden immer eine Anzahl von Gimpeln, die ſich fangen laſſen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politiſche Randgloſſen. Orientaliſches. — Die Welt hat ſich gedreht, und die ſtürmiſche Aufregung iſt raſch einer gelaſſenen Friedensſtimmung gewichen. Natürlich nicht, weil das Volk der ſchwarzen Berge nun endlich doch in den Beſitz eines Fetzens türkiſchen Gebietes gelangen ſoll, ſondern weil man die Empfindung hat, daß in der Führung der europäiſchen Politik in den letzten Tagen eine merkliche Veränderung vor ſich gegangen iſt. Zwar hat es wirklich der Sultan in ſeiner Hand gehabt, das Kriegs- oder Friedensloos über den ängſtlich harrenden Welttheil zu werfen. Und im Grunde iſt die Schwenkung, welche die hohe Pforte mit der Note vom 11. October gemacht hat, für Europa eben ſo wenig ſchmeichelhaft als die übermüthige Herausforderung, welche die vorausgegangene Note enthielt. Die Pforte gab damit doch deutlich zu erkennen, daß ſie das vereinigte Europa ungleich weniger fürchtet, als den Bruch des ſogenannten Concertes. Sie entſchloß ſich, Nachgiebigkeit zu zeigen, ſobald das Einvernehmen im Begriffe war ſich aufzulöſen. Denn auf dieſem Punkte waren die Dinge angelangt, als auf die erſtaunliche Note vom 4. October England mit ſeinem Vorſchlage einer Action im ägäiſchen Meere, der Blokade des Hafens von Smyrna hervortrat. Bisher hatte das vereinigte Europa auf die Pforte gedrückt — gänzlich ohne Erfolg; jetzt trat eine Macht um die andere von der gemeinſam geplanten Action zurück — eben dies erſchien den Staatsmännern in Stambul mit Recht als der Anfang wirklicher Gefahr. Wenn es die Staatsmänner der Pforte nicht ſelber begriffen, ſo haben ihnen die Botſchafter Deutſchlands und Frankreichs die Augen geöffnet. Offenbar war die Action um ſo ernſter, je weniger Mächte ſich daran betheiligten. Und ſie erſchien, wenn auch ein Rechtsgrund aus dem Protocolle des Berliner Vertrages nicht abzuleiten war, doch moraliſch in ſofern als gerechtfertigt, als ſie nur beſtimmt war in Ausführung zu bringen, was der feierlich verkündigte Wille von Geſammteuropa war; thatſächlich erſchien der Executor als der Mandatar der Mächte, auch wenn dieſe ein Mandat zurückhielten. Aber freilich ſchon der bezeichnende Umſtand, daß die Mächte zuvor ein „Uneigennützigkeitsprotocoll“ unterzeichneten, ließ erkennen, was die eine der andern zutraute. Es war ein Unternehmen, das, wenn auch in ſeinem Zwecke ſtreng umgrenzt, jeden Augenblick dieſe Schranken ſprengen konnte, ein Unternehmen, das bei der Stimmung der muhamedaniſchen Welt vorausſichtlich in Bälde die geſammte Zukunft der Türkei auf die Tagesordnung rufen mußte. In dieſen Abgrund trieb die Gladſtone'ſche Politik hinein, zu einer Zeit, da die Mächte, mit Ausnahme vielleicht einer einzigen, gänzlich unvorbereitet waren zu einer

Digitized by Google

endgiltigen Beschlußfassung über das osmanische Erbe. Daher das bängliche Gefühl, das sich bei dem anscheinend unabwendbaren Gange der Dinge mit jeder Stunde steigerte. Daher das Gefühl der Erleichterung und Erlösung, als in Stambul eine Wendung sichtbar wurde, die vielleicht gar nicht ernst gemeint war, die noch Bedenken genug übrig ließ, die aber jedenfalls die begonnene Action zum Stehen brachte und eine bedächtige Revision des ganzen Processes ermöglichte. Der Wille, das orientalische Problem nicht jetzt, übereilt, in seinem ganzen Umfange zur Lösung zu bringen, hat sich übermächtig erwiesen. Selbst in England hat die öffentliche Meinung erleichtert aufgeathmet und von dort zuerst ist die Erklärung gekommen, daß, wenn nur der Sultan durch Nachgiebigkeit in Sachen Dulcignos die ad hoc bestimmte Flottendemonstration gegenstandslos mache, die Mächte andererseits in der griechischen und armenischen Frage ihre Forderungen herunterspannen und vorläufig durch die Finger sehen würden, mit anderen Worten, daß man die Gefahr der Ueberstürzung, in die man unvermerkt hineingerathen, sich fortan zur heilsamen Lehre dienen lassen wolle. Daß Frankreich nicht mitthun wollte, den Einfluß Englands im Mittelmeere zu verstärken, daß es vielmehr der deutschen Diplomatie beistand, dem rollenden Verhängniß in die Speichen zu fallen, hat nun zu einer natürlichen Gruppirung der Mächte geführt, die im Grunde viel beruhigender ist, viel vertrauenerweckender für eine normale, friedliche Entwickelung, als das innerlich unwahre europäische Concert. Den Gelüsten, vorzeitig und mit Gewalt in den Auflösungsproceß der Türkei einzugreifen, sehen wir eine Gruppe erhaltender Mächte gegenüber treten, und daß hier Frankreich und Deutschland durch gemeinsame Interessen verbunden sich wissen, giebt dieser unerwarteten Constellation eine über den nächsten Anlaß hinausreichende Bedeutung. Es ist zwar kein Geheimniß, daß diese Politik der Herren Grevy und Barthelemy nicht nach dem Geschmacke Gambetta's ist, und bei der Stellung, welche dieser bisher eingenommen hat, muß man ja zweifeln, ob eine Politik Bestand haben kann, die dem Willen des Dictators zuwiderläuft. Doch andererseits darf der Umstand, daß die conservative Orientpolitik unstreitig die öffentliche Meinung Frankreichs hinter sich hat, zu der Hoffnung berechtigen, daß sie für jetzt und für geraume Zeit die ehrgeizigen Absichten Gambetta's in den Hintergrund dränge, mit denen es ohnedem gute Wege hat, wenn in England die Herren Gladstone und Genossen zum Rückzuge genöthigt sind. Eine weise und erfolgreiche Politik, welche die Nationalinteressen wahrt, vermag der gegenwärtigen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs möglicherweise einen längeren Bestand zu sichern, als ihr bei dem letzten Ministerwechsel prophezeit werden konnte. Doch wenn die deutsche Politik, flankirt von Frankreich und von Oesterreich-Ungarn, ihr Gewicht für eine conservative Orientpolitik in die

Digitized by Google

Wagſchale legt, ſo kann die Abſicht unmöglich die ſein, lediglich den durch den Berliner Vertrag geſchaffenen Zuſtand erhalten zu wollen. So lange als möglich, ja. Aber man kann ſich nicht darüber täuſchen, daß in jedem Augenblicke auf dem unſichern Boden der Balkanhalbinſel Ereigniſſe eintreten können, die vom Willen der Großmächte unabhängig ſind, und doch ſofort deren Einſchreiten nach ſich ziehen müßten. Wird es auch möglich ſein, die Hellenen, trotz dem Spruche der Berliner Conferenz und trotz ihrem heißen Sehnen nach der Feldſchlacht, noch einmal zur Geduld zu vermögen, ſo iſt es ſchon ſchwieriger, die Gedanken der Bulgaren von dem Einheitsſtaate des Friedens von San Stefano zurückzubringen; davon abgeſehen, daß eine Macht, die zum Eingreifen entſchloſſen iſt, jede Stunde ſich die geeigneten Anläſſe verſchaffen kann. Unter dieſen Umſtänden bleibt nichts übrig, als die vergönnte Friſt zur Vorbereitung auf die unvermeidlich kommenden Dinge zu benützen. Das eine hat die Gefahr, der man ſo eben glücklich entronnen iſt, unwiderſprechlich gelehrt: es darf keine neue Action im Oriente eingeleitet werden, wenn man nicht entſchloſſen iſt, nöthigenfalls bis zum Ende zu gehen, wenn man nicht über das ſchließliche Schickſal Saloniki's wie Konſtantinopels ſich geeinigt hat, wenn nicht mindeſtens jede Macht für ſich ein klares, beſtimmtes Endziel für ihre Orientpolitik ſich geſteckt hat. Nun iſt aber kein Staat unvorbereiteter für dieſe letzte Kataſtrophe, als der nächſtbetheiligte, als Oeſterreich-Ungarn, keiner iſt ſo ſehr im Rückſtande, auch nur die Folgen des Berliner Vertrages für ſich zu ziehen und die ihm zugedachte Stellung zu befeſtigen. Dem befreundeten Kaiſerſtaate hat darum die deutſche Politik den allergrößten Dienſt geleiſtet, indem ſie das Verhängniß noch einmal zum Stehen brachte. Den Dank dafür bringen gegenwärtig die Völker Oeſterreichs, unter dem Walten einer vorgeblich parteiloſen und verſöhnlichen Regierung, in eigenthümlichſter Weiſe dar. Ein Aufſchrei des Deutſchthumes dringt über die Grenzen zu uns herüber. Jenſeits und dieſſeits der Leitha kennt magyariſcher und ſlaviſcher Uebermuth keine Grenzen mehr. Alte Gewohnheiten und alte Rechte ſehen wir mit Füßen getreten. Brutale Gewalt und kleine Chikane giebt den Deutſchen zu verſtehen, daß ſie Fremdlinge ſind in dieſem Staatsweſen. Fürwahr, ein ſeltſamer Commentar zu dem politiſchen Freundſchaftsvertrage, den vor Jahresfriſt unſer Reichskanzler zu Stande gebracht hat. g.

Aus Württemberg. Die Parteibewegung. — Im Schooße der deutſchen Partei in Württemberg haben neuerdings Verhandlungen ſtattgefunden, die auf eine neue Organiſation derſelben, freilich auf einer veränderten Grundlage, abzielen. Mit dem Auseinanderſetzungsproceſſe, der ſich zur Zeit in der nationalliberalen Partei des Reichstages und des preußiſchen

Digitized by Google

Abgeordnetenhauses vollzieht, hat diese Bewegung nichts zu thun, sie ist nicht einmal äußerlich dadurch veranlaßt; man hat denn auch auf der Versammlung von Parteigenossen, die jüngst in Stuttgart stattfand, es mit Absicht unterlassen, einen Spruch über die sogenannte Secession zu thun. In der That hat diese Spaltung unsere Parteiverhältnisse nicht unmittelbar berührt, sofern württembergische Mitglieder des Reichstages der nationalliberalen Partei nicht mehr angehören, der Secession nach links ist ja schon während der vorigen Reichstagssession eine Secession nach rechts mit den beiden Württembergern Hölder und Römer vorausgegangen. Nun hätte man zwar denken können, an die nationalliberale Partei, wie sie sich nach dem Austritte der Achtundzwanzig darstellt, würden die in der vorigen Session nach rechts Ausgetretenen nun leichter wieder den Anschluß finden. Allein eben dies ist, was die Württemberger betrifft, keineswegs der Fall. Man hat vielmehr in Stuttgart recht geflissentlich zeigen wollen, daß man mit den Nationalliberalen überhaupt, gleichviel welcher Observanz, nichts gemein hat. Wahr ist, daß unsere deutsche Partei niemals ganz sich gedeckt hat mit der nationalliberalen Partei, ihr Rahmen war stets ein weiterer, für verschiedene Schattirungen gleichmäßig geöffneter, aber ihre Ziele waren doch in der ersten Zeit wesentlich dieselben wie die der nationalen Partei im Reiche, es bestand Zusammenhang, Fühlung, die erst mit der Zeit sich lockerte. Nun aber ist die deutsche Partei im Begriffe, sich ausschließlich als Landespartei zu organisiren, und dieser vollendete Rückzug von dem Parteileben im Reiche auf die Landesgrenzen ist im Grunde das eigentlich Charakteristische der jüngst gepflogenen Berathungen, denn das Weitere, nämlich die Neubelebung der Partei auf Grund eines zu fassenden Programmes, ist zunächst an ein Comité verwiesen, steht also noch in weitem Felde.

Diese provincielle Abbröckelung des Parteiwesens ist sicher ein unerfreuliches Zeichen. Sie gehört zu den zahlreichen Symptomen des nationalen Rückganges und erklärt sich doch nicht völlig aus der allgemeinen Erschlaffung, die nach dem Aufschwunge des Kriegsjahres unausbleiblich war. Jedenfalls haben in Schwaben besondere locale Ursachen mitgewirkt, um die Ueberreste der nationalen Partei dahin zu bringen, daß sie sich durch Verwandlung in eine Art von Autonomistenpartei wieder aufzuhelfen bemüht ist. Und doch ist die Lage im Lande so, daß selbst dieser Versuch, durch einen Compromiß mit dem gemäßigten Particularismus dem gefährlichen Anwachsen der intransigenten Demokratie einen Damm entgegenzuwerfen, mit Genugthuung begrüßt werden müßte, wenn er nur einen erheblichen Erfolg verspräche.

Als zum ersten Reichstag das Land fast durchweg nationalliberal wählte, war dies ja ein recht erfreulicher Beweis dafür, welche Umkehr die Größe des Augenblickes in dem noch eben von der Volkspartei mitregierten Lande

Digitized by Google

bewirkt hatte. Aber es war des Guten gar zu viel, kein Kenner des Landes hat in diesem Ergebnisse einen Gradmesser für die gesicherte politische Ueberzeugung unseres Volkes erblickt; nach dem ersten Rausche hat der wahre Untergrund der Stimmung, haben die wahren Neigungen und Instincte bald wieder an die Oberfläche treten müssen. Inzwischen aber war die deutsche Partei etwas ganz anderes geworden als sie zuvor gewesen. Bis zum Jahre 1870 war sie eine kämpfende Minderheit, den Anschluß an Preußen anstrebend, in scharfer Opposition zur Landesregierung stehend. Das Alles änderte sich mit der Aufrichtung des Reiches. Alsbald füllten sich ihre Reihen mit dem Troß der Opportunisten; es war ja jetzt nicht mehr als Landesverrath verpönt, deutsch zu sein, die Regierung selbst, in der man einen Personenwechsel nicht für nöthig hielt, war zu einer der Bundesregierungen geworden, das oppositionelle Verhältniß zu ihr hörte auf, man hatte mit ihr jedenfalls gegen die intransigenten Ultramontanen und Demokraten gemeinsame Ziele, eben gegen diese Parteien ging man bei den Wahlen zusammen, und insbesondere stellte sich die Kammerfraction der deutschen Partei freundlich zum Ministerium; sie wußte sich bei verschiedenen Gelegenheiten, so namentlich bei ihrem Votum gegen das Reichseisenbahnproject, von jedem Verdachte des „Einheitsfanatismus" glänzend zu reinigen, und ihr fiel naturgemäß die fernere Leitung der Partei zu. Wie dann diese ihre selbständige Stellung mehr und mehr einbüßte, braucht hier nicht im Einzelnen verfolgt zu werden. Sie litt vor allem auch an dem Mangel an Nachwuchs, während es der Partei des „Beobachters", der recht eigentlich die Verhöhnung und Erstickung der Vaterlandsliebe zu seinem Geschäft machte, keineswegs an solchem gebrach, was nun freilich selbst wieder ein Anzeichen dafür war, wie tief die reichsgegnerische Tendenz im Volksgrunde selbst sitzt. Mit der Zeit fielen auf der einen Seite die Conservativen ab, um die Ziele kirchlicher und weltlicher Reaction zu verfolgen, auf der andern schoß der Weizen der Volkspartei wieder üppig in die Höhe, und diese beiden Extreme arbeiteten sich trefflich in die Hände, um den Sinn des Volkes für die großen Errungenschaften unserer Zeit, so weit er vorhanden war, wieder auszulöschen und dafür einen rechthaberischen Eigendünkel zu pflanzen, Unmuth, Unzufriedenheit mit dem Reiche und seinen Einrichtungen. Die Unbequemlichkeiten, die mit den wirthschaftlichen Neuerungen verbunden sind, die Mißgriffe, die im Einzelnen wirklich in der Reichsgesetzgebung vorkamen, so namentlich beim Gerichtskostengesetze, dazu aber die von der Pflicht gegen den Staat überhaupt unzertrennlichen Lasten, die gedrückte Lage von Handel und Gewerbe, die Wirkungen wiederholter schlechter Ernten, das Alles wurde in der Hand geübter Agitatoren mundgerecht gedreht und mit solchem Erfolge den Gemüthern beigebracht, daß durchschnittlich der schwäbische Bürger heute überzeugt ist, sein

Digitized by Google

glückseliges Land sei durch den Anschluß an das Reich im Grunde in recht betrübte Zustände gerathen, eine Stimmung, die ja nicht geeignet sein kann, diejenige Partei populär zu machen, deren Programm eben dieser Anschluß gewesen ist.

Die Regierung hat dem agitatorischen Treiben ziemlich gelassen zugesehen. Ihr Interesse beschränkte sich darauf, daß bei den Reichstags- und insbesondere bei den Landtagswahlen eine überwiegende Anzahl gemäßigter und tractabler Männer gewählt wurde. Bis dahin hat sie das auch erreicht, mit Hilfe der Kräfte der deutschen Partei. Allein einmal sind nun die Aussichten für künftige Wahlen verschlechtert. Die Ultramontanen (in der Kammer mit den Demokraten in Einem Club vereinigt) haben von der katholischen Bevölkerung — ein Drittel der Einwohnerzahl — Besitz ergriffen, im Uebrigen greift die Volkspartei um sich, und sonst zeigen nur noch die Frommen, die Deutsch-conservativen Rührigkeit und Kampflust. Die Nationalen sind desorganisirt, sie sind erschöpft, entmuthigt und verbraucht, nachdem sie jetzt seit Jahren die Vertheidigung für den neuen Zustand der Dinge auf ihren Schultern getragen, die mindestens ebenso sehr Sache der Regierung gewesen wäre. So ist die Lage; ohne Zweifel haben die politischen Führer ihre Schuld daran, doch die Hauptursache liegt in den Umständen, in der Art und in den Traditionen des Volkes. Patriotische Gesinnung ist ja wohl vorhanden, doch eine politische Partei, die vom Volke Pflichtgefühl verlangt und die Erziehung für den nationalen Rechtsstaat zu ihrer Aufgabe macht, scheint hier keinen natürlichen Boden zu haben. Es bleibt nichts übrig, als sich vorläufig das Ziel bescheidener zu stecken, als sich zu strecken nach dem, was erreichbar ist. Das Unmöglichste aber wäre es, die Partei etwa durch Zurückführung auf strict nationalliberale Basis wiederherstellen zu wollen. Hierzu sind auch in den letzten Jahren des Hinwelkens der deutschen Partei niemals Versuche gemacht worden, das wäre das verkehrte Ende gewesen, es wäre einfach chimärisch gewesen, der natürliche Zug im Volke und in der Partei ging in ganz entgegengesetzter Richtung, und es darf hier daran erinnert werden, daß Robert Römer, dieser rücksichtslos selbständige Charakter und „unitarische Heißsporn", der erste war, der nach rechts ausbiegend die nationalliberale Partei verließ. Jetzt soll der Versuch gemacht werden, eine starke Mittelpartei zu begründen, als Damm, woran der Anprall der Extremen sich breche, es sollen zu diesem Zwecke mit den Ueberresten der Nationalen die gemäßigten Conservativen, diejenigen die bisher unter der Fahne der Regierung liefen, zu einer gemeinsamen Organisation verbunden werden, und da keinerlei Gegenvorschläge gemacht werden konnten, wird nichts übrig bleiben, als abzuwarten, wie dieses Experiment ausfallen wird. Zuversichtlicher könnte man auf sein Gelingen hoffen, wenn die Regierung, die als solche doch immer einen starken

Digitized by Google

Einfluß ausübt, vom Anfange an eine andere Stellung zur nationalen Sache eingenommen hätte, so daß jenes Bündniß ein natürliches wäre und Vertrauen einflößen könnte. Die deutsche Partei im alten Sinne ist begraben. Sie hat sich als unmöglich erwiesen — ein trauriges Geständniß zehn Jahre nach dem Aufbaue des Reiches, wenn es nicht eben die Erfüllung der patriotischen Ideale wäre, welche der Partei die Auflösung gebracht hat. Jetzt ist eigentlich auf dem gelegten neuen Boden die Arbeit wieder von vorne zu beginnen, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß die Parteiverhältnisse unseres Landes am meisten Aehnlichkeit haben mit denen in den Reichslanden, wo es gleichfalls den Intransigenten, der Protestpartei gegenüber schon Gewinn ist, wenn nur eine Autonomistenpartei sich behauptet und an Boden gewinnt.

Aus München. Die politische Tagespresse Baierns. — Wenn es darauf ankommt, die öffentlichen Verhältnisse und Stimmungen in einem Staate zutreffend zu erkennen, so darf bekanntlich die aufmerksame Beobachtung der politischen Presse nicht den letzten Platz einnehmen. Insofern muß man der Verlagshandlung von Leo Wörl in Würzburg dafür dankbar sein, daß sie in einer eigenen Schrift eine Uebersicht über die baierische Tagespresse an die Hand giebt.*) Nicht minder gern erkennen wir an, daß der Ton, den diese Schrift dem Gegner gegenüber anschlägt, ein durchaus anständiger wie offenherziger ist. Zu den Grundsätzen jedoch, von welchen diese Uebersicht getragen wird, können wir uns freilich nur ablehnend verhalten. Die genannte Verlagshandlung zeichnet sich durch Rührigkeit einerseits und durch eine ausschließlich katholische Tendenz andererseits genug aus. Es erscheint daher nur glaubwürdig, wie wir uns gelesen zu haben erinnern, daß diese Firma nach Würzburg verpflanzt worden ist, als man in den betreffenden Kreisen zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die älteren und bereits vorhandenen buchhändlerischen Firmen den kirchlichen Interessen nicht oder nicht mehr in der wünschenswerthen Weise dienten: ein lehrreicher Beleg für die freilich längst bekannte und gleichwohl nicht stets und überall genug beherzigte Thatsache, wie umsichtig die katholische Partei über ihren Vortheil wacht und wie geschickt sie regiert wird.

Was nun die vorliegende Schrift des Weiteren anlangt, so fallen in erster Linie die Kategorien auf, nach welchen die Tagespresse gruppirt wird. Den Reigen eröffnet die „katholische" Presse, unter welcher die Zeitungen und Zeitschriften von ausgesprochener katholischer Richtung verstanden werden. Auf sie folgt die „akatholische" Presse, d. h. die Zeitungen und Zeitschriften von

*) Die Preßverhältnisse im Königreiche Baiern. Würzburg, Leo Wörl. 1880.

Digitized by Google

angeblich kirchenfeindlichem, oder, was hier gleichbedeutend ist, von reichsfreundlichem und liberalem Charakter, eine Kategorie, welche weit genug gegriffen ist, da sogar die „Amtsblätter" in dieselbe eingeschlossen werden, ja, diese stehen als Organe der Bureaukratie, d. h. wegen ihres rein staatlichen Zweckes in ganz besonderer Ungunst bei jener Partei, deren Kennzeichen es ist, daß sie die Selbständigkeit des Staates schlechterdings verneint. Als dritte Gruppe reihen sich die „religiösen Vereinsschriften und Fachblätter" an. Unter diesen hat freilich einiges Platz gefunden, was eben so gut oder noch besser unter der ersten Kategorie untergebracht werden konnte; anderes ist mit aufgeführt, was, genau genommen, überhaupt nicht zu der „baierischen Presse" gezählt werden kann, wie z. B. die historische Zeitschrift von Sybel, denn der Sitz der Redaction ist seit Jahren von München nach Bonn und Berlin verlegt, nur ganz zufällig ist München der Verlagsort geblieben und um speciell baierische Angelegenheiten handelt es sich dabei doch in keiner Weise. Daß das Urtheil über diese Zeitschrift nicht ganz beifällig lautet, wird Niemanden in Verwunderung setzen, namentlich der kritisch-referirende Theil derselben wird ungnädig behandelt und als augenfälliges Zeugniß für die ungerechte Beurtheilung, welche die einer andern Richtung angehörigen Schriften hier angeblich erfahren, die Kritik angezogen, welche Janssen's bekannter „deutscher Geschichte" zu Theil geworden ist. Freilich, wie mag man auch so unbillig sein und einem Werke die Anerkennung versagen, das bei vielen unläugbaren Vorzügen nur nebenher an dem Grundfehler leidet, daß es im Widerspruche mit den Thatsachen den Beweis führen will, die deutsche Reformation sei etwas durchaus unnöthiges und überflüssiges gewesen!

Die Anzahl der in Baiern erscheinenden politischen Zeitungen dürfte an sich für groß genug erachtet werden. Unsere Schrift zählt nahe an 200 Blätter auf, welche drei- bis siebenmal die Woche erscheinen, darunter 31 „katholische" und 162 „akatholische". Der Verfasser findet es „erklärlich", daß in den protestantischen Gegenden sowie in den Städten — einige wenige ausgenommen — die liberale Presse vorherrscht. „In Dörfern mit katholischer Bewohnerschaft," fährt er dann fort, „dominiren natürlich die katholischen Zeitungen," müssen aber, wie er bedauernd hinzufügt, auch hier das Terrain häufig mit „farblosen" Blättern theilen, die im Grunde doch nur im Dienste des Liberalismus stehen, denn leider „sind sich viele Katholiken ihrer Pflicht, der kirchenfeindlichen liberalen Presse den Zugang zu ihren Häusern zu verschließen und dagegen die Erzeugnisse der guten Presse zu unterstützen, nicht bewußt". Diese Klage und die numerische Ueberlegenheit der „akatholischen" Presse gegenüber der „katholischen" könnte auffallen; verhält sich doch die Zahl der Katholiken in Baiern zu jener der Protestanten wie Dreifünftel zu Zweifünftel und zeichnet sich die katholische Partei vor der liberalen notorisch durch

Digitized by Google

Rührigkeit und agitatorischen Eifer aus, überdies besitzt sie Mittel und Wege, ihre Leute zu beeinflussen, im Vergleiche zu welchen die Liberalen oft hilf- und wehrlos erscheinen. Wahr ist es, die „Liberalen" haben überwiegend die Städte für sich; gehören doch die bevölkertsten Städte zum Theil den protestantischen Gegenden an; ja, was mehr sagen will, auch die Städte der katholischen Provinzen gehen in der Mehrheit ihrer Bevölkerung gar zu gern Hand in Hand mit den bösen Liberalen; und, wie unser Autor glaubwürdig versichert, selbst auf dem Lande, wo „überhaupt wenig gelesen wird, überwiegen die farblosen oder die Amtsblätter". Wenn der Bauer aber jetzt schon so wenig liest — die Frage sei uns gestattet — wie wird das erst werden, wenn jemals gewisse Bemühungen um die Herabminderung der Schulpflicht sich verwirklichen sollten? — nun ja, je weniger er liest, um so gewisser wird der Bauer auf seinen Führer hören und sich leiten lassen. Wenn jetzt schon — wo die Katholiken Dreifünftel des baierischen Volkes ausmachen und so geringen Antheil am öffentlichen Leben nehmen, so weit dieses in der Presse seinen Ausdruck findet — die katholische Partei, vulgo Patrioten, sich gleichwohl in der zweiten Kammer in einer wenn auch dürftigen Mehrheit befindet: muß diese Mehrheit logischer Weise nicht wachsen, wenn der Bauer erst noch weniger liest und die „gute Presse" noch mehr herabgemindert wird? Und wenn nun erst gar das unliebe Wahlgesetz geändert und die directen Wahlen an die Stelle der indirecten treten würden, wäre das nicht das Uebermaß des Heiles und des Segens?

Indessen wissen wir recht gut, daß die bloße Kenntniß der Anzahl der Zeitungen einer Partei zur Feststellung ihres Einflusses nicht ausreicht, sondern daß es zugleich wünschenswerth ist zu erfahren, wie vieler Abonnenten sich je ein Blatt erfreut? Unsere Schrift macht in dieser Beziehung allerdings in vielen Fällen bestimmte Angaben, doch hätten wir gewünscht, sie hätte dieses Moment bei ihren Schlußforderungen nachdrücklicher und unmittelbarer betont. Die Hauptblätter der liberalen Gruppe sind in Betreff der Abonnentenzahl den beiläufig entsprechenden Zeitungen der „guten Presse" entschieden und sehr weit voraus; so z. B. die „Augsburger Abendzeitung" dem „Baierischen Courier" oder der „Neuen Augsburger Zeitung", die übrigens zu den „Gemäßigten" zählen; hingegen, und diese Thatsache ist immerhin bezeichnend, kommen die katholischen Blätter, die an Haltung und Gehalt tiefer oder am tiefsten stehen, den sogenannten liberalen, die sich auf gleicher Stufe der Mittelmäßigkeit oder der Einseitigkeit bewegen, an Abonnentenzahl stets gleich oder sind ihnen selbst überlegen. Auch diese Thatsache gehört zur Signatur der „guten Presse" und der durch sie mit oder ohne Willen vertretenen Partei, und wir müssen es dieser überlassen, die nahe liegenden Schlüsse daraus zu ziehen. Unsere Schrift unterscheidet allerdings ausdrück-

Digitized by Google

lich zwiſchen der „gemäßigten" und „extremen" Richtung innerhalb der „katholiſchen" Preſſe; aber ſie ſagt uns keineswegs deutlich, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Das „Bamberger Volksblatt" z. B. wird man kaum zu den „gemäßigten" zählen dürfen, gleichwohl bekommen wir nur Anerkennendes darüber zu leſen und wird nur das eine bedauert, daß das Blatt im Kreiſe Oberfranken allein ſteht und ſich ſelbſt in der faſt ganz katholiſchen Stadt Bamberg keineswegs der wünſchenswerthen Verbreitung erfreut. Das „Fränkiſche Volksblatt", das ſich durch leidenſchaftlichen, oft widrigen Ton hervorthut, wird zwar als „extremes Blatt" charakteriſirt, wenn aber der Verfaſſer die Trennung der katholiſchen Preſſe in eine „gemäßigte und extreme" in dem Grade bedauert, wie es ſchon aus ſeinen einleitenden Worten gefolgert werden muß, ſo erſcheint uns ſeine Zurückhaltung gerade dieſen und verwandten Blättern gegenüber unverſtändlich und man fühlt ſich verſucht zu vermuthen, daß die angebliche Kluft zwiſchen der „gemäßigten" und „extremen" Richtung in der katholiſchen Preſſe Baierns unter Umſtänden doch trüglich erſcheint. Für jeden Fall, und das iſt entſcheidend, befindet ſich die „ſogenannte gemäßigte" Richtung in der Minderheit, und aus den Andeutungen, die der Verfaſſer über die „Augsburger Poſtzeitung" macht, die in der That die Bezeichnung eines maßvollen und gut redigirten Blattes verdient, geht hervor, daß dieſelbe in der jüngeren Generation des katholiſchen Klerus bereits faſt allen Boden verloren hat und ihre Zukunft ſogar beinahe bedroht erſcheint. Ein lehrreiches, aber niederſchlagendes Eingeſtändniß! Das Geſchlecht der Hetzcaplane erträgt eben eine ſolche maßvolle und die allgemeinen Bildungsbedürfniſſe ſorgfältig berückſichtigende Zeitung nicht mehr! „So oft," heißt es „ein älterer Pfarrer ſtirbt, ſtirbt in der Regel ein alter Freund der „Poſtzeitung" und in der Regel wird die Lücke aus der Mitte des jüngeren Klerus nicht ausgefüllt." Aber auch unſer Autor, der doch ſelbſt die extreme Richtung beklagt, iſt mit der beſonnenen und verſöhnlichen Haltung dieſer Zeitung, zumal der letzteren Zeit, nichts weniger als überall einverſtanden. Ein unauslöſchlicher Makel iſt und bleibt es ja, daß jene gemäßigte Haltung der genannten Zeitung ſogar das Lob des weiland „preußiſchen katholikenfeindlichen Cultusminiſters Falk" eingebracht hat! Wozu auch läßt ſich das Blatt die Meinung beikommen, daß dem Syllabus nur eine gewiſſe „Pietät" entgegengebracht zu werden brauche, „während der Katholik unzweifelhaft die maßgebende Bedeutung dieſer berühmten päpſtlichen Encyklika anzuerkennen hat." Der hervorgehobene Niedergang dieſes Blattes muß demnach als ein eclatanter Sieg der „extremen" Richtung in der „guten" Preſſe aufgefaßt werden. Dieſer extremen Richtung können wir übrigens das Zeugniß nicht verſagen, daß ſie von der Preßfreiheit, wie von verſchiedenen anderen durch eben jenen Syllabus ſo feierlich und ſo geiſtreich verurtheilten Freiheiten den

Digitized by Google

umfassendsten Gebrauch zu machen weiß, wenn auch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß, wenn jene Partei, deren Organe wir im Sinne haben, je zur Herrschaft käme, ihr erstes wäre, diese und alle anderen Freiheiten, sobald sie ihr unbequem würden, ohne weiteres zu lähmen, zu suspendiren, zu unterdrücken.

Angesichts der Gefahr, die in dieser Art Presse liegt, die grundsätzlich und ihrem innersten Wesen zufolge alles Staatsgefühl untergräbt und gegen jede politische Autorität fortgesetzt den leidenschaftlichsten Krieg führt, kann man nicht umhin, sich über die an Fatalismus grenzende Gleichgiltigkeit zu verwundern, womit die gegenwärtige baierische Staatsregierung, der man eine besondere Neigung zur Initiative überhaupt nicht vorwerfen kann, diesem Treiben unbeweglich gegenüber steht. Selbstverständlich ist unsere Meinung nicht, daß sie ungesetzliche Mittel gegen die staatsfeindliche und volksverführerische Presse gebrauchen soll. An gesetzlicher Reaction, d. h. an gegen jene Blätter gelegentlich angestrengten Processen und wohlverdienten Verurtheilungen fehlt es ja nicht, wenn auch wenig oder nichts dadurch gebessert wird: was aber unsere Verwunderung hervorruft, ist die Verzichtleistung der Staatsregierung auf unmittelbare Einwirkung auf die öffentliche Meinung und auf Vertretung und Vertheidigung ihrer Maßregeln durch die Presse. Wir haben in Baiern schon seit einer längeren Reihe von Jahren kein staatliches Preßorgan, wie doch alle größeren und einige kleinere Staaten des Deutschen Reiches ein solches in irgend einer Art besitzen. Zwar wissen wir recht gut, daß die Erfahrungen, welche man in Baiern mit der officiellen und officiösen Presse gemacht hat, durchaus nicht ermunternder Natur sind, wir wissen aber auch eben so gut, daß jener Mißerfolg nicht in der Sache selbst begründet war. Formell betrachtet war dieser Mißerfolg zudem gar nicht der nächste Grund der in Frage stehenden Thatsache, sondern der Umstand, daß die zweite Kammer die Mittel für ein Regierungspreßorgan verweigert hat. Nun begreifen wir zwar schon, daß die Staatsregierung, da die Verhältnisse dieselben blieben, jene Forderung seitdem nicht erneuert hat. Es bliebe aber die Frage aufzuwerfen, ob jene Schwierigkeit, wenn man nur ernstlich wollte, nicht zu überwältigen wäre, ohne darum zu verfassungswidrigen Auskunftsmitteln zu greifen? Vielleicht stellt man die Gegenfrage: wozu ein officielles oder officiöses Preßorgan, da notorisch diejenigen Elemente, deren Belehrung oder Bekehrung zunächst anzustreben wäre, doch zum guten Theile außerhalb der geistigen Machtsphäre eines solchen Einflusses stehen und ihm unzugänglich sind? Auf diesen Einwand erwidern wir, daß es in dem gegebenen Falle schon von unbestreitbarem Nutzen, ja unerläßlich ist, mit dem ebenbürtigen Gegner eine Verständigung zu suchen, daß aber die Staatsgewalt noch viel weniger darauf verzichten darf, ihrem offenbaren Feinde auf dem Gebiete

Digitized by

Concurrenz zu machen, auf welchem er ganz besonders mächtig und gefährlich ist. Wenn die Staatsregierung der Meinung lebt, daß sie mit den übrigen ihr verfügbaren Mitteln, wie sie jeder Regierung gesetzlicher Weise zur Hand sind, schließlich doch ausreicht und daß die möglichen Ergebnisse eine Anstrengung, wie wir sie meinen, wahrscheinlich gar nicht verlohnen würden, so dürfte sie sich einer gefährlichen Täuschung hingeben. Die Zeit wird kommen und wahrscheinlich recht bald kommen, die das argumentum ad hominem gegen eine solche Meinung und gegen die in Rede stehende Unterlassung liefern wird. Wir meinen die Neuwahlen für die baierische zweite Kammer, die im nächsten Jahre bevorstehen.

Vielleicht aber ersetzt die liberale Partei und ihre Presse im Dienste der eigenen Sache, was von Seite der Staatsgewalt, sei es aus diesem oder jenem Grunde nicht geschieht? Nun haben wir ja vernommen, daß die liberale („akatholische") Presse Baierns an und für sich stark genug vertreten ist. Und in der That, jede Provinz besitzt mehrere liberale Zeitungen, von den bloßen Localblättern zaghafter oder „farbloser" Haltung gar nicht zu reden: aber wir verhehlen uns nicht, daß das wahre Staatsinteresse mit dem sogenannten liberalen sich nicht schlechthin und jederzeit deckt und daß überdies, innerhalb der nun einmal geltenden liberalen Kategorien so viele Abstufungen stattfinden, daß mit diesem Begriffe überhaupt, hier wie anderwärts, nicht mehr überall gut durchzukommen ist. Die Haltung der liberalen Presse ist in der That oft nur negativ, wie z. B. in ihrer Action gegen die Ultramontanen oder Demokraten, was vielleicht nicht immer zu vermeiden und darum gewiß löblich ist, aber ja nicht als jenen Begriff erschöpfend betrachtet werden sollte. Wir können daher nicht umhin, es auszusprechen, daß bei aller Anerkennung ihres guten Willens die liberale Presse Baierns nicht immer auf der Höhe ihres Berufes steht, so wenig als die liberale Partei überhaupt, die in der Regel erst wenige Wochen vor den Wahlen lebendig wird und die übrige Zeit hindurch auf ihren Lorberen ausruht, statt in activer Haltung zu verbleiben, während ihr Gegner sich in seiner Agitation keine Ruhe gönnt, die Lücken seiner ausgezeichneten Organisation fortwährend ergänzt und den bevorstehenden Feldzug von langer Hand vorbereitet.

Es ist offenkundige Thatsache, daß wir kein größeres Blatt besitzen, welches in voller Selbständigkeit, mit systematischer Umsicht und den entsprechenden Mitteln die liberale Sache verträte. Die „Allgemeine Zeitung" hierbei überhaupt nur mit einzubeziehen, ist schon grundsätzlich nicht erlaubt. Sie ist ein Weltblatt, das nur zufällig in Augsburg erscheint. Sie bringt allerdings häufig auch aus officiellen Münchener Kreisen das Inland allein betreffende Nachrichten, sogar häufiger als sich mit ihrer eigentlichen Bestimmung vertragen will, aber begreiflich doch wieder zu wenig, um irgendwie

Digitized by Google

der speciell baierischen Presse zugezählt werden zu können. Das verbreitetste der liberalen Blätter ist die „Augsburger Abendzeitung“: sie hat mit der Zahl ihrer Leser alle verwandten Blätter weit überholt. Sie ist in ihrer Art auch geschickt geleitet, entschieden national, reichsfreundlich gesinnt und von den Anhängern der liberalen Partei (auch der zweiten Kammer) gut bedient; sie bringt zugleich verschiedene Tagesfragen der inneren Politik häufig zur Erörterung oder doch auf den Plan; aber gerade dieses doch mehr nur zufällig als methodisch, je nachdem einer ihrer Freunde gerade dafür eintritt, und auch dann oft nicht mit dem Nachdrucke und der Ausdauer, die allein den Erfolg sichern, ohne daß sie darum der Staatsregierung gegenüber einen feindseligen Ton anzuschlagen brauchte. Denn das gegenwärtige Ministerium, den wir übrigens alles Gute wünschen und dessen schwierige Stellung wir nicht verkennen, bedarf gelegentlich solcher Aufmunterung oder Warnung, da es neuerdings geneigt erscheint, von Zeit zu Zeit den nie schlummernden Groll der „Patrioten“ durch einzelne Zugeständnisse zu besänftigen. Der aufmerksame Beobachter der Vorgänge in Baiern wird leicht errathen, welche Maßregeln wir hierbei im Auge haben, wird aber zugleich mit uns der Meinung sein, daß bei aller Anerkennung der Unvermeidlichkeit von Compromissen in der Politik man zugleich ein Recht hat, nach der Gegenleistung und der Natur derselben zu fragen. Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der „Augsburger Abendzeitung“ gehört ferner, daß sie gewohnt ist, regelmäßig eine erschreckende Masse von kleinstädtischen und localen Trivialitäten aus dem ganzen Königreiche zu bringen, eine Gewohnheit, die mit das Geheimniß ihres Erfolges verbirgt, aber all zu viel Raum verbraucht, der sich leicht zweckmäßiger verwenden ließe. Immerhin ist die Zeitung innerhalb dieser so beschränkten Grenzen vollkommen selbständig; was darüber hinaus reicht und ihre Mittheilungen über die außerbaierischen Angelegenheiten betrifft, ist sie, materiell betrachtet, von den großen deutschen Blättern durchweg abhängig.

Auffallen dürfte es mit Recht und ist oft genug hervorgehoben worden, daß die Hauptstadt des Landes keine größere selbständige Zeitung hervorzubringen oder zu ertragen im Stande ist. Mit der „Süddeutschen Zeitung“ ist vor Jahrzehnten ein Versuch der Art gemacht worden, aber leider mißlungen. Die Umstände haben für ein solches Unternehmen damals überaus ungünstig gelegen. Die „Süddeutsche Presse“, die unter den Auspicien von J. Fröbel ihr auf dem Fuße gefolgt ist, hat es in diesem ihrem ersten Stadium ebenfalls zu keinem gedeihlichen Dasein und Wirken zu bringen vermocht. Mit Recht oder Unrecht, ihre Gegner haben sie bezichtigt, daß sie im Dienste und Solde einer gefürchteten und gehaßten „fremden“ Macht arbeite. Jedenfalls ist die Zeitung gleichen Namens von heutzutage, bei aller Verwandtschaft der ursprünglichen Richtung, ein davon wesentlich verschiedenes

Digitized by Google

Blatt. Die Zeiten haben sich ja auch vollständig geändert. Bei aller reichsfreundlichen, nationalliberalen Grundstimmung der genannten Zeitung wird doch Niemand wagen, ihre Unabhängigkeit irgendwie in Zweifel zu ziehen. Der gegenwärtige Redacteur ist offenbar wie ein kluger, so ein geistvoller und schlagfertiger Kopf, und man hört ihm in seinen Leitartikeln und Uebersichten gern zu, wenn er auch gewisse Wendungen zu oft wiederholt und sich in seinen Vermuthungen und Schlüssen oft corrigiren muß. Der übrige Text des Blattes aber, die eigentlichen Nachrichten sind unverhältnißmäßig dürftig und knapp bemessen, entbehren überwiegend der Selbständigkeit und können nur Lesern genügen, die keine Zeit oder Neigung haben, ein größeres Blatt zu lesen. Unter den übrigen kleineren Blättern Münchens haben die „Neuesten Nachrichten", ein specifisches Tagesblatt und zugleich Organ der nationalen reichsfreundlichen Richtung, bis in die jüngste Zeit herab auf die politische Stimmung der Hauptstadt einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Das Emporkommen der liberalen Partei und das Eindringen ihrer Tendenzen in die weiteren Kreise der Bevölkerung derselben wird zum guten Theile als ihr Werk anerkannt. Aus den Vorgängen der letzten Jahre zu schließen, ist ihr Einfluß allerdings in etwas zurückgedrängt, das Blatt scheint aber fest entschlossen zu sein, seinen Platz wie seinen Standpunkt zu behaupten und wir können ihm dazu nur Glück wünschen. Ein Blatt der Art, namentlich auf die alten Provinzen Baierns berechnet, das in populärer und besonnener Weise die positiv liberale und nationale Sache verträte, ohne in den platten und so oft niedrigen Ton der Gegner zu verfallen, ist es, was wir bei der Musterung der „baierischen Presse" in erster Linie vermissen und für dessen Zustandekommen und Verbreitung die staats- und reichsfreundliche Partei mit allen Kräften sich anstrengen und kein Opfer scheuen sollte. Oder man versuche es, wenn es ein Tageblatt zunächst nicht sein kann, mit einem Wochenblatte und erinnere sich, daß das in Augsburg erscheinende sogenannte „Wochenblatt für das christliche Volk", dem unsere Autorität unbedingtes Lob zollt, wenn die Zahl richtig angegeben ist, sich einer Zahl von 40 000 Abonnenten erfreut.

Bedeutender als die Tagespresse der Hauptstadt ist die Nürnbergs, das man, aber nicht blos aus diesem Grunde, eine Zeitlang mit dem Prädicate der „geistigen Hauptstadt" Baierns geneckt hat. Die journalistische Productivität Nürnbergs muß in der That ergiebiger als die jeder andern Stadt Baierns genannt werden. Sie vertritt die verschiedensten Parteirichtungen, die nationalliberale, fortschrittliche, demokratisch-socialistische und endlich die eigenthümlichste von allen, eine besondere Species, die — objective. Der Nürnberger „Correspondent von und für Deutschland" ist es, den wir meinen. Dieses Blatt hat lange Zeit hindurch hohes Ansehen und große Verbreitung

Digitized by Google

genoſſen; dieſe Zeit iſt jedoch dahin; das eine iſt unverkennbar geſunken, die andere ſoll, wenn wir recht berichtet ſind, merklich herabgemindert ſein. Die Erklärung dieſer Thatſache brauchen wir nicht weit zu ſuchen; die Schrift, die den Ausgangspunkt vorſtehender Erörterungen gebildet hat, ſpricht ſich mit aller wünſchenswerthen Deutlichkeit darüber aus: „derſelbe (nämlich der „Correſpondent") iſt offenbar das verſtändigſte nicht katholiſche Blatt in Baiern und zeichnet ſich durch ſeine objective Haltung und zuverläſſigen Inhalt auf das Vortheilhafteſte aus. Ueberhaupt nimmt der „Correſpondent" in der periodiſchen Preſſe Deutſchlands einen der erſten Plätze ein. Er wird wegen ſeiner relativ großen Unparteilichkeit und Gerechtigkeit des Urtheils, ſowie wegen der Zuverläſſigkeit ſeiner Mittheilungen auch katholiſcher Seits viel geleſen." Fürwahr ein zweideutiges Lob, das mit dieſen Worten dem älteſten und ſo lange Zeit tonangebenden Blatte der proteſtantiſchen Provinzen Baierns ertheilt wird. Wer kann dieſen Worten gegenüber noch zweifelhaft ſein über die Gründe, welchen der „Correſpondent" den Verluſt eines Theiles ſeiner Beliebtheit zunächſt in Franken zu verdanken hat? Seine kühle und reſervirte Haltung gegenüber der neuen politiſchen Ordnung in Deutſchland iſt es, die ihm jenen Verluſt, wie jene Anerkennung eingetragen hat. Wäre er aufrichtig reichsfreundlich, würde er „katholiſcher Seits" gewiß nicht „viel geleſen" werden; darauf läuft ja in der Hauptſache die ſo gerühmte Objectivität am Ende doch nur hinaus. Es iſt nicht anders, das Centrum und der Fortſchritt gehören zu den willkürlichen oder unwillkürlichen Verbündeten des „Correſpondenten". Trotz alledem bleibt die Bedeutung des Blattes noch groß genug und wir möchten daſſelbe in keiner Weiſe unterſchätzt ſehen. Es iſt in ſeiner Art gewandt redigirt, erfreut ſich guter Verbindungen und hält ſeine Augen auf die verſchiedenſten Intereſſen gerichtet; auch ſein Feuilleton zeichnet ſich durch umſichtige Auswahl der freilich nicht immer originalen Mittheilungen aus.

Die Zahl der in den fränkiſchen Provinzen erſcheinenden liberalen, d. h. reichsfreundlichen und fortſchrittlichen Zeitungen iſt überhaupt ziemlich groß und durch journaliſtiſche Fruchtbarkeit thut es Franken den übrigen Provinzen Baierns offenbar zuvor. Das ſogenannte mittlere Franken geht voran, das untere und endlich das obere folgen nach. In Nürnberg ſelbſt iſt die nationalliberale Partei erſt in neuerer Zeit durch die „Nürnberger Preſſe" vertreten, die ſich ein breiteres Terrain erſt noch erkämpfen muß, und die Fortſchrittspartei durch den „Fränkiſchen Courier", ſchon älteren Urſprungs und in Wahrheit das Hauptorgan der baieriſchen Fortſchrittspartei. Auf die Stimmung und Haltung des flachen Landes freilich üben alle dieſe Blätter hier wie überall, ſoweit der klerikale Einfluß reicht — d. h. im Bereiche der ehemaligen Hochſtifter von Würzburg und Bamberg, geringen Einfluß aus.

Digitized by Google

Und eine noch schwierigere Stellung haben, um das gleich hier einzufügen, die wenigen liberalen Zeitungen der Oberpfalz und Niederbaierns, die in Amberg, Regensburg und Passau herauskommen. Ihre Anstrengungen bei meist beschränkten Mitteln, verdienen Anerkennung und Aufmunterung, aber ihr Wirkungskreis ist hier, den dunkelsten Gegenden des Königreiches, beschränkter als irgendwo sonst.

Eine eigene Stellung kommt der Tagespresse der baierischen Rheinpfalz zu. Sie greift fast gar nicht über die Grenzen der Provinz hinaus, die ja auch, vom Hauptlande räumlich getrennt wie sie ist, immer noch auf eigenem Fuße lebt. Die liberalen Blätter sind, wie unsere Schrift mit Bedauern berichtet, in der Oberhand und die pfälzischen Katholiken thun, nach eben dieser Quelle, im Punkte der Unterstützung der katholischen und conservativen Zeitungen ihre Pflicht durchaus nicht; ja, „während die Liberalen nur in ihren eigenen Zeitungen inseriren, schicken die katholischen Geschäftsleute meistens, ja oft selbst die Bürgermeister gut katholischer Orte ihre Anzeigen gleichfalls in die liberalen Zeitungen und nur nebenbei in diejenigen ihrer Richtung." Man sieht, die Welt ist eben überall verderbt und die Katholiken der Pfalz machen keine Ausnahme von dieser Regel! Uebrigens besteht die Ueberlegenheit der liberalen Presse in der Pfalz vornehmlich in der relativ großen Anzahl ihrer Blätter, die mit mathematischer Genauigkeit die entsprechende Gesinnung der Provinz repräsentirt. Ein nach den Verhältnissen bedeutendes Blatt befindet sich nicht darunter, vielleicht schon darum, weil es deren zu viele sind. Dagegen erfreut sich die „gute" Presse eines Organes, das wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, nämlich der „Pfälzer Zeitung". Unsere Schrift giebt ihre volle Zufriedenheit mit derselben zu erkennen. Sie wird in der That geschickt geleitet; das Merkwürdige an dem Blatte ist, daß es, aus sogenannten protestantisch-conservativen Kreisen hervorgegangen, im Laufe der Zeit die unbequem gewordene Hülle abgestreift und sich zu einem Organe des Centrums umgestaltet hat. Selbstverständlich hofft man von ihm noch Größeres, wie ja auch der Katholicismus in der Rheinpfalz im Zunehmen begriffen ist: dieses aus verschiedenen Gründen, die hier nicht erörtert werden können, deren einer und nicht letzter eben in der Schwäche der baierischen Staatsregierung, namentlich in der Zeit des Ministeriums Zwehl gesucht werden muß, wenigstens in so weit als jene Zunahme mit dem allzu lange geduldeten kühnen Zugreifen der katholischen Hierarchie zusammenhängt.

Die ultramontan-klerikale und die demokratische Presse aller Abstufungen hier im Einzelnen zu besprechen war nicht unsere Absicht. Daß die erstere sich gern und so zu sagen geschäftsmäßig mit dem Particularismus verbündet, ist bekannt genug. Manche dieser Blätter, welche von dieser Allianz leben, führen

Digitized by Google

auch eine leidlich anständige Sprache: daß aber in einem Volke, das auf nationale Gesinnung und auf Anstandsgefühl Anspruch macht, ein Blatt wie Sigl's „Vaterland" fort und fort möglich bleibt, ist eine Thatsache von unvergänglich beschämender Kraft, wie klein auch die Zahl seiner wahren Anhänger sein mag und wenn es auch in Wirklichkeit unendlich viel weniger vermag als der „Volksbote" s. Z. viel vermocht hat. Daß dieses einst so mächtige und gefürchtete Blatt zuletzt doch gefallen ist, war ein, wir wissen nicht ob erwartetes, gewiß aber schwerlich verdientes Glück für die von ihm mit seltener volksthümlicher Bosheit verfolgten Gegner, die Liberalen und die Minister, wenn sie halbwegs liberal waren. Sie hatten sich ihm nicht gewachsen gezeigt, auch wo es der Mühe werth war, mit ihm den Kampf aufzunehmen; die Krankheit, der er erlegen ist, war notorisch ganz anderer Art.

Die Zeitungen der demokratischen Partei sind nicht gerade zahlreich, doch begegnet man solchen hier und da und in oft wechselnden Gestalten. Die Hauptmacht der Volkspartei liegt übrigens in ihrer Organisation, worin sie sich wiederum mit der ultramontanen berührt. Ihre Blätter sind lauter gewöhnliche Waare, daher die vornehme, besitzende Demokratie, die nicht gerne vom „Theilen" reden hört, sich an die „Frankfurter Zeitung" hält, und dieses in einem Umfange, der von Bedenklichkeit wenig durch den Umstand verliert, daß der nichtpolitische Theil der Zeitung, die Handels- und Börsennachrichten, von den kaufmännischen und industriellen Kreisen besonders gern gelesen werden.

Im Begriffe, diese Betrachtungen zu schließen, können wir nicht umhin eines Blattes zu gedenken, das nicht mehr besteht, dessen Verschwinden aber eine empfindliche Lücke in der Presse Baierns zurückgelassen hat: wir meinen die „Wochenschrift der baierischen Fortschrittspartei", die s. Z. zuerst von Prater und nach seinem allzufrühen Tode von Professor Marquardsen redigirt worden ist. Dieses Blatt hat sich durch einen offenen und weiten Blick wie durch Consequenz ausgezeichnet und die verschiedensten Interessen des Landes in den Kreis seiner Erörterungen gezogen. Die Gründe seines Aufhörens liegen nahe genug, vermögen aber nicht, uns über den Verlust zu trösten; es scheint uns vielmehr ein dringendes Bedürfniß, daß diese Lücke in geeigneter und zeitgemäßer Weise ausgefüllt werde; denn was der baierischen Presse u. a. und vor Allem fehlt, ist eine Zeitschrift, welche die brennenden Fragen und öffentlichen Interessen des Landes in ruhigem, von der so leicht irre führenden Aufregung des Tages möglichst freiem Tone zur regelmäßigen Besprechung brächte. Nicht im Geiste und Dienste der eitlen particularistischen Gesinnung müßte eine solche Zeitschrift arbeiten, aber das wohl erwogene Recht und das Gute des eigenen Staates und Volkes zu schätzen und zu schützen wissen, allerdings in dem steten Bewußtsein, daß wir unzertrennlich einem

Digitized by Google

größeren Ganzen angehören, deſſen Heil auch das unſere iſt, nie vergeſſend, daß man immer und überall zu lernen hat und daß das ſicherſte Verderben aus dem bequemen Sichgehenlaſſen und aus dem Stillſtehen wuchernd keimt. Eine ſolche Zeitſchrift dürfte nicht die Gnade der Staatsgewalt ſuchen, aber mit ihr Hand in Hand gehen, ſo lange ihr Programm es geſtattet, und ihre widerſprechende Meinung überall zum Ausdrucke bringen, wo eben daſſelbe es verlangt. Ihre Aufgabe und ihr Ehrgeiz müßten ſein, die Sympathie aller aufrichtigen und denkenden, beſonnenen Vaterlandsfreunde für ſich zu gewinnen und hinwiederum dürfte ſie es nicht ſcheuen, die Gegnerſchaft all der Elemente zu verdienen, welche die zu Recht beſtehende Ordnung der Dinge in Deutſchland und alſo auch in Baiern offen oder verdeckt befehden und überhaupt das Selbſtbeſtimmungsrecht des Staates läugnen. Die geiſtigen Mittel zu einem ſolchen Unternehmen ſind in Baiern unzweifelhaft vorhanden und auch die materiellen werden, wenn uns nicht alles täuſcht, nicht ausbleiben, falls es muthig begonnen und gut geleitet würde.

Literatur.

Die Entwickelung des Nihilismus. Von Nicolai Karlowitſch. Berlin, B. Behr's Buchhandlung. 1880. — Der Czar hat unlängſt den General Loris Melikow zu den Ergebniſſen der jetzt ſechsmonatlichen Dictatur beglückwünſcht und geradezu ausgeſprochen, daß wieder Friede und Ruhe in der Staatsgeſellſchaft ſich eingebürgert haben, Rußland nunmehr wieder ruhig den Weg der friedlichen Entwickelung betreten könne. Wahr iſt, daß die Symptome des Uebels durch die Mittel des Dictators, von denen man allerdings Genaueres nicht erfahren hat, für jetzt zurückgedrängt ſind. Die Meinung freilich, daß das Uebel ſelbſt verſchwunden ſei, wäre eine merkwürdige Täuſchung. Die Unthaten der Niliſten waren von der Art, daß ſie nothwendig auf einen ſehr breiten und empfänglichen Boden hinwieſen, in welchem die verbrecheriſche Saat gedieh; ſie wieſen auf eine große Menge von Theilnehmern der Verſchwörung, auf die Unterſtützung durch beträchtliche Geldmittel und durch einflußreiche Geſellſchaftsklaſſen. Zur Erklärung der Thatſache, daß die Secte einen ſo beträchtlichen Theil der ruſſiſchen Geſellſchaft mit ihrem Gifte angeſteckt hat, finden ſich in der genannten Schrift, die jetzt in dritter vermehrter Auflage erſchienen iſt, mannichfache Beiträge. Insbeſondere zeigt der unterrichtete Verfaſſer einleuchtend den Zuſammenhang des Nihilismus mit dem in Rußland beſtehenden Schul- und Erziehungsſyſteme und mit den weitverbreiteten Ideen über Frauenemancipation. Er zeigt auch, daß der Nihilismus mit keinen denkbaren Zugeſtändniſſen ſich beſchwichtigen läßt, ja daß die Verſchärfung der nihiliſtiſchen Tendenzen regelmäßig dann eintrat, wenn die Regierung ſich aus freiem Antriebe durch irgend einen großen Act die Dankbarkeit des Volkes erworben hatte, und wenn er hieraus weiter ſchließt, daß mit der Gewährung von „Freiheiten" jetzt am allerwenigſten geholfen wäre, für die es an jeder Baſis fehlt, ſo befindet er ſich hierin in Uebereinſtimmung mit allen competenten Beurtheilern der heutigen Zuſtände im Czarenreiche. g.

Digitized by Google

Felix Dahn, Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. Erste und Zweite Reihe. Berlin, Otto Janke. 1879. 1880. — Felix Dahn gehört sicher nicht zu jenem orthodoxen Professorenthum, welches, wie er selbst es schildert, sich stolz in den Mantel seiner Unlesbarkeit hüllt. Davon geben neuerdings die „Bausteine" Zeugniß, unter welchem Titel er eine stattliche Reihe kleinerer wissenschaftlicher oder doch mit der Wissenschaft in Berührung stehender Schriften gesammelt hat, die bisher zum kleineren Theile ungedruckt, zum größeren in verschiedenen Publicationen zerstreut waren. Es sind vornehmlich Bausteine zur gelehrten Kunde der ältesten germanischen Vorzeit, wenn auch zeitlich einige in das eigentliche Mittelalter und bis auf Tagesfragen, der Behandlung nach einzelne in das Poetische und Feuilletonistische herübergreifen. Der Reichthum des Stoffes zeigt die seltene Vielseitigkeit des Autors, der mit Sprachforschung nicht unvertraut, Rechtsgeschichte und Staatswissenschaft, deutsche Mythologie und Sagenforschung, Urgeschichte und altgermanische, besonders gothische Geschichte vollständig beherrscht. Auf dem Gebiete der ältesten deutschen Geschichte ist seit mehr als zwanzig Jahren kaum eine hervorragende literarische Erscheinung zu verzeichnen, welche Dahn nicht besprochen hätte. Auch diese Recensionen sind hier gesammelt und zum größten Theile verdienten auch sie, die oft an die Kritik selbständige Untersuchungen anknüpfen, den Wiederabdruck. Eine größere Gruppe von Aufsätzen ist einer der Specialitäten des Verfassers, der ost- und westgothischen Geschichte gewidmet; hier begegnen wir auch den Lebensbildern der gothischen Könige, die Dahn für die Allgemeine deutsche Biographie bearbeitete. Den höchsten Werth beanspruchen wohl diese wie überhaupt alle Aufsätze über die Periode der Völkerwanderung, ferner die rechtsgeschichtlichen und die mythologischen Untersuchungen. Der Jurist, der Historiker, der Völkerpsycholog haben Antheil an diesen Studien, welche von umfassender Gelehrsamkeit und tief eindringendem Scharfblick künden. Als Probe dieses Scharfblicks, der ex ungue leonem, der aus unscheinbaren vereinzelten Quellennachrichten die verborgenen geschichtlichen Zusammenhänge aufdeckt, sei nur hervorgehoben, wie in dem gediegenen Aufsatze über Fehdegang und Rechtsgang der Germanen ein Geschlechterverband bei den Germanen vor dem Uebergange zu überwiegend seßhaftem Ackerbau aus dem Fehderecht gefolgert wird, welches uns im geschichtlichen Staate entgegentritt, dort aber nur Nachwirkung eines vorgeschichtlichen Geschlechterstaates sein kann. Sehr gelungen scheint uns hier auch der Nachweis über die Entstehung des Bußsystems. Ganz vortrefflich, von weitem universalhistorischem Blicke getragen, ist endlich — um aus der Fülle des Guten nur noch eine Einzelheit zu betonen — die Studie über „die Entstehung des Zusammenhanges des deutschen Reichs mit dem Papstthume, Rom und Italien", wo ausgeführt wird, daß das römisch-deutsche Kaiserthum nicht die willkürliche Beliebung einzelner herrschsüchtiger deutscher Könige, sondern eine großartige historische Nothwendigkeit war, daß die That Karls des Großen nur den Abschluß und letzten Schritt auf einem Wege bildete, den die Geschichte schon seit dreihundert Jahren betreten hatte.

Lord Lucifer. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter. 1880. — Die „Bekehrung" einer schwärmerischen Malerin durch die „falsche" Liebe zu einem Menschen, der sich als Gauner entpuppt, und die eines spleenigen Lords durch die „echte" zu eben jener Malerin, zwei Vorgänge, welche auf eine Vereinigung der bekehrten Personen hinauslaufen, werden in Hamerling's Lustspiel in ziemlich abstracter Weise vorgeführt. Denn es ist weder für den Weltschmerz des Lords eine genauere Begründung durch con-

crete Anläſſe gegeben noch die Täuſchung der Malerin durch den ſchönen Beppo zu rechter Wahrſcheinlichkeit erhoben. Während die für die Fabel benutzte Anekdote aus dem Leben Angelika Kaufmann's eine geſunde realiſtiſche Unterlage bot, läßt Hamerling ſeine Geſtalten, die ſich zufällig in einer „Sommerfriſche" in der Schweiz treffen, ſo zu ſagen in der Luft ſchweben und gefällt ſich andererſeits in einer krankhaft realiſtiſchen Ausdrucksweiſe für die vielen Speculationen über Liebe, Erdenglück u. dergl., in denen ſich namentlich der Lord zu ergehen liebt. Natürlich müſſen dieſe Speculationen, ſo viel Geiſt und Tiefe ſie offenbar verrathen ſollen, in ſolchem Rahmen oberflächlich bleiben und auch die von den Nebenperſonen an allen möglichen Thorheiten der Welt geübte Kritik vermag nicht anzuziehen, weil ſie ſich allzuſehr in Paradoxieen bewegt. Die Komik, welche durch dieſe Nebenfiguren ſelbſt repräſentirt werden ſoll, kommt nicht über die allergröbſten Striche hinaus; dieſelben zeigen weder irgendwelche individuelle Färbung noch ſind ſie in eine nähere Beziehung zu den drei Hauptperſonen gebracht. In ſeinem Vorworte ſpricht der Verfaſſer mit Recht die Befürchtung aus, daß „manches gewagte Detail Anſtoß geben" werde, denn in der That übt es in ſeinem unſchönen Realismus das Gegentheil einer dichteriſchen Wirkung, aber mehr als dies, mehr auch als der Stoff, von dem der Verfaſſer meint, daß er „Vielen antipathiſch" ſein werde, muß der ſkizzenhafte Charakter des ganzen Gebildes die Erwartung, welche man einer Dichtung Hamerling's entgegenbringt, enttäuſchen. E—e.

Eudämonismus und Egoismus. Eine Ehrenrettung des Wohlprincips. Von Edmund Pfleiderer. Leipzig, J. A. Barth. 1880. — Dieſe intereſſante Unterſuchung will den Eudämonismus oder, wie der Verfaſſer verdeutſcht, das Wohlprincip wieder zu Ehren bringen und ſetzt ſich demgemäß mit Kant, dem geſchworenen Gegner der „Glückſeligkeitslehre", dem jedes Schielen nach dem Erfolge als eine Verunreinigung der wahrhaften Sittlichkeit galt, polemiſch auseinander, indem er das Tadelloſe und das Tadelnswerthe unterſcheidet, das bisher in dem Begriffe des Eudämonismus zuſammengekoppelt lag. Er verſucht kurz geſagt den Eudämonismus vom Egoismus loszuſchälen; dem negativen Formalismus, in den Kant's ſo rühmliche Bekämpfung des Egoismus ſich verlor, ſtellt er das poſitive Princip der ſelbſtloſen Liebe entgegen. Damit findet er zugleich die Brücke für die entgegengeſetzten Pole der Kantiſchen und der Schleiermacher'ſchen Ethik und gewinnt den grundlegenden Begriff für eine lebenswahrere, praktiſche Geſtaltung der Ethik, im Gegenſatze zu der neuerdings öfters gehörten Forderung, daß die Reform der Ethik von der Naturwiſſenſchaft auszugehen habe.

L.

Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts nach den causeries du lundi von Sainte-Beuve. Chemnitz, Schweitzer. — Sainte-Beuve's „Nouvelle correspondance avec des notes de son dernier secrétaire" (Paris, Lévy. 1880) iſt in der franzöſiſchen Kritik mit auffälliger Härte beurtheilt worden: die warmen Sympathien, welche der treffliche Schriftſteller in ſeinen Briefen für Deutſchland bekundet, haben vielleicht ihren Antheil an dieſer kühlen Aufnahme. Unſeres Erachtens giebt ſich Sainte-Beuve kaum irgendwo ſonſt liebenswürdiger, als in den hier großentheils zum erſten Male mitgetheilten Jugendbriefen an ſeinen Schulfreund Barbe. Daß ein Berufskritiker hier Muſterepiſteln aller Art, ſowohl zur Abfertigung dreiſter Prätenſionen poetaſternder Blauſtrümpfe, als andererſeits zur Aufmunterung friſcher Talente und beſcheidener Anfänger finden kann, iſt ſelbſtverſtändlich: aber man begegnet außerdem auf Schritt und Tritt dem innerlich vornehmen Charakter, der allezeit hilfsbereit für andere ſich einſetzt

und jede Anfrage, selbst im größten Geschäftsdrange, willig beantwortet. Es wäre die Zeit gekommen, Sainte-Beuve als Privatmann nach seinen Briefen und autobiographischen Bekenntnissen zu charakterisiren; zwei Secretäre des ausgezeichneten Mannes, A. J. Pons (Sainte-Beuve et ses inconnues, Ollendorf 1879, ein Buch, das binnen Jahresfrist ein Dutzend Auflagen bei Skandalsüchtigen gefunden), und der pietätvolle Troubat (dessen souvenirs et indiscrétions bei Lévy soeben in zweiter Auflage erschienen sind), haben reiches Material für diesen Zweck herbeigeschafft. In seiner — bei Troubet mitgetheilten — Biographie erzählt Sainte-Beuve, wie auch anderwärts, mit nicht geringem Stolze, daß Goethe seine ersten Aufsätze im „Globe" bemerkt und Eckermann gegenüber erwähnt habe. Sainte-Beuve war auch ein tapferer Parteigänger unseres David Friedrich Strauß und sicherlich ein treuer, wohlmeinender Freund Deutschlands. Es war deshalb nur recht und billig, ausgewählte Studien dieses Meisters dem deutschen Publikum zugänglich zu machen; eben so vernünftig war es, mit einer Reihe von Charakteren des achtzehnten Jahrhunderts zu beginnen, Fontenelle, den Uebergangstypus zwischen siebzehntem und achtzehntem Jahrhundert an den Eingang, Beaumarchais, den Uebergangstypus zwischen achtzehntem und neunzehntem Jahrhundert an das Ende des Bandes zu stellen. So weit wäre also alles sehr gut und schön: aber . . . ! die Durchführung dieses Planes kann in einem ernsthaften Blatte kaum besprochen werden. Sainte-Beuve, dieser feinsinnige, bis zur Manirirtheit glatte, voll geheimer Ueberraschungen, Anspielungen, Antithesen, Epigrammen steckende Virtuose ist einer ruchlosen Hand zum Opfer gefallen, die in der Kinderschule die schlimmsten Censuren bekommen müßte. „Der große Corneille besaß mitten unter seinen großen Talenten nicht gerade sonderlich viel Geist, aber er war ausnehmend schöngeistig, sobald seine Gestalten nicht leidenschaftlich bewegt oder großartig gestimmt sind . . ." Gerechter Himmel! Wenn Sainte-Beuve nach dem Wunsche aller Frommen für all seine Sünden in der Hölle büßt, kann man ihn ja nicht ärger strafen, als indem man ihm solche Stilproben vorliest. Auf Seite 7 wird Fontenelle ein „gesuchter und zurück gebliebener Sprößling der Normandie" genannt; in dem Essay über Beaumarchais wird geradezu der Sinn in sein Gegentheil verkehrt; Sainte-Beuve berichtet treu nach der Vorrede der folle journée, daß der Prinz von Conti Beaumarchais zur Fortführung seines „Barbier" ermunterte; unser Uebersetzer schreibt: „Der Prinz von Conti war es, welcher nach dem „Barbier von Sevilla" dem Autor die Möglichkeit absprach, seinen „Figaro" so wieder aufzunehmen ꝛc." Ich halte es nicht mit der jüngsten Uebersetzerverfolgung: aber diese „That ist faul". Wahrhaftig, Sainte-Beuve ist aus gutem Stoffe geformt, wenn man seinen Geist und seine Anmuth sogar in dieser Maskerade nicht gänzlich verkennt. Aber interessirt uns Shakespeare's „Hamlet" nicht auch in einer Dorfschule? Und fallen uns Raphael's Madonnen nicht selbst in elenden Farbendrucken in die Augen? A. Bm.

Berichtigungen.

In dem Aufsatze „Aus Jean Paul's Lob der Dummheit" sind mehrere Druckfehler uncorrigirt geblieben. Die wichtigsten derselben sind: S. 589, Z. 8 v. o. st. betonten l. belohnten. S. 590, Z. 21 v. o. st. Erleichterung l. Erleuchtung. S. 593, Z. 5 v. o. st. unrichtigen l. unwichtigen. S. 594, Z. 17 v. o. st. Zucht l. Zunft. S. 595, Z. 8 v. o st. statt Starrheit l. Narrheit; Z. 16 v. o. st. Rechte l. Strahle; Z. 14 v. u. st. Riemen l. Stimme; Z. 10 v. u. st. Wassertöpfe l. Wasserlöpfe. S. 597, Z. 7 v. o. st. betont l. belohnt. S. 598, Z. 1 v. o. st. Tugend l. Jugend.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 21. October 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 44.

Inhalt:

	Seite
Protestantische Glossen zu dem heurigen October	657
Die griechische Frage. II. Von Ph. Zorn. (Schluß.)	666
Aus dem Kreise der Romantiker. Von W. Lang	678
Zur Schopenhauer-Literatur	683
Literatur:	
Aus der Petersburger Gesellschaft. Neue Folge	687

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Protestantische Glossen zu dem heurigen October.

Der October ist diesmal für kirchliche Verhandlungen inhaltreich gewesen. Auf katholischem Gebiete brachte er die sechste Generalversammlung zu Breslau, welche die Kundgebungen des Papstes, des ehemaligen Breslauer Oberhirten und die polnischen Sympathien des Cicero-Windthorst weckte. Auf evangelischem Gebiete war es Mehreres, was Beachtung verdient. Zunächst hat das Berliner Consistorium einen für eine Berliner Gemeinde gewählten nichtpreußischen Pfarrer, Dr. Hasenclever, zurückgewiesen. Nicht schroff in der Form, aber der Mann war ihm noch zu „unreif" für die schwierige Aufgabe. Ueber manches hatte er noch keine feste Ansicht, worüber das Consistorium eine hat. Nun ist es ja in manchen Fällen ein Zeichen von Bildung, wenn man sich sein Urtheil vorbehält. Aber die Behörde entdeckte auch Punkte von der größten Bedeutung, die dem Dr. Hasenclever noch nicht feste Ueberzeugung geworden waren, so z. B. die leibliche Auferstehung Jesu, wahrscheinlich auch noch andere, wie die leibliche Himmelfahrt desselben, die ja auch zu den elementaren Bestandtheilen des alten christlichen Volksglaubens gehört.

Es ist nun keine Frage, daß das Consistorium sein klares, formelles Recht ausgeübt hat; fraglich ist nur, ob das Recht zum Vortheile der protestantischen Kirche so gehandhabt wird und ob es nicht gerathen wäre, das Recht etwas bestimmter zu begrenzen. Es handelt sich um die schwierige Angelegenheit der Lehrfreiheit und um das Recht von Gemeinden innerhalb der Kirche, sich, natürlich unter den Geprüften, einen Prediger zu wählen, der ihnen gefällt, wenn er auch dem Consistorium nicht gefällt. Leicht ist es zu antworten, eine Gemeinde, die das vom Consistorium vertretene Glaubensbekenntniß nicht mehr theile, möge sich als ausgetretene besondere Secte organisiren. So kann man wohl auf katholischem Boden argumentiren, wo principiell keine Lehrfreiheit besteht; aber auf protestantischem geht es nicht, weil da ausdrücklich die heilige Schrift als höchste Autorität gilt und eine vorgeschriebene Auslegung der Schrift nicht existirt, nicht einmal eine bindende Form ihres Originaltextes oder einer Uebersetzung. Es hat sich natürlich

Digitized by Google

thatsächlich eine Lehrüberlieferung gebildet, deren letzte Fixirung dreihundert Jahre alt ist. Aber sie hat keine durchgreifende Rechtsgiltigkeit, läßt überdies wichtige Stücke unerörtert, während sie in anderen, wie selbst ihre Anhänger zugeben, in ein specifisch theologisches Begriffswesen, und zwar in ein ganz veraltetes, übergreifen. So etwas nun etwa gutzumachen und zu bessern, liegt außerhalb aller Möglichkeit, denn Papst und Concilien fehlen, und wenn in der preußischen Kirche sich ein Glaubenstribunal bilden sollte, so würde dadurch kein Sachse und Mecklenburger betroffen werden. Dadurch ist nun eine peinliche Lage herbeigeführt und das Amt der Consistorien mag, wenn hartnäckige Gemeinden sich einmal auf sogenannte ungläubige Prediger steifen, kein angenehmes sein. Man muß aber anerkennen, daß die Schwierigkeit in der Lage selbst liegt, nicht in den Personen, die zufällig gerade das Consistorium bilden. Es ist sonderbar und kaum genügend aus dem Zustande unserer Presse zu erklären, daß Manche nicht einsehen, warum das Consistorium nicht alles passiren läßt, daß sie nicht einsehen, es liege darin auch ein Schutz der Gemeinden vor beliebigen Strömungen. Denn bei unseren heutigen Freizügigkeitsgesetzen sind die Einzelnen genöthigt, bald hier, bald dort die Gemeindepredigt in Anspruch zu nehmen. Wenn sie nun hier einen altorthodoxen, dort einen Mann aus dem Protestantenvereine, oder einen religiösen Darwinisten nach der Art von D. Fr. Strauß fänden, so würde das vielleicht einen sehr anregenden skeptischen Einfluß üben, aber schwerlich wird Jemand in der kirchlichen Gemeinschaft eine Gelegenheit zu interessanten rhetorischen Vorträgen widerspruchsvollen Inhaltes sehen wollen. Man will doch Erbauung, Kräftigung einer christlichen Lebensrichtung auf Grund gemeinsamer, unbezweifelter biblischer Grundlagen. In das Gewirr der Parteien gezogen zu werden ist jedenfalls nicht geeignet für das nothwendige innere Aufwachsen zu einer festen Ansicht, und wie viele Menschen sind denn über dieses Stadium hinaus? Also ist es offenbar auch eine Wohlthat und ein Schutz gerade für die innerlich Abhängigen, wenn die kirchliche Behörde es als ihr Recht bezeichnet, zu große Abweichungen von der gewöhnlichen Lehrart auf der Kanzel nicht zu dulden. Es fragt sich nur, welches die Grenze der Lehrfreiheit sei und wer sie festzustellen habe. Darüber herrscht der Streit.

Die schwierige Angelegenheit hat schon manche protestantische Versammlungen beschäftigt, und so auch im October eine ansehnliche Versammlung von Freunden der positiven Union. Der Präsident des Berliner Consistoriums, der Jurist Hegel, Sohn des berühmten Hegel, war selbst zugegen, gewiß darauf bedacht, von der Versammlung etwas zur Sache zu lernen. Die in der Versammlung herrschende Richtung wird auch zuweilen die der Hofpredigerpartei genannt, womit nichts gesagt ist, denn der Hof mengt sich nicht in die Theologie, sondern hält sich über den Parteien, immer das allge-

Digitized by

mein Biblische betonend, soweit er die Wohlfahrt des Volkes davon abhängig sieht. In der That traten in der Versammlung drei Schwiegersöhne des verstorbenen Theologen Julius Müller (Halle) dominirend hervor, was nicht ohne Interesse ist. J. Müller gehörte auch zur positiven Union zu seiner Zeit, damals kämpfte diese Richtung gegen die Schleiermacher'sche Linke, aber auch gegen die Rechte, die in Stahl, Vilmar, Kliefoth ihre Männer hatte und die Union zerstören wollte, auch schon ziemlich weit damit gekommen war. Heute ist dieser Kampf fortgefallen, man kämpft nur für das Positive; die Union läßt sich doch nicht mehr angreifen, wenigstens nicht mit Erfolg, so lange die preußische Familientradition festgehalten wird. Das Wort „positiv" ist aber immer noch ein gutes Schlagwort, und so hat denn die Partei auch viel Glück gehabt und die Rechte in kirchlicher Beziehung zum Siege geführt, offenbar auch in Folge der guten Verbindungen und der Tüchtigkeit ihrer Führer, zu denen allerdings Kögel und Stöcker zu zählen sind.

In Bezug auf unsere Frage faßte die Versammlung nun eine Resolution, die für Herrn Hegel sehr wohlthuend, aber nicht eben so lehrreich sein mußte. Man „spricht zu dem Kirchenregimente die Hoffnung und das Vertrauen aus, daß es mit allen Mitteln der Liebe und des Ernstes dem Eindringen der modernen Theologie in der Kirche auf Kanzel und Katheder kräftig wehren möge". Wenn einer nur wüßte, wo die moderne Theologie anfängt. Herr Hegel wollte gewiß genau erfahren, welche Heilsthatsachen und welche Heilswahrheiten so wichtig sind, daß man einen, der sie nicht annimmt, abweisen darf und muß, und nun sagt man ihm so eine allgemeine Phrase „moderne Theologie". Giebt es schon eine anerkannte Darstellung der modernen Theologie? oder der nicht-modernen? Für die nicht-moderne liefern die Theologen des siebzehnten Jahrhunderts, Calovius und die Anderen, treffliche Muster. Man hätte also Herrn Hegel z. B. sagen müssen, ob das Paradies, der Sündenfall, der Thurm von Babel, die Himmelfahrt des Elias, wirkliche Ereignisse und Heilsthatsachen seien, so daß sie zu leugnen der modernen Theologie schuldig mache; ferner ob die Annahme von der Abfassung des Pentateuchs nach Saul, die Leugnung der Echtheit des Prediger Salomo, des Buches Daniel, die Annahme, daß ein Psalm, trotz seiner Ueberschrift „Ein Psalm David's", doch ein paar hundert Jahre später abgefaßt sei, ob solche Annahmen uns nicht in den Abgrund der modernen Theologie stürzen. Solche concrete Notizen, die lehrreich gewesen wären, gab die Versammlung nicht. Sie fühlte wohl, einmal, daß es nicht ihre Stärke sei und nicht ihr Beruf; aber auch, daß es bedenklich sei, denn es ist bekannt, daß die nicht-moderne Theologie des siebzehnten Jahrhunderts, die ungebrochene, ungeheuchelte, naive Gläubigkeit jener Zeit nirgend mehr bei studirten Theologen gefunden wird. Und wenn man bei neu anzustellenden Pfarrern und Professoren

Digitized by Google

Ketzereien nicht wollte, so mußte eine gründliche, fruchtbare Reinigung auch die vorhandenen Professoren wegwischen, denn die vergiften ja die Gemüther der jungen Studirenden durch ihre modernen Grundsätze, wie nicht zu leugnen, dadurch, daß sie behaupten, die wissenschaftlichen Grundsätze, die auf den weltlichen Gebieten herrschen, müßten auch überall herrschen, in der Vergangenheit auch. Aber so weit wollen diese Herren nicht gehen. Sie wollen die Studirenden nur nicht auf moderne Professoren beschränken oder sie gezwungen wissen, bei solchen Seelenverderbern zu hören. Und dagegen läßt sich nichts sagen. Aber es läßt sich ja auch wirklich machen. Gesetzt, ein Cultusminister wollte keine sogenannten gläubigen Professoren anstellen — in der Regel stellt er nur „gläubige" an — so kann ja die Kirche leicht aus den Steuern, die sie jetzt erheben darf, wo es noth thut, einen guten Professor neben den Ungläubigen anstellen und besolden. Die anderen Facultäten würden sich den Mann ansehen und wenn er noch den genügenden Respect vor der Wissenschaft zeigte, wie ja von einem Protestanten zu erwarten steht, würden sie ihn wohl als ihres Gleichen ansehen müssen. Daß das geschehe, darauf legte auch in der Versammlung ein Consistorialrath, der selbst Professor ist, mit Recht großen Werth. Denn wer auch für seine Person die Wissenschaft gering schätzt, ist doch nicht gewillt, aus dem Bereiche der Wissenschaft mit seinen Bestrebungen herausgewiesen zu werden. So klang es auch aus der zehnten These des Antragstellers Professor Köhler heraus, gemäß welcher die Kirche ehren soll „die von Gott gefügte und vielfach zum Segen gesetzte Gestaltung, auf Grund deren die theologischen Lehranstalten Glieder der allgemeinen Lehranstalten und darum als solche der kirchlichen Leitung und Disciplin entnommen sind." Dieser Jargon ist nicht ganz leicht zu verstehen, aber man will dem Uebel, daß der Staat die Facultäten beherrscht, doch nicht radikal begegnen, man will den kirchlichen Einfluß auf die Personalien durch eine Nebenthüre, nach dem Wunsche der Generalsynode, einziehen lassen. Jedenfalls will man sich also nicht auf amerikanische Predigerseminare für „gläubige" Handwerker beschränken lassen. Man sieht, wie die Wissenschaft in deutsch-evangelischen Kreisen noch geachtet wird. Und wenn es schon zum gewöhnlichen Humbug der ultramontanen Presse gehört, zu sagen, daß die Unfehlbarkeitskirche mit der Wissenschaft und der Philosophie — natürlich nicht mit der ungläubigen — Hand in Hand gehe, so ist es noch naturgemäßer, daß die evangelischen Kreise mit der Wissenschaft in Harmonie zu sein wünschen. Auch das ist beiden Bekenntnissen gemeinsam, daß sie die Laien nicht gern in heutiger Zeit geniren. Herr Stöcker sagt: „Wir wollen keine Ketzergerichte, wir denken gar nicht daran, die Laien, welche nicht auf dem Boden der Kirche stehen, aus der Kirche zu drängen, oder Pastoren, weil sie noch nicht zur Erkenntniß durchgedrungen, zu verfolgen." Gewiß, es geht auch

Digitized by Google

nicht und es würde nur Skandal erregen. Das Allgemeine preußische Landrecht verbietet, ein Mitglied einer Kirche, auch einen Geistlichen, wegen abweichender Glaubensansichten, falls er sie nicht amtlich äußert und dadurch Anstoß giebt, zu bestrafen, zu beunruhigen oder auszuschließen, woraus von selbst folgt, daß auch kein Mitglied bestraft oder ausgeschlossen werden darf, weil es sich weigert, über seine Glaubensansichten Auskunft zu geben (Thudichum, deutsches Kirchenrecht I, 32). So geht es also nicht, schon in der Kirche Befindliche ihrer Ansichten wegen zu beseitigen. Die Gläubigen sind darum in praxi auf die anzustellenden Geistlichen beschränkt. Ganz klar ist es aber Herrn Stöcker nicht, wie ihm die Arme durch das Gesetz gelähmt sind. Er sagt: „Wenn Pastoren im Protestantenvereine sagen: wir können nicht zu Christo beten, wir können überhaupt nicht beten, dann lassen wir diese Leute sich selbst mit ihrem Mangel an jeder (?) Religion Schiffbruch leiden, überlassen der Wissenschaft (!) das Abthun dieser Theorie." Also man sieht, er weiß, daß die Wissenschaft zu etwas gut sein kann, natürlich die „gläubige" Wissenschaft. Dann fährt er fort in seiner frischen Weise: „Wenn Pastoren hintreten, die die biblische Welt bestreiten, das Glaubensbekenntniß abschaffen wollen, wenn Synoden behaupten, die christliche Kirche habe gar keine Wahrheit, dann ist es nöthig, mit solchen Leuten kurzen Proceß zu machen, kürzeren als wie hier in St. Jacobi (der bekannten Berliner Kirchengemeinde, die vergeblich nach einem liberalen Prediger sucht). Ich will die größte Nachsicht, aber wenn nichts anderes da ist, als die „positive Leugnung" — eine schöne Verbindung — dann kann die Kirche nicht schweigen." Damit hat er Recht, nämlich wenn ein anstoßgebender Angriff auf die Lehrordnung von Geistlichen amtlich gemacht wird. Er fährt fort: „Wenn die Kirche nicht glaubt, wie soll das Volk da glauben." Ob hier „Kirche" und „glauben" in einem biblischen Sinne gebraucht ist, wäre interessant zu untersuchen. Beide Ausdrücke scheinen in katholischem Sinne verstanden zu sein. Stöcker sagt weiter: „Alle wollen wir Lehrfreiheit, wir sind nicht dafür, daß ein Docent, der zu negativer Meinung gekommen ist, abgesetzt werde. Um so größer muß freilich die Sorgfalt bei der Anstellung sein." Es ist bei aller dieser Toleranz doch gut, daß Herr Stöcker und seine Partei augenblicklich noch keinen directen Einfluß auf die theologischen Docenten hat. Er hält einen Theologen ohne Glauben für ein Unding, wie einen Philologen, der das Denken für schädlich erachtet. Darin werden wir ihm wohl beistimmen, vorausgesetzt, daß wir uns über das „glauben" verständigen. Aber vielleicht steht er uns nicht ganz zur Seite, wenn wir auch einen Philologen oder Philosophen ohne Glauben und einen Theologen, der das Denken für schädlich oder bedenklich hält, für ein Unding erklären.

Und darauf wird sich wohl die Frage concentriren. Haben wir die

Digitized by Google

Meinung, wie sie leider noch Luther hatte, daß es zwei Wahrheiten giebt und daß etwas auf profanem Gebiete falsch ist und doch wahr auf religiösem Gebiete, so ist die Sache einfach, so ist die profane Wissenschaft ohne Interesse für die Kirche und umgekehrt. Das Gewissen verschwindet. Haben wir die Ueberzeugung, daß die profanen Wahrheiten und Weltgesetze dieselben bleiben, wie auch unsere religiösen Ansichten sein mögen, und daß jene Gesetze giltig bleiben, so werden wir unsere Glaubensansichten so bilden müssen, daß sie mit jenen natürlichen, psychischen und historischen Wahrheiten nicht in Widerspruch stehen. Wenn die christliche Erfahrung des Einzelnen und der Kirche also eine höhere unsichtbare Wirklichkeit anzunehmen drängt, so wird uns nichts hindern, dieselbe nicht blos zu glauben, sondern auch für werthvoller als alles Andere zu erklären; aber nun gehen wir auseinander. Die Einen sehen in dem Werden dieser christlichen Ideenwelt, die thatsächlich vorliegt, ein Handeln von oben, ein Eingreifen Gottes in die Welt und in die Geschichte, eine Reihe von wunderbaren „Heilsthatsachen". Sie thun das, weil alles so dargestellt wird in einer Reihe heiliger Bücher, die, weil sie von jeher durch göttliches Walten für so werthvoll gehalten wurden wie keine andere Bibliothek, nach derselben Methode auch anders entstanden sein sollen als jedes andere Buch, nämlich durch göttliche, also unfehlbare Inspiration. Um dieses groben Trugschlusses willen folgen sie dem Glauben einer Zeit, die sich der darin liegenden Schwierigkeit nicht bewußt sein konnte. Und sie verhöhnen die festesten Einsichten der Profanen, indem sie lehren, daß eine Continuität der Natur und des Geistes nichts sei, daß Eisen schwimme, Menschen leiblich gen Himmel fahren, Todte auferweckt werden, ein Wort Felsen versetze, Menschen im Nu magisch fremde Sprachen sprechen, kurz, daß es eine aparte biblische Geschichte mit aparten Ereignissen gebe, gänzlich verschieden von der bekannten.

Dabei nehmen sie noch zuweilen den Schein an, als thäten sie das aus wissenschaftlichen Gründen, um der Begreiflichkeit des Thatsächlichen willen. Was das heißt, werden wir gleich nachholen.

Die andere Ansicht interessirt sich nur für das Thatsächliche in der Menschheit, das die christliche Religion bietet, wie die anderen Religionen und geschichtlichen Thatsachen, nicht für angebliche Einwirkungen vom Himmel her. Sie verfolgt also das Werden der christlichen Ueberzeugungen in ihrer vorchristlichen und christlichen Periode in allen Einzelheiten, wie sie uns die Literatur bietet. Nichts Thatsächliches soll dabei verloren gehen, aber man bleibt in dem menschlichen Geistesleben stehen und behandelt es genau nach den uns geläufigen Gesichtspunkten, versteht die jüdische und christliche Literatur und Poesie, wie andere, nämlich nicht nivellirend und Alles erklären wollend, aber doch nach denselben Methoden. Wenn wir sehr bald dabei die

Digitized by Google

einzige Stellung Jesu in dem uns bekannten Theile der Geistesentwickelung bemerken, so zwingt dazu unser eigener Einblick in die Thatsachen. Aber unser wissenschaftliches Verhalten zu dieser Centralthatsache ist nicht abhängig von früheren Theorien, die schon mit Paulus beginnen und nie aufhören, so daß sie fünfbändige Christologien anfüllen; sondern wir müssen uns dabei von unseren Anschauungen bestimmen lassen, die ganz nothwendig andere sind, als die in der dreihundert Jahre alten Concordienformel, auch ganz andere, als im neuen Testament, wie sich denn alle Theorien seit jener Zeit geändert haben, astronomische, physiologische und alle anderen.

Und nun holen wir jene angebliche wissenschaftliche Nützlichkeit der Wundertheorie nach. Man wirft jetzt noch zur Osterzeit den Ungläubigen vor, wie unwissenschaftlich es sei, das wunderbare Gedeihen des Christenthums, das doch auf dem Glauben an den (leiblich) Auferstandenen beruhe, zuzugeben, weil es ja am Tage liege, und doch dabei diese leibliche Auferstehung dahin gestellt sein zu lassen. Ob es denn nicht sofort erklärend wirke, wenn man die Thatsache als solche setze, und dann das Andere daraus folgere. So kindlich sprechen noch heute studirte Leute. Sie überlegen schon nicht, was daraus für den Buddhaismus folgt, dem noch weit mehr Menschen angehören, als dem christlichen Glauben. (500 gegen 400 Millionen.) Da Buddha nach festem Glauben ein Jungfrau-Sohn ist, so wird man nach derselben Pseudotheorie zur Erklärung der ungeheuern Verbreitung dieses Glaubens annehmen müssen, daß dieser Glaube auf Wahrheit beruhe. Aber es ist auch so ein seltsames Beginnen, etwas erklären zu wollen durch etwas, was selbst absolut unerklärlich ist. Auch wird diese Art von Erklärung sonst nicht mehr geschätzt. Die Geschichte der Römer machen wir uns jetzt nicht erklärlicher durch gläubige Hingabe an Livius, die Ilias gewinnt nichts durch die Annahme der Realität jener Heroenwelt, und wenn sie dadurch gewänne, so ist diese Auskunft uns unmöglich gemacht, weil wir in der Wirklichkeit nicht mehr Platz haben für unwirkliche, wenn auch herrliche Phantasien.

Das Alles bezieht sich auf die Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart. Es ist auch nicht Wunderscheu, die wir vielmehr gar nicht haben. Sondern, um an Lessing anzuknüpfen, die erzählten Wunder gehören zur Literatur; wenn wir aber heute ein Wunder, und wenn es auch nur eins von der Sorte Lourdes und Marpingen, erlebten, so würden wir verpflichtet sein, es als Thatsache stehen zu lassen und unsere Theorie so einzurichten, daß die Thatsache damit bestehen kann. Aber die evangelischen Theologen kennen solche äußere Thatsachen aus eigener Erfahrung nicht. Sie glauben nur eine Reihe von vergangenen Wundern, die in dem Buche stehen, und machen auch da subjective Unterschiede, weil sie hier und da auf recht kümmerliche Wunder stoßen, die mit der Heilsentwickelung im Judenvolke keinen rechten Zusammen-

Digitized by Google

hang zu haben scheinen. Da kommt denn Poesie, Allegorie, natürliche Erklärung und anderes zuweilen zu Hilfe, um allzu Unnatürliches abzuthun, wie es schon Hengstenberg bei Josua, Bileam ꝛc. mit Recht machte. Aber Consequenz liegt nicht darin.

Und damit kehren wir zu unserm Thema zurück. Consequent ist nur das römische System, nach welchem es keine kirchliche Lehrfreiheit giebt. Da ist alles, worüber die Kirche geurtheilt hat, abgemacht; ist etwas noch nicht definirt, so muß man der „frommen Meinung" folgen, und auch in weltlichen Dingen muß die Kirche maßgebend sein. Verbindet man mit diesem Princip die passende Vorbildung der Geistlichen, die früh anfangen müssen, das Opfer des Verstandes zu bringen, ferner eine gewisse Toleranz gegen die Gebildeten durch das Institut der fides implicita, und sorgt man für die Seligkeit Aller, die sich dem christlichen Institut anschließen, so kann ein solches System auf Jahrhunderte sich vertrauensvoll einrichten. Wenn aber die evangelische Kirche mit Luther sagt: „dazu kann ich nicht leiden Regel und Maß, die heilige Schrift auszulegen" ꝛc., wenn sie den Einzelnen persönlich mit Gott in Verbindung setzt, wenn sie in der Seele jedes Einzelnen die Einheit aller Ueberzeugungen stiften und die „doppelte Buchführung" verhindern will, kurz wenn sie nur Gemeinschaft, irdischer Verein zur Erziehung für das Himmlische sein will, so ist sie immer im Nachtheile gegen die römische Kirche in äußerer Beziehung; sie kann nicht concurriren und fordert von jedem viel mehr an Kraftanstrengung sittlicher und intellectueller Art. Daher sind die protestantischen Völker freilich weiter gekommen, als die römischen, aber die beiden Kirchen verhalten sich umgekehrt, und es ist ein Irrthum, wenn Herr Stöcker meint, die evangelische Kirche würde, wenn sie vom Staate so gestellt würde, wie die katholische steht, etwas ganz Anderes werden, sie werde zum Wohle des Staates eine Art Concurrenzanstalt neben der römischen werden. Das Experiment wird vielleicht nächstens gemacht werden, indem die Ansicht an wichtiger Stelle gehegt werden soll, die christlichen Kirchen müßten in amerikanischer Weise als Privatvereine eingerichtet werden. Dann wird man sehen, ob jene Meinung des Herrn Stöcker sich verwirklicht, oder ob es auch bei uns geht wie in Amerika, daß die katholische Kirche Alles sich unterwirft, die Staats- und Communalgelder mit inbegriffen.

Wir sind für solche Experimente nicht im Geringsten eingenommen. Was wir wünschen, ist die Erhaltung der großen evangelischen Landeskirchen. Damit diese möglich sei, muß die Lehrordnung, die jede Kirche nöthig hat, möglichst liberal sein. Die Union zeigt den Weg, wie man dabei verfahren soll, indem sie gewisse Lehren als vorwiegend wichtig, weil gemeinsam erklärt. Die Geistlichen müssen nicht weniger, sondern mehr Bildung haben, womit etwas Anderes, als angelernte Gelehrsamkeit gemeint ist, die sich ein ganz

Digitized by Google

beschränkter Caplan auch aneignen kann. Man wird von Amtswegen den Geistlichen mehr Vertrauen schenken müssen und nicht sowohl gebieten, als ihnen ans Herz legen, daß sie auf der Kanzel nichts sagen sollen, als was positiv stärkend, fördernd auf die Gemeinde wirkt. Polemik gegen Unglauben ist so wenig nützlich als gegen den Glauben und Aberglauben, es ist beides auch unsittlich, denn es ist Phrase und verhindert, daß das Richtige gesagt wird, was zur Erbauung dient. Es ist ein Irrthum, zu meinen, das hieße Alles auf Moral reduciren; nein, das Moralische in allen Ehren, aber es kann die Glaubensüberzeugung nicht ersetzen und in dieser liegt so viel Erquickendes, Ergreifendes, daß man gar nicht nöthig hat, auf $^9/_{10}$ der überlieferten angeblichen Glaubenswahrheiten einzugehen. Das eine Zehntel ist nicht nur genügend, sondern besser, als das Ganze. Denn das, was man assimiliren kann, das allein wird Bestandtheil unseres Lebens, nicht das Andere. Auch darin könnte die evangelische Predigt manches von der katholischen lernen.

Die Erfahrung wird also darüber entscheiden müssen, ob die evangelischen Kirchen, denen es jetzt an Freiheit vom Staate nicht sonderlich mehr fehlt, sich so einrichten können, daß die gebildeten Klassen an ihr etwas haben, was sie anzieht, was sie in ihren tiefsten Bedürfnissen, die weder durch weltliche Bildung, noch durch materiellen und ästhetischen Genuß befriedigt werden können, ergreift und beglückt. Und ob sie das so kann, daß zugleich Alle, auch die Geringen und Armen etwas dabei haben? Denn nichts Oederes und Unchristlicheres gäbe es, als eine aparte Religion für die beiden Klassen haben zu wollen, zugleich wäre es eine Zerstörung des nationalen Lebens, eine unheilvolle Erweiterung der Kluft, die uns schon jetzt so sehr trennt. Es könnte im Gegentheil wohl so sein, daß wenn die Kirche eine neue ethische große Idee pflegte und praktisch verwirklichte, wie Lange seiner Zeit andeutete, die die Volksseele empor hebe, dies entscheidend wäre für Gesellschaft und Kirche. Bis jetzt zeigt sich noch nichts der Art, aber es ist doch hierin der Grund zu finden, weshalb wir den socialen Bestrebungen der Herren Stöcker und Todt mit Theilnahme folgen, trotz unseres Unglaubens. Sie haben wenigstens schon die harte Schale des Manchesterthums etwas erweicht. Und wenn Fürst Bismarck tüchtig unterstützt wird, wäre es nicht ganz unwahrscheinlich, daß der October des nächsten Jahres auch in kirchlicher Beziehung gute Fortschritte zeigte gegen den diesmaligen.

Digitized by Google

Die griechiſche Frage.

II.

Außer mit ihrer Hauptaufgabe beſchäftigte ſich die Berliner Conferenz noch mit einer nicht unerheblichen Anzahl ſecundärer Fragen, welche theilweiſe von hoher völkerrechtlicher Bedeutung ſind. Auf Anregung verſchiedener Mächte wurden acht Reſolutionen gefaßt, deren Inhalt ſich theilweiſe ſehr nahe berührt. Was den Rechtscharakter dieſer Reſolutionen angeht, ſo ſoll es ſich bei denſelben nach Anſicht der Conferenz nicht um „propositions formelles“, ſondern einmal darum handeln, das Augenmerk der Großmächte auf die betreffenden Punkte zu richten, ſodann in Konſtantinopel und Athen Wünſche („une simple recommandation“) auszudrücken; in dieſem Sinne wurden die Reſolutionen auch den Protocollen einverleibt. Der Conferenz gingen weiter ſiebzehn Petitionen zu, darunter fünfzehn aus Albanien und zwar zwölf gegen jede Annexion albaneſiſchen Gebietes an Griechenland und drei aus Janina für die Annexion an Griechenland.

Die gefaßten Reſolutionen beziehen ſich: 1) Auf die Unterdrückung des Räuberunweſens im Olymposgebirge; auf ruſſiſchen Antrag ſollen die Türkei und Griechenland von den Mächten zu energiſchem Einſchreiten aufgefordert werden. 2) Auf die Durchfahrt von Kriegsſchiffen durch die Meerenge von Corfu. Ein engliſch-franzöſiſcher Antrag wurde angenommen, nach welchem den Mächten empfohlen werden ſoll, ſich über Maßregeln zu einigen, um die freie Durchfahrt von Kriegsſchiffen und Kauffahrern durch den Canal von Corfu zu ſichern. Der Canal von Corfu iſt die regelmäßige Route der aus Häfen des adriatiſchen Meeres gen Süden fahrenden Schiffe. Der Canal von Corfu war bis jetzt auf Grund früherer Verträge für die Schifffahrt vollkommen frei; weder Griechenland noch die Türkei durften denſelben nach den völkerrechtlichen Grundſätzen über Küſtenmeere (irrig ſprach der franzöſiſche Botſchafter von „mare clausum“, welcher völkerrechtliche Begriff hier ganz und gar nicht zutrifft) behandeln, d. i. Souveränetätsrechte über denſelben ausüben. Nach Maßgabe der neuen griechiſchen Grenze fällt jedoch der Canal wohl unter den völkerrechtlichen Begriff eines griechiſchen Küſtenmeeres, da die Inſel Corfu ſowohl als der größere Theil der entſprechenden Küſte zu Griechenland gehört; demgemäß wäre letzteres auch berechtigt, den Canal nach Gutdünken zu ſperren: dieſe Befugniß Griechenland zu nehmen und die unbedingte Freiheit der Schifffahrt im Canale zu erhalten, bezweckte der engliſch-franzöſiſche Antrag, bezw. die von der Conferenz angenommene Reſolution. Einwendungen gegen dieſelbe erhob nur der ruſſiſche Botſchafter unter Hinweis auf die vielen Meerengen in den orientaliſchen Meeren; die Befürchtung

Digitized by Google

des Botschafters, der englisch-französische Antrag ziele auf vollständige Neutralisation der epirotischen Küste, wurde von anderer Seite zurückgewiesen; immerhin blieb der russische Botschafter dabei, den Antrag für überflüssig zu erklären, jedenfalls sei Einzelverhandlung mit dem betreffenden Staate in diesem Falle zweckmäßiger als ein europäisches Arrangement. Aehnlich wie im Canal von Corfu lagen die Rechtsverhältnisse der Schifffahrt bis jetzt im Golf von Arta: derselbe fällt unter den völkerrechtlichen Begriff des mare clausum und bildete bis jetzt die Grenze zwischen Griechenland und der Türkei; künftig soll derselbe ausschließlich zu ersterem Staate gehören. Der französische Bevollmächtigte constatirte unter Zustimmung aller übrigen Vertreter: daß in Folge dessen alle Bestimmungen früherer Verträge, welche die Schifffahrt daselbst beschränkten, dahingefallen seien. Im gleichen Sinne hatte bereits in der dritten Sitzung sich der russische Bevollmächtigte ausgesprochen unter Hinweis auf die fortwährenden Streitigkeiten zwischen der griechischen und der türkischen Regierung sowie unter den Großmächten selbst über die Schifffahrt im Golf von Arta. Ob der Ausspruch der Conferenz, der übrigens nicht als Resolution gefaßt wurde, auch die Anwendung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über geschlossene Meere auf den Golf von Arta ausschließen will, läßt sich aus den Protocollen nicht entnehmen. 3) Eine weitere Resolution, angeregt von Italien und besonders unterstützt von Frankreich, bezieht sich auf die Religionsfreiheit: der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte, die Zulassung zu öffentlichen Aemtern, Functionen und Ehren, die Ausübung der verschiedenen Gewerbe und Industrien soll nirgends in den neu zu Griechenland geschlagenen Gebieten vom Glaubensbekenntnisse abhängig gemacht werden; allen Einwohnern, Staatsangehörigen wie Fremden, wird volle Cultusfreiheit zugesichert, speciell auch den Muselmanen, und der Organisation der verschiedenen Religionsgemeinschaften sowie der Verbindung derselben mit ihren geistlichen Oberen darf kein Hinderniß bereitet werden. Die Resolution stimmt wörtlich mit den analogen Bestimmungen des Berliner Vertrages für Serbien, Montenegro, Rumänien, Bulgarien und Ostrumelien überein. Der italienische Vertreter erinnerte daran, daß schon im Londoner Vertrage vom 14. November 1863 von den Großmächten den ionischen Inseln bei ihrer Annexion an Griechenland die bürgerliche, politische und religiöse Freiheit garantirt und diese Garantie auch von Griechenland anerkannt worden sei. Griechenland habe diese Grundsätze auch in seiner Verfassung sanctionirt und man könne deshalb eine besondere Betonung derselben für überflüssig halten; aber das feierliche Votum der Großmächte sei doch für die dem griechischen Staate anzufügenden Bevölkerungstheile von hoher Bedeutung. Zu der Resolution bemerkte jedoch der russische Botschafter: die griechische Verfassung bezeichne die griechisch-orthodoxe Religion als die herrschende; nur mit diesem

Digitized by Google

Vorbehalte könne er der Resolution beistimmen; obwohl der italienische Vertreter meinte, Resolution und Verfassung, die sich diametral widersprechen, stünden im besten Einklange, bestand der russische Vertreter doch auf der Aufnahme seines Vorbehaltes zu Protocoll. 4) Die vierte Resolution bestimmt, daß Griechenland einen den neu abgetretenen Gebieten entsprechenden Theil der türkischen Staatsschuld zu übernehmen habe; alsbald nach Uebergabe des Gebietes solle die Regelung dieser Frage erfolgen. Die Resolution entspricht den analogen Bestimmungen des Berliner Vertrages. 5) Mehrere andere Resolutionen beziehen sich auf den Rechtsschutz der unter griechische Staatshoheit kommenden Muselmanen, deren Verhältnisse wohl zu ordnen besonders der englische Botschafter sich angelegen sein ließ. Zunächst gilt die Garantie der Religions- und Cultusfreiheit sowie der Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte vom Religionsbekenntnisse auch in voller Kraft für die Muselmanen. Ferner werden auf Antrag Englands den künftigen griechischen Unterthanen, Muselmanen und anderen, ihre erworbenen Rechte und Sicherheit des Eigenthumes garantirt. Auf Antrag Frankreichs wird weiter beigefügt, daß denjenigen Muselmanen, welche ihren Wohnsitz außerhalb des an Griechenland cedirten Gebietes nehmen wollen, die Möglichkeit, ihren Grundbesitz zu behalten, gewahrt bleiben solle; über Verkauf, Ausbeutung und Benutzung der türkischen Staatsgüter sowie der Güter der frommen Stiftungen (Vakuf) wird ein besonderes Arrangement vorbehalten. Auf Antrag Oesterreich-Ungarns wurden endlich durch eine besondere Resolution noch den Muselmanen die unter der früheren Staatsgewalt erworbenen Rechte garantirt und ausgesprochen, daß die durch Herkommen festgestellten Weide- und Viehgerechtigkeiten in den Grenzgebieten ungeschmälert erhalten bleiben sollen. Der englische Botschafter sprach es als besondern Wunsch seiner Regierung aus, daß durch Sicherstellung ihrer Religions-, Eigenthums- und politischen Verhältnisse den Muselmanen jeder Anlaß genommen werden möge, den Wechsel der Staatsgewalt zu bedauern. Der österreichisch-ungarische Botschafter betonte speciell, daß unter keiner Bedingung in Thessalien und Epirus, so weit diese Gebiete jetzt an Griechenland fallen sollen, Eigenthumsansprüche auf Grund des Eigenthumsrechtes *vor* dem griechischen Freiheitskampfe, in Folge dessen viele Bewohner von Epirus und Thessalien ihre Güter verlassen und nach Griechenland ausgewandert seien, geltend gemacht werden dürften. Der jetzige Besitzstand dürfe durch derartige Ansprüche nicht in Frage gestellt werden.

Ferner kamen auf der Conferenz zur Sprache, ohne daß jedoch Resolutionen hierüber gefaßt worden wären, die Rechtsverhältnisse im Districte Zagori und die der gemischten Bevölkerung in Albanien. Der erstgenannte District, ausschließlich bewohnt von Griechen, verbleibt auch nach der neuen Grenzbestimmung bei der Türkei. Die Bewohner erfreuen sich alter, von der

Digitized by Google

Pforte anerkannter Privilegien; der russische Botschafter lenkte die Aufmerksamkeit der Conferenz auf diesen Punkt, sich stützend auf Berichte des früheren englischen Botschafters Layard, und beantragte, daß die Mitglieder der Conferenz ihren Regierungen den Schutz jener Privilegien besonders empfehlen möchten; nach längerer Debatte pflichtete die Conferenz der Ansicht des russischen Botschafters bei.

Die Erörterung der Verhältnisse der gemischten Bevölkerungen in Epirus regte der italienische Botschafter an. „Italien wünscht," so erklärte Graf de Launay, „in Anbetracht seiner bedeutenden Interessen im adriatischen Meere, daß jede Verwickelung in den seinem Staatsgebiete benachbarten Gegenden vermieden werden könne": dies sei der Grund der von Italien ausgehenden Anregung, die Türkei zu veranlassen, auch für jene Bevölkerungstheile durch Ausführung des Art. 23 des Berliner Vertrages besser als bisher zu sorgen und dadurch die dort herrschende gefährliche Aufregung der Geister zu beschwichtigen.

Eine Anregung Rußlands bezog sich ferner auf die Neutralität der ionischen Inseln. Dieselbe ist durch Art. 2 und 3 des Vertrages von 1863 unter die Garantie der Großmächte gestellt. Rußland hält diese Bestimmungen, die lediglich den Schutz der epirotischen Küste gegen griechische Einfälle von den ionischen Inseln aus bezweckten, für dahingefallen; die Neutralität sei eine Wohlthat, wenn sie einem ganzen Staate wie Belgien garantirt sei, aber eine Fessel, wenn ihr nur ein Theil des Staatsgebietes unterworfen. Darum lege Rußland der Conferenz seine Zweifel darüber vor, ob es sich unter den geänderten Verhältnissen noch empfehlen könne, eine Bestimmung aufrecht zu erhalten, welche sich möglicher Weise in Widerspruch mit einer künftigen Action der Großmächte befinden könne. Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Italien und Deutschland lehnten eine Aeußerung über die russische Anregung ab, weil das Mandat der Conferenz nicht so weit reiche; der englische Botschafter erklärte, ohne Instruction sich keinenfalls über die Frage aussprechen zu können. Die russische Anregung blieb somit ohne Folge und die Neutralität der ionischen Inseln auf Grund des Vertrages von 1863 formell in Rechtskraft. Der russische Vertreter ließ jedoch seine Anregung zu Protocoll vermerken.

Am Schlusse der Conferenzarbeiten sprach der russische Botschafter Namens seiner Regierung die lebhafteste Befriedigung über den Erfolg der Conferenzarbeiten aus. Zugleich gab er officiell dem Wunsche Ausdruck, „daß auch in Zukunft die Regierungen fortfahren möchten, gemeinsam die Durchführung des Berliner Vertrages in seinem ganzen Umfange zu controliren und zu überwachen, um ihren Entscheidungen wie im vorliegenden Falle den Charakter der Einstimmigkeit zu sichern." Sämmtliche Vertreter betonten im Anschlusse hieran lebhaft die Bedeutung und den hohen Werth

Digitized by Google

des europäischen Einverständnisses für Herstellung fester Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel.

Bereits am 27. Juni hatte die Pforte einen geharnischten Protest gegen die neue Grenzbestimmung an die Conferenz gerichtet (Annex B zum 5. Conferenzprotocolle, Staatsarchiv 92), welcher jedoch von letzterer einfach ad acta gelegt wurde; da die Note der Pforte direct an die Regierungen gerichtet sei, habe die Conferenz keinen Anlaß, sich damit weiter zu befassen. Die Pforte führte in ihrer Protestnote aus: Nach den ihr zugegangenen Informationen stehe die Conferenz im Begriffe, wichtige Positionen wie Janina, Larissa, Prevesa Griechenland zuzusprechen. Die Pforte habe jederzeit ihre gerechten Vorbehalte hinsichtlich des dem Berliner Congresse übertragenen Mandates gemacht und ihre Bevollmächtigten hätten den Vertrag nur unterzeichnet, weil darin nicht von einer Entscheidung („résolution"), sondern lediglich von einem Wunsche („voeu pur et simple"), die Grenze zu berichtigen, die Rede gewesen sei, dessen Ausführung man lediglich den betheiligten Staaten anheimgestellt habe. Jetzt scheine man einfach zwei werthvolle Provinzen vom türkischen Staatsgebiete losreißen zu wollen; man spreche Griechenland große Gebiete zu, ohne daß diese Verstümmelung der europäischen Karte in einem geführten Kriege ihre Rechtfertigung fände. Dem könne die Pforte unter keiner Bedingung zustimmen und sie sehe mit Unruhe lange und blutige Kämpfe zwischen den auf ihre nationale Existenz so eifersüchtigen und zur Vertheidigung ihres Gebietes entschlossenen Albanesen und Griechenland voraus. Die Pforte lehne alle Verantwortung für die unvermeidlichen Folgen der Conferenzbeschlüsse ab. „Wir appelliren," so schließt die Note, „noch einmal an das Gerechtigkeitsgefühl der Mächte und bitten die äußerste Entscheidung zu verhindern, welche nur Verzweiflung hervorrufen kann."

Die Antwort der Mächte auf diese Note war die Ueberreichung der Conferenzbeschlüsse im Rahmen der beschlossenen Collectivnote, welche am 3. August erfolgte. Die Pforte antwortete hierauf alsbald unter Festhaltung ihres früheren Standpunktes und unter Hinweis einerseits auf die schweren strategischen Bedenken, welche türkischerseits gegen die von der Conferenz gezogene Grenze obwalteten (Metzovo, Höhen des Olymp), andererseits auf die ethnographischen Schwierigkeiten, da Janina die Hauptstadt von Unteralbanien sei und von den Albanesen niemals friedlich preisgegeben werden würde; eben so sei Larissa zu drei Viertheilen von Muselmanen bewohnt und deshalb sogar von Waddington s. Z. die Abtretung dieses Gebietes widerrathen worden. Doch erklärte sich die Pforte zu neuen Verhandlungen über Feststellung der Grenzlinie bereit. Die feierliche Erklärung der absoluten Unmöglichkeit, Larissa, Janina, Metzovo und andere vorwiegend von Muselmanen bewohnte Districte abzutreten, hat die Pforte neuestens in der großen Note

Digitized by Google

vom 3. October mit äußerſter Entſchiedenheit wiederholt. Die Conferenzbeſchlüſſe haben in Folge deſſen bis zur Stunde ihre Durchführung nicht gefunden: Griechenland hat noch nicht verſucht, die ihm von Europa zugeſprochenen Gebiete mit bewaffneter Hand zu ergreifen. Die Mächte haben auch ihrerſeits bis jetzt keinerlei Schritte gethan, ihre Beſchlüſſe zwangsweiſe auszuführen.

Die Berliner Conferenz hat neben der bisher erörterten völkerrechtlichen auch noch eine große rein politiſche Bedeutung. Ueberblickt man das Ganze der Berathungen, ſo zeigt ſich, daß Rußland, England, Frankreich und Italien in denſelben das vorwärts drängende, das Deutſche Reich und Oeſterreich-Ungarn das zurückhaltende Element repräſentiren. Die Vertreter der beiden letztgenannten Großmächte haben an den Debatten geringen Antheil genommen; nur in der techniſchen Commiſſion trat Oeſterreich mehr in den Vordergrund; mit äußerſter Reſerve, man möchte annehmen: mit äußerſter Unluſt traten die germaniſchen Großmächte der gegen die Türkei eröffneten Procedur bei, immerhin beſtrebt, das „europäiſche Concert" und den Berliner Vertrag nicht nur nach ſeinem Wortlaute, ſondern auch nach ſeinem „Geiſte" zu wahren. Das Feſthalten am Wortlaute des Vertrages war auch für Deutſchland und Oeſterreich ſelbſtverſtändliche Rechts- und Ehrenpflicht; derſelbe enthält jedoch eine Entſcheidung der griechiſchen Frage *nicht* und bedingte keineswegs nothwendig das von der Conferenz gegen die Türkei eingeſchlagene Verfahren. Der Interpretation vom „Geiſte" des Vertrages, welche die vier anderen Großmächte gaben und welche zu jenem Verfahren gegen die Türkei führen mußte, ſchloſſen Deutſchland und Oeſterreich ſich zwar ſchließlich an, offenbar aber zaghaft und nicht ohne Bangen vor den möglichen Folgen.

Dem gegenüber traten die Botſchafter der vier anderen Großmächte mit lebhaftem Eifer und unbeſorgt um die möglichen Folgen für Griechenland und gegen die Türkei in die Schranken. Die Initiative hierzu hatte Frankreich ergriffen. Wohlvorbereitet und mit reichem Materiale ausgerüſtet unterbreiteten die Vertreter dieſes Staates den europäiſchen Mächten eine Entſcheidung der griechiſchen Frage und hatten die Genugthuung, dieſe Entſcheidung faſt ohne Modification angenommen zu ſehen. Frankreich gebührt das Verdienſt — falls von einem ſolchen geſprochen werden kann — die Hauptarbeit auf der Conferenz geleiſtet zu haben; maßvoll, würdig und vorzüglich inſtruirt übten die franzöſiſchen Bevollmächtigten in der Botſchafterconferenz ſowohl als in der techniſchen Commiſſion beſtimmenden Einfluß auf die Entſcheidung.

Gleichwohl kann man ſich dem Eindrucke nicht verſchließen, als habe Frankreich ſchon zur Zeit der Conferenz ſeine Schritte in der griechiſchen Frage bis zu einem gewiſſen Grade bereut und als ſei auch dieſe Großmacht ſchon damals Willens geweſen, ſich dem reſervirten Standpunkte der germa-

Digitized by Google

niſchen Mächte zu nähern. Frankreichs Haltung in der griechiſchen Frage war von langer Hand vorbereitet. Vorbereitungen von langer Hand aber entſprechen dem heutigen politiſchen Zuſtande Frankreichs nicht. So gewinnt man den Eindruck, daß Frankreich das begonnene Werk zwar nicht habe fallen laſſen wollen, daß aber der Eifer in der griechiſchen Frage, der die Waddington'ſche Aera kennzeichnete, erkaltet ſei, nachdem das Miniſterium Waddington verbraucht war. Darum vertrat zwar der franzöſiſche Botſchafter das ſorgfältig vorbereitete franzöſiſche Project mit aller Umſicht, ging aber keine Linie weiter und verhielt ſich insbeſondere den ruſſiſchen Verlockungen gegenüber ablehnend. Trotz der von Frankreich ausgegangenen Initiative und trotzdem daß Frankreich die zur Entſcheidung der griechiſchen Frage erforderliche Arbeit im Weſentlichen allein gethan hatte, trat der franzöſiſche Botſchafter bei den Verhandlungen der Conferenz in kühle Reſerve zurück und die praktiſche Politik Frankreichs in der Orientfrage iſt ſeit Waddington's Sturze nur ein vorſichtiges Zurückweichen von der früheren Poſition geweſen.

Den geraden Gegenſatz zu dieſer Haltung Frankreichs ſtellt England dar. Lord Odo Ruſſell hatte ſeiner Zeit als Adlatus Beaconsfield's die ausgeſprochen antiruſſiſche Politik dieſes letzteren Staatsmannes auf dem Berliner Congreſſe mit vertreten und den Berliner Vertrag für England mit unterzeichnet. Demſelben Lord Ruſſell war nunmehr die Aufgabe geſtellt, auf der Berliner Conferenz der Dolmetſch der Gladſtone'ſchen Orientpolitik zu ſein. Dieſer unlösbaren Aufgabe entledigte ſich der Botſchafter in eigenthümlicher Weiſe. Indeß Circularnoten und Thatſachen der Welt verkündeten, daß die Gladſtone'ſche Orientpolitik weit radikaler ſei als die ruſſiſche, gab der engliſche Botſchafter in einer der erſten Sitzungen der Conferenz die principiell wichtige und weittragende Erklärung ab, daß die jetzige Regierung Englands für nothwendig halte, die unter türkiſcher Hoheit ſtehenden Griechen von einer ihren Wünſchen und Sympathien widerſprechenden Herrſchaft zu befreien, daß ſich dieſelbe ſomit einfach in der griechiſchen Frage auf den Boden des Nationalitätsprincipes ſtelle. Weiterhin aber betheiligte ſich der engliſche Botſchafter nur in verhältnißmäßig untergeordneter Weiſe an den Verhandlungen und indeß England ſich anſchickte, praktiſch die ruſſiſchen Pläne auf völligen Umſturz der Türkei und Befreiung der unter einer ihren „Wünſchen und Traditionen" widerſprechenden Herrſchaft ſeufzenden Völkerſchaften viel energiſcher noch als Rußland ſelbſt zu verwirklichen, hüllte ſich Lord Ruſſell auf der Conferenz in Schweigen und verhielt ſich den ruſſiſchen Vorſchlägen gegenüber gleichfalls ablehnend. Frankreich wich im weiteren Verlaufe der Dinge von ſeiner Verhaltungslinie auf der Conferenz Schritt für Schritt zurück, England überſchritt dieſelbe eilenden Laufes.

Der redſeligſte unter den Diplomaten der Conferenz war unzweifelhaft

Digitized by Google

der Vertreter der jüngſten und unreifſten Großmacht, Italiens. Mit vielen Worten verdeckte Graf de Launay den unklaren Standpunkt ſeines Staates. In behaglicher Breite und ohne viele Bedenken, ob ſeine Ausführungen die Sache förderten oder nur zur Sache gehörten, beſprach der italieniſche Botſchafter die Geſammverhältniſſe Griechenlands und der Türkei, ertheilte erſterem Staate Rathſchläge für eine gute Regierung der neuen Gebiete, appellirte an die „Weisheit" der Türkei, doch auf Provinzen zu verzichten, die ihr nur eine Quelle von Verlegenheiten ſeien und forderte in breiter Erörterung die europäiſchen Mächte auf, dafür zu ſorgen, daß der Sultan die „gefährliche Aufregung" der Gemüther, die in Albanien herrſche, durch „Reformen" im Sinne des Berliner Vertrages beſchwichtige! Daß Italien zur Zeit der Conferenz eine beſtimmte Stellung in der Orientfrage nicht einnahm, braucht nach Ausweis der Protocolle nicht bezweifelt zu werden: ob dies inzwiſchen ſich geändert, wiſſen wir nicht. In kluger Zurückhaltung harrt Italien des beſten Gebotes der rivaliſirenden Mächte für ſein Verhalten: gemäß feſtſtehender erfolggekrönter politiſcher Ueberlieferung dieſer „Großmacht".

Mit vollem Dampfe endlich ſegelte auf der Conferenz das ſtolze Schiff Rußlands einher. Vor kurzem noch auf der Anklagebank vor dem Congreſſe Europas, von letzterem verurtheilt zur Caſſation des Spruches von San Stefano und zur Annahme des europäiſchen Spruches von Berlin, unter die polizeiliche Ueberwachung der Großmächte geſtellt — beherrſchte auf der Conferenz Rußland die Lage vollſtändig. Ruhig konnte Rußland in der Hauptfrage ſeine Sache von England, Frankreich und Italien führen laſſen: es bedurfte zur Erreichung der ruſſiſchen Zwecke nicht der mindeſten ruſſiſchen Anſtrengung. Die Geſchichte der ruſſiſchen Orientpolitik iſt eine Kette faſt ununterbrochener Triumphe. Momentan zurückgeworfen und wie es ſchien dauernd vom Ziele abgedrängt verlor die ruſſiſche Diplomatie niemals ihre klar erkannten Geſichtspunkte aus den Augen; bald ruhig abwartend und ausdauernd, bald klug lavirend, bald kühn voranſtürmend, je nachdem die Verhältniſſe in der Türkei und die Rückſichten auf „Europa" dies geboten, hat die ruſſiſche Politik immer, auch wenn ſie zu unterliegen ſchien, über Europa triumphirt und Europa dupirt. Die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Diplomatie in Sachen des Orients trat auf der Berliner Conferenz aufs Klarſte hervor. Der ruſſiſche Botſchafter ſtand von Anbeginn im Vordertreffen der Verhandlungen und beherrſchte dieſelben völlig. Er ſprach auf der Conferenz faſt ſo viel wie der italieniſche, aber im Gegenſatze zu den leeren Reden des letzteren waren Worte und Anträge des Ruſſen ſorgfältig erwogen und ſicherlich raffinirt vorbereitet.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſe günſtige Stellung Rußlands weſentlich

Digitized by Google

bedingt war durch den Uebergang der englischen Regierung an Gladstone. Dennoch wird man sich hüten müssen, dies äußere Moment zu überschätzen. Der Hauptgrund für den Conferenztriumph Rußlands ist vielmehr ein innerer: nämlich das Fiasco des Berliner Vertrages in den hauptsächlichsten Punkten, in welchen derselbe den Frieden von San Stefano abänderte, vor allem die täglich deutlich hervortretende Unhaltbarkeit der „europäischen" Schöpfung Beaconsfield's, des unglückseligen Zwittergebildes Ostrumelien. Mit zwingender Gewalt drängen die Dinge bezüglich Bulgariens zurück auf den Standpunkt des Friedens von San Stefano: die Vereinigung von Bulgarien und Ostrumelien wird sich vollziehen, ohne daß Rußland noch einen Finger darum zu rühren braucht, denn es ist mehr als fraglich, ob der Sultan an das verlorene Ostrumelien noch die Knochen eines einzigen seiner braven Soldaten zu setzen der Mühe werth findet.

In diesem Triumphe des Friedens von San Stefano über den Berliner Vertrag liegt der innere Grund für die jetzige starke Stellung Rußlands, liegt der Grund des augenblicklichen unverkennbaren Bankerottes der europäischen Diplomatie zu Gunsten Rußlands. Die Verhandlungen der Conferenz geben den Beweis hierfür in einer Reihe von Punkten an die Hand.

Erstens: Nicht einmal mehr, wie seiner Zeit ohne Murren auf dem Congresse, nahm Rußland auf der Conferenz die Declamationen Europas über die Religionsfreiheit, dieses europäische Schooßkind, ruhig hin. Als in die Resolutionen der Conferenz auf Antrag Italiens eine solche aufgenommen werden sollte, dahingehend daß Griechenland in seinen neuen Gebieten volle Religionsfreiheit zu gewähren habe — genau dem Wortlaute der analogen Bestimmungen des Berliner Vertrages für Serbien, Montenegro, Bulgarien, Rumänien, Ostrumelien und die Türkei, also alle Orientstaaten, entsprechend — verwahrte sich der russische Botschafter hiergegen, denn in Griechenland sei nach der Verfassung die griechisch-katholische Religion die herrschende und nur mit dieser Modification könne von „Religionsfreiheit" in Griechenland die Rede sein. Obwohl der italienische Botschafter die naive Bemerkung machte, die in diametralem Gegensatze zu der von ihm beantragten Resolution stehende Verwahrung des russischen Vertreters sei ja mit dem Gedanken der Resolution in bestem Einklange, forderte Sabourow doch ausdrücklich die Aufnahme seiner Bemerkungen in das officielle Protocoll. Und gegen diese Auffassung der Religionsfreiheit wagte kein Widerspruch sich zu rühren.

Zweitens: Charakteristisch war ferner Rußlands lebhafte Sorge für die unterdrückten Völkerschaften. Die christlichen Bewohner der Districte Zagori mußten auch nach der neuen Grenzregulirung unter türkischer Botmäßigkeit verbleiben. Nachdem Rußland dies nicht verhindern konnte, setzte es wenigstens durch, daß die Großmächte die Zusage gaben, den Sultan aufzufordern,

Digitized by

jene Stämme bei ihren alten Privilegien zu erhalten. So bewies Rußland bei jedem Anlaß den christlichen Stämmen auf der Balkanhalbinsel, daß sein Protectorat über die Balkanchristen praktische Wirklichkeit sei und gewöhnte sie, ihre Hilfe und Rettung nur von dem Czar-Befreier in St. Petersburg zu erwarten.

Drittens: Die politischen Beziehungen zwischen Rußland und Griechenland waren nicht zu allen Zeiten die besten. Griechenland war früher stets mehr geneigt gewesen, englisch-französischem als russischem Einflusse zu folgen. Englischer Einfluß hatte im letzten russisch-türkischen Kriege Griechenland abgehalten, in die Action einzutreten, wie Rußland dies so dringend gewünscht hatte. Dafür schüttete der Friede von San Stefano das Füllhorn seiner Gnaden zwar über Serben, Montenegriner und Bulgaren aus, sprach aber von den Griechen kein Wort, ja bedrohte die Interessen der letzteren durch die dem neuen Bulgarien gezogene Grenze aufs allerschwerste. Der Berliner Vertrag wendete zwar diesen Schaden ab, verhieß aber Griechenland nur einen ziemlich imaginären Gewinn. Griechenland sollte fühlen, was es heiße, Rußland in der Orientfrage zu widerstreben.

Nachdem dieser Zweck erreicht war, wendete Rußland seine Politik Griechenland gegenüber, und auf der Conferenz trat die slavische Großmacht für das hellenische Element aufs nachdrücklichste in die Schranken, da ja für die Slaven zunächst nichts mehr zu erreichen stand. In einer der ersten Sitzungen der Conferenz gab der russische Botschafter in emphatischer Weise die Erklärung ab, wie sehr Rußland mit den griechenfreundlichen Gesichtspunkten der französischen Anträge harmonire, wie es für Griechenland stets Sorge getragen habe und dessen Interessen zu fördern bemüht gewesen sei. Es lag offenbar dem Vertreter Rußlands viel daran, feierlich vor Europa zu erklären, daß der der russischen Politik so vielfach gemachte Vorwurf, das hellenische Element zu Gunsten des slavischen systematisch zu schädigen, gänzlich unbegründet sei. Daraus zog Rußland auch sofort praktische Consequenzen, indem es zwar den französischen Vorschlägen bezüglich der neuen Grenze zustimmte, dazu aber ein Amendement einbrachte, welches wesentlich günstigere Vorschläge für Griechenland enthielt. Lebhaft vertrat Rußland in der Conferenz wie in der Commission das Amendement und der Antrag selbst wie dessen Begründung waren sorgfältig so gefaßt, daß sie Griechenland zum Bewußtsein bringen mußten, England und Frankreich seien zwar gute, Rußland aber sei Griechenlands bester und uneigennützigster Freund.

So klug und geschickt Rußland mit Stellung und Begründung, so klug und geschickt operirte dasselbe mit Zurückziehung seines Antrages. Nachdem in langer und lebhafter Discussion keine Stimme für den russischen Vorschlag hatte gewonnen werden können, zog Rußland denselben großmüthig zurück,

Digitized by Google

da es von höchster Wichtigkeit sei, die europäische Einstimmigkeit aufrecht zu erhalten; mit gerührter Dankbarkeit nahmen die Vertreter der Mächte das schwere Opfer entgegen, das Rußland auf dem Altare der europäischen Eintracht dargebracht! Und Rußland hatte für seine ungeheure aufopfernde Selbstlosigkeit Europa gegenüber noch die Strahlenkrone des Martyriums gewonnen!

Viertens: Um so leichter wurde es Rußland, seine Anschauungen über die Interpretation des Berliner Vertrages in anderer Form den Großmächten unterzuschieben und dieselben gewissermaßen daran festzunageln. Am liebsten hätte es Rußland gesehen, wenn der europäische Areopag sich als ständige Controlinstanz über die Durchführung des Berliner Vertrages dauernd stabilirt hätte. Kühn gemacht durch die erzielten Erfolge wagte Rußland auch, einen dahin zielenden Antrag auf der Conferenz unter emphatischer Betonung des hohen Werthes der europäischen Eintracht für Lösung der Orientfrage zu stellen. Dank der Vorsicht der germanischen Großmächte wurde zwar die russische Motivirung beifällig aufgenommen, der Antrag selbst aber in Anbetracht der möglichen unübersehbaren Consequenzen abgewiesen. Damit war zwar jede vertragsmäßige Vinculirung vermieden; wie sehr aber Rußland auf diplomatischem Wege seine Ziele zu erreichen wußte, beweist die europäische Flotte, die sich anschickte, an der Türkei europäische Execution zu üben.

Fünftens: Endlich verhielt sich Rußland in überaus charakteristischer Weise zu zwei auf der Conferenz zur Sprache gebrachten völkerrechtlichen Fragen: der Neutralität der jonischen Inseln und der freien Durchfahrt durch den Canal von Corfu. Zwei Fragen von unabsehbarer politischer Bedeutung. Rußlands raffinirt durchdachte Orientpolitik trat gerade hier am deutlichsten hervor. Der Zweck der russischen Politik in diesen Fragen war: die europäischen Mächte zu verwirren, Griechenland zu gewinnen und Rußland für alle künftigen Eventualitäten zu salviren.

Die Neutralität der ionischen Inseln beruht auf dem Staatsvertrage von 1863 zwischen England und Griechenland, welcher die Inseln dem letzteren Staate einverleibt: derselbe empfing die europäische Sanction. Rußland führte nun auf der Conferenz aus: jene garantirte Neutralität sei unter den geänderten Verhältnissen dahingefallen, eine Neutralität, welche einem ganzen Staatsgebiete garantirt sei, biete unzweifelhaft hohe Vortheile, die Neutralität aber, welche nur einem Theile eines Staates gewährt sei, biete nicht nur keine Vortheile, sondern sei eine Quelle der schwersten Gefahren. Was die ionischen Inseln speciell angehe, so sei der Grund für ihre Neutralisirung lediglich die Sorge gewesen, einen türkischen Ueberfall derselben von der epirotischen Küste aus unmöglich zu machen; nachdem die letztere aber durch europäischen Spruch an Griechenland gekommen, sei jenes Motiv dahingefallen, ergo auch die Neutralisirung.

Digitized by Google

Unter den jetzigen Verhältniſſen ſei letztere überdies ein poſitiver Schaden für Griechenland, ja eventuell für Europa. Falls nämlich der Sultan die epirotiſchen Gebiete nicht gutwillig herausgebe, könne es Griechenland gar nicht vermeiden, auf den ioniſchen Inſeln Truppen zu concentriren und dieſelben zur Operationsbaſis gegen die Türkei zu machen; und wenn der europäiſche Spruch in der griechiſchen Frage eine Execution gegen die Türkei nothwendig mache, ſo ſei Europa möglicher Weiſe in der nämlichen Lage wie Griechenland. Darum, ſo reſolvirte Rußland ſeine Motivirung, ſolle die Conferenz jene Neutralität, die materiell dahingefallen ſei und unter Umſtänden eine europäiſche Action hemmen könne, auch formell aufheben.

Der Antrag wie deſſen Begründung zeigen deutlich die Geierkrallen unter den Sammetpfötchen der ruſſiſchen Politik. Die Vertreter der fünf anderen Mächte lehnten eine Aeußerung über die ruſſiſche Anregung ab, ein formeller Beſchluß wurde nicht gefaßt. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß Rußland über den angeregten Punkt ſich zuvor mit Griechenland verſtändigt und auf der Conferenz im Sinne dieſes letzteren Staates ſich ausgeſprochen habe. Daraus ergiebt ſich aber: Rußland und Griechenland ſind nicht Willens, die Neutralität der ioniſchen Inſeln für künftige Eventualitäten zu reſpectiren und Europa weiß dies, ohne dagegen Verwahrung eingelegt zu haben.

Sechſtens: Die Durchfahrt durch den Canal von Corfu war bis jetzt unbedingt frei. Weder durfte Griechenland von Corfu, noch die Türkei von der epirotiſchen Küſte aus Souveränetätsrechte über den Canal in dem Sinne einer Sperre deſſelben ausüben. Dies Verhältniß ſollte nach dem Willen der Mehrzahl der Großmächte aufrecht erhalten bleiben, obwohl nunmehr auch die epirotiſche Küſte gegenüber Corfu an Griechenland kam. Letzteres iſt übrigens keineswegs für den ganzen in Betracht kommenden Küſtenſtrich richtig, vielmehr bleibt auch nach der neuen Grenzziehung ein Theil jener Küſte türkiſch. Rußland erhob nun gegen die oben präciſirte Rechtsauffaſſung Bedenken, welche offenbar darauf hinauslaufen, daß nach ruſſiſcher Anſchauung Griechenland künftig berechtigt ſei, den Canal von Corfu als Küſtenmeer zu ſperren. Die freie Durchfahrt, ſo äußerte ſich der Vertreter Rußlands, ſei eine Folge des doppelten Eigenthumes an Inſel und Küſte geweſen, nachdem Epirus aber Griechenland zugetheilt worden ſei, falle das doppelte Eigenthum und damit die Garantie der freien Durchfahrt hinweg und die allgemeinen völkerrechtlichen Sätze über Küſtenmeere träten für den Canal wieder in Kraft. Andernfalls könne man ſich doch der Conſequenz nicht entziehen, alle die zahlloſen Durchfahrten in den orientaliſchen Gewäſſern gleichfalls zu neutraliſiren und jene Rechtsanſchauung über die freie Durchfahrt durch den Canal laufe doch geradezu auf eine Neutraliſirung der epirotiſchen Küſte hinaus. Zwar hielten die Mächte an ihrer Rechtsanſchauung feſt, Rußland

Digitized by Google

aber ließ — auch hier unzweifelhaft im Einverſtändniſſe mit Griechenland — ſeine Anſchauung ausdrücklich zu Protocoll nehmen, damit Europa wiſſe, wie Rußland die Frage rechtlich betrachte und eventuell praktiſch handeln werde.

Siebentens: Das Ganze des ruſſiſchen Feldzuges findet ſeine Krönung in einer am Anfange der Conferenz abgegebenen Protocollarerklärung: Rußland freue ſich des europäiſchen Vorgehens für Griechenland und der zu Gunſten dieſes Staates beliebten („large") Interpretation des Berliner Vertrages, denn Europa müſſe es nunmehr als ſeine Ehrenpflicht betrachten, analoge Fälle, die ſich etwa ergeben könnten, in analoger Weiſe zu entſcheiden. Damit hatte Rußland die Großmächte am „Geiſte" des Berliner Vertrages, ſo wie derſelbe bei Entſcheidung der griechiſchen Frage ausdrücklich fixirt worden war, feſtgenagelt!

Ob „Europa" von dieſem Kreuze, an welches es von Rußland genagelt wurde, ſich wieder wird losmachen können?! Philipp Zorn.

Aus dem Kreiſe der Romantiker.*)

Die vorliegende Sammlung enthält vierzig Briefe, darunter zweiunddreißig von Novalis, gerichtet die meiſten an Friedrich Schlegel, dann an Auguſt Wilhelm Schlegel, an Charlotte Ernſt, geborene Schlegel, und an Caroline Schlegel, geborene Michaelis. Die anderen acht ſind Briefe aus dieſem Freundeskreiſe an Novalis gerichtet. Siebzehn von dieſen Briefen waren früher ſchon, doch nicht vollſtändig und genau, veröffentlicht, nämlich in der 1873 erſchienenen Schrift: „Friedrich von Hardenberg. (Novalis.) Eine Nachleſe ꝛc." Der erſte Brief Hardenberg's in der neuen Sammlung iſt vom Jahre 1793, nach ſeinem Abgange von der Leipziger Hochſchule und vor ſeiner Ueberſiedelung nach Wittenberg geſchrieben; der letzte vom 28. Juli 1800, neun Monate vor ſeinem Tode. Die Briefe ſind von hohem Werthe für die innere Geſchichte der romantiſchen Schule und höchſt charakteriſtiſch für die Perſönlichkeiten der Schreibenden, die hier aufs intimſte ſich gegenſeitig ausſprechen. Voll Geiſt und voll Schwärmerei, reich an Gedanken wie an übermüthigen Phantaſtereien verſetzen ſie lebhaft in die geiſtige Bewegung, von welcher der romantiſche Kreis erfüllt war. Rückhaltlos tauſchen die Freunde ihre Pläne und Ideen, ungenirt die ungemeſſenſten Hoffnungen und die ungeheuerlichſten Einfälle aus. Wir begleiten die Bewegung, wenn auch

*) Novalis Briefwechſel mit Friedrich und Auguſt Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Fr. Kirchheim. 1880.

Digitized by Google

nur im Fluge und in abgeriſſenen Mittheilungen, von ihrem völlig revolutionären Charakter bis zu ihrer Einmündung in die alleinſeligmachende Kirche.

Merkwürdig iſt gleich der erſte Brief des einundzwanzigjährigen Hardenberg an den gleichalterigen, damals von Selbſtmordgedanken geplagten Friedrich Schlegel. „Erwartungsvoller," ſchreibt er dieſem, „ſtieg kein Reiſender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheimniſſe Deiner Wanderung. Das Orakel ſchweigt, Deine Augen funkeln mit überirdiſchem Glanze und Dein Stern taucht ſich ins Göttliche — ich ſtehe neugieriger als je vor Dir. Daß Du noch unter den Lebendigen biſt, freut mich. Kann man Dich doch noch anfaſſen und fühlen Dein Fleiſch und ſchlagen hören Dein Herz. — Mich dauert Dein armes, ſchönes Herz. Es muß brechen, früh oder ſpät. Es kann nicht ſeine Allmacht ertragen. Deine Augen müſſen dunkel werden über der ſchwindelnden Tiefe, in die Du hinabſiehſt, in die Du den bezauberten Hausrath Deines Lebens hinabſtürzeſt. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr, Du biſt aus der Familie des Unterganges. Jetzt kann ich Dir's ſagen und wundere mich, daß Dir's Dein Bruder nicht ſagt. Du wirſt leben, wie wenig leben, aber natürlich kannſt Du auch keinen gemeinen Tod ſterben — Du wirſt an der Ewigkeit ſterben. Du biſt ihr Sohn, ſie ruft Dich zurück. Eine ſeltene Beſtimmung haſt Du bei Gott. Vielleicht ſeh ich nie wieder einen Menſchen wie Dich. Für mich biſt Du der Oberprieſter von Eleuſis geweſen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch Dich von dem Baum des Erkenntniſſes gekoſtet." Uebrigens ſucht er den Freund zum Leben, zur Wirklichkeit zurückzurufen: „Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme — ſie hat Platz und Liebe genug für Dich — fliehe nicht aus dieſem Zeitpunkt des Nordlichtes und ergreife nicht in der Blüthe Deines Lebens den Hammer der Zerſtörung." Und er ſelbſt bekennt von ſich: „Mein ganzer Grund iſt mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuverſicht zu allem, was in mir und um mich iſt. — Mir gefällt's doch hier unter dieſer Sonne. Du kannſt's nirgends beſſer finden und wenn Du glauben willſt, ſo findeſt Du alles leicht, was Du ſuchſt." Ueberhaupt nimmt man wahr, wie bei Novalis mitten durch alle Ueberſchwänglichkeiten doch ſtets ein geſunder, realiſtiſcher Zug geht, ein Drang, thätig zu ſein und zu wirken. Am 1. Auguſt 1794 ſchreibt er an Friedrich: „Hier (in Weißenfels) erwarte ich gelaſſen den Ruf meines Schickſals: denn mein Leben iſt ſchon fertig, ich habe nur einen Zweck, der iſt überall erreichbar, wo ich thätig ſein kann; doch hab ich mir nicht, wie ein Spießbürger, allzu enge Grenzen gemacht. — Heutzutage muß man mit dem Titel Traum doch nicht zu verſchwenderiſch ſein. Es realiſiren ſich Dinge, die vor zehn Jahren noch ins philoſophiſche Narrenhaus verwieſen wurden. — Du glaubſt nicht, lieber

Digitized by

Junge, wie ganz ich jetzt in meinen Ideen lebe. Es ſind die Tage des Brautſtandes, noch frei und ungebunden und doch ſchon beſtimmt aus freier Wahl. Ich ſehne mich ungeduldig nach Brautnacht, Ehe und Nachkommenſchaft. Wollte der Himmel meine Brautnacht wäre für Deſpotismus und Gefängniſſe eine Bartholomäusnacht, dann wollte ich glückliche Eheſtandstage feiern. Das Herz drückt mich, daß nicht jetzt ſchon die Ketten fallen wie die Mauern von Jericho.“ Die unmittelbare Nähe des Hinganges ſeiner Braut Sophie verſetzt ihn (Brief vom 14. März 1797) in einen troſtloſen Zuſtand: „Ach! nur ein Funken Lebensgeiſt, matte Unruh iſt ein fürchterlicher Zuſtand. Leb' wohl, guter, lieber Schlegel! Mit mir hat's bald aufgehört. Sei glücklicher als ich. Nur ein Wunder kann mich mir ſelbſt wiedergeben.“ Doch ſchon im nächſten Briefe, vier Wochen nach Sophiens Tode ſchreibt er: „Mein Herbſt iſt da und ich fühle mich ſo frei, gewöhnlich ſo kräftig — es kann noch etwas aus mir werden. Soviel verſichere ich Dir heilig, daß es mir ganz klar ſchon iſt, welcher himmliſche Zufall ihr Tod geweſen iſt — ein Schlüſſel zu allem — ein wunderbar ſchicklicher Schritt. Nur ſo konnte ſo manches rein gelöſt, nur ſo manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache mächtige Kraft iſt in mir zur Beſinnung gekommen. Meine Liebe iſt zur Flamme geworden, die alles Irdiſche nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat Recht gehabt: es iſt weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Widerſtand in meiner Seele, als ich ſelbſt wußte — eine Heilkraft, die dem Uebel die Quelle abgräbt — eine Ausdauer, die Stunden nicht meſſen — Widerſtand gegen alles, was mein Heiligthum entweihen will.“

Frühzeitig richtet er an Friedrich Schlegel ſeine Warnungen vor Abwegen. „Ich bitte Dich, Schlegel,“ ſchreibt er Ende 1794 oder Anfang 1795, „ſei behutſam. Deine Geſundheit iſt unentbehrlich, ſogar zur ächten Schriftſtellerei. Düſternheit verliert ſich unvermerkt in Dein Geſchriebenes und der Hypochondriſt kann nichts ganz Wahres ſchreiben.“ So warm er dem Freunde zugethan iſt, deſſen kritiſche Leiſtungen er enthuſiaſtiſch preiſt und von dem er die Ueberzeugung hat, daß er berufen ſei, „in der Philoſophie die ehrenvollſte Rolle des endlichen Vermittlers zu ſpielen,“ ſo erſpart er ihm doch keine Wahrheit, auch wenn ſie bitter ſchmeckt. Die Schwächen Friedrich's klar durchſchauend ſchreibt er ihm am 3. Mai 1797: „Deine Recenſion von Niethammer's Journal [in der Jenaer Literaturzeitung] hat den gewöhnlichen Fehler Deiner Schriften: ſie reizt, ohne zu befriedigen — ſie bricht da ab, wo wir nun gerade aufs Beſte gefaßt ſind — Andeutungen, Verſprechungen ohne Zahl — kurz man kehrt von der Leſung zurück, wie vom Anhören einer ſchönen Muſik, die viel in uns erregt zu haben ſcheint und am Ende, ohne etwas Bleibendes zu hinterlaſſen, verſchwindet. Augen haben Deine Schriften genug — helle, ſeelenvolle, keimende Stellen — aber

Digitized by Google

gieb uns auch endlich, wenn Du anders nicht ganz Künſtler werden willſt — wo nicht etwas Brauchbares, doch etwas Ganzes, wo man auch kein Glied mehr ſuppliren muß." Ein andermal nennt er ihn den „hypermyſtiſchen, hypermodernen Hyperlyriker".

Auch über die Lucinde, den berufenen Roman des Freundes, urtheilt Novalis ſcharf, geiſtreich, zutreffend. Was er ſich von dem Buche verſprach, zeigt ſein Wort an Friedrich: „Deine Lucinde reizt mich im voraus wie die Venus Callipygos, von der ſie gewiß eine Schweſter ſein wird". Als dann das Buch erſchienen war, ſchreibt er darüber an Caroline Schlegel: „Friedrich lebt und webt darin. Vielleicht giebt es nur wenig individuellere Bücher. — An romantiſchen Anklängen fehlt's nicht — indeß iſt das Ganze und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulſtaub genug. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieſer Roman nicht voreilig, wie vielleicht ſein Milchbruder ſein — ein wenig zu früh, nach bürgerlichen Geſetzen, die Welt erblicken. In zehn Jahren würde man ‚die Bekenntniſſe des Ungeſchickten' um des Autors willen vielleicht mit Wärme und Nachſicht aufnehmen. Jetzt iſt alles noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. — Vergleichungen mit Heinſe können nicht ausbleiben. Sollte dies nicht eine Lectüre nur für den Meiſtergrad in der Loge der Sittlichkeit ſein? — Der Traum und die Phantaſie ſind das eigenſte Eigenthum, ſie ſind höchſtens für zwei, aber nicht für mehrere Menſchen. Man darf ſich nicht dabei aufhalten, am wenigſten ihn verewigen. Nur ſeine Flüchtigkeit macht die Frechheit ſeines Daſeins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrauſch zur Liebe, wie der Schlaf zum Leben — der edelſte Theil iſt es nicht, und der rüſtige Menſch wird immer lieber wachen, als ſchlafen. — Merkwürdig verſchieden hat auf uns beide die höchſte Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenſtyl oder im doriſchen Tempelſtyl componirt. Bei ihm iſt alles korinthiſch."

Um ſo mehr iſt man dann überraſcht, neben ſo viel geſundem und treffendem Urtheile wieder die unglaublichſten Einfälle, die wunderlichſten Ideenfragmente zu finden. Den Gipfel erreicht dieſe Gedankenwillkür in den naturphiloſophiſchen, phyſikaliſchen, kosmogoniſchen Phantaſien. So ſchreibt er einmal an Friedrich: „In meiner Philoſophie des täglichen Lebens bin ich auf die Idee einer moraliſchen (im Hemſterhuiſiſchen Sinne) Aſtronomie gekommen und habe die intereſſante Entdeckung der Religion des ſichtbaren Weltalls gemacht. Du glaubſt nicht, wie weit das greift. Ich denke hier Schelling weit zu überfliegen. Was denkſt du, ob das nicht der rechte Weg iſt, die Phyſik im allgemeinſten Sinne ſchlechterdings ſymboliſch zu behandeln? Auf dieſem Wege denk ich tiefer als je einzudringen und aller Campanen und Oefen entübrigt zu ſein." Nicht minder wunderlich iſt das „Bibelproject",

Digitized by Google

worüber um dieselbe Zeit (Ende 1798) die Freunde sich mit einander unterhalten. Novalis schreibt: „Die Theorie der Bibel, entwickelt, giebt die Theorie der Schriftstellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die symbolische, directe Constructionslehre des schaffenden Geistes abgiebt." Was ihn jetzt beschäftige, sei eine Kritik des Bibelprojectes — ein Versuch einer Universalmethode des Bibliſirens — die Einleitung zu einer ächten Encyklopädistik. „Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im Großen — genialische Gedanken zu erzeugen — ein lebendiges, wissenschaftliches Organon hervorzubringen und durch diese synkritische Politik der Intelligenz mir den Weg zur ächten Praxis — dem wahrhaften Reunionsproceß zu bahnen." Ein andermal will er einen „literärischen, republikanischen Orden, der durchaus merkantilisch politisch ist", errichten, „eine ächte Cosmopoliten-Loge". „Der Kaufmann ist jetzt an der Tagesordnung." Anknüpfend an dieses Project schreibt er an Caroline Schlegel: „Die Poesie mit lebendigen Kräften, mit Menschen und sonst gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetische Welt um sich her bilden und in der Poesie leben. Hierher gehört mein merkantilischer Plan." An Selbstgefühl ist übrigens Friedrich Schlegel dem Freunde immer noch voraus. Er kündigt (Brief vom 2. December 1798) an, daß er eine neue Religion stiften werde oder doch sie verkündigen helfen, und er ist nur noch im Zweifel, ob er oder Hardenberg „mehr Talent zu einem neuen Christus" hat.

Gegenüber so abenteuerlichen Geistesflügen empfindet der Leser es fast wie eine Erholung, in den Briefen der Frauen die Stimme des einfachen Menschenverstandes zu vernehmen. Charlotte Ernst schreibt einmal über ihre Brüder: „Wenn sie sich selbst recht strenge prüfen wollten, so würden sie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder ist, sondern daß etwas Muthwille zum Grunde liegt und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können. — Ich halte dafür, die beste und für das Publikum wirksamste Kritik ist, in eben dem Fache ein besserer Schriftsteller zu sein." Und Caroline Schlegel gesteht in einem Briefe an Novalis, daß, was die Freunde zusammen schaffen, ihr „ein rechter Zauberkessel" sei. „Sie glauben nicht wie wenig ich von eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst." Uebrigens findet sich von Novalis ein hartes Wort über Caroline. Nach dem frühen Tode Auguste Böhmer's schreibt er Friedrich: „Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm. Für die Mutter ist es eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie ist nun ganz frei, ganz isolirt. Ich zweifle, daß sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind."

Digitized by Google

Im Anhange dieser Briefsammlung ist Hardenberg's Fragment „die Christenheit oder Europa" wieder abgedruckt, das einst auf Goethe's Rath nicht in das Athenäum aufgenommen, erstmals in der vierten Auflage von Novalis' Schriften (1826) veröffentlicht, aber in der folgenden von Tieck wieder unterdrückt wurde. Diese merkwürdige Schrift, eine „geschichtsphilosophische Legende" — auch der Herausgeber kann sie nur als „dichterische Vision" charakterisiren — hat bei Haym (die romantische Schule) ihre erschöpfende Beurtheilung gefunden.

Schließlich die Notiz, daß ein Brief Hardenbergs (an A. W. Schlegel, vom 24. Februar 1798) über die lange streitige Herkunft seines Schriftstellernamens Novalis Aufschluß giebt. Er bittet für seine „Fragmente" im Athenäum um die Unterschrift ‚Novalis', „welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist, und nicht ganz unpassend." Hierdurch scheint aber die Deutung, daß der Name die lateinische Uebersetzung von Hardenberg sei (Novalis-Neubruch, urbar gemachtes Waldland), nicht, wie Haym S. 909 meint, hinfällig, vielmehr nur bestätigt zu werden. W. Lang.

Zur Schopenhauer-Literatur.

Die Literatur über Schopenhauer ist besonders im letzten Jahrzehnt gewaltig angewachsen. Allein seit dem 1. Januar 1880 sind ungefähr vierzig Abhandlungen und Bücher erschienen, die sich entweder direct mit Schopenhauer'schen Gedanken beschäftigen oder aufs stärkste von diesen beeinflußt sind. So erfreulich es nun auch ist, daß die Gegenwart sich bemüht, das wieder gut zu machen, was eine frühere Zeit durch ein eifriges Secretiren an Schopenhauer gesündigt hat, so erweckte die immer mehr schwellende Fluth der Schopenhaueriana doch schon seit längerer Zeit den Wunsch nach einem Sammelwerke, das in übersichtlicher Weise die Orientirung auf diesem Gebiete erleichterte. Diesem Bedürfnisse sucht ein soeben bei Brockhaus erschienenes Werk von J. Laban: „Die Schopenhauer-Literatur", abzuhelfen. Ursprünglich hatte der Verfasser die Absicht, eine pragmatische Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie zu liefern, welchen Plan er jedoch aus einem weiter unten zu erörternden Grunde aufgegeben hat. Ich halte dies übrigens für kein Unglück, denn abgesehen von allem andern will es mir scheinen, daß ein solches Unternehmen noch nicht zeitgemäß ist, weil wir noch mitten in der durch Schopenhauer veranlaßten Entwickelung begriffen sind. Dagegen ist es sehr erfreulich, daß der Verfasser sich entschlossen hat, die zu dem oben bezeichneten Zwecke gesammelte Literatur in ansprechender Weise zusammen zu stellen. So erhalten wir denn zunächst S. 33—39 eine Uebersicht über die sämmtlichen Ausgaben Schopenhauer's. Wer auf Zahlen zu achten gelernt

Digitized by Google

hat, wird mit Intereſſe vernehmen, daß die erſte Auflage der „Welt als Wille und Vorſtellung" (1819) erſt nach fünfundzwanzig Jahren, die vierte ſchon nach ſechs Jahren vergriffen war. Dann folgt S. 39—45 die ſämmtliche biographiſche Literatur, und endlich S. 46—123 der Haupttheil der Arbeit, die auf Kritik, Erläuterung und Weiterbildung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie bezüglichen Schriften und Artikel, denn auch die kleineren in Zeitſchriften zerſtreuten Arbeiten berückſichtigt Laban. Bei der Schwierigkeit freilich den Stoff herbeizuſchaffen, wird man es dem Verfaſſer nicht verdenken, daß er von vorn herein gegen das Anſinnen der abſoluten Vollſtändigkeit proteſtirt. Immerhin bleibt ſein Unternehmen ein ſehr dankenswerthes.

Ich ſagte oben, daß Laban urſprünglich die Abſicht gehabt habe, eine ausführliche Geſchichte der ſich an Schopenhauer anlehnenden Entwickelung der Philoſophie zu geben. Wäre er den Schopenhauer'ſchen Grundgedanken, von denen er offenbar früher ausgegangen iſt, treu geblieben, ſo hätte er vermuthlich dieſe ſeine Abſicht zur Ausführung gebracht. Aber nachdem ſein Denken einen anderen, von Schopenhauer ſich weit entfernenden Weg eingeſchlagen hatte, ſchwand ihm vermuthlich die Freudigkeit zu einem ſolchen Unternehmen, und er hat uns ſtatt deſſen in einer Einleitung (S. 7—32) ſeinen eigenen Standpunkt der Schopenhauer'ſchen Lehre gegenüber dargelegt. Dieſer Verſuch erſcheint mir ſo intereſſant, daß ich den Leſer auffordern möchte, denſelben mit mir einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Den Hauptirrthum Schopenhauer's findet Laban darin, daß demſelben die Philoſophie in gleicher Weiſe Herzensſache war, wie dem naiven Menſchen die Religion. Um dieſes einzuräumen, braucht man nach ſeiner Anſicht nur an den Eifer zu denken, mit dem Schopenhauer immer wieder darauf hinweiſt, in welch überraſchender Uebereinſtimmung ſich die älteſte und beſte der Religionen, die indiſche, mit ſeiner Philoſophie befindet — ich füge hinzu, daß es Schopenhauer ſtets mit beſonderer Genugthuung vernahm, daß in manchen Individuen ſeine Gedanken „religiös wirkten". Auch daß ihm Religion und Philoſophie beide in dem Zwecke, das „metaphyſiſche Bedürfniß" zu befriedigen, zuſammenfallen, zeigt die Uebereinſtimmung. So iſt denn auch Schopenhauer in tief eingewurzelten Zeitanſchauungen befangen, indem er ſich von dem alten Irrthume, daß die Philoſophie ancilla theologiae ſei, nicht völlig frei gemacht hat. Die Philoſophie aber hat nur ein Werkzeug, welches ſie zu jenem Endziele führt: die Erkenntniß, und ſo wird man es begreiflich finden, wenn in der Apologie der Erkenntniß ſelbſt der verſtockte Peſſimiſt zum Optimiſten wird. Nun iſt es aber ein ſchwerer Irrthum, zu meinen, daß die Wahrheit nothgedrungen mit dem „höchſten Gute", alſo im Schopenhauer'ſchen Sinne mit der Befriedigung des metaphyſiſchen Bedürfniſſes, zuſammenfallen müſſe. Denn das heißt die Wahrheit um des in ihr enthal-

Digitized by Google

tenen Werthes suchen, während es für die Wahrheit immer ein übles Merkmal gewesen ist, wenn überhaupt noch irgend etwas neben ihr, verdeckt oder unverdeckt, als gleichberechtigt hat stehen dürfen. Die Wahrheit hat mit der Befriedigung des Menschen nichts zu thun; fiat veritas, dum pereat mundus.

Ich glaube, Laban kämpft in den oben dargelegten Gedanken gegen einen selbstgeschaffenen Gegner. Allerdings ist das metaphysische Bedürfniß nach Schopenhauer sowohl die Quelle der Philosophie als auch der Religion — wie sollte auch sonst der Mensch dazu kommen, über die Räthsel des Daseins nachzusinnen, wenn nicht jenes Bedürfniß vorhanden wäre? Damit ist aber keineswegs gesagt, daß nunmehr dem Denken ein bestimmter Weg vorgezeichnet sei, sondern dasselbe geht, wenn es ein wissenschaftliches ist, seinen Weg ganz selbständig, ohne sich um die Consequenzen zu kümmern. Schopenhauer hat dies selbst in der denkbar schärfsten Weise ausgesprochen: Die Metaphysik hat nur eine einzige Verpflichtung; denn es ist eine, die keine andere neben sich duldet: die Verpflichtung wahr zu sein. Wollte man neben dieser ihr eine andere auflegen, wie etwa die, spiritualistisch, optimistisch, ja auch nur die, moralisch zu sein, so kann man nicht zum voraus wissen, ob diese nicht der Erfüllung jener ersten entgegenständen, ohne welche alle ihre sonstigen Leistungen offenbar werthlos sein müßten (vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, S. 209). Nicht minder unzutreffend scheint mir das Urtheil Laban's über die Werthschätzung der Erkenntniß bei Schopenhauer zu sein. Stets hat Schopenhauer der Erkenntniß nur einen bedingten Werth beigemessen; denn da sie nur innerhalb gewisser durch Raum, Zeit und Causalität gezogener Schranken möglich ist, so ist sie auf Erscheinungen beschränkt; „die wirkliche positive Lösung der Räthsel der Welt muß etwas sein, das der menschliche Intellectus zu fassen und zu denken unfähig ist".

Das ist jedoch nicht der Haupteinwurf Laban's gegen das Schopenhauer'sche System; zu diesem Zwecke begiebt er sich auf Darwinistisches Gebiet und schießt von da eine mächtige Platzpatrone gegen dasselbe ab. Laban hat nämlich die Schwenkung Nitzsche's vom Schopenhauerianismus zum Naturalismus mitgemacht und glaubt in der principiellen Abweisung der Metaphysik einen Standpunkt gefunden zu haben, der den Ergebnissen moderner Naturwissenschaft besser entspricht. Er gelangt damit freilich zu einem Pessimismus, gegen den der Schopenhauer's nur ein Kinderspiel ist. Wenn Schopenhauer nämlich auch einerseits in seiner Lehre von der Positivität des Schmerzes das Leben als bitter und elend anerkennt, so hat er dennoch einen Trost bereit, welcher dem Schmerze seinen Stachel nimmt. Denn wer trägt die Schuld an unserm Elend? Wir selbst, d. h. unser Wille, welcher, von Haus aus frei, dieses Leben und damit das ganze Elend gewollt

Digitized by Google

hat. Daß dem so sei, zeigt das in uns allen innewohnende Schuldgefühl. Wenn wir aber ganz und voll zur Erkenntniß dieser Wahrheit gekommen sind, so ist uns damit in der Möglichkeit der Verneinung des Willens zum Leben die Möglichkeit gegeben, zur Erlösung durchzudringen und uns in einen Zustand zu versetzen, dessen positive Beschaffenheit uns allerdings unbekannt ist, der aber jedenfalls alles Leid ausschließt. Diesen „ethischen Pessimismus" sucht nun Laban an einer Stelle zu durchlöchern, welche, in der That als falsch nachgewiesen, allerdings seine Unhaltbarkeit darthun würde. Es ist das Schuldgefühl. Wie, wenn dasselbe, trotz seiner zugestandenen Existenz, ein unberechtigtes wäre? Das ist es aber, sobald uns nachgewiesen wird, daß die ganze Moral nicht minder einen natürlichen Ursprung hat wie alles andere. Denn dann sind unsere moralischen Handlungen in jeder Beziehung nothwendig, und von einer Verpflichtung sich schuldig zu fühlen, kann für den Menschen keine Rede mehr sein. Nun hat aber die an Darwin sich anlehnende Entwickelung einen guten Schritt vorwärts gethan zur Aufhellung dieses bisher der natürlichen Erklärung versperrten Gebietes; sie hat begonnen, dasselbe für die Physik zu reclamiren und die Metaphysik aus ihrer Hochburg zu vertreiben. Sind die Resultate auch vorläufig noch lückenhaft und zum Theile problematisch, so ist die Hauptsache dabei dennoch schon entschieden: von einer Metaphysik kann, wenn die Moral natürlichen Ursprunges ist, nicht mehr die Rede sein; dieselbe gehört dann zu den Träumen der Vergangenheit.

Die soeben skizzirte Laban'sche Ansicht stimmt ungefähr mit den Resultaten eines vor wenigen Jahren erschienenen Buches von Paul Rée („Der Ursprung der moralischen Empfindungen". Chemnitz 1877) überein. Rée behauptet nämlich gleichfalls, daß die sittlichen Empfindungen nur auf Anerziehung und Ueberlieferung beruhen. Der Verfasser zieht denn auch die praktischen Consequenzen seiner Grundansicht; so heißt es Seite 21: „Wüchse jemand unter genau entgegengesetzten Verhältnissen auf, hörte er von Jugend an Hartherzigkeit, Neid, Schadenfreude gut genannt und gelobt, die Selbstlosigkeit hingegen schlecht genannt und getadelt, würde ihm auch direct eingeprägt, daß es löblich sei, möglichst viele seiner Mitmenschen (aus demselben Staate) umzubringen oder sonst zu schädigen, zu ärgern und zu quälen, während es schlecht und verwerflich sei, den Regungen des unegoistischen Triebes nachzugeben und für andere zu sorgen, dränge diese Unterscheidung auch durch Bücher und Schauspiele immer wieder auf ihn ein, so würde es ihm auch natürlich werden, die Jago's, Richard's, Goneril's lobenswerth und gut, die Posa's schlecht zu nennen." Und weiter unten: „Wäre z. B. dem barmherzigen Samariter dieser Unterschied beigebracht worden, so würde derselbe, falls sein unegoistischer Trieb ihn verleitet hätte, trotzdem barmherzig

Digitized by Google

zu ſein, hierüber Gewiſſensbiſſe empfunden haben" u. ſ. w. — Doch iſt es nicht etwa die Furcht von den Conſequenzen, welche die Zuſtimmung zu Laban's Anſicht unmöglich macht; denn mögen dieſelben auch noch ſo grell ſein, ſo dürfen ſie doch nicht den Ausſchlag geben, wo es ſich um einfache Conſtatirung der Wahrheit handelt. Aber ich glaube, daß Laban viel zu leicht über eine Thatſache hinwegleitet, welche nun einmal zum eiſernen Beſtande unſeres Bewußtſeins gehört: ich meine den Unmuth über die begangene immoraliſche Handlung, das Gefühl der Verantwortlichkeit. Freilich iſt dasſelbe nicht bei allen Menſchen gleichmäßig vorhanden, aber darum iſt es noch keineswegs ein unberechtigtes, künſtlich entwickeltes, ſondern daraus ergiebt ſich nur die von Schopenhauer genugſam erörterte Thatſache, daß die moraliſchen und antimoraliſchen Beſtandtheile in den individuellen Charakteren in unendlich verſchiedenen Miſchungen vorhanden ſind. Auch iſt dies Gefühl der Verantwortlichkeit für die eigentliche That ſtets und überall vorhanden geweſen, und wenn trotzdem Laban es mit Nitzſche eine ſehr wandelbare Sache nennt, ſo iſt dies nur möglich, weil er Sitten und Sittlichkeit verwechſelt. Aber ferner läßt ſich von jenem Standpunkte aus nicht erklären, woher denn der Widerſtreit zwiſchen moraliſchem und natürlichem Willen entſpringt, wenn beide aus der nämlichen Quelle ſtammen, d. h. wenn beide natürlich ſind. Die Moralität muß vielmehr eine Quelle haben, „welche über die Natur hinaus liegt", auf einem Gebiete, welches ſich unſerer näheren Erkenntniß allerdings entzieht, darum aber noch nicht eine „phantaſtiſche Conſequenz" iſt, ich meine auf dem von Kant entdeckten Gebiete der intelligibelen Freiheit.

Demnach ſcheint es mir undenkbar, daß man von dem ethiſchen Peſſimismus Schopenhauer's weitergehe zu einem anethiſchen und antimetaphyſiſchen Peſſimismus, wie ihn Laban verficht, vielmehr kann ich darin nur einen übel angebrachten Monismus ſehen, der freilich vernünftig gemeint und waſſerklar iſt, ebendeshalb aber in der Erklärung dieſer Welt ungleich weniger leiſtet, als der Dualismus Schopenhauer'ſcher Weltanſchauung. Indem ich ein auf die Poeſie bezügliches Wort A. W. von Schlegel's auf die Philoſophie anwende, behaupte ich: Unſer Daſein beruht auf dem Unbegreiflichen, und die Philoſophie, welche die Deuterin deſſelben ſein will, kann dieſes nicht rein auflöſen wollen.

E. Z.

Literatur.

Aus der Petersburger Geſellſchaft. Neue Folge. Dritte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881. — In dieſer neuen Auflage vermehrt und fortgeſetzt bis zur Gegenwart, iſt das Buch reich an intereſſanten, zum Ver-

Digitized by Google

ständnisse der russischen Geschichte dienenden Mittheilungen. Im Allgemeinen ist die vorliegende zweite Sammlung mehr den Zuständen, als den Persönlichkeiten gewidmet, dem Beamtenthum, den Nationalitäten, dem Unterrichtswesen, Presse und Wissenschaft; aber auch an persönlichem Detail giebt der Verfasser aus seiner bekannten Kenntniß der intimsten russischen Vorgänge viel Bemerkenswerthes ans Licht. Ueberraschend ist, was über den politischen Einfluß der verstorbenen Kaiserin gesagt ist, minder überraschend die Charakteristik, die dem Großfürsten Nikolaus, dem Höchstcommandirenden im letzten Kriege, zu Theil wird. Vom Thronfolger heißt es, daß er als ein ernsthafter Mann gelte, daß die Achtbarkeit seines Privatlebens selbst von der Klatschsucht Neu-Petersburgs nicht angetastet werde und daß man in den wissenden Schichten der Gesellschaft ziemlich einstimmig der Meinung sei, „während des Krieges und während der auf denselben folgenden schwierigen Zeiten sei der Erbe der russischen Krone zum besonnenen, der Verantwortlichkeit seiner Stellung sich bewußten Manne geworden, zu einem Manne, der Irrthümern und Vorurtheilen keineswegs fremd ist, der nicht weiter zu sehen vermag, als andere Leute, dem es aber um die Dinge wirklich ernst ist und der da weiß, was er will." Ueber Loris-Melikoff, den „unscheinbaren und kleinen und häßlichen alten Herrn mit den an das Jüdische erinnernden orientalischen Gesichtszügen und schwarzen Seitenlocken" ist das Urtheil des Verfassers noch zurückhaltend. Er schreibt: „Wem gegönnt gewesen, in so kurzer Zeit und mit so einfachen Mitteln so außerordentliche Erfolge zu erzielen, d. h. ein anscheinend dem Abgrunde der Anarchie zurollendes Staats- und Gesellschaftswesen eine Weile im Gleichgewichte zu halten, dem wird eine hervorragende politische Bedeutung nicht wohl bestritten werden können. Nichtsdestoweniger ist die stereotype Antwort, die man auf alle Fragen über Loris-Melikoff's Eigenthümlichkeiten und nach dem Kaliber seines politischen Talentes bekommt, diese: daß der Graf ein eminent praktischer Mensch, ein echter Armenier sei und daß er die Leute richtig zu behandeln wisse. In der Gunst des Kaisers behauptete sich der Präses der Administrativcommission, weil er dem um die Sicherheit seiner Person besorgten Monarchen die Empfindung zu geben wußte, daß seit Beseitigung der allgemeinen Nihilistenfurcht Nihilistencomplote nicht mehr zu fürchten seien und weil er weder „principielle Entscheidungen" noch störende Aenderungen des Regierungsmechanismus und des Herkommens verlangte, sondern von Fall zu Fall das Nöthige anordnete, ohne Se. Majestät zu incommodiren und ohne sich auf die Erörterung von Principienfragen einzulassen. Den Thronfolger hat der Graf dadurch gewonnen, daß er allem Terrorismus abhold war, daß er die öffentliche Meinung möglichst berücksichtigte und bei Gelegenheit Männer des „liberalen" Vertrauens heranzog und daß er trotz der durch die Umstände gebotenen Strenge gegen politische Unruhestifter aller Gattungen und Orten der Möglichkeit eines förmlichen Systemwechsels nicht nur nicht präjudicirte, sondern dieselbe vielmehr offen hielt." Die Bedeutung des kaiserl. Ukases vom 6. (18.) August, wodurch die berufene dritte Abtheilung aufgehoben und Loris-Melikoff zum Minister des Innern ernannt wurde, wird vom Verfasser nicht eben hoch veranschlagt: anstatt des Beginns einer neuen Aera sei darin wesentlich eine Wiederherstellung früherer Zustände zu sehen. G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 28. October 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by G

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 45.

Inhalt:

	Seite
Parteien und Volk. Von W. Lang	689
Die Anfänge der preußischen Marine und Colonialpolitik. Von W. de Porta	696
Ein neuer Stich nach Raffael's Cäcilia. Von A. Springer	709
Die parlamentarischen Anfänge des Fürsten Bismarck	713
Die Zusammenfassung der deutschen Armenpflege. Von Th. Landgraff	718
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Berlin. Die Eröffnung des preußischen Landtages	721
Literatur:	
W. Herbst, Encyklopädie der Neueren Geschichte. — M. Roeder, Italienische Dichter- und Künstlerprofile. — Sarmaticus, Der polnische Kriegsschauplatz. Heft II. — E. Palleske, Die Kunst des Vortrages. — Ph. Zorn, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. — Siemering's Auszug des deutschen Volkes zum Kriege 1870	725

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zuſendungen für die Redaction der Wochenſchrift „Im neuen Reich“
ſind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenſtraße 44, zu richten.

Parteien und Volk.

Ein anderes ist es, als Staatsbürger seine Pflichten thun, ein anderes, als Mann des Parlamentes wirken. Auch vom einfachen Bürger verlangt unsere Zeit und die Lage des Vaterlandes, nicht blos daß er Theilnahme zeige an den öffentlichen Dingen, sondern auch, daß er Grundsätze habe, eine Ueberzeugung, den Willen, den ihm verliehenen Einfluß in eine bestimmte Wagschale zu legen. Doch verwickelter ist die Aufgabe des Erwählten, der mit seinem Rathe der Regierung beistehen soll. Hier genügen nicht Grundsätze, auch nicht die geistige Ausrüstung und der gute Wille. Auf dem Boden der praktischen Politik kommt noch ein anderes Moment hinzu, die Taktik, und diese pflegt Unterschiede zu schaffen auch unter denen, die nach gleichen Zielen streben. In Deutschland gesellt sich dazu noch der unbezwingliche individualistische Hang, die Abneigung gegen Disciplin, die Ungeübtheit, auf kleinere Differenzen zu Gunsten größerer Ziele zu verzichten. Man wird sich also nicht darüber wundern können, daß unser parlamentarisches Leben eine Mannichfaltigkeit der Genossenschaften aufweist, die mit dem Verbindungswesen unserer Hochschulen mehr Aehnlichkeit besitzt als zu wünschen ist. Man wird dies beklagen können, aber es ist nicht zu ändern. Schon vor Jahren ist die übermäßige Zersplitterung der Parteien als ein Uebelstand erkannt worden, sie hat aber mit jedem Jahre nur weitere Fortschritte gemacht. Also darein, scheint es, müssen wir uns finden. Eine ganz andere Frage ist die, inwieferne diese Mannichfaltigkeit des Parteiwesens auf das Volk selbst übertragbar ist und ob eine solche Uebertragung etwas wünschenswerthes wäre. Die Versuchung liegt natürlich dem Parlamentarier nahe, nicht blos für seine Leistungen und nicht blos für seine allgemeine Parteirichtung, sondern auch für seine Zugehörigkeit zu diesem Club, dieser Secte ein Beistimmungsvotum der Wähler sich zu erwirken. Das wird ja auch gar nicht schwierig sein, wenn der Abgeordnete sonst das Vertrauen seiner Wähler genießt. Aber es hat auch nicht viel zu bedeuten. Und man wird sich nicht wundern dürfen oder es Gesinnungslosigkeit schelten dürfen, wenn dieselben Wähler ein andermal ihre Stimme einer um etliche Grade anders schattirten Persönlichkeit er-

Digitized by

theilen sollten. Würde man aber Ernst damit machen, die Fractionsunterschiede zurückzutragen unter die Masse des Volkes, so wäre das wider die Natur der Dinge, es hieße die politische Erziehung des Volkes in eine falsche Bahn drängen.

Diese Bemerkungen sind zunächst veranlaßt durch den Umstand, daß an vielen Orten nationalliberale Wählerversammlungen stattgefunden haben, in denen der bekannte Austritt der Achtundzwanzig aus der Fraction zum Gegenstande von Berathungen und Beschlußfassungen gemacht und so gleichsam ein Plebiscit innerhalb der Partei über die Räthlichkeit dieser Trennung veranstaltet wurde. Nun können ja diejenigen, welche die Abdrängung der Partei von ihrer historischen Stellung als einen verhängnißvollen Abweg betrachten würden, von dem Ausfalle des Plebiscits nur befriedigt sein. Es sind den Ausgetretenen nur vereinzelte Zustimmungserklärungen zu Theil geworden. Ihre Erwartung, daß sie in dem Gros der Parteigenossen im Reiche einen Rückhalt finden oder dasselbe mit sich fortreißen werden, hat sich nicht erfüllt. Aus den Kundgebungen geht hervor, daß die große Mehrheit der Partei im Volke zu der großen Mehrheit der Partei im Reichstage steht. Aber ohne Zweifel haben diejenigen Wählerschaften am correctesten gehandelt, welche einen Spruch ins Allgemeine, zumal bei der unverfänglich farblosen Fassung des secessionistischen Programmes, ablehnen zu müssen glaubten, die eines Urtheils über den Schritt der Austretenden sich enthielten und darauf sich beschränkten, eine Uebertragung der Spaltung in die Reihen der nationalliberalen Wählerschaften einfach abzuwehren. Denke man sich den Fall, daß nur etwa drei oder vier, wenn auch hervorragende Namen ihren Austritt aus der Fraction erklärten, so wäre es wohl Niemanden in den Sinn gekommen, wegen dieses ihres Schrittes die Parteigenossen im ganzen Reiche in Bewegung zu setzen. Nicht der Antheil, wohl aber das Bedürfniß einer Meinungsäußerung hätte sich auf die Wählerkreise der Ausgeschiedenen beschränkt. Nun betrug die Zahl derselben allerdings mehr als zwei Dutzend, ein ganzer Flügel der Partei hat sich abgetrennt, und es entbehrt dieser Vorgang nicht eines principiellen Momentes. Denn wenn auch nicht deutlich ausgesprochen, lag dem lange vorbereiteten Schritte der Achtundzwanzig ein verändertes Verhältniß zur Reichsregierung zu Grunde, und sie wandten sich in der That an die Masse der Parteigenossen, ihre Absicht ging also unzweifelhaft dahin, die ganze Partei auf eine veränderte Grundlage zu stellen. Insofern war die gesammte Partei in das Interesse gezogen. Aber es berechtigte nicht dazu, daß die Wählerschaft von X über Fractionswahl oder -wechsel des Abgeordneten von Y ein Urtheil fällte. Das blieb billigerweise den Wählern von Y vorbehalten. Für die Wählerschaften existiren nicht die Fractionen, existiren nur die Abgeordneten. Im Verhältnisse zu ihren erwählten Ver-

Digitized by Google

treter drücken sie ihr Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten aus. Ob der Abgeordnete ihr Vertrauen genießt oder nicht mehr genießt, das ist für sie die Frage. Daß die Ausgetretenen, die als Nationalliberale gewählt waren, jetzt, da sie es nicht mehr sind, an ihre Wähler sich wenden, und umgekehrt, daß diese sich Rechenschaft von Abgeordneten erbitten, die eine veränderte Taktik gegen die Reichsregierung in Aussicht stellen, ist völlig in der Ordnung. Das Weitere ist vom Uebel.

Es ist in unserm öffentlichen Leben eine Ueberschätzung des Fractionswesens eingerissen. Man blicke einmal zurück auf einen jener parlamentarischen Kämpfe, welche die Leidenschaften aufs heftigste entzündet, wochenlang die Zeitungen angefüllt und alle Gemüther in Aufregung erhalten hatten, auf die Geschäftigkeit hinter der Bühne, die Zwischenträgereien und listigen Stratageme, die Ausgleichversuche und Maklerdienste, die Stimmenzählerei und -werberei — schon nach wenigen Tagen pflegt dieses ganze Treiben, von dem noch eben das Schicksal des Vaterlandes abzuhängen schien, in Vergessenheit zurückzusinken, es bleiben einzig die großen politischen Resultate, die doch nicht jederzeit eine Förderung durch das Medium dieser fractionspolitischen Behandlung erfahren haben. Schon heute hat man Mühe sich auf Dinge wie den „Antrag Frankenstein" zurückzubesinnen, der vor nicht langer Zeit den Mittelpunkt der Weltgeschichte zu bilden schien. Auch was werth ist mit freudiger Zustimmung aufgenommen zu werden, wird nicht selten in seiner Wirkung beeinträchtigt durch die Art und Weise, wie es erkämpft und zu Stande gekommen ist. Große Parteien, ja diese entspringen naturgemäß aus dem mütterlichen Boden des Volkes; für die Fractionen, wie sie sich bei uns herausgebildet haben, ist geringes Verständniß vorhanden, und es wäre schwer, die innere Nothwendigkeit dieses Zustandes nachzuweisen, der unserm öffentlichen Leben eine so malerische Buntheit verleiht. Unentbehrlich ist die Gruppirung der Gleichgesinnten in den Parlamenten als ein Mittel politisch zu wirken, aber es ist auch bloßes Mittel. Es ist weniger wichtig, daß die Fractionen floriren, als daß sie einem gedeihlichen Gange der Geschäfte nicht im Wege stehen. Man hat dem Fürsten Bismarck geradezu die Absicht zugeschrieben, die alten Parteien zu verwirren und zu zerreiben, um mit Hilfe ihrer Trümmer seine Pläne leichter durchzusetzen. Es mag sein, daß dies wirklich die Absicht des Reichskanzlers ist, und ohne Frage ist dies sehr unbequem für die Verbindungen, die einmal bestehen und die den natürlichen Trieb haben, durch Zahl und Qualität sich gegeneinander zu behaupten. Aber möglich ist es ja doch, daß der Verstoß gegen dieses Interesse der Verbindungen gleichbedeutend ist mit einem Gewinne für höhere Interessen. Wenn wirklich durch die Zerreibung der alten Parteien der Gang der Geschäfte gefördert oder die Durchführung wichtiger Pläne erleichtert würde, so

Digitized by Google

wäre sie ein Ziel aufs innigste zu wünschen, und nur darauf kommt es an, ob die fraglichen Pläne wirklich dem Gemeinwohle dienen. Uebrigens könnte ja auch der allmächtige Wille des Kanzlers nicht an die Auftrennung der Parteien denken, wenn diese auf einer gesunden Basis stünden, wenn sie nicht zuvor von innerer Auflösung ergriffen wären. Das Spiel großer Parteien, die von verschiedenen Gesichtspunkten die öffentlichen Dinge betrachten, die um die Herrschaft streiten, in der Herrschaft sich ablösen, gilt im modernen Staate als unentbehrlich. Von diesem Ideale haben sich aber unsere Parteien immer mehr entfernt, ja sie sind stets davon weit entfernt gewesen. Aus unserer politischen Vergangenheit haben wir Denominationen mit in das neue Reich herübergenommen, die, wo nicht verbraucht, doch ganz und gar nicht mehr zureichend sind. Noch immer ist uns die alte Ueberlieferung des Hauptgegensatzes von liberal und conservativ geläufig. Und doch zeigt uns jede ernsthafte Frage, die im Reichstage zur Verhandlung steht, wie unzutreffend diese Unterscheidung ist. Bei der ersten wichtigen Beschlußfassung, der über die Reichsverfassung im April 1871, ist die Scheidung nicht zwischen liberal und conservativ erfolgt, sondern sie ging mitten durch die Conservativen und mitten durch die Liberalen, das heißt, ein Theil der Conservativen und ein Theil der Liberalen stand zusammen gegen einen andern Theil der Conservativen, der mit einem Theile der Liberalen ging. Und diese Art der Theilung hat sich im Wesentlichen bei allen wichtigen Beschlußfassungen bis auf den heutigen Tag wiederholt. Deutlicher kann nicht der Beweis geliefert werden, daß jene überlieferte Parteitheilung den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. Diesem Umstande, nämlich daß die bestehenden Parteien mit den politischen Interessen sich nicht wirklich decken, ist es zuzuschreiben, daß der Grund unserer Parteien ins Wanken gekommen ist. Anstatt jedoch dazu zu führen, daß nun große Parteigruppen nach den im Wesentlichen sich wiederholenden Hauptgesichtspunkten sich bildeten, ist die Folge vielmehr nur die gewesen, daß die alten Parteien in noch kleinere Gruppen auseinanderfielen. Ein Zustand, der dadurch vollends verhängnißvoll wird, daß dieser Zersplitterung gegenüber eine starke geschlossene Partei vorhanden ist, die überhaupt nur als ein Hemmniß unserer politischen Entwickelung zu betrachten und geradezu als solches zu wirken beflissen ist, die klerikale, die jetzt so ziemlich über die ganze katholische Bevölkerung des Reiches gebietend, wie den Weg zur Seligkeit, so auch die politische Losung von einer auswärtigen Macht empfängt.

Also, die gegenwärtigen Parteien entsprechen nicht den Verhältnissen im Reichstage, sie entsprechen noch weniger den Verhältnissen im Volke, aus dem die Abgeordneten hervorgehen. Jede Wählerschaft wird in Verlegenheit kommen, wenn sie in Fragen, die mehr das Fractionswesen angehen als die Politik,

Digitized by Google

eine Entscheidung treffen soll. Sind schon im Reichstage die Begriffe liberal und conservativ flüssig geworden, so ist das in der Masse der Wähler noch viel mehr der Fall, und gänzlich zweifelhaft steht diese denjenigen Unterschieden gegenüber, die wiederum innerhalb der liberalen Partei im Reichstage entstanden sind. In der Regel wird eine entschiedene Parteistellung überhaupt erst durch den Gegensatz bestimmt: die eigenen Grundsätze und Neigungen treten schärfer und bewußter hervor, wenn ein Mann oder Grundsätze auf den Schild erhoben werden, die den Widerspruch herausfordern. Da kann mit einem Male eine Wählerschaft kriegerisch aufflammen, die bis dahin kaum sich rührte, und umgekehrt kann sie wieder in Erschlaffung zurücksinken, wenn das Moment des Gegensatzes fehlt. Im Uebrigen ist es eine bekannte Thatsache, daß der Wahlmann geneigt ist, nicht so sehr auf die politische Farbe, als vielmehr auf das Ganze der Persönlichkeit zu sehen, die man ihm bringt. Natürlich innerhalb eines gewissen Rahmens. Er wird nicht deshalb einem klerikalen Candidaten die Stimme geben, weil derselbe als ein persönlich achtbarer Mann gilt, aber wo solche große Parteigegensätze nicht im Spiele sind, wird er mehr darauf sehen, welcher Candidat ihm im allgemeinen vertrauenswürdig erscheint, als in welchem Club der Zukünftige voraussichtlich seine Abende verbringen wird. Ebendeshalb ist es ein besonderes Absehen der Parteien, solche Männer für die Candidatur zu gewinnen, die schon im Voraus unter ihren Mitbürgern Vertrauen und Ansehen genießen. Ein politischer Umschlag des Wahlkreises erfolgt zuweilen blos aus dem Grunde, weil es der andern Partei gelungen ist, eine vertrauenswürdigere Persönlichkeit als Aushängeschild zu gewinnen. Ich will ein Beispiel aus meiner Heimath anführen, obgleich die Parteiverhältnisse Württembergs im Verrufe stehen und in der That nicht den Anspruch erheben können als normal zu gelten. In einem württembergischen Wahlkreise, zu dem eine ansehnliche, gebildete, handelsthätige Stadt gehört, und der bis dahin immer national gewählt hatte, sandte man bei den vorigen Wahlen einen Mann der Volkspartei in den Reichstag. Warum? Weil die politische Stimmung des Bezirkes Heilbronn umgeschlagen hat? Keineswegs. Weil man vielmehr nach einem Manne des Vertrauens suchte und diesen in der Person eines Handelsherrn der Stadt fand, der fast als der erste Bürger derselben geschätzt ist, makellosen, zuverlässigen Charakters, aber in der Politik leider von demokratischer Gesinnung. Gegen ihn konnte ein anderer Bewerber schlechterdings nicht aufkommen. Das soll nun gar nicht als ein nachahmungswürdiges Beispiel erwähnt sein. Im Gegentheile. Es ist politisch in hohem Grade verwerflich. Aber wie ankämpfen gegen die Motive, welche die Bürgerschaft bestimmten? Und zuletzt ist ja der wirkliche Schaden, der dadurch angerichtet wird, nicht so erheblich. Er wird ausgeglichen werden.

Digitized by Google

Auch auf der andern Seite wird es nicht an Volksvertretern fehlen, die weniger dem Umstande, daß ihre politische Gesinnung mit derjenigen der Wähler sich deckt, als vielmehr dem Umstande ihr Mandat verdanken, daß sie durch Einfluß, Stellung und Ansehen unter ihren Mitbürgern hervorragen. Und dabei fällt immer noch der Vortheil ab, daß eine gewisse Toleranz gefördert wird, die unseren politischen Sitten wohl ansteht. Für die Thätigkeit der Parteien liegt in der Hartnäckigkeit, womit die einzelnen Wählerschaften auf Männern ihres speciellen Vertrauens und ihres localen Stolzes bestehen, erfahrungsgemäß eine besondere Schwierigkeit. Sie wirft oft alle politischen Berechnungen über den Haufen. Das aber liegt auf der Hand, daß wenn wir nur wenige, große, scharf sich abhebende Parteien besäßen, dann diese störende Einwirkung des localen Elementes immer mehr zurücktreten müßte. Dann wirklich könnte man von jedem Bürger verlangen, daß er durch Zugehörigkeit zu einer der Parteien seine Theilnahme an den öffentlichen Dingen beweise. Diesen Dienst leisten unserm politischen Leben bisher einzig die Klerikalen. Sie sind in unserm Reiche das erste Beispiel einer wirklichen Partei.

Daß unser gesammtes öffentliches Leben in der Form des Gegenspieles großer Parteien sich erfülle, wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Inzwischen aber sollte man keine Rückschritte machen, und ein Rückschritt wäre es, wenn man die kleinen Parteiungen, in welche sich die Männer des activen politischen Lebens spalten, in das Volk selbst zurücktragen wollte. Die Volksmassen sind der tiefe Grund, aus dem sich die Vertretung je und je erneuert, und es ist ihr besonderes Vorrecht, daß sie wohl von allgemeinen politischen Strömungen durchzogen sind, die es zu unterhalten oder zu bekämpfen gilt, daß sie aber frei und unberührt sind von den verborgenen künstlichen Mitteln und Mittelchen, deren die handelnden Personen nicht entrathen können. Natürlich ist es ein Mangel, daß die Massen von der Art, wie Politik gemacht wird, nur eine dunkle Vorstellung haben, und die Ursache anhaltender Irrthümer kann es sein, daß ihnen die Werkstätten der politischen Action ferne gerückt sind. Aber auch ein unschätzbarer Vorzug ist es, die politische Unschuld der Volksseele liegt darin, und ihre Idealität. Nur die großen wesentlichen Züge der werdenden Geschichte lassen sie auf sich wirken, unbekümmert um das mühselige Beiwerk, ohne das nun einmal keine Idee in die Wirklichkeit treten kann. Tief prägen sich ihnen die historischen Thatsachen, Wendungen, Umwälzungen ein, und dadurch wird ihnen eine gewisse Sicherheit des Instinctes zu eigen, die sie zuweilen sogar zu einer Correctur der Volksvertretung befähigt, wie dies beispielsweise bei der ersten Berathung des Militärseptennats der Fall gewesen ist. Die Natur der Dinge selbst sorgt dafür, daß die Meinungen im Volke stets unter große Gesichts-

Digitized by Google

punkte und Gegensätze sich einreihen, denn bei den Wahlen handelt es sich zuletzt um einfache Gegnerschaften, verschiedene Schattirungen müssen sich von Anfang an unter eine gemeinsame Fahne stellen, und auch wo anfangs die Stimmen mehrfach sich theilen, bleiben beim entscheidenden Gange doch nur zwei Lager übrig, in deren eines man den Fuß setzen muß mit Hintansetzung aparter Neigungen. Nun stehen unsere Wählerschaften noch immer unter dem Eindrucke der mächtigen Thatsachen, die unser Reich geschaffen haben, und unter dem Eindrucke der seltenen Persönlichkeit, die Bewunderung oder Haß herausfordernd im Mittelpunkte dieser Thatsachen steht. Sollen die Massen unseres Volkes politisch classificirt werden, so kommt in allererster Linie in Frage, wie sie zum Reiche stehen und zu den Reichsgewalten. Auf diesen Punkt concentriren sich die Neigungen und die Abneigungen, die Sorgen und die Interessen. Nicht leicht wird irgendwo ein heftiger Wahlkampf entbrennen, ohne daß auf der einen Seite für Reich und Reichsregierung, auf der andern dawider gestritten wird. Die Debatte mag noch so sehr in Einzelnes und Abgelegenes sich vertiefen: dies ist immer die Grundstimmung, aus welcher von beiden Seiten der Kampf geführt wird. Daran hat auch die neue Wirthschaftspolitik nichts ändern können. Denn diese ist ein Experiment, und das Urtheil darüber war zunächst wesentlich davon abhängig, ob man der Reichsregierung hinlänglich Vertrauen schenkte, um ihr ein solches Experiment zu gestatten, auf einem Gebiete, auf dem wir vermuthlich noch für lange Zeit auf den Weg des Experimentes, das heißt, des Suchens nach dem Richtigen an der Hand der Erfahrung, gewiesen sind. Einfache, große Gesichtspunkte, wenn man will Stimmungen, sind zuletzt für die Masse der Wähler das Entscheidende. Sollten sie auf Fractionsprogramme vereidigt werden, so wäre die natürliche Ergänzung die, daß andererseits den Abgeordneten das imperative Mandat mitgegeben würde. Also noch einmal, ein anderes ist es, als Staatsbürger seine Pflichten thun, ein anderes, als Mann des Parlamentes wirken. Es sind zwei Sphären der politischen Thätigkeit, die besser auseinandergehalten als verquickt werden, und wenn unser Parteiwesen allerdings eine Reform brauchen kann, so ist vorzuziehen es reformirt sich nach den großen einfachen Gegensätzen, die im Volke lebendig sind, als daß umgekehrt die künstlichen Theilungen des ins Kraut geschossenen Fractionswesens in das Volk übertragen werden. W. Lang.

Digitized by Google

Die Anfänge der preußischen Marine und Colonialpolitik.*)

Der große Kurfürst, der erste und eigentliche Gründer der preußischen Großmacht war auch der Schöpfer unseres Handels zur See und der preußischen Marine. Mit der Erwerbung Pommerns erkannte er in seinem scharf- und weitblickenden Geiste sofort die Vortheile, einen Seehandel in der Ostsee zu begründen und machte dazu mehrere Pläne und Versuche, die indessen wieder aufgegeben werden mußten, als der westfälische Frieden den Kurfürsten nöthigte, den besten Theil Pommerns nebst dem Besitze der Oder und den Hauptseestädten an Schweden zurückzugeben. In Folge dessen verfiel der Kurfürst auf einen andern Gedanken. Er kaufte von der dänischen Krone das Fort von Tranquebar auf der Küste von Coromandel für 90 000 Thaler und 100 000 Thaler in Actien der künftigen, dort zu gründenden Handelscompagnie. Aber auch die Ausführung dieses Planes unterblieb wegen der kriegerischen Ereignisse jener Zeit, namentlich wegen des Krieges mit Schweden. Dennoch ward dieser Krieg die eigentliche Veranlassung zum Ursprunge der brandenburgischen Marine und der afrikanischen Compagnie.

Bengamin Raulé, Schöffe von Middelburg in Seeland, ein unternehmender, obgleich etwas abenteuerlicher und verschuldeter Mensch, aber erfahren im Handel und Seewesen, schlug dem Kurfürsten vor, auf seine Kosten Caper ausrüsten zu lassen, um gegen die Schweden und Franzosen zu kreuzen. Der Plan fand Beifall und Raulé brachte in kurzer Zeit zwanzig schwedische Fahrzeuge auf. Die Holländer, fürchtend, daß diese Caperei ihren Handel mit Schweden beeinträchtigen möchte, gaben indessen der Protestationen des Kurfürsten unerachtet alle diese Prisen wieder frei. Nun beschloß dieser, sich des Raulé und seiner Schiffe zur Wiedereroberung von Schwedisch-Pommern zu bedienen. Es wurde ein kleines Geschwader von drei Fregatten mit zwanzig, achtzehn und vierzehn Kanonen, zwei Fahrzeugen von vier Kanonen und sechs Schaluppen ausgerüstet, das ins baltische Meer stach, um auf die schwedischen Schiffe zu fahnden. Das Vorhaben gelang; denn als am 28. März 1676 die dänisch-holländische Flotte auf der Höhe von Jasmund einen vollständigen Sieg über die schwedische Flotte erfocht, bemächtigten sich die brandenburgischen Fregatten eines schwedischen Kriegsschiffes von zweiundzwanzig und eines Branders von acht Kanonen und bald darauf auch einer Galliotte, auf der man den berühmten Obersten Wangetin vorfand. Eben so fuhren die Fregatten fort, die pommerschen Küsten einzuschließen, brachten eine Menge Prisen auf, ja, Raulé drang mit zehn leichten Fahrzeugen sogar in das

*) Vornehmlich nach dem Werke des Grafen von Borke.

Digitized by Google

Frischhaff, verjagte die Stettiner Schiffe daraus und unterstützte den Kurfürsten in seinen Operationen gegen die an der Oder belegenen Plätze. Der Kurfürst, höchlichst erfreut über solche Erfolge, ernannte Raulé zum Generaldirector seiner Marine und rüstete im Jahre 1677 ein noch viel bedeutenderes Geschwader aus, um Stettin und Stralsund die Zufuhr vom Meere her abzuschneiden und die Belagerung von Stettin zu unterstützen. Auch diese Unternehmung gelang vollständig und war die wesentlichste Ursache mit zur Uebergabe von Stettin. Im folgenden Jahre ließ der Kurfürst nicht weniger als zehn Fregatten auslaufen und bewerkstelligte mit ihnen in Person einen Einfall auf der Insel Rügen. Die Kanonen rasirten das Ufer mit so lebhaftem Feuer, daß die Schweden es verlassen und die auf Transportschiffen befindlichen Truppen sich ruhig mußten ausschiffen lassen; durch ein ähnliches Manöver wurde dann die Insel Danholm eingenommen und Stralsund, vom Meere nun und gleichzeitig vom Lande eingeschlossen, gezwungen zu capituliren.

Im Besitze zweier so wichtiger Seeplätze wie Stralsund und Stettin zögerte der Kurfürst nun, obschon mitten im Kriege, nicht, seiner Marine festere Grundlagen zu geben. Er ließ den Hafen von Pillau reinigen und befestigen und gründete in Berlin das Handelscollegium, wozu aus jeder preußischen Seestadt ein Kaufmann zum Mitgliede ernannt wurde. Dann traf er mit Raulé eine Vereinbarung, der zu Folge dieser beständig sechs Fregatten von vierzig bis sechzehn Kanonen, einen Brander, ein Fahrzeug von vier Kanonen und vierhundert Matrosen und Seeofficiere ausgerüstet und jederzeit zum Auslaufen bereit unterhalten mußte, wofür der Kurfürst monatlich 5520 Thaler zahlte. Auch dieses Geschwader unternahm im Jahre 1679 ziemlich glückliche Expeditionen gegen die Schweden und eben so gegen die Stadt Hamburg, welche sich weigerte, dem Kurfürsten die Subsidien zu bezahlen, welche ihm der Kaiser auf diese Stadt angewiesen hatte. Als die kurfürstliche Flotille sieben Schiffe genommen hatte, bequemten sich die Rathsherren zur Zahlung.

So war das kleine Kurfürstenthum Brandenburg auf dem besten Wege, eine geachtete Seemacht zu werden, als der Frieden von St. Germain den Kurfürsten nöthigte, Stettin und Stralsund, die Hauptentrepots für seinen Handel, wieder herauszugeben. So empfindlich dieser Verlust auch war und so sehr er alle Pläne des großen Kurfürsten durchkreuzte, so stand dieser doch von seinen maritimen Unternehmungen und Entwürfen nicht ab. Verhandlungen, die er mit Ludwig XIV. einleitete zum Zwecke der Sicherstellung einer in Guinea zu gründenden Handelsniederlassung, mißlangen; dagegen erhielt er vom Papste und durch dessen Vermittelung auch von dem Großherzoge von Toscana und dem Großmeister von Malta für seine im Mittelmeere

Digitized by Google

gegen die afrikanischen Corsaren kreuzen sollenden Schiffe freie Einfahrt in die dortigen Häfen und dieselben Vergünstigungen wie die übrigen seefahrenden Nationen. Aus dem Kreuzzuge gegen die Piraten wurde nun zwar nichts, aber die kleine brandenburgische Marine machte dennoch gar bald wieder von sich reden. Der König von Spanien schuldete dem Kurfürsten aus der Allianz gegen Ludwig XIV. her 800 000 Thaler an Subsidiengeldern, mit deren Zahlung er sich weigerlich zeigte. Der Kurfürst beschloß, was nur durch die außerordentliche Schwäche der damaligen spanischen Monarchie erklärlich ist, ihn zur See anzugreifen! Er ließ demgemäß außer einem Brander sechs Fregatten in See stechen: den „Friedrich Wilhelm" von dreiundvierzig, den „Kronprinzen" und die „Dorothea" von zweiunddreißig, den „Fuchs" und den „Löwen" von zwanzig, die „Stadt Berlin" von sechzehn Kanonen. Cornely von Bevern befehligte diese streng geheim gehaltene Expedition und traf seine Anordnungen so gut, daß er vor Ostende sich eines großen spanischen Kriegsschiffes, des „Karl II.", bemächtigte, das nach dem Hafen von Pillau geführt wurde, wo man seine Ladung in Brabanter Spitzen und Leinewand für 100 000 Thaler verkaufte. Spanien erschrak, nicht minder auch die Holländer, welche zu Gunsten der Spanier vermitteln wollten, und als dieses zu nichts führte, alle ihre Unterthanen von ausländischen Schiffen, somit auch von der preußischen Flotille, zurückriefen. Da diese nun auf fernere Prisen an der holländischen und flandrischen Küste nicht mehr rechnen konnte, segelte sie nach den westindischen Colonien, bis in den Golf von Mexico. Hier machte sie indessen während eines viermonatlichen Kreuzens nur zwei Prisen von unbedeutendem Werthe, sie begab sich deshalb nach Cap St. Vincent, um die spanische Handelsflotille auf ihrer Fahrt von Ostende nach Spanien abzufangen. Letzteres aber, durch die Wegnahme des „Karl II." gewitzigt, hatte inzwischen zwölf Gallionen auslaufen lassen, um Jagd auf die brandenburgischen Fregatten zu machen. Beide Flotillen begegneten sich bald, die brandenburgische hielt zwei Stunden lang das weit überlegene Feuer der Spanier aus und zog sich dann in den portugiesischen Hafen von Lagos zurück, von wo sie Ende 1681 nach Pillau zurückkehrte. Während dieser Zeit hatte man den gecaperten „Karl II." mit fünfzig Kanonen und zwei andere Fahrzeuge von je zwanzig Kanonen wieder nach der flandrischen Küste gesandt; sie waren indeß nicht sonderlich glücklich und brachten nur eine einzige, den Barbaresken abgenommene, Prise auf. Die große Eifersucht, mit welcher Holland und Schweden, auch Dänemark, dem Aufblühen der neuen Marine zusahen, die Schwierigkeiten und Kabalen, mit denen sie dem Kurfürsten in den Weg traten, wirkten vorzugsweise mit, daß diese Unternehmungen zur See nicht glücklicher ausfielen. Die Expedition gegen die Spanier setzte denn

Digitized by Google

auch den kriegerischen Thaten der Marine des Kurfürsten ein Ziel und dieser wandte von nun ab seine Hauptaufmerksamkeit dem Handel zu.

Schon nach dem Frieden von St. Germain hatte Raulé dem Kurfürsten vorgestellt, daß die Marine allein nicht dazu dienen würde, ihn furchtbar zu machen und den Handel seiner Staaten zu sichern, sondern daß im Falle eines Bruches zwischen Frankreich und den Seemächten seine Unterthanen unter dem Schutze der brandenburgischen Flagge und der Neutralität sich eines Theiles von dem Handel jener Staaten bemächtigen könnten, und daß selbst deren Unterthanen durch solche Vortheile nach seinen Staaten gezogen werden würden. Er machte ihm ferner vorstellig, wie Preußen alle Mittel, alles Material zur Gründung einer Marine und von Colonien besitze, und der Kurfürst gab ihm Gehör. Der Hafen von Pillau wurde unter Hinzufügung eines Canales vergrößert, man erbaute Baracken für die Matrosen, Magazine und Werften; der Kurfürst gründete zu Königsberg ein Handelscollegium und zu Pillau eine Admiralität, er regelte die Abgaben und das Maß nach denen von Danzig, Liefland, Kurland, er bewilligte eine Herabsetzung des Ausfuhrzolles von zehn Procent für die in seinen Staaten gebauten Schiffe, setzte der Handelsfreiheit der auswärtigen Kaufleute gerechte Grenzen, versprach den Schiffen seiner Unterthanen genügendes Geleit und gründete in den Haupthandelsstädten Consulate. Hätten die Unterthanen des Kurfürsten, zumal die Königsberger, für diese zeitgemäßen und umsichtigen Maßregeln das richtige Verständniß gehabt, wer weiß, welchen Aufschwung das preußische Seewesen genommen hätte; zweifelsohne wäre ein großer Theil der Absichten Friedrich Wilhelm's erreicht worden. Allein dieses Verständniß fehlte, man hielt Raulé für einen Abenteurer und Projectenmacher, und die Königsberger weigerten sogar hartnäckig, in die Gesellschaft für den Holzhandel einzutreten, die er ihnen vorschlug. Auch fand der Kurfürst bei einigen Ministern Widerstand, die eine Marine als eine eben so überflüssige als lästige Ausgabe für den Staat erachteten. Indeß, er hielt an seinen Plänen fest, Raulé trat vollständig in seine Dienste ein und erhielt die Erlaubniß und den Auftrag, Handelsverbindungen an den Küsten von Guinea und Dongola anzuknüpfen. Der Kurfürst kam auf seine frühere Idee, hier Niederlassungen zu gründen, zurück.

Raulé sandte nun zunächst unter Führung des in jenen Gewässern bekannten Capitän Blonk zwei Schiffe nach diesen Küsten mit dem Befehle, einen passenden Ort für die Gründung eines Forts auf der Goldküste bei Axim und dem Cap der drei Spitzen aufzusuchen, und Blonk schloß auch mit drei der vornehmsten Labusiers oder Chefs der Neger dieser Orte einen Vertrag ab, durch welchen diese den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Herrn und Beschützer anerkannten und zugleich versprachen, nur mit brandenbur-

Digitized by Google

gischen Schiffen Handel zu treiben und ihre Nachbarn, das ganze Königreich Axim, an diesem Handel theilnehmen zu lassen. Kaum war dieses Unternehmen bekannt geworden, als die alte Eifersucht der Holländer erwachte. Um dem Kurfürsten die Möglichkeit zu nehmen, seine Entwürfe durchzuführen, beschlossen sie, ihn seiner Matrosen zu berauben, die fast alle Holländer waren, und verboten deshalb abermals allen ihren Landesunterthanen, auf den Schiffen auswärtiger Mächte zu dienen, ein Verfahren, das um so ungerechter war, als der Kurfürst erlaubt hatte, daß in seinen Staaten ganze Regimenter für den Dienst der Republik geworben wurden. Er drohte mit Repressalien und nach vielfachen Verhandlungen nahmen die Holländer bezüglich der im Dienste des Kurfürsten schon befindlichen Seeleute das Verbot zurück, bedangen sich aber die Einschränkung aus, daß die neu zu gründende Compagnie sich des Handels an allen anderen Küsten enthielte, wo die holländische Compagnie solchen schon pflege, — eine Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten und mit der nie ermüdenden Eifersucht und Feindschaft der Holländer ein Hauptgrund zu dem späteren Verfalle der Colonie. Denn schon im folgenden Jahre, 1682, confiscirten die Holländer unter nichtigen Vorwänden eines der drei nach Guinea wieder abgesandten Schiffe, welches sie nach wiederholten Beschwerden und Drohungen des Kurfürsten erst 1685 wieder herausgaben.

Inzwischen aber hatte der in Mitteln unerschöpfliche Raulé die Compagnie wirklich nicht nur zu Stande, sondern auch auf einen leidlich guten Fuß gebracht. Er beschaffte einen für die damalige Zeit bedeutenden Fond von 50 000 Thalern, wozu allerdings der Kurfürst selbst 8000 Thaler beisteuerte, und dieser stiftete nun am 18. November 1682 die afrikanische Compagnie zunächst mit dem Privilegium, auf dreißig Jahre unter seiner Flagge auf den freien Küsten von Afrika Handel zu treiben, mit dem Versprechen, die zu ihrem Schutze nöthigen Soldaten zu liefern und auf dem Cap der drei Spitzen ein Fort zu erbauen. Außerdem gab der Kurfürst während der vier ersten Jahre ein jährliches Hilfsgeld von 6000 Thalern. Auch Ludwig XIV., um diese Zeit mit Brandenburg im Bündnisse, versprach die Colonie zu schützen und bewilligte allen Schiffen des Kurfürsten freie und sichere Zuflucht in seinen Häfen. Nachdem man auf diese Weise feste Grundlagen für die neue Handelsgesellschaft gelegt hatte, segelte der durch seine Reisen so berühmte Major Gröben mit zwei Fregatten, worauf siebzig Soldaten, die nöthigen Werkleute und Materialien, nach der Goldküste ab und erbaute dort zwischen Axim und dem Cap der drei Spitzen das Fort Groß-Friedrichsburg. Er versah dieses mit vierzehn Kanonen und einer Garnison, welche Capitän Blonk befehligte. Im folgenden Jahre, 1684, suchten die fünf Meilen weiter ansässigen Neger von Aciade den Schutz Brandenburgs nach, traten die Souveränetät ihres Landes und das Eigenthum eines Berges bei Aciade ab,

Digitized by Google

auf welchem nun das Fort Dorothea angelegt wurde. Dasselbe Beispiel ahmten im nächsten Jahre die von ihren Nachbarn angegriffenen, von den Holländern im Stiche gelassenen Neger von Taciara nach, in deren Gebiete das Fort Taciarari gebaut wurde. Zwei Jahre später erhielt die Colonie einen noch größeren Zuwachs durch den Besitz des Forts Arquim zwischen Cap Blanko und Cap Verde, einer ziemlich wichtigen Handelsstation. Die Franzosen hatten das Fort 1678 den Holländern abgenommen und es zerstört. Als später der Capitän eines brandenburgischen Schiffes, Riers, dort landete, bot ihm der König von Arquim den Ort mit der ausschließlichen Handelsberechtigung unter der Bedingung an, das frühere Fort wieder herzustellen, worauf Riers im Namen des Kurfürsten davon Besitz nahm. So-mit sah sich der Kurfürst im rechtlichen Besitze von vier Forts in Guinea durch freiwillige Unterwerfung der umliegenden Negerstämme.

Von Zeitgenossen, z. B. dem Ritter des Marchais, einem damals viel gelesenen Touristen, sind noch Beschreibungen dieser Forts und ihrer Umgebungen vorhanden. Groß-Friedrichsburg, von dem alle Reisenden versichern, daß es einer der bestgelegenen Punkte auf der ganzen Küste gewesen, war eine ziemlich ausgedehnte, wohlgebaute, durch vier Bastionen verstärkte und mit sechsundvierzig Kanonen versehene Festung. Von den Kanonen wird gerügt, daß sie zu klein, von den Brustwehren, daß sie zu niedrig gewesen. Die anderen Gebäulichkeiten waren sehr schön, auch sehr fest. Das Fort Dorothea lag nahe bei dem Dorfe Aciada, östlich vom Cap, auf einem vom Wasser umgebenen Berge. Es war ein großes, durch zwei Batterien von zwölf Kanonen befestigtes Blockhaus. Man unterhielt gewöhnlich in diesen Forts eine Garnison von vierzig Mann. Das Fort Arquim, auf der Insel gleichen Namens, lag auf einem Felsen und war so wohl befestigt, daß eine Besatzung von vierzig Mann es leicht vertheidigen konnte. Es hatte vierzig Kanonen. Auf der Insel wurde ein beträchtlicher Handel mit Gummi getrieben, dessen Wichtigkeit aus den Anstrengungen erhellt, die die Engländer und Franzosen machten, sich dieses Forts zu bemächtigen. Nach den Berichten der damaligen preußischen Gouverneure konnte allein dieser Gummihandel jährlich 100 000 Gulden aufbringen und die Garnison allein durch den Salzverkauf von dort nach den canarischen Inseln unterhalten werden. Wie äußerst vortheilhaft überhaupt der Handel der Compagnie hätte sein können, kann man aus dem Gewinne beurtheilen, welchen sie in den Jahren 1698 und 1699 erzielte. Auf drei Schiffen, deren Ausrüstung 182 000 holländische Gulden gekostet hatte, gewann sie 264 000 Gulden. Die Actionäre gestanden ein, daß ihr Handel hundert Procent eintrage und wenn Alles wohl dirigirt würde, könne die Compagnie einen jährlichen Vortheil von 100 000 Thalern machen.

Digitized by Google

Trotz der günstigen Anfänge und Aussichten wollte der Handel der afrikanischen Compagnie doch nicht recht gedeihen. Die beiden ersten Schiffe brachten nur einen Erlös von 32 000 Thalern zurück, weil man den größeren Theil ihrer Ladung zur Unterhaltung von Groß-Friedrichsburg hatte zurücklassen müssen. Raulé war überhaupt der Ansicht, daß man noch nicht an Vertheilung von Dividenden denken könne, vielmehr, um den Handel zu heben, den Fond der Compagnie verstärken müsse. Der Kurfürst und die anderen Actionäre gaben denn auch wirklich noch zwanzig Procent her. Nun rüstete man wieder zwei Schiffe aus, welche im Juli 1684 mit einer nur mittelmäßigen Ladung zurückkehrten, weil der Handel in Afrika wegen der Uneinigkeit des Commandanten mit dem ersten Commis in Verfall gerathen war. Man beargwöhnte auch die Rechtlichkeit Raulé's, weil er niemals Rechnung legte. Ein großer Uebelstand war, daß die Compagnie von Anfang an keinen festen Sitz hatte. Die Directoren befanden sich in Berlin, die ersten Ausrüstungen wurden in Hamburg gemacht, die Schiffe aber lagen im Hafen von Pillau. Raulé schlug nun vor, um die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten zu beseitigen, den Sitz der Compagnie nach Emden zu verlegen. So würde man der gefährlichen Durchfahrt durch das Cattegat überhoben sein, dem Sundzolle und sonstigen dänischen Plackereien aus dem Wege gehen und aller Vortheile des für den Handel so günstig gelegenen Emdener Hafens theilhaftig werden, namentlich in Kriegszeiten leicht Lager ausrüsten können. Der Plan war wichtig und der Kurfürst schloß denn auch mit den Ständen von Ostfriesland und der Stadt Emden, die zugleich 24 000 Thaler in die Compagnie einschossen, einen sehr ausführlichen, seiner staatsmännischen Einsicht alle Ehre machenden Schifffahrts- und Handelsvertrag ab. Das Directorium und die Magazine der Compagnie wurden nach Emden verlegt. In demselben Jahre, 1684, ließ der Kurfürst auch seinem Collegen von Cöln und dem kriegerischen Bischof von Münster, Johann Bernhard von Galen, den Vorschlag machen, unmittelbare Handelsverbindungen zwischen Westfalen, dessen Handel die Holländer durch ihre hohen Zölle ganz ruinirten, und den überseeischen Ländern herzustellen, wozu die Stadt Emden als Entrepot dienen würde. Er gab dem Kurfürsten von Cöln zu verstehen, wie leicht die in England so sehr gesuchten Rhein- und Moselweine und noch andere Erzeugnisse Deutschlands zu Wasser bis Cöln, dann auf dem Landwege bis zur Ems gebracht werden könnten; er selbst wolle zu diesem Zwecke die Zölle auf dem Rheine ermäßigen. Die damalige Zeit hatte aber einmal für diese so weit tragenden Entwürfe keine Einsicht, der Kurfürst erzielte weiter nichts, als Seitens des Cölner Erzbischofs eine Betheiligung mit 24 000 Thalern an der afrikanischen Compagnie. Diese wurde nun endlich von der Republik Holland förmlich anerkannt. Gleichzeitig aber gerieth sie in Zwistigkeiten mit

Digitized by Google

der französischen Compagnie am Senegal, die ein brandenburgisches Schiff aufbrachte, weil es Sclavenhandel am Gambia getrieben habe, wo nur die Franzosen das Recht dazu hätten. Der Kurfürst wollte und konnte dieses Privilegium nicht anerkennen, weil sonst seine Gesellschaft für alle Zeiten von dem Handel an diesem Flusse ausgeschlossen gewesen wäre; er machte dem französischen Hofe die eindringlichsten Vorstellungen, erhielt dann endlich auch das gekaperte, sehr beschädigte Schiff wieder, anstatt des Schadenersatzes von 20 000 Thalern aber nur so viel Lires.

Der Sclavenhandel, damals allgemein getrieben, gehörte mit zu den einträglichsten Geschäften; er warf nach zeitgenössischen Berichten durchschnittlich achtzig Procent ab. Der an Projecten unerschöpfliche Raulé versuchte deshalb einen solchen Handel mit dem spanischen Amerika anzuknüpfen und zu diesem Zwecke von Frankreich die Insel St. Vincent oder St. Croix zu erwerben; die Franzosen ließen sich aber auf diesen Vorschlag, so wie auf den ferneren, an Brandenburg die Erlaubniß zum Sclavenhandel auf den französischen Inseln zu ertheilen, nicht ein. Nun wendete sich Raulé mit besserem Erfolge an Dänemark. Dieses, resp. seine Handelscompagnie, schloß mit der brandenburgischen einen Vertrag auf dreißig Jahre ab, wodurch diese die Ermächtigung erhielt, eine Colonie und ein Handelscomptoir auf der Insel St. Thomas zu gründen, dort eine Bodenfläche zu bebauen und alle Art Handel zu treiben. Aber diese neue Niederlage, weit davon entfernt, der Compagnie aufzuhelfen, brachte sie in neue Verlegenheiten. Sie befand sich überhaupt zu Anfang des Jahres 1686 in einer sehr schlechten Verfassung. Sie hatte durch den Verlust des von den Franzosen genommenen „Morian" 20 000 Thaler verloren, die Holländer nahmen ihr ein zweites Schiff fort, hörten überhaupt niemals auf, ihren Handel zu stören und ihre Schiffe durchzusuchen und die Matrosen holländischer Abkunft aufzuheben. Die Beamten der Compagnie waren eigennützig, verschwendeten das Vermögen der Gesellschaft, pflogen selbst einen für die letztere nachtheiligen Handel und entfremdeten sich durch ihre Erpressungen die Negerstämme. Im Allgemeinen war der Handel noch zu mittelmäßig, um die Ausgaben zu decken, welche die Unterhaltung der Forts erforderte, und das Grundvermögen, obschon es sich auf 84 000 Thaler belief, der Größe der Unternehmung bei weitem nicht angemessen. So konnte es nicht fehlen, daß der Fond der Gesellschaft bald in einen Zustand der völligen Erschöpfung gerieth.

Nun schlug Raulé dem Kurfürsten vor, den Handel auf seine Kosten fortzusetzen und zwar durch den für die Marine ausgesetzten Fond. Der Kurfürst ging ohne große Schwierigkeiten auf diesen Plan ein; die Compagnie wurde mit der Marine verbunden und Raulé, an die Spitze der Admiralität und des Collegiums der Directoren gestellt, übernahm die ganze Leitung.

Digitized by Google

Er rüstete sofort zehn Schiffe aus, welche nach Afrika Handel treiben sollten. Die neue Colonie auf St. Thomas wurde angelegt und man beschloß, Sclaven dorthin zu führen. Abermals aber brachen Streitigkeiten mit den Holländern aus, die sich weigerlich zeigten, das in dem Bundesvertrage von 1685 vorgesehene Reglement über die Rechte und Besitzungen beider Compagnien zu entwerfen und festzustellen und mit ihrem behaupteten Durchsuchungsrechte fortfuhren, auch die Rechtstitel des Kurfürsten von Neuem anzweifelten. Raulé brachte über ein Jahr im Haag zu, ohne etwas auszurichten. Als endlich der Kurfürst der Compagnie drei Schiffe mit hundertundzehn Kanonen lieh, um Sclaven von Guinea nach St. Thomas zu führen, ahnten die Generalstaaten, was dahinter steckte, und befahlen ihrer Compagnie, Hand an das Reglement zu legen und die Streitigkeiten mit der brandenburgischen Gesellschaft durch ein Schiedsgericht zu schlichten. Dieses Befehles ungeachtet ging der holländische General in Afrika zu offenen Feindseligkeiten über, bemächtigte sich durch Ueberraschung der Forts von Aciade und Taciarari, entführte die Garnison mit ihren Effecten und berannte selbst Groß-Friedrichsburg. Der Kurfürst forderte Genugthuung, aber die Holländer wußten die ganze Angelegenheit in die Länge zu ziehen. Es würde unzweifelhaft zum Aeußersten gekommen sein, wenn nicht der Tod dem Kurfürsten zuvorgekommen wäre. Friedrich Wilhelm, der wohl erkannte, daß ein Staat ohne Seehandel und Marine keine Zukunft habe, behielt die afrikanische Compagnie, des Widerspruches seiner Minister ungeachtet, die mehrere Male zu ihrem Aufgeben riethen, immer im Auge, ganz richtig denkend, daß er durch sie stets eine Stütze in Ostfriesland habe. Der große Fürst starb mit dem Ruhme, nichts versäumt zu haben, um in seinen Staaten den Seehandel zur Blüthe zu bringen, und wenn es ihm nicht gelang, so muß man in Erwägung ziehen, daß die unaufhörliche Folge von Kriegen und Unruhen, worin er sich verwickelt sah, ihn hinderten, wirksamere Maßregeln und Mittel zu ergreifen, daß zumal die Erschöpfung der Finanzen, der Mangel an baarem Gelde in seinen Staaten und eben so der Mangel an Fabriken Hindernisse waren, die er in den kurzen Friedenspausen seiner Regierung nicht zu beseitigen vermochte.

Kurfürst Friedrich III., der nachmalige erste König von Preußen, war der Marine und afrikanischen Compagnie mit nicht minderem Interesse zugethan, als sein großer Vorgänger. Seinen Bemühungen gelang es, die Herausgabe der genommenen Forts den Holländern abzunöthigen. In der Administration der Compagnie, die hauptsächlich in Folge der immer mehr zu Tage tretenden Veruntreuungen Raulé's mit einer Schuldenmasse von 450 000 Thalern behaftet war, nahm er die nothwendigen Veränderungen vor, setzte das frühere Directorium und die Admiralität wieder ein und an die Spitze

Digitized by Google

beider Collegien neben den gleichwohl unentbehrlichen Raulé die Minister von Dankelmann und von Kniphausen. Um die dringendsten Schulden zu bezahlen, nahm er auf seine eigene Casse 20 000 Thaler auf, so daß im Jahre 1690 die Compagnie wieder sechs Schiffe ausrüsten konnte, welche nach Guinea und St. Thomas gingen. Wie sehr überhaupt auch dieser Regent zu maritimen Unternehmungen geneigt war, geht aus seinem Projecte hervor, auf dem Isthmus von Panama eine Niederlassung zu gründen, sich zum Herrn des ganzen Landes dort und des Welthandels zwischen zwei Meeren zu machen. Der von englischen und holländischen Kaufleuten ihm eingegebene Plan wurde weiter verfolgt, als die neueren Geschichtsschreiber gewöhnlich angeben; er scheiterte schließlich an dem laut und offen kund gegebenen Widerstande des Hofes von Madrid, der auf diese Länder einen allgemeinen Rechtstitel geltend machte. Es schwebte überhaupt und man kann sogar sagen, es schwebt noch über den preußischen Unternehmungen zur See ein eigener Unstern. Auf der Insel St. Thomas gerieth die Compagnie in Streit mit den Dänen, und der dänische Gouverneur nahm ihr einen großen Theil von Werthgegenständen weg und sequestrirte selbst ein mit Sclaven angekommenes Schiff. Dieses Ereigniß führte zu dem Entschlusse, sich von den Dänen zu emancipiren und eine eigene Insel in Amerika zu erwerben. Man besetzte demzufolge die bei Porto Rico gelegene Insel Crabbe, konnte sie aber gegen die Dänen nicht behaupten und sah sich später genöthigt, den ursprünglichen Contract wegen St. Thomas zu erneuern, ohne daß jedoch dieser neue Vergleich den Uebergriffen und Unterdrückungen der Dänen ein Ende machte.

Auch der brandenburgischen Marine, welche der große Kurfürst mit einem Bestande von zwölf Schiffen und einem Fond von 60 000 Thalern jährlich hinterlassen hatte, ging kein Glücksstern mehr auf. Im Jahre 1689 schon, als der französisch-holländische Krieg ausbrach, konnte man zur Unterstützung Wilhelm's von Oranien nicht mehr als zwei Fregatten auslaufen lassen, und mußte noch obendrein die gewonnenen Prisen als neutralen Nationen angehörig wieder freigeben. Im Jahre 1691 erschienen drei preußische Fregatten auf dem Meere und nahmen mehrere hamburgische Schiffe weg, welche mit den Franzosen Handel trieben. Das führte wieder zu Streitigkeiten mit dem Dänenkönig, der die Hamburger unterstützte und sich nun durch seine Kriegsschiffe der Embdischen Fahrzeuge bemächtigte. Schließlich wurden diese Händel durch Vergleich geschlichtet und beiderseits die genommenen Schiffe herausgegeben. Alle diese vergeblichen Ausrüstungen und Unglücksfälle, zu denen auch noch einige Schiffbrüche hinzutraten, hatten die ganze Compagnie an den Rand des Verderbens gebracht. Ihre Schulden beliefen sich auf 500 000 Thaler, und der Kurfürst that das Beste, was unter diesen Umständen zu thun war: er verkaufte sie gegen die Verpflichtung, sämmtliche Schulden der

Digitized by Google

Compagnie und außerdem die Forderungen des Kurfürsten, die auf 170 000 Thaler ermäßigt wurden, zu bezahlen, an holländische Kaufleute, behielt sich aber das Recht vor, den Präsidenten des Directorencollegiums zu ernennen und daß nach vierzig Jahren wieder der ursprüngliche Grundvertrag erneuert werden könne. Dagegen versprach er der neuen Compagnie für die Dauer von zehn Jahren ein jährliches Hilfsgeld von 12 000 Thalern. So ging der ganze Handel, welcher den beiden Kurfürsten so enorme Summen gekostet hatte, in fremde Hände über.

Die neue Compagnie, welche so großen Anfeindungen Seitens der holländischen Gouverneure, ihrer nunmehrigen Landsleute, nicht mehr ausgesetzt war, hatte Anfangs Erfolg. Sie konnte 1692 schon vierzehn Schiffe ausrüsten und Ende 1694 an 100 000 Thaler abtragen. Alles war auf dem besten Wege, als Streitigkeiten zwischen Raulé und einem Theile der Actionäre ausbrachen, welche sich hauptsächlich auf Rechnungslegung bezogen. Um unsere Leser nicht mit deren ärgerlichem Verlaufe zu ermüden, bemerken wir kurz, daß sie durch Intercession des Kurfürsten, durch die sogenannte Convention zu Rype, ein Ende nahmen. Der Kurfürst erhöhte seine Subsidiengelder um 13 000 Thaler, ermächtigte außerdem die Compagnie, auf seinen Namen 140 000 in Holland aufzunehmen. Mit Hilfe dieser Subsidien blühte die Gesellschaft abermals auf. Sie rüstete drei Jahre hindurch fünf bis sechs Schiffe jährlich aus; die Rückfrachten fielen reichlich aus, man gewann hundert Procent und kaufte sogar eine von den caraibischen Inseln, Ter Tholen, die Holländern gehörte. Da traf, im Jahre 1697, die Compagnie ein neuer, harter Schlag, der Verlust von vier Schiffen, die, mit reicher Rückfracht beladen, von den Franzosen genommen wurden. Gleichzeitig standen in Folge schlechter Behandlung die Neger auf und belagerten Groß-Friedrichsburg; sie konnten nur durch Absetzung des Generaldirectors wieder beruhigt werden. Wiederum mußte der Kurfürst den „Sack lappen". Er gewährte aufs neue einen Credit von 100 000 Thalern und setzte sie dadurch in den Stand, wiederum sieben Schiffe auszurüsten. Um diese Zeit ging in Berlin der folgenschwere Sturz des Ministeriums Dankelmann vor sich; der neue Premier, Graf Wartenberg, kündigte alsbald der Compagnie an, daß der Kurfürst für sie kein Geld mehr aufnehmen würde, er beschuldigte Raulé des Unterschleifes und verlangte Rechnungslegung von 1688 an. Hierüber brachen lange Streitigkeiten aus, indem ein Theil der Compagnie mit Raulé an der Spitze, jede Rechnungsablage, wie auch früher, verweigerte. Der Kurfürst, immer noch für die Compagnie eingenommen und Willens, die maritimen Pläne seines großen Vorgängers zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen, legte sich mehreremale ins Mittel. Er ließ Raulé den Proceß machen und nach Spandau bringen und erzielte dadurch auch, daß man eine genaue Prüfung

Digitized by Google

der Rechnungen beschloß. Nun aber trat der ganze Raulé'sche Anhang aus der Compagnie aus und da die Gegenpartei, welche sie nun einige Zeit lang allein und anfangs nicht ohne Erfolg leitete, abermals viele Unglücksfälle zur See erlebte, überdies auch gerade der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, so gerieth die Compagnie ganz in Verfall und blieb eine Zeit lang vollständig verlassen. Der Kurfürst, fürchtend, daß die Forts verloren gehen würden, ließ ab und zu noch einige Schiffe ausrüsten, um Vorräthe, Munition und Menschen dahin zu bringen, sie hatten alle das Unglück, von den Franzosen genommen zu werden. Erst in den Jahren 1708 und 1709, als man den Abschluß des Friedens erwartete, wurden ernstliche Schritte unternommen, um die Betheiligten zur Wiederaufnahme der Gesellschaft zu veranlassen. Da sie nichts fruchteten, wiederholte Aufforderungen und Vorladungen ohne Erfolg blieben, erließ der nunmehrige König in Preußen unterm 18. Mai 1711 eine Proclamation, laut welcher er alle Ansprüche und Actien der früheren Theilnehmer für nichtig erklärte und von den Forts, Schiffen und Effecten Besitz nahm. Die Actionäre nahmen dieses Verfahren ruhig hin. Der König schickte nun einen neuen Director, Namens Du Bois, nach Groß-Friedrichsburg. Dieser stellte die Forts und auch die Handelsverbindungen wieder her, und traf überhaupt seine Maßregeln so gut, daß er die ganze Niederlassung wieder hätte in Aufschwung bringen können, wenn ihm rechtzeitig Hilfe geschickt worden wäre. Unglücklicher Weise aber starb um diese Zeit König Friedrich I., und sein Nachfolger erklärte, daß er nicht die geringste Ausgabe für eine so zerrüttete Handelsgesellschaft machen würde. Viele Räthe waren der entgegengesetzten Ansicht, aber die Compagnie war einmal bei Hofe wie bei der ganzen Handelswelt in Mißcredit. Das Einzige, was man vom König Friedrich Wilhelm I. erhielt, war, daß er 1715 zwei holländischen Großhändlern, Santen und Ruiter, erlaubte, unter preußischer Flagge nach Guinea Handel zu treiben und Mannschaften und Vorräthe nach Groß-Friedrichsburg zu senden. Aber gleich das erste Schiff wurde von einem holländischen Küstenwächter genommen. Der König ergrimmte zwar und ließ auch in Coblenz ein holländisches Schiff aufgreifen, setzte aber in der Sache selbst nichts durch; die alte Eifersucht der Generalstaaten lebte bei jedem Versuche Preußens, eine Seeherrschaft zu begründen, von Neuem auf. Inzwischen gingen die seit Jahren ohne alle Hilfe gebliebenen Forts ihrem Untergange entgegen. Du Bois sah sich 1716 genöthigt, Groß-Friedrichsburg und seine kleine Besatzung einem reichen und unternehmenden Indianerhäuptling, Cuani, anzuvertrauen und auf einem englischen Schiffe nach Berlin zu reisen, um dem Könige die dortigen Zustände vorzustellen. Das Fort Arquim hatte sein Commandant Both nur mit Hilfe und Unterstützung von Schleichhändlern halten können; als fünf Jahre lang jede Hilfe ausblieb, konnte er es

Digitized by Google

gegen die Angriffe des Negerkönigs von Arquim nicht mehr behaupten, dieser nahm ihn und die kleine Garnison gefangen. Du Bois richtete in Berlin nichts weiter aus, als daß im Jahre 1716 einige Schiffe mit Vorräthen abgingen, die auch Both wieder befreiten. Der König wollte sich der ganzen Niederlassung um jeden Preis entledigen und ging daher mit Freuden auf eine Kaufofferte der holländisch-afrikanischen Compagnie ein. Merkwürdig waren die Bedingungen über den Kaufpreis. Die Holländer zahlten sofort 2000 Dukaten und versprachen, dem Könige zwölf junge Neger zuzustellen, von denen sechs goldene Teller tragen sollten. Nach Ueberlieferung des Forts Arquim sollten die Holländer noch weitere 4000 Dukaten zahlen. So weit war Alles in Ordnung, aber der Neger Cuani, den preußischen Interessen sehr ergeben, wollte Groß-Friedrichsburg den Holländern, als diese mit ihren Schiffen ankamen, nicht, und nur preußischen Schiffen herausgeben. Die Holländer beschlossen, das Fort anzugreifen. Die Neger verhielten sich so ruhig, daß man glauben sollte, sie hätten das Fort verlassen, und als die Holländer nun kühn vorrückten, eröffneten 1800 Neger aus einem Hinterhalte plötzlich ein so mörderisches Feuer, daß fünfzig Holländer blieben und ihr Anführer sich nur mit Mühe durch Schwimmen retten konnte. Es gelang denn auch dem holländischen General de la Mina erst im Jahre 1725, nach einer regelrechten Belagerung das Fort, welches verzweifelten Widerstand leistete, zu nehmen und Cuani in das Innere des Landes zu treiben. Dieser hatte an der Spitze von 20 000 Negern über sechs Jahre in Groß-Friedrichsburg unumschränkt regiert und den Holländern unsäglichen Schaden zugefügt; ein wie nützlicher Bundesgenosse hätte er Preußen dort werden können! Das Fort Arquim hielt der nach Both dort commandirende Capitän Wienen im Namen des Königs bis 1721. Die Compagnie war Anfangs nicht sehr bemüht, Besitz davon zu ergreifen. Um jene Zeit machten denn die Franzosen den Versuch, sich desselben zu bemächtigen. Wienen vertheidigte es eine Zeit lang, konnte sich aber gegen die Uebermacht nicht halten. 1724 nahmen es die Holländer den Franzosen ab, verloren es aber schon im folgenden Jahre wieder an diese. Am längsten von allen überseeischen Besitzungen Preußens bestand das Comptoir auf St. Thomas, bis 1731, jedoch ohne alle Handelsverbindungen, da die Dänen diese verboten hatten. So zehrte diese Niederlassung sich allmählich in ihren Kosten auf und man konnte wegen der Ansprüche der Dänen sie nicht verwerthen. Sie wurde in jenem Jahre vollständig aufgegeben; in dem Banquerotte, der unausbleiblich war und sich über eine Million belief, verlor das königliche Haus selbst einige Hunderttausend Thaler.

Das war das Ende der großen afrikanischen Compagnie. Ihr schlechter Erfolg lag, wie wir gesehen haben, nicht in dem Unternehmen an und für

Digitized by Google

sich oder der Beschaffenheit der Orte, wo die Handelsstationen gegründet wurden, denn diese werden von allen Zeitgenossen als günstig geschildert, sondern zunächst in der mangelhaften Verfassung und thatsächlich in den Unglücksfällen, die ihr begegneten, und die durch die consequenten Feindseligkeiten aller seefahrenden Mächte, namentlich der neidischen Holländer und Dänen, herbeigeführt wurden. Der ursprüngliche Fond war zu gering, denn da die Compagnie bei ihrem Handel kaum eine halbe Million umschlug, so konnte sie die jährlichen Kosten von 80 000 Thalern nicht ertragen. Die Verwaltung zersplitterte ihre Kräfte und Mittel in zu vielen gleichzeitigen Unternehmungen, die Unredlichkeit Raulé's und seiner Parteigenossen, die Uneinigkeit der Actionäre, verdarben den Credit der Gesellschaft, für deren Zweck ohnehin die damalige Kaufmannschaft in Preußen und selbst die kurfürstlichen Beamten und Minister nicht das richtige Verständniß, nicht Blick genug in die Zukunft hatten. Vorzugsweise wirkten aber auch die fortwährenden Kriege jener Zeit auf den Verfall hin, die Ausrüstungen wurden zu kostspielig und die Rückfrachten gingen in zu großer Anzahl verloren. Die Compagnie hatte zudem ihren Sitz in einer fremden Stadt, kaufte ihre ganze Fracht in Holland, und die bei ihr Betheiligten waren mit wenigen Ausnahmen Ausländer. Wie aber hätte man dem unerachtet die Niederlassungen verwerthen können, wenn man sie bis nur zu der Zeit gehalten hätte, wo die Erbfolge in Ostfriesland dem preußischen Königshause zufiel?

Immerhin bleibt ihre Geschichte ein bedeutender Fingerzeig für unsere gegenwärtige Politik zur See. Deutschland kann der Colonien, und zwar der Handels- sowohl als der Ackerbaucolonien, auf die Dauer gar nicht entbehren; was Preußens großer Kurfürst wie sein erster König schon vor zweiundeinhalb Jahrhunderten als richtig, als nothwendig erkannt haben, ist es heute noch in ungleich höherem Grade, und wir vertrauen der Einsicht und dem Scharfblicke des Reichskanzlers, daß er sich durch den ersten verunglückten Versuch betreffs der Samoa-Inseln nicht wird abhalten lassen, auch diese in Preußen traditionell gewordene Politik für ganz Deutschland wieder aufzunehmen.

W. de Porta.

Ein neuer Stich nach Raffael's Cäcilia.

Mit großer Spannung haben alle Kunstfreunde dem seit mehreren Jahren angekündigten neuen Stiche nach Raffael's Cäcilia entgegengesehen. Galt es doch eine der lohnendsten, aber gleichzeitig auch schwierigsten Aufgaben für den Grabstichel. Neben der Sixtinischen Madonna, der Madonna della sedia und der Madonna mit dem Fische zählt die heilige Cäcilia, die Perle der

Digitized by Google

Pinakotek in Bologna, zu den beliebteſten und mit Recht geprieſenſten Tafelbildern des Urbinaten. Sie iſt in der glorreichſten Zeit des Meiſters, in den Jahren 1514—1516, zugleich mit den Teppichcartons und den Fresken der dritten vaticaniſchen Stanze geſchaffen worden. Raffael hatte den Gipfel ſeiner Kunſt erklommen und die freieſte Herrſchaft über ſeine viel umfaſſenden Kräfte ſich erworben. Noch war er aber nicht mit ſo vielen Aufträgen überhäuft und in ſo mannichfache Thätigkeitskreiſe gezogen, daß er, wie in den letzten Lebensjahren, die ausgedehnte Hilfe der Schüler in Anſpruch nehmen und ihnen die Vollendung des Einzelwerkes überlaſſen mußte. Er konnte vielmehr beſonders den Tafelbildern perſönlich die liebevollſte Sorgfalt zuwenden. Gerade damals legte Raffael auf die Farbenwirkung in ſeinen Gemälden das größte Gewicht und lieh ihnen einen Schmelz und eine Harmonie des Colorits, welche er in den ſpäteren Arbeiten nicht mehr erreichte. Ein glänzendes Zeugniß dafür bietet die heilige Cäcilia. Zwei Eigenſchaften beſtimmen vor allen den hohen Werth dieſer Schöpfung. In wunderbarer Weiſe iſt in ihr der Charakter der Viſion gewahrt; nicht minder vollendet erſcheint aber auch die maleriſche Durchführung. Möglich, daß der äußere Anlaß zur Schöpfung des Bildes auf Raffael's Entſchluß, das viſionäre Element ſo ſtark zu betonen, Einfluß übte. Eine fromme Dame in Bologna, die ſelige Elena Duglioli dall' Olio, wurde durch innere Eingebung („l'ispirazione"), alſo eine Art Offenbarung, im October 1513 beſtimmt, in der Kirche S. Giovanni in monte der heiligen Cäcilia zu Ehren eine Capelle zu ſtiften. Der Cardinal Lorenzo Pucci gab das Geld zum Baue und beſtellte bei Raffael das Altarbild, welches 1516 in der Capelle aufgerichtet wurde. Bekannt iſt die Legende, daß der Maler Francesco Francia, Raffael's älterer Freund, als er das Werk erblickte, von Verzweiflung über die Ohnmacht der eigenen Kunſt ergriffen wurde, und, die Unfähigkeit, mit einem ſolchen Meiſter zu wetteifern, die Nutzloſigkeit ſeines weiteren Lebens erkennend, ſich zu Bette legte und ſtarb. An die Viſion der Stifterin knüpft Raffael an und läßt uns Zeugen ſein des Geſichtes, welches die heilige Cäcilia ſelbſt empfing.

Die Engel im Himmel haben die Melodie, welche die Patronin der Muſik angeſtimmt, aufgenommen und führen ſie weiter. Unter dem Eindrucke der himmliſchen Klänge verſtummt das irdiſche Spiel. Unbewußt läßt die Heilige die Orgel niedergleiten und horcht entzückt auf den Engelgeſang. Anders, aber nicht minder tief, wirkt derſelbe auf den heiligen Paulus, welcher, auf ſein Schwert geſtützt, in ſich verſunken der heiligen Cäcilia zur Seite ſteht, während in der heiligen Magdalena die helle Freude an den ſchönen Tönen ſich offen kund giebt. Die beiden Geſtalten des Hintergrundes endlich, der jugendliche Evangeliſt Johannes und der würdige, ernſte Auguſtinus dienen nicht etwa blos zur gefälligen Ausfüllung des Raumes, ſondern helfen

Digitized by Google

wesentlich noch dazu, die verschiedenen Stufen der Empfindungen, welche der himmlische Gesang geweckt, von der Entzückung bis zur stillen menschlichen Theilnahme, uns vollständig vor die Augen zu bringen. Läßt uns die Stimmung der Gruppe die geheimnißvolle Zaubermacht der Musik ahnen, welche die Seele der Wirklichkeit entrückt, die Gedanken löst und die Empfindungen entflammt: so bringt die malerische Behandlung die innerste und eigenste Natur der Tonkunst in die Erinnerung. Es ist, als ob Raffael die musikalische Harmonie hätte in Farben übertragen wollen, so kräftig erscheint die Zusammenstimmung der Grundfarben in dem Gemälde betont. Das höchste Licht und der reichste Glanz sammelt sich in der gelben, goldgestickten Tunika der heiligen Cäcilia; der tiefrothe Mantel des Paulus wird durch sein grünes Untergewand noch mehr gehoben; in der Kleidung der heiligen Magdalena herrscht die blaue und violette Farbe vor. Durch Mitteltöne und feine Uebergänge werden die starken Contraste wirksam gedämpft — auch dafür erweisen sich die beiden Figuren des Hintergrundes überaus wirksam — und so eine wohlthuende Ruhe und Einheit in der Färbung schließlich erzielt.

Begreiflich mußte ein durch den Inhalt, die poetische Auffassung, die vollendete malerische Ausführung so hoch stehendes Werk zur Nachbildung und Wiedergabe mit dem Grabstichel reizen. Bereits Marcanton hat die heilige Cäcilia Raffael's reproducirt, aber freilich, wie es damals häufig vorkam, nicht nach dem Gemälde, sondern nach einer Handzeichnung, einem vorläufigen Entwurf, sein Blatt gestochen. Auf der Zeichnung, welche Marcanton vor Augen hatte, erschienen die Engel in den Lüften noch ziemlich realistisch aufgefaßt. Sie sitzen musicirend auf den Wolken, blicken über den Wolkenrand neugierig auf die unten versammelten Heiligen. Auf dem ausgeführten Gemälde bilden sie nicht allein eine mehr geschlossene Gruppe, sondern leben auch für sich. Die Menschen auf Erden horchen auf sie; sie selbst aber walten unbekümmert auf die Vorgänge unten ihres Sängeramtes. Dadurch wird das Ueberirdische der Erscheinung treffender charakterisirt. Wie die Engel, so erfuhr auch die Gruppe der Heiligen in der endgiltigen Ausführung eine durchgreifende Aenderung. Bei Marcanton neigt die heilige Cäcilia den Kopf nach links, auf dem Gemälde nach rechts; Paulus empfing erst auf dem Bilde die nachdenkliche Stellung. In der Zeichnung hält er das Schwert noch frei in der Hand, stützt nicht den Arm auf dasselbe. Magdalena blickt ebenfalls wie Cäcilia zum Himmel empor, wiederholt überflüssig die Geberde der letzteren; die beiden Gestalten des Hintergrundes endlich wenden sich nicht die Köpfe zu, verhalten sich ziemlich gleichgiltig, wissen nichts von einander. Johannes sieht gerade aus der Zeichnung heraus, Augustinus hat den Kopf auf das Buch, das er in Händen hält, gesenkt. Die Stimmung ist in dem Stiche nicht so fein durchgeführt und tiefsinnig abgestuft, die

Digitized by Google

Contraste erscheinen lange nicht so scharf und klar dargelegt, wie auf dem Gemälde.

Marcanton's Stich ist überaus lehrreich für das Studium der langsam und mit weisem Bedachte vollendeten Composition, kann aber unter den Nachbildungen des Gemäldes nicht aufgezählt werden. Seitdem haben namhafte Kupferstecher ihre Kunst an demselben versucht: Italiener, Franzosen und Engländer, wie Mauro Gandolfi, Lefèvre, R. Strange. Ihnen hat sich nun Joseph Kohlschein in Düsseldorf zugesellt und damit sich selbst in die erste Reihe unserer Meister gestellt. Wir machen es den modernen Kupferstechern wahrlich nicht leicht. Uns genügt nicht die virtuose Technik, wir wollen nicht allein die vollendete Führung des Grabstichels bewundern; wir verlangen von seinem Stiche auch die größte Treue in der Wiedergabe des Originales. Ungleich tiefer muß er sich in dasselbe einleben und enger ihm anschließen als seine Vorgänger. Wir controliren jeden Zug und jede Falte und prüfen in erster Linie die Richtigkeit der Zeichnung, die Wahrheit des Ausdruckes. Darüber darf aber die malerische Wirkung des Stichels nicht zurücktreten. Seitdem in unserer Kunstanschauung das malerische Element so entschieden wieder vorherrscht, sind auch in Deutschand unsere Forderungen strenger, unsere Ansprüche an den Stecher höher geworden. Um so mehr muß uns der Erfolg des neuen Meisters erfreuen. Kohlschein hat die Raffaelische Weise vollkommen getroffen, den Charakter des Originales mit seinem Auge belauscht und mit sicherer Hand wiedergegeben. Kein fremdartiger Zug hat sich in die Zeichnung eingenistet, keine Abweichung von dem Urbilde stört die Betrachtung. Wie nahe lag die Gefahr, wir sehen es an allen Nachbildungen, den schwärmerischen Zug im Kopfe der heiligen Cäcilia zu übertreiben, das Antlitz der Magdalena stumpf und gleichgiltig darzustellen! Wie groß war die Schwierigkeit, die scharfen Farbencontraste festzuhalten und doch die Harmonie zu wahren! Kohlschein hat den Gefahren siegreich widerstanden, die Schwierigkeit glücklich gelöst. Die visionäre Stimmung tritt uns auch aus dem Kupferstiche klar entgegen, die intensive Farbenwirkung macht sich auch in dem Nachbilde geltend. Markig sind die Schatten, leuchtend die hellen Partien; ohne daß sich die Kunstarbeit aufdringlich bemerkbar macht, ist doch die volle Kunstwirkung erreicht. Namentlich über die Gestalt der heiligen Cäcilia erscheint ein Schimmer ergossen, welcher uns unmittelbar in die Gegenwart des Originales versetzt. Wir wünschen dem Meister Glück zur Vollendung seines großen und schönen Werkes; wir wünschen aber auch unserer Kunst Glück, daß sie eine so tüchtige neue Kraft unter ihren Vertretern besitzt.

Anton Springer.

Digitized by Google

Die parlamentarischen Anfänge des Fürsten Bismarck.*)

Bismarck als preußischer Junker — unter dieser Ueberschrift kann man die von ihm auf den preußischen Landtagen von 1847—1851 gehaltenen Reden zusammenfassen. Er selbst würde kaum einen Einspruch erheben. In der letzten Aeußerung, womit die vorliegende Sammlung abschließt, gegen Ende der Session 1850/51 gethan, bekannte er sich ungescheut zu dem von den Gegnern als Schmähung gebrauchten Namen: „Wenn die Rede vom Junkerthum ist, so glaube ich dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielsweise ein pflichttreuer Officier hat, der sich gemeint und geehrt findet, wenn Demokraten von Söldlingen und dergleichen reden. Die Whigs und die Tories waren auch Ausdrücke, die etwas Geringschätziges bezeichneten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits den Namen des Junkerthumes auch noch zu Ehren und Ansehen bringen."

Man hat in der Sammlung eben dieser Reden und in dem Hinweis darauf, daß sie vielfach gerade heute wieder in Frage und Streit stehende Materien berühren, des Kanzlers alte, ursprüngliche Stellung zu denselben bezeichnen, etwas wie Absicht und Tendenz argwöhnen können. Aber die Vermuthung ist nicht begründet. Wie diese Reden, unserm Gedächtnisse wieder näher gerückt, benützt werden werden, ist eine andere Frage: der Herausgeber selbst ist loyal zu Werke gegangen. Er hat ausdrücklich die Reden des Herrn von Bismarck-Schönhausen auf jenen Landtagen vollständig zusammengestellt und auch die weniger erheblichen Aeußerungen nicht übergangen. Durch keinerlei Auswahl soll das Urtheil des Lesers beeinflußt und voreingenommen werden, und so ist auch die sorgfältige Redaction, der verbindende Text mit den beigegebenen kurzen Erläuterungen streng sachlich gehalten. Man hat den angehenden Staatsmann ganz so, wie er selbst in jenen Jahren auf der Tribüne sich gezeigt hat.

Das hat nun zunächst ein biographisches und psychologisches Interesse. An Auszügen, welche die einschneidenderen, pikanteren Stellen heraushoben, hat es ja nicht gefehlt, in die Geschichtserzählung sind sie öfters eingewebt, auch mit Randbemerkungen versehen worden. Aber hier ist der ganze Mann, und nur er selbst. Wir sehen, wie dieser merkwürdige Geist anhebt, die Flügel zu regen. Wir sehen den Zweiunddreißigjährigen mit wahrer Lust auf der öffentlichen Bühne sich tummeln, rasch eine seltene Sicherheit ge-

*) Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847 bis 1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel, Redacteur des Reichs- und Staatsanzeigers. Berlin, Carl Heymann. 1881.

Digitized by Google

winnen, rasch in allen Fragen innerer und äußerer Politik sich orientiren und entschiedene Stellung einnehmen. Streitbaren Temperamentes liebt er es, seine Gegner persönlich aufs Korn zu nehmen, was ihm reichlich vergolten wird, mit kaustischem Witze weiß er sie zu fassen, immer ist er in der Hitze des Gefechtes und immer in vorderster Reihe. Auch die eigenthümlichen Züge der Beredtsamkeit stellen sich frühe fest: Gewandtheit und doch eine gewisse Ungelenkheit im Satzbau, Sorglosigkeit in der Form, Verschmähung aller nicht empfundenen Zierrathen, aber ein warmes Herz, das frank und frei auf die Zunge tritt, Virtuosität im Sarkasmus, und eine gute Dosis Phantasie, die den scharf die Sache fassenden Vortrag belebt, zuweilen blitzartig beleuchtet. Und vor Allem zeigt sich der unabhängige Charakter, dem die herrschende Meinung gleichgiltig ist, der die Schlagwörter des Tages aus ganzer Seele verachtet, der nur aus sich selbst die Ueberzeugung holt und sie rücksichtslos in eine Versammlung schleudert, in der man den paradoxen Eiferer im Anfange kaum ernsthaft nimmt mit seinen „mittelalterlichen", „antediluvianischen" Schrullen, der aber doch zuweilen zu einer Größe und eindringlichen Wärme sich erhebt, daß diese Reden auch damals nicht ganz wirkungslos an das preußische Gewissen geklungen haben können. Auch der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen steht im Banne einer Partei, aber es sind die Wenigen, die gegen die Ungunst der Zeit ankämpfen, die der Uebermacht gegenüber sich behaupten müssen, und das eben reizt ihn: scharfsinnig und doch mehr aus dem Grunde eines tiefen Patriotismus, mehr aus dem Grunde seines originalen Menschenverstandes heraus, als nach der Schablone seiner Partei, zerpflückt er schonungslos die Meinung der großen Mehrheit und mißt sie an der Unerbittlichkeit der wirklichen Thatsachen. Die Mehrheit war von einem Liberalismus eingenommen, dem die französische Charte und die französischen Kammerverhandlungen Ideale waren. Diesem Liberalismus erschienen die Reden des Deichhauptmannes zu Briest sammt und sonders als seltsame Klänge aus verschollenen Zeiten. Und so wird auch ohne Frage heute noch Vieles in diesen Reden als Ausfluß eines einseitigen Parteistandpunktes erscheinen. Aber Anderes erscheint uns auch in einem völlig verschiedenen Lichte. Ueber Manches urtheilen wir heute ganz anders als es damals die liberalen Wortführer und ihre Bewunderer thaten. Ein erstaunlicher Realismus, der damals durch seine Paradoxien, heute durch seine Wahrheit überrascht, zieht sich durch diese Reden. In entscheidenden Punkten hat er weiter und tiefer gesehen als die Mitwelt, und darum geht der Werth dieser Redensammlung in der That über das biographische Interesse hinaus. Denn die durchdringende Schärfe, mit der er an den damaligen deutschen Verfassungsfragen und -projecten Kritik übte, erkennen wir jetzt als wesentlichen Theil der Begabung, die denselben Mann später

Digitized by Google

zur Entscheidung dieser Fragen befähigte, die ihn zum deutschen Staatsmanne gemacht hat. Wir haben also ein anderes Verhältniß zu diesen Reden als die damalige Zeit. Und wenn wir an ihnen einen Maßstab dafür besitzen, wie gewaltig der Mann über seine Anfänge hinausgewachsen ist, so können wir noch viel mehr aus ihnen lernen, wie sehr die öffentliche Meinung eine andere geworden ist, zum Theil unter der Wirkung seiner Handlungen und Erfolge.

Gleich eine der ersten Sitzungen des Vereinigten Landtages, worin Bismarck das Wort ergriff, am 17. Mai 1847, zeigt ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Einer der Liberalen, der Abgeordnete von Saucken-Tarputschen, hatte gelegentlich bemerkt, die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 sei nicht eine Folge des Hasses gewesen, den Jeder gegen den Eroberer, gegen die Uebermacht empfunden habe („ein edles, gebildetes Volk, wie das preußische, kennt keinen Nationalhaß"), sondern eine Wirkung der Gesetzgebung von 1807, welche die bis dahin isolirte Regierung innig mit dem Volke verbunden habe. „Ich fühle mich gedrungen," entgegnete Herr von Bismarck, „dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl, als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motives bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. (Lautes Murren.) Es heißt, meines Erachtens, der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen (wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen." (Großer Lärm.) Heute werden wir eher das Murren und den Lärm der Zuhörer verwunderlich finden als die Worte des Redners. Auch das wird uns heute weniger verwundern, oder, wie Herr von Vincke sagte, antediluvianisch vorkommen, wenn Bismarck in den deutschen Verfassungswirren auf einen gesunden preußischen Patriotismus sich zurückzog und seine große Rede am 21. April 1849 mit den Worten schloß: „Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir ihnen (nämlich den „Frankfurter Souveränetätsgelüsten") unsere Unterstützung verweigern, Preußen um so eher im Stande sein wird, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Die Gefahren, welche uns dabei entgegenstehen könnten, fürchte ich nicht, weil das Recht auf unserer Seite ist, und sollten sie auch die gebräuchliche Ausdehnung eines Hecker'schen Putsches um das zehnfache übersteigen. Im schlimmsten Falle will ich aber, ehe ich sehe, daß mein König zum Vasallen der politischen Glaubensgenossen der Herren Simon und Schaff-

Digitized by Google

rath herabsteigt, lieber, daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von anderen zu empfangen .... Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." So hat er auch nach dem Gange nach Olmütz, bei der Adreßdebatte am 3. December 1850, das Zurückweichen der Regierung vertheidigt. Wofür hätte man Krieg führen sollen, führt er aus, — „und meine Herren, welchen Krieg? Keinen Feldzug einzelner Regimenter nach Schleswig oder Baden, keine militärische Promenade durch unruhige Provinzen, sondern einen Krieg in großem Maßstabe gegen zwei unter den drei großen Continentalmächten, während die dritte beutelustig an unseren Grenzen rüstet und sehr wohl weiß, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden ist, welches geeignet wäre die Revolution zu schließen und die dortigen Machthaber zu befestigen, nämlich die französische Kaiserkrone. Ein Krieg, der uns nöthigen wird, bei seinem Beginnen einen Theil der entlegeneren preußischen Provinzen preiszugeben, in dem ein großer Theil des preußischen Landes sich sofort von Heeren überschwemmt sehen, der die Schrecken des Krieges in vollem Umfange unseren Provinzen empfinden lassen wird .... Dennoch würde ich vor diesem Kriege nicht zurückschrecken, ja ich würde dazu rathen, wenn Jemand im Stande wäre, mir die Nothwendigkeit desselben nachzuweisen oder mir ein würdiges Ziel zu zeigen, welches durch ihn erreicht werden soll und ohne den Krieg nicht zu erreichen ist. Warum führen große Staaten heutzutage Krieg? Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört." Und dann, nach einer Schilderung der unvermeidlichen Greuel des Krieges: „Werden Sie dann den Muth haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freut Euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet? Freut Euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhofer regiert in Hessen? .... Die preußische Ehre besteht nach meiner Ueberzeugung nicht darin, daß Preußen in Deutschland überall den Don Quixote spiele für gekränkte Kammercelebritäten, welche ihre locale Verfassung für gefährdet halten."

Die Form dieser Reden mag man „junkerhaft" nennen; es stecken aber gesunde und in die Zukunft deutende Gedanken darin. So auch in jener glänzenden Rede, die er aus Anlaß der Revision der preußischen Ver-

Digitized by Google

fassung vom 24. October 1849 zu Gunsten des preußischen Adels hielt und worin er unter anderen ketzerischen Sätzen auch folgende aussprach: „England ist einen glücklicheren Weg gegangen (als die festländischen Staaten), es hatte keinen Richelieu, welcher die Köpfe abschlug, in denen eine Erbweisheit sonder Gleichen wohnt. Der Charakter der englischen Revolution ist der der Freiheit, der französischen der der Gleichheit. Noch heute, wenn Sie einen englischen Proletarier auf der Straße anreden, wird es Ihnen aus seiner Erscheinung entgegentreten, daß er sehr wohl das Gefühl männlicher Unabhängigkeit hat, aber Ihre gesellschaftlich höhere Stellung als Gentleman unumwunden anerkennt. Wenn Sie dagegen einen Pariser Arbeiter anreden, so laufen Sie Gefahr, aus der Brutalität seiner Antwort die Befürchtung hervortreten zu sehen, Sie möchten sich, weil Sie besser gekleidet sind, für mehr halten, als ihn. Die englische Freiheit wird getragen durch das männliche Selbstbewußtsein, welches seinen eigenen Werth stolz genug fühlt, um eine höhere Stellung über sich dulden zu können. Die französische Gleichheit ist die chimärische Tochter des Neides und der Habsucht, welcher diese reichbegabte Nation seit sechzig Jahren durch Blut und Aberwitz nachjagt, ohne sie erreichen zu können." Eine Ansicht vom Wesen der wahren Freiheit und vom Gegensatze der englischen und der französischen Entwickelung, die ja heutzutage allgemein anerkannt ist.

Doch es ist nicht die Absicht, hier Auszüge aus diesen Reden aneinanderzureihen. Von Seiten der Parteien, hüben und drüben, wird man sich ohnedem in diesem Augenblicke weniger an diejenigen Aeußerungen halten, über deren Werth heute ein unbefangenes, historisches Urtheil möglich ist, man wird vielmehr solche Reden hervorziehen, die über ungelöste, heute wieder im Vordergrunde stehende Fragen sich verbreiten; gerade deren ist eine große Zahl, und das beigegebene Register erlaubt, sich rasch darüber zu orientiren, was der damalige Abgeordnete z. B. über die Juden und über die Civilehe gesagt hat, vor allem aber über wirthschaftliche Fragen, die er schon damals, neben der großen Politik, mit Vorliebe behandelte. Dahin gehört, was über die Arbeiterverhältnisse, über den Innungszwang, über die Besteuerung und den dabei in Frage kommenden Gegensatz der Interessen des Grundbesitzes und der Industrie in den Reden sich findet. In diesen Dingen steht unser Urtheil heute, wo das Alles wieder brennend geworden ist, dem Redner von damals minder unbefangen gegenüber. Die Zukunft erst wird lehren, in wieferne der heutige Reichskanzler dem öffentlichen Wohle dient, indem er zum Theil auf seine Jugendideen zurückgreift, auf „die Vorurtheile, die er mit der Muttermilch eingesogen." Den Eindruck aber gewinnt man zuletzt aus einer Durchsicht dieser vor dreißig Jahren gehaltenen Reden, daß Bismarck bei allen Einseitigkeiten, die ihn in den Fesseln seiner Partei

Digitized by

zeigen, stets in einem merkwürdigen, unmittelbaren Zusammenhange mit dem Volke, über dessen berufene Vertreter hinweg, gestanden ist. Eine Thatsache, welche seine Erfolge erklärt, aber auch die Schwierigkeit erklärt, gesetzliche Einrichtungen in Deutschland zu schaffen, welche den Schöpfer des Reiches überdauern sollen. L.

Die Zusammenfassung der deutschen Armenpflege.

Nicht selten werden Klagen laut, als gebe es nichts Neues mehr. Und doch leben wir in den Tagen, wo die Fortschritte der Elektrotechnik allein schon die Aufmerksamkeit zur Genüge beschäftigen können. Man muß Sinn und Gefühl für die neuen Dinge besitzen. Und wenn man sie hat, wird die unendliche rastlos weiterwirkende Entwickelung eher zu viel an neuem Stoffe darbieten.

In außergewöhnlichem Maße verdienen die Bestrebungen die Aufmerksamkeit, mit welchen Herr A. Döll in Bremen für die Zusammenfassung der deutschen Armenpflege*) hervorgetreten ist.

In rechter deutscher Weise lange in einer städtischen Verwaltung, zu Gotha, mit dem Armenwesen und namentlich mit der Waisenpflege befaßt, hat Herr Döll die Summe seiner Erfahrungen gezogen und, an der Grenze der Jahre stehend, Anschauungen sich gebildet, die die volle Frische der Jugend zeigen. Das könnte ein Tadel sein, denn auf einem so thatsächlich bedingten Gebiete wie dem Armenwesen will jede Neuerung mit besonderer Sorgfalt abgewogen werden. Was indeß den Ausführungen des Herrn Döll den eigentlichen Reiz verleiht, ist der kühne Ausblick auf die großen Aufgaben, welche der Nation durch die wiedergewonnene Einheit in dem Bereiche der Armenverwaltung entgegentreten. Man muß es Herrn Döll Dank wissen, daß er, unbeirrt durch die einengenden Rücksichten der Zuständigkeit, die Frage aufwarf, was die Nation leisten könne und leisten müsse. In der Natur der Dinge liegt es, nicht mit dem Ende zu beginnen, sondern langsam und allmählich den Zielen einheitlicher Zusammenfassung der deutschen Armenpflege zuzustreben, wie sie Herr Döll vorgezeichnet hat.

Daß Herr Döll an keine Centralisation im hergebrachten Sinne des Wortes denkt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Seine Bestrebungen zeichnen sich besonders vortheilhaft dadurch aus, daß er nicht, wie dies so häufig in Deutschland der Fall, das Heil von oben erwartet, die Hilfe von oben anruft. Es pflegt dann wohl leicht mit einem Federzuge abgemacht zu werden

*) Die Reform der Armenpflege. Bremen, Schünemann. 1880.

Digitized by Google

und meistentheils beim Alten zu bleiben. Herr Döll geht umgekehrt davon aus, die Zusammenfassung der im Armenwesen unmittelbar thätigen Kräfte anzustreben, so daß eine Einigung von unten aus erzielt und herbeigeführt werden soll. Darin ist die herrschende Zeitrichtung zu erkennen. Keine weitschichtigen Erörterungen über das Ob und vor allem auch über das Warum halten Herrn Döll auf. Durchdrungen von der Nothwendigkeit und Unumgänglichkeit des Vorwurfes, faßt er seine Verwirklichung ins Auge, vielleicht etwas zu wenig die Bedenken und Schwierigkeiten in Rechnung ziehend, welche sich entgegenstellen müssen. Wem Begeisterung für die Sache ein Fehler, dem wird Herr Döll mit diesem Fehler ziemlich stark behaftet sein. Allein welche Sache wäre ohne Begeisterung anzugreifen und durchzuführen gewesen?

Daß in Deutschland auf dem Gebiete des Armenwesens nichts oder nicht genug geleistet würde, hat Herr Döll am wenigsten sagen wollen. Seine Bestrebungen fußen auf der ohne Zweifel tüchtigen und guten Grundlage, welche die deutsche Armenverwaltung im Großen und Ganzen bietet. Wo aber so viele Kräfte in gesetzlichem oder freiwilligem Dienste an der Arbeit, kann nicht davon die Rede sein diese Kräfte, wenn dies überhaupt möglich wäre, sofort und auf einmal zusammenfassen zu wollen. Die Hauptsache ist, die Kräfte mit gleichem Geiste zu erfüllen, das Bewußtsein in ihnen zu beleben, daß das, was sie thun, eine deutsche Arbeit, eine Arbeit für die Nation sei. Herrn Döll's Bestrebungen haben daher auch in mehr als einer Richtung Beachtung gefunden, ihrer Verwirklichung wird von mehr als einer Seite zugestrebt werden. Die erste Dame des Reiches hat mit ihrem scharfen und unermüdeten Blicke für die Noth und das Elend des Volkes eine von Herrn Döll's Forderungen, die Betheiligung der Frauen an der Armenpflege, ergriffen und die unter ihrem Schutze stehenden Frauenvereine auf die Beschäftigung mit dieser Frage hingewiesen. Der kürzlich in Frankfurt a. M. abgehaltene Tag hat der Aufgabe sich unterzogen und seine Auffassungen in einem Beschlusse niedergelegt. Damit ist ein Anfang, freilich, wenn man will, ein bescheidener Anfang gemacht. Blickt man aber auf die Zeit nur vor einem Jahre zurück, so wird nicht zu verkennen sein, daß dieser Anfang einen Ausgangspunkt bildet und bei der regen Entwickelung der Frauenvereinsthätigkeit nachhaltigere Wirkungen nicht ausbleiben können.

Eine weitere Folge soll Herrn Döll's Bestrebungen auf einem deutschen Armenpflegertage gegeben werden, dessen erstmaliges Zusammentreten für Ende November dieses Jahres in Berlin in Aussicht genommen ist. Es läßt sich nur freudig begrüßen, daß eine Unternehmung von solcher Tragweite in der Reichshauptstadt selbst begonnen werden soll und von der behutsamen Art, mit welcher die Aufgabe angefaßt wird, darf die Vermeidung jeder Ueberstürzung erwartet werden. Daß es an Stoff nicht mangeln könne, liegt auf

Digitized by Google

der Hand und bei der allmählich kommenden Gewöhnung des Zusammenarbeitens werden die aus den verschiedenartigen Einrichtungen und Zuständen sich ergebenden Schwierigkeiten leichter zu überwinden sein. So viele Vereinigungen Deutschland bereits in Thätigkeit sieht, ist, wenn wir nicht irren, der Armenpflegertag der erste in seiner Art. Nicht zufällig haben die Einigungsbestrebungen in den entgegengesetztesten Richtungen sich bewegt, aber das eigentliche Gebiet der Verwaltung so gut wie unberührt gelassen. Man braucht nur an die ängstliche Betonung der Verwaltungshoheit, wie sie in den ersten Jahren des Reiches an der Tagesordnung war, zu denken, um sich zu sagen, daß hier Vorurtheile spielen, die blos im Laufe der Zeit zu überwinden sind. Das Möglichwerden des Armenpflegertages beweist hinreichend, daß diese Vorurtheile nicht unüberwindlich sind. Wer würde aber behaupten wollen, daß die Thatsache des Armenpflegertages an sich genügen könnte, um alle Vorurtheile zu beseitigen? Man vergesse dabei nicht, daß die Zusammenfassung der Armenpflege auf keine Gleichmacherei hinauskommen soll. Es wird sich darum handeln, den Sinn für Uebereinstimmung und die Neigung für Ausgleichung zu wecken und zu beleben. Ist dies erreicht, muß das Werk der Einigung ähnlich und mit derselben Sicherheit sich vollziehen wie auf anderen Gebieten.

Die Herstellung der Freizügigkeit war eine der ersten Aufgaben des deutschen Staates, sie brachte als nothwendige Folge die Regelung der Armenunterstützungspflicht mit sich. Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, dessen Anwendung Herrn Döll zu seinen Bestrebungen wesentlich anregte, diente diesem Zwecke, und wohl mit besserem Erfolge, als aus den vielen Klagen über das angefochtene Gesetz sich entnehmen ließe. Denn alle Anläufe, das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz zu beseitigen oder es wenigstens abzuändern, sind vergeblich gewesen und es ist keine Wahrscheinlichkeit, daß die nächste Zukunft zu anderen Ergebnissen führt. Hier liegen gewiß mehrfache Ursachen zu Grunde, doch darf auch wohl die Frage aufgeworfen werden, ob die Bestrebungen gegen die Reichsgesetzgebung über den Unterstützungswohnsitz an der rechten Stelle einsetzen, ob das Uebel nicht eben da zu suchen ist, wo es Herr Döll findet, in der Armenpflege, deren Regelung die Reichsverfassung den Ländern vorbehält. Die Art Thätigkeit, wie sie der Armenpflegertag zu üben haben wird, nimmt die Einigungsarbeit da auf, wo sie die verfassungsmäßigen Organe des Reiches zur Zeit und nach Lage der Sache nicht betreiben dürfen. Es giebt wohl keinen sprechenderen Beleg von der lebendigsten Wechselwirkung, welche im Reiche ungeachtet seines kurzen Bestehens bereits hergestellt ist. Das Heranwachsen zu einem vielgetheilten und doch einheitlichen Staatswesen geht unaufhaltsam vor sich. Je rascher diese Entwickelung aber sich vollzieht, je mehr schwinden auch die Zuständigkeitsbesorgnisse, die

Digitized by Google

eine Zeit lang eine gewisse Rolle spielten. Jeder Tag lehrt mehr, daß die Aufgaben für die Länder und die Landesverwaltungen nur wachsen und sich vervielfältigen. Das Reich verquickt mit den Ländern, aber die Länder verquicken auch mit dem Reiche. Untrennbar wie die neue Staatsgemeinschaft, ist sie unübersehbar und unabsehbar. Wie im Einzelstaate die Befugnisse wechseln, wird dies auch im Reiche sein. Man thut gut, jeder Voreingenommenheit zu entsagen.

Es ist nicht überflüssig, die weiteren Gesichtspunkte anzudeuten, auf die der Gedanke der Zusammenfassung der deutschen Armenpflege ungesucht leitet. Das Fesselnde dieses Gedankens ist, vor einer neuen Entwickelung zu stehen, vor einer Entwickelung, die klein beginnen kann und wird und vielleicht für länger aufzuhalten ist, die aber sicher nicht auf die Dauer aufgehalten zu werden vermag. Sind wir genöthigt, gegen die staatsfeindlichen Ausschreitungen der Socialdemokratie unmittelbare Schutzmittel zu gebrauchen, werden wir ihr den Boden am erfolgreichsten entziehen, wenn die Wucht der Nation auf den Gebieten zur Geltung kommt, die mit dem Leben des Volkes am engsten und innigsten verknüpft sind. Die socialen Fragen sind deutsche Fragen. Das Reich kann und wird sie lösen, sei es durch eigene Thätigkeit, sei es durch den Anreiz, welchen es auf alle öffentlichen Bestrebungen übt und üben muß.

Theodor Landgraff.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Eröffnung des preußischen Landtages. — Nach viermonatlicher Pause ist der preußische Landtag zu seiner neuen Session wieder zusammengekommen, und gleich der erste Tag hat die Saite wieder angeschlagen, auf welcher die Nachsession des Frühsommers ausgeklungen hatte. Die Eitelkeit die, um viel zu bedeuten, es für genug hält viel von sich reden zu machen, ist wieder einmal gründlich zu Schanden geworden. Wie hat es die Secession aus der nationalliberalen Partei und nicht ohne Erfolg darauf angelegt, die todte Jahreszeit hindurch erst durch eine künstliche Spannung, dann durch Versammlungen und Gegenversammlungen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als ob sie der Angelpunkt der inneren Politik geworden wäre! Kaum geht es wieder an die ernste Arbeit, und diese Retter unserer „constitutionellen Rechte" und „nicht leicht errungenen Freiheiten" stehen tief im Schatten neben dem einen Interesse, welches unsere Nation seit ihrer glücklichen Einigung beherrscht und bis zu einem befriedigenden Austrage beherrschen wird — den Kampf gegen den die Grenzen des nationalen Gemeinwesens durchbrechenden Ultramontanismus.

Digitized by Google

In einem herrlichen künſtleriſchen Symbol hat jüngſt das deutſche Volk ein Feſt ſeiner Einheit und zugleich ſeines geſchichtlichen Zuſammenhanges über ſechs Jahrhunderte hinauf gefeiert. Dem Ultramontanismus war dieſes Feſt um ſo verhaßter, als es einem dem katholiſchen Ritus beſtimmten Gotteshauſe galt. Da er es nicht hindern konnte, ſuchte er es durch „würdige Zurückhaltung" zu lähmen, und er fand den grellſten Ausdruck dafür, indem er in denſelben Tagen an der äußerſten Oſtmark ſeine Heerſchau hielt und hier mit dem Polenthume ſeine Verbrüderung beſiegelte. Nun aber rächte ſich an ihm die Dreiſtigkeit, mit welcher er in den beiden letzten Jahren innerhalb der höchſten politiſchen Körperſchaften des Reiches und Preußens ſich eine amtliche Stellung ertrotzt hat. Der Kaiſer lud zum Feſte die Präſidien des Reichstages und des preußiſchen Landtages, und unter ihnen fand ſich je ein Mitglied der ultramontanen Partei. Beide lehnten die Einladung ab, der eine unter dem wie es ſcheint äußerlich begründeten Vorwande der Krankheit, der andere ohne ſolchen Vorwand. So mußte ſich gleich an der Schwelle der Landtagsſeſſion mit verſchärfter Bedeutung die Frage aufwerfen, ob es der Würde des Hauſes entſprechen könne, durch ein Mitglied dieſer Partei vertreten zu ſein, und ob man dem Kaiſer zumuthen dürfe, einen Mann in amtlicher Eigenſchaft wieder empfangen zu müſſen, der ſich durch die Parteitaktik zu ſo unſchicklicher Verletzung der Ehrfurcht vor dem Reichs- und Landesoberhaupte binden läßt? Die Frage wurde ſelbſtredend aufgeworfen von der nationalliberalen und freiconſervativen Partei, welche bei der Präſidentenwahl des vorigen Jahres gegen die conſervativ-ultramontane Coalition unterlegen waren, ſie mußte beantwortet werden von der conſervativen Partei, welche damals dieſe Coalition der alten Verbindung mit den gemäßigten Parteien vorgezogen hatte. Die Antwort iſt leider nicht ſo einmüthig ausgefallen, wie es der vielgerühmten ritterlichen Loyalität gegen den Monarchen entſprochen hätte, aber doch ſo, daß der Erfolg gegen die Ultramontanen geſichert wurde. Annähernd die Hälfte der conſervativen Simmen hat den Ausſchlag dafür gegeben, daß die Stelle des zweiten Vicepräſidenten durch einen Freiconſervativen ſtatt des Ultramontanen beſetzt wurde. Den letzten Druck zu dieſer Spaltung der Conſervativen hat wohl der Beſchluß gegeben, durch welchen die beiden Mittelparteien ſich gegen einander banden, daß keines ihrer Mitglieder neben einem Ultramontanen ins Präſidium eintreten werde, ſo daß, wenn abermals ſiegreich, die conſervativ-ultramontane Coalition genöthigt worden wäre, für ſich allein die drei Stellen zu beſetzen und dadurch der parlamentariſchen Situation die grellſte Beleuchtung zu geben. Durch ein ebenſo geſchicktes wie feſtes Vorgehen haben alſo die Mittelparteien einen namhaften Erfolg errungen und die Seſſion unter ein unverhofft günſtiges Vorzeichen geſtellt. Wo aber blieben bei dem ganzen Vorgange die Seceſ-

Digitized by Google

ſioniſten? Sie haben der gemeinſamen Sache nicht mehr Dienſte leiſten können als auch die Fortſchrittspartei, die nach einer unfruchtbaren Demonſtration, welche dem Hauſe die Mühe einer engeren Wahl koſtete, zuletzt doch ihre Stimmen gegen den Ultramontanen in die Wagſchale warfen. Sich ſelbſt hatten die Seceſſioniſten es unmöglich gemacht, auch nur mit den Freiconſervativen ſich zu verſtändigen, geſchweige die Hälfte der Conſervativen zu gewinnen, und wenn jetzt die ſeceſſioniſtiſche Mehrheit ſelbſtgefällig und wie ſelbſtverſtändlich den Ruhm des Ausganges für ſich mit einſtreicht, ſo darf man doch fragen, ob es dahin gekommen wäre, wenn die Mehrheit der nationalliberalen Fraction ſich gegen die jüngſte kirchenpolitiſche Vorlage nach ihren Rathſchlägen verhalten hätte? Sehr erleichtert wurde allerdings der Erfolg dadurch, daß die Nationalliberalen diesmal nicht mehr daran denken konnten, für Herrn von Bennigſen die Stelle des erſten Präſidenten in Anſpruch zu nehmen, da er für die Fractionsleitung ſchlechthin unentbehrlich iſt. Vielleicht rechnen ſich die Seceſſioniſten dies zum Verdienſte bei der Sache an.

Die chronologiſche Umkehrung, die Thronrede erſt nach der Präſidentenwahl zu erwähnen, hat ihren guten Grund. Das amtliche Actenſtück bringt, abgeſehen von der die Finanzlage betreffenden Stelle, nichts als eine kahle Aufzählung der Vorlagen, die vorlängſt erwartet waren, und von welchen keine einzige eine eigentlich politiſche Frage berührt. Der Miniſter für öffentliche Arbeiten verſpricht ausgearbeitete Geſetzentwürfe über diejenigen „Garantien“ gegen finanziellen und wirthſchaftlichen Mißbrauch der durch die Verſtaatlichungen gewonnenen Poſition der Staatseiſenbahnverwaltung, welche die Commiſſion des Abgeordnetenhauſes in der letzten Seſſion aufgeſtellt und die Regierung im Principe angenommen hat. Der Miniſter des Innern erſcheint mit den beiden Entwürfen zur Verwaltungsreform wieder, die aus der vorigen Seſſion unerledigt zurückgeblieben und übrigens weſentlich formeller Natur ſind. Außerdem bringt er Vorlagen zur Einführung der Kreis- und Provinzialordnung in den Provinzen Poſen, Schleswig-Holſtein und Hannover. So wichtig es ſein wird, daß nach Vereinbarung dieſer Entwürfe die Verwaltungsreform in drei Vierteln des Staatsgebietes durchgeführt ſein wird, ſo bewegen ſich doch die möglichen Differenzen über dieſelben ganz überwiegend im Kreiſe der landſchaftlichen Intereſſen und Gewöhnungen. Endlich ſind Geſetzentwürfe über Pfandleihgewerbe, Einrichtung öffentlicher Schlachthäuſer und Unterdrückung der Viehſeuchen höchſt nützliche, aber nicht gerade politiſch aufregende Gegenſtände. Die Wogen ſenſationeller Auseinanderſetzung, welche den ruhigen Fluß der bezeichneten Arbeiten hier und da unterbrechen werden, ſind aus der Thronrede kaum an einer Stelle vorauszuerkennen. Der fortdauernde kirchenpolitiſche Conflict hat in das Actenſtück nicht den leiſeſten

Digitized by Google

Schatten geworfen und doch ist ganz sicher, daß alles Wohlwollen des Herrn von Puttkamer ihn diesmal nicht vor einem frischen Ansturme der Ultramontanen bewahren wird. Von den socialpolitischen Projecten des Fürsten Bismarck als neuen Handelsministers ist auch dasjenige, welches nach glaubhaften Meldungen zunächst nur für Preußen berechnet war — die Errichtung eines „Volkswirthschaftsrathes" zur Vertretung aller streitenden wirthschaftlichen Interessen — nicht erkennbar angedeutet. Was endlich die Finanzlage betrifft, so kann nur ein kundiges Auge in den Worten der Thronrede die Lücken erkennen, bei welchen der Verfasser dieser Stelle die zum wahrheitsgetreuen Bilde unentbehrlichen Schatten aufzutragen wohl nicht nur von ungefähr vergessen hat. Da aber die bevorstehende Vorlegung des Etats diese Lücken mit der ganzen Unerbittlichkeit positiver Zahlen ausfüllen muß, so kann es erspart bleiben, dieselben im Voraus durch mehr oder minder zutreffende Vermuthungen zu ergänzen.

Trotz der gegen das vergangene Jahr erfreulicheren Aspecten, unter welchen sich diesmal der Sessionsbeginn vollzog, ist also der weitere Fortgang derselben mit dichteren Wolken der Ungewißheit umzogen. Nicht eine der gegenwärtigen Gesetzgebungsaufgaben fordert die Staatsgesinnung nur annähernd mit der gleichen Energie zur einmüthigen Bethätigung heraus wie vor dem Jahre die Eisenbahnverstaatlichung und der grundsätzliche Abschluß der Verwaltungsreform nach der Spitze hin. Und während damals die liberale Partei aus ihrer schweren Wahlniederlage wenigstens eine heilsame Ernüchterung zurückbrachte, steckt ihr heute der Pfahl der Secession im gesunden Fleische, die durch den baaren Trieb der Selbsterhaltung genöthigt sein wird sich zu rühren und um jeden Preis geltend zu machen. Dazu hat sie denn nun am Tage vor der Sessionseröffnung aus dem fortschrittlichen Lager eine Ermuthigung erhalten, die ihr nach der halb mitleidig, halb geringschätzig wohlwollenden Aufnahme durch die demagogischen Preß- und Versammlungsentrepreneurs eine gewisse Genugthuung gewähren muß, wenn es auch längst bekannt ist, daß die Demagogie in der radikalen Richtung zuletzt immer die Oberhand behält. Herr Professor Hänel hat in einer Kieler Rede den Führern der Secession so warmherzig die Bruderarme entgegengestreckt, er hat den von einer Reihe fortschrittlicher Parteiversammlungen schnöde zurückgewiesenen Gedanken einer „großen liberalen Partei" so energisch aufgenommen, daß, wer den Redner nicht sehr genau kennt, für ihn keine andere Alternative sehen kann, als Kampf auf Leben und Tod mit dem Richter'schen Radikalismus um die Herrschaft in der Partei, oder Austritt aus derselben. Vermuthlich aber schon am nächsten Morgen wird der Feuereifer der Begeisterung zu der kühlen Asche der Reflexion herabgebrannt gewesen sein, daß der Kampf schon manches Mal mit hoffnungsloser Resignation geendet hat,

Digitized by Google

gerade weil Herr Hänel bei seinem Austritte kaum zwei oder drei Freunde nach sich zu ziehen sicher sein kann. So werden auch hier die Secessionisten nicht mehr finden als was sie selbst mitbringen — Führer ohne Heer. x.

Literatur.

Encyklopädie der Neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst, Prof., Dr. theol. et phil., Rektor a. D. der k. Landesschule Pforta. 1. u. 2. Lfg. Gotha, F. A. Perthes. 1880. — Neben den Naturwissenschaften hat in unseren Tagen die Geschichte jenes Interesse der gebildeten Welt erobert, das vordem der Philosophie entgegengetragen wurde, ein Umschwung von tiefer auch praktischer Bedeutung, da auf der historischen Bildung zum guten Theile die politische beruht. Anderseits aber fehlt es in unserer rasch lebenden vielbeschäftigten Zeit weiten Kreisen an der Sammlung und Muße, welche das Lesen breit angelegter Geschichtswerke erfordert. Diese Erwägungen bestimmten den als Schulmann, als Biographen von Johann Heinrich Voß und Verfasser historischer Hilfsbücher rühmlichst bekannten Herausgeber, ein Werk in Angriff zu nehmen, welches den nach historisch-politischer Bildung strebenden Leser in den Stand setzen soll, sich von Fall zu Fall zu unterrichten. Die Beschränkung der Encyklopädie auf die neuere Geschichte bedarf bei solcher Tendenz keiner Rechtfertigung; auch die alphabetische Anordnung ist wohlgewählt für ein Werk, das nicht erst Interesse an der Sache wecken, sondern einem durch Schulbildung oder Lectüre zusammenhängender Darstellungen bereits gegründeten Interesse entgegenkommen und im einzelnen Falle Kenntnisse rasch auffrischen oder erweitern will. Von encyklopädischen Werken allgemeineren Inhaltes, in denen die historischen Artikel unter solchen aus den verschiedensten Wissensgebieten sich zerstreut finden, darf dieses durchweg aus Originalbeiträgen von Fachmännern bestehende rein historische Werk den Vorzug zuverlässigerer und gründlicherer Information beanspruchen. Die zwei Lieferungen, die bisher vorliegen, zeigen bereits, daß eine richtig gestellte Aufgabe mit großem Geschick angegriffen ist, und die Namen des Herausgebers sowie die gegen dreißig Mitarbeiter lassen eine treffliche Ausführung des Ganzen erwarten. In der gediegenen, ausführlichen Einleitung handelt der Herausgeber über den allgemeinen Gang und Inhalt der neuen Geschichte, indem er in festen Zügen die maßgebenden großen Motive dieser Periode und deren umbildende Factoren nachweist und hervorhebt. Das Werk, das in Lieferungen erscheint, ist auf zwei Bände zu je 50 Bogen angelegt.

Italienische Dichter- und Künstlerprofile. Kritische Essays von Martino Roeder. Leipzig, L. Senf. — Die große politische Revolution ist in Italien zugleich ein Wendepunkt des geistigen Lebens gewesen. Die alten Schulen hatten sich völlig ausgelebt. Die Literatur der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war, direct oder indirect, von politischer Tendenz, und fand eben ihre Erfüllung in der politischen Wiedergeburt. Seitdem nun ist eine Fülle von Talenten aufgeschossen, die neue Wege einzuschlagen suchen. Ein bestimmtes Ziel läßt sich noch kaum erkennen, alles ist noch in Gährung, die Schriftsteller und Künstler selbst zum Theil noch unfertig, noch im Suchen begriffen. Es fehlt nicht an Verirrungen, aber auch nicht an ernsten Anläufen, und überall nimmt man eine frische und kecke Werdelust wahr. Eine Reihe von Silhouetten aus dieser bunten Künstlergesellschaft bietet uns in der genannten Schrift ein in Italien lebender

Digitized by Google

Deutscher an, der in persönlichem Verkehr mit diesen Kreisen steht und insbesondere um die Einführung der deutschen Musik in der Heimath Rossini's und Verdi's sich verdient gemacht hat. „Kritische Essays" ist freilich ein zu hoch gegriffener Titel, und der Verfasser selbst charakterisirt im Vorworte seine Leistung verdientermaßen bescheidener als harmlose Plaudereien, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie in besserem Deutsch niedergeschrieben wären. Im Uebrigen bekommt man auch aus diesen leichten und nachsichtigen Skizzen einen Eindruck von der Vielseitigkeit des geistigen Lebens im modernen Italien. Boito, der Schöpfer des „Mefistofele", ein glühender Verehrer Bach's und Richard Wagner's, der Geiger und Componist Bazzini, Mazzucato, der Director des Mailänder Conservatoriums, der seinen Landsleuten, wenn sie den Primat in der Musik bewahren wollten, eindringlich das Studium der deutschen Musik empfahl, dann der Novellist Salvatore Farina, der Dramatiker Pietro Cossa, der republikanische Dichter Carducci, der bizarre cynische Lyriker Stecchetti, der beliebte Reiseschriftsteller Edmondo de Amicis, den seine Landsleute als den legitimsten Erben Manzoni's preisen, Bersezio, der Schöpfer des neupiemontesischen Volksstückes, der Venetianer Gallina, der das Goldonische Lustspiel ins Moderne übersetzte, der Romantiker Giacosa, die Maler Cremona und Pagliano — sie alle werden uns flüchtig vorgestellt, etwa so wie man in einem Salon die flüchtige Bekanntschaft der anwesenden Celebritäten macht und den Eindruck mit nach Hause nimmt, daß man manche derselben genauer und gründlicher kennen lernen möchte. W. L.

Der polnische Kriegsschauplatz. Militärgeographische Studie von Sarmaticus. Heft II, der südpolnische Kriegsschauplatz. Operationsstudien. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1880. — Die genannte Schrift ist bereits beim Erscheinen des ersten Heftes anerkennend gewürdigt worden. Das zweite Heft behandelt das von den Karpathen, der Polesina, dem Dniepr eingeschlossene Gebiet, welches insgesammt seiner Zeit dem polnischen Reiche zugehörte. Die Nachrichten über den Charakter der Ortschaften, Verkehrswege, Flußläufe sind in gleicher Vollständigkeit aufgeführt, wie in dem ersten Hefte. Auch eine Fülle kriegsgeschichtlicher Erinnerungen ist nicht ohne Geschick eingefügt. Den Schluß bilden Operationsstudien für die verschiedenen Fälle, unter denen die geschilderten Lande der Schauplatz kriegerischer Zusammenstöße werden könnten.

Es würde unfruchtbar sein, ein ausgedehntes Gebiet in diesem Sinne zu studiren, wenn man dabei nicht ganz bestimmte wenn auch noch so willkürliche Annahmen machen wollte. Der sarmatische Autor wählt die drei Fälle: 1) Rußland und Frankreich greifen gleichzeitig das deutsche Reich an. Eventuelles Eingreifen Oesterreich-Ungarns zu Gunsten Deutschlands; 2) Deutschland und Rußland führen den Kampf allein; 3) Deutschland und Oesterreich-Ungarn führen als Verbündete Krieg gegen Rußland. Für jeden dieser Fälle werden die muthmaßlichen ersten Gruppirungen und Bewegungen der Streitkräfte in Rechnung gezogen. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, hier in das Einzelne dem Verfasser zu folgen, zumal er zuweilen doch weiter geht, als der Moltke'sche Ausspruch, den er an die Spitze seiner Erwägungen setzt, gut heißt, nämlich, daß ein Operationsplan nie mit einiger Sicherheit über den ersten Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht hinausgehen wird. Ein wenig selbstgefällige Breite haftet auch diesem Hefte an.

Die Kunst des Vortrages. Von Emil Palleske. Stuttgart, Carl Krabbe. 1880. — Die Absicht, welche der Verfasser bei der Herausgabe dieses

Digitized by Google

Werkes gehabt hat, bezeichnet er selbst in den folgenden Sätzen des Vorwortes: „Ich habe für Leser geschrieben, welche auch einmal über dieses Thema unterhalten sein wollen, welche hören wollen, was ein Mann, der aus der Kunst des Vortrages einen Lebensberuf gemacht hat, an Erfahrungen, Beobachtungen, Studien über diese Kunst vorbringen kann. Wer ein Buch über ästhetische Dinge nur dann mit Genuß liest, wenn er angestrengt dabei denken muß, der fange mein Buch gar nicht an zu lesen. Ich habe nicht geglaubt, daß diese Anstrengung bei einem Werke über Kunst unumgänglich nöthig sei. Wenn mein Buch trotz seiner leichteren Form dennoch hofft, von Wissenden und Lehrenden beachtet zu werden, so geschieht es, weil darin ein Gegenstand des allgemeinen Unterrichts: Lesen und Vorlesen, als die Grundlage der Kunst des Vortrages angesehen wird. Auf diesen Unterricht ist Rücksicht genommen, und zwar bis zu dem Grade, daß die neuesten Forschungen der Physiologie für die Begründung der Aussprache, für die Erklärung des Wohlklanges befragt sind."

Demnach giebt der Verfasser mehr eine zwanglose und, wie man gestehen muß, fast durchweg unterhaltende Plauderei, als eine systematische Darstellung. Daß indessen auch die eigentlich fachmännischen Fragen zu ihrem Rechte kommen, können schon die Ueberschriften von einzelnen der 25 Kapitel beweisen; da ist die Rede von dem „Reiz der Uebereinstimmung", von den „Klangwundern der Mundhöhle", der „Stimme", den „Zungenübungen", der „Aussprache" oder vom „Vortrage lyrischer Dichtungen" oder „epischer" oder von „Balladen" u. s. f. und überall wird die trockene Theorie durch häufig nicht blos lehrreiche, sondern auch ergötzliche Thatsachen aus der reichen Erfahrung des Vortragsveteranen belebt. Diese Reminiscenzen aus dem Leben Palleske's stehen in einzelnen Kapiteln („Jugendgeschichte meines R", „Jugenderinnerungen einer Lunge", „Vorlesen von Dramen", „die deutsche Bühne als Leseschule", „ein Leseverein von deutschen Landleuten", „Römische und Reuter-Vorlesungen") durchaus im Vordergrunde, dienen aber sicherlich dazu, das Interesse für die von Palleske so einsichtsvoll erfaßte und so meisterhaft ausgeübte Kunst zu wecken resp. zu steigern und darüber hinaus das Verständniß für ästhetische Fragen überhaupt zu fördern. Sehr instructiv sind endlich die eingehenderen Angaben über den Vortrag einzelner Dichtungen und in dieser Beziehung namentlich das Kapitel über den Vortrag von Balladen der Beachtung der „Lehrenden" zu empfehlen; hier finden sich, wie auch sonst an mancher Stelle des Buches, Fingerzeige, welche auch für den bedeutsam sind, dem es nicht speciell um die Kunst des Vortrages, sondern nur um eine genauere Einsicht in die eigentliche Bedeutung schwererer Dichterstellen zu thun ist. E—e.

Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Von Dr. Philipp Zorn. Erster Band: das Verfassungs- und Militärrecht. Berlin und Leipzig, J. Guttentag. 1880. — Die Materien des deutschen Staatsrechtes sind in diesem Handbuche systematisch durchgearbeitet und übersichtlich zusammengestellt. Es ist, wie ein Handbuch sein soll, von löblicher Kürze und Bestimmtheit; für weitere Ausführungen ist überall auf die betreffende Literatur verwiesen. Nach einer gedrängten geschichtlichen Einleitung (1806—1871), worin der Verfasser mit Entschiedenheit und Schärfe seinen principiellen Standpunkt wahrt, wird zuerst das Verhältniß von Reich und Einzelstaaten, dann die Art der Rechtsbildung im Reiche, die Organisation der Staatsgewalt, die Reichsangehörigkeit, das Militärrecht, endlich das elsaß-lothringische Staatsrecht abgehandelt. Im zweiten Theile werden folgen das Verwaltungsrecht, das Gerichtsverfassungsrecht, das Finanzrecht und die auswärtigen Beziehungen des Reiches. g.

Siemering's Auszug des deutschen Volkes zum Kriege. — Zehn Jahre sind seit den ruhmvollen Thaten der deutschen Heere in dem Kriege gegen Frankreich verflossen. Das Andenken an jene Thaten tritt mit erneuter Lebhaftigkeit vor unsere Seele. Neue Kunstwerke, welche sie vergegenwärtigen, werden geschaffen; ältere nehmen unser erneutes und erhöhtes Interesse in Anspruch. Unter den letzteren ist keines so populär geworden als der in den Tagen der höchsten Begeisterung geschaffene Hochrelief-Fries von dem Bildhauer Professor R. Siemering in Berlin, welcher das Fußgestell einer Statue der Germania umgab, die als Schluß der großen Siegesstraße im Lustgarten vor dem königlichen Schlosse zu Berlin aufgestellt war. Die Darstellung desselben ist mit glücklichem Griffe dem Leben und Empfinden des deutschen Volkes entnommen und mit sicherer Meisterschaft ausgeführt. Dieser Reliefffries, etwa zwanzig Meter lang, stellt in dreißig halblebensgroßen Figuren die Waffenrüstung unseres Volkes dar. In der Mitte ruft der königliche Herold zu den Waffen und zum Kampfe. Zu beiden Seiten ist die Wirkung dieses Rufes auf die verschiedenen Stände, auf die Krieger, welche kommen ihr Leben für die Ehre des Vaterlandes einzusetzen, auf deren Angehörige, auf die Veteranen und Andere dargestellt. Dort wird die Proclamation des Königs „An Mein Volk" gelesen; hier geht der Bote herum mit seinen „Ordres". Er trifft den Ackersmann bei seiner Arbeit; dem Befehle des Kriegsherrn wird sofort Folge geleistet. Der Geistliche entläßt seinen Sohn unter Segenswünschen, der Student vertauscht seine Pikesche mit dem Waffenrocke; ein Reiter, im Begriffe sein Pferd zu besteigen, nimmt Abschied von seinem Liebchen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, ein gerüsteter Landwehrmann von seiner Familie, von Weib und Kind, ein anderer von seiner Verlobten. Dann kommt der geschlossene Zug der gerüsteten Krieger, welche freudigen Herzens in den Krieg ziehen. Dieser Fries, sehr glücklich in seiner Composition, ist naturalistisch in der Auffassung, treu und wahr in allen Einzelheiten, frisch und keck in der Behandlung und hat eben deshalb so allgemein gefallen. Er war nicht nur das bedeutendste plastische Werk des Festschmuckes, sondern ist eine der höchsten Leistungen der modernen Plastik überhaupt. Er vergegenwärtigt ein Stück deutschen Volkslebens und ist ein Document von wahrhaft culturhistorischer Bedeutung. Er fand sofort begeisterte Aufnahme; zahlreiche photographische Ansichten desselben wurden verbreitet. Aber er ist bis jetzt leider noch nicht in einem edlen Material reproducirt, nicht öffentlich aufgestellt worden; sondern ist nur im Original-Modell aus Leinwand und Gyps (angeblich in Görlitz) erhalten.

Dagegen hat ein geschickter Kupferstecher, H. Römer in Berlin, ein specieller Landsmann des erfindenden Künstlers, den Fries mit vollem Verständnisse nach dem Origina.: gezeichnet und in vortrefflicher Weise in großem Maßstabe (Plattengröße 130 cm lang, 13 cm hoch) mit Meisterschaft in Kupfer gestochen. Dieses Blatt, welches im Verlage von Paul Bette in Berlin erschienen ist, ist nun die einzige vollständige Abbildung des berühmten Werkes. Ein Abdruck desselben hängt im Arbeitszimmer des Kaisers.

Dieses Kunstwerk, welches schnell eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes sich erobert hat, wird noch nach Jahrhunderten und zwar gerade durch Vermittelung dieses Kupferstiches den kommenden Generationen Zeugniß geben von dem Geiste und den Thaten des deutschen Volkes in dem ruhmreichen Jahre 1870.

R. Bergau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 4. November 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 46.

Inhalt:

	Seite
Ein Ire als Geschichtschreiber des modernen Englands. Von R. Pauli . . .	729
Bettino Ricasoli. Von W. Lang	734
Die „deutsche Frage" in Ungarn	742
A. Fitger's „Winternächte". Von E. Fritze	745
Die germanistischen Studien im Siebenbürger Sachsenland	752
Berichte aus dem Reich und dem Auslande: Aus Paris. Die überlebten Parteien. Das Theatre français. Victor Hugo's Esel	762
Literatur: A. Stern, Die letzten Humanisten. — Sociale Fragen und Antworten. Heft 10 bis 12	765
Erwiderung	767

Literarische Beilage von J. Guttentag in Berlin.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Ein Ire als Geschichtschreiber des modernen Englands.*)

Der unerhörte Erfolg des neuesten Geschichtswerkes über die Victorianische Aera in England, das in kaum sieben Monaten dreizehn Auflagen erlebt hat und sofort auch in deutscher Bearbeitung zu erscheinen beginnt, berechtigt in der That, auf dasselbe auch in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen. Wendet es sich doch vor allem an die Vielen, welche wenig Zeit und Lust zu ernstem und eindringendem Studium verspüren, dagegen aber leicht und angenehm unterhalten sein wollen. Außerdem ist die blendende Erscheinung in mehrfacher Beziehung charakteristisch, nicht nur weil der Verfasser bis dahin als Berichterstatter und Leiter von Zeitungen thätig gewesen, sich die Vereinigten Staaten angesehen, dort politische Vorlesungen gehalten und nebenher eine ganze Reihe von Romanen veröffentlicht hat, denn Beispiele des Ueberganges von diesen Formen der Schriftstellerei zur Geschichtschreibung weisen England und Amerika zumal zu Dutzenden auf, nicht nur, weil er, wie sein Uebersetzer ankündigt, selbst einen Macaulay mit dem Zauber seiner Darstellung überbieten, sondern vorzüglich weil er dessen und der meisten anderen britischen Historiker Parteinahme gegenüber sich völlig objectiv verhalten soll. McCarthy ist in der That weder Whig noch Tory, sondern ausgesprochen Radikaler, der von beiden nichts wissen will. Er ist überdies vor Allem geborener Ire, ein begeisterter Sohn seines grünen Eilandes, und seit dem April 1879 als Homeruler und Nationalist in das Parlament gewählt. Er gehört somit zu den Obstructionisten des Unterhauses, zu dem irischen Schweif des Herrn Gladstone, der ihm freilich nur so lange zuwedelt, als er den Hexensabbath gewähren läßt, bis zu welchem heute einmal wieder die Dinge in Irland gediehen sind. Bei den agitatorischen Meetings in Dublin, Cork, Galway, wie aus den Spalten der „Times" zu entnehmen ist, begegnet neben dem Rädelsführer Parnell gelegentlich auch der Vertreter der Grafschaft Longford. Ob diese Art Thätigkeit

*) Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congresse (1837—1878), von Justin McCarthy, Mitglied des englischen Parlaments. Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von Leopold Katscher. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1881.

Digitized by Google

nun aber geeignet ist, zum unparteiischen Historiographen der Gegenwart zu qualificiren, erscheint doch mindestens fraglich und läßt sich im Einzelnen leicht widerlegen. Die von Herrn Katscher angepriesene außerordentliche Gerechtigkeitsliebe, die sich nicht in überflüssige Details einläßt, nicht moralisirt, nicht weitschweifig wird, macht es sich allerdings ungemein leicht. Gerade der frische, muntere Stil, die geschickte Gruppirung des Stoffes heben wie von selbst über die Schwierigkeit und leider auch vielfach über die Würde der Geschichtschreibung hinweg. Im leichtesten Plauderton, sehr oft recht oberflächlich, denn mit der nachgerühmten Gründlichkeit und Methode ist es nicht weit her, ziehen eine Reihe politischer Bilder rasch vorbei. Wir begegnen hier recht eigentlich einer leicht geschürzten Muse, wie sie von jeher bei den Franzosen zu Hause war und deren Auftreten unter den nahe verwandten Söhnen Erin's nicht allzu sehr überraschen sollte.

Mit kecker Zuversicht betitelt McCarthy sein Buch im Originale „Geschichte unserer Zeit", während seine Erzählung doch nur höchst beiläufig über die britische Welt hinausschweift, so daß der Uebersetzer mit vollem Rechte eine engere Bezeichnung gewählt hat. Nicht minder keck führt die neueste Ausgabe des Originales die Darstellung bereits bis zum Eintritte des Ministeriums Gladstone im Frühling dieses Jahres herunter. Und eben so keck, ja, dreist, bisweilen selbst ein wenig frivol, smart in der Rede- und Schreibweise Nordamerikas, sind die einzelnen Bilder gehalten, welche bunt, lebhaft, nie zu lang, ohne alle Belastung von Noten und überflüssigen Hinweisen, den Leser in der Weise einer Erholungslectüre anziehen. Wird auch ein loser chronologischer Faden festgehalten, so besteht doch kaum ein innerer, die große gemeinsame Entwickelung leitender Zusammenhang zwischen den wie Feuilletonartikel an einander gereihten Abschnitten. Die Glanzpunkte derselben sind weit mehr leicht hingeworfene Porträts hervorragender Persönlichkeiten, als daß auch nur der Versuch gemacht würde, den Zusammenhang der Thatsachen weiter auszuführen oder gar eine Darstellung der aus gründlichster Discussion hervorgehenden Resultate des Staatslebens zu entwerfen. Die Gewandtheit jedoch, mit welcher der Stoff ausgewählt, von subjectiver Zuthat im Ganzen frei gehalten und in gleichmäßigen Fluß gebracht wird, ist unstreitig eine seltene. Aber das Geschick des Stilisten überwiegt eben bei weitem den Beruf zum Geschichtschreiber und sichert bei einem Lesepublikum zumal wie dem britischen, das in erster Linie unterhalten sein will, den fast beispiellosen Erfolg.

Es sei gestattet, zur Charakteristik dieser literarischen Erscheinung aus dem ersten deutsch zugänglichen Bande, welcher in siebzehn Capiteln oder besser Essays die großen Hergänge der Jahre 1837 bis 1847 vorführt, das Eine oder Andere hervorzuheben.

Digitized by Google

So wird uns versichert, daß mit König Wilhelm IV., der nach bestem Können ein getreuer Vertreter des constitutionellen Principes gewesen sei, das persönliche Regiment des englischen Staatsoberhauptes ein Ende genommen hätte, als ob nicht gerade unter Victoria noch recht persönliche Aeußerungen des Königthumes, zu denen ja die Prärogative der Krone eben durch die Verfassung berechtigt bleibt, zu erwähnen wären. Als eines der bedeutendsten Merkmale der Regierungszeit Victoria's dagegen wird bezeichnet die allgemeine Ausdehnung des Grundsatzes von der Freiheit und Gleichheit der Religionen. Nicht minder sind für England die Zeiten vorbei, in denen politische Abstractionen etwas galten. Mit John Stuart Mill, an den er gern erinnert, verwirft der Verfasser die banalen Redensarten von Freiheit, Volk, Menschenrechten, Recht auf Arbeit, weil sie zu leeren Phrasen geworden. „Sie finden," sagt er, „bei uns hauptsächlich darum keine Anwendung, weil sie einst so sehr am Platze waren." Dagegen bedeutet ihm Agitation recht eigentlich das Leben moderner Staatsthätigkeit, wie er sich selber denn auch eifrig an der Agitation behufs nationaler Selbstbestimmung seiner Heimathsinsel betheiligt. Es ist doch eine entschieden irische Auffassung von den Vorzügen des englischen Parteiregimentes, das zwar nicht ein vollkommenes System, aber doch vielleicht der beste Mechanismus sei, der bisher für die Leitung von Staatsgeschäften erfunden worden, daß es als eine Reihe großer Zweikämpfe gelten soll. Darin thun es denn freilich seine Landsleute allen übrigen voraus, der verrückte Chartistenführer Feargus O'Connor, von riesiger Körperkraft, von alter Familie, „die sich nicht mit Unrecht rühmte von einer irischen Königsdynastie abzustammen", wie Daniel O'Connell, ein Riese in allen Stücken, dessen Bild nicht wie bei Melburne oder Durham, Russell oder Peel in einmaliger Federzeichnung eingefügt wird, sondern über den ganzen Band hin immer wieder in neuer Beleuchtung hervortritt. Der große irische Agitator, „von dem wir recht häufig sprechen werden, ist die hervorragendste Erscheinung des Unterhauses". Daß man ihn jemals unaufrichtig und unzuverlässig habe nennen und behaupten können, daß er sein Land durch die Repealbewegung zu Grunde gerichtet habe, ja, daß er im vollen Bewußtsein dieser Consequenz gar aus schnödem Eigennutze so gehandelt habe, giebt Anlaß zu einem lebhaften Ausfalle gegen eine vor Jahren von der verstorbenen Miß Martineau veröffentlichte Beurtheilung. „Heutzutage würde kein Autor, und besäße er auch nur ein Zehntel der Intelligenz und Bildung Miß Martineau's, einen Mann der Oeffentlichkeit in solcher Weise behandeln . . . Von den englischen Politikern, die nie am Staatsruder gesessen, war im Jahre 1843 O'Connell weitaus der hervorragendste . . . Er war durch und durch Kelte und besaß alle Eigenschaften dieser Rasse: Augenblicklichkeit, rasche Abwechslung der Gemüthsbewegungen, Leidenschaftlichkeit und Uebertriebenheit in den Behauptungen,

Digitized by Google

die Neigung, Eindrücke mit Thatsachen zu verwechseln, einen aufwallenden Humor u. s. w." Höchstens wird der irische Bauer dafür verantwortlich gemacht, wenn er O'Connell aufs Wort glaubte, als dieser sagte, er werde die Regierung zwingen, die politische Vereinigung Irlands mit Großbritannien wieder aufzuheben. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob O'Connell selber an die Erreichbarkeit seines Zieles glaubte oder nicht. Eigenthümlich ist ferner auch die Auffassung von seinen Beziehungen zum Klerus. Bei der Dictatur, durch welche er Irland retten wollte, sollte ihm die irische Priesterschaft Rathgeber und Helfer liefern. Er schützte daher ihr Ansehen, um durch sie das seine zu schützen. „Das Land sollte für Agitationszwecke eine Art Hierarchie sein: die Pfarrer würden die unterste Stufe einnehmen, die Bischöfe die höhere, und O'Connell stände als Hoherpriester über allen." Der Verfasser frohlockt recht eigentlich darüber, daß Peel, obwohl er dem Freihandel die Bahn gebrochen und die Schutzzöllner zermalmt, weil er O'Connell niedergeworfen, sofort wieder von ihm und den Schutzzöllnern zermalmt worden sei. Mehrfach wird die Agitation der Freihandelsliga mit der O'Connell's und wahrhaftig nicht zu seinem Nachtheile verglichen. Hoffnungsvoll heißt es angesichts kleiner Anfänge: „Der Liga standen damals (1845) in der Volksvertretung nicht viel mehr Stimmen zur Verfügung als gegenwärtig den Homerulern." Deutlich genug blickt auch an anderen Stellen ein separatistischer Nationalismus durch. Bei der Katastrophe in Kabul im Jahre 1841 macht sich selbst die Schadenfreude Luft: „Die Schwachen waren die Engländer." Als es im Jahre 1843 wegen der Oregongrenze mit Amerika fast zum Kriege gekommen wäre, heißt es: „Bei einem großen Theile des Publikums der Vereinigten Staaten — darunter natürlich fast sämmtliche Bürger irischer Abkunft — würde sich jeder Präsident, der einen Krieg mit England herbeigeführt hätte, ungeheuer beliebt gemacht haben." O'Connell konnte natürlich wegen versuchten Hochverrathes nur deshalb belangt werden, weil keine anderen als protestantische Geschworenen zu haben waren. Wie sehr auch die Entwickelung der confessionslosen Universität und der Queen's Colleges in Irland gebilligt werden mag, es werden doch selbst die eifrigsten Anhänger des rein weltlichen Unterrichtes nicht behaupten können, „daß die Ansprüche der irischen Katholiken ganz unberechtigt waren".

McCarthy, der einen entschiedenen Indifferentismus in Religionsdingen zur Schau trägt und daher auch äußerst oberflächlich von der hochkirchlichen Bewegung in England und der freikirchlichen in Schottland handelt, verdankt ohne Frage ehrlich die Entstaatlichung der protestantischen Bischofskirche in Irland den englischen Liberalen. Er ist gleich allen irischen Nationalisten in Erinnerung an den heillosen Widersinn, in welchem England bis auf Pitt herab sich schutzzöllnerisch sogar gegen die grüne Insel absperrte, entschiedener

Digitized by Google

Freihändler. Er ist überzeugt, daß eine Reaction gegen das Freihandelsprincip in England eben so wenig zu befürchten sei wie etwa gegen die Regel detri. Mit Peel, für den er sich im Uebrigen nicht erwärmen kann, bekennt er sich zu der allgemeinen Regel, daß man auf dem billigsten Markte kaufen und auf dem theuersten verkaufen solle. Er stimmt dem treffenden Worte dieses einsichtsvollen und ehrlichen Staatsmannes bei, „daß es ganz und gar außerhalb der Macht der Gesetzgebung liege, einem Producenten durch irgend einen Zoll, sei derselbe feststehend oder veränderlich, einen bestimmten Preis zu sichern." Aber nicht nur religiöse Toleranz und Freihandel verpflichten ihn dem Radikalismus Gladstone's, sondern unverkennbar die Erwartung, daß dieser Idealpolitiker über kurz oder lang genöthigt sein werde, den gährenden Elementen in Irland die letzte Fessel abzunehmen.

Während die Porträtskizze Gladstone's offenbar einem späteren Abschnitte des Werkes vorbehalten ist, wird die seines Gegners Disraeli mit Recht bereits der Aufhebung der Kornzölle eingefügt, weil er, bis dahin „ein Hochradikaler, plötzlich mit beiden Füßen in die Torypartei hinein sprang". Das Conterfei bei Gelegenheit seines ersten Eindruck machenden Auftretens im Parlamente gehört zu den amüsantesten des Bandes. An Disraeli vor allem sucht er eine Modewandlung in der parlamentarischen Beredtsamkeit des seither verflossenen Zeitraumes zu erweisen. „Seine Manieren waren durch und durch theatralisch, seine Gesten heftig und übertrieben . . . seine Rede artete unabläßig in Gemeinheit aus, sein ganzes Wesen glich dem des typischen Ausländers, den die Engländer als die Verkörperung der Unruhe und des Ungestüms zu betrachten pflegen." Im Schimpfen und Großthun habe sich Disraeli auf der Höhe seiner Zeit gehalten, was nochmals charakteristisch an seinem Rencontre mit O'Connell dargethan wird, der jenen doch zuerst Bösewicht, Schuft und Lügner nannte, dessen Leben eine lebendige Lüge sei, den rechtmäßigen Erben des gotteslästerlichen Schächers, der reuelos am Kreuze starb. Daß Disraeli darauf ähnlich scharf erwiderte, in der Folge sogar Führer der Tories und Premierminister von England wurde, der nöthigenfalls entschlossener als Gladstone den Iren den alten Kappzaum wieder anlegen würde, wird ihm von einem Homeruler wie McCarthy nun und nimmer verziehen.

Göttingen. R. Pauli.

Digitized by Google

Bettino Ricasoli.

Am 23. October hat ein Schlagfluß den einsamen Schloßherrn von Brolio in den Chiantibergen hingerafft, von den Protagonisten der italienischen Erhebung ist jetzt nur noch ein Einziger, der gichtbrüchige Garibaldi, am Leben. Dreimal hat Bettino Ricasoli, aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit hervortretend — recht eigentlich vom Pfluge weg, und er ist wiederholt mit Cincinnatus verglichen worden — seinem Vaterlande die höchsten Dienste geleistet: er hat Toscana in den werdenden Nationalstaat übergeführt, er hat, als nach Cavour's Tode die Wogen über der jungen Schöpfung zusammenzuschlagen schienen, das Steuer des bedrängten Fahrzeuges ergriffen, und er ist im Jahre 1866 der Eckstein der preußisch-italienischen Allianz gewesen. Diese Verdienste sichern ihm einen Platz in der Geschichte und erklären die hohe Achtung, die ihm seine Landsleute erwiesen. Doch es war dieser Achtung eine gewisse Scheu beigemischt. Ein ausgeprägter Charakterkopf, hatte der „eiserne Baron" etwas, das an die florentinischen Adeligen des Mittelalters und der Renaissance erinnerte. Die Eigenthümlichkeiten seines Wesens, die Willenskraft, der stolze Unabhängigkeitssinn, die männliche, selbstvertrauende Geradheit der Seele imponirten mehr, als daß sie anzogen. Und was ihm zum höchsten Lobe gereichte, ist zugleich die Ursache geworden, daß er eine zusammenhängende politische Wirksamkeit nicht auszuüben vermochte. Er war die Zuflucht in außerordentlichen Krisen des Landes, aber es ging ihm die Geschmeidigkeit und Findigkeit ab, die für einen Staatsmann, in Italien wenigstens, unentbehrlich ist, in einem Staatswesen, das durch ebenbürtige Mitwirkung der revolutionären Kräfte geschaffen, noch heute von Compromissen mit der Revolution und von dem Streite der Parteien lebt. Eine selbstherrliche Natur, war Ricasoli dem Parteiwesen von Grund aus abgeneigt, er hat frank und frei immer den geraden Weg gehen wollen, und er ist nie eigentlich beliebt gewesen. Das neue Italien hat den strengen, hochaufgerichteten Herrn, dessen Name fast den Klang einer Gewissensmahnung besaß, nicht über sich geduldet.

Im öffentlichen Leben erschien Ricasoli zuerst im Jahre 1847. Obwohl er frühzeitig mit der liberalen Elite der Florentiner Gesellschaft bekannt geworden war, hielt er sich bis dahin, die Unmöglichkeit einer politischen Thätigkeit vor Augen und allem heimlichen Verschwörerwesen abhold, auf seiner Burg, die er ganz in mittelalterlichem Stile hatte wiederherstellen lassen mit Wall und Graben, Thürmen und Zinnen, ausgeziert mit den Waffenstücken seiner Ahnen, aber auch mit einer ausgewählten Büchersammlung. Hier lebte er einzig der Bewirthschaftung seiner Güter, der Verbesserung seiner Weine,

Digitized by Google

der Hebung seiner Bauern. Erst als die politischen Demonstrationen begonnen hatten und eine neue Zeit ankündigten, stieg er nach Florenz hinab. Montanelli, sein politischer Gegner, entwirft von dem damals Achtunddreißigjährigen folgende Schilderung: „Bettino Ricasoli, Florentiner Edelmann, widmete sich dem Volkswohl, ohne um Volksgunst sich zu kümmern, ein warmer Anhänger der municipalen Freiheit wie der Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes, durch männlichen Hochsinn, glorreiche Familienüberlieferung und strengen evangelischen Wandel zur Uebung der bürgerlichen Tugenden vorgebildet. Die Nichtigkeiten der knechtischen Stadt verachtend, brachte er die ganze Zeit auf dem Lande zu, seinen Bauern ein Lehrmeister in wirthschaftlichen Verbesserungen und moralischer Erziehung. Kaum spürte er in Florenz den neuen Lebenshauch, eilte er, der Sorge für das allgemeine Wohl jede andere nachsetzend, nach der geliebten Stadt, und bot sich und sein Vermögen für das Vaterland den Freunden an. Diese pflegten ihn scherzend den „Bär vom Appenin" zu nennen, und wirklich hatte Bettino mit der gebräunten Haut, den einfachen Manieren, der ehrlichen derben Redeweise etwas kraftvoll Gebirgsmäßiges im Gegensatz zu den verwaschenen Figuren des sybaritischen Adels der Arnostadt."

Ricasoli nahm jetzt an den Kundgebungen Theil, wie sie damals im Schwange waren. Sein Name stand unter der von Vincenzo Salvagnoli verfaßten Denkschrift, die im März 1847 als Ausdruck der Forderungen des gemäßigten Liberalismus der toscanischen Regierung übergeben wurde. Mit Salvagnoli, der am meisten Einfluß auf ihn hatte, und dem Abt Lambruschini bildete er unter den Freunden eine lebhafter vorwärts drängende Gruppe; mit ihnen begründete er, als die Presse freigegeben wurde, die Zeitung „Patria", die im Unterschiede von den zahlreichen, gleichzeitig auftauchenden Preßerzeugnissen die nationale Unabhängigkeit allen Forderungen voran stellte, zunächst in der Form der Unabhängigkeit der italienischen Fürsten von Oesterreich. In demselben Jahre noch vertraute ihm der auswärtige Minister Graf Serristori eine diplomatische Sendung an: er wurde in Sachen Fivizzano's, das nach dem Tode Maria Luisa's von Parma der Herzog von Modena besetzt hatte, nach Turin an den Hof Karl Albert's geschickt, ohne jedoch etwas gegen diese im Einverständnisse mit Oesterreich und geheimen Abmachungen zufolge ergriffene Maßregel ausrichten zu können. Bald darauf wurde er zum Gonfaloniere seiner Vaterstadt gewählt, ein Amt, das er bis Ende des Jahres 1848, bis zum radikalen Ministerium Montanelli-Guerrazzi verwaltete. Als im Sommer 1848 das schwache, von allen Seiten gehetzte Ministerium Ridolfi zusammenbrach, wandte der Großherzog sich zuerst an Ricasoli, der aber kein Ministerium seiner Farbe zusammenbringen konnte. Gino Capponi trat dann am 17. August in die Bresche, nahm aber schon am 12. October

Digitized by Google

wieder seine Entlassung und bezeichnete selbst Montanelli als seinen Nachfolger. Die Flucht des Großherzogs vollendete den Sieg der Radikalen, mit denen Ricasoli nichts zu thun haben wollte.

In der Kammer dieses Jahres saß Ricasoli auf der Bank des linken Centrums, von den Radikalen die Bank der „Vatermörder" genannt, weil man schon damals ihm und seinen Freunden Salvagnoli und Lambruschini die Absicht zuschrieb, die Selbständigkeit Toscana's der savoyischen Dynastie aufzuopfern. Offenbar mit Unrecht. Denn obwohl er nie Capponi's Abneigung gegen Piemont besaß und bei seiner resoluten Natur der unitarische Zug früher in ihm hervorbrach als in Anderen, hat doch erst der Gang der Dinge den toscanischen Feudalherrn ganz zum Anhänger des Einheitsstaates gemacht. Wir finden ihn unter den Mitgliedern der „Regierungscommission", die, nachdem die Demokratie abgewirthschaftet hatte, einen letzten Versuch machte, den Großherzog und die Freiheit zugleich zu retten. Leopold sollte auf den Thron zurückkehren, aber als constitutioneller und nationaler Fürst, mit Hilfe der Waffen Piemonts. Statt dessen kam der Großherzog unter dem Schutze der österreichischen Waffen, mit der Absicht durchgreifender Reaction, und es blieb den Patrioten nichts übrig, als gegen die Invasion zu protestiren, „nachdem sie versucht hatten, die wiedergeborene Dynastie vor der unheilvollen Taufe fremder Schutzherrschaft zu bewahren"; ein Protest, der am 6. Mai 1849 vom Gonfaloniere Peruzzi, von Gino Capponi, Cambray Digny, den Brüdern Bettino und Gaetano Ricasoli unterzeichnet wurde.

Von der Politik sich abwendend, zog sich Ricasoli wieder auf seine Burg, in den Schooß der Familie, zu seinen landwirthschaftlichen Arbeiten zurück. Diesen versuchte er jetzt eine größere Ausdehnung zu geben. Die Austrocknung der Maremmen war von der toscanischen Regierung oftmals zugesagt, niemals in Angriff genommen worden. Jetzt wollte Ricasoli zeigen, ob nicht ein Privatmann ein nützliches Beispiel in Dingen des öffentlichen Wohles geben könne. Er kaufte ein beträchtliches Stück Fieberlandes in der Gegend von Grosseto und begab sich selbst mit einer Anzahl seiner Bauern an Ort und Stelle, um die Maschinen ins Werk zu setzen, die er in England angekauft hatte. So verbrachte er das Jahrzehnt, in welchem Cavour und der Nationalverein eine weitere Stufe des Einigungswerkes vorbereiteten, in eifriger bürgerlicher Arbeit, als Landwirth, als Weinbauer; der Chianti-Wein wurde weltberühmt in diesen Jahren.

Mit frischer Energie kehrte er ins öffentliche Leben zurück, als der Ausbruch des Krieges in der Lombardei ganz Italien in Flammen setzte. Schon im Jahre 1858 hatte er geschrieben: „Was die Macht Turins bildet, was uns täglich mehr zu ihm hinzieht, besteht darin, daß es unsere oft geleugnete Nationalität bekräftigt, daß es ein Mittelpunkt ist, bereit alle zerstreuten

Digitized by Google

Kräfte Italiens zu vereinigen, daß wir mit ihm Hoffnung haben das zu erlangen was uns fehlt: religiöse Duldung, Freiheit des Wortes und der Presse, und vor allem eine thätige Rolle in den Geschicken unseres Landes. Florenz will lieber der Hauptort einer Provinz eines glücklichen Staates sein, welcher unabhängig, frei, ganz italienisch ist, als die Hauptstadt eines unbedeutenden Herzogthumes, dem Gegenwart und Zukunft fehlen." (H. Reuchlin, Geschichte Italiens III, S. 436). Noch einmal lagen die Geschicke Toscana's in den Händen des großherzoglichen Hofes. Mit Ridolfi und Peruzzi unterzeichnete auch Ricasoli die von Celestino Bianchi, seinem späteren Secretär, verfaßte Flugschrift: Toscana ed Austria, die von der Regierung eine nationale Politik und Theilnahme am Kriege verlangte. Dies war die Bedingung, die man für die Fortexistenz Toscana's stellte, oder vielmehr die Bedingung, unter der seine Fortexistenz allein möglich war. Noch im April machte Ricasoli die größten Anstrengungen, durch Einwirkung auf die Regierung im Sinne des Anschlusses an Piemont das Verhängniß abzuwenden. Der Palast Ricasoli in Florenz war damals das Hauptquartier der Liberalen; hier fanden die Verhandlungen statt, die bei Reuchlin anschaulich geschildert sind und bei denen man es einerseits mit einer unverständigen Demokratie, andererseits mit der starrsinnigen Regierung zu thun hatte. Am Ende riß Ricasoli die Geduld. Nach einer abermals fruchtlosen Besprechung mit dem Minister Baldasseroni am 26. April brach er plötzlich ab und eilte nach Turin. Als am folgenden Morgen eine imposante Volkskundgebung in Scene gesetzt wurde und der Großherzog in seiner Bedrängniß nach Ricasoli schickte, erschien dessen Abwesenheit als ein bedenkliches Anzeichen. Die Kundgebung nahm ihren Lauf, und noch am gleichen Abend fuhr die großherzogliche Familie in die Verbannung.

Die Absichten, die Napoleon III. mit Toscana hatte, und das Erscheinen des Prinzen Napoleon mit dem fünften französischen Armeecorps machte vollends allen Bedenken ein Ende. Ricasoli, jetzt Minister des Innern in dem von Buoncompagni, dem sardinischen Gesandten, gebildeten Ministerium, war einer der ersten, die Anfangs Juni eine Erklärung für die Annexion an Piemont unterzeichneten. Und der Friede von Villafranca hatte, nachdem die erste Betäubung vorüber war, hier wie überall die Folge, daß man den Entschluß faßte, bis zum Ende zu gehen. Buoncompagni wurde in Folge des Friedensvertrages abberufen und eine autonome toscanische Regierung eingesetzt, aber die Frage war, welchen Gebrauch Toscana von seinem freien Willen machen würde. Ricasoli erklärte jetzt geradezu: so lange noch der Krieg währte und einen guten Erfolg versprach, nämlich die Vertreibung der Oesterreicher aus ganz Italien und ein starkes Oberitalien mit Venedig, habe die Selbständigkeit Toscana's noch einen Sinn gehabt, — jetzt sind ihre

Digitized by Google

Vertheidiger verschwunden, weil jetzt in Toscana alle anderen Gedanken durch die Nationalidee verdrängt werden. Und Ricasoli wurde das Haupt dieser neuen Regierung.

Eben diese Uebergangszeit ist es, die seine Willenskraft und seine politische Einsicht auf ihrer Höhe zeigt. Als Präsident des Ministeriums, als Dictator und zuletzt als Generalgouverneur, hat er Toscana dem italienischen Nationalstaate zugeführt. Es war kein Geringes, den Willen des Kaisers zu durchkreuzen, der bis zuletzt die Unabhängigkeit Toscana's verlangte, und dessen amtliche und private Agenten, Reiset, Pietri, Poniatowski, Laferrière geschäftig hin- und herflogen. Napoleon hat diese Niederlage auch niemals dem stolzen Baron verzeihen können. Mit sicherer Hand steuerte dieser, das Ziel unverrückt im Auge, durch Intriguen und durch Parteimeinungen hindurch, auch in den Mitteln und Wegen zeigte er sich so geschickt wie fest. Der Anschluß Toscana's war aber für die Zukunft Italiens entscheidend. Selbst die Annexion der Romagna und der kleinen Fürstenthümer bedeutete nur ein vergrößertes Piemont. Wenn aber Toscana seine glorreichen Ueberlieferungen, wenn das Staatswesen der Mediceer und der Lothringer seine Selbständigkeit dem Nationalstaate aufopferte, so war überhaupt keine Autonomie mehr berechtigt, so war auch die Schranke für den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien gefallen, so war der Einheitsstaat moralisch entschieden. Und es hat den größten Eindruck machen müssen, daß es ein stolzer Vertreter des florentinischen Patriciates war, der den Verzicht auf staatliche Selbständigkeit, die Abstimmung vom 12. März, nach dem jubelnden Turin überbrachte.

Den Posten als piemontesischer Generalgouverneur versah Ricasoli bis zum März 1861. Vier Monate darauf trauerte Italien am Sarge des Grafen Cavour. Jetzt trat eine neue und schwerere Aufgabe an den Regenten von Toscana, der noch eben zwischen Cavour und Garibaldi erfolgreich vermittelt hatte. Ihn bezeichnete die öffentliche Meinung als einzig möglichen Nachfolger, Cavour selbst soll ihn als solchen empfohlen haben. Sein makelloser Name erschien als eine moralische Bürgschaft für die Erhaltung des gefährdeten Werkes. Daß Ricasoli dem Rufe sich nicht versagte, gab auch dem Auslande Vertrauen, und es war wesentlich diesem Umstande zu verdanken, daß die auswärtigen Mächte nach einander die Anerkennung des Königreiches aussprachen, wenn auch Preußen und Rußland noch zögerten, und ihre Anerkennung erst zu einer Zeit erfolgte, da Ricasoli bereits wieder zurückgetreten war. Sein schroffer, felsenharter Charakter vertrug sich auf die Dauer weder mit Victor Emanuel, dem er wenig sympathisch war, noch mit den Parteien, und zuletzt scheiterte er an dem unmöglichen Probleme der römischen Frage. Er hatte mit Feuereifer das Werk Cavour's, der über den römischen Verhandlungen weggerafft wurde, fortsetzen wollen, und zwar auf

Digitized by Google

derselben Grundlage: „die freie Kirche im freien Staate". Allein er, der überzeugt religiöse Mann, hatte die Kühnheit, ein neues Element in die römische Frage einzuführen. Es sollten die nationalen Forderungen erfüllt, die finanziellen Bedürfnisse des neuen Staates ausreichend befriedigt werden, aber es sollte zugleich das religiöse Interesse gewahrt, ja ein moralischer Anlauf genommen werden: der Verlust Roms sollte für die Kirche selbst ein Gewinn werden. „Wir wollen," sagte er gleich in seiner ersten großen Rede vom 2. Juli, „nach Rom, aber nicht zerstörend, sondern aufbauend, indem wir der Kirche den Weg der Reform erschließen, indem wir ihr die Freiheit und Unabhängigkeit ertheilen, die sie zu einer Wiedergeburt in der Reinheit des religiösen Gefühles, in der Einfachheit der Sitten und in der Strenge der Disciplin, wodurch sie in ihrer ersten Zeit so ruhmreich und ehrwürdig geworden, anregen und sie endlich unumwunden und aufrichtig einer Macht entsagen lehren, welche dem hohen Gedanken ihres Ursprunges widerstreitet." Freilich haben gerade diese Motive den Papst, an den Ricasoli auch persönlich in dem beredten Briefe vom 10. September sich wandte, nicht seinen Vorschlägen geneigter machen können, die in dem damaligen Stadium auf den Verzicht auf jegliche Einmischung der Regierung in die Angelegenheiten der Kirche und auf eine Staatsdotation für den Papst hinausliefen. Das Programm war von einer kindlichen Naivetät, von einer rührenden Ehrlichkeit. Napoleon aber, der die Vorschläge nach Rom übermitteln sollte, spielte Ricasoli den Streich, daß er sie nicht blos als allzu „radikal" ablehnte, sondern alsbald in die Oeffentlichkeit gab. Das moralische Ansehen Ricasoli's war hierdurch erschüttert, die Abhängigkeit von Frankreich in peinlicher Weise dargethan, was gerade er am wenigsten ertragen konnte, ein Weiterkommen schien unmöglich. „Pittoresk-poetisch" hieß Massimo d'Azeglio die Politik Ricasoli's. „Poetisch" — so schrieb er an seine Frau am 27. Februar 1862 — „nannte ich den Minister Ricasoli, schon weil er nicht die Geschäftssprache redet, sondern eine andere sich angeeignet hat, welcher nur das Metrum fehlt, um Poesie zu sein. Mit dieser versichert er uns, daß wir uns im März auf dem Capitole krönen würden. Erscheint Dir das als Prosa? Im übrigen weißt Du, ob ich ihn als Charakter zu schätzen weiß. Allein wenn ich eine gute Uhr zum Zurechtmachen hätte, so würde es mir nicht genügen, einen Uhrmacher von gutem Charakter zu haben." Ruggiero Bonghi aber urtheilt von seiner kurzen Verwaltung: „Ricasoli trug am meisten, viel mehr als man glaubt, dazu bei, durch seinen persönlichen Credit den des neuen Königreiches den fremden Staaten gegenüber zu heben. Wenn dieses mit Cavour jedenfalls leichter vorgeschritten wäre, fing es mit Ricasoli vielleicht an, festen Halt zu gewinnen."

Als der Krieg von 1866 ausbrach, wurde an Lamarmora's Statt, der

Digitized by Google

ins Lager abging, Ricasoli abermals an die Spitze des Staates gestellt. Ohne gemeinen Ehrgeiz sah er das als eine Pflicht an, der er schlechthin zu gehorchen hatte. Und es war wiederum das moralische Gewicht seines Namens, das ihn an diese Stelle rief. Man wußte, daß er den Krieg herbeigewünscht hatte, und er wollte ihn, weil er darin ein Mittel sah, dem jungen Staate und dem Volke sittliches Selbstgefühl zu geben, es war ihm Ernst mit dem Kriege und ebendeshalb auch mit dem preußischen Bündnisse, und bekannt ist, daß er nach Custoza durch ein schneidiges Wort dem schwankenden König seine Pflicht gegen Preußen ins Gedächtniß rief. Er hatte auch den feierlichen Augenblick dazu benützen wollen, die kläglichen Eifersüchteleien der parlamentarischen Führer auszulöschen und war bemüht, sich mit einem Ministerium aus allen Parteien zu umgeben. Allein schon dies war ihm mißlungen, und nach dem Kriege war es abermals die römische Frage, die ihm den Sturz brachte. Die Septemberconvention (15. September 1864), wonach bis Ende des Jahres 1866 die Franzosen aus Rom abzuziehen hatten, die italienische Regierung aber sich verbindlich machte, den auf sich selbst gestellten päpstlichen Staat zu achten und weder anzugreifen noch angreifen zu lassen, hatte eine ganz neue Lage geschaffen. Das Problem war insofern vereinfacht, als es zu einem inneritalienischen geworden war. Es handelte sich jetzt darum, ob das Königreich mit der Curie irgendwie zu einer Verständigung gelangen konnte. Doch alles, was in dieser Richtung versucht wurde, erwies sich als vergeblich, ebenso die Missionen Tonello's und Vegezzi's zu Ende des Jahres 1866, als der complicirte Gesetzentwurf „betreffend die Freiheit der Kirche und die Liquidation der Kirchengüter", mit dem im Januar 1867 die Minister Ricasoli, Scialoja und Borgatti vor die Kammer traten. Der Entwurf sollte, was bisher blos Programm und Doctrin gewesen war, in seinen einzelnen Bestimmungen ausarbeiten und zu einem zusammenhängenden, die widerstreitenden Interessen ausgleichenden Systeme gestalten. Er hat ebendeswegen Niemand befriedigt, die Linke nicht, die Gemäßigten nicht, und ebensowenig den Episcopat und die Curie, und man konnte sich schon damals der Ansicht nicht verschließen, daß alle diese wohlgemeinten und scharfsinnigen Versuche fehlschlagen würden, daß der Knoten überhaupt nicht aufzulösen, sondern lediglich eines Tages zu durchhauen war.

Die öffentliche Meinung warf jenem Gesetzentwurfe schwächliche Nachgiebigkeit gegen die Kirche vor, den Bischöfen schien dadurch eine ganz exorbitante Stellung eingeräumt zu werden. In der Kammer stieß er auf solchen Widerspruch, daß die Commission nicht einmal seine Inbetrachtnahme empfahl. Im Lande, namentlich im Venetianischen begann man Volksversammlungen dagegen zu organisiren, die Ricasoli kurzweg verbot. Die Kammer interpellirt wegen dieses Verbotes. Vor die Vertrauensfrage gestellt entscheidet

Digitized by Google

sie gegen den Minister. Ricasoli will gehen, der König hält ihn und die Kammer wird aufgelöst. Die Neuwahlen bringen keine erhebliche Veränderung, aber noch ehe die Kammer einen Spruch thut, verlangt und erhält Ricasoli am 4. April plötzlich seine Entlassung. Möglich, daß diesmal Gründe der auswärtigen Politik mit im Spiele waren. Die Räumung des Kirchenstaates durch die Franzosen erwies sich als eine Comödie, französische Officiere organisirten und inspicirten das päpstliche Corps, das meist aus Franzosen bestand, die italienische Regierung mußte dies wie eine Verhöhnung empfinden. Dazu kam, daß eben der luxemburgische Handel in ein brennendes Stadium getreten war, Frankreich sah sich nach Verbündeten um, und es schien nicht zweifelhaft, durch welche Einflüsse eben jetzt die feste Säule der preußischen Freundschaft gestürzt und wieder durch den geschmeidigeren Frankreich geneigten Rivalen ersetzt wurde. Allein Ricasoli hätte die erneute Debatte über die Kirchenfrage auf keinen Fall als Ministerpräsident überdauert. In und außerhalb der Kammer sah er sich aufs heftigste angefeindet. Ein Decret, wodurch er sich, von der Nothwendigkeit einer starken Regierung durchdrungen, eine dominirende Stellung im Ministerium zu sichern gedachte, hatte ihn vollends unpopulär gemacht. Ein dunkler Ehrenmann von der Linken beantragte jetzt sogar, ihn in Anklagestand zu versetzen. Der gestürzte Minister vertheidigte seine Kirchenpolitik mit gewohntem Freimuthe, aber nur mit Mühe entging er einem ausdrücklichen Tadelsvotum. Die Kammer nahm im Juli einen von dem Turiner Advocaten Ferraris ausgearbeiteten Entwurf über die Liquidation des Kirchenvermögens an und dieser Beschluß bedeutete das Betreten eines ganz neuen Weges, bedeutete den Bruch mit Rom, das freilich durch seinen Starrsinn und durch die fast gleichzeitige Demonstration des Centennariums Petri seinerseits eine Politik der Versöhnung, wie Ricasoli sie angestrebt hatte, zur Unmöglichkeit machte. Der Gedanke einer Verständigung zwischen Rom und dem Staate und zugleich einer ehrlichen Trennung, woran seit sieben Jahren die italienischen Staatsmänner sich abgemüht und verbraucht hatten, war damit für immer aufgegeben.

Seit seinem Rücktritte im April 1867 hat Ricasoli wenig Antheil mehr genommen an den wechselnden Partei- und Portefeuillekämpfen der folgenden Zeit. In wichtigen Dingen war seine Stimme immer noch von Einfluß, und es ist mit seinem Willen geschehen, daß im Frühjahr 1876 die Gewalt von den Trümmern der Cavourschen Partei an die Demokratie überging, obwohl er deren Regimente damals schwerlich eine längere Dauer prophezeite. Wie sehr ihm der unnütze Zank der Parteien, die unfruchtbaren Discussionen und die ewigen Personalveränderungen zuwider waren, das hatte er schon in dem Rundschreiben vom Jahre 1867, das jene Kammerauflösung begleitete, ausgesprochen. Mehr und mehr vergrub er sich in die Einsamkeit seines Land-

Digitized by Google

sitzes. Noch ein Wort Massimo d'Azeglio's stehe hier: „Ricasoli ist ein erhabenes Herz, ein edler Charakter, ein Geist von großer Aufrichtigkeit, man möchte sagen von der Naivetät eines Jansenisten des siebzehnten Jahrhunderts." Das letztere ist eine Anspielung auf den religiösen Zug in Ricasoli's Charakter. Man wußte, daß der finstere Schloßherr von Brolio in der Bibel las, ja des Sonntags auch seinen Bauern aus dem Evangelium vorlas. Die Volkssage bemächtigte sich der ungewöhnlichen Erscheinung. Er stand sogar in dem Verdachte, wenigstens seine Gegner verbreiteten es, er sei ein heimlicher Ketzer, ein Protestant. Gewiß ist, daß er mit seinem tiefen, harten Ernste fast eine fremdartige Erscheinung unter seinen Landsleuten war. Die Ricasoli leiten ihr Geschlecht von den Longobarden ab. Der älteste Name des Hauses ist de' Firidolfi (de filiis Rodolphi), diesen Namen hat auch einer der Zweige des Hauses beibehalten, und der letzte dieser Firidolfi war mit der einzigen Tochter Bettino's vermählt und vereinigte somit diese beiden Zweige. Merkwürdig ist es immerhin, daß Graf Benso Cavour, Garibaldi und Ricasoli von germanischer Abstammung sind.

W. Lang.

Die „deutsche Frage" in Ungarn.

Der „Pester Lloyd" brachte zur Kölner Dombaufeier einen Leitartikel, in dem er, rückblickend auf die zehn Jahre deutscher Einheit und des Reichsbestandes, sagt: „wenn man diese zehn Jahre auslöschen könnte aus dem Buche deutscher Geschichte, man würde keine Erfindung, keinen Gedanken, kein Buch und kein Kunstwerk tödten, das werth wäre, auf künftige Zeiten vererbt zu werden". In der That, ein Urtheil recht bezeichnend für die Geringschätzung, mit der man in Ungarn in den leitenden Kreisen über Deutschland denkt! In den Kreisen des Lloyd hätte eine That ja doch auf Anerkennung hoffen dürfen: die Unterstützung, die Ungarn an Deutschland gefunden hat. Ungarn als Staat wäre unmöglich gewesen ohne Deutschlands Mithilfe. Und was erntet es heute dafür? Eine Verfolgung deutschen Wesens, eine Hetze gegen alles, was deutsch heißt, die in einem europäischen Staatswesen geradezu unerhört ist. Wir wollen nicht die oft erzählte Geschichte des Pester Theaters, das gesperrt worden ist, weil es deutsch war, noch einmal erzählen, nicht daran erinnern, wie nur endlich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung auch Deutschlands einer so durchweg deutschen Stadt wie Hermannstadt endlich ein deutsches Theater erlaubt wurde, aber auf eines wollen wir hinweisen, das bis jetzt nicht beachtet wurde.

Digitized by Google

Kaum klingt die Hetze gegen das Deutschthum in den Blättern Deutschlands wieder, kaum regt sich hier die öffentliche Meinung für das dort bedrohte Volksthum, so fangen einige magyarische Blätter in Ungarn an, abzuwiegeln. Es macht sich das freilich komisch. Denn in demselben Athemzuge, womit das „Pesti Naplo" Deutschland seiner platonischen Liebe versichert, fährt es fort: aber in unserm eigenen Lande wollen wir ausschließlich die Herren sein, wir dulden nicht deutsche Einrichtungen, welche unsere nationale Entwickelung gefährden und weisen den unbescheidenen deutschen Civilisatoren die Thüre. Die Freundschaft mit Deutschland freilich brauchen die Magyaren, denn durch diese allein bestehen sie; aber im eigenen Lande sollen die Deutschen geknechtet und „vor die Thüre" gewiesen werden.

Das ist denn doch deutlich. Auf die Leichtgläubigkeit der Leser aber speculirt Maurus Jokai, dem es bange wird um den Absatz seiner raschgeschriebenen (zum Theil herzlich schwachen) Romane in Deutschland, der die Behauptung in die Welt posaunt, es geschehe den Deutschen in Ungarn kein Leid! Jokai ist an dieser bestehenden Hetze, die er stets genährt hat, auch mit Schuld. Er hat kein Wort des Tadels gehabt für die kürzlich erfolgte Aufforderung des Tissa'schen Organes „Ellenör", Handel und Verkehr in Ungarn zu magyarisiren, da die deutsche Sprache keine Weltsprache sei. Er hat nie im ungarischen Reichstage ein Wort der Vertheidigung gesprochen, wenn es galt das Recht im Hermannstädter Comitate auch Deutschen gegenüber anzuwenden, als es galt die rechtlose Zerstörung des Sachsenrechtes aufzuhalten. Oder meint er wirklich, man habe für die Wunden, welche die Magyaren dem Deutschthum fort und fort geschlagen, in Deutschland ein so kurzes Gedächtniß? Auch an seinen Romanen wird er sich des Gegentheils überzeugen können, wenn kein Deutscher sie kauft!

Die Verachtung, ja die Mißhandlung des Deutschthums in Ungarn geht so weit, daß allen Ernstes in einer Versammlung der Schriftsteller in Pest der Antrag gestellt werden konnte: es sollten hinfort mit Post, Telegraph u. s. w. nur Sendungen mit magyarischer Adresse befördert werden, es sollten alle Kaufleute gezwungen werden, ihr Geschäftsbücher magyarisch zu führen.

Vor allem aber: eben hat der Minister Tissa, an dessen Namen sich die Erinnerung an das corrumpirteste und unwahrste Regiment einer parlamentarischen Regierung knüpfen wird, einen Gewaltstreich begangen, der gegen eine deutsche Körperschaft gerichtet ist, weil sie ihr Recht vertheidigte gegenüber magyarischen Ansprüchen. Das magyarische Städtchen S. Szent György mit 4364 Einwohnern war bei der Kronstädter Handels- und Gewerbekammer eingekommen um Unterstützung der S. Györgyer Gewerbeschule. Die Kammer hatte das Gesuch abgelehnt, weil sie keine Schulen

Digitized by Google

unterstütze. Da befiehlt der Minister Auszahlung der geforderten Summe — gegen alles Recht — und löst die bei ihrem Beschlusse beharrende Kammer einfach auf. Die rechte Erklärung findet der Vorgang erst, wenn wir hinzufügen, daß S. Szent György den in Debrezin durchgefallenen Ministerpräsidenten Tissa in den Landtag gewählt hat!

Solche Vorgänge zeigen aufs neue: die übermüthige Magyarenherrschaft tritt das Deutschthum mit Füßen.

In wenigen Tagen droht der Reichstag ein Gesetz zu berathen, welches dem Deutschthume die Axt an die Wurzel legen soll. Nach dem Gesetze ist der Staat verpflichtet, Schulen zu errichten aus Staatsmitteln für alle Nationalitäten. Er hat in Ungarn noch keine andere errichtet als magyarische. Die einzigen deutschen Schulen in Ungarn und Siebenbürgen erhält die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen bei den Sachsen. Jetzt will der Staat ein Mittelschulgesetz machen, wonach alle Lehrer die Befähigungsprüfung in magyarischer Sprache machen müssen und dadurch soll der Besuch der deutschen Universitäten einfach unmöglich gemacht werden. Denn welcher Deutsche aus Ungarn wird die magyarische Prüfung machen können, wenn er in Deutschland studirt?

Alles in Allem: das Vorgehen der Magyaren gegen die Deutschen hat nur eine Parallele, die Nichtsnutzigkeiten und Gewaltthaten der Polen seinerzeit gegen die Deutschen. Darum aber erscheint es als eine Pflicht der deutschen Presse, nicht müde zu werden in der Betonung des deutschen Rechtes, welches jetzt in Ungarn mißhandelt wird. Man kann uns von einer Besserung der Verhältnisse in Ungarn nicht überzeugen durch einige schöne Phrasen, aber man handle. Man stelle das deutsche Theater in Pest her und dotire es aus Staatsmitteln wie das magyarische, man gründe deutsche Schulen, wozu das Gesetz den ungarischen Staat verpflichtet, man errichte auch eine deutsche und slavische Universität im Lande, wie eine magyarische, kurzum man messe mit gleichem Maße. Schon ist man in Deutschland soweit, daß die deutschen Gelehrten genöthigt sind, sich zu fragen, ob es mit ihrer Ehre vereinbar ist, als Ehrenmitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften anzugehören, die jedes deutsche Wort aus ihren Schriften verbannt. Wir meinen, sie sollten die Ehre ihr hinwerfen, denn es giebt keine Gemeinschaft zwischen einem Volke, das wie die Magyaren von der Freundschaft mit Deutschland lebt und das Deutsche im eigenen Lande wie eine fremde Sklavenrasse behandelt, und uns, die wir auf unser Volksthum stolz sind!

Digitized by Google

A. Fitger's „Winternächte".*)

In Folge der rühmlichen Initiative des Leipziger Stadttheaters ist A. Fitger's „Hexe" seit Jahresfrist über verschiedene deutsche Bühnen geschritten und hat wohl überall trotz aller gegen sie zu erhebenden und wirklich erhobenen Bedenken einen guten Erfolg errungen; der bis dahin unverdienter Weise wenig zur Geltung gekommene Name ihres Schöpfers ist mit einem Schlage bekannt geworden. Während so die schon vor vier Jahren in diesen Blättern (1876 II. S. 329 ff.) ausgesprochene Erwartung, daß das genannte Drama eine gute Bühnenwirkung erzielen werde, in erfreulichster Weise eingetroffen ist, hat sich die ebendaselbst geäußerte Hoffnung, daß es dem Dichter möglich sein werde, die auch in der „Hexe" wahrnehmbare Einseitigkeit und Bitterkeit zu überwinden und in freudigerem Schaffen frischere und gesundere Schöpfungen zu Tage zu fördern, noch nicht vollständig verwirklicht; denn die soeben erschienene neue Gedichtsammlung „Winternächte" verläßt die Bahn, welche die „Hexe" und zum Theil auch die frühere Sammlung „Fahrendes Volk" eingeschlagen hatten, nicht nur nicht, sondern geht auf derselben mit wachsender Entschiedenheit weiter; ein unverblümter Pessimismus klingt uns als Grundton aus sehr vielen dieser Gedichte entgegen und nur eine geringere Zahl erreicht oder überragt die besten der früheren Schöpfungen. Ueberwiegend erfreulich ist auch hier wieder nur die formelle Seite: Verse und Reime sind fast überall mit Virtuosität behandelt und höchstens das Distichon fließt nicht immer gleich leicht dahin; die dem Dichter aus einem reichen Wissen und einem tiefen Verstehen in üppigster Fülle zuströmenden Gedanken fügen sich doch knapp und präcis in die jedesmaligen Formen, welche sich ihrerseits durch Anmuth und Mannichfaltigkeit auszeichnen. Störend wirken in formeller Hinsicht höchstens ein paar Stellen, an denen der Dichter offenbar mit Absicht für den crassen Gedanken auch einen crassen Ausdruck gesucht und sich mit Bewußtsein aus den Bahnen der Schönheit entfernt hat.

Eröffnet wird die Sammlung durch achtzehn „Lieder vom Maurergesellen", welche als ein episches Ganzes anzusehen sind; das Leben des Handwerksmannes zieht in einzelnen Bildern von der Wanderschaft bis zur Thätigkeit für den eigenen Herd und die eigene Familie an uns vorüber; sie sind weder ihrem Inhalte noch ihrer Form nach von hervorragender Bedeutung, aber der Sinn, der aus ihnen weht, ist kräftig und gesund.

Grundverschieden hiervon ist der unter dem Namen „Sphinx atropos" zusammengefaßte Cyclus von sechsundzwanzig Gedichten; hier entspricht in weitaus den meisten Liedern die Parole dem Wappen, hier waltet der Tod,

*) Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin, Rob. Oppenheim. 1881.

Digitized by Google

hier finden wir nur zu oft nichts als eine Umschreibung des mephistopheliſchen Wortes:

„ . . . . . Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde."

Zwar ſcheint in dem erſten der „ſataniſchen Fragmente" der ſich mit Satan unterredende Chriſtus eine Erneuerung ſeiner Lehre zu verheißen und der im Elend verkommenden Welt eine neue Erlöſung anzukündigen, aber in den beiden folgenden Geſprächen, in denen Demeter und die Großmutter Chriſti Stelle einnehmen, werden derartige Hoffnungen ſehr entſchieden als thöricht verſpottet. Das nächſte Gedicht, „der Tod", preiſt dieſen „Ordner des Alls" als den beſten Freund, als den einzigen Tröſter der „erdumwohnenden Menſchen"; in allzu erhabener Ruhe ſingt der Dichter:

„Nimmer gefleht
Hab ich um Schonung für mich und mit Wonne
Steig ich hinunter in Aides Nacht,
Wenn meinen Brüdern mein Scheiden die Sonne
Lieblicher macht."

Ganz in demſelben Sinne verzichtet „Ismene" auf das lockende Glück der Liebe, ſchilt der Sohn auf den „Vater" und bejammert das Geſchick des eigenen Sohnes, iſt der „Wanderer" ſelbſt nicht mit der Vernichtung des einzelnen Ichs zufrieden, denn

„ . . eh' ins Nichts nicht ſchwand das All,
Iſt nicht das Leid des Alls bezwungen."

In anderen Gedichten dieſes Cyclus wird das Verlangen nach Vernichtung nicht in dieſer allgemeinen Faſſung ausgeſprochen, ſondern die Klage ertönt in individuelleren, perſönlicheren, aber deshalb meiſtens nicht weniger ſchroffen Aeußerungen. Freilich heißt es wohl im „Sturmlied":

„Früh gefallen
Hör ich ſchallen
Ueber meiner Gruft dein Wehn:
‚Der Gedanke, dem dein Leben
Opfernd du dahin gegeben,
Siegend wird er weiter gehn'."

und in der „Entſagung" wird vollends die poſitive Mahnung laut:

„Und doch erſchließe ſonder Groll
Der Seele reichſten Tugendborn
Und ſpende deine Huld:
Dem Leid des Mitleids ſchönen Zoll,
Dem Frevel heißen Jugendzorn,
Dem Wahn Greiſengeduld.

Digitized by Google

Es ſind ſo viel der Thränen,
Es iſt ſo mannich Sehnen,
Die Menſchheit müßte dran erliegen,
Wär' nicht der Menſch, ſie zu beſiegen."

Doch wird der Eindruck, den man hier empfängt, ſofort wieder verwiſcht durch die folgenden Dichtungen, „des Schülers Scheiden", „Knabenhoffnung" und „Muthwillen", die eine Reſignation von ſehr grimmiger Art athmen. Von den übrigen Gedichten dieſes Cyclus heben wir noch um des argen Spottes willen, den ſie enthalten, „Theoſophie" und „das Maulthier" hervor.

Von gleicher Beſchaffenheit ſind die meiſten der nun folgenden neunzehn „Balladen", deren auffallendſte Eigenſchaft außerdem die iſt, daß ihre Fabel meiſtens wenig ſubſtanziirt iſt und das epiſche Element in ihnen hinter dem lyriſch-epigrammatiſchen zurücktritt.

Im Gegenſatze zu dieſen Beſtandtheilen der Sammlung bietet das nächſte Stück, „der Meiſterdieb", eine kleine epiſche Dichtung in ſechs Abſchnitten, einen weit mehr anſprechenden Inhalt. Wie der im „Fahrenden Volk" enthaltene „König Droſſelbart" iſt auch der „Meiſterdieb" die Nachbildung eines bekannten Märchens. Jene frühere Dichtung halte ich noch jetzt für das beſte Erzeugniß der Fitger'ſchen Muſe, aber neben ſie kann man am erſten den „Meiſterdieb" ſtellen, obgleich ſich in dieſen ein dem Märchen fremdes Element des Geſuchten und Geklügelten eingeſchlichen hat. Und zwar liegt das an einigen von den Veränderungen, welche der Dichter mit dem Stoffe vorgenommen hat. Wohl mag man ſich die Erweiterung der Fabel durch die Umwandlung des Edelmannes in einen König und durch die Hereinziehung der Königin und der Königstochter einerſeits und des biederen Vaters und des neidiſchen Bruders des Diebes andererſeits gern gefallen laſſen, dagegen muß man in der den drei Proben widerfahrenen Umgeſtaltung wenigſtens in Anſehung des einen oder andern Zuges eine Ueberſchreitung der Grenzen des Märchenhaften ſehen. In der alten Erzählung werden bekanntlich bei der erſten Probe die Hüter des Roſſes betrunken gemacht, Fitger aber läßt die Walkyren anrücken und verwendet zugleich, um die Wirkung des Geſpenſterſpukes auf die Knechte glaublicher zu machen, ein Gewitter, ſo daß ſich hier in widerſpruchsvoller Weiſe etwas Zufälliges als ein nothwendiges Hilfsmittel gebraucht findet. Daß bei der zweiten Probe in der Moderniſirung der König ſtatt des Diebſtahles von Ring und Betttuch den ſeines „allerbeſten Kleinodes" von dem Meiſterdiebe verlangt und der letztere ſchlauer Weiſe ſtatt irgend eines Juweles der Schatzkammer die Königstochter ſtiehlt, iſt dagegen wohl als eine geſchickte Vergeiſtigung des Stoffes zu betrachten. Allzufein aber und dem Charakter des Märchens kaum entſprechend iſt die Umwandlung, welche die dritte Probe erfahren hat; hier ſollen nicht der

Digitized by Google

Pfarrer und der Küſter in den Schornſtein gehängt, ſondern der König ſelber geſtohlen werden und dieſer Diebſtahl kommt in rein metaphoriſcher und darum bei aller Gedankenfeinheit zu künſtlicher Weiſe zur Ausführung. Der Hauptreiz liegt darum auch bei dieſem Märchen in der außerordentlich geſchickten und anziehenden Art, in welcher die äußeren Formen der Darſtellung gehandhabt ſind.

Die ſich an den „Meiſterdieb" zunächſt anreihenden ſiebzehn „Lieder" bilden, wie die „Lieder vom Maurergeſellen", ein Ganzes, welches mit neu erwachtem ſeligen Liebesglück beginnt und mit furchtbarem Liebesleid endet; das letzte Lied iſt ein ſchriller Verzweiflungsſchrei, in dem der Dichter ſich ſelbſt das größte Unrecht thut:

„Du kannſt ja doch nicht ſingen,
Was dir das Herz verbrennt,
In Melodie nicht bringen
Das Höllenelement;
Dein eitles Saitenſpiel zerſchlag's;
Dein Qualenſchickſal, ſtumm ertrag's.

Und bricht der ſtolze Wille,
Und reißt die zähe Kraft,
Und graut's dir ob der Stille,
Und ſprengt der Schmerz die Haft —
Die Muſen fliehn dir ſcheu vorbei;
Schrei aus den wüſten Todesſchrei."

Elf „Idyllen", welche ſich als die einzigen Stücke der Sammlung in der Form des Diſtichons bewegen, führen ihren anmuthenden Namen, wenn man genauer zuſieht, nur zum Spott; nicht Zuſtände des Friedens und des Behagens in kleinen und einfachen Verhältniſſen ſchildert der Dichter, ſondern ſolche des Elendes, der Verkümmerung, der bewußten Entſagung und das Mitleid, welches er ihnen gegenüber ausſpricht, hat einen ſtarken Beigeſchmack von Hohn oder von Genugthuung über die Heimſuchung der kurzſichtigen Menſchen, die etwas Anderes als Jammer vom Daſein erwarten, oder wenigſtens von Verwunderung über die Genügſamkeit ſolcher, die eher Grund zur Verzweiflung hätten.

Die letzte Abtheilung der Sammlung endlich, welche die Ueberſchrift „Gelegentliches" führt, enthält unter Anderem ein in Scheffel'ſcher Manier gedichtetes Lied „zur Enthüllung des Scheffel-Bildes im Bremer Rathskeller" und drei vortreffliche Waldlieder, „Waldfrieden", „Herbſtlied" und „Waldmärchen", die ſich durch ihre Friſche ſehr vortheilhaft vor allen anderen der Sammlung auszeichnen. Die „Schnadahupfeln" aber, welche den Kehraus machen, bringen — und man könnte nach dem Wortlaute einiger glauben,

Digitized by Google

mit beabsichtigtem Cynismus — noch einmal den pessimistischen Grundzug in crasser Weise zur Geltung.

Unter diesen Umständen legt derjenige Leser, welcher einer andern Lebensanschauung huldigt, das Buch mit sehr gemischten Empfindungen aus der Hand; wenn er sich auf der einen Seite durch die eigenartige dichterische Individualität, durch die Tiefe der Gedanken und die Schönheit der Form in hohem Grade angezogen fühlt, wird er doch auf der andern Seite nicht minder stark abgestoßen und vermag eine Reihe von Fragen nicht zu unterdrücken, welche ihm allerdings bei einer weniger bedeutenden Erscheinung kaum in den Sinn kommen würden. Er begreift wohl, daß ein großes persönliches Leid zur Verbitterung, ja selbst zu einer allgemein pessimistischen Anschauung führen kann, aber er begreift bei den „Winternächten" eben so wenig wie bei der „Hexe", was Fitger in eine solche Opposition gegen die hohe und heilige Lehre des Christenthumes hineintreibt. Denn nicht nur gegen veraltete Formen und mißbräuchliche Auffassungen wendet er sich, sondern auch, wie u. A. die Gedichte „das Maulthier", „Vater Unser", „Mein Joch ist sanft" beweisen, gegen den über allen Spott erhabenen historischen und ethischen Kern jener Lehre. In dieser letzteren selbst kann die Ursache unmöglich liegen, man muß vielmehr glauben, daß der Dichter sich eine übertriebene Vorstellung von der unzerstörbaren Macht gewisser kirchlicher Kreise und Richtungen gebildet hat und den Widerwillen, den er gegen diese empfindet, auf die gesammte Institution überträgt und ihr mit Mißtrauen und Mißdeutung begegnet. Aber welchen Menschen, der sich zu einer gewissen geistigen Freiheit hindurchgearbeitet hat, können diese Dinge noch ernstlich in seinem Inneren stören? Aeußerlich mögen sie mitunter noch hindernd genug in das Geschick des Einzelnen eingreifen (aber doch schwerlich in das eines Malers und Dichters), innerlich sind sie für die meisten protestantischen Deutschen seit den Zeiten der Vollendung und Erfüllung der Reformation, seit den Zeiten Kant's, Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's vollständig überwunden und gerade aus einem von dem Geiste jener Tage genährten Bewußtsein heraus hegen viele die Ueberzeugung, daß in einer reineren Auffassung der christlichen Lehre, wie sie der Weltanschauung jener Geistesheroen entspricht, jetzt und in Zukunft das beste Heil zu finden ist. Wo ist also da der begründete Anlaß zum Spotte, zur Erbitterung gegen solche, von denen die Einen unschädlich sind, und die Anderen das zu verwirklichen suchen, dem auch Fitger, sobald er sich nur zur Position versteht, entgegenstrebt? Dafür, daß letztere Behauptung wahr ist, liefern einzelne der oben mitgetheilten Stellen den Beweis, dafür ist namentlich auch der schöne Schluß des „Meisterdiebes" anzuführen. Uebrigens bleibt sich auch der Dichter in den rein pessimistischen Aeußerungen keineswegs consequent, denn — seltsamer und doch echt menschlicher Wider-

Digitized by Google

ſpruch! — bei aller Verneinung des Glückes und bei aller Sehnſucht nach Vernichtung regt ſich auch in ihm und in ſeinen Geſtalten das Glücksbedürfniß, und dieſelbe Ismene, die es ſo zu ſagen im Principe zurückweiſt,

„Künftiger Qual noch Söhne zu ſäugen,"

und der „Göttergewalt" dieſen Gefallen nicht thun will, hat vorher bekannt:

„Lieblich genug
Seh ich die lockende Liebe prangen,
Und unermeßliches Glücksverlangen
Schwillt und dehnt ſich im ſehnenden Herzen;
Selige Raſt nach unſäglichen Schmerzen
Winkt der zerſchmetterten Seele."

Derſelbe Sohn, der den Vater und den Sohn verflucht, muß doch geſtehen:

„ . . . . Ich gab und ich nahm
Liebe; da kam
Frieden; da lernte für's Daſein ich danken."

Derſelbe Erzähler, der ſonſt ſo oft die idealiſtiſche Auffaſſung verſpottet, ſingt in der Idylle „das Perpetuum mobile":

„ . . . Schon damals wurmte der Hohn mich,
Den ein zerſchellt Ideal wieherndem Pöbel entlockt."

Indeſſen wundert ſich der Leſer über eine ſolche Inconſequenz weiter nicht, weil dieſelbe zum Weſen des Peſſimismus gehört. Ueberhaupt denkt er nicht daran, ſich in eine Erörterung über den wiſſenſchaftlichen Werth jener Anſchauung einzulaſſen oder über dieſen und jenen Spott, der auf ihn ſelbſt gemünzt ſein könnte, einen beſondern Kummer zu empfinden oder von der Verbreitung ſolcher Anſichten, die ſich zudem in dieſem Falle wegen der eigenartigen Beſchaffenheit der Dichtungen auf einen kleinen Kreis beſchränken muß, eine erhebliche Gefahr zu befürchten; er begnügt ſich damit, ſein Bedauern auszuſprechen, daß den Dichter ein ſchweres perſönliches Leid (denn von einem ſolchen ſcheinen die „Lieder" Zeugniß abzulegen) zu dieſer Verbitterung geführt hat, und denjenigen Spott, welcher das unantaſtbar Hohe und Heilige, weil durch die Idee Getragene und von den Schlacken des Perſönlichen Freie angreift, als ein Gift zu bezeichnen, vor dem er die Menſchheit bewahrt ſehen möchte.

So ungefähr, denke ich mir, werden ſich die meiſten unbefangenen Leſer den „Winternächten" gegenüber verhalten. Doch bleibt dabei noch ein ſehr wichtiges Moment, und zwar das in äſthetiſcher Beziehung ausſchlaggebende, unberückſichtigt: eine derartige Poeſie hört auf Poeſie zu ſein; ein radikaler und der Conſequenz nahe kommender Peſſimismus und die Poeſie ſind unvereinbare Gegenſätze. Alle ſogenannte Gedankenlogik iſt ſchon an und für

Digitized by Google

sich in Gefahr, die Grenzen des poetischen Gebietes zu überschreiten; denn wenn auch die Poesie, wie alle Kunst, dem gleichen Ziele zustrebt, wie die Religion und Philosophie, und sich gleich jenen an der Lösung metaphysischer Probleme versucht, so sind ihr dabei doch sehr bestimmte Bahnen angewiesen, die sie nicht verlassen darf, ohne ihrer eigentlichen Aufgabe, der Darstellung des Schönen, untreu zu werden. Um diese Gefahr, der Fitger übrigens auch mehr als einmal erlegen ist, handelt es sich indessen hier nicht; seine Dichtungen dienen, so weit sie pessimistischen Inhaltes sind, aus einem andern Grunde jenem Zwecke der Darstellung des Schönen nicht. Auf welchem Wege und in welchem Sinne soll denn das Schöne zur Darstellung gebracht werden? Ein Dichter soll mittelst der ihm von Gott verliehenen Gabe Zeugniß ablegen vom Leben und in einer Nachahmung der Wirklichkeit und auf Grund derselben auf die Ziele hinweisen, denen das Leben zusteuert oder denen es nach des Dichters erleuchteter, göttlicher Begeisterung entstammender Anschauung zusteuern soll, kurz, er soll im Ideale leben und die wirkliche Welt in einem idealen Lichte sehen, so daß sich ihm die Dissonanzen lösen und das Verlangen in ihm wach wird, vermittelst seiner Dichtung sich und die Welt über die endliche Beschränktheit hinaus in eine höhere und reinere Sphäre zu erheben. Liegt hierin, liegt in einer Verklärung der Wirklichkeit die nicht von der Willkür des einzelnen Schaffenden abhängige, sondern aus dem Wesen der Poesie entspringende Aufgabe des Dichters, so ist mit ihr der Gedanke, daß die Welt besser der Vernichtung anheimfalle als der Läuterung und der Vervollkommnung und jedes Ringen um die letztere eine Thorheit sei, vollständig unvereinbar und umgekehrt bei solcher Weltanschauung jene Aufgabe niemals zu lösen; soll die Welt ein ideales Ziel haben, so kann es nicht die Selbstvernichtung, die Verleugnung und Aufhebung des eigenen und des zukünftigen Daseins, so kann das Ziel des Lebens nicht der allgemeine Tod sein; dann kann aber auch die Poesie sich nicht die Verherrlichung dieser Ideen zum Vorwurfe nehmen, ohne sich selbst aufzuheben. Gleich dem Diener der Religion, gleich dem Philosophen, gleich dem Künstler soll der Dichter ein Priester des Heiligen sein und selbst bei der zu seinen wirksamsten Mitteln gehörenden Darstellung des Häßlichen oder eines verzerrten Abbildes der Wirklichkeit das Bewußtsein jenes hohen Berufes niemals verlieren; andernfalls bringt er sich selbst um die Möglichkeit, auf das ihm so bereitwillig entgegenkommende Menschenherz, welches im dichterischen Gebilde nicht gespenstische Unnatur, nicht grelle Wirklichkeit, sondern ideale Wahrheit, Schönheit und Harmonie zu finden verlangt, mit seiner wundergroßen Macht einzuwirken und seines gottgesegneten Berufes froh zu werden.

Edm. Fritze.

Digitized by Google

Die germanistischen Studien im Siebenbürger Sachsenland.

Es ist eine der erhebendsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte, daß während der alte deutsche Staat am Anfange unsers Jahrhunderts in Trümmer sank, das gesammte geistige und sittliche Leben der Nation tiefer, innerlicher wurde. Die nationale Leidenschaft, die so lange geschlummert hatte, erwachte endlich und das Leben füllte sich mit neuem Inhalte. In dieser Zeit edelster Begeisterung für die höchsten Güter des eigenen Volkes ist die deutsche Philologie, die bis dahin bei anderen Wissenschaften zu Gast gegangen war, zu einer selbständigen Wissenschaft geworden. Das sächsische Volk in Siebenbürgen hat seine wissenschaftliche Anregung, seine Methode der Arbeit auf den verschiedenen Gebieten stets von Deutschland empfangen; auch auf dem germanistischen Arbeitsfelde ist es nicht anders gewesen. Es ist erklärlich, wenn diese Arbeit, einmal in Angriff genommen, so viel Stoff vorfand, daß einige Menschenalter nicht hinreichten, denselben zu Tage zu fördern und wieder, daß sie gar bald auf dem Gebiete der Volkssprache wie auf dem des bestandenen und bestehenden Rechtes, des Glaubens und der Sitte so viel des Erhebenden und Gesunden, so viel uralten, echt nationalen Gutes aufdecken konnte, um zu zeigen, welch ein Kleinod in dem besten und größten alles väterlichen Erbtheiles ein Volk in seiner Sprache und seinem Brauche besitze. Es ist ja im Siebenbürger Sachsenlande immer so gewesen, daß Alles, was Stärkung des nationalen Gefühles bringen konnte, mit Freuden ergriffen wurde.

Ueber die sächsische Sprache, den Dialekt, den die Siebenbürger Sachsen reden, herrschten in früheren Zeiten die abenteuerlichsten Vorstellungen. Wenn Sebastian Münster in seiner Kosmographie sagen konnte, daß die Sachsen „ihres alten Herkommens in der Sprach gute Anzeigung geben, mit dem, daß sie betten und wetten wie die Nieder-Teutschen", so konnten wenig später über den sächsischen Dialekt Ansichten aufgestellt werden, über die wir heute lächeln. So meinte A. Huët, einer der bedeutendsten sächsischen Königsrichter, in seiner berühmten Vertheidigungsrede der Sachsen (1591): die Sachsen in Siebenbürgen sind eines Geschlechts mit den Gothen, Dezianern oder Zipsern und Sonken und Strabo zeiget an, daß diese Völker sich unter einander wohl vernehmen und in ihren Sprachen übereinstimmen. Das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert kam über phantastische Behauptungen überhaupt nicht hinaus. Erst M. Felmer, gestorben 1767 als Hermannstädter Stadtpfarrer, brach mit den landläufigen Ansichten, indem er nicht nur den deutschen sondern auch obersächsischen Charakter des Siebenbürgisch-Sächsischen

Digitized by Google

vertheidigte. Nicht minder bedeutend war die Erkenntniß des für die sächsische Geschichtschreibung sosehr verdienten Joh. Seiwert (gestorben 1785), der sächsische Idiotismen zusammenstellte und damit den ersten freilich bescheidenen Anfang mit der Ausarbeitung eines siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuches machte, ein Ziel, das heute noch nicht erreicht ist.

Da brachte das ausgehende achtzehnte Jahrhundert für die siebenbürgische Geschichtschreibung das bahnbrechende Werk Schlözer's: Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (1795) und die bedeutenden Arbeiten Eder's (gestorben 1810) auf demselben Gebiete. Es war der wissenschaftliche Protest gegen die Josefinischen Reformen, die das deutsche Volksthum in Siebenbürgen zu Grunde zu richten drohten. Die neuen Anschauungen über die Abstammung der Sachsen, über ihre Einwanderung u. s. w. mußten eine Revolution hervorbringen auch auf dem benachbarten Gebiete der Sprachforschung und der Volkskunde überhaupt und als am Anfange unsers Jahrhunderts aus dem Aschenhaufen zusammengeschlagener Staaten und den Trümmern des politischen Lebens in Deutschland mit dem patriotisch-historischen Interesse die deutsche Sprachforschung und Alterthumskunde als neue Wissenschaft aufwuchs, da drangen die neuen leuchtenden Flammen mit ihrem strahlenden Lichte bis in die transsylvanischen Berge. Schon war 1813, als das Weltgericht über den französischen Eroberer hereinbrach, der sächsische Student in Deutschland, der nach seiner Heimkehr tiefwirkende Anregung auch auf diesem Gebiete verbreiten sollte. J. K. Schuller, geboren 1794, gestorben 1865 in Hermannstadt, ist für die sächsische Geschichtschreibung vor allem bedeutend gewesen, aber auch die germanistische Wissenschaft verdankt ihm vieles. Nicht nur konnte er eindringlich auf die Sagen und alten Bräuche des Volkes hinweisen, mythische Reste in den Gewohnheiten und im Leben desselben entdecken, auch den speciell sprachlichen Fragen wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Wenn heute an dem Aufsatze: „über die Eigenthümlichkeiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart und ihr Verhältniß zur hochdeutschen Sprache" und an anderen mundartlichen Arbeiten Schuller's der Mangel fachmännischer Schulung auf linguistischem Gebiete, insbesondere der Mangel eindringlicher philologisch-historischer Studien auf dem Gebiete des deutschen Alterthumes empfunden wird, nun so stand Schuller eben am Anfange der jungen Bestrebungen. Das sächsische Wörterbuch hat er treu im Busen gehegt, wofür unter anderm die nach seinem Tode herausgegebenen Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart (1865) Zeugniß ablegen, ein Werkchen, das wir mit Freuden von Hildebrand in dem großen deutschen Wörterbuche benutzt sehen.

Ein volleres Leben kam in die Arbeiten auf diesem Gebiete durch die Bemühungen dreier schon seit den Universitätsjahren in Leipzig treu ver-

Digitized by Google

bundener Freunde: Fr. Müller, J. Haltrich, Fr. W. Schuster. Auch sie faßten jedoch nicht nur speciell sprachliche Fragen ins Auge, sondern Sagen, Märchen, Lieder, Volkssprüche und dergl. sammelten sie und gaben sie heraus. Zuerst erschienen „deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen" von J. Haltrich (Berlin 1856, J. Springer. 2. Auflage. Wien, Gräser 1877). Was der Verfasser aus dem Volksmunde hörte, das schrieb er auf und erhielt dadurch eine Sammlung so sinnig und reich, daß sie der Grimm'schen an die Seite gestellt werden kann. Wie diese (1842) zuerst den Knaben mit Erstaunen erfüllt hatte, so fanden nun wieder die Brüder Grimm, durch deren Vermittlung die Sammlung zum Drucke befördert wurde, daran ihre herzliche Freude. Wie oft haben sie beide diesem in Briefen Ausdruck gegeben, in kleineren und größeren Kreisen darauf aufmerksam gemacht. Der Verfasser brachte die Sammlung dar dem sächsischen Bauern- und Bürgerstande und „unseren Stammesgenossen im fernen Mutterlande", damit sie erkennen, „daß das kleine Reis von der großen deutschen Eiche, welches in den fernen Osten verpflanzt worden, zu einem Bäumchen herangewachsen, sein ursprüngliches Leben und Wesen noch immer bewahrt und wenn sie auch hieran erkennen, daß wir mit ihnen Fleisch von einem Fleische, Geist von einem Geiste sind, dann mögen sie mit wohlwollender freundlicher Theilnahme unser gedenken." Die Märchen enthalten natürlich nicht nur ausschließlich sächsisches Eigenthum. Sie sind ein Theil des allen deutschen Stämmen gemeinsamen Besitzes, und die meisten von ihnen sind in vielen anderen deutschen Gauen zu treffen. Die Uebereinstimmung, die zwischen den sächsischen und hessischen, bergischen und westfälischen Märchen herrscht, ist geradezu überraschend. Daneben sind aber in ihnen auch Züge so individueller, sächsischer Art, daß man bei jedem einzelnen aufs neue erfährt, wie die Sachsen aus dem gemeinsamen Brunnen nach eigenem Bedürfnisse, nach eigener Weise geschöpft haben. Nicht minder werthvoll sind die „Thiersagen", welche Haltrich 1855 im Schäßburger Gymnasialprogramme mit einer darauf bezüglichen wissenschaftlichen Abhandlung und werthvollen Erläuterungen veröffentlichte. Der seltene Umfang, die reizende Frische und Naivetät dieser Mären macht eine neue Herausgabe des vielbegehrten und längst vergriffenen Büchleins wünschenswerth. Daß der Bär hier noch als Thierkönig erscheint, war Grimm eine gar herzliche Freude. Durch andere kleinere Arbeiten wirkte Haltrich in weiteren Kreisen anregend. „Die Stiefmütter, die Stief- und Waisenkinder in der siebenbürgisch-sächsischen Volkspoesie" (Wien 1858) behandeln die ergreifende Poesie des Volkes, wie sie sich in den Klageliedern auf die todte Mutter, in dem Mitleide mit dem verwaisten Kinde kund giebt; „Deutsche Inschriften aus Siebenbürgen" (1864) liefern einen Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie der Deutschen; „Zur Culturgeschichte der Sachsen

Digitized by Google

in Siebenbürgen" (Hermannstadt 1867) deutete auf den Werth hin, den eine Sammlung und Bearbeitung der volksthümlichen Spiele habe, sowie eine Zusammenstellung der bildlichen Redensarten, Kindergebete, Sprüche u. s. w. Haltrich sieht in jeder, auch der kleinsten Aeußerung der Volksseele — und das Angeführte ist ja alles solches — etwas, was der Beachtung werth ist, er weiß den geheimsten Regungen desselben nachzugehen und versteht sie, wo er sie trifft. Weil er ganz erfüllt ist von der Liebe zu seinem Volke, zu dessen Poesie, weil er das echt Menschliche, das in jenen Aeußerungen zu Tage tritt, erkennt, darum vermag er die Sprache derselben, ob ernst oder heiter, sinnig und schalkhaft, zu verstehen und zu verdolmetschen.

Haltrich's Arbeiten ergänzend gab Fr. Müller, das Wort das sich die Freunde in Leipzig gegeben einlösend, seine „Siebenbürgischen Sagen" (Kronstadt 1857) heraus. Was aus schriftlicher Ueberlieferung, aus dem Munde des Volkes an mythischen, historischen und anderweitigen Sagen bekannt war, wird in denselben mitgetheilt. Eine Einleitung sowie ein Anhang suchte den Gehalt der Sagen zu verarbeiten, wies vergleichend hin auf die Aehnlichkeiten, die sich im ganzen und einzelnen anderswo zeigen. Es klingt in den Sagen sowie den beigegebenen erklärenden Anmerkungen jene frische Schaffensfreudigkeit wieder, die die Herzen der wandernden Genossen erfüllte, da sie in schönen Sommertagen tapfer das Land durchstreiften, der eine auf Urkunden, der andere auf Märchen, der dritte auf Sagen fahndend. Sie erkannten hochgemuth, daß die arme gedrückte Seele dieses deutschen Volkes, trotz alledem und alledem nicht im Sterben sei, und zu neuem Fluge sie zu stärken war das Ziel auch ihrer Arbeit. Und daß diese stille Arbeit gethan ward gerade in den fünfziger Jahren, da sich das im Geiste jener Zeit liegende Streben nach Neuerungen in brausende Gährung umsetzte und als staatsumwälzende Sturmfluth über das Land sich ergoß, ist nichts Befremdendes. War es doch nie nöthiger, den verschütteten Jungbrunnen des deutschen Volkslebens wieder aufzugraben! Die Sage — schrieb Müller damals — ist die ideale Form, in welcher das Volk sich selbst, seinen Glauben und seine Geschichte unabhängig von der objectiven Wahrheit und Wirklichkeit, oft sogar diesen gegenüber auffaßt. . . . Ich hielt es für ein Werk der Pietät und Nützlichkeit, zugleich Hand anzulegen an die Sammlung dessen, was aus dem allgemeinen Verfall des Nationaleigenthümlichen . . . gerettet werden kann. Neben den Sagen veröffentlichte Müller auch: „Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des zwölften bis sechzehnten Jahrhunderts" (Hermannstadt 1864), ein sehr verdienstliches Buch, in dem die ältesten deutschen Sprachdenkmäler Siebenbürgens am besten und meist auch zuerst gesammelt sind. Die siebenbürgischen Archive liefern Jahr aus Jahr ein bis jetzt unbekannte deutsche Schriftstücke und ergänzen das Buch, aber auch

Digitized by Google

das in ihm vorliegende Material reicht vollständig aus, den Charakter des sächsischen Dialektes zu bestimmen

Zu Haltrich und Müller tritt Fr. W. Schuster bahnbrechend hinzu, nach zwei Richtungen Tüchtiges leistend. Zuerst veröffentlichte er: „Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Räthsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen" (Hermannstadt 1865). Ueber den Werth solcher Arbeiten heute und hier des weitern sich auszulassen, ist nicht nöthig. Man wird dem Verfasser gern zustimmen, was er in den werthvollen Abhandlungen, die er der Sammlung beigefügt hat, sagt: „Volksdichtungen sind als treuester Abglanz des Volksgeistes und Volksgemüthes vorwiegend berufen, deren innerste Eigenheit aufzudecken und zur rechten Erkenntniß des Volkscharakters zu führen." Der Verfasser besaß zu dieser Arbeit die vollste Eignung. Scharfe Kritik und ästhetischer Blick und Sinn verbinden sich in ihm und lassen ihn mit glücklichem Griffe das rechte treffen. Die Liebe zum eigenen Volke ist ihm mit eine Triebfeder zu dieser Arbeit gewesen. Neben dem wissenschaftlichen Zwecke sollte sie „auch unseren ‚Gebildeten' Gelegenheit bieten, des Volkes Sinn und Weise erkennen und würdigen zu lernen; sie sollte die Geistes- und Gemüthsrichtung unsers Volkes beleuchten, seine Freuden und Leiden, sein Hassen und Lieben, sein stilles geistiges Schaffen und Dichten in ihrem unmittelbarsten Ausdrucke vorführen . . . sie sollte mit einem Worte ein gut Stück Culturgeschichte unsers Volkes darbringen und damit Zeugniß ablegen dafür, wie treu der Sachse dem aus der Heimath mitgebrachten Geist und der mitgebrachten Sitte auch im fernen Siebenbürgen geblieben, wie er diesen Geist in derselben Weise fortgebildet als es dort in Deutschland geschah, nach dem er seit Jahrhunderten blickte, das er heute mit ganzem Bewußtsein sein Mutterland nennt; sie sollte den Brüdern in diesem unvergeßlichen Deutschland eine Mahnung sein, auch nicht zu vergessen des fernen Sendlings, wenn sie auch auf ihrem Wege nach einer immer näher heran-tretenden Zukunft voll großer Geschicke noch von mancher andern Sorge in Anspruch genommen werden." Nicht minder bedeutend ist Schuster als Sammler und Bearbeiter der siebenbürgisch-sächsischen Mythen. J. K. Schuller hatte zuerst aufmerksam gemacht, welch' eine Fülle altheidnischer Ueberlieferungen in den Gebräuchen, im Glauben und Meinen des sächsischen Volkes noch lebendig sei; er hatte einzelnes dahin einschlagendes veröffentlicht. Schuster unternahm eine Sammlung und Bearbeitung des gesammten Materials. Sie ist erschienen im „Archive des Vereines für siebenbürgische Landeskunde". Neue Folge, neunter und zehnter Band, unter dem Titel: „Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen". Mit dem ausgesprochenen wissenschaftlichen Zwecke, Sicherung, Erweiterung, Vermehrung der mythologischen Kenntnisse durch Sammlung und Auswerthung der sächsischen Quellen, be-

Digitized by Google

handelt der Verfasser die verschiedenen Götter und dämonischen Wesen mit ihren Mythen, um am Schlusse das Verhalten des Menschen den übermenschlichen Mächten gegenüber zu erörtern. Die Vergleichung mit dem altgermanischen Mythenkreise ist der Wegweiser der Untersuchung. Ein großer Theil der in Siebenbürgen erhaltenen Mythen stimmt mit den in Deutschland vorkommenden überein, ein anderer beweist das Vorkommen derselben in Deutschland mindestens für die Zeit der sächsischen Auswanderung (1141—1161), wieder andere zeigen eine Umbildung und Erweiterung. Der Leser wird vielleicht nicht jeder Erklärung beistimmen, nicht jedes Räthsel so lösen wie der Verfasser, aber stets mit Interesse der geistvollen Behandlung folgen. Schuster legt einen besondern Werth auf den mythischen Gehalt der Märchen und fürwahr Mimir's Bronnen rauscht in ihnen fort. Das Wesen und Gebahren der Vorfahren blickt uns aus den in den Märchen fortlebenden Glaubens- und Lebensanschauungen an. Züge aus der Edda treten uns mehr wie einmal entgegen.

Um die Schilderung der in der Gegenwart fortlebenden Sitten der Sachsen hat sich das größte Verdienst Fr. Fr. Fronius erworben. Seine köstlichen „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben" (Wien 1879) sind nach der Art Riehl's lebendige Zeichnungen deutschen Lebens, wie in diesen Blättern eingehend schon gezeigt worden ist.*) Gerade zur Erforschung und Darstellung dieses Lebens haben mehrere Männer treffliche Bausteine geliefert; so vor allem G. Schuller durch seine verdienstvollen noch lange nicht ausgenützten Programmarbeiten über „volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenbürger Sachsenlande" (Schäßburger Gymnasialprogramm 1863 und 1865). Freudig ist seiner Zeit allenthalben begrüßt worden die Abhandlung von J. Mätz: die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit (ebendaselbst 1860). Erwähnung verdienen weiterhin J. Hillner's: Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenbürger Sachsenlande (ebendaselbst 1877) und G. Heinrich's: Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens (S. Regener Programm 1880).

Es würde zu weit führen, wollten wir die einzelnen Abhandlungen aufzählen, die auf das Rechts- und Culturleben des Sachsenvolkes sich beziehen, und die Männer, die das weite Feld bearbeiten. G. D. Teutsch, der Geschichtschreiber der Sachsen, Schuler-Libloy und Trauschenfels haben erfolgreich auf diesem Gebiete gearbeitet. Es sei nur gestattet, auf die speciell sprachlich-germanistischen Arbeiten noch kurz einzugehen.

Gerade diese Arbeiten sind für die deutsche Dialektforschung von besonderer Bedeutung. Das sächsische Volk spricht seine eigene Mundart, deren

*) Siehe Im neuen Reich 1879 I. S. 149.

Digitized by Google

Charakter und Entwickelung doppelt interessant ist, weil sie fern von Deutschland, umgeben von fremden Sprachen, in ihrer Eigenthümlichkeit bis heute sich erhalten hat. Das Hauptwerk, an dem die sächsischen Dialektforscher gegenwärtig arbeiten, ist die Grammatik und das Wörterbuch der sächsischen Sprache. In erster Reihe sind zu nennen: J. Haltrich (der Herausgeber der Märchen), J. Roth und Joh. Wolff. Wenn die Herausgabe des Wörterbuches in einer doch nicht zu fernen Aussicht steht, so ist das vor allem Haltrich's Verdienst, der einen guten Theil seines arbeitsamen Lebens an diese Aufgabe gewendet hat und „ihm bleibt die Ehre, die nationale und wissenschaftliche Bedeutung des Wörterbuches niemals aus dem Auge gelassen, das Werk in ernster und gewissenhafter Arbeit vorbereitet zu haben." Sein „Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache" (1865) und seine „Negative Idiotismen der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache" (1866) dienen diesem Zwecke. In allen diesen Arbeiten verkündet Haltrich immer wieder mit der ihm eigenen Wärme die Bedeutung und den Segen dieser Volkssprache und fordert zur Pflege und Hochachtung derselben auf. „Das den meisten Menschen so eigenthümliche, mächtige Heimathsgefühl wurzelt und haftet nicht sosehr an der äußern Erdscholle als vielmehr an den mundartlichen Klängen der Heimath. Ein Mensch aber ohne Heimath ist ein trauriges Geschöpf . . . In der Schule, in der Kirche, im öffentlichen Dienste, in der Literatur, im Verkehr mit Fremden herrsche die hochdeutsche Sprache, aber im gewöhnlichen Verkehr der Sprachgenossen unter einander, im vertraulichen Umgange, im Kreise der Familie behaupte die Mundart wie bisher ungeschmälert ihr Recht." Für den Bistritzer Dialekt hat Fr. Kramer mit seinen „Idiotismen des Bistritzer Dialektes" (1876) einen achtungsvollen Anfang zur Erforschung dieses gemacht und die leidvolle Empfindung wieder geweckt, die der Mangel solcher Arbeiten über die abweichende Mundart des Burzenlandes (Kronstadt) hervorruft. K. J. Schröer schrieb in der Germania (XXII, 241) bei Anzeige von Kramer's Wörterbuch: „Wenn es auf politischem Gebiete immer noch nicht gelingen will, für die Sachsen den Antheil und die thatsächliche Unterstützung des deutschen Volkes zu gewinnen, auf wissenschaftlichem Gebiete sollten die rühmlichen Bestrebungen eines deutschen Stammes an jenen äußersten Grenzen der Civilisation nicht todtgeschwiegen werden."

In jüngster Zeit sind nun Roth, aus Schleicher's und Scherer's Schule und Wolff auf den Plan getreten, der letztere besonders mit der Begeisterung der Jugend von wissenschaftlicher Grundlage aus dem Ziele zustrebend: grammatisch-lautliche Erforschung der sächsischen Sprache. Roth: die Laut- und Formenlehre der starken Verba im Siebenbürgisch-Sächsischen (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge X. XI.) war die

Digitized by Google

erste nach den Principien der modernen Sprachwissenschaft durchgeführte grammatische Arbeit über die sächsische Sprache. Auf sie folgten Wolff's Arbeiten: „Der Consonantismus des Siebenbürgisch-Sächsischen mit Rücksicht auf die Lautverhältnisse verwandter Mundarten" (1873) und „Ueber die Natur der Vocale im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt" (1875). Ueber den Consonantismus urtheilte das „Literarische Centralblatt" (Nr. 45, 1873): „daß sie unbedingt für das beste erklärt werden muß, was bis jetzt überhaupt über den Consonantismus einer deutschen Mundart geschrieben worden ist." Das Resultat der eingehenden Untersuchung ist „daß das Siebenbürgisch-Sächsische zur Familie jener halbschlächtigen Dialekte gehört, die sich zwischen den beiden großen Sprachgruppen, zwischen dem Ober- und Niederdeutschen unter dem Namen des Mittel- und Binnendeutschen weithin ausdehnt, also zu jener gewaltigen Sprachmasse, deren Ausläufer im Westen bis beinahe vor die Thore von Calais, deren äußerste östlich bis an den Rotenthurmpaß an der türkischen Grenze reichen." Daß das Rheinfränkische die Mutter des sächsischen Dialektes sei, hatte man längst schon erkannt, hier wird es erwiesen. In der andern Arbeit (die Vocale) macht der Verfasser Ernst mit der neuen Richtung, „daß endlich die physiologische Analyse auch in der Lautlehre in Anwendung gebracht" werde. „Auf dem Gebiete der Lautlehre müssen, nach einem wahren Wort Scherer's, Philologen und Physiologen ihre Thätigkeit zu gemeinsamem Schaffen vereinigen . . . Das höchste Ziel aller Sprachforschung ist für uns der vollständige Ausbau der Geschichte unserer Sprache und die Mundarten liefern zu diesem riesigen Werke ein bedeutendes werthvolles Material, das aber nur dann leicht und gut benützt werden kann, wenn es nach historisch-grammatischen Gesichtspunkten unter der steten Controle der Physiologie und Akustik geordnet worden ist."

Auf dieser wissenschaftlichen Grundlage fußend, geht Wolff an die „Feststellung der im heutigen Siebenbürgisch-Sächsischen gebrauchten Vocale", was mit Umsicht, mit Geist und umfassender Vergleichung der anderen verwandten deutschen Dialekte geschieht. Es sind das Vorarbeiten für eine Grammatik und für das Wörterbuch, das Wolff nun energisch in die Hand genommen hat. Von dem Fortgange der Arbeit giebt das „Correspondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde", das unter Wolff's Redaction treffliche Beiträge besonders von ihm aus diesem Zweige der Wissenschaft bringt, Kunde. Das Blatt hat rasch eine angesehene Stellung gewonnen und sollte in keinem historischen und germanistischen Kreise Deutschlands fehlen. Hier hat Wolff auch einzelnes aus seiner letzten großen, so höchst bedeutenden Arbeit veröffentlicht, auf deren Fortsetzung und Beendigung die Freunde mit berechtigter Spannung warten: die deutschen Ortsnamen in Siebenbürgen. „Es sind die Ortsnamen Dinge, an denen wir nach einem Worte J. Grimm's

Digitized by Google

ungerührt vorüber zu gehen pflegen; wenn wir aber einmal ihren Hauch zu fühlen vermögen, dann weht uns die fernste Vergangenheit des Volkes und des Landes aus ihnen entgegen." So versucht Wolff auf Grund der urkundlichen Ortsnamen eine Erklärung derselben, eine vorzügliche Arbeit, die nicht nur sprachlichen, sondern auch historischen Zwecken dient; es ist das Beste, was auf diesem Gebiete überhaupt in Siebenbürgen geleistet worden ist. „Möge diese Arbeit mit dazu beitragen, die Freude an unseren Ortsnamen, an diesem alten und bedeutsamen Besitzthume unsers Volkes, zu mehren, die Liebe für sie und all das, was mit ihnen verknüpft ist, wach und stark zu erhalten. Auch sie gehören zum Gesammtbilde der Nation; auch an ihnen kann Treubruch und Verrath geübt werden. Wer seine Heimath liebt, muß sie auch verstehen wollen, wer sie verstehen will, überall in ihre Geschichte zu dringen suchen." Wolff will mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten auch den deutsch-nationalen Gedanken, die Freude an Volk und Vaterland mehren. Mit warmer Sprache, mit dem Schwunge hoher Gedanken sucht er die zerstreuten Kräfte zu sammeln zu gemeinsamer Arbeit, weist er auf die hohe Bedeutung der Volkskunde hin, auf „das Kleinod, das wir an den in Sprache und Sitte ererbten Gütern besitzen". „Unsere Zeit dürfte darnach angethan sein, uns gerade jetzt eine thatkräftige Theilnahme an der Pflege und Erforschung der Volkssprache und Volkssitte erwarten zu lassen . . . Und wie gering die Arbeit des Einzelnen hieran auch sein mag, eine Frucht trägt sie ihm gewiß, die Anregung und Veranlassung zu jenem gemeinsamen und geschichtlichen Denken, das gerade unser Geschlecht so nöthig hat, um sich in seiner Vergangenheit und Gegenwart zurecht zu finden. Je mehr unsere Forschung zu einer gemeinschaftlichen wird, desto mehr wird sie die treuesten und innigsten Triebe des menschlichen Herzens wecken und nähren, die Liebe zu Heimath und Volk."

So schließt Wolff den neuesten von ihm ausgegangenen Aufruf „zum Wörterbuch" (Correspondenzblatt 1880, Nr. 8). Er giebt darin zugleich einem Gedanken Ausdruck, der gerade hier, wo wir die Aufmerksamkeit der deutschen Wissenschaft auf den fernen sächsischen Zweig lenken wollen, nicht unberührt bleiben darf: daß es unbillig wäre, wollte man das wissenschaftliche Arbeiten der Sachsen genau mit demselben Maße messen, mit welchem man die glücklicheren Fachgenossen im Reiche zu bemessen befugt ist. In geradezu ergreifenden Worten giebt Wolff diesem Gedanken in einem Briefe Ausdruck, und nicht nur sein Schicksal allein ist es, was er dort zeichnet, es ist das Loos der sächsischen Wissenschaft überhaupt: „Das Schicksal hat mich an einen Ort unsers Vaterlandes gestellt, wo das sächsische Vater Unser aufhört, wo der Kampf um das nationale Sein am grimmigsten tobt. Seit Jahrzehnten ist hier Sünde auf Sünde gegen unser Volksthum gehäuft wor-

Digitized by Google

den . . . Die Schutzwehren sind ungebaut geblieben und heute ist wenig Aussicht mehr, den Strom zurückzudämmen. Und doch verzagen wäre Sünde; wir müssen ringen, vielleicht läßt es sich doch erringen, was unser deutsches Leben rettet. Wir möchten unsere Schuldigkeit thun, wie unsere Väter sie gethan haben; wir werden kämpfen um unser gutes geheiligtes Recht und dabei nicht vergessen, daß wir mitten im Sturme mitstreben müssen auf der Wissenschaft weitem Felde. Wir wären ja längst verloren, wenn wir nicht unsere deutsche Bildung, unsere deutsche Wissenschaft hätten. Sie haben die Fäden herüber und hinüber gezogen, und viele von denen, die draußen im stolzen deutschen Reich uns freundlich gesinnt, sind uns gewonnen worden durch die Arbeit unserer Forscher.

„Aber unsere Zeit und unsere Kraft ist getheilt; wir können und dürfen uns nicht einspinnen in Specialfächer. Uns ruft allezeit unser Alles, alles das, was das Gesammtleben unsers Volkes ausmacht; alle seine Sorgen und Nöthen sind und bleiben die Sorgen und Nöthen jedes Einzelnen von uns und sie alle bringen ihm Arbeit und Mühen. Und das sollte sich nicht merken lassen an unserer wissenschaftlichen Arbeit? Vielleicht spürt man es dereinst auf jedem Blatte im Wörterbuche und in der Grammatik, daß das Volk, dem dieser Wortschatz gehört, hart hat kämpfen müssen um des herzlieben Deutschthums willen."

Um so rührender, um so gewaltiger, daß dieses sächsische Volk auch seiner deutschen Wissenschaft nicht vergißt, aus der sein deutsches Volksleben so viel Kraft und Erhebung schöpft. „Der Sachse betrachtet seine Sprache als sein vollstes und heiligstes Eigenthum, als die Seele, den innersten Lebensnerv seiner Nationalität, als die Trägerin einer gerade in unseren Tagen das Herz doppelt erfreuenden Tradition, als die Führerin zu dem unerschöpflichen, immer frisch sprudelnden geistigen Brunnen des deutschen Mutterlandes, als die geheimnißvolle Gottesquelle, aus welcher ihm die geistige Einheit mit den ruhmreichen Bruderstämmen, aus der ihm die Liebe zu Volk und Vaterland fließt."

Wir haben diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Wie dem König in der Sage Alles was er anfaßte zu Gold wurde, so wird in den Händen der sächsischen Wissenschaft was sie angreift zum Born edler nationaler Begeisterung. Jakob Grimm hat in vielen Briefen an sächsische Germanisten, die sie als theures Gut aufbewahren, seine und des deutschen Volkes Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit und an den Geschicken der Sachsen ausgesprochen. Sie ist dem fernen Brudervolke nie dringender Noth gewesen als heute.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Die überlebten Parteien. Das Theatre français. Victor Hugo's Esel. — Die Welt genießt gegenwärtig das Schauspiel, die ehedem mächtigen politischen Parteien Frankreichs, die Legitimisten und Imperialisten, ihre letzten Todeszuckungen auskämpfen zu sehen. Seit dem ruhmlos tragischen Falle des kaiserlichen Prinzen war es, wie nicht anders zu erwarten, sehr ruhig geworden im bonapartistischen Lager. Frankreich ehrte den Schmerz der zum Tode getroffenen Mutter und Wittwe, aber es begrub mit diesem theilnehmenden Mitleide auch alle Traditionen seiner Cäsaren und die Partei fristete seitdem nur noch eine Scheinexistenz. Schon in jenen bewegten Tagen, als die Candidatur des Kaisersohnes um den vielumworbenen Thron Frankreichs durch seine Ermordung im fernen Lande eine so blutige Lösung fand, wurde innerhalb der bonapartistischen Partei selbst die Frage erörtert, ob nicht mit diesem Ereignisse ihre Bestrebungen gegenstandslos geworden und ob es nicht besser sei, sich nunmehr voll und ganz der Republik zuzuwenden. Von der unglücklichen Exkaiserin Eugenie war keinerlei positives Eingreifen in die imperialistische Politik mehr zu hoffen, und die übrigen Mitglieder der Familie waren theils zu jung, theils in den Augen Frankreichs zu discreditirt, als daß man es vorläufig hätte wagen können, sie auf den Schild zu erheben. Die kaiserlichen Parteigänger wurden Schritt für Schritt von den mächtigeren republikanischen Concurrenten aus ihren einflußreichen Stellungen verdrängt und das ganze Land gab bei den Wahlen wiederholt ein für die Bonapartisten vernichtendes Votum ab. Hätte nicht der berüchtigte Paul de Cassagnac ab und zu in der Kammer einen kleinen Scandal provocirt, man hätte glauben mögen, der ganze Schwarm habe sich aus lauter Langeweile verlaufen.

Europa hat indessen mit Staunen gesehen, wie sich Frankreich seit dem Jahre 1871 gehoben, wie seine wirthschaftlichen Verhältnisse sich trotz mancher Widerwärtigkeiten erfreulich bessern, und wie endlich trotz der ungeheuer vermehrten Schuldenlast des Landes die Steuerbelastung der Bevölkerung dennoch allmählich herabgesetzt werden darf. Dem Reichthume des Bodens kam die Rührigkeit und der Fleiß seiner Bewohner zu Hilfe. C'est la paix — sagt mit sichtlicher Befriedigung der Bürger, dem heutzutage die Pflege friedlich bürgerlicher Beschäftigung mehr zusagt, nachdem er die Ruhmesepoche des Kaiserreiches schließlich so theuer bezahlen mußte. Bekannt ist, wie die indirecten Steuern in Frankreich ein Mehrergebniß von hundert und einigen Millionen über den Voranschlag des Finanzministers eintragen, und da bei den übrigen Staaten Europas die Deficits an der Tagesordnung sind, so wird man Frankreichs Befriedigung verzeihlich finden.

Digitized by Google

Dieſer beſcheidene Erfolg der republikaniſchen Aera aber iſt ein weſentlicherer Gegner des kriegeriſchen Bonapartismus als alles Gerede in Kammer und Preſſe. Wie nun in dem Erblühen der republikaniſchen Staatsform gewiſſermaßen eine Garantie des Friedens, ſo auch liegt in dem Untergehen der kaiſerlichen Partei die Beſeitigung eines casus belli, den man mit Genugthuung begrüßen darf. Wenn aber neuerdings dieſe Partei wiederum Lebenszeichen von ſich gab, indem ſie den Prinzen Napoleon, das gegenwärtige Haupt der Familie, zur Verzichtleiſtung auf ſeine Anſprüche zu Gunſten ſeines älteren Sohnes, des Prinzen Victor, zu bewegen unternahm, von dem ſie in Betreff ſeiner Beliebtheit in der Armee, ſeiner Tüchtigkeit und ſeiner Ausſichten, den Bonapartismus in Frankreich wieder in Credit und Anſehen zu bringen, alles Erdenkliche zuſammenzufabeln wußte, ſo iſt ſolchem Treiben im Auslande keinerlei ernſte Bedeutung beizulegen.

Ein Gleiches gilt von den Legitimiſten, die ſowohl bei Gelegenheit des ſechzigſten Geburtstages des Grafen von Chambord, als auch in letzter Zeit wieder durch auffälliges Bankettiren ſich hervorgethan, welche abſonderlichen Demonſtrationen durch die augenblicklichen kirchlichen Verhältniſſe ziemlich erklärlich ſind. Sechzig Jahre ſind es nun, daß die Herzogin von Berry der älteren Linie der Bourbonen dieſen Erben gab und damit für lange Zeit die Zukunft der reſtaurirten Monarchie von 1815 geſichert zu haben ſchien; ſechzig Jahre ſind verfloſſen, daß ein Lamartine und Victor Hugo die Geburt dieſes „enfant du miracle“ in begeiſterten Oden feierten, und daß eine durch allzu eifrige Höflinge organiſirte Nationalſubſcription das witzſprühende Pamphlet Paul Louis Courrier's hervorrief. Alles das iſt nur noch eine Erinnerung. Kaum zehn Jahre nach den glänzenden Feſten eines officiellen Enthuſiasmus bei Gelegenheit ſeiner Geburt ſah ſich der Sohn des Herzogs von Berry genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, und ſeit einem halben Jahrhundert nun lebt er als Graf von Chambord zu Frohsdorf im Exile. Das Palais, in dem er das Licht der Welt erblickte, iſt eine Ruine. Mit ſeiner Partei aber, mit den Royaliſten, ſteht es nicht viel beſſer als mit der ſteinernen Stätte, die ihn geboren werden ſah, und was ſich in dieſen Tagen ereignete, kann gleichfalls nur dazu dienen, die Ohnmacht und Abgelebtheit deſſen ans helle Licht zu ſtellen, was man aus Gewohnheit die legitimiſtiſche Partei zu nennen pflegt. Zwar gab es Meſſen und Bankette die Menge, um den Tag Henri's V. zu feiern, auch haben die Chefs, wie in letzter Woche wieder der ehemals päpſtliche Zuavenoberſt Charette mit ſeinen albern aufrühreriſchen Reden, Alles aufgeboten, um den Eifer der Getreuen anzufachen, — allein was will es bedeuten, wenn in Parteiblättern und Toaſtreden verſichert wird: „daß das Königthum täglich neue Anhänger gewinne und daß Frankreich ſich nach ſeinem König ſehne, der es befreie von der

Digitized by Google

Schmach der Republik" — da doch alle Wahlergebnisse so ganz anders und mit so viel mehr Autorität sprechen.

Frankreich hat seit Langem mit der legitimistischen Partei gebrochen. Hat doch in diesem seit fünfzig Jahren durch so mannichfache Revolutionen aufgewühlten Lande die öffentliche Meinung noch nicht ein einziges Mal Reue gezeigt über die Julitage 1830 und sich nicht einen einzigen Augenblick, selbst nicht in den Stunden der bittersten Entmuthigung und Erniedrigung, zu dem Prinzen hingewandt, welcher für Frankreich das Königthum des göttlichen Rechtes repräsentirt. Die Jahre der Regierung Karl's X. haben in der Nation eine zu tiefe Erinnerung hinterlassen, und diese Erinnerung auszulöschen hat der Enkel Karl's X. niemals das Geringste gethan. Im Gegentheil, der Graf von Chambord steht starr und unbeugsam, mit der weißen Fahne in der Hand, auf dem Boden des Legitimitätsprincipes in seiner ganzen Schroffheit und Unvereinbarkeit mit dem heutigen Geiste des Frankreich von 1739. Dieses aber identificirt und nicht mit Unrecht „das Gouvernement des Grafen von Chambord" mit „dem Gouvernement des prêtres". Letzteres kennt Frankreich und will es nicht wieder, denn so gewiß Frankreich ein durchaus katholisches Land ist und an seiner Religion festhält, eben so gewiß verlangt es, daß die Priester sich auf die Kirche beschränken und sich nicht in die Politik mischen. Es herrscht in dieser Hinsicht eine starke Empfindlichkeit auch in den breiten Schichten der Bauern, und nicht ungestraft haben die Polignac wie die Minister der „moralischen Ordnung" dies Gefühl zu verletzen gewagt. Der 16. Mai scheiterte an dem unüberwindlichen Mißtrauen der Massen gegen ein „gouvernement des curés". Die Legitimisten als politische Partei sind nichts mehr als ein Schatten, und die Republik hat von jenem „Vive le Roi!" des Faubourg St. Germain unter allen Umständen noch weniger zu fürchten als von den Exaltades in Belleville, die sich in radikaler Narrheit mit heißem Punsch für Königsmord enthusiasmiren. Die Ausführung der Decrete und gewaltsame Ausweisung der nicht autorisirten Congregationen ging und geht überall langsam, umsichtsvoll und ohne allzu große Störung vor sich, die Eröffnung der Kammer steht bevor und die parlamentarische Epoche beginnt, in der das Cabinet Ferry seine augenblicklich noch bestrittene Lebensfähigkeit erproben soll.

Als ein erwähnenswerthes Ereigniß der letzten Zeit ist die Festwoche des Theatre français zu bezeichnen, welches berühmte Kunstinstitut seinen zweihundertjährigen Bestand durch eine Reihe von Festvorstellungen feierte. Wenn aber das Theatre français genannt wird, so muß mit ihm Molière genannt und gefeiert werden als derjenige Mann, welcher den Grund zu dem Institute legte und durch seine Werke demselben vorzugsweise Glanz und Subsistenz verlieh. Am 25. August 1680 spielten die Hofschauspieler Ludwig's XIV.

Digitized by Google

zum ersten male im Vereine mit den Schauspielern des verstorbenen Molière auf der Bühne der Rue Guénégaud, und am 21. October desselben Jahres erschien das königliche Rescript, welches die Gründung des Theatre français verordnete. Sieggekrönt, aber erschöpft durch den unablässigen Streit und vor der Zeit aufgerieben, war Molière ins Grab gesunken. Aber seine Werke überlebten ihn. Der nächtliche Zug, der die Leiche des Dichters zur letzten Ruhestätte geleitete, bezeichnete zugleich den Moment, da eine richtige Werthschätzung desselben begann. Nun erst erkannte man, was man in ihm besessen. Der Ruhm des schlichten Comödianten, dem man ein ehrliches Begräbniß hatte versagen wollen, wuchs höher und höher und die Nachwelt reiht ihn in gerechter Würdigung unter die größten Söhne Frankreichs. Er erkannte mit klarem Blicke als die Aufgabe des Lustspieles, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, und die Schwächen der Menschen, ihr Leben und Treiben in wahrheitsgetreuen, poetisch aufgefaßten Bildern zu malen. Sein Lustspiel erhielt einen höheren poetischen Gehalt, indem er die schwierigsten Fragen, die seine Zeit bewegten, immer als Dichter und in dichterischer Form behandelte, und so wurde er der Gründer des modernen Lust- und Schauspieles. Zur Festfeier, die vorzugsweise ihm galt, waren alle Notabilitäten, so wie die ganze hiesige politische und artistische Welt geladen. Unter andern kam der Bourgeois gentilhomme im Originale mit den Costümen und den Balletten des Zeitalters Louis' XIV. zur Aufführung.

Victor Hugo hat die Welt mit einem philosophisch-satyrischen Gedichte, „L'Ane", beschenkt, in dem die Vielwisserei und Aftergelehrsamkeit, die nichts ergründet und nichts in seinem Wesen begreift, gegeißelt wird, wobei es an ironischen Ausfällen auch auf die Akademie nicht fehlt. Der sprechende Esel theilt Kant seine traurigen Eindrücke über die Menschheit mit, kehrt dann verzweifelt zu seinen Disteln zurück und schon ist der Philosoph versucht, dem grauen Freunde Recht zu geben und in seine Mißachtung des menschlichen Geistes einzustimmen, als der Dichter dazwischen tritt, um die erhabene Weisheit der Weltordnung zu predigen. Warum Victor Hugo den Königsberger Denker zu seinem Schüler gewählt, bleibt unter allen Umständen unverständlich; vernünftiger wäre es vielleicht gewesen, wenn er einmal den Aposteln des Pessimismus die Leviten gelesen und seine Weisheit vorgetragen hätte. Doch diese, wie mehr oder weniger alle seine letzten Arbeiten, empfehlen sich eben der Nachsicht, was seinen übrigen verdienten Ruhm, da man dem Alter doch Pietät schuldig, nicht gerade sehr schmälert.

Literatur.

Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881. — Als wir die Lectüre dieses anziehenden Buches

Digitized by Google

beendet hatten, empfanden wir ein lebhaftes Bedauern, nicht schon früher etwas von Adolf Stern, der ja schon manche literarische Leistung aufzuweisen hat, gelesen zu haben; denn in dieser seiner letzten Schöpfung erweist er sich entschieden als eine tüchtige dichterische Kraft.

Zwei Humanisten, der alte Meister Theodosius Corvinus und sein junger Schüler Gerhard Friesen, die bei dem zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Streite zwischen Lutheranern und Calvinisten und bei dem ausschließlich dafür vorhandenen Interesse mit ihrer weltlichen Wissenschaft an keiner Universität festen Fuß fassen können, finden endlich auf einem rügenschen Gute bei einem alten Freunde von Theodosius, dem Ritter Cornelius von der Lancken, Zuflucht und Obdach. Kurz vor ihnen ist der berühmte Giordano Bruno der Gast des Ritters gewesen, aber seine Unruhe und die Zurückweisung seiner Werbung von Seiten der Tochter Lancken's haben ihn wieder fortgetrieben. Die neuen Gäste werden sogleich in einen Kampf hineingezogen, welchen der Ritter mit seinem Pfarrer, dem Vertreter des kirchlichen Fanatismus der Zeit, zu bestehen hat; sie suchen ihren Gastfreund in seinem Widerstande, der allerdings schwach und theils durch seinen eigenen Antheil an Aberglauben, theils durch sein Verlangen nach Frieden mit der so gefährlichen Macht der Kirche und des Zelotismus gelähmt ist, zu ermuthigen und es zu hindern, daß er, wie der Pfarrer verlangt, die alte als Hexe verschrieene Regina Rugin greifen lasse, können jedoch die Verhaftung der Unholdin nicht verhüten. Unterdessen ist zwischen Gerhard, dem eine Berufung nach Leyden eine Beendigung seines unstäten Wanderlebens ermöglicht, und Agnes von der Lancken ein Bund der Herzen geschlossen, der es Agnes noch mehr als sonst erwünscht scheinen läßt, daß ihr Vater dem Aberglauben nicht in die Hände arbeite und jener Alten wirklich den Proceß machen lasse, vielmehr verhilft sie der Regina selbst mit Wissen ihres von Herzen so gutmüthigen Vaters zur Flucht. Aber gerade dieser Act des Edelmuthes soll zu einem unerwarteten Unheil führen: die Alte hat nicht Lust, sich mühsam in der Fremde durch die Welt zu schleppen, sondern rechnet in ihrem Irrsinne darauf, daß eine beim Pfarrer angebrachte Anklage gegen Agnes ihr selbst die Möglichkeit einer ungefährdeten Existenz in der Heimath verschaffe; sie setzt daher den Pfarrer nicht nur von ihrer Befreiung durch Agnes und von einer Zusammenkunft der letzteren mit Giordano Bruno in ihrer Hütte (wobei freilich Agnes keine Ahnung gehabt hat, wen sie dort treffen werde) in Kenntniß, sondern läßt sich auch von dem Fanatiker das Geständniß abpressen, daß Agnes an ihrem unholden Hexentreiben Theil genommen habe. Nun ist Agnes, welche sofort auf Betrieb des Pfarrers und eines von ihr abgewiesenen Bewerbers verhaftet wird, das Loos, als Hexe verbrannt zu werden, gewiß. Da bringen die Freunde, Allen voran der alte Theodosius, mit Hilfe eines holländischen Schiffers in letzter Stunde die Rettung zu Stande; auf dem Schiffe des Holländers und alsdann in Gerhard's neuer Heimath Leyden finden die „letzten Humanisten" ein Asyl.

Diese interessante Fabel ist in sehr spannender und psychologisch glaubhafter Weise erzählt. Den Thatsachen kann man nach den viel ärgeren historischen Vorgängen zur Zeit der Hexenprocesse durchaus nicht die Wahrscheinlichkeit absprechen und höchstens ein paar äußere, nicht allzu wesentliche und leicht durch andere zu ersetzende Umstände, wie z. B. die Anwesenheit Giordano Bruno's, der sich ja allerdings in Wittenberg aufgehalten hat, und das Stranden des Holländers gerade an der Stelle, wohin er seine Botschaft von Leyden aus richten soll, als zu kühn erfunden bezeichnen. Die Charakteristik ist durchweg vortrefflich und besonders glücklich sind die Unsicherheit von der Lancken's, die so eigenthümlich

Digitized by Google

geartete Gläubigkeit des Pfarrers und der nicht immer kluge, aber immer redliche Feuereifer des alten Theodosius gezeichnet. Obgleich der Umfang der Dichtung gering und ihr Verlauf ein wenig complicirter ist, so verdient sie wegen des weiten culturhistorischen Hintergrundes, den ihr der Verfasser zu geben gewußt hat, doch vollkommen den Namen des Romans; neben dem Pfarrer und den Dorfleuten lernen wir die Edelleute der Umgegend und das ihnen den Rang streitig machende Bürgerthum von Stralsund kennen, so daß so ziemlich alle Schichten der damaligen Gesellschaft vor unser Auge gerückt und uns die geistigen Strömungen, welche die Menschen jener Tage umgaben, in charakteristischen Gestalten deutlich veranschaulicht werden. Auch in dieser Beziehung erfüllt die Dichtung somit die von der ästhetischen Theorie zu stellenden Anforderungen.

E—e.

Sociale Fragen und Antworten. Heft 10 bis 12. Bremen, Norddeutscher Volksschriftenverlag. — Die letzten drei Hefte der socialen Fragen und Antworten tragen die Titel „die englischen Gewerkvereine", „die deutschen Genossenschaften", „von billiger Nahrung und Arznei" und bieten wieder, jedes in seiner Weise, eine gleich gediegene wie gemeinverständliche Belehrung über die in ihnen behandelten Gegenstände. Namentlich das letzte Heft zeichnet sich wieder durch eine besonders frische und anschauliche Darstellungsweise aus und giebt seine wohlthätigen und sachgemäßen Rathschläge ohne jene gelehrte Pedanterie oder Manie, wie man sie sonst wohl ab und an bei den Vertretern der neuen Gesundheitslehre wahrnehmen kann. E—e.

Erwiderung.

In Nummer 41 dieser Zeitschrift (Seite 537—546) hat ein Ungenannter unter der Ueberschrift: „Herr Alexander Ecker über Oken und Goethe" eine Besprechung meiner kleinen Schrift über Lorenz Oken*) veröffentlicht, die mich zu einer kurzen Erwiderung nöthigt.

Die Besprechung schließt mit dem Satze:

„Wir stellen nur noch die Frage: Hat sich gegen die Worte des Herrn A. E., wie sie oben aus Seite 12—14 seiner Rede abgedruckt stehen, in jener Sitzung der deutschen Naturforscher zu Baden-Baden keine Stimme erhoben? Wenn keine — Schande über Deutschland."

Fast möchte man nach diesem Satze dem Verfasser mit Mephisto zurufen: „Wie magst Du Deine Rednerei nur gleich so hitzig übertreiben?" Doch nehme ich die Frage auf und kann sie gewissenhaft dahin beantworten, daß unter den zahlreich anwesenden Naturforschern und vielen anderen Zuhörern aus allen Ständen keiner so einseitig war, in meiner Rede das zu finden, was der ungenannte Recensent darin finden zu müssen geglaubt hat, den Versuch einer Verunglimpfung Goethe's. Die Rede wurde im Gegentheile am Schlusse mit reichlichem Beifalle belohnt und auch nachher wurde mir nicht nur vielfach mündlich und schriftlich die Befriedigung über die dem Andenken Oken's gewidmeten Worte ausgesprochen, sondern auch der in dem Büchlein gegebene bescheidene Beitrag zur Zeitgeschichte freundlichst und zwar von competenter Seite beurtheilt. Aber

*) Lorenz Oken, eine biographische Skizze. Stuttgart, Schweizerbart. 1880. Den wesentlichen Inhalt dieser Schrift bildet die von mir bei der deutschen Naturforscherversammlung zu Baden-Baden im vorigen Jahre zur hundertjährigen Geburtstagsfeier gehaltene Gedächtnißrede, der dann noch Erläuterungen und Bruchstücke aus Oken's Briefwechsel beigegeben sind.

Digitized by Google

auch unter diesen Stimmen nicht eine, die mich nur im Entferntesten des Verbrechens anklagte, das mir der Ungenannte imputirt. Da muß dieser denn also wohl oder übel sein bedingtes „Schande über Deutschland“ in ein unbedingtes verwandeln. Wer aber ein so großes Wort gelassen ausspricht, sollte doch — meinen wir — mindestens mit dem Gewichte seines Namens dafür einstehen. Von dem Verfasser erfahren wir aber nur, daß er dieses und jenes nicht ist, von Positivem nur, daß er sich seit 31 Jahren mit Goethe beschäftige. Daß Solches möglich sei, ohne daß man etwas von dem weiten Blicke und der humanen Auffassung Goethe's sich zu eigen mache, daß man dabei recht kleinliche Wortklauberei treiben könne, das beweist der Ungenannte auf das Evidenteste. Wer in aller Welt konnte z. B. dem Worte „heut“ (Seite 14 Z. 4 von oben meiner Schrift) die Deutung geben, die ihm dieser giebt?

Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten dieser mehr als einseitigen Darstellung näher einzugehen, da ich sonst Satz für Satz vornehmen müßte, was sich doch kaum der Mühe lohnte; denn ich hege die Ueberzeugung, daß der Herr Recensent mit seiner Auffassung ziemlich allein stehen werde.

Ich bin mir bewußt, indem ich das Bild des geistreichen, wackern, vielverfolgten Mannes zu zeichnen versuchte, mich möglichst gerechter Beurtheilung nach allen Seiten hin befleißigt zu haben, ich schmeichele mir aber auch, ein so warmer Verehrer Goethe's zu sein als irgend Einer. Wenn ich aber die Schwächen Oken's keineswegs zugedeckt, so habe ich es auch für billig gehalten, da, wo sich Goethe nach meiner Meinung einer solchen schuldig gemacht, dies nicht minder auszusprechen. Wer darin eine Verletzung Goethe's finden kann, scheint für objective Geschichtsdarstellung wenig Sinn zu haben. Wenn der Ungenannte es „belächeln“ kann, daß ich Oken — obschon seine Wege zur Erreichung des Zieles nationaler Einheit andere waren, als sie die Weltgeschichte inzwischen eingeschlagen — eine deutsch-nationale Gesinnung vindicirte (von einer nationalliberalen Reichstreue, wie er mir unterschiebt, habe ich nie gesprochen), so mag er es thun; Oken wird darum nicht minder im Andenken der Deutschen als ein patriotisch gesinnter Mann fortleben; wenn er ferner sein Opus, so zu sagen, als ein Advokatenlibell „in einem Processe Goethe contra Oken“ anzusehen beliebt, so steht ihm dies nicht minder frei, ich verwahre mich meinerseits feierlichst dagegen, ein solches „contra Goethe“ geschrieben zu haben. Die Aufgabe, die ich mir gestellt, war einzig und allein die Biographie Oken's, jeder andere Zweck lag mir fern.

Freiburg i/B., am 25. October 1880.

Dr. Alexander Ecker,
Professor an der Universität.

Die Redaction nimmt keinen Anstand, dieser Entgegnung ihre Spalten zu öffnen, muß jedoch bemerken, daß es gleichgiltig ist, wer der Verfasser jenes Aufsatzes ist, wenn nur seine Ausführungen begründet sind — die Sache allein sollte sprechen. Von den zahlreichen thatsächlichen Richtigstellungen, die derselbe unternimmt, hat Herr Professor Ecker keine einzige zu erschüttern versucht. Sicher hat es dem Verfasser des Aufsatzes fern gelegen, dem Biographen Oken's persönlich zu nahe zu treten; vielleicht ist ihm das Schlußwort zu pathetisch gerathen; ob jedoch von dem Inhalte nach der vorliegenden Entgegnung etwas zurückzunehmen ist, das zu entscheiden mag getrost dem aufmerksamen Leser überlassen sein.

W. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 11. November 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 47.

Inhalt:

	Seite
Die Zerstörung der Beethoven-Legende. Von G. Doempke	769
Ueber Kurzsichtigkeit	789
Rieger's Klinger. Von M. Koch	794
Vom preußischen Landtage	797
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Paris. Festschriften zur Jubelfeier der comédie française	801
Aus Berlin. Olympia-Ausstellung	803
Literatur:	
C. F. Meyer, Der Heilige. — Charilles, Reisebriefe eines Diplomaten. — F. W. Weber, Dreizehnlinden. — S. Simchowitz, Der Positivismus im Mosaismus	806

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Digitized by Google

Die Zerstörung der Beethoven-Legende.

Ob es noch einen andern Unsterblichen giebt, dessen Lebensbild zu fälschen halber und ganzer Irrthum, Familiengeheimniß und schonungsvolle Discretion, Schönfärberei und Effectsucht, Extase, Verbitterung und Parteitendenz sich so bald nach seinem Tode vereinigt haben, wie bei Beethoven? Schwebt doch hier selbst über manchen Erzählungen übrigens unparteiischer und gewissenhafter Berichterstatter ein eigener Unstern; trägt hier meistens Gedächtnißschwäche die Schuld, so bleibt doch nicht selten selbst bei ihnen noch ein Rest, der nur durch eine gewisse, in der Musik, wie es scheint, unwiderstehliche, romantische Schönredesucht erklärlich wird, wie sie sich der Werke Beethoven's so erschrecklich schnell bemächtigt hat. So, wenn der liebenswürdige, alte Czerny in seiner großen Clavierschule wissen will, daß die A-dur-Symphonie ihren Ursprung den großen Ereignissen von 1814—15 verdanke, während es doch erwiesen ist, daß dieselbe bereits 1809 zum großen Theile skizzirt und im Frühjahre 1812 vollendet war. Czerny, dem wir viele allem Anscheine nach völlig zuverlässige Urtheile über Beethoven's Improvisiren, über seine gesellschaftlichen und künstlerischen Erfolge u. A. verdanken, hegt in seinen Mittheilungen an O. Jahn den unglaublichen Irrthum, Beethoven habe „bis 1812 sowohl Sprache wie Musik vollkommen gut gehört", während wir aus einem eigenen, allbekannten Briefe des Meisters schon zehn Jahre früher seine helle Verzweiflung und seine Selbstmordgedanken über den Verlust des Gehöres vernehmen. Ein scheinbar so unmittelbarer und besonnener Gewährsmann wie Wegeler, der Intimus und Eidam der Familie Breuning, setzt des jungen Ludwig Eintritt in die letztere, der von so hoher Wichtigkeit für seine Charakterentwickelung war, um mehrere Jahre zu früh an. Stephan von Breuning selbst, der edle Jugendfreund, der in Wien als Hofkriegssecretär Jahrzehntelang unter den Augen Beethoven's lebte und die Grenzen der Unbefangenheit seines Freundes in eigener Sache kennen zu lernen genug Gelegenheit hatte, konnte in einem Briefe an Wegeler jene völlig unrichtige Darstellung geben, worin er die auffallend schnelle Wiederabsetzung des „Fidelio" vom Repertoire im Jahre 1806 den „Feinden" des Componisten zuschreibt,

Digitized by Google

während es ſolche damals und beim Theater an der Wien am wenigſten gab, vielmehr Beethoven's eigene Nachläſſigkeit und Thorheit, die mit der perſönlichen Zurückziehung ſeiner Partitur endigte, den, wie jetzt erwieſen iſt, höchſt hoffnungsvollen Erfolg der Oper zu nichte machte. Breuning kann ſeinen Bericht nur auf Grund der eigenen Darſtellung Beethoven's geſchrieben haben, „und dieſer war, wie wir ihn kennen, der letzte, um einzugeſtehen, daß er im Unrechte ſei". Der Meiſters Schüler Ries, ſonſt liebenswürdig und glaubhaft, giebt gleich das Jahr ſeiner eigenen Ankunft in Wien falſch an und legt auf Grund einer ſehr unvollſtändigen Kenntniß und unter dem Einfluſſe einer ſtarken perſönlichen Abneigung den Grund zu jenem Gewebe von Verleumdungen über Beethoven's Brüder, welches, von faſt allen Nachfolgern überboten, ſchließlich neuerdings von einem wohlbekannten Vielſchreiber dahin ausgedehnt worden iſt, daß er Karl von Beethoven als den Verkäufer der Tugend ſeiner Gattin und als den Theilnehmer an dem Lohne ihrer Schande darſtellt. Der Capellmeiſter Seyfried iſt vor Thayer der einzige, der Beethoven's Brüder, die in den erſten anderthalb Jahrzehnten der Wiener Zeit „den im bürgerlichen Leben faſt ſteinfremden Kunſtprieſter ſo zu ſagen recht eigentlich bevormunden mußten", mit weniger übelwollenden Augen anſah. Merkwürdig aber: Seyfried, der in dieſer treffenden Beurtheilung keine Nachfolger fand, obwohl er gerade in den Jahren 1802—1805, während deren Ries die Brüder als jene abſchreckenden Beiſpiele von Anmaßung und Ungerechtigkeit erkannt haben will, die beſten Gelegenheiten zu vertrauteren Beobachtungen hatte — derſelbe Seyfried ward der leichtfertige Urheber jener außerordentlichen und dreißig Jahre hindurch erfolgreichen Täuſchung des muſikaliſchen Publikums über „Beethoven's Studien" und Randgloſſen in den zwei Jahren ſeines Unterrichtes bei Haydn und Albrechtsberger. Erſt der Sorgfalt des ſcharfſinnigen Nottebohm iſt es gelungen, dieſelben zu entwirren. Ein einziger warnte frühzeitig das Publikum vor dieſem Betruge: A. Schindler, der Verfaſſer der erſten zuſammenhängenden Biographie Beethoven's. Auf ſeine Beſchuldigung erfolgte ſo wenig eine zuſtimmende, ja überhaupt nur prüfende Antwort, daß man ſogar zu Verdächtigungen ſeiner Ehrenhaftigkeit griff. Deſto mehr Einfluß wiederum gewann aber wunderlicher Weiſe das ganze übrige Buch deſſelben Schindler; mehr als drei Jahrzehnte lang hat es trotz der Dürftigkeit ſeiner Quellen, trotz der Hilfloſigkeit und Leichtgläubigkeit ſeiner Unterſuchungen, die Vorſtellungen von Beethoven's Leben und Charakter ſo durchaus beherrſcht, daß es, wiewohl ſelten Jemand mit beſonderer Anerkennung davon ſprach, drei Auflagen erlebte (1840, 1845, 1860), von Moſcheles ins Engliſche überſetzt wurde und mit allen ſeinen Irrthümern und Parteilichkeiten in die unſeligen Werke von Marx und Nohl überging. Umſonſt, daß Thayer's Recenſion des Marx'ſchen Buches nachwies, daß die

Google

Biographie Beethoven's nach wie vor noch erst zu schreiben sei, umsonst die trefflichen Beleuchtungen der Nohl'schen Forschermethode durch H. Deiters in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung". Mittlerweile starb O. Jahn, der unvergeßliche, wie kaum ein zweiter berufene Forscher, über seinen ansehnlichen Vorarbeiten zum Leben Beethoven's (1869), das Jubiläumsjahr 1870 kam heran und mit ihm eine Fluth von Beethovenbroschüren, deren Phrasen zwar noch lange nachklangen, die aber die Erkenntniß des Menschen wie des Künstlers Beethoven nicht um einen Schritt förderten, ja selbst die ersten Grundsteine, die Jahn, Thayer und Nottebohm damals schon zu dieser Erkenntniß gelegt hatten, völlig unbenutzt ließen.

Allerdings war der sechs Jahre zuvor (1864) erschienene erste Band von A. W. Thayer's „L. v. Beethoven's Leben" (Berlin, W. Weber) erst bis zu den allerersten Wiener Jahren des Meisters vorgerückt, hatte aber über diese Jugendzeit bereits bedeutende Bereicherungen und einige wichtige Berichtigungen gebracht. Für deren Ignorirung in dem Festjahre 1870 gab es höchstens eine, wenn auch schwächliche Entschuldigung: nämlich die schwere Lesbarkeit, die unförmliche Gestalt des Thayer'schen Buches. Diese hat auch in den beiden nächsten Bänden (1872 und 1879) noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Von der Scheidung in Text und Anmerkungen ist ein viel zu seltener Gebrauch gemacht und einige wenige zusammenfassende Capitel und Rückblicke am Ende großer Lebensabschnitte stechen, so hochwillkommen sie sind, nur um so schärfer ab gegen das übrige Durcheinander einer ganz äußerlich nach Kalenderjahren fortschreitenden Materialienmasse, einer wahren rudis indigestaque moles. Wenn man also im Hinblick auf die Beschämung, welche uns diese grundlegende Darstellung eines unserer größten Deutschen durch einen Amerikaner in der That einflößen muß, als Parallele an eine ältere, viel bekanntere ausländische Gabe über einen deutschen Heros erinnert hat, nämlich an des Engländers Lewes' „Goethe", so ist doch die Verschiedenheit der beiden Fälle noch eclatanter als ihre Aehnlichkeit. Lewes' „Goethe" ist ein gewandtes, popularisirendes, etwas blumiges Buch, das unseren deutschen Goetheforschern wenig Stoff und Anregung geboten, ja in manchem Punkte deren Bedenken sehr bald hervorgerufen hat. Thayer's Biographie hingegen ist die saure, unsäglich langsame Arbeit fast eines ganzen Menschenalters, die, dem Forscher durch minutiöse Gründlichkeit unentbehrlich und epochemachend, nicht im entferntesten auf einen ihren Opfern entsprechenden buchhändlerischen Erfolg zu rechnen hat, und, eine Analyse des Künstlers mit Bescheidenheit principiell ausschließend, als erste authentische Berichterstattung über den Menschen oft der Thätigkeit eines Richters gleicht, welcher mit der peinlichsten Abwägung jedes Für und Wider die Revision eines Processes vornimmt.

Digitized by Google

Diese bewunderungswürdige Revision ist auch in dem dritten Bande, der die Jahre 1807—1816 umfaßt, wenn man den Gesammteindruck bezeichnen soll, ganz erstaunlich zu Ungunsten Beethoven's ausgefallen, und zwar immer entschiedener, je weiter wir sein Leben begleiten, je höher wir seine Erfolge steigen sehen. Goethe's obgleich ziemlich flüchtiger Eindruck von seiner Begegnung mit ihm (1812 in Teplitz, nicht in Karlsbad), er sei leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, traf im Ganzen nicht fehl. Sahen wir schon im zweiten Bande (1796—1806) den Meister in seinen Beziehungen zu den Kunstmäcenen, zu Haydn, Hummel, Krumpholz, Ries, zu den Verlegern, zur Theaterleitung u. A. an den Folgen des Mangels einer sittlichen Jugenderziehung leiden, einer Erziehung, wie sie z. B. Mozart und Mendelssohn von ihren trefflichen Vätern zu Theil geworden war — so sind die Belege für seinen unglaublichen Hang zu Ungerechtigkeiten im Zorn und Mißtrauen im folgenden Jahrzehnt noch zahlreicher, und nicht immer sühnt er jetzt seine Kränkungen und Schmähungen durch so rührende Versöhnungsbriefe wie es die an Stephan von Breuning waren.

Ueberflüssig, daran zu erinnern, welch schwerwiegender Milderungsgrund gerade für diese Schwächen die Taubheit ist, die beständig zunehmende Taubheit eines musikalischen Genius! Und was verzeiht man nicht überhaupt einem Beethoven! Man würde von diesen Schwächen wahrhaftig nicht so viel Wesens machen und sie wohl gar nicht so actenmäßig sicher stellen, hätte es nicht vor Thayer die gedankenlose Panegyrik gar zu toll getrieben und hätte sie nicht zu oft die leichtfertigsten Vorwürfe und Gehässigkeiten gegen die Mitwelt des Meisters in ihrem Gefolge gehabt. Versichert doch der russische Hofrath Lenz in seinem phrasenreichen Buche, Beethoven sei am „deutschen Undank" und an der „Wiener Freundschaft" gestorben. Ist der junge Ries noch unbefangen genug, Beethoven's gesellschaftliches Betragen dem kunstverständigen und hochherzigen österreichischen Adel gegenüber gelegentlich „ich möchte sagen ungezogen" zu finden, so können Schindler und Marx dieses ganz unverdächtige Zeugniß eines jungen Verehrers, Schülers und Augenzeugen, das die heutige Forschung durchaus bestätigt, bereits nicht mehr auf ihrem Helden sitzen lassen. Marx verwandelt es ohne weiteres in einen Beethoven „ganz wohlanständigen Freimuth". „Ihr wollt," ruft er den Tadlern zu, „das Feuer ohne den Rauch, beruhigt euch, diese Aufwallungen sind das Recht mächtiger Charaktere!" Handelt es sich dagegen um einen der vielen irgendwann von Beethoven mit ungünstigen Blicken betrachteten Männer, so dehnten sich Zeilen von Ries bei manchen Beethovenbiographen zu Perioden, einzelne Sätze bei Schindler wurden zu ganzen Capiteln. Thayer ist eigentlich der erste, der dem audiatur et altera pars gemäß keineswegs alle die zahlreichen Persönlichkeiten für schlechte Menschen hält, von denen

Digitized by Google

Beethoven in Augenblicken des Zornes oder des Mißmuthes Uebles gesprochen oder geschrieben hat. „Leute, welche ihre Freunde mit Flegeln tractiren wollen," so schreibt Beethoven 1808 vom Fürsten Lichnowsky, einem der Mäcene, welche ihn in Wien am frühesten verstanden und unterstützt hatten. Als Graf Brunswick 1811 den allerdings dringend geäußerten Wunsch, ihn nach Teplitz zu begleiten, Beethoven brieflich abgeschlagen hatte (ob abschlagen müssen oder wollen wissen wir nicht), heißt es darüber in einem Briefe Beethoven's an seinen treuen Zmeskall: „Hier sehn Sie in das beigeschlossne, was ich alles für den Ungarn gethan, das ist was anders, wenn ein Deutscher Mensch ohne Wort zu geben etwas übernimmt, als so ein Ungarischer Graf B., der mich, wer weiß wegen welch' elender Lumperei konnte allein reisen lassen und noch dazu abwarten lassen ohne was erwartet zu haben. Das eingeschlossene schickens zurück, denn wollens dem Grafen auch unter die Nase mit noch was anderm reiben." Wie verwundert ist man aber, schon wenige Monate später einen Brief Beethoven's an diesen Unliebenswürdigen wie folgt anfangen und schließen zu hören: „lieber Freund! Bruder! Eher hätte ich Dir schreiben sollen; in meinem Herzen geschah's 1000 mal". „Leb' wol theurer Bruder, sey es mir, ich habe keinen den ich so nennen könnte". Im Herbste 1808 macht Beethoven den Versuch, mit der Gräfin Erdödy, mit der er, wie man weiß, eine Reihe von Jahren einen werthvollen und vertrauten Umgang unterhielt, zusammen zu wohnen (gerade unter dem Fürsten Lichnowsky), allein das Experiment war, wie man recht wohl hätte voraussagen können, von keinem dauernden Erfolge. Augenscheinlich war er noch vor dem Schlusse des Winters in einen solchen Grad von Unzufriedenheit gerathen, daß er sogar einen besonderen Beweis der guten Absicht der Gräfin, die sich in dem Versuche, einen Hader mit seinem Bedienten mit einigen Geldzuwendungen zu beseitigen, äußerte, in verletzender Weise übel nahm. Ueber andere, unbekannte Mißhelligkeiten mit ihr hören wir ihn selbst, als sie ihm ein erzürntes Billet darüber geschrieben hatte, in dehmüthiger Weise seine Reue ausdrücken, doch beschloß er trotzdem, eine andere Wohnung zu suchen. Erfolgte hier wenigstens eine baldige Versöhnung, so gelangten sieben Jahre später (1815) seine herzlichen Beziehungen zu seinem langjährigen, vertrauten Arzte Dr. Bertolini, dem Assistenten seines berühmten Freundes Malfatti, in Folge einer Laune Beethoven's zu einer dauernden Erkaltung, ja, als er etwas später auch mit Malfatti in Streit gerieth und denselben beleidigte, brach er vollständig mit Bertolini; aber diese beiden Männer waren zu ehrenhaft, um jemals die Einzelheiten dieses Zwiespaltes bekannt zu machen. Als Bertolini 1831 an der Cholera erkrankte und seinen Tod nahe glaubte, befahl er, seine große Sammlung von Briefen und Zetteln des Componisten

Digitized by Google

zu verbrennen, weil einige derselben der Art waren, daß er sie nicht in sorglose Hände kommen lassen wollte.

Ein eigenthümliches Dunkel ruht auf dem Verhältnisse Beethoven's zu einem Schreiber, späteren Buchhalter, Namens Franz Oliva, der, als sein Bruder Karl sich schließlich als Geschäftsführer nicht bewährt und sich überdies verheirathet hatte, allerlei kleine Besorgungen für ihn zu übernehmen hatte. Als Jahn 1854 sich bei dessen Tochter nach Details aus diesem Umgange erkundigte, der erst 1820 durch Oliva's Niederlassung in Petersburg sein völliges Ende fand, schrieb sie ihm unter lebhaftem Bedauern, daß die ihr wohlbekannte Correspondenz zwischen beiden leider verschwunden sei und daß ihr selbst keine Gelegenheit zu mündlichem Gespräche mit dem Anfrager vergönnt sei: c'est bien dommage Monsieur que je ne puis vous faire part de toutes ces puerilités si interessantes pour quelqu'un qui s'est chargé d'écrire la biographie d'un si grand homme." Bis zum Frühlinge 1812 waren die Beziehungen zwischen Beethoven und Oliva in hohem Grade eng. Varnhagen, der beide 1811 in Teplitz kennen lernte, nennt Oliva einen „liebenswürdigen jungen Mann, der ihn (Beethoven) als treuer Freund begleitete und die Bekanntschaft leicht vermittelte". Und Rahel schließt einen Brief an Varnhagen vom September 1811 aus Dresden mit den Worten: „Grüße ja Beethoven und unseren liebsten Oliva! B'hüt ihn Gott!" Ein Jahr später schreibt Beethoven an Brunswick: „Der Lumpenkerl Oliva (jedoch kein edler L—k—l) kommt nach Ungarn, gib Dich nicht viel mit ihm ab; ich bin froh, daß dieses Verhältniß, welches blos die Noth herbeiführte, hierdurch gänzlich abgeschnitten wird." Das geschah übrigens, wie schon angedeutet, diesmal keineswegs, sondern nach Beilegung des Streites, dessen Veranlassung wir nicht kennen, dauerte ihre Freundschaft noch bis 1820.

Schmerzlicher indeß noch als diese und andere bei allen üblen Folgen mehr aus vorübergehenden Aufwallungen und Mißverständniß entsprungene Art von Conflicten berührt den Leser eine andere, sich immer steigernde Schwäche Beethoven's, nämlich sein Mangel an Delicatesse in Geldangelegenheiten. Bei allem Ernste seiner Untersuchungen ist Thayer keineswegs ein philiströser, liebloser Richter; wo es irgend angeht, hebt er mit Schonung und Wärme die erklärenden und die mildernden Umstände hervor und so wenig ist es seine Sache, Sensation zu machen, daß er sich bei dem aktenmäßigen Fortschreiten seines Werkes gar oft und am liebsten jedes eigenen Zusatzes über einfach uns vorgelegte Briefe und Aeußerungen enthält, welche nicht selten unser gerechtes Befremden erregen. Es handelt sich daher schon um etwas Gravirendes, wenn er gegen den Schluß des Bandes das Urtheil fällt, es sei „sehr zu bedauern, daß Beethoven's Künstlerstolz (wie er sich in einem kurz zuvor erzählten Falle in fast extremer Weise manifestirte)

Digitized by Google

einen so wenig mäßigenden Einfluß auf seine Correspondenz ausübte, wenn Geldangelegenheiten den Gegenstand derselben bildeten." In der That bilden die Hauptdissonanzen des Jahres 1816 einige ganz erstaunliche Ungerechtigkeiten, ja Unredlichkeiten gegen englische Verleger, gegen die hochangesehene Londoner philharmonische Gesellschaft und gegen seine ergebensten ehemaligen Wiener Freunde, welche die Beziehungen zu jenen bereitwilligst vermitteln und fördern halfen. Der treffliche englische Pianist und enthusiastische Musiker Charles Neate brachte 1815 unserm Meister (der ihm seine Compositionen durchsah und ihn bald als Vertrauten behandelte), einen durch Ries' Bemühungen erwirkten Auftrag von der philharmonischen Gesellschaft, drei Concertouvertüren für dieselbe zu schreiben, die ihr Eigenthum bleiben sollten. Statt, wie man erwartete, neue Ouvertüren zu schreiben, schickte Beethoven drei ältere, die noch dazu zu seinen minder bedeutenden gehören, und erhielt dafür 75 Guineen. Man kann sich die Enttäuschung dieser Männer vorstellen, als sie unter dem frischen Eindrucke der C-moll-Symphonie die Ouvertüre zu den „Ruinen von Athen" („in einem etwas kleinen Stile geschrieben", sagt der Meister selbst mehrere Jahre zuvor von derselben) und zum „König Stephan" durchspielten, die zwar für ein ungarisches Publikum als Einleitungen zu patriotischen Gelegenheits-Vor- und -Nachspielen auf dem Theater Interesse hatten, aber keine jener großen Eigenschaften besaßen, welche man von Beethoven erwartete und in einer Concertouvertüre verlangte. Auch die dritte, die sogenannte Ouvertüre „Zur Namensfeier", hielt man ihres Verfassers für nicht würdig. Als nun aber bekannt wurde, daß keine der drei Ouvertüren neu war, und daß auch nicht eine derselben zu dem Zwecke componirt war, einem Auftrage der Gesellschaft zu entsprechen, ist es da wohl überraschend, daß man in dieser Handlungsweise eine Verletzung der Achtung gegen die Gesellschaft, ja eine Beleidigung derselben sah und Neate's fernere Bemühungen um Beethoven dem entsprechend reservirt aufnahm?

Nicht ganz so schlimm war es acht Jahre zuvor dem schlesischen Grafen Oppersdorf ergangen, der 1807 bei Beethoven eine Symphonie bestellte, ihm 200 Gulden voraus bezahlte und neun Monate später noch eine weitere Summe von 150 Gulden hinzufügte. Beethoven, der ursprünglich die C-moll-Symphonie für ihn bestimmte, hatte damals, wie wir wissen, außerdem schon die sechste fertig, schickte aber keine von beiden an Oppersdorf, sondern zog es, wie er selbst sagt, vor, „sie an jemanden anderen zu veräußern", indem er seine Noth als Grund angab, und widmete ihm eine ältere, die in B-dur. „Wie wir fürchten" sagt Thayer, „ist es in unerfreulicher Weise bezeichnend, daß Graf Oppersdorf (der Freund der Lichnowsky und Lobkowitz) von dieser Zeit an vollständig aus Beethoven's Geschichte verschwindet."

Eine andere häßliche Angelegenheit war die mit dem englischen Musik-

Digitized by Google

verleger Robert Birchall, der 1815 durch Ries', Smart's und Salomon's Bemühungen bewogen war, den Clavierauszug der Schlachtſymphonie Op. 91, den der A-Symphonie, das Trio Op. 97 und die Duoſonate Op. 96 für 65 Pfund Sterling zu kaufen, Werke, für deren Verlagsrecht in Deutſchland Beethoven bereits vorher von Steiner in Wien befriedigt worden war. 65 Pfund Sterling war in jenen Tagen keine geringe Summe für das bloße Recht, dieſe Clavierwerke und Arrangements in England noch einmal herauszugeben. Erſt nach Monaten (im Februar 1816) erhielt Birchall die letzten dieſer Werke, die Beethoven, ſeinerſeits um Eile erſuchend, „in vierzehn Tagen" den erſten nachzuſenden verſprochen hatte. Birchall hinterlegt ſofort die Kaufſumme und ſendet an Beethoven eine Quittung und Declaration über ſein Verlagsrecht zur Unterzeichnung. Anſtatt dieſes für ſeine Sicherheit unerläßlichen Documentes, welches ihn allein vor unbefugtem Nachdrucke irgend eines andern Muſikhändlers ſchützen konnte, erhält der Verleger im März eine unbegreifliche Nachforderung von fünf Pfund; auch dieſe befriedigt Birchall nach einer verwunderten Rückſprache mit Ries ſofort, aber Monat auf Monat verging und die Declaration mit Beethoven's Unterſchrift kam nicht an. Ueber die Gerechtigkeit, Schicklichkeit und Delikateſſe dieſer neuen Forderung iſt es nicht nöthig, ein Wort zu ſagen; ihre biographiſche Wichtigkeit beruht lediglich auf dem ſehr ungünſtigen Eindrucke, welchen ſie und die darauf bezügliche Correſpondenz auf die Geſinnung der Londoner Verleger hervorbringen mußte. Was die Partitur der A-Symphonie betrifft, ſo wäre es thöricht geweſen zu erwarten, daß die philharmoniſche Geſellſchaft eine große Summe für das Manuſcript eines Werkes bezahlen ſollte, welches bereits in Wien zur Subſcription für den Preis von 25 Gulden angezeigt war. Beethoven aber argwöhnte, daß Neate für ihn nichts thun wolle, und als er gar eine Notiz über die Aufführung einer ſeiner Symphonien durch die philharmoniſche Geſellſchaft las, nahm er ſofort an, es ſei die ſiebente geweſen und Neate habe die Benutzung ſeines Manuſcriptes geſtattet! Ohne ſich von der Grundloſigkeit dieſes Verdachtes irgend zu überzeugen, beſchuldigt er dieſen, ihm mit Begeiſterung anhängenden und zartfühlenden jungen Freund der Unehrenhaftigkeit, und beklagt ſich über denſelben zu Ries und zu Smart (dem ihm ebenfalls in hohem Grade freundſchaftlich geſinnten Leiter der Londoner Faſtenoratorien) in ſo bitteren Ausdrücken, daß dieſer es anderen gegenüber völlig verſchwieg und nur Neate ſelbſt den Brief zeigte, deſſen Schmerz und Staunen über das ihm widerfahrene Unrecht in ſeinem Briefe an Beethoven nur zum Theil zum Ausdruck gelangt iſt.

Ebenſo zu beurtheilen ſind Beethoven's zahlreiche briefliche Anſpielungen, daß „die Engländer nur im Auslande großmüthig ſind", daß ſie „Wort und Ehre vernachläſſigen", „daß es in England wie bei uns Windbeutel und nicht

Digitized by Google

worthaltende Menschen gibt". „Fürs Geld scheint Beethoven sehr importiert," heißt es in dem aus derselben Zeit stammenden Tagebuche des Dr. Carl von Bursy, eines Kurländers, welcher Beethoven um diese Zeit mit einem Empfehlungsbriefe von seinem Freunde Amenda besuchte. „Riedl, der Verleger mehrerer Beethoven'schen Werke, sagte mir, daß Beethoven ungeheuer theuer mit seinen Arbeiten sei." Dies gilt nicht etwa blos von seinen Meisterwerken, sondern auch nicht selten von untergeordneten Liedern und Variationen, deren Werth wir heute nicht sonderlich hoch veranschlagen. Nicht immer gelang es ihm, die gewünschten Preise zu erhalten. Birchall fragt ihn Mai 1816 an, unter welchen Bedingungen er Variationen über die beliebtesten englischen, schottischen und irischen Lieder für Clavier mit Begleitung von Violine oder Violoncell schreiben würde. Beethoven glaubt in seiner Antwort bescheiden zu sein, wenn er den Preis auf 30 Pfund pro Lied stellt. Darauf Lonsdale im Auftrag von Birchall (November 1816): „Was die Lieder mit Variationen betrifft, so ist der Preis von je 30 Pfund bedeutend höher, als Herr Birchall sich zu zahlen erbieten kann, wenn er auch nur einige Hoffnung haben will, seine Opfer durch dieselben ersetzt zu sehen; sollte dies Ihr niedrigster Preis sein, so würde Mr. Birchall seine desfallsigen Absichten vollständig aufgeben .... Herr Birchall fürchtet, daß die Sonate in G (Op. 96) und das Trio in B (Op. 97) in Wien bereits vor seiner Ausgabe veröffentlicht worden ist; er würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie ihn in Ihrem nächsten Briefe über den Tag unterrichten wollten, an welchem sie herausgegeben sind." In der That hatte Steiner in Wien diese beiden Werke schon vor vier Monaten publicirt, obwohl die Declaration eine Vereinbarung über den Termin vorschrieb. Beethoven's Antwort enthält keine Entschuldigung, sondern bittet um unverzügliche Herausgabe der Sachen, „da dieselben hier bereit liegen". „Wenn Sie für Variationen in meinem Stile den Preis von 30 Pfund zu hoch finden, so will ich mit Rücksicht auf Ihre Freundschaft um ein Drittel davon abgehen und biete Ihnen solche Variationen für 20 Pfund jedes Lied." Dieser Brief beendigte diese Correspondenz: Birchall starb nämlich und sein Nachfolger Lonsdale hielt es nicht der Mühe werth, die Verbindung mit Beethoven beizubehalten. Auch mit Simrock's und namentlich mit Thomson's (des bekannten eifrigen und opferwilligen Sammlers schottischer und irischer Volkslieder) Honorargeboten sehen wir in den Jahren 1809, 1811, 1812, 1815 Beethoven wiederholt unzufrieden und finden seine gelegentliche Klage, daß er „kein Handelsmann" sei, aus der Marx und Andere natürlich sofort die weitestgehenden sentimentalen Schlüsse für ihn gezogen haben, keineswegs bestätigt. Allerdings war er nicht immer ein besonnener. Die Composition eines Oratoriums will er 1811 nur gegen 600 Dukaten übernehmen. „Die Ritornelle zu den 43 kleinen

Digitized by Google

Gesängen werde ich componiren," schreibt er November 1809, „doch verlange ich noch 10 Liv. St. oder 20 Dukaten Wiener Währung mehr als Sie mir angeboten, also statt der 50 L. St. verlange ich 60. Was die Quintette und die drei Sonaten betrifft [aus denen nichts wurde], so finde ich das Honorar für mich zu klein." Im Jahre 1815 ist außer den Arrangements der eingesandten fremden Melodieen auch die Rede von sechs Canzonetten, die er selbständig für Thomson componiren solle, und einer Ouvertüre. Für beide findet Beethoven den ihm angebotenen Preis viel zu gering, und verlangt für erstere 70, für letztere 50 Dukaten. Dem oben genannten Carl von Bursy klagt er 1816, wie in diesem Jahrzehnt gewöhnlich, über schlechte Zeiten, auch in pecuniärer Hinsicht. „Warum bleiben Sie in Wien, da jeder ausländische Herrscher Ihnen einen Platz neben seinem Throne anweisen müßte und würde." „Mich fesseln Verhältnisse hier," sagte er, „aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein. Von oben herab bis unten ist alles Lump. Niemanden kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das thut und hält kein Mensch, und nicht einmal das Verabredete. Zudem hat man ja im Oesterreichischen nichts, da alles nichts, d. h. Papier ist." Und über die Akademie im Redoutensaale zur Congreßzeit: „vom König von Preußen ein Entréehonorar von 10 Dukaten. Sehr lumpig! Nur der Kaiser von Rußland bezahlte sein Billet honnett mit 200 Dukaten."

Hanslick und in erschöpfender Weise Thayer sind die ersten, welche erwiesen haben, wie skeptisch man sich gegen diese und Dutzende von ähnlichen Gift und Galle athmenden Reden oder Briefstellen Beethoven's zu verhalten hat, wenn man ein wirkliches Bild seiner socialen und künstlerischen Lage gewinnen will. Dies lumpige Wien und Oesterreich setzte bekanntlich in den Personen des Erzherzogs Rudolph und der Fürsten Lobkowitz und Kinsky, sobald sich die erste Gefahr zeigte, daß man Beethoven verlieren könnte, demselben im Jahre 1809 jenen lebenslänglichen Jahrgehalt von 4000 Gulden aus, der an keine bestimmte Gegenleistung, sondern nur an die Bedingung des Verbleibens in Wien geknüpft war. Es ist einer der zahlreichen und verhängnißvollen Irrthümer von Schindler, daß diese Summe nach der allgemeinen Geldentwerthung durch das Finanzpatent von 1811 auf 800 Gulden zusammengeschmolzen sei. Thayer begreift kaum, wie es möglich war, daß dieser Irrthum seit 1840 die Aufmerksamkeit keines einzigen Schriftstellers über Beethoven auf sich gezogen und denselben veranlaßt hat, einmal in das Patent selbst einen Blick zu werfen. Beethoven's „Decret" trägt das Datum des 1. März 1809, an welchem ein Silbergulden so viel galt wie 2,48 in Bancozetteln. Demnach wurden seine 4000 Gulden nicht auf 800, sondern auf 1613 herabgesetzt. Mehr wie diese Summe konnte er seit 1811 nach

Digitized by Google

dem Gesetze nicht verlangen, und es war eine Naivetät von Beethoven, dies lange Zeit nicht einzusehen und die Grundsätze der Billigkeit mit juristischer Verpflichtung zu verwechseln. Jene menschliche Billigkeit aber seines Anspruches auf die volle Berechnung der 4000 Gulden in Einlösungsscheinen zögerten auch jene Fürsten keineswegs anzuerkennen, und selbst der plötzliche Tod des Fürsten Kinsky im November 1812 und die zeitweisen Verlegenheiten von Lobkowitz, welche die Verantwortlichkeit für die Erfüllung seiner pecuniären Verpflichtungen eben so wie bei der Kinsky'schen Erbmasse einem Curatorium übertragen hatten, selbst dies Mißgeschick war zwar durch die gerade in dieselbe Zeit fallende Nothwendigkeit einer bedeutenden Unterstützung seines kranken Bruders Karl eine Zeit lang recht empfindlich, übrigens nicht entfernt so schlimm, wie es dargestellt worden ist. Da Beethoven auf die volle Nominalsumme in Einlösungsscheinen Anspruch erhob, lehnten die Curatoren, wie ihre Pflicht war, es allerdings ab, diesen Anspruch zuzulassen, so lange er nicht von gerichtlicher Seite bestätigt wäre, und hielten, so lange die Entscheidung schwebte, d. h. gegen drei Jahre, die Zahlungen zurück. In dieser verhängnißvollen Lage gelang es Dr. Kanka, dem Prager Landesadvokaten und zugleich gerichtlich aufgestellten Kinsky'schen und später auch Lobkowitz'schen Verlassenschaftscurator, den bereits anhängig gemachten gerichtlichen Verhandlungen eine die Strenge des Gesetzes mit den Forderungen ehrenhafter Billigkeit versöhnende, mildere Deutung zu verschaffen, Beethoven endlich von der Vorstellung einer gesetzlichen Begründung seiner Ansprüche abzubringen und einen befriedigenden Vergleich zu Stande zu bringen.

Beethoven's Verhalten aber in dieser ganzen Frage zeigt sich von einer Indelikatesse, seine Schmähungen auf die Gesinnungen Kinsky's und besonders des „Fürsten Fitzly Putzly", „den der Erzherzog gehörig bei den Ohren nehmen wird", des „bösen Schuldners", des „Fürstlichen Lumpenkerls" Lobkowitz von einer solchen Voreiligkeit und Hartnäckigkeit, daß Thayer betrübt daran zweifelt, ob die Erinnerung an diese edlen und hochherzigen Persönlichkeiten wieder zu Ehren gebracht sein wird, bevor der größere Theil unserer gegenwärtigen Beethoven-Literatur der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Anderthalb Jahre vor der Veröffentlichung dieses dritten Bandes hatte Thayer demselben gleichsam als Präludium einen separaten „Kritischen Beitrag zur Beethoven-Literatur" vorausgeschickt, der dann, noch gründlicher revidirt, dem Hauptwerke, so weit es bis jetzt reicht, einverleibt worden ist. Es handelte sich darin um die Rettung zweier, von allen Beethoven-Biographen sehr übel mitgenommenen Männer, nämlich des genialen Mechanikers und Metronomerfinders Mälzl und des jüngeren der beiden Brüder des Meisters, Johannes von Beethoven. Thayer's schlichte und genaue Untersuchungen lassen an der Stichhaltigkeit seiner Urtheile über die beiden Ge-

Digitized by Google

nannten nicht zweifeln. Der Plan von Beethoven's Composition über Wellington's Sieg bei Vittoria gehörte, wie Thayer nachweist, dem scharfsinnigen und weltklugen Mälzl, für dessen Panharmonicon der mit ihm lange vorher gut befreundete Meister das Werk unentgeltlich ausarbeitete. In dieser Form war also die Composition ohne allen Zweifel Mälzl's Eigenthum. In seiner Berufung an die Londoner Musiker schweigt Beethoven von diesem Antheile Mälzl's an der Composition vollständig. Eine andere Frage ist, ob die auf Mälzl's Antrieb und Ansuchen erfolgte Instrumentirung des Werkes, mit der Beethoven einen so großen pecuniären Erfolg hatte, das Eigenthum auf den Componisten übertrug. Diese Frage ist nie entschieden worden; denn nachdem der Proceß mehrere Jahre hindurch geschwebt hatte, kamen die beiden Männer zusammen und versöhnten sich. Der Schaden Mälzl's aus seiner Verzichtleistung auf die Benutzung des „Sieges" für sein Harmonicon, aus den Kosten seines verlängerten Aufenthaltes in Wien, aus dem Verluste der Weihnachtssaison in München, aus der Zeit und den Bemühungen, die er auf Beethoven's Gehörmaschinen verwendet und endlich aus der Ausschließung von jedem Antheile an jenen einträglichen Concerten von 1813 und 1814, welche seine Speculation und sein vertrauensvoller Muth allein möglich gemacht hatten — die Versicherung Mälzl's, daß dieser Schaden sich auf 400 Dukaten belaufen habe, scheint Thayer's Schätzung keineswegs sehr übertrieben.

Beethoven soll übrigens — genau weiß man das nicht — diese Schlachtsymphonie selbst für eine Dummheit erklärt haben, die ihm nur insofern lieb gewesen, „als er damit die Wiener total schlug". Thayer glaubt nicht nur an die Richtigkeit dieser Ueberlieferung, sondern zweifelt auch eben so wenig, daß die an der Aufführung Betheiligten das Werk als einen großartigen musikalischen Scherz betrachteten und sich an demselben con amore betheiligten, weil es ihnen die Quelle einer ungeheuren Erheiterung in ihrem Berufe war. Ob dies nicht doch zu viel behauptet ist? Daß dieses Werk mit seinen Trompetensignalen, Nationalhymnen und grob materiellen Effecten von den Wogen der politischen Zeitströmung hoch getragen und — auch wieder fortgespült worden ist, um ein Hanslick'sches Wort zu gebrauchen, ist klar, aber den Eindruck, daß man es als einen Scherz auffaßte und genoß, machen wenigstens einige kritische Bemerkungen Spohr's, Moscheles', Tomaschek's und der „Allgemeinen Musikzeitung", die Thayer an verschiedenen Stellen anführt, keineswegs. Und sprechen nicht folgende eigenen Sätze von Thayer ebenfalls gegen eine solche Annahme? „Kämpfe und Belagerungen waren viele Jahre hindurch beliebte Gegenstände (oft sehr absurder) musikalischer Malerei gewesen, und unter den großen Schlachten der letzten fünfzig Jahre waren nur wenige, welche nicht von Orchestern, Kapellen und jeder Art von Instrumenten noch einmal durchgefochten wurden."

Digitized by Google

Nicht minder neu und überzeugend als Thayer's Aufklärungen über den ehrenhaften und liebenswürdigen Mälzl sind die über Johann von Beethoven. Es fällt ihm natürlich nicht ein, uns von diesem durch die Beethoven-Legende zum „bösen Princip" in Ludwig's Leben gestempelten Manne eine sonderlich hohe Vorstellung zu erwecken; derselbe erscheint vielmehr bei manchen Schwächen als ein gewöhnlicher, aber ziemlich gutmüthiger und manierlicher Durchschnittsmensch, welcher seinen späteren Wohlstand nur durch seine eigene Unternehmung, Ausdauer und gutes Glück erlangt hat und Schindler's Schmähungen keineswegs verdient. Als Johann sich 1807 als Apotheker in Linz etabliren wollte, brauchte er die von ihm seinem Bruder Ludwig geliehenen 1500 Gulden und ging ihn darum an. Darüber schreibt dieser an seinen Freund Gleichenstein einen Brief von einem Aerger und einer Bitterkeit, daß ihn Thayer „wohl für den beklagenswürdigsten" von allen Beethoven'schen Briefen erklärt. Denn er ist zu einer Zeit geschrieben, in welcher die Verträge mit Clementi, dem Kunst- und Industriecomptoir und Simrock dem Componisten reichliche pecuniäre Hilfsquellen verschafft hatten, die ohne Zweifel durch ein anständiges Honorar aus den Liebhaberconcerten noch vermehrt worden waren. Freilich war der Brief nur für Gleichenstein's Augen bestimmt, und der mochte erstaunt genug sein, zu sehen, wie der große Meister in der Verborgenheit vertraulicher Freundschaft seine eigene Würde in so hohem Grade vergessen und in so ungerechter Weise über seinen Bruder schreiben konnte, dessen Forderung gerecht war und dessen künftige Laufbahn von der Bezahlung derselben abhing. Gut gemeint dagegen, nur fatal voreilig und unklug war die Einmischung Ludwig's in Johannes' anstößiges Liebesverhältniß mit Therese Obermeyer (1812), worüber auf das Buch selbst und auf Thayer's Separatbroschüre verwiesen sein mag.

Den andern Bruder Karl, der in diesem Jahrzehnt, wenn sich ihm auch keine Unredlichkeit nachweisen läßt, bisweilen einigen Grund zum Mißtrauen gegeben zu haben scheint, sehen wir leider die indirecte Veranlassung werden zu dem langjährigen Bruche des edlen Stephan von Breuning mit seinem alten Jugendfreunde. Die directe war wiederum eine thörichte Uebereilung und Indiscretion Ludwig's, dem Breuning's Besorgniß aus anderer Quelle gewisse Verdachtsgründe gegen Karl mitgetheilt hatte. Ludwig erhielt diesmal von Breuning, dessen treue und selbstlose Gesinnung gegen ihn von sonst her über allen Zweifel erhaben ist, eine scharfe Strafpredigt, die damit endigte, daß letzterer, wie wir aus einer Schrift seines Sohnes erfahren, ihm erklärte, solcher Unverläßlichkeit wegen mit ihm nicht weiter verkehren zu können.

Trotzdem sich Beethoven so viele Freunde entfremdete, so blieben ihm doch noch reichlich genug übrig, und das Pathos in seinen Worten wie „ver-

Digitized by Google

lassen von der ganzen Welt hier in Wien" (1814) würde, wie Thayer mit feiner Ironie bemerkt, noch vergrößert erscheinen, wenn man den Erzherzog, die Familien Brentano und Streicher, Breitkopf und Härtel, Zmeskall und Andere vergessen könnte. Die Geduld und Nachsicht dieses letzteren, der zu allem möglichen herhalten muß, sehen wir nach wie vor von der liebenswürdigsten Unerschöpflichkeit und er gehört auch zu den wenigen, die, außer im Scherz, fast nie einen Wischer bekommen. Nur gegen den Schluß des Bandes, als Zmeskall den Freund wieder einmal mit Dienstleuten versorgt hat (mit denen dieser bekanntlich zahllose Male im ärgsten Zanke lag, obwohl auch Frau Streicher ihm hierin so aufopfernd zu helfen suchte) bekommt auch seine musikgräfliche Wenigkeit etwas ab. Im übrigen aber hält Thayer nicht die trüben Klagebriefe Beethoven's z. B. an englische Correspondenten, sondern gerade seine zahlreichen Zettel an Zmeskall für ein Barometer, welches sehr genau das Steigen und Sinken seiner Seelenstimmung anzeigt. Der „Musikgraf" hat sie sämmtlich aufbewahrt, auch wenn sie nur neue und charakteristische Variationen über das alte Thema von den Federn enthalten, die Beethoven nur von ihm bezieht, oder über ähnliche Besorgungen. Der wirkliche Gemüthszustand des Meisters, sagt Thayer in der Einleitung zum Jahre 1816, welches diesen Band beschließt, tritt in den Briefen an Steiner und an Zmeskall hervor. Diese fließen sämmtlich über von Humor und derbkomischen, oft ganz merkwürdig urwüchsigen Scherzen, die zwar seine symphonischen Scherzi selten ahnen lassen, die aber beweisen, „daß der Schreiber meistentheils von frohem Muthe erfüllt und jedenfalls in diesem Jahre eher alles andere als der melancholische Beethoven der novellistischen Schilderungen war. Sogar die rasche und beunruhigende Zunahme seiner Taubheit, die nothwendige Folge der großen Anstrengung seiner Gehörorgane bei der Leitung so mancher großer musikalischer Proben und Aufführungen in den beiden letzten Jahren scheint er mit auffallender Geduld und Gelassenheit ertragen zu haben. Und warum auch nicht? Seine pecuniären Verhältnisse waren gut, trotz der klagenden Briefe an Ries und Andere; den Proceß mit seines Bruders Wittwe hatte er gewonnen — und sein künstlerischer Ehrgeiz mußte in der Höhe seines Ruhmes volle Befriedigung finden." Der liebenswürdige Charles Neate, der 1815 fast täglich mit ihm spazieren ging, berichtet ebenfalls: „Beethoven war in jener Zeit von bezaubernder Freundlichkeit gegen die, welche er liebte; aber seine Abneigungen waren so heftig, daß er, wenn er es vermeiden wollte, mit Leuten, die er nicht leiden konnte, zu sprechen, seinen Schritt auf der Straße bis zu förmlichem Laufen beschleunigte. Er lachte fortwährend, wenn er bei guter Laune war, und dies war er damals meistentheils. Ich fand keine Schwierigkeit, mich ihm verständlich zu machen, wenn ich in sein linkes Ohr sprach."

Digitized by Google

Ein sehr schwieriges Capitel bei der Beurtheilung von Beethoven's Gemüth sind seine Liebesverhältnisse, von denen wenigstens ein paar allerdings geeignet waren, ihn bisweilen zum Melancholiker zu machen. Neben vielen ganz flüchtigen, von denen wir so gut wie nichts wissen, kommen hauptsächlich vier in Betracht, von denen wir wenig wissen. Ein um so ergiebigeres Feld für gewisse Biographen! Bekannt ist die Blamage, welche Thayer all den phantasiereichen Combinatoren und sentimentalen Musikinterpreten bereitet hat, welche auf eine ganz unbegründete Vermuthung Schindler's hin die von Beethoven in ganz landläufiger Weise seiner Schülerin, der Gräfin Julie Guicciardi gewidmete „Mondscheinsonate" mit dem melancholischen Briefe an eine „unsterbliche Geliebte" und bald gar mit einem angeblichen Verhungerungsversuche Beethoven's im Schloßgarten von Jedlersee in Verbindung gebracht haben. Gar spärlich sind in der unendlich mühevollen Untersuchung über die Gräfin die positiven Resultate. Von der Gräfin Julie ist nicht einmal die Bewerbung Beethoven's um sie zu erweisen, sondern nur zu vermuthen; jedenfalls machte im Falle einer solchen der verschmähte Liebhaber gute Miene zum bösen Spiele und alle tragisch schwülstige Beredtsamkeit darüber, die wir noch heute fort und fort lesen, ist „sinnloses Gerede". Mit jenem mehrere Jahre später (1806) geschriebenen überschwänglich-melancholischen Liebesbriefe hat die Gräfin jedenfalls nichts zu thun. Die Adressatin ist aber mit Sicherheit nicht zu ermitteln; aller Wahrscheinlichkeit nach ist hier ein Familiengeheimniß streng bewahrt worden und wird es noch: Thayer meint, es sei die Gräfin Therese von Brunswick gewesen. Jedenfalls war diese Liebe von längerer Dauer: denn sie bildet den Gegenstand seiner unglücklichen Brautwerbung von 1810. Die dazwischen liegende Zeit von 1807—1809 hält Thayer für die glücklichsten Jahre in der zweiten Hälfte seines Lebens. Es war eine Periode von staunenswerthester Thätigkeit und Productivität, von entsprechender Erhöhung und Ausbreitung seines Ruhmes, von belebtem und angenehmem gesellschaftlichen Verkehre, und endlich verklärt durch eine romantische Liebe, so weit sich nur ein so außergewöhnlich thätiger Mann im mittleren Lebensalter einer solchen hingeben kann. Ueber deren weiteren Verlauf aber und die Gründe der dann folgenden abschlägigen Antwort auf seine Werbung, ob die mehr als dreißigjährige Dame kälter geworden war, ob gesellschaftliche Vorurtheile, ob Beethoven's Taubheit oder seine für häusliches Glück etwas zweifelhaften Charaktereigenthümlichkeiten, ob es seine Unterstützung durch den Edelmuth von Gönnern war, welche ihr die Verbindung unräthlich erscheinen ließen — wir wissen es nicht. Merkwürdiger Weise aber beginnt gerade mit diesem Jahre 1810 eine offenbare Abnahme in der Productivität des Componisten, eine Abnahme so erstaunlich, daß in den nächsten zehn Jahren kaum mehr wie früher in zwei Jahren vollendet wurde,

Digitized by Google

das wunderbare Jahr 1814 ausgenommen. Dieser Contrast der nächsten Dekade mit derjenigen von 1800—1809 wird noch überraschender durch die Thatsache, daß einige der wichtigsten von den in dieser zweiten Dekade des Jahrhunderts vollendeten Werken (z. B. die siebente und ein Theil der achten Symphonie), wie jetzt die Skizzenbücher gelehrt haben, dem Entwurfe und zum Theil auch der Ausführung nach schon jener ersteren angehören. Ob aber wirklich, wie Thayer meint, diese große und plötzliche Veränderung ihre ausreichende Erklärung in des Meisters persönlichen Erlebnissen während dieser Periode findet? Dies gehört zu der Art von Hypothesen, gegen welche man bei einem Manne von der Vorsicht Thayer's noch mehr Reservirtheit suchen möchte.

Unter diesen Erlebnissen nimmt wohl den ersten Rang ein der Einfluß der ungewöhnlichen geistigen und körperlichen Reize Amaliens von Sebald, in der Beethoven schon 1811, also kaum ein Jahr nach jener vergeblichen Brautwerbung, alles zu finden glaubte, was seine wärmsten Wünsche begehren konnten. Es war dasselbe schöne und geistreiche Mädchen, für welches ein Jahr später auch C. M. von Weber eine warme und tiefe Neigung gefaßt hat. Kurz bevor Beethoven sie 1811 in Teplitz bei einer Freundin Tiedge's kennen lernte, hatte er aber der neunzehnjährigen Therese Malfatti, der Schwägerin seines Freundes Gleichenstein, einen Heirathsantrag gemacht. „Nach dem Verlauf einer so langen Zeit und in der sehr unklaren Beleuchtung, in welcher wir diese letztere Sache erblicken, hat dieselbe völlig den Anschein einer bloßen wunderlichen Episode im Leben des Componisten, die ihm eine gewisse flüchtige Unruhe und Demüthigung verursachte"; ja an einer andern Stelle nennt der Verfasser diese Geschichte „beinahe abgeschmackt" und jedenfalls so wenig ernsthaft, daß sie nach der unmittelbar folgenden Bekanntschaft mit Amalie von Sebald sehr bald vollständig vergessen war. Diese Teplitzer Bekanntschaft erneuerte er im folgenden Jahre, er schreibt ihr daselbst, während er bettlägerig war, einige Briefchen, die so zart und liebenswürdig sind wie wenige Briefe von ihm. Auch von dieser neuen Leidenschaft wissen wir übrigens nicht viel. Sie war „nicht die am wenigsten heftige, gerade weil sie vollständig hoffnungslos war" und scheint in seinem Gemüthe so tiefe Wurzel geschlagen zu haben, daß wir noch 1816 in einem Briefe an Ries, einer Tagebuchstelle und in einem mündlichen Bekenntnisse an Giannatasio über diesen Verlust seine Klage vernehmen.

Diese Liebe war höchst wahrscheinlich auch die eigentliche Quelle von des Meisters Begeisterung für den Liederkreis „an die ferne Geliebte" (von dem jungen Wiener Studenten und Dichter Alois Jeitteles), den Beethoven 1816 componirt hat. Bei dieser Gelegenheit findet sich eine Bemerkung von Thayer, über welche es uns erlaubt sei unser Befremden auszudrücken. „Niemand,"

Digitized by Google

sagt er, „der diese Lieder mit richtigem Ausdrucke vortragen hört, wird sich des Gefühles erwehren können, daß in dieser Musik noch etwas anderes enthalten ist, als die bloße Begeisterung durch die Poesie." Wenn dies heißen soll, jeder gebildete Musiker werde aus dieser Composition Beethoven's damaligen Herzenszustand erkennen, so scheint uns dies ein mehr als zweifelhafter Satz. Unserer Ansicht nach wird es hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, zweifelhaft bleiben müssen, ob, falls nicht specifisch musikalische Stileigenthümlichkeiten dies ausschließen, dieselbe Composition nicht auch zehn Jahre früher oder später hätte geschrieben werden können, und was Thayer ein anderes Mal so treffend sagt, wo er sich gegen Schindler's und Nohl's Phantasieen richtet, als seien die schönsten Stellen der Oper „Leonore" eine Art unmittelbaren Ergusses von Gefühlen für die Gräfin Guicciardi, dasselbe scheint uns hier gegen ihn selbst anwendbar. „In Wirklichkeit," sagt er II, 266, „stand Beethoven's Genius zu hoch und war zugleich zu allgemein anerkannt, als daß wir nöthig hätten, die Entstehung schöner Musik in irgend einem seiner Werke auf vermeintliche besondere Ursachen oder plötzliche Inspirationen zurückzuführen." „Verschiedene Anekdoten über unsern Meister, sagt er an einer andern Stelle (II, 83), erheben den Anspruch, die Entstehung einiger seiner Themen anzugeben. Urtheilsfähige Leser werden jedoch den wenigsten derselben viel Gewicht beilegen. Es kann zuweilen vorkommen, daß ein musikalischer Gedanke unmittelbar auf die ihn veranlassende Ursache bezogen werden kann; in der Regel wird der schaffende Künstler nicht mehr sagen können, als daß er ihm an diesem Orte und zu jener Zeit eingefallen sei, und häufig nicht einmal dieses." Beethoven's Composition der Matthison'schen „Adelaide", die in eine viel frühere Zeit fällt, aus der wir von keiner derartig schwärmerischen Liebe des Meisters wissen — erregt sie „mit richtigem Ausdrucke vorgetragen" durch Innigkeit und Zartheit nicht jedes musikalische Herz in ähnlichem Grade wie die Lieder „an die ferne Geliebte"? Zu unbekannt, obgleich im großen Ganzen nicht bestreitbar, sind uns im allgemeinen noch die Kanäle, die von Kopf und Herz der Componisten in ihre Skizzenbücher und Partituren hineinleiten, als daß nicht vor der Hand noch die größte Skepsis gegen diese in den Büchern von Brendel, Liszt, La Mara, Naumann u. A. so üppig wuchernden kulturgeschichtlichen und biographischen „Beziehungen" geboten wäre.

Was den angeblichen Zusammenhang von Beethoven's Musik mit seinen geistigen oder poetischen Ideen betrifft, so zerstreut auch hier Thayer's Leuchte in ein paar Fällen den traurigen Nebel, den die selbstgefällige und leichtgläubige Vorliebe Schindler's und Marx' für dergleichen verbreitet haben — zerstreut ihn namentlich durch chronologische und andere vor aller Pseudophilosophie gesicherte Argumente. Schindler giebt im Verlaufe der Geschichte

Digitized by Google

der Eroica große Auszüge aus Beethoven's eigenem Exemplare von Schleiermacher's Ueberſetzung des Plato, und wer kennt nicht aus Marx u. ſ. w. die große Rolle, welche ſeitdem Beethoven's republikaniſch-platoniſche Sympathieen bei allen geiſtreichelnden Kritikern über die Eroica geſpielt haben! „Es war ein Idealbild in echt griechiſchem Sinne, das in ihm emporwuchs," ſagt Marx mit profunder Miene. Thayer weiſt nun nach, daß Bernadotte, der das Werk zuerſt angeregt zu haben ſcheint, „längſt von Wien entfernt war, ehe die conſulariſche Regierungsform zu Paris angenommen war, und daß die Eroica in Wien öffentlich aufgeführt wurde, ehe Schleiermacher's Plato in Berlin die Preſſe verlaſſen hatte! Alſo ſo viele ſchöne Worte wieder einmal durch ein einfaches Datum auf nichts reducirt! — Eine andere derartige Willkür hat ſchon O. Jahn beleuchtet: die ſchöne Sonate in Es-dur Op. 81 trägt bekanntlich die Ueberſchriften les adieux, l'absence, le retour. Wie man jetzt aus ſeinen eigenen Worten weiß, hat Beethoven damit das Lebewohl und die Ankunft ſeines Schülers und Gönners, des Erzherzogs Rudolf, gemeint. Marx dagegen, der dieſen Umſtand bei ſeiner Sorgloſigkeit um das Biographiſche nicht kannte, entdeckt die merkwürdigſten muſikaliſchen Conſequenzen aus den Ueberſchriften und interpretirt ſie mit ſeiner eigenthümlichen Sicherheit als zuverläſſiges Beiſpiel von Programmmuſik. „Daß es Momente aus dem Leben eines liebenden Paares ſind, ſetzt man ſchon voraus," ſagt er, indem er es dahingeſtellt ſein läßt, ob die Liebenden verheirathet ſind oder nicht, „aber die Compoſition bringt auch den Beweis" (!!). Und ähnlich der verzückte Lenz vom Schluſſe der Sonate: Die Liebenden öffnen ihre Arme, wie Zugvögel ihre Flügel!

Ganz unnöthige Schmerzen bereitet unſers Erachtens Thayer dem Leſer durch Wiederabdruck des bekannten Briefes von Bettina Brentano an Goethe über ihre angebliche Unterhaltung mit Beethoven, worin dieſer ſich in den ungeheuerlichſten Phraſen über Muſik und Componiren ergangen haben ſoll, die vielleicht je aus einem ſterblichen Munde „explodirt" ſein mögen. Unbegreiflich das milde Urtheil Thayer's, der dies Geflunker für den Bericht über eine wirkliche aber „unvollkommen verſtandene Unterhaltung" hält und, dieſe Unvollkommenheit abgezogen, faſt nicht übel Luſt zu haben ſcheint, dergleichen als geiſtreich oder poetiſch gelten zu laſſen! Dem Leſer überläßt er es dabei zu entſcheiden, was von dieſen nach Art aller ähnlichen genietrunkenen Bettinaergüſſe durch und durch ſubjectiv gefärbten Aeußerungen als Beethoveniſch betrachtet werden könne und was nicht. — Auch von den drei angeblichen, oft angefochtenen Briefen Beethoven's an Bettina hat der Verfaſſer zwei wieder abgedruckt; vom dritten allein erweiſt er aus ſchlagendem, äußerem Grunde die hohe Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Echtheit. Der Ueberſetzer Deiters erklärt in einer Anmerkung, wie uns ſcheint, mit vollem Rechte, auch durch

Digitized by Google

Thayer nicht von der Echtheit der beiden anderen überzeugt worden zu sein. Jene oft citirte Geschichte im dritten Beethoven'schen Briefe an Bettina, wie jener, als er in Teplitz mit Goethe spazieren ging, sich „mit untergeschlagenen Armen, den Hut auf dem Kopfe, durch den dicksten Haufen" der kaiserlichen Familie einen Weg bahnte, „zu seinem wahren Spaß Goethe, mit abgezogenem Hute, tief gebückt zur Seite stehen sah" und diesem nachher „den Kopf wusch", daß er es nicht eben so gemacht habe, wird von Marx für unmöglich erklärt, da Beethoven nie Renommisterei getrieben habe. Nun steht aber diese unerquickliche Geschichte auch in der Erzählung, welche Bettina ihrerseits in einem Briefe an Pückler-Muskau über den Teplitzer Verkehr zwischen Goethe und Beethoven gegeben hat, und ist leider keineswegs so unwahrscheinlich, wiewohl uns auch hier Thayer die Autorität Bettina's als Quelle zu überschätzen scheint, wenn er findet, daß dieser ihr Brief alle Kennzeichen eines wahrhaftigen Berichtes trage. Wer übrigens aus der ebenfalls darin enthaltenen Rodomontade Beethoven's über seine Art, sich beim Erzherzog Rudolf in Respect zu setzen, auf kecken, aber allezeit wahrhaftigen Freimuth des Meisters hohen Herrschaften gegenüber schließen wollte, würde nach der Lectüre von dessen zahlreichen Zetteln an den Erzherzog, die Thayer an anderen Stellen eingestreut hat, sich bald auch von diesem Bestandtheile der Beethovenlegende abwenden. Diese häufigen Entschuldigungsbriefchen an seinen Schüler über die Unregelmäßigkeit seiner Lectionen erwecken, sagt der sehr pietätvolle Verfasser, „durch eine wahrhafte Verschwendung von Ausdrücken der Ehrerbietung ein gewisses Mißtrauen in des Schreibers Aufrichtigkeit. Wenn man bedenkt, daß aufrichtiger und thätiger Eifer in der Pflichterfüllug nur weniger wörtlicher Versicherungen bedarf, so scheinen wirklich seine darauf bezüglichen Bekenntnisse etwas zu zahlreich." Eine andere häufige Versicherung Beethoven's an hoch und niedrig, daß er sich nichts schenken lassen wolle, daß es ihm wehe thue, Andere seinetwegen in Anspruch nehmen zu müssen, ist ebenfalls sehr mit Einschränkung zu verstehen. Der Geist war willig, aber das Fleisch schwach. „Mir ist es leid," schreibt er an einen ihm so anhänglichen jüngeren Freund wie Ries, „daß Sie durch mich wieder einiges Postgeld ausgeben müssen!" Jedoch einen Monat vorher an Neate: „Vielleicht finden Sie Musikliebhaber, welchen das Trio und die Sonate, die Herr Ries an Herrn Birchall verkauft hat, oder die arrangirte Symphonie gewidmet werden, und von denen man auf Grund dessen ein Geschenk erwarten könnte."

Wir schließen, zu wie mancherlei Bemerkungen das Thayer'sche Werk auch sonst noch einladet, mit einem Hinweis auf einen unlängst in einem Aufsatze dieser Wochenschrift angeführten Ausspruch Goethe's, der, falls man ihn nicht durchaus cum grano salis auffaßt, wenigstens mißverständlich ist.

Digitize

Goethe war der Ausdruck „Composition" ein Aergerniß. Er meint, die Schöpfer unserer musikalischen Meisterwerke hätten „keineswegs versucht und gestückelt und nach Willkür verfahren", sondern der dämonische Geist ihres Genies habe sie so in der Gewalt gehabt, „daß sie ausführen mußten, was jener gebot". Dem gegenüber ist von neuem auf die Resultate der Untersuchung von Beethoven's Skizzenbüchern hinzuweisen, die wir Jahn, Nottebohm und Thayer, diesen drei in erster Linie um Beethoven's Biographie verdienten Männern verdanken. Diese Untersuchungen unterrichten uns von den oft unscheinbaren Embryos seiner wunderbaren Melodieen, wissen von zahlreichen Fällen, wo Beethoven im Verlaufe einer (oft unterbrochenen) Arbeit von der ursprünglich erfaßten Form auf eine andere geführt wurde, und finden oft gänzlich von einander abweichende Versuche, demselben Text musikalisch gerecht zu werden. „Einige der ersten niedergeschriebenen Gedanken zu Stücken, welche jetzt zu den Edelsteinen in der Oper „Fidelio" gehören, sind in solchem Grade gewöhnlich und trivial, daß man sie kaum Beethoven zuschreiben möchte, wenn sie nicht in seiner eigenen Handschrift daständen." Andere Male sind allerdings ganze Stücke in einem Zuge so hingeschrieben, wie sie dann im Wesentlichen geblieben sind. „Daneben geht dann aber," sagt O. Jahn, „eine unermüdliche Detailarbeit, die gar nicht aufhören kann, nicht blos einzelne Motive und Melodieen, sondern die kleinsten Elemente derselben hin und her zu wenden und zu rücken und aus allen denkbaren Variationen die beste Form hervorzulocken. Man staunt über dies unaufhörliche Versuchen und begreift nicht, wie aus solchem musikalischen Bröckelwerk ein organisches Ganzes werden könne. Vergleicht man aber das fertige Kunstwerk mit dem Chaos der Entwürfe, so wird man immer wieder von der tiefsten Bewunderung vor dem schöpferischen Geiste ergriffen, der Grundlage und Umriß so fest und sicher gefaßt hat, daß unter alle dem Suchen und Versuchen im Einzelnen doch das Ganze aus seiner Wurzel naturgemäß heraufwächst und sich entwickelt. Und machen diese Skizzen nicht selten den Eindruck unsicheren Schwankens und Tastens, so wächst nachher wieder die Bewunderung vor der wahrhaft genialen Selbstkritik, die, nachdem sie alles geprüft, schließlich mit souveräner Gewißheit das Beste behält." Der Gewalt des Kunstverstandes also über den dämonischen Geist des Genies verdanken wir vielleicht nicht minder die unsterblichen Werke des Meisters, als den scheinbar „gebieterischen" Eingebungen dieses Dämons selber.

G. Doempke.

Digitized by Google

Ueber Kurzsichtigkeit.*)

„Jedes kurzsichtige Auge ist ein krankes Auge."
Donders.

Durch die uneigennützigen und mühevollen Untersuchungen der Augenärzte ist in den letzten zwanzig Jahren, namentlich aber im letzten Jahrzehnt, ein überaus reiches Beobachtungsmaterial über die Kurzsichtigkeit der Schüler und über den Zusammenhang derselben mit dem heutigen Unterrichtssysteme gesammelt und der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden. Schon vor drei Jahren bezifferte sich die Zahl der untersuchten Schüler auf mehr als 50 000. Das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen ist nachstehend zusammengefaßt:

Untersucht wurden	Procentzahl der Kurzsichtigen in VI	I
I. Fünf Dorfschulen mit 1486 Schülern	—	3
II. Zwanzig städtische Volksschulen mit 4978 Schülern	—	10
III. Drei höhere Bürgerschulen mit 1313 Schülern . .	9	25
IV. Drei höhere Töchterschulen mit 1455 Schülern . .	15	25
V. Drei Realschulen mit 1543 Schülern	16	46
VI. Vierzehn Gymnasien mit 7456 Schülern	20	63

Aus diesen Zahlenangaben geht unzweideutig hervor:

1) In den Volksschulen ist die Zahl der Kurzsichtigen verschwindend gering. Diese Zahl ist größer in den höheren Töchterschulen, noch größer in den höheren Bürger- und Realschulen und erreicht ihre größte Höhe in den Gymnasien.

2) Die Procentzahl der kurzsichtigen Schüler einer jeden Klasse nimmt von der untersten bis zur obersten Classe in allen Anstalten stetig zu. In der Prima der deutschen Gymnasien sind durchschnittlich sechzig Procent kurzsichtig.

3) Aus einer andern von Cohn aufgestellten Tabelle ergiebt sich noch, daß der Grad der Kurzsichtigkeit sich von Klasse zu Klasse steigert.

Die Zahlen, welche eine wahrhaft erschreckende Zunahme der Kurz-

---

*) Bei der nachstehenden Arbeit sind benutzt worden:

Dr. Colsmann, Augenarzt in Barmen, Die überhandnehmende Kurzsichtigkeit unter der deutschen Jugend. Barmen 1877.

Professor Dr. von Zehender, Ueber den Einfluß des Schulunterrichtes auf Entstehung von Kurzsichtigkeit. Stuttgart 1880.

Ueber Schrift, Druck und überhandnehmende Kurzsichtigkeit. Vortrag von Professor Dr. Hermann Cohn, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 53. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Danzig am 18. September 1880. Tageblatt der Versammlung Nr. 3.

Digitized by Google

sichtigen, namentlich in den oberen Klassen der Gymnasien, beweisen, sind anfänglich vielfach angezweifelt worden. Gegenüber einer solchen Uebereinstimmung der verschiedensten Beobachter müssen indeß alle Zweifel schwinden. Die Untersuchungen der Schüler der beiden Gymnasien in Magdeburg (325 bez. 388 Schüler) wurden auf Veranlassung des preußischen Cultusministeriums angestellt. Das Ergebniß, 75 bez. 70 Procent Kurzsichtige in Prima hat die früheren Untersuchungen nur zu sehr bestätigt.

Cohn hat übrigens auch noch den thatsächlichen Beweis erbracht, daß die Kurzsichtigkeit auf dem Gymnasium wirklich entsteht. Er untersuchte im Friedrichs-Gymnasium zu Breslau im Laufe von anderthalb Jahren zweimal dieselben Schüler. Von den bei der ersten Untersuchung normalsichtigen Schülern erwiesen sich bei der zweiten Untersuchung siebzehn Schüler als kurzsichtig und über die Hälfte der zum ersten male kurzsichtig Befundenen war bei der zweiten Untersuchung noch kurzsichtiger. Aehnliche Versuche, noch dazu in ausgedehnterem Maße und mit gleichem Erfolge machten Dr. von Reuß in Wien, Dr. Seggl in München, Dr. Derby in Boston.

In anderen Ländern ist die Zahl der kurzsichtigen Schüler erheblich geringer. Nach Loring (Is the human eye changing its form and becoming nearsighted under the influence of modern education? Newyork 1877) steigert sich die Procentzahl der Kurzsichtigen bei den Schülern in Amerika von 4—26, in Rußland von 11—44, in Deutschland von 10—63!

Man wird Cohn also Recht geben, wenn er sagt, „wir stehen vor einer nationalen Calamität, und dürfen die erschreckenden Zahlen nicht beschönigen wollen. Wir müssen vielmehr alles aufbieten, um die Ursachen des Uebels zu erforschen und dann zu beseitigen."

Noch sei bemerkt, daß alle Augenärzte, welche sich zur Frage geäußert haben, mit Nachdruck der landläufigen Meinung entgegentreten, kurzsichtige Augen seien ganz besonders stark und dauerhaft. „Wenn auch Kurzsichtigkeit mäßigen Grades ein leicht zu ertragendes Uebel ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die mäßigen Grade in höhere und immer höhere Grade übergehen können, und daß die höchsten Grade der Kurzsichtigkeit nicht selten schwere Folgen nach sich ziehen, ja sogar zur Erblindung führen. Die Kurzsichtigkeit ist also eine wirkliche Augenkrankheit, deren Entstehung — wenn irgend möglich — verhütet und deren Verschlimmerung vorgebeugt werden muß." (Zehender.)

Die Ursachen, welche die Kurzsichtigkeit herbeiführen, sind sehr verschiedener Art.

Die alten Bänke mit positiver Distanz (senkrechter Abstand von Tisch und Bank) machen eine gerade Haltung beim Schreiben geradezu unmöglich. Man ist jetzt darüber vollständig einig, daß die Distanz negativ sein, daß also

Digitized by Google

der Tisch über die Bank hervorragen muß. Der Tischplatte ist eine solche Höhe zu geben, daß der herabhängende Ellenbogen etwas tiefer liegt als die Tischplatte. Daß jede Bank eine Lehne haben muß, und daß die Größe der Bänke der Größe der Schüler zu entsprechen hat, ist selbstverständlich. Die gerade Haltung des Körpers wird fernerhin sehr erschwert durch die schräge Lage der Schreibschrift, die, beiläufig bemerkt, erst siebzig Jahre alt ist; früher wurde, wie Cohn angiebt, alles senkrecht geschrieben. Derselbe machte in einer Volksschule in Steiermark die interessante Beobachtung, daß die Kinder ganz gerade saßen, wenn sie senkrecht schrieben, daß sie aber sofort den Oberkörper nach vorn neigten, wenn man sie wieder schräg schreiben ließ.

Cohn verbreitet sich in seinem höchst interessanten Vortrage eingehend über die Wirkung der Druckschrift auf das Auge beim Lesen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß in Schulbüchern keine Schrift geduldet werden sollte, die nicht folgenden Anforderungen entspricht: das kleinste n darf nicht unter $1^1/_2$ mm hoch sein. Der Grundstrich muß eine Dicke von mindestens $^1/_4$ mm haben. Ferner darf der Durchschuß, d. h. der Abstand zweier über einander stehender Zeilen nicht unter $2^1/_2$ mm und die Länge der Zeilen höchstens 100 mm (besser 90 mm) betragen.

Wenn Medicinalrath Dr. Groß entschieden die Abschaffung der deutschen Druck- (und Schreib-)schrift befürwortet, so wird ihm Jeder Recht geben, der bezüglich der leichteren Unterscheidbarkeit s mit s, k mit k, ch mit ch, B mit B, V mit V, G mit G, K mit K, C und E mit C und E vergleicht.

Die Beleuchtung der Schulräume kann nie zu reich sein. Cohn verlangt als Minimum, daß die Fensterfläche $^1/_5$ der Bodenfläche gleichkommt.

Indessen, wenn auch alle die erwähnten Uebelstände beseitigt werden, so bleibt die Hauptursache der häufigen Entstehung und der weiteren Ausbildung der Kurzsichtigkeit doch bestehen, nämlich das lange und andauernde Nahesehen beim Lesen und Schreiben. Auch diese Behauptung wird, wie uns scheint, unwiderleglich durch obige Zahlen bewiesen. Die Schüler der Volksschulen haben sicherlich nicht bessere Bänke, nicht heller erleuchtete Schulräume und namentlich nicht bessere Beleuchtung bei den häuslichen Arbeiten als die Gymnasiasten. Ja jene gebrauchen sogar vielfach Schiefertafel und Schieferstift, was bekanntlich die Augen erheblich mehr anstrengt als das Schreiben mit Feder und Tinte auf Papier. Und doch ist die Zahl der Kurzsichtigen unter den Volksschülern verschwindend gering, bei den Gymnasiasten sehr bedeutend! Der Grund für diese Verschiedenheit kann also nur in der ausgedehnteren Beschäftigung mit Lesen und Schreiben gesucht werden, zu der das Gymnasium seine Schüler veranlaßt. Die Anforderungen sind bekanntlich mit Zustimmung der Behörden so bemessen, daß die Schule außer den

Digitized by Google

üblichen Schulstunden für die häuslichen Arbeiten der Sekundaner und Primaner vier Stunden täglich in Anspruch nehmen darf!!

In diesem Sinne sprach sich auch die Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Nürnberg (September 1877) aus, indem sie fast einstimmig folgende beiden Sätze annahm:

1) „Das jetzige Unterrichtssystem in den Schulen wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und zu gehäufte Anstrengungen des kindlichen Gehirnes, bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwickelung, zumeist auf das Sehorgan.

2) Es erscheint daher erforderlich, mittelst einer Verminderung des Lehrstoffes die tägliche Unterrichtszeit und die häuslichen Arbeiten zu beschränken, sowie eine mehr harmonische Ausbildung, innerhalb welcher auch der Individualität ihr Recht werden kann, zu erstreben."

Durch den Gebrauch der Stenographie von Tertia an würde meines Erachtens nicht viel gewonnen werden. Sie ließe sich ja doch nur für Nachschreiben in der Schule anwenden, und das fällt um so mehr weg je besser der Lehrer ist. Bei Aufsätzen und sonstigen Ausarbeitungen könnte immerhin doch nur gewöhnliche Schrift gebraucht werden.

Ob die Kurzsichtigkeit erblich ist, scheint noch nicht vollständig ausgemacht zu sein. Dagegen ist es nach Zehender außer Zweifel, daß sich die Anlage zur Kurzsichtigkeit: nachgiebige Beschaffenheit der Umhüllungshaut des Auges u. s. w. vererbt. Darum also doppelte Vorsicht!

Nun noch zum Schlusse einige sehr beherzigenswerthe Worte aus der vortrefflichen, mit großer Wärme geschriebenen Arbeit von Colsmann:

„Bei der großen Häufigkeit der Krankheiten der Entwickelungsjahre der Jugend in jetziger Zeit (Körperschwäche, Blutarmuth, Brustschwäche, Rückgratsverkrümmungen, Kurzsichtigkeit, Zustände, die alle durch frische Luft günstig, durch Zimmeraufenthalt ungünstig beeinflußt werden), sollte man eifrig darnach streben, das Stubensitzen in Haus und Schule zu vermeiden, den Aufenthalt im Freien und in der Turnhalle zu vermehren. Dies würde bedeutend leichter auszuführen sein, wenn der bisher übliche Lehrstoff vermindert werden könnte. Zu dem Zwecke dürfte es sich empfehlen, daß eine Commission von erfahrenen Männern aller gebildeten Stände, ein Unterrichtsrath, zusammenberufen würde, um nach ihrer eigenen und nach den in anderen Ländern mit anderen Lehrsystemen gemachten Erfahrungen und nach bestem Ermessen zu berathen und zu entscheiden, ob die bisher für unsere höheren Schulen üblichen Lehrstoffe wirklich alle und in dem bisherigen Umfange zur rechten Bildung der Jugend unumgänglich nöthig sind, beziehentlich ob nicht einiges davon ohne Schaden entbehrt werden könne."

Digitized by Google

„In ähnlicher Weise nun wäre es für die gute Sache förderlich und für beide Theile ehrenvoll, wenn dem strebsamen Pädagogen, der in der Ausbildung der Jugend das Höchste leisten und die Tüchtigkeit der Jugend für den Kampf des Lebens auf das Beste ausbilden will, ein ex officio berufener Unterrichtsrath für Unterrichtsangelegenheiten gegenübergestellt würde, welcher ermitteln, berathen und bestimmen müßte, wie viel von den kostbaren Mitteln der Jugend, nämlich von ihrer Zeit und Kraft, ausschließlich und unbedingt der Pflege der Gesundheit und der körperlichen Ausbildung reservirt werden muß, und wie viel Zeit und Kraft auf die Ausbildung des Verstandes und die Erwerbung von Kenntnissen verwendet werden dürfe. Ein solcher Gesundheitsrath, aus Pädagogen und Aerzten gebildet, und vielleicht mit dem Reichsgesundheitsamte in Verbindung gebracht, wäre dafür verantwortlich, daß die für die Erholung und Kräftigung des Körpers frei gehaltene Zeit bei allen Unterrichtsanstalten auch genügend groß bemessen würde; er müßte für jedes Alter bestimmte Vorschriften erlassen, über die erlaubte Dauer der Unterrichtsstunden und der häuslichen Arbeitszeit; er müßte aber auch mit den nöthigen gesetzlichen Vollmachten ausgerüstet sein, um unstatthafte Zustände durch ein absolutes Veto zu hindern und sich den nöthigen Gehorsam zu erzwingen. Ist dann erst einmal so der Grundsatz als maßgebend und allgemein giltig ausgesprochen und anerkannt, daß die lernende Jugend über ein genau bestimmtes nach ihrem jedesmaligen Kräftezustande und ihrem Alter berechnetes Zeitmaß hinaus nicht weiter mit Arbeit in Schule und Haus belastet werden kann und darf, so ergiebt sich daraus auch bald die Nothwendigkeit, allgemein möglichst genau zu ermitteln, wie viel Zeit bei dem jetzt üblichen Unterrichtssystem und für nöthig erachteten Lehrstoff ein Kind mittlerer Begabung und gewöhnlichen Fleißes durchschnittlich in jeder Klasse auf seine Arbeiten verwenden muß.

Stellte sich dann heraus, daß für gewisse Klassen die bis jetzt geforderte Arbeit über die als zulässig anerkannte und fixirte Stundenzahl hinaus das Kind in Anspruch nähme, so müßte hier Abhilfe geschafft werden.

Man müßte dann den Weg suchen, den Schüler so weit zu entlasten, daß er seine Arbeit vollständig in der vorschriftsmäßigen Zeit fertig bringen kann, d. h. die an die häusliche Thätigkeit gestellten Anforderungen müssen der verfügbaren Zeit angepaßt werden." k.

Digitized by Google

Rieger's Klinger.*)

„Gut Ding braucht lang' Weil", das alte Sprichwort kommt unwillkürlich über die Lippen, wenn man dieses Buch gelesen. Es sind fünfzehn Jahre, seit Rieger an der Biographie Klinger's arbeitet und auch jetzt erhalten wir nur den ersten Theil des Werkes, der Klinger's Jugend- und Mannesjahre bis zu seinem Eintritte in die russischen Dienste (September 1780) enthält. Klinger bezeichnete auch bisher nicht „in der herkömmlichen literargeschichtlichen Ansicht wenig mehr als einen conventionellen Popanz"; daß dies nicht geschah, dafür hatte schon Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" gesorgt. Nicht erst, wie der Verfasser meint, die neueren Studien haben hier Licht geschafft, obwohl es das Verdienst Erich Schmidt's bleibt, in seiner lebensvollen Skizze**) uns die „menschlichen Züge" Klinger's deutlicher beleuchtet zu haben. Rieger's Arbeit vermag nun freilich ein viel charakteristischeres Bild des Goethe'schen Landsmannes und Jugendfreundes zu entwerfen. Rieger's Mutter Johanna Charlotte Authäus war die Tochter von Klinger's im Jahre 1815 gestorbener Schwester Agnes. Authäus selbst war des Knaben Klinger's Schul- und Hausgenosse. Agnes konnte von ihrem eigenen Verkehre mit Goethe, H. L. Wagner, Stolberg und anderen Geniedichtern, wie sie in Frankfurt lebten oder durch Frankfurt zogen, ihrer Tochter erzählen. So konnte Rieger manche werthvolle Nachricht der Klinger'schen Familientradition entnehmen, die Richtigkeit mancher alt gewordenen Anekdote erweisen. Aber eine noch wichtigere Quelle für die Biographie seines Helden war durch den Briefwechsel desselben mit Schleiermacher in Darmstadt dem Verfasser eröffnet, „der Grundstock eines biographischen Materiales", durch das allein, wie Rieger selbst bemerkt, er „jedem andern Sammler überlegen war". Diese Briefe, sowie einige an Schwester Agnes, an Boie, Heinse, an den Maler Müller, an den Musiker Kayser in Zürich und an einige andere, im ganzen siebenundfünfzig, sind in dem Buche mitgetheilt, ebenso dreiundzwanzig Briefe Kayser's selbst an Klinger gerichtet, auch sie im blühendsten Stile der Kraftsprache jener Jahre.

Rieger fällt über Klinger's Dramen, besonders auch über ihre Bühnenfähigkeit meist ein viel zu günstiges Urtheil. Wenn er den Inhalt des Romanes „der neue Orpheus" mit seinen Fortsetzungen „Prinz Seidenwurm" und „Formoso" sehr ausführlich mittheilt, so hat ihn dabei der richtige

*) Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt, Arnold Bergsträßer. 1880.

**) Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1878.

Digitized by Google

Gedanke geleitet, daß doch nur äußerst wenige Leser sich je entschließen würden, die Bändefolge dieser nach Crébillon's und Wieland's Recepten zusammengestoppelten obscönen Wundergeschichten zu durchlesen. Hatten diese Schriften doch in Klinger's eigenen Augen nur den Werth, ihm Geld eingetragen zu haben. Bei Erzählung des Inhaltes der Klinger'schen Dramen dagegen hätte Rieger vielleicht etwas kürzer verfahren können. Dies sind aber auch die einzigen Ausstellungen, die wir an dem Buche zu machen haben. Rieger hat es verstanden, eine streng wissenschaftliche Leistung in einer solch' anziehenden Form zu bieten, daß viele das Buch nur als Unterhaltungsbuch lesen, alle davon angezogen werden. Es war äußerst schwer, für Klinger's Wanderleben überall Aufklärung zu schaffen; aber gerade die Kunst, mit der Rieger es verstanden hat, all' die aufgewandte Mühe zu verbergen, so daß überall nur die einfach fortlaufende Geschichte erscheint, gerade diese Art und Weise der Darstellung möchten wir an dem Buche besonders loben. Im ganzen und großen wird der Held von seinem Großneffen unparteiisch dargestellt, aber trotzdem geht eine wohlthuende Wärme durch das Ganze. Und Klinger verdient auch wirklich eine liebevolle Behandlung. Ist er doch neben Goethe der einzige jener dichterischen Gesellen, in dem nach ausgetobter Jugend eine feste Männlichkeit zu Tage tritt. Es ist ein Zufall, daß gerade der Titel eines Klinger'schen Dramas der literarischen Revolution der siebziger Jahre den Namen gab. Die Bezeichnung „Sturm und Drang" wurde zudem nicht einmal von Klinger, sondern von Kaufmann dem Stücke, das ursprünglich „Der Wirrwarr" hieß, gegeben. Wohl aber verdiente es Klinger, wirklich als Vertreter der ganzen Bewegung zu erscheinen; in ihm stürmte und tobte wirkliche Kraft, da war keine künstliche Aufbauschung wie bei Miller, den Stolbergs und anderen vorhanden. Soweit er natürlich hinter Goethe steht, einen Vorzug theilt er mit diesem: auch bei ihm ging Leben und Schriftstellerei Hand in Hand; auch bei ihm waren die meisten Werke — ein anderes ist es da, wo er des lieben Brodes halber schreiben muß — Confessionen. In dem Briefe an Schleiermacher vom 16. Juni 1776 beginnt er seine Stimmung zu schildern, da hört er plötzlich auf und setzt hinzu: „Und noch all das dazu was ich in meinem Grisaldo (sein letztvorhergegangenes Drama) sagte und sagen wollte." So sehr rann ihm Dichtung und Wirklichkeit in eins zusammen. Aber auch das wirkliche Leben, das er führte, es hatte manche Aehnlichkeit mit seinen Dramen. Aus ärmsten Verhältnissen arbeitete er sich empor, um schließlich doch noch die glänzendste äußere Stellung zu erlangen, die, abgesehen von Goethe, nur je einem deutschen Dichter zu Theil ward. Neben dem berühmten Hause am Frankfurter Hirschgraben stand auch sein Vaterhaus; mit Recht nimmt Rieger für die bekannten Verse Goethe's wörtliche Deutung in Anspruch. Mit Mühe er-

Digitize

ſparte der Gymnaſiaſt ſoviel, um im benachbarten Gießen das Studium der Jurisprudenz beginnen zu können; aber dort angekommen, begann er ſeine dichteriſche, zunächſt dramatiſche Thätigkeit. Univerſität und Studium hatten keine Anziehungskraft für ihn; plötzlich verließ er beides, Goethe nach Weimar folgend. Da ſah er zuerſt das Leben der vornehmen Kreiſe und der Entſchluß, in ſie eintreten zu wollen, wurde in ihm feſt. Soldat, Officier wollte er werden. Wieland und die Herzogin Amalia hatten dieſen Gedanken in ihm erregt, an dem er ſofort unverbrüchlich feſthielt. Zwar zunächſt nahm ſein Leben eine andere Geſtalt an. Der deſignirte Lieutenant wurde Theaterdichter bei Seyler's Truppe. Mancher Grundſatz des früheren Lebens ſtreifte ſich da ab; es war ganz natürlich, daß eine ſo kräftige Natur wie die ſeinige nicht frei von Sinnlichkeit blieb. Mit dem Chriſtenthume hatte er ſchon früh gebrochen, Rouſſeau war ſein Leitſtern geworden und blieb es auch ſein Leben durch, wennſchon er im Kriegs- und Theaterleben ſich hie und da mehr gehen laſſen mochte, als die Morallehre des Genfer Philoſophen geſtattete. Auf ſeinen Wanderzügen mit der Seyler'ſchen Truppe lernte er Leſſing, Heinſe, Fr. H. Jacobi kennen. Nach einiger Zeit trieb es ihn weg von den Schauſpielern; bei Goethe's Schwager, zu Emmendingen bei Schloſſer fand er ein Aſyl. Da begann der baieriſche Erbfolgekrieg und nun endlich erfüllte ſich Klinger's Lieblingswunſch, er wurde Lieutenant in einem kaiſerlichen Freiwilligencorps. Er kam nicht in die heißerſehnte Bataille, aber ſelbſt unter dem Eindrucke des langweiligen aufreibenden Vorpoſtendienſtes ſchreibt er an Freund Schleiermacher: „Dieſes Leben kann keiner von Euch ahnden — es iſt ein Leben, wo man auf alles renonciren muß, was Genuß des Lebens heißt — aber das Ding im Menſchen, wogegen ſelbſt der Teufel ein Schaf iſt, giebt einem Erſtattung, die ich gleichwohl mit des Soldan's Seraille, und meinem ehemals ſo weichen Bett und Sopha nicht vertauſchte." Das raſche Ende des Krieges war für Klinger ein harter Schlag. Als er zum Officier ernannt worden war, da hatte er Stöße von Manuſcripten den Flammen übergeben; nun war er wieder auf die Schriftſtellerei angewieſen. Er konnte ſich nicht mehr ins bürgerliche Leben finden, er fühlte ſich zum Soldaten geboren. „Wer dieſe dem Ehrgeiz ſchmeichelnde Sclaverey", ſo ſchreibt er an Kayſer, „einmal in all ihrer Härte und Anmuth gefühlt hat, ſpielt in jedem andern Stand eine beſchwerliche Rolle."

Schloſſer, der ihn bisher mit Rath und That unterſtützt hatte, kam auch jetzt zu Hilfe. Er rief den Beiſtand des württembergiſchen Prinzen Friedrich Eugen an und dieſer verhalf Klinger zur Erfüllung ſeiner Wünſche; ein ruſſiſches Lieutenantspatent ward erwirkt. Als Klinger aus Deutſchland ſchied, konnte er auf eine ausgedehnte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zurückblicken. Eine Reihe von Dramen hatte er gedichtet, und wenn nur wenige davon auf

Digitized by Google

die Bretter kamen, ſeine „Zwillinge“ waren von Schröder preisgekrönt worden; als ein anerkannter Dichter, was auch die allgemeine deutſche Bibliothek ihn ſchmähen mochte, verließ er Deutſchland und, wie er meinte, zugleich die literariſche Laufbahn. Möchte Rieger uns bald den ruſſiſchen Officier als deutſchen Schriftſteller vorführen. Max Koch.

Vom preußiſchen Landtage.

Das Abgeordnetenhaus iſt diesmal nur ungewöhnlich langſam in oſtenſible Thätigkeit eingetreten; die erſte Berathung des Staatshaushaltsetats hat ſich um volle zwei Wochen nach der Conſtituirung des Hauſes hinausgeſchoben. Der Grund lag theils in den ſchwierigen Fragen, welche die vorliegende Etatsaufſtellung in ſich birgt, theils in dem Wunſche, die umfangreichen und gleichfalls eines eingehenden Studiums bedürfenden Vorlagen zur Fortführung der Verwaltungsreform vorher an die Commiſſion zu bringen, welcher eine ſehr weit ausſehende Aufgabe zufällt. Die Entwürfe zerfallen in zwei Serien: die eine, drei an der Zahl, beſchäftigt ſich mit denjenigen Aenderungen, welche an den früheren Reformgeſetzen in Folge des in der vorigen Seſſion angenommenen Geſetzes über die Behördenorganiſation nothwendig geworden ſind, um in die nunmehr nach oben abgeſchloſſene Reform vollſtändige Congruenz zu bringen; die andere, aus nicht weniger als ſechs Vorlagen beſtehend, gilt der territorialen Ausdehnung der Kreis- und Provinzialordnung, von welcher das Organiſationsgeſetz auch die Einführung des neuen Behördenſyſtemes abhängig macht, auf die Provinzen Poſen, Schleswig-Holſtein und Hannover, ſo daß, wenn dieſe Geſetze zu Stande kommen, in dem Ringe der Reform nur die drei weſtlichſten Provinzen, Heſſen-Naſſau, Weſtfalen und Rheinland, fehlen werden. Was die erſte Serie betrifft, ſo handelt es ſich nicht mehr darum, die nunmehr feſtſtehenden großen Grundſätze der Reform noch einmal durchzufechten, wohl aber, beſonders bei der Neubearbeitung des ſogenannten Zuſtändigkeitsgeſetzes, um eine lange Reihe techniſcher Einzelfragen, zumal ſo weit das vielfach abweichende materielle Verwaltungsrecht der mittleren und weſtlichen Provinzen alsbald in den Rahmen der neuen Behördeninſtanzen einzufügen iſt, damit auch die Einführung dieſes Geſetzes ohne Weiteres überall an die der Kreis- und Provinzialordnung angeknüpft werden kann. Bei der zweiten Serie von Entwürfen kommen die beſonderen Verhältniſſe der einzelnen betroffenen Provinzen zumeiſt, und ſind in der erſten Berathung faſt ausſchließlich in Betracht gekommen. Es hat ſich indeß bei Einſicht der Vorlagen gezeigt, daß dieſelben einen gemeinſamen Zug haben, an welchen ſich eine tiefgreifende Disparität der neuen Verwaltungsordnung zwiſchen den ſechs Pro-

Digitized by Google

vinzen, in welchen dieselbe bisher eingeführt ist, und den sechs übrigen, zu heften droht. Die Grundlage der Reform bildete bisher die Verwaltung der Polizei in den Landbezirken durch das Ehrenamt der aus einer Vorschlagsliste der Kreistage durch die Regierung ernannten Amtsvorsteher, von deren Verfügungen die Berufung an den Kreisausschuß und demnächst an das Verwaltungsgericht geht. Man hat sich von dieser Einrichtung nach dem Vorbilde Englands die Verbreitung eines streng gesetzlichen Geistes in den zur Ausübung des Amtes berufenen leitenden Gesellschaftsschichten und damit zugleich die Ausbildung eines geeigneten Materiales für die öffentlichen Functionen der Kreisausschüsse und die Theilnahme an den höheren Selbstverwaltungsorganen — Verwaltungsgericht, Bezirks- und Provinzialrath — versprochen. Darüber war man sich allerdings längst klar, daß in der Provinz Posen für die Gegenwart und nächstabsehbare Zukunft an die Einführung dieses Ehrenamtes nicht werde zu denken sein, da bei dem in höchster Schärfe entwickelten nationalen Gegensatze der Amtsvorsteher der einen Nationalität, mitten in diese Reibungen mit seinem persönlichen Interesse hineingestellt, niemals bei den Angehörigen der andern dasjenige Vertrauen in seine unparteiische Handhabung der ihm anvertrauten staatlichen Autorität finden würde, welches unerläßlich ist, um derselben Achtung zu verschaffen. Es besteht daher in der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses auch jetzt kein Streit darüber, daß es in dieser Provinz bis auf Weiteres bei der bisherigen Polizeiverwaltung durch besoldete Districtsbeamte ohne staatswissenschaftliche Vorbildung als einem unvermeidlichen Uebel verbleiben muß. Die vorgelegten Entwürfe haben nun aber auch in den Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover von dem Institute der Amtsvorsteher Abstand genommen und zwar würden die mehr uneingestandenen Gründe, welche dafür maßgebend gewesen sind, auch für die westlichen Provinzen ein unabweisliches Präjudiz schaffen. Wenn in einem kleinen Theile von Schleswig ähnliche Verhältnisse wie in Posen bestehen, so würde doch dafür das auch in den übrigen östlichen Provinzen ausnahmsweise zugelassene Aushilfsmittel der commissarischen (besoldeten) Amtsvorsteher ausreichen. Im übrigen fragen die Schleswig-Holsteiner gewiß mit Recht, wodurch ihre in einem großen Theile der Provinz hoch entwickelten und uralten Bauerngemeinden es verdient haben, im Gegensatze zu den älteren Provinzen durch Subalternbeamte regiert zu werden? Die Frage ist um so begründeter, als gerade, um dies zu vermeiden, der Minister des Innern für Hannover eine ganz eigenartige Auskunft getroffen hat. Die Kreise sollen hier nämlich so klein gebildet werden, daß die ländliche Polizeiverwaltung in den Händen des Landrathes concentrirt bleiben kann, und die Hannoveraner sind gegen die nur ausnahmsweise zugelassenen Districtsbeamten so empfindlich, daß sie lieber die Kreise noch weiter zersplittern

Digitized by

wollen. Erhält nun ſchon dadurch der Kreisausſchuß einen viel engeren, kirchthurmbeſchränkten Geſichtskreis, ſo noch mehr durch die Verſtümmelung ſeiner Zuſtändigkeit, indem alle Klagen über Polizeiverfügungen, als gegen ſeinen Vorſitzenden gerichtet, ſofort an die höhere Inſtanz des Verwaltungsgerichtes gehen müſſen. Leider greift das Vorherrſchen der provinziellen Geſichtspunkte hier ſo lähmend ein, daß auf eine wirkſame Kritik der Regierungsvorſchläge aus dem Geiſte der Verwaltungsreform gar nicht zu rechnen iſt. Wenn Herr von Bennigſen in ſeiner Rede behauptet, daß in Hannover das geeignete Material für Ehrenamtsvorſteher ſich nicht finde, was für den größeren Theil der Provinz doch mindeſtens ſehr zweifelhaft erſcheinen muß, ſo wird man ſicherlich nicht verfehlen, dieſen Geſichtspunkt ſeiner Zeit auch für die weſtlichen Provinzen geltend zu machen, in welchen der Großgrundbeſitz noch eine viel geringere Rolle ſpielt und die ſtatt deſſen nur ſtellenweiſe vorkommende Großinduſtrie immer eine hartnäckige Abneigung gegen die Uebernahme öffentlicher Functionen an den Tag gelegt hat. Man kann ſich des Eindruckes nicht erwehren, daß in dem ganzen Vorgehen des Miniſters des Innern ein ſtarker Zug bureaukratiſcher Reaction gegen den oberſten Grundſatz der Selbſtverwaltung erkennbar wird — den Grundſatz nämlich, aus der Geſellſchaft heraus die geeigneten Kräfte zur Mitbeſorgung der öffentlichen Angelegenheiten heranzuziehen und heranzubilden. Freilich ſoll es ja in allen Provinzen bei der Betheiligung des bürgerlichen Elementes auf den höheren Verwaltungsſtufen, und zwar durch Perſonen, welche von Kreis- und Provinzialtagen frei gewählt werden, nur mit theilweiſen Ausnahmen in Poſen, durchweg verbleiben. Aber wenn die ſo zugezogenen bürgerlichen Elemente nicht durch die ſtändigere Uebung auf der unterſten Stufe hindurchgegangen ſind, ſo wird nur eins von zweien zuletzt die Folge ſein: entweder daß die mit der Leitung der Selbſtverwaltungskörper befaßten Berufsbeamten bei jenen nicht die genügende Widerſtandsfähigkeit finden, oder daß der Widerſtand in einer Weiſe erfolgt, welche durch die an den Tag gelegte Sachunkunde nur geeignet iſt, die Selbſtverwaltung auf die Dauer in verhängnißvoller Weiſe zu discreditiren.

Um bei der Vorberathung der Verwaltungsreform-Vorlagen einheitliche Geſichtspunkte zu wahren, mußte es zweckmäßig erſcheinen, dieſelben alle ein und derſelben Commiſſion zu überweiſen, die nur bei den provinziellen Entwürfen um je ſieben Mitglieder aus der betreffenden Provinz verſtärkt wird. Die unvermeidliche Folge davon aber iſt, daß die Vorlagen erſt nach und nach von der Commiſſion in Berathung genommen werden können, ſo daß es im Voraus zweifelhaft wird, ob alle in dem Zeitraume bis zur Reichstagseröffnung — ſpäteſtens Anfang Februar — ſich in beiden Häuſern des Landtages werden durchberathen laſſen.

Digitized by Google

Die beiden Brennpunkte der ersten Berathung des Staatshaushaltsetats bilden der bereits in der Thronrede angekündigte Steuererlaß und die von dem Finanzminister in seiner Einführungsrede zum Etat vorher angekündigten weiteren Projecte zur combinirten Steuerreform im Reiche und in Preußen. Da in dem Augenblicke, in welchem dieser Bericht abgeschlossen werden muß, der wichtigere Theil der Verhandlung noch aussteht, so beschränken wir uns auf wenige orientirende Andeutungen. Die erste Aufnahme, welche die Thronrede ziemlich allgemein im Lande gefunden hat, zeigt, welchen magischen Einfluß das Wort Steuererlaß übt — und wie vorsichtig darum eine Regierung die Finanzlage prüfen muß, ehe sie Hoffnungen weckt, die kaum ungestraft getäuscht werden dürfen. Nachdem die Regierung vor den Reichstagswahlen vom Juli 1878 ein so großes Gewicht auf ihr Steuerreform-Programm gelegt, durch welches vermittelst der Erhöhung indirecter Steuern im Reiche den directen Steuerzahlern im Einzelstaate eine wesentliche Erleichterung verschafft werden sollte, würde sie Angesichts der für den nächsten Sommer bevorstehenden Neuwahl allerdings keine leichte Stellung haben, wenn von ihrem doppelseitigen Plane nur erst mit der belastenden Seite der wirkliche und fühlbare Anfang gemacht wäre. Und diese Lage wird vollständig getheilt von der conservativen Partei, welche sich auf das Programm der Regierung rückhaltlos verpflichtet hat; es kann darum nicht auffallend sein, daß diese Partei in ihren beiden Gruppen, unbekümmert um Tradition und formelle Consequenz, dem Steuererlaß nicht nur thatsächlich, sondern mit der ganzen ihm durch die Regierung gegebenen Begründung freudig beipflichtet. Auf der andern Seite kann es die tendenziöse Opposition nicht geschehen lassen, daß ihr mit einer so populären Maßregel von der Regierung der Rang abgelaufen würde; sie hat sich also beeilt, gleichfalls unbekümmert um Tradition und Consequenz, jene mit dem Antrage zu überbieten, statt des Erlasses nur für das bevorstehende Etatsjahr gleich eine entsprechende dauernde Steuerermäßigung zu beschließen. Die undankbare Aufgabe, den Thatsachen mit vollem Ernste in das Gesicht zu sehen und dieselben unverschleiert darzustellen, fällt hiernach der nationalliberalen Partei zu, und sie scheut vor dieser Verantwortlichkeit nicht zurück. Ob sie es zuletzt für geboten erachten wird, auch praktisch gegen den Erlaß zu stimmen, kann der genauen Einzelprüfung des Etats vorbehalten bleiben; ungleich wichtiger aber, als die einmalige Unregelmäßigkeit, einen Steuererlaß thatsächlich durch eine Anleihe zu decken, ist die aus der Begründung desselben durch den Finanzminister folgende dauernde Verkehrung der gesunden finanzpolitischen Grundsätze, welche man bisher mit bestem Grunde als altpreußische Tradition ansprechen durfte. Nach dieser Seite hin ist die allerschärfste Kritik

Digitized by Google

zu richten, und wir werden zu unserm Theile im nächsten Berichte den ganzen Gegensatz, wie er nach dem Gesammtergebnisse der auf drei Tage ausgedehnten Verhandlung sich darstellen wird, vorzuführen suchen. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Festschriften zur Jubelfeier der comédie française. — Der verdienstvolle Archivar des Theatre français, Herr Georges Monval, giebt seit 1. April 1879 unter ständiger Mitwirkung der namhaftesten Molière-Forscher (Fournel, Paul Lacroix, Moland, Schweitzer, Edouard Thierry und vieler Anderer) eine Monatsschrift heraus, welche den Titel: „Le Moliériste“ führt. Diese vortrefflich geleitete Revue bringt außer selbständigen Abhandlungen inedirte, für die Geschichte Molière's, seiner Werke und seines Theaters beachtenswerthe Documente, eine sorgsam redigirte bibliographie molièresque, ikonographische Angaben, Gelegenheitsdichtungen von Coppée, Aicard, Truffier, Uebersetzungen wichtigerer ausländischer Aufsätze ꝛc.; Franz Dingelstedt's Festgedicht zu Ehren der Wiener Molière-Feier (1873) wurde im Augustheft 1879 mitgetheilt, Paul Lindau steuerte in die Mainummer desselben Jahrganges einen in trefflichem Französisch geschriebenen Aufsatz: l'énigme d'Alceste, worin er seine Charakteristik des „Misanthrope“ (Molière. Leipzig 1872) einigermaßen modificirt. Dieser „Moliériste“ ist eigentlich nur der Vorläufer einer Molière-Gesellschaft, welche für den populärsten französischen Nationaldichter dasselbe anstreben will, was die Dante- und Shakespeare-Gesellschaften anderer Länder leisten. Die Jubelfeier der Maison de Molière dürfte diese Absichten rasch zur Reife bringen: denn immer mehr dringt bei den Franzosen die Erkenntniß durch, daß ihr blühendes Theaterwesen vor allem Molière, dem Autor und Schauspieler, dem Theaterdirector und Moralisten zu danken sei. Das seltene Säcularfest, welches das Theatre français mit großem Pompe ins Werk setzte, ward denn auch unversehens zur Molière-Feier. Man spielte an acht Abenden sechs mal nur Molière'sche Stücke und wählte als Festspiel Molière's interessantes „Impromptu von Versailles“, eine Improvisation, die Molière auf ausdrücklichen Befehl Ludwig's XIV. zur Abfertigung dreister Angriffe in wenigen Tagen fertig brachte. Kein Wunder, daß auch die Festschriften durchaus Beiträge zur Molière-Literatur bilden; Arsène Houssaye, der ehemalige Director der comédie, veröffentlicht soeben bei D[c]ntu ein Prachtwerk: Molière, sa femme et sa fille, in welchem Ausstattung und Kunstbeilagen weitaus am meisten Lob verdienen. Sachlich wird für den Molière-Forscher, der (angefangen von Lagrange, Grimarest, Bret bis hinab auf Taschereau, Moland und Soulié)

Digitized by Google

sich mit der Fachliteratur vertraut gemacht hat, schlechterdings nichts Neues geboten. Houssaye ist aber ein leidenschaftlicher Sammler und Liebhaber von Kunstwerken; sein Molière-Museum weist reiche Schätze von Bildern, Büsten, Figurinen, Zeichnungen ꝛc. auf, die uns Molière, seinen Kreis und seine Kameraden in voller Unmittelbarkeit zeigen. All diese Schätze, gemehrt durch zahlreiche andere „molièreske" Bildwerke hat Houssaye mit Hilfe aller modernen typographischen Kunstmittel einem kleinen Zirkel von Kennern und — Millionären zugänglich gemacht: das Buch, ein Triumph der neuen Buchdruckerkunst, ist in wenigen, sehr kostspieligen Exemplaren aufgelegt worden. In sieben Büchern (I. Molière, II. Armande Béjart, III. Les Carmes de Molière, IV. Molière peint par lui-même, V. La mort de Molière, VI. Les Carmes d'Armande, VII. La fille de Molière) wird Houssaye's Thema in gewohnter, sentimental-lyrischer Manierirtheit abgehandelt. Drei Büsten und elf Bilder Molière's, Bilder der Frau und Tochter Molière's, Reproductionen der den ersten Ausgaben Molière's beigegebenen Abbildungen ꝛc., bilden den artistischen (und wohl auch einzigen) Werth dieses Prachtwerkes. — Das Buch, welches Edouard Thierry aus Archivalacten des Theatre français zusammengetragen (Documents sur le malade imaginaire. Paris, Berger-Levrault. 1880) kann sich an allgemeinem Interesse nicht entfernt mit der früheren Publication desselben ausgezeichneten Literator, dem Register von Lagrange (1876) vergleichen: während in dem letzterwähnten, auf Kosten der comédie française in luxuriösester Ausstattung veröffentlichten Werke gleichsam die ganze Theatergeschichte Molière's in zwar trockenen, aber stummberedten Ziffern (Einnahmen, Auslagen, Steuern, Armenabgabe ꝛc.) vor uns hintritt, finden wir hier nur sehr sparsame und einen ganz engumgrenzten Kreis eingefleischter Molièromanen anregende Daten. Gleichwohl verdient diese Edition ob der vortrefflich geschriebenen, belehrenden Einleitung, in welcher Molière's und Lulli's Beziehungen und Fehden in sehr geschmackvoller Darstellung besprochen werden, mit Auszeichnung genannt zu werden. — Bei Ollendorff erschien ein gleichfalls nur für ein Liebhaberpublikum bestimmtes Heft unter dem Titel: Deuxième centenaire de la fondation de la comédie française (L'Impromptu de Versailles, le bourgeois gentilhomme: précédés d'une notice par P. Regnier ancien sociétaire de la comédie française et d'un à-propos en vers par F. Coppée avec deux portraits en pied de Molière gravés par Damman). Regnier's Einleitung parallelisirt die Regeln, welche Molière seinen Kameraden im Impromptu giebt, mit Hamlet's Anweisung an die Schauspieler in recht glücklichen Vergleichen. Besonderer Werth ist dem Büchlein nicht nachzurühmen; alle diese Prachtausgaben entsprechen dem demokratischen, auf Verwohlfeilung der geistigen Nahrung gerichteten Zuge des modernen Buchhandels in keiner Weise; man versucht

Digitized by Google

es, Raritäten zu schaffen, die über Nacht vergriffen werden und mit der Zeit den Affectionswerth seltener Drucke oder Manuscripte erreichen. — Ein sehr unterhaltendes und lehrreiches Werk hat der vortreffliche Kritiker Francisque Sarcey unter dem Titel: Comédiens et comédiennes (Paris, 1875—1880) erscheinen lassen. Es sind die Lebensläufe hervorragender Schauspieler (in auf- und absteigender Linie), welche dieser sachkundige Mann mit novellistischer Frische schildert; sein Londoner Reisetagebuch ist mit dem journal inédit des Doyen der comédie française Edouard Got von Herrn Georges d'Heylli unter dem Gesammttitel: La comédie française à Londres bei Ollendorff (1880) publicirt worden. Alle diese Beiträge sind aber doch nur als Bausteine für eine Geschichte des französischen Theaters zu betrachten, die — so unglaublich das auch klingen mag — bis zur Stunde fehlt. Dilettantenarbeiten, wie die von Hippolyte Lucas und Alphonse Reyer, genügen Niemandem; die Quellenschriften (der Brüder Parfaiel, von Riccoboni, Chappuzeux ꝛc.) sind nicht genügend durchforscht und ergänzt; anregende Monographien wie die von Fontaine (Théâtre et philosophie au XVIIIe siècle. Baudry, 1879) zeigen, wie viel da zu leisten wäre. Insbesondere dürften die Archive und Bücherbestände der comédie française für Arbeiten der Art reiche Ausbeute geben: es steht zu hoffen, daß über kurz oder lang Berufene sich dieser Aufgabe widmen werden. Die Theatergeschichte ist — auch in Deutschland — ungebührlich vernachlässigt; das Wiener Burgtheater, eine Anstalt, die für die Einbürgerung Shakespeare's, für die Pflege des modernen Schauspieles, für stilvolle Interpretation classischer Dramen so Großes geleistet, fand bis zur Stunde keinen einzigen ernsthaften Geschichtschreiber*), der einer solchen Bühne doch mit größerem Rechte gebührt, als zahlreichen unbedeutenden deutschen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, die uns heute in dicken Bänden vorgestellt werden. Hier wird einmal Gelegenheit gegeben, den Franzosen mit gutem Beispiele voranzugehen. A. Bm.

Aus Berlin. Olympia-Ausstellung. — Kaum daß die akademische Kunstausstellung in dem Schuppen am Cantiansplatze ihre Pforten geschlossen hat, so zieht die auch in diesem Jahre wieder veranstaltete Ausstellung der im verflossenen Ausgrabungsjahre gemachten Funde von Olympia das Interesse der Fachgelehrten und Kunstbeflissenen auf sich. Das Lokal dieser Ausstellung giebt leider zu ebenso niederschlagenden Gedanken Anlaß, wie der Holzbarackenbau für die „Akademische". Erinnert dieser daran, daß das seit

*) Laube's Studien beschränken sich auf einen übrigens vortrefflichen Rechenschaftsbericht über seine eigene Thätigkeit; Wlassack's verdienstvolle Chronik ist eine trockene Datensammlung.

Digitized by Google

ſo viel Jahren geplante monumentale Ausſtellungspalais noch nicht einmal in den Grundſteinen begonnen worden iſt, ſo gemahnt uns jenes an die traurige Geſchichte der ſeit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. ſchwebenden Dom- und Camposanto-Pläne. Hier ſind die Grundſteine allerdings gelegt und koſten einige Millionen — aber Niemand denkt daran, auf ihnen weiterzubauen. Das Campo Santo ragt ſogar ſchon in hohen Ziegel-Brandmauern aus der Erde empor und bildet — einer modernen Ruine vergleichbar — den Abſchluß des Luſtgartens an ſeiner Oſtſeite. In dieſem ſteinernen Schuppen, wo bis zum Bau der Nationalgalerie die Fresken Cornelius' begraben lagen, hat ſeit Jahren die Ausſtellung der Olympiafunde, die gewöhnlich im November geöffnet zu werden pflegt, ihr beſcheidenes Domicil gefunden. Hat auch das letzte Ausgrabungsjahr nicht gerade Fundſtücke allererſten Ranges eingebracht, ſo hat es doch weſentliche Lücken der in den Vorjahren gefundenen Sculpturen ergänzt, und an topographiſchen Entdeckungen ſo wie an Inſchriften wichtige Ergebniſſe geliefert. Was wir hier in Berlin ſehen, ſind ja leider, dem Vertrage gemäß, den das deutſche Reich mit Griechenland abgeſchloſſen hat, und den günſtiger für uns abzuſchließen eine Unmöglichkeit war, nur Gypsabgüſſe; die Ausſtellung der herrlichen Pergamonſculpturen, wenn dieſe Marmorwerke erſt geſichtet und zuſammengeordnet ſind, wird freilich auch in weiteren Kreiſen ein ganz anderes Intereſſe erwecken als die, wenngleich geſchichtlich und äſthetiſch viel werthvollere, Sammlung der Olympiafundſtücke. Von dem zu den alten und ſchon beſprochenen Giebelſculpturen und ſonſtigen Kunſtwerken neu hinzugekommenen Werken ſollen hier nur die wichtigſten erwähnt werden. Zuerſt wäre ein alterthümliches Kunſtwerk zu nennen, deſſen eine Hälfte ſchon früher gefunden war. Dies Jahr hat die untere Hälfte des Frauenkörpers hinzugefügt. Es war eine Eumenide, welche der der archäiſchen Periode der Kunſt noch angehörende Bildhauer dargeſtellt hat. Die Arme liegen eng am Körper an, in jeder Hand befindet ſich eine Schlange, die Haare ringeln ſich hinten wie über der Stirn weit hinabfallend in ſorgfältigen Löckchen zuſammen. Die Augen ſind an der Stelle der Pupillen ausgehöhlt, ſie waren früher jedenfalls durch Metall oder einen Edelſtein gefüllt. Gefunden iſt ferner als wichtiges Ergänzungsſtück der Kopf des Lapithenweibes vom Weſtgiebel, welches der zu Boden ſtürzende Kentaur noch mit dem Hinterfuße feſtzuhalten ſich bemüht. Mit der Linken packt er in das losgelöſte Lockenhaar, um die Beute feſtzuhalten, während das Weib mit aller Gewalt Widerſtand leiſtet und ſich dem Griffe des Räubers zu entziehen ſucht. Von anderen willkommnen aber nicht gerade beſonders wichtigen Ergänzungen der eigentlichen Tempelſculpturen abſehend gehen wir zu dem Kopfe und Schilde „des Olympioniken Eperaſtos" über, wie der Catalog dieſe Bruchſtücke benennt. Das Bildniß und zwar das

Digitized by

Portraitbildniß eines Olympiasiegers haben wir mit Sicherheit vor uns, und ein Portait aus der Epoche vor Phidias ist unter allen Umständen für die Geschichte der griechischen Kunst von hohem Interesse. Der seit den Aegineten besonders bekannt gewordene theilnahmlos lächelnde Ausdruck ist vor allem hervorzuheben. Auch die zierlichen Löckchen und die nur eben angedeuteten gekräuselten Barthaare sind in ihrer noch sehr steifen und ungewandten Technik sehr beachtenswerth. Ein wahres und wirkliches Portrait in der Bedeutung, die wir heutzutage diesem Ausdrucke beimessen, haben wir aber in dem Broncekopf eines Olympioniken vor uns. Nur denen, die zum dritten Male in den Olympischen Spielen gesiegt hatten, wurde die Erlaubniß ertheilt, ein solches getreues Ebenbildniß ihrer selbst aufzustellen, die anderen Sieger erhielten nur eine Idealdarstellung. Dieser Broncekopf aber, der kurz vor Schluß der letzten Ausgrabungsperiode gefunden ward, zeigt uns die bis zu einem gewissen Grade naturalistische Nachbildung eines Athleten von Profession. Das Gesicht ist nichts weniger als schön. Alle Besonderheiten der Physiognomie, die lange bis dicht auf die Oberlippe reichende Nase, die kleinen geschlitzten schmalen Augen, das struppig-wilde dichte Haar, die starke Backen- und Kinnbildung erinnern an spätere Darstellungen von Faust- und Ringkämpfern selbst aus römischer Zeit. Jedenfalls wird man diesen Kopf mindestens bis in das dritte Jahrhundert vor Christus, also in die Epoche einer völlig ausgebildeten, über alle Mittel frei verfügenden Kunst setzen müssen. Niederschlagend ist die erst so freudig aufgenommene Entdeckung des Kopfes von der berühmten Nike des Paionios, jenes Hauptfundes aus der Anfangszeit der Ausgrabungen, der die ganze gebildete Welt in eine gewisse Erregung versetzte. Es fehlt diesem Kopfe nämlich nichts weiter als — das Gesicht, das durch die höhnische Tücke des Schicksals, wer weiß durch welchen Zufall, glatt abgeschlagen ist. Für die Statue ist freilich das aufgefundene Fragment immer von hoher Bedeutung, man kann daraus wenigstens auf die Haltung des Kopfes schließen und somit auf den Eindruck der ganzen Figur. Zu dem Hermes des Praxiteles — über diesen Praxiteles schwebt noch immer die alte Streitfrage, ob es der hochberühmte jenes Namens oder ein späterer gleichnamiger Künstler etwa aus der Zeit kurz nach Lysippos war — ist der Kopf des Dionysosknaben und der rechte Fuß des Gottes selbst aufgefunden worden. Der Fuß ist merkwürdigerweise nicht geflügelt. Der kleine Knabenkopf, der sich nach links wendet, und genau auf den Rumpf paßt, ist von größter Zierlichkeit und Lebendigkeit. Zum Ostgiebel ist vor allen Dingen der Kopf der Hippodameia aufgefunden worden, wie denn überhaupt die Kenntniß von der Gesammtcomposition beider Giebel durch die neuesten — einzeln für sich nicht besonders werthvollen Funde dieser Kategorie — sehr wesentlich erweitert und sicherer begründet worden ist. Ueber die

Digitized by Google

Wichtigkeit der Inschriften und der topographischen Resultate enthalten wir uns, hier eingehender zu sprechen. Das jetzt begonnene letzte Jahr der Ausgrabungen wird zweifellos den fleißigen Forschern an Ort und Stelle noch manchen wissenschaftlichen Ertrag bringen; möge ein günstiger Stern, wie er über dem großartigen Unternehmen von Beginn an gewaltet hat, als Zugabe auch noch die eine oder die andere Entdeckung von kunstgeschichtlichem Werthe hinzufügen. Jedenfalls werden nach Beendigung der eigentlichen Ausgrabungsarbeiten erst die folgenden Jahre nachhaltiger ernster Durchforschung des Gefundenen und sorgfältiger Vergleichung mit den in verschiedenen Museen Europas schon vorhandenen Werken antiker Kunst langsam und allmählich diejenigen Früchte zeitigen, die der sichere Blick von Ernst Curtius von Anfang an von dem in seiner Art — namentlich was die genaue wissenschaftlich geleitete Ausführung betrifft — einzig in der archäologisch-philologischen Forschung dastehenden Unternehmen mit Recht erwartete, und deren künftige Ernte bereits durch die bisherigen Thatsachen als gesichert angesehen werden darf.

y.

Literatur.

Conrad Ferd. Meyer, Der Heilige. Novelle. Leipzig 1880. — Es scheint, als ob die neueste Schöpfung des Dichters von „Georg Jenatsch" noch nicht die verdiente Verbreitung gefunden hätte. Ab und zu trifft man Leute, welche von dem „Heiligen" nichts wissen, von dem Autor nur dürftige Kunde besitzen. Wegen der ersten Unkenntniß sind sie zu bedauern, denn ein hoher Genuß ist ihnen entgangen. Wer aber von Conrad Ferdinand Meyer in Zürich überhaupt nichts gehört hat, der sollte vollends nur aufhören, sich zu den gebildeten Deutschen zu rechnen. Unter den Romandichtern der Gegenwart übertragen ihn nur wenige, tief unter ihm stehen die meisten Schriftsteller, welche sich der Gunst des Lesepublikums erfreuen, wahrscheinlich, weil sie nie Gelegenheit zum Denken geben und so dem Leser die beschämende Erkenntniß, daß er nicht gelernt habe, zu denken, ersparen. Natürlich in einer Zeit, wo die eine Hälfte des Romane kaufenden Publikums fragt: kann das Buch auch in einer höheren Töchterschule mit Nutzen gelesen werden? und die andere Hälfte ein Buch erst preiswürdig findet, wenn es heimlich und versteckt genossen werden muß, kann es nicht Wunder nehmen, daß Meyer's Werke nur langsam durchdringen. Sie setzen Bildung voraus, sie verlangen vom Leser einen ernsten Sinn und die Fähigkeit, poetischen Intentionen zu folgen. Sie fordern, daß man sich nicht wie Leute mit ausgehungertem Magen an dem vorgesetzten Romanfutter hastig sättige, gleichviel welche Qualität dasselbe besitzt, sondern auch an der formalen Behandlung des Gegenstandes Interesse nehme. „Der Heilige" darf in Bezug auf wohl erwogene und consequent durchgeführte Anlage, namentlich aber in Bezug auf die Sicherheit, mit welcher der historische Ton angeschlagen und festgehalten wird, als ein Muster einer historischen Novelle gepriesen werden. Schon die Einkleidung der Erzählung ist geschickt gewählt. Indem er dieselbe dem wackeren Hans Armbruster in den Mund legt, läßt er sie wie ein auf die Wand geworfenes Reflexbild wirken; er kann die Beleuchtung wechseln, und gewinnt nicht allein natürliche Ruhepunkte der Erzählung, sondern rückt sie auch in die richtige Entfernung, mildert den herben,

Digitized by Google

erschütternden Eindruck, welchen die Ereignisse, wenn wir ihnen unmittelbar gegenüber gestellt würden, üben müßten. Wir verweisen die Freunde ernst gediegener Dichtung auf das Buch selbst, und heben nur die von unserer belletristischen Literatur so schmählich behandelte Kunst des Dialoges zwischen dem Armbruster und seinem Zuhörer, dem Chorherrn, hervor, sowie die bewunderungswürdige Stimmungsmalerei, durch welche uns der Verfasser unwillkürlich in die alten Zeiten zurückversetzt und unser Interesse an der armen Grace, wie an dem fein gezeichneten Thomas von Canterbury immer wieder fesselt. Auch die niemals überschrittene Grenzlinie, welche die Novelle vom Roman trennt, beweist, wie tief und gründlich Meyer die künstlerische Wirkung seines Werkes studirt hat.

—n—

Reisebriefe eines Diplomaten. Von Charikles. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1880. — Es heißt, daß die hier veröffentlichten Reisebriefe von einem bekannten türkischen Diplomaten außer Dienst herrühren. Man ist deshalb versucht, zunächst nach den politischen Partieen zu greifen, wo man sich freilich ziemlich enttäuscht finden wird. Von „Enthüllungen" keine Spur, und die Räsonnements gehen nicht über das hinaus, was man täglich in der Zeitungslectüre finden kann. Eine rechte Zuversicht in den Bestand des Osmanenreiches spricht aus diesen Privatergüssen keineswegs, und die Mittel, die schüchtern zu dessen Rettung vorgeschlagen werden, sind nicht eben neu. Doch meint der Verfasser, daß die Türkei auch nach dem letzten Kriege noch einen ganz ansehnlichen Staat hätte bilden können, wenn sie ehrlich die Bestimmungen des Berliner Friedens ausgeführt hätte. Ein Hausgesetz, das den regierenden Sultan vor den Umtrieben des Hofes beschützen würde, eine internationale Finanzcommission, eine durchgreifende Aenderung der Verwaltung im Sinne der Decentralisation, endlich die Zulassung der Christen zu allen Aemtern, werden als die wichtigsten Reformmaßregeln bezeichnet. Den Griechen bringt der Verfasser, dessen Name selbst auf griechischen Ursprung deutet, entschiedene Sympathie entgegen; wiederholt hebt er namentlich den Drang nach Bildung unter den Griechen und ihre Sorge für niedere und höhere Schulanstalten hervor, die alle nur durch Privatbeiträge gestiftet und unterhalten sind. Uebrigens sind politische Betrachtungen nur gelegentlich eingestreut, der Verfasser giebt sich in diesen Briefen nicht sowohl als Diplomat, denn als Tourist, empfänglich für allgemein menschliche Interessen, und man lernt in ihm einen gebildeten empfindenden Mann kennen. Er schwärmt für idyllischen Naturgenuß, ist ein Freund deutscher Dichtung und Musik, liebt Goethe und Lenau, Chopin und Schubert und versucht sich wohl gar selbst in deutschen Versen. Die Schilderungen aus dem Osten, vom Bosporus, aus Mesopotamien, Persien enthalten natürlich manches Interessante, die eingestreuten Betrachtungen aber verrathen nirgends Tiefe. Unbedeutend sind die Tagebuchblätter von einer Reise durch Deutschland, doch mag man sie gerne als eine „dem deutschen Genius dargebrachte Huldigung" gelten lassen. Verstöße gegen die deutsche Sprache sind selten, und das „antidiluvianisch" S. 49 ist doch wohl bloßer Druckfehler.

g.

Dreizehnlinden von F. W. Weber. Sechste Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1880. — Aus den von der Verlagshandlung mitgetheilten Auszügen aus verschiedenen Recensionen von Weber's Dichtung ersehen wir, daß das Werk in erster Auflage im Jahre 1878 erschienen ist und daß sein Verfasser, ein der rothen Erde entstammender Arzt, früher bereits Uebersetzungen von englischen und schwedischen Dichtungen veröffentlicht hat. Zugleich ergiebt sich aus dieser Mit-

Digitized by Google

theilung, daß die Dichtung ganz besonders in der katholischen Welt Anklang gefunden hat und von der letzteren gewissermaßen als ihr zugehörig in Anspruch genommen wird. Hierfür vermögen wir in der Dichtung selbst keinen rechten Grund zu finden; wohl spricht ein echt religiöser Sinn aus ihr, aber sie enthält, zu ihrem Lobe kann man es sagen, nichts specifisch Katholisches und verfolgt keine außerhalb ihrer poetischen Aufgabe liegende Tendenz. Ein heidnischer Sachsenjüngling in der Zeit Ludwig's des Frommen, Elmar Herr vom Habichtshofe, geräth durch die tückischen Anschläge des Frankenboten Garo, der ihn wegen seiner Neigung zu Hildegunde, der Tochter des Frankengrafen Bodo, verfolgt, in äußerste Gefahr; im Kloster von Dreizehnlinden findet er eine Zuflucht und wird dort für das Christenthum gewonnen; nach dem Tode Bodo's wird ihm Hildegunde und das Amt des Grafen zu Theil. In dieser einfachen Fabel gelangen nur wenige und dem äußeren Thatbestande nach ziemlich unbedeutende Vorgänge zur Darstellung und nur wenige Personen treten handelnd auf, denn die meisten Mönche oder Edlen, welche erwähnt werden, bleiben doch ganz im Hintergrunde und sind um deswillen auch nur skizzirt. Aber auch die Hauptpersonen sind nur wenig individualisirt und eingehender als die Gestalten der Fabel sind die Zustände, die beiden Gegensätze zwischen Heidenthum und Christenthum, zwischen Sachsen und Franken geschildert. In formeller Beziehung herrscht dadurch, daß kein anderes Maß als der vierfüßige Trochäus gebraucht wird, eine gewisse Monotonie. So vermögen wir in das Lob, welches der Dichtung, wie erwähnt, namentlich in katholischen Blättern so reichlich gezollt ist, nicht ganz einzustimmen, erkennen aber gern an, daß sie an Schönheiten reich und schon um ihrer Gedankentiefe und um der idealistischen Richtung willen, die sie mit besonderer Betonung vertritt, aller Beachtung und alles Beifalles werth ist. E—e.

Der Positivismus im Mosaismus, erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer von S. Simchowitz. Wien, M. Gottlieb. 1880. — Dieses wunderliche Buch ist immerhin ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit. Es lehrt, bis zu welcher Verwegenheit und Ueberhebung ein Theil des heutigen Judenthumes gelangt ist. Der Mosaismus, so wird dreist verkündigt, ist die Religion der Zukunft, denn er ist, im Gegensatze zu dem gemeinschädlichen Idealismus und Supranaturalismus, zu dem Offenbarungsglauben „der christlichen Katechisten" identisch mit der modernen positiven Philosophie. Man muß den Mosaismus nur richtig verstehen, d. h. nicht aus seinen Fälschern, nämlich den Alexandrinern und christlichen Lehrern, sondern aus den echten Quellen schöpfen, aus der Tradition, den jüdischen Weisen des Alterthums und Mittelalters, „auf die sich der Geist Moses' unverfälscht in aller Echtheit und Fülle mittelst Ueberlieferung vererbte." Die „echte" mosaische Theorie verwirft alle Transscendental- und Idealphilosophie, stimmt vielmehr mit den Grundsätzen der empirischen und positiven Naturphilosophie vollkommen überein, und Moses selbst zeigt sich „sowohl in seiner Geschichte der organischen als in der der anorganischen Schöpfung als tiefen, staunenerregenden Kenner der Natur, als consequenten positiv-philosophischen Denker." Sieht man näher zu, so läuft dieser „ursprüngliche" Mosaismus auf nichts weiter hinaus als die Anerkennung des Daseins Gottes, als „außerweltlichen bildenden Geistes", der göttlichen Vorsehung, der Menschenliebe u. s. w., also auf einen schaalen Deismus, und diese abgestandene Aufklärung wagt man uns heutzutage als Religion der Zukunft anzupreisen! g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 18. November 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 48.

Inhalt:

	Seite
Herder's philosophische Studien. 1776—1778. Von Julian Schmidt . . .	809
Bessere Sonntage für die arbeitenden Klassen. Von Dr. Brandes	818
Die Ausgrabungen zu Pergamon	827
Römisches Recht und deutsches Staatsrecht	832
Ein Brief der Madame de Staël. Von H. Heidenheimer	835
Vom preußischen Landtage	837
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Politische Randglossen. Die Politik der Beschwichtigung im Orient . . .	841
Literatur:	
J. von der Traun, Excursionen eines Oesterreichers. — F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Erster Band. — Th. Ilgen, Markgraf Conrad von Montferrat. — W. Maurenbrecher, Geschichte der katholischen Reformation. Erster Band	844

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“
sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Herder's philosophische Studien.

1776—1778.

Es ist sehr bezeichnend für die veränderte Stimmung unserer Zeit, mit welchem Eifer man sich jetzt um das Verständniß Herder's bemüht. Die in Bezug auf die Analyse meisterhafte Biographie Haym's ist in diesen Blättern schon besprochen; gleichzeitig erscheint mit beschleunigter Schnelle die kritische von Dr. Suphan geleitete Ausgabe der Werke Herder's, durch welche ein gründliches Eingehen in die Sache erst ermöglicht wird: ein schönes Zeichen dafür, daß der deutsche Idealismus sich wieder zusammenrafft. Der Idealismus und die aufopfernde Hingebung eines ausgezeichneten Gelehrten hat sich darin selbst wie seinem Gegenstande ein würdiges Denkmal gesetzt; wir können ihm alle nur dankbar sein.

Haym's erster Band schließt mit der Uebersiedelung Herder's nach Weimar 1776; die vier ersten Bände Suphan's enthalten die Rigaische Periode, bis 1769; der zehnte, dem bereits vier weitere Bände gefolgt sind, setzt 1780 ein; die dazwischen liegenden sind in Vorbereitung.

Es sei mir verstattet, von dieser Lücke ein provisorisches Bild zu versuchen; die mystische Periode von 1773—1776 habe ich schon anderwärts behandelt.

Herder ging, wie das ganze Zeitalter, in der Philosophie von der Leibnitz'schen Schule aus, die aber unter den Händen der Wolfianer ziemlich unproductiv geworden war. Der persönliche Unterricht Kant's in den Jahren 1762—1764 hatte Herder einen wirksamen Impuls gegeben, dessen Resultat das Vierte kritische Wäldchen war, 1769. Hier die leitenden Gesichtspunkte desselben.

Die einzig wahre Methode der Philosophie ist die analytische; diese muß nothwendig die Begriffe des gemeinen Sprachgebrauches zu Grunde legen. Alle wahrhaft philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben: er muß den Gedanken von seinem Ausdrucke ablösen, ihn in andere kleinere Bestimmungen auflösen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hatte.

Digitized by Google

Es giebt keine Philosophie, die zu erklären vermöchte, was Kraft ist. Was sie thut, ist bemerken, unter einander ordnen, erläutern, nachdem sie Kraft, Wirkung, Reiz voraussetzt. Philosophische Begriffe, denen keine Anschauung, keine Erfahrung zu Grunde liegt, sind taube Worte. Jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abstraction ist, ist ein Scheinbegriff. Die Scholastiker verfielen in Wortkrämerei, weil sie wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen. —

Das ist Kantisch; nun aber treten, bei der genetischen Erläuterung der Begriffe, die physiologischen Studien mit ein; Herder sucht Haller mit Kant, den Sensualismus mit dem Kriticismus zu verbinden.

Wir haben von der ersten Lebenszeit an gedacht, geurtheilt, geschlossen; alles das oft wechselsweise, untereinander, zusammen; alles hat sich also in einen Knoten verwickelt, oder vielmehr die mancherlei Fasern haben sich so fest in einen Faden zusammengewebt, daß er, wenn man ihn nicht genau zertheilt, als ein einfacher Staubfaden das Auge betrügen kann. Die ersten Begriffe von Farbe, Figur, Weite der Körper lernten sich blos durch ein langes Gegeneinanderhalten einzelner Empfindungen; allein eben durch das lange Gegeneinanderhalten wurden sie uns geläufig; die Mittelglieder zwischen ihnen verdunkelten sich, sie blieben als einfache unmittelbare Empfindung, und so nehmen wir sie in der fertigen, schnellen, unbemerkenden Gewohnheit in Gebrauch. —

Seit 1770 ließ Herder diese Studien fallen, und wandte sich der Geschichte, Aesthetik und Theologie zu. Um das Jahr 1776 nahm er sie wieder auf, und setzte das deutsche Publikum, das ihn nach den Bückeburger Schriften für einen Dunkelmann, wenigstens für einen Mystiker ansah, nicht wenig in Erstaunen. Diese Wandlung fällt zusammen mit seiner Uebersiedelung nach Weimar und dem Verkehre mit Goethe; sie war aber lange vorher vorbereitet.

In der Abhandlung über das Verhältniß der Schwärmerei zur Philosophie, die Herder auf eine Anfrage Wieland's November 1776 veröffentlichte, sagte er sich zuerst offen von der Mystik los. Daran schloß sich Januar 1777 eine kleine, aber tiefsinnige Schrift an, „über die dem Menschen angeborne Lüge". Dann folgten: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, Bemerkungen und Träume", entworfen 1774, gedruckt 1778; eine Wiederaufnahme des Vierten Wäldchens, aber auf einem ganz andern Wege, als ihn Kant seitdem eingeschlagen. Kant hatte das psychologische Moment, auf das er von vorn herein nicht viel gab, ganz fallen lassen.

Ergänzt wird diese Schrift durch die gleichzeitige „Plastik" — entworfen schon in Paris, bemerkenswerth durch die hochsinnliche Darstellung, die sich auch bereits im letzten Bande der „Aeltesten Urkunde" geltend macht —, und

Digitized by Google

die Vorrede zu den Volksliedern: beide handeln von der Verkettung der Bilder in der Seele.

Die Gedanken führen meist auf Leibnitz zurück, obgleich sich Herder einige Male spöttisch über ihn äußert; aber 1774 hatte er den Spinoza vorgenommen, der ihm durch seine Folgerichtigkeit sehr imponirte: er nannte ihn „göttlicher als der heilige Johannes".

Die Hauptsache in all diesen Schriften ist, Leibnitz' Idealismus durch den Sensualismus der Locke'schen Schule — Haller, Buffon, Bonnet — zu ergänzen. Es soll versucht werden, den Inhalt, möglichst mit Herder's eigenen Worten, kurz wiederzugeben.

Auf der untersten Stufe des Lebens stellt sich die Welt als ein System der Reize dar: das gereizte Fäserchen zieht sich zusammen und breitet sich wieder aus. Das gilt vom kleinsten unscheinbarsten Leben wie vom menschlichen Herzen. Das Leben besteht in der Continuität der Reize; mit dem Aufhören der Reize tritt der Tod ein.

Höheres Leben muß aus geringerem durch Aufopferung und Zerstörung werden. Die Pflanze zehrt Wasser und Erde, der Mensch verwandelt Pflanzen und Thiere in Organe seines Lebens, bringt sie in die Verarbeitung feinerer, höherer Reize.

Das Weltgebäude wäre für uns ein zusammengeflochtener Knäuel dunkler Reize, wenn nicht durch die Sinne in uns dasselbe geschieden, getrennt, buchstabirt würde. Wir haben fünf Sinne, durch deren Vergleichung unter einander die Einbildungskraft die Gegenwart vorstellt. Von den Sinnen geht unsere Erkenntniß aus; ohne sie hat der Verstand nichts, womit er sich beschäftigen könnte.

Unsere Kindheit ist ein dunkler Traum von Vorstellungen, wie er gleichsam nur auf das Pflanzengefühl folgen kann; aber in diesem dunklen Traume wirkt die Seele mit allen Kräften. Sie zieht, was sie erfaßt, scharf und bis zur innersten Einverleibung in ihr Ich zusammen; sie windet sich allmählich aus dem Schlafe empor, und wird sich zeitlebens mit diesen früh erfaßten Traumideen tragen, sie alle brauchen und gleichsam daraus bestehen. Weil sie aber alle der Form ihrer Entwickelung nach dunkel sind, so bleiben sie auf dem Grunde der Seele liegen und falten sich so nahe an unser Ich, daß wir sie für angeborene Gefühle halten: der Stamm unserer Begriffe, stark, prägnant, sicher, von der innersten Gewißheit, als ob sie Grundkräfte wären.

— Es ist gut, daß die tiefste Tiefe unserer Seele mit Nacht bedeckt ist: unsere arme Denkerin war nicht im Stande, das Samenkorn in gleicher Empfindung in seinen ersten Bestandtheilen zu fassen; sie war nicht im Stande, ein rauschendes Meer so dunkler Wogen laut zu hören, ohne daß es sie mit Schauder und Angst umfinge. —

Digitized by Google

Alle Gegenſtände unſerer Sinne werden nur dadurch unſer, daß wir ſie gewahr werden, d. h. mit dem Gepräge unſers Bewußtſeins mehr oder minder hell und lebhaft bezeichnen. In dem Walde ſinnlicher Gegenſtände, der mich umgiebt, finde ich mich nur dadurch zurecht und werde über das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen Herr und Meiſter, daß ich ihnen Umriß, Maß und Geſtalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit ſchaffe, und ſie mit den Geſetzen meines inneren Sinnes, als ob dieſer ein Stempel der Wahrheit wäre, zuverſichtlich bezeichne. Unſer ganzes Leben iſt gewiſſermaßen ein Dichten, wir erſchaffen uns Bilder. Die Gottheit hat ſie uns auf einer großen Tafel vorgemalt; wir reißen ſie von dieſer ab, und malen ſie uns durch einen feineren, als den Pinſel der Lichtſtrahlen, in die Seele.

Der Gegenſtand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Worte ſo wenig gemein, daß ſie gleichſam nur durch die Empfindung eines fein organiſirten Geſchöpfes, das durch mehrere Sinne mehreres auf einmal empfindet, an einander grenzen.

Der Menſch iſt ein ſo zuſammengeſetzt künſtliches Weſen, daß trotz aller Anſtrengung in ihm nie ein ganz einfacher Zuſtand möglich iſt. Zu eben der Zeit, da er ſieht, hört er auch, und genießt unvermerkt durch alle Organe ſeiner vielartigen Maſchine Einflüſſe von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe ſeines ganzen Zuſtandes insgeheim mitwirken. Er ſchwimmt in einem Meere von Eindrücken, wo eine Welle leiſer, die andere fühlbarer ihn berührt.

Hätten wir nur einen Sinn, und hingen mit der Schöpfung gleichſam nur von einer Weltſeite zuſammen, wäre kein Umſatz der Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder andere Zeichen möglich, ſo bliebe unſere Vernunft ſtets unvollkommen: wir berichtigen unſer erſtes Urtheil, indem wir die Eindrücke des einen Sinnes mit denen des andern unaufhörlich verbinden. Aus dem Worte, dem Merkmale des Gehöres, haben wir eine Welt von Wahrnehmungen und Ideen geordnet, die noch in der fernſten Ableitung die Spuren ihres Urſprunges zeigen.

Die ſchweren Begriffe, die wir uns langſam und mit Mühe ertaſten, werden von Ideen des Geſichtes begleitet: dies klärt uns auf, was wir dort nur dunkel faßten, und ſo wird uns endlich geläufig, mit einem Blick wegzuhaben, was wir uns anfangs langſam ertaſten mußten; das Geſicht wird eine verkürzte Formel des Gefühles. Als der Körper unſerer Hand vorkam, ward zugleich das Bild deſſelben in unſer Auge geworfen; die Seele verband beide, und die Lebhaftigkeit der Vorſtellung beruht gerade auf der Mannichfaltigkeit deſſen, was wir beim Genuſſe des Gegenſtandes auf einmal fühlten. Der innere poetiſche Sinn weiß das ſo wahr und genau zuſammenzuknüpfen,

Digitized by Google

daß wir in seiner Kunstwelt abermals eine ganze lebendige Welt fühlen: eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte und die der kältere Afterverstand als Ueberfluß wegstreicht, sind gerade die wahrsten Striche des eigenthümlichsten Gesichtes.

Jeder Mensch hat seine eigene Art, sich die Ideen einzuprägen und sie in der Seele umzusetzen; er hat seine eigene Seele, er empfindet also nach der individuellen Bildung und Stärke seiner geistigen Organe. Eigentlich muß sich jeder Mensch seine Sprache erfinden. Das Vorrathshaus der Natur ist nie erschöpft; jeder wahrnehmende Mensch kann seinen Gegenstand eigen schildern, sich neue Bilder schaffen: er schaut sie mit seinen Augen an, und wird sie um so eigenthümlicher darstellen, je treuer er sich selbst bleibt.

Mit Unrecht eifert der an Abstraction gewöhnte Gelehrte gegen die Anwendung der Bildersprache in der Wissenschaft. Es war meist ein neues Bild, eine Analogie, ein aufhellendes Gleichniß, das die größten und kühnsten Theorieen geboren. Was wir wissen, wissen wir nur aus Analogie.

Alle Empfindungen, die zu einer gewissen Helle steigen, werden Gedanken. Unser Erkennen wird nur aus Empfindung, indem wir aus Vielem, das auf uns zuströmt, ein lichtes Eins machen. Die Geburt unserer Vernunft ist das Wort. Sie ist dem Menschen nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, die innere Energie, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, je nachdem ist seine Vernunft anders beschaffen.

Zwischen Philosophie und Schwärmerei besteht eine gewisse Verwandtschaft: beide gehen aus der Abstraction hervor. Der Schwärmerei liegt ursprünglich eine eben so große Realität zu Grunde als der Philosophie: keine Lüge auf der Welt ist anders als aus Wahrheit entstanden. Als der Schwärmer seine Empfindung in warme, dunkle, verflochtene Sprache schuf, hatte er daran Wahrheit; es waren warme Abstractionen der Gegenstände, die ihn umgaben. Wichen aber die Gegenstände in ihrer Fülle hinweg, und man wollte den Dunst der warmen Abstraction als solchen ohne jene unmittelbar haschen und nachempfinden, so entstand Lüge. Aehnliches begegnete der Philosophie, wenn sie die Wortformeln der Abstraction, die sich auf bestimmte Gegenstände und ein bestimmtes Verhältniß der Seele zu ihnen bezogen, für sich festhalten wollte.

Im Gehirn laufen viele unendlich feine Striche durch einander, die das Messer des Zergliederers kaum mehr verfolgen kann. Eben so in der menschlichen Seele die Linien des Wahnes und der Wahrheit. Wenn alles das Wahn ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen, so ist der größte Theil unserer Erfahrungen, Kenntnisse, Gewohnheiten und

Digitized by Google

Neigungen auf Wahn gegründet. Wir lachen über fremde Abstractionen, weil wir unsern Verstand von Jugend auf in andere Formen gossen: wer darf sich rühmen, den Scheitel der Wahrheit errungen zu haben, der über alle Dünste weg ist? Der Dunstkreis der Erde ist uns gesund, reine Luft zu athmen haben wir kein Organ.

Der Zustand kalter Besonnenheit ist ein künstlicher, durch Erfahrung, Lehre und Gewohnheit allmählich erworbener, dessen Besitz in völlig unerwarteten Fällen zu erhalten uns oft schwer wird. Die Bilder des Wahnes hält gemeinlich der sinnliche Mensch als sein eigenstes Eigenthum lieb und werth, eben weil sie Schwächen seiner Natur sind.

Schwärmerei ist eine ansteckende Krankheit, vielleicht die ansteckendste, der unsere Natur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in einer mächtigen Seele, Bilder und Phantasmen, gehen bald in die Seele Anderer über, und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, Krämpfe und Contorsionen am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zufliegt.

So haben wir in Deutschland eine Reihe von Schwärmereien durchgemacht, indem wir die Empfindungen einer mächtigen Natur in Abstractionen fixirten. Seit Klopstock schwieg und anbetete, kamen die Nachahmer, und wollten auch schweigen und anbeten, wo gar nichts anzubeten war. Seit Winckelmann schwärmte man für Abstractionen einer sinnlichen Anschauung, die man nie gehabt, man lebte von nichts als Gemmen. Jetzt ist Trunkenheit, Taumel und Grobheit aufgekommen, bei den Jungen, während die Alten sitzen und jammern, in den Apotheken abgefallener Herbstblätter wühlen, und nicht sehen, was im Walde knospt und grünt.

Diese Alten halten sich gern an die Wolf'sche Philosophie, die aus Leibnitz' genialen Eingebungen ein System der Abstractionen ausgearbeitet hatte. Nicht anders wurde es mit der von England importirten Philosophie des gesunden Menschenverstandes. In der Philosophie wie in den Gewerken lieben es die Engländer, die Arbeit zu theilen, ein einzelnes Thema mit allem mechanischen Fleiße eines Leinwebers durchzuwirken: wie das im Einzelnen treffliche Werke gab, so blieb nothwendig das Allgemeine etwas leer. Da füllte man nun gesunden Verstand, moralisches Gefühl und Aehnliches ein, was sich auf —ess und —ity endigte. Das wurde nach Deutschland eingeführt, zur Zeit, da man eben an der Wolf'schen Philosophie und Herrnhuterei genug hatte, und nun ward es einigen lässigen Herren, die weder recht denken noch empfinden mochten, sehr bequem, den Verstand zu reformiren: man müsse nicht zu viel denken, auch nicht zu viel empfinden; gut verdauen sei immer die

Digitized by Google

Hauptsache des gesunden Verstandes und des moralischen Gefühles. — Diese lautesten Feinde der Schwärmerei sind eben die ärgsten Schwärmer, weil sie mit leeren Worten operiren; und man könnte unsere Zeit das Jahrhundert kalter Schwärmerei und schwärmender Kälte nennen.

Alle Schwärmerei ist durch Abstraction geworden. Deshalb soll man aber die Abstraction nicht schelten, denn nur durch Abstraction, d. h. durch allgemeine Begriffe wird die Menschheit was sie ist. Die Abstraction ist der Versuch, in den Widersprüchen der Welt sich zurecht zu finden.

Die Materie ist eine ewige Lüge, d. h. ein Phänomen von lauter wirksamen Kräften, die in ihrer Existenz gehindert sind, und durch andere Kräfte, die außer ihnen liegen, bestimmt werden. Jede physische Kraft wirkt in gerader Linie, wird aber durch gewisse Brennpunkte des Anziehens gebrochen. Die Contrarietät ist durch den ganzen Weltbau verbreitet: überall zwei Kräfte, die, einander entgegengesetzt, doch zusammen wirken. Alles Leben entspringt aus dem Tode niedrigeren Lebens, alle Ordnung aus dem Widerspruche divergenter Kräfte; es ist ein ewiges Geben und Nehmen, Anziehen und Zurückstoßen, Insichverschlingen und Aufopfern seiner selbst.

Im Menschen ist dieser Widerspruch am offenbarsten, weil er das entwickeltste Wesen unserer Welt ist. Das Streben, durch das er fiel, den Mittelpunkt seines Daseins in sich selbst zu haben, lag in seiner Natur begründet; er fiel, d. h. er handelte nach Gesetzen einer niederen Ordnung, und aus dem Naturgesetze ward Sünde und Unglück.

Aber je tiefer der Fall, desto höher der Aufschwung, wenn der Mensch die überwiegende Gegenkraft ergreift. Je tiefere Leidenschaft, desto mehr Energie, wenn die Leidenschaft durch freilich so größeren Kampf geläutert war. Es ist ein falsches Ideal, die Menschheit hienieden als lauter Licht zu denken: das Licht kann nur aus überwundenen Schatten werden, die Wahrheit nur aus besiegtem Vorurtheile, die Leidenschaft für das Gute nur aus gebändigten Leidenschaften der Sinnlichkeit. Durch und an den Leidenschaften hat unser Geschlecht seine Vernunft geschärft: ein leidenschaftsloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet, es läge noch in irgend einer Troglodyten-Höhle. Heiligkeit der Engel, unwandelbares Fortschreiten in gerader Linie ist nicht Menschenloos: das Gesetz des Widerspruches ist es, worauf Christus zum Himmel stieg und wir alle ihm nachklimmen müssen.

Alle Leidenschaften, ums Herz gelagert und mancherlei Werkzeuge regend, hängen durch unsichtbare Bande zusammen und schlagen Wurzeln im feinsten Bau unserer beseelten Fibern. Im Abgrunde solcher dunklen Kräfte liegt der Same zu allen Unternehmungen. Die Innigkeit, Tiefe und Ausbreitung, mit der wir Leidenschaft empfangen, verarbeiten und fortpflanzen, macht uns zu den flachen oder tiefen Gefäßen, die wir sind.

Digitized by Google

Nur in harten Kämpfen wächst die starke Seele auf. Luther kämpfte lange mit sich, ehe er mit der Welt anfing zu kämpfen, und blieb immer, trotz eiserner Härte und Stärke im Werke seines Berufes, im Privatleben der weiche Mann, der mehr mit sich selbst rang als manche glauben. Was von der heiteren, immer strömenden und sich selbst belohnenden Quelle des Genius geredet wird, ist Knabengeschrei. Der wahre Mensch Gottes fühlt mehr seine Schwächen und Grenzen, als daß er sich im Abgrunde seiner positiven Kraft mit Mond und Sonne bade. Er strebt, und muß also noch nicht haben, stößt sich oft wund an der Decke, die ihn umgiebt. Je unendlicher die Weltseite ist, für die er unmittelbar hinter seiner Erdscholle Sinn hat, desto mehr wird er Kraftlosigkeit spüren, und nach neuem Saft, nach höherem Aufflug lechzen. Nur der Alltagskopf hat alles gleich weg: er kann den Ocean in einer Nußschale zum Nachtisch aussaufen. — —

Im Erkennen ist bereits das Wollen gegeben, sie sind nur eine Energie der Seele. Erkennen ohne Wollen ist nichts als ein unvollständiges Erkennen. Das wahre Erkennen ist Lieben: Selbst- und Mitgefühl sind die beiden Aeußerungen der Elasticität unseres Willens.

Jeder Versuch, die Seelenkräfte zu trennen, zerreißt das Leben. Bloße Speculation stumpft die Seele, bloßes Empfinden stumpft das Herz ab; der Kopf wird zum überschütteten Kornboden, wo nichts aufgeht, das Herz zum ausgewaschenen zerrissenen Lappen, der zuletzt nichts taugt, als daß er Mist werde. Wenn mit dem Leben und Wirken nicht Lust verbunden wäre, wer wollte leben und wirken?

Die Freiheit ist, wie die Vernunft, nicht etwas unmittelbar Gegebenes. Der erste Keim zur Freiheit ist, fühlen, daß man nicht frei ist, und an welchen Banden man haftet. Die stärksten Menschen fühlen das am meisten. Je tiefer und reiner unser Erkennen, desto tiefer und reiner unser Wirken, desto voller unsere Freiheit.

Je niedriger die Organisation, desto unbedingter die Herrschaft des Reizes; je höher, desto mannichfaltiger die Kreuzung der Triebe, desto eingeschränkter die Herrschaft des einzelnen Triebes, desto größer die Anlage zur Freiheit. Der Mensch hat die größte Anlage zur Freiheit, weil bei ihm die Zahl der sich kreuzenden Reize und Triebe am mannichfaltigsten ist.

Aus Lust und Unlust ist die Menschheit gewebt, in dies Meer ward ihre Form getaucht. Aber das Meer ist tief, die höchste Lust und Unlust bleibt dem gemeinen Sinne verborgen. Nicht für Alle ist es Schwärmerei, in die Tiefen des Geisterreiches versetzt zu werden. Wo sie nicht genau sehen kann, ahnt die Seele, oft getäuscht, oft auf dem Wege der Täuschung, aber hinter dem Scheine liegt etwas Wesentliches. In allem Schönen liegt ein Unendliches, ein in deutliche Begriffe nicht zu Fassendes. Im Grade der

Digitized by Google

Tiefe unseres Selbstgefühles, wie es den echten Künstler belebt, liegt auch der Grad des Mitgefühles für das Schöne.

Echte Künstler sind nie seltener gewesen als in Zeitaltern, wo die Seelenkräfte sich trennen: dann drängt sich das Genie mit Uebertreibung auf einen Punkt hin. Glücklich, wem früh der Engel sich entgegenstellte, damit er nicht weissage nach Gelüsten, sondern sein Herz und seine Art in Unschuld bewahre.

Bei allen Völkern entsprang die Kunst vom Himmel; ein Funke der Götter brachte sie hernieder, schuf ihr irdische Form an und erhielt sie einige Zeit lebend. Nun ward sie Abgötterei, dann Kunst, dann Handwerk, und endlich, die Grundsuppe von allem, Kennerei, Trödelkram und Kunstgewäsch.

Auch bei den Griechen ging die Kunst vom Streben nach dem Göttlichen aus: ihre Eigenthümlichkeit liegt darin, daß sie es sich plastisch versinnlichten.

Die Plastik giebt die Formen echter als die Malerei. Das bestimmte, treue Erfassen in der Form jedes Charakters hat den Griechen zu der Höhe der Kunst geholfen, die seit der Zeit nicht mehr auf der Erde erschienen ist. Dieses Sichere und Feste kann keine Zeichnung, die doch nur Schatten auf der Fläche giebt, ersetzen. Je mehr wir alle Dinge als Schatten, Gemälde und vorüberstreichende Gruppen ansehen, je ferner bleiben wir der körperlichen Wahrheit. Im Gesicht ist Traum, im Gefühl Wahrheit.

Das Leben der Griechen war plastisch; das moderne Leben ist malerisch. Uns ist die Kunst der Alten verloren gegangen, weil wir die Plastik des Lebens verloren haben, weil wir alle Dinge als Gemälde und vorüberstreifende Schatten sehen. Wie das Profil ihres Angesichtes gebildet und nicht gemalt ist, so sind's auch die Werke der Griechen. Ihnen hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten gegeben, der ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriß schuf. Freilich ist ihr Horizont nicht weit, er erstreckt sich wenig hinaus über dies Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseins war: von diesem Mittelpunkte aus aber, wie rein sahen sie alle Formen! Sie sahen ihr Dasein als einen Marmor an, dem sie in allen Verhältnissen eine schöne Gestalt geben sollten.

Die Sculptur ist die sicherste Kritik des Echten; sie giebt einheitliche und einige Formen, während die Malerei der Mode dienen kann. Die unsinnigsten Schnörkel, gespitzte Schnürleiber, Reifröcke, enge Schuhe mit Stelzen darunter, ein thurmhoher Kopfputz u. s. w. lassen sich malerisch verwerthen; sie wecken die Imagination, daß sie herab- oder herauf schlüpfe: man versuche es mit der Bildsäule, so hat man das häßliche Unthier von Lüsternheit und gothischem Zwang. Bloßen Witz, feine Beziehung in den Stein zu senken, dazu ist der Stein zu schwer, die Hand zu grob. Für die Plastik ist die Natur wahr, ganz und heilig.

Digitized by Google

Jede Form der Erhabenheit und Schönheit am menſchlichen Körper iſt eigentlich nur Form der Geſundheit, des Lebens, der Kraft in jedem Gliede dieſes kunſtvollen Geſchöpfes: Schönheit iſt nichts anderes als das Durchſcheinen, der ſinnliche Ausdruck innerer Vollkommenheit. Je mehr ein Glied bedeutet, was es bedeuten ſoll, deſto ſchöner iſt's. Alles Häßliche iſt Zweckwidrigkeit, Verkrüppelung. Was die echten Künſtler aus der Natur abſtrahiren, ſind die Grundbuchſtaben der natürlichen Sprache der Seele durch den ganzen Körper.

So leiten Herder's philoſophiſche Studien in das Gebiet über, das ihm recht eigen angehört, das Gebiet der Aeſthetik und der hiſtoriſchen Kritik.

Julian Schmidt.

Beſſere Sonntage für die arbeitenden Klaſſen.

Im nordweſtlichen Deutſchland iſt eine Agitation im Gange, welche darauf ausgeht, eine beſſere Sonntagsruhe, inſonderheit für die arbeitenden, für die dienenden Klaſſen, herbeizuführen. Die Sache iſt zuerſt in Bremen in die Hand genommen worden, wo ſich ein Verein für dieſen Zweck gebildet hat, und verſchiedene andere Städte, beſonders in der Provinz Hannover, ſind bereits nachgefolgt: man hofft daher, daß die Sache in immer weiteren Kreiſen Anklang und Verbreitung finden werde. An der Spitze ſtehen nicht etwa blos Geiſtliche, auch nicht etwa blos Männer von ſogenannter kirchlicher Richtung irgend welcher Art, ſondern es haben ſich Leute der verſchiedenſten Richtungen der Angelegenheit angenommen, und was betont wird, iſt auch nicht das ſpecifiſch kirchliche, ſondern das einfach bürgerliche Intereſſe, nicht ſowohl Herſtellung einer beſſeren Sonntagsheiligung, als einer beſſeren Sonntagsruhe.

Da die Angelegenheit eine mehr als blos lokale oder provincielle Bedeutung hat, da ſie im Gegentheile mit unſeren allgemeinen, namentlich mit den ſocialen Fragen in mehrfachem Zuſammenhange ſteht, ſo mag es verſtattet ſein, ſie auch hier zu erörtern, und — da muß denn zuvörderſt anerkannt werden, daß die Art, wie man die Aufgabe in Bremen und nach Bremen's Vorgange an anderen Orten angefaßt hat, eine überaus praktiſche und den Verhältniſſen angepaßte iſt. Frühere Verſuche dieſer Art, meiſtens von kirchlichen Kreiſen ſpecifiſcher Richtung ausgegangen, ſind wohl hauptſächlich mit daran geſcheitert, daß man ſich an die falſchen Adreſſen gewandt hat. Man ſuchte damals zunächſt auf die Handwerker und Händler einzuwirken und dieſe zu bewegen, daß ſie ein für alle Mal beſchließen ſollten, an Sonn- und Feſttagen ihre Geſchäfte ganz ruhen zu laſſen, ihre Werkſtätten und Läden zu ſchließen.

Digitized by Google

Aber dazu waren diese Leute eben nicht zu bringen und, wie auch scheinen will, aus sehr natürlichen Gründen. Sie antworten: „so lange das Publikum, von welchem wir mit unseren Geschäften, also mit unserer Existenz überhaupt abhängig sind, es nicht unterläßt, an Sonn- und Festtagen uns in Anspruch zu nehmen, so lange sind wir auch nicht im Stande, unsere Arbeiten an den genannten Tagen einzustellen, wie sehr wir auch selbst wünschen möchten es zu können, und das um so weniger, als es schwerlich gelingen wird, alle Gewerbtreibenden und Händler zu dem in Rede stehenden Entschlusse zu bringen. So lange aber mein Nachbar, der mein Concurrent ist, sein Geschäft nicht schließt, bin ich auch nicht in der Lage, es zu thun, denn Kunden sind heutzutage nicht leicht zu gewinnen, und die man hat, muß man eben fest zu halten suchen!" An den hier bezeichneten Umständen hat es gelegen, daß jene früheren Versuche blos „fromme Wünsche" geblieben sind, und diese Erfahrungen hat man sich nun in Bremen zu Nutze gemacht. Man wendet sich gar nicht an die Händler und Handwerker mit einem nicht zu erfüllenden Ansinnen, sondern man wendet sich an das Publikum und sucht dies dahin zu bringen, Handwerker und Händler an den Sonntagen nicht mehr zu belästigen, sowie auch sich selbst und den eigenen Dienstleuten eine größere Sonntagsruhe zu gestatten, soweit es mit den Verhältnissen überhaupt vereinbar ist. Der Bremer Verein wendet sich an „die freiwillige Thätigkeit des Publikums" und verpflichtet seine Mitglieder, „an Sonntagen die Hausarbeit thunlichst zu beschränken, keinerlei Einkäufe im Hause oder in Läden zu machen, die an einem Wochentage besorgt werden können, den Einkauf der nothwendigsten Lebensmittel in der Frühe zu bewerkstelligen und keinen Gewerbtreibenden ohne dringende Noth zur Sonntagsarbeit zu veranlassen." Das sind gewiß sehr mäßige Forderungen, die nur das eben Nothwendige verlangen, und selbst jede billige Rücksicht nehmen, und dazu verpflichten sich dann noch die Mitglieder, für den Zweck des Vereins unter ihren Bekannten zu werben, um auf diese Weise der Sache eine immer weitere Verbreitung zu verschaffen. Wenn überhaupt ein günstiges Resultat erzielt werden soll, so möchte man meinen, es sei auf dem hier eingeschlagenen Wege allein zu erlangen.

Und ganz besonders erscheint es nun als angemessen, daß man die Zwecke des Vereines auf Herbeiführung der Sonntagsruhe beschränkt und den Gesichtspunkt der Heiligung des Sonntags aus dem Spiele gelassen hat. Freilich von den Kreisen aus, welche die Kirchlichkeit ganz besonders für sich in Anspruch nehmen, wird darin wohl eher ein Tadel, als ein Lob gefunden werden, aber bei allem eigenen Interesse, das wir an den kirchlichen Angelegenheiten nehmen, müssen wir doch sagen: sehr mit Unrecht. Einerseits wird der Verein, der in einer kirchlich sehr gemischten Bevölkerung zu arbeiten

Digitized by Google

hat und, wenn er überhaupt an Erfolg denkt, darauf aus ſein muß, die ganze Bevölkerung für ſeine Zwecke zu gewinnen, ſchon eben deshalb am Beſten thun, den kirchlichen Geſichtspunkt ganz bei Seite zu ſetzen und nach dieſer Seite hin das Weitere den kirchlichen Kreiſen ſelbſt zu überlaſſen, und andererſeits kann die Stellung, welche wir zu der Sonntagsfrage überhaupt auch vom chriſtlichen Standpunkte aus einzunehmen haben, doch keineswegs die puritaniſche ſein, welche ganz auf die altjüdiſche Sabbathsordnung zurück ging; gerade vom chriſtlichen Standpunkte aus haben wir eine freiere Stellung auch hier inne zu halten.

Blicken wir nämlich in die Urkunden des Chriſtenthums, wie ſie im Neuen Teſtamente uns vorliegen, ſo tritt uns unverkennbar entgegen, daß der Stifter des Chriſtenthums und ſeine Apoſtel zu dem Sabbathgebote des Dekalogs eine durchaus freie Stellung einnehmen. Jeſus erklärt den ihm und ſeinen Jüngern gemachten Vorwürfen, daß ſie den Sabbath gebrochen hätten, gegenüber geradezu, daß er Herr über den Sabbath ſei, das heißt doch wohl ganz beſtimmt, daß er ſelbſt und die Seinen an das altjüdiſche Sabbathgeſetz nicht mehr könnten gebunden ſein (Luc. 6, 5. Marc. 2, 28. Matth. 12, 8. vergleiche auch das in Joh. 5, 9 ff. und Joh. 9, 16 ff. Verhandelte), wie er denn auch den Geſichtspunkt aufſtellt, daß der Menſch nicht um des Sabbaths willen, ſondern der Sabbath um des Menſchen willen da ſei (Marc. 2, 27), was doch wohl kaum etwas Anderes heißen kann, als daß, in unſerer Sprache ausgedrückt, der Sabbath nur noch eine Frage der Nützlichkeit ſein könne, wenn auch einer Nützlichkeit von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, keineswegs aber eine religiöſe Verpflichtung im eigentlichen Sinne dieſes Wortes, in dem Sinne, wie es eben von den jüdiſchen Schriftgelehrten damaliger Zeit aufgefaßt und Jeſus gegenüber mit abſoluter Unverbrüchlichkeit geltend gemacht wurde. Wollten wir die Stellung Jeſu zu den Sabbathgeſetzen und zu dem Sabbath der Juden überhaupt in eine Formel bringen, ſo könnten wir es vielleicht, nach Analogie anderer Gebotserklärungen, wie er ſie in der Bergrede gegeben hat, ſo ausdrücken: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt den Sabbath heiligen und ſollſt am Sabbath kein Werk thun, weder Du ſelbſt, noch Dein Sohn, noch Deine Tochter u. ſ. w.; ich aber ſage Euch, daß Euer ganzes Leben ſoll Gott, Eurem Vater, zum Dienſte gewidmet ſein, und daß Ihr an jedem Tage Eures Lebens Euch ſelbſt Gott heiligen und von allen böſen Werken ruhen ſollt"; aber daß man in der Gemeinde Jeſu aus dem Sonntage ein neues Sabbathgeſetz machen ſollte, das mit unbedingter Verpflichtung den Menſchen auf die Gewiſſen geladen würde, davon kann bei Jeſus ſo wenig die Rede ſein, daß es vielmehr ganz beſtimmt heißen würde, ſeinen entſchiedenſten Ausſprüchen über den Sabbath widerſprechen und in das von

Digitized by Google

ihm überwundene Judenthum zurückfallen. Auch sagt uns eben dies mit aller Deutlichkeit der Apostel Paulus und warnt vor solchem Rückfalle mit einem Ernste, daß man nicht umhin kann, zu erkennen, der Apostel sieht in demselben sogar einen Abfall vom Christenthume überhaupt. Col. 2, 16 heißt es ausdrücklich: „Lasset Euch Niemand ein Gewissen machen über Speise und Trank oder über bestimmte Feiertage oder Neumonde oder Sabbathe". Gal. 4, 9 f. wird gesagt, es sei ein Rückfall in „die schwachen und dürftigen Satzungen" (eigentlich zu den „Elementen der Welt"), wenn man wieder „Tage und Monate und Feste und Jahreszeiten halten wollte", Röm. 14, 5 wird es in eines Jeden Ermessen gestellt, ob er „einen Tag vor dem andern oder alle Tage gleich halten wolle", alles doch wohl Ausdrücke, welche an den Tag legen, daß auch Paulus im Halten und Heiligen des Sabbaths keine religiöse Verpflichtung mehr erkannte, daß er zu den diese Angelegenheit betreffenden Fragen, wie sie auch zu seiner Zeit aufgestellt wurden, eine durchaus freie Stellung einnahm. Ganz bestimmt gehört für Paulus (Col. 2, 17) auch der Sabbath zu den Geboten des Alten Testamentes, von denen er sagt, daß sie nur der Schatten von dem gewesen seien, das da hätte kommen sollen, während „der Körper jetzt in Christo erschienen sei", und ganz bestimmt muß doch nun auch darauf bestanden werden, daß, wo unter uns die Sonntagsangelegenheit zur Hand genommen wird, man sich halte auf dem Standpunkte, auf welchen wir durch Jesus und seine Apostel gestellt worden sind: das ganze Leben soll ein Gottesdienst sein, nicht blos der Sonntag, und zwar ein Gottesdienst in redlicher Pflichterfüllung; die Sonntagsfrage aber ist lediglich eine Frage der Nützlichkeit, allerdings nicht blos der materiellen Nützlichkeit, sondern auch in Beziehung auf die höheren und höchsten Zwecke des Menschenlebens, auch in Beziehung auf die Bewahrung und Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit hinsichtlich der sittlichen und religiösen Seite ihres Wesens.

Diese Gesichtspunkte zu verlassen, etwa wie es von dem englischen Puritanismus und von der englischen Kirche überhaupt geschehen ist, wäre ein Unglück und verhängnißvoll in Beziehung auf das sittliche, wie auf das religiöse Leben unter uns. Wohin es geführt hat, wenn da ein Tag vor den anderen auserwählt wird, um allen Gottesdienst, d. h. alle Bethätigung des religiösen Lebens in ihn hinein zu verlegen, tritt uns nirgends so deutlich entgegen, als in dem Volke, in welchem dies mit so vieler Genauigkeit und Peinlichkeit geschehen ist: da hatte der Sabbath alle wirkliche Religiosität gewissermaßen in sich hineingesogen und die übrigen Wochentage derselben entledigt, mit der Religiosität dann aber auch die Sittlichkeit, die mit jener in so tiefer und inniger Beziehung steht. Was Jesus den Priestern seiner Zeit vorwirft: „sie wenden lange Gebete vor" und begehen da-

Digitized by Google

neben die ſchlimmſten Thaten, „freſſen die Häuſer der Wittwen und Waiſen", das charakteriſirt dieſen Zuſtand nur zu gut, wo alles religiöſe Leben in Sabbathsdienſt und in Tempeldienſt aufgegangen war, und daher denn auch die Nothwendigkeit, die Bedeutung des Ruhetages auf ſein beſcheidenes Maß, auf das der Nützlichkeit in Beziehung auf den Menſchen, herabzudrücken und die Religiöſität und mit ihr die Sittlichkeit als ihre eigentliche Bethätigung wieder dahin zu verweiſen, wohin ſie gehört, in das tägliche Leben, in den täglichen Verkehr der Menſchen unter einander. Wenn irgend Etwas dazu beigetragen hat, die Arbeit als etwas Profanes erſcheinen zu laſſen und nicht auch als einen Gottesdienſt in redlicher Pflichterfüllung, ja, die Pflichterfüllung im gewöhnlichen Leben herabzudrücken zu einem Stande der Mißachtung, wie ſie dieſelbe am Wenigſten tragen ſollte, ſind es nicht die vielen Feiertage geweſen, welche die Kirche des Mittelalters eingeführt hat und überhaupt die von ihr aufgebrachte Lehre und Meinung, als ob die bloße Anbetung in der Abgeſchiedenheit und im Müßiggange des Kloſters das eigentlich Wohlgefällige und Verdienſtliche ſei vor Gottt?

Einleuchtend iſt, daß der Sonntag auch als bloßer Ruhetag ſeine große Bedeutung hat und auf einem Bedürfniſſe in der menſchlichen Natur beruht, das nun einmal nicht hinweg geleugnet werden kann und ohne ſchlimme Folgen nicht hinweg geleugnet werden darf. Der Menſch bedarf es, auszuruhen von ſeiner Arbeit und zwar nicht blos körperlich, wie Nachts im Schlafe, ſondern auch geiſtig, indem er ſein Gemüth auf andere Dinge richtet, als auf die ſchwere Mühſal und Pflicht, die ihn ſonſt an jedem Morgen in Anſpruch nimmt und an jedem Abend erſt wieder entläßt. Er kann und darf nicht blos ein Rad in einer Maſchine, nicht blos wie ein Laſtthier ſein, das arbeitet, frißt und ſchläft und damit genug hat, er bedarf es, daß er auch als Menſch mit und unter Menſchen lebe, daß er den Werktagsſtaub und -Schmutz nicht blos von ſeinem Körper abwaſche, ſondern auch von ſeiner Seele, daß er auch einmal innerlich frei werde von den Banden einer zwingenden Pflicht, daß er da ſein eigener Herr ſei und nach freiem Ermeſſen ſich ergehen dürfe, er bedarf der geiſtigen Erholung um ſo mehr, als von derſelben nicht blos die innere Geſundheit ſeines Gemüthes, ſondern auch ſeines Körpers mit abhängig iſt, als auch ſeine Nerven, ſeine Muskeln, ſein ganzes leibliches Sein einer ſolchen Ausſpannung und Erfriſchung bedürfen; er hat es als ein geſelliges Weſen nöthig, unter Seinesgleichen zu ſein, nicht blos in der Oede der Werkſtätte oder des Maſchinenhauſes, und zwar frei unter Seinesgleichen in wirklich geſelligem Verkehre, ſo daß er da auch ſeinen Geiſt, ſein Gemüth, ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Scharfſinn walten laſſen könne; er bedarf des Spieles, wo er ſeine geiſtigen und leiblichen Kräfte in Bewegung bringen könne, ohne im ſtrengen Banne des Nutzens und der Nothwendigkeit zu

Digitized by

stehen, mit einem Worte, er bedarf es, daß er auch als Mensch unter Menschen sich fühle, um neu gestärkt und mit neuem Muthe auch wieder an seine Pflichten zu gehen, kurz, er bedarf der Ruhe des Sonntags. Hier gilt die Rechnung nicht, daß sieben mehr ist als sechs, sieben Arbeitstage mehr als sechs Arbeitstage, hier bedürfen die sechs auch des siebenten Tages, aber nicht zur Arbeit, sondern zum Ausruhen, zur Erholung von Seele und Leib und zwar von innen, von der Seele aus, wenn sie selbst auf die Dauer im Stande sein sollen, sich als sechs Arbeitstage in aller Rüstigkeit und Freudigkeit zu bewähren und nicht aus ihnen auch Tage einer schlimmen Ruhe werden sollen, wo Trägheit, Unlust, mürrisches Wesen, wenn nicht gar noch Schlimmeres die Herrschaft führen, nämlich Empörung über das eigene Loos und Haß gegen die Menschen, die es wirklich oder vermeintlich besser haben, als der einen Tag wie alle Tage abgehetzte Arbeiter. Einen großen Theil der schlimmen Nöthe, an denen wir jetzt leiden in Hinsicht auf die arbeitenden Klassen und die weder durch bloße Polizeigesetze, noch durch Suppenanstalten und dergleichen, so wohlthätig sie auch sonst wirken mögen, geheilt und beseitigt werden können, wir verdanken ihn ohne Zweifel dem Umstande, daß man dem Volke vielfach den Ruhetag entzogen hat, daß die heilsame, erquickende, friedliche und Frieden bringende Sonntagsruhe in so vielen Kreisen unsers Volkes abhanden gekommen ist: es ist gar nicht anders möglich, als daß auf diese Weise in den Arbeitern eine Seelen- und Nervenstimmung erzeugt werden muß, die zuletzt gegen Alles sich wendet, was ihr in den Weg kommt, wie das wohl Jeder aus Erfahrung weiß, der es schon empfunden hat, was das heißt, überarbeitet sein und doch keine Ruhe finden vor den immer wieder herankommenden Anforderungen an die erschöpften Kräfte.

Ideale Güter, welcher Art sie auch sein mögen, können nur gepflegt werden, wo Muße ist, wo man Ruhe vor der leiblichen Arbeit hat, und wenn man die Rohheit, die namentlich in den Fabrikgegenden unter der arbeitenden Bevölkerung herrscht, nach ihrem Grunde fragt, sollte sie nicht mit daher kommen, daß dort die Arbeiter schon seit langen Jahrzehnten die Sonntagsruhe haben entbehren müssen? Mancher prächtige Junge, der in der Schule, so lange er sie besuchte, etwas Tüchtiges leistete und an dem, was da getrieben wurde, einen recht eifrigen Antheil nahm, so daß man nach dieser Seite hin Erfreuliches meinte von ihm erwarten zu können, ist später geistig völlig verkommen, wohl gar zuletzt dem Trunke verfallen, weil, oder wenigstens zum Theil mit deshalb — denn da wirken oft viele Ursachen zusammen —, weil ihm im späteren Leben der Ruhetag gefehlt hat, wo er höhere Anliegen hätte pflegen können: das frühere Interesse hielt sich wohl eine Zeit lang bei ihm, er machte auch wohl Versuche es nicht ganz aufzugeben, am Ende ward er es doch müde, denn der völlige Mangel

Digitized by Google

an Muße machte es eben unmöglich. Und ist's denn nicht so, daß die Arbeit und ihr nimmer endender Dienst zuletzt gegen alle höheren Interessen völlig abstumpfen und gleichgiltig machen muß? Ich entsinne mich, vor längeren Jahren einen nun schon heimgegangenen Agitator in offener Versammlung höhnisch ausrufen gehört zu haben: „Was wollt Ihr mit Euren sogenannten Bildungsvereinen? Das sind Schulmeisterkünste und paßt für kleine Kinder! Gebt uns zu essen und daß wir auch unser Leben genießen können: weiter wollen wir Nichts, und das ist die ganze sociale Frage, alles Andere ist Schwindel!" Roh, roh; ganz gewiß, im höchsten Grade abscheulich, aber muß es nicht dahin führen, wenn ein Mensch gar keine Muße mehr hat, um auch einmal seine Blicke von der Arbeit empor und auf höhere Dinge zu richten? muß es nicht dahin führen, wenn der eiserne Arm der Maschine den Menschen gar nicht losläßt, muß da sein Sinn nicht ganz nur selbstsüchtig und nur auf das ihm Zunächstliegende, auf Brod und Sinnengenuß gerichtet werden, zumal die Arbeit, die ihn vereinzelt und von der ernsten Beschäftigung mit allgemein-menschlichen Dingen abhält, ihn doch nicht hindert, seine Gedanken spazieren gehen zu lassen in Regionen, in die ein vereinsamter und müßiger Sinn nur zu leicht sich verliert?

Ganz gewiß ist mit der Sonntagsruhe nicht Alles gethan, ganz gewiß muß noch sehr viel Anderes geschehen, wenn auch selbst die Sonntagsruhe wirklich ersprießlich wirken soll, und wir sind nicht solche Schwärmer, die von dieser einen Maßregel Wunderdinge erwarten möchten; ganz gewiß ist es noth, daß an unser Volk auch an den Sonntagen die idealen Güter herangebracht werden müssen, aber ohne die Sonntagsruhe geht es überhaupt nicht, sie ist die Vorbedingung, wenn ein Besseres in den Schichten des Volkes angeregt und gepflegt werden soll, die es hier von einem Theile ihrer Arbeit zu entlasten gilt, und deshalb thut der Bremer Verein ohne Zweifel Etwas, was nöthig und dem man nur gedeihlichen Fortgang wünschen kann, zumal es auch einleuchten muß, daß hier mit äußerlichen, polizeimäßigen Maßregeln Nichts gethan ist, daß die Sonntagsruhe nicht ein neues Gesetz sein darf, dem das Volksbewußtsein theilnahmlos oder gar widerwillig gegenüber stände, sondern eine neue Sitte, die aus dem Volksbewußtsein herauswächst und deshalb nur entstehen kann, wenn es gelingt, eine bessere Ueberzeugung hinsichtlich der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Sonntagsruhe im Volke zu verbreiten.

Was, hat man gefragt, sollen die Leute denn aber an den Sonntagen thun, wenn sie da völlig freie Zeit haben und keine weitere Pflicht sie bindet? Werden sie die ihnen gewährte Ruhe und Muße nicht mißbrauchen? werden sie nicht in die Wirthshäuser gehen und ihr Geld verthun? wird das Uebel nicht noch ärger werden? „Meine Fabrikarbeiter," sagt der Fabrikant, „werden den freien Sonntag zu den ärgerlichsten Dingen, aber am wenigsten dazu ge-

Digitized by Google

brauchen, wozu Ihr Idealisten ihn gebraucht wissen wollt." „Ich habe so und so viele junge Leute auf meinem Comptoir oder in meinem Laden" — sagt der Kaufmann und Händler — „nimmt sie am Sonntage das Geschäft gar nicht mehr in Anspruch, seid versichert, sie thun, was Euch am Wenigsten lieb ist, sie suchen die Kneipen auf und ruiniren sich physisch und moralisch vor der Zeit; nur dadurch, daß wir sie an das Geschäft binden, können wir sie auch Sonntags noch unter Aufsicht haben!" „Und meine Knechte und Mägde," sagt der Oekonom oder die Hausfrau, „das würde eine schöne Geschichte werden, wenn es von denen hieße: Ihr könnt jetzt an den Sonntagen gehen, wohin Ihr mögt! sie sind oft so schon träge und nachlässig genug, man braucht ihnen nicht noch mehr anzugewöhnen, daß sie freie Zeit haben müssen!" Gewiß liegt nun in diesen Einreden eine beachtenswerthe Wahrheit, sie reden eben aus den bestehenden Verhältnissen heraus, aber es ist damit doch nur dies gesagt, daß es die Sonntagsruhe für sich allein nicht thut, daß noch vieles Andere hinzukommen muß, wenn sie segensreich wirken soll.

Daß Ihre Mägde, verehrte Frau, oder Ihre Knechte, mein Herr Amtmann, schöne Dinge anrichten würden, wenn dieselben an den Sonntagen sich selbst überlassen werden sollten, das glauben wir gern, aber wer sagt denn, daß Sie dieselben sich selbst überlassen, daß Sie sie nicht vielmehr auch an den Sonntagen unter Ihrer Obhut behalten sollen? Das Amt der Hausfrau und des Hausherrn hat auch an den Sonntagen gewiß nicht zu ruhen, und wenn Sie die Güte haben wollten, Sich selbst an diesen Tagen um das geistige Wohl Ihres Gesindes ein wenig liebevoll und ohne Frömmelei zu bekümmern, seinen Segen würde das auch schon nicht blos Ihrem Gesinde, sondern auch Ihrem ganzen Hauswesen auch für die Wochentage bringen. Wenn Sonntags die Arbeit ruht, da braucht doch die Hausordnung noch nicht zu ruhen und ein menschliches und christliches Zusammenleben noch viel weniger. Wenn gerade an Sonntagen zwischen Herrschaft und Gesinde ein innigeres Gemeinschaftsleben, das gar nicht die Schranken der da gebotenen Unterordnung und des nöthigen Respectes einzureißen brauchte, entstehen wollte, so wäre das ganz gewiß nicht zu tadeln, sondern wir meinen, gerade da läge die Hilfe, wodurch der Sonntag mit seinem Ruhen von der Arbeit zu einem rechten Weihetage werden könnte. Menschen sind die Arbeiter doch auch und Christen dazu, und der socialistische Ruf nach Ausgleichung der Unterschiede zwischen den Menschen würde vielleicht weniger laut ertönen, wenn hier eine solche Ausgleichung stattfinden sollte, wie wir sie da im Sinne haben. Die Leute sind meistens sehr dankbar, wenn sie sehen, daß man sich in Liebe um sie bemüht, warum diese Liebe nicht verdienen wollen, wo es doch so nahe liegt, sich so zu bemühen? Und ganz dasselbe möchten wir Ihnen sagen, Herr Handwerksmeister, oder Herr Commerzienrath, oder Herr Fabrikbesitzer und

Digitized by Google

wer Sie ſonſt ſein mögen, die arbeitende Leute unter ihren Händen haben: es iſt gar nicht geſagt, daß Sie am Sonntage Ihre Hände von den Leuten abziehen und ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſollen, namentlich ſo lange dieſe Leute jung ſind und es bedürfen, daß ein Auge theilnehmend über ihnen wacht und eine Hand in wirklicher Liebe ſie leite! Solche Einrichtungen, wo die jungen Leute an den Sonntagen eine angemeſſene Erholung finden, eine ſolche, die für ſie auch zugleich eine ſittliche Förderung wäre, wenigſtens ein ſittlicher Halt, Einrichtungen, wo ſie auch das fänden, was der Arbeiter eben ſo gut bedarf wie jeder andere Menſch, Geſelligkeit und einen ſpielenden Zeitvertreib, der auch in etwas Beſſerem beſtände als in den leidigen Karten, ließen ſich ja doch treffen, wenn diejenigen, die es angeht, nur mit allem ernſten Intereſſe ſich derſelben annehmen wollten, ja, ſolche Einrichtungen ſind ſchon vielfach getroffen und nicht ſelten von den Arbeitern ſelbſt, wenn ſich deren Vorgeſetzte und Brodherren der Denge nicht annehmen. Wir haben unſere Arbeiterbildungsvereine, und der Verfaſſer, der ſeit mehreren Jahrzehnten in einem ſolchen nach Kräften gearbeitet hat, weiß, wie viel durch dieſelben zur wirklich ſittlichen Bildung des Volkes und namentlich zur würdigen Ausfüllung der Sonntagsruhe geleiſtet werden kann, wenn die Sache mit Liebe und mit Beſonnenheit angefaßt wird; man hat hier und da auch ſchon ſogenannte Lehrlingsabende eingerichtet, wo eben den Lehrlingen der Handwerker an den Sonntagsabenden paſſende Unterhaltung und Geſelligkeit geboten wird und die auch bereits gute Früchte getragen haben — ſollten ſolche Einrichtungen ſich nicht auch für andere Klaſſen der arbeitenden Leute treffen laſſen je nach Bedürfniß, wenn nur eben die Meiſter, Lehrherren und Principale ſich darum ernſtlich bemühen wollten? Wie vortrefflich ſind Geſellen-, Jünglings- und andere Vereine in katholiſchen Gegenden für ultramontane Zwecke gediehen, weil die, die jene Zwecke hatten, mit Ernſt und Eifer ans Werk gegangen ſind, und ſollte dergleichen bei uns und für die ſittlichen Zwecke, die es gilt, ſich nicht auch erlangen laſſen, wenn die Herren dazu thun, und freilich mehr dazu thun wollten, als blos ein paar Thaler in die Vereinskaſſe zahlen? Gearbeitet muß hier freilich werden, aber wo ginge es denn ohne ernſte Arbeit und Anſtrengung? Gleicht auf dem Wege friedlicher Verſtändigung und wirklich freundlicher Theilnahme die klaffenden Gegenſätze aus, die uns jetzt ſo viel Sorgen bereiten, ehe es zu ſpät iſt und ſie uns alle verſchlingen. Die Bremer Agitation für Sonntagsruhe hat in der That eine große Tragweite oder kann ſie wenigſtens haben.

Göttingen. Dr. Brandes.

Digitized by Google

Die Ausgrabungen zu Pergamon.

Wenige Wochen, nachdem diese Zeitschrift ihre Leser über die Erwerbungen des Berliner Museums aus Pergamon unterrichtet hatte, ist die amtliche Publication über die Ergebnisse der Ausgrabungen als Separatabdruck aus dem „Jahrbuche der preußischen Kunstsammlungen" erschienen.*) Mit Recht ist sie als ein vorläufiger Bericht bezeichnet, denn die volle Verarbeitung des überreichen kunstwissenschaftlichen und epigraphischen Materiales durch die Nächstbetheiligten wird noch manche Jahre in Anspruch nehmen, und selbst die vollständige bildliche Veröffentlichung der Sculpturen wird mit Recht dem Zeitpunkte vorbehalten bleiben, in welchem das gesammte Material gereinigt und aufgestellt, und eine hinreichende Klarheit über die Zusammengehörigkeit und Reihenfolge der einzelnen Reliefplatten erreicht sein wird. „Das Gewonnene übersichtlich zu schildern, so weit es in der Schnelligkeit, welche die Ungeduld der allgemeinen Theilnahme an diesen Funden fordert, möglich sein wird, ist die Absicht dieser vorläufigen Nachricht, zu der sich alle an den Ausgrabungsarbeiten Betheiligten vereinigt haben." Mit diesen Worten wird der Charakter der vorliegenden Publication in der Einleitung bezeichnet. Letztere bezeichnet den Gesichtspunkt, von dem aus der hohe Werth der Funde zu bemessen ist. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben den Zusammenhang der früher als eine glückliche Insel im Völkerschaffen des Alterthums angesehenen Kunstblüthe Griechenlands mit ihr vorangehenden und auf sie folgenden Entwickelungsperioden mehr und mehr erkennen lassen, sie haben gewisse feste Punkte geschaffen, welche die Richtung der Entwickelung markiren. Aber für die hellenistische Epoche, die Zeit der Nachblüthe unter den Diadochen, fehlte es bisher noch „an einem großen monumentalen und mit der Fülle mannichfachen bildlichen Schmuckes ausgestatteten Werke, welches nach Ort und Zeit fest bestimmbar wie der Parthenon für das fünfte Jahrhundert, so für den Zeitraum um 200 vor Christo einen Sammelpunkt für das Vereinzelte, das wir ja meist nur besitzen, bilden konnte. Einen solchen Grundstein für den Aufbau der Kunstgeschichte hellenistischer Zeit uns gegeben zu haben, ist das werthvolle Hauptergebniß der deutschen Ausgrabungen auf der Akropolis von Pergamon."

Der Einleitung folgt die Geschichte der Unternehmung aus der Feder Carl Humann's. Nach Darlegung der unseren Lesern im Wesentlichen bekannten Vorgeschichte geht er an der Hand der beigegebenen, von ihm selbst

*) Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. Vorläufiger Bericht von A. Conze, C. Humann, R. Bohn, H. Stiller, G. Lolling und O. Raschdorff. Mit sieben Tafeln. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Digitized by Google

im Maßstabe 1 : 1000 aufgenommenen und hier auf 1 : 10 000 reducirten Situationskarte auf die specielle Schilderung der Akropolis ein. Aus jeder Zeile leuchtet die außerordentliche Befähigung Humann's für topographische Forschung hervor, die er mit Recht als sein eigentliches Gebiet mündlich oft bezeichnet hat. Dann folgt in lebendigster, fesselndster Darstellung die Geschichte der Ausgrabung selbst mit all' ihren Schwierigkeiten, den mühsamen Landtransporten vom Berge herab durch den Schlamm des Kaikosthales, der oft von Stürmen behinderten Einschiffung der Kisten, der häufigen immer willig ertragenen Nachtarbeiten. Mit Worten warmer Anerkennung gedenkt dieser Bericht „der langen Kette von Männern, welche mitgewirkt haben" an dem großen Werke, der Gelehrten, Künstler und Techniker, der Beamten und Seeofficiere, und schließt mit dem herzlichsten Danke gegen sie Alle, insbesondere gegen Conze, von dem Humann in den Schlußworten sagt: „Er ist nach meiner doch etwas maßgebenden Ansicht der eigentliche Durchführer des glücklichen Unternehmens gewesen."

Die Reihe der wissenschaftlichen Arbeiten eröffnet R. Bohn mit architektonischen Erläuterungen zur Lage und Construction des großen Altars. Die Leser sind über die allgemeine Anordnung desselben unterrichtet; abweichend von der Dastellung unseres Berichterstatters ist lediglich die Annahme einer die auf dem Unterbau des Altares umlaufenden Säulengänge nach der Innenseite abschließenden Wand, an der sich, dem Altare zugewendet, der „Telephosfries" befunden haben möchte. Die Untersuchungen Bohn's haben dazu geführt, als den Maßstab, nach welchem der Altar erbaut wurde, den aus Egypten importirten philetärischen Fuß = 0,35 Meter, zu ermitteln, der wie es scheint in der Diadochenzeit allgemeiner üblich war. Für spätere Forschungen auf verwandtem Gebiete wird diese Wahrnehmung von Wichtigkeit bleiben. Den Erläuterungen ist, in den Text gedruckt, der Grundriß der Fundamente beigegeben, aus welchem auch die generelle Disposition des in dieselben eingebaut gefundenen älteren Wohnhauses hervorgeht; ferner ein Schnitt durch die Aufgangstreppe, aus welchem das ganze System des Aufbaues ersichtlich wird. Die zweite Tafel fügt hierzu eine malerisch gehaltene Perspective, die den Altarbau mit seiner nachweislichen und muthmaßlichen Umgebung darstellt, dem Augustustempel im Hintergrunde zur Rechten, und dem Heiligthume der Athena Polias, welches mit vieler Wahrscheinlichkeit unmittelbar auf der nördlichen den Altarplatz begrenzenden Terrasse zu suchen ist.

Ueber die Reliefs der Gigantomachie berichtet A. Conze. An der Hand der Indicien, des Zusammenpassens der Platten oder ihrer Verklammerungen, der im Gesimse befindlichen Götternamen, der charakteristischen Merkmale, versucht er eine theilweise Zusammenfassung des Frieses, welche für die linke

Digitized by Google

Treppenwange als völlig abgeschlossen gelungen ist. Seit Abfassung des Textes ist die Untersuchung bereits weiter fortgeschritten, Dank der vielseitigen Beobachtung, welche den Funden von der zünftigen und nichtzünftigen Gelehrten- und Künstlerwelt geschenkt wird, und nicht zum Kleinsten der außerordentlichen Findigkeit des mit der technischen Zusammenstellung betrauten Bildhauers Freres, unter dessen Händen ganze Figuren aus vielen Dutzenden von Fragmenten wieder zusammenwachsen. Die Zusammengehörigkeit der Zeusgruppe mit der der Athena als Pendants spricht Conze auch hier, wie in seinem ersten Berichte in der Akademie der Wissenschaften, wieder aus, weist aber nach, daß die von Lübke aufgestellte Vermuthung, wonach diese beiden Gruppen als Pendants zu beiden Seiten der Treppe gesessen haben möchten („Nord und Süd", XIII, Seite 238), nicht zutreffen kann. Referent ist der Ansicht, daß die Auffassung beider Gruppen als Pendants, wenigstens in dem Sinne, daß sie auf ein- und derselben Seite des Altars befindlich gewesen, sich nicht als haltbar erweisen wird.

Dem kleinen Friese und den sonstigen auf den Altar zu beziehenden statuarischen Funden wird eine nur kurze Besprechung zu Theil; sie liegen fast sämmtlich noch ungereinigt am Boden, und man wird eine Würdigung derselben bis zu geeigneter Zeit verschieben müssen. Für das Verständniß der Composition sind im Texte skizzenhaft gehaltene Zeichnungen der Friesplatten gegeben, während Tafel III und IV in Holzschnitt die Zeus- und Athenagruppe, Tafel V einen Giganten der linken Treppenwange in Lichtdruck bringen.

Conze bespricht sodann die Inschriften beim Altarbau. Sie werden dem provisorischen Charakter der Publication gemäß meist nur in Currentschrift wiedergegeben. Eine große Anzahl bezieht sich auf Athena und bestätigt die auch anderweitig gewonnene Annahme über die oben erwähnte Lage des Athenaheiligthums in der Nähe des Altarbaues. Bei der auf drei Blöcken gefundenen Inschrift „. . . Sohn des Königs Attalos dem Zeus und der siegbringenden Athena", welche von Vielen als dem Altarbau zugehörig und seinen Erbauer bezeichnend angesehen wird, scheint Conze kein hinlänglicher Grund vorzuliegen, etwa bestimmt an den Altarbau zu denken. Daß Eumenes II. der Erbauer war, ist ihm gleichwohl aus anderen Gründen sicher. Von ganz besonderm Werthe erscheint ihm eine Gruppe von Inschriften, die sich auf das von Plinius erwähnte Monument beziehen, welches die Schlachten des Attalos und Eumenes gegen die Gallier darstellte, und das von den bei Plinius unter den Broncebildern genannten Künstlern Isigonos, Phyromachos, Stratonikos und Antigonos gefertigt war. In der That liegen in den aufgefundenen Platten, von denen die eine die Standspuren zweier Broncefüße enthält, Theile jenes großen Monumentes vor. Eine andere

Digitized by Google

dieſer Platten, welche dem Portrait des Königs Attalos zur Baſis gedient hat, trägt die Inſchrift: „König Attalos. Epigenes und die Feldherren und Soldaten, welche in den Schlachten gegen die Galater und den Antiochos mitgekämpft haben, ſtellten dies auf als ein Dankgeſchenk an Zeus (und) Athena. Werke des . . . . gonos.“ Den Künſtlernamen wird man als einen der bei Plinius genannten ergänzen dürfen.

Herrmann Stiller und Otto Raſchdorff berichten über ihre Unterſuchungen am Auguſtustempel. Sie ergeben, daß das früher für den Tempel der Athena Polias ausgegebene Heiligthum, das jetzt mit Sicherheit als das auf den pergameniſchen Münzen dargeſtellte Wahrzeichen der Stadt, als der im Jahre 29 vor Chriſto erbaute Tempel des Auguſtus zu bezeichnen iſt, aus einem auf drei Seiten von einer Hallenanlage umgebenen peripteralen Bau beſtand, deſſen Vorder- und Hinterfront je ſechs, deſſen Längsſeiten je neun Säulen beſaßen. Eine breite Treppenanlage führte zur Plattform des Tempels hinauf, von der man den Pronaos und die dahinter liegende Cella betrat. Ein Opiſthodom hatte der Tempel nicht. Das korinthiſche Schema der Säulen und beſonders des Gebälkes zeigen von dem in der claſſiſchen Zeit üblichen ſehr weſentliche Abweichungen: der Architrav iſt zweitheilig; der darüber liegende Fries iſt in enge tektoniſche Beziehung zu dem darüber befindlichen Geſimſe geſetzt, inſofern den balkenartigen Conſolen des Letzteren fein geſchwungene, hinter einem Blatte ſich entwickelnde Conſolen am Frieſe entſprechen. Zwiſchen dieſen nach oben gerichteten Conſolen bilden Meduſenhäupter mit lang herunterhängenden freien Haarlocken einen ſehr eigenartigen metopenähnlichen Schmuck. Die Akroterien der Mitte und der Seiten waren als derb gearbeitete Blätterkelche behandelt; aus denen der Seiten erhob ſich eine auf einer Kugel ſchwebende Victoria. Die Länge des Peribolos betrug rund 27 Meter, die Breite 18 Meter; die Höhe des Bauwerkes von der unterſten Stufe bis zur Oberkante der Geſimsplatte rund 15 Meter.

Die umgebenden Hallenbauten zeigten ebenfalls das korinthiſche Schema in freier Behandlung. Die Capitelle ähneln denen vom Thurm der Winde in Athen; wie dieſe haben ſie eine untere Reihe von Akanthosblättern und eine obere von Schilfblättern und keine Voluten.

Vor der die Hinterſeite abſchließenden Halle waren zwei ausgedehnte Ruheſitze angeordnet, deren eine, in Form einer halbrunden mit Broncestatuen geſchmückten Exedra, laut Inſchrift von Attalos II. geſtiftet ward. Die weſentlich gute Erhaltung und die Feinheit der Formen haben die Veranlaſſung gegeben, dieſen kleinen Bau vollſtändig nach Berlin überzuführen.

Von dem Tempel ſelbſt war nichts als der Kern des Unterbaues in urſprünglicher Lage erhalten, eine Subſtruction von mächtigen Gußmauergewölben. So mußte die Reconſtruction des Bauwerkes ſich lediglich an die

Digitized by Google

Fundamente der Stützen und Mauern halten und an die verstreuten Bauglieder. In den Text eingedruckte Holzschnitte verdeutlichen die Anlage in Grundriß, Durchschnitt und architektonischem System, während Tafel VI eine malerische Perspective derselben, Blatt VII die von Raschdorff gezeichnete, in trefflichem Kupferlichtdruck der Reichsdruckerei wiedergegebene Perspective eines Theiles der umgebenden Hallen mit der Exedra des Attalos bringt.

Eine von einer Grundrißskizze begleitete Arbeit R. Bohn's über das auf der südöstlichen Burgterrasse aufgefundene Gymnasion schließt die Reihe der architektonischen Studien. Wie aus den im folgenden Abschnitte von G. Lolling veröffentlichten, auf den Bau und seine Bewohner bezüglichen Inschriften hervorgeht, war es das Gymnasion der jungen Bürger der Stadt Pergamon, wo wie in anderen kleinasiatischen Städten die an den Uebungen der Gymnasien Theilnehmenden in Knaben, Jünglinge (Epheben) und junge Bürger zerfielen. Es ist eine weiträumige Anlage, deren großer auf drei Seiten von korinthischen Säulenhallen begrenzter Hof die Länge von über 74 Meter bei mehr als 35 Meter Tiefe besitzt. Im Nordwesten schließen sich demselben Bauanlagen an, deren Bestimmung noch nicht aufgeklärt ist, so namentlich ein großer halbkreisförmiger Bau von etwa 36 Meter Durchmesser; östlich grenzt an die Halle des Hofes ein großer Gebäudecomplex, kleinere Gemächer und größere Säle in Conchen endigend oder mit Nischen ausgestattet und einst mit reicher verschiedenartiger Marmorincrustirung geschmückt. Die Bauweise wie der Charakter der auf dem Friese befindlichen, theilweise erhaltenen Dedicationsinschrift weisen den Bau der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu.

Zum Schlusse nimmt A. Conze noch einmal das Wort, um, im Wesentlichen nach einem Berichte von R. Bohn, dasjenige anzudeuten, was einer weitern Untersuchung noch vorbehalten bleibt, für welches indessen bereits jetzt durch rasche messende und photographische Aufnahmen die Möglichkeit weiterer Resultate nachgewiesen werden sollte. „Neben unserer nächsten Aufgabe schwebte uns bald eine umfassende Endaufgabe vor, der wir wenigstens vorbereitend schon jetzt zustreben konnten, und welche den Vorsatz nährte, auf lange hin, wie es uns gegeben sein möchte, Pergamon nicht außer Augen zu lassen. Das topographisch-monumentale Bild der alten Stadt in den verschiedenen Phasen ihres Bestehens ist in festeren Zügen, als frühere Zerrbilder und Skizzen es bieten, nach und nach herauszuarbeiten."

Wie bekannt, sind diese Worte nicht ein frommer Wunsch geblieben. Rüstig und mit bestem Erfolge arbeitet Carl Humann wieder am neubegonnenen Werke, und in wenigen Wochen wird ihm Baumeister Bohn folgen, um sich den architektonischen Aufnahmen zu widmen. Als Objecte

Digitized by Google

wünſchenswerther Aufklärung bezeichnet das Schlußwort das Theater, heutzutage die Grube der Steinbrecher, wo man nur hineinzukriechen braucht, um die alten Marmorſeſſel noch an ihrem Platze zu erkennen; ferner die Befeſtigungsanlagen mit ihren verſchiedenen Weiſen des Mauerbaues; die Anlagen des Asklepieions, das für den berühmten Curort eine beſondere Bedeutung beſaß; das Amphitheater aus dem Anfange des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts; die ſogenannte Baſilika mit ihrem mächtigen Vorplatze, für deſſen Anlage der Selinos durch zwei parallele Tonnengewölbe von 181 bez. 195 Meter Länge überbrückt wurde; endlich eine ganze Reihe noch nicht näher zu bezeichnender in ihrer Eigenart hochintereſſanter Bauwerke.

Der hier gegebene Auszug vermag die Lectüre des Werkes ſelbſt keineswegs entbehrlich zu machen; auch der Laie wird der im Ganzen populär gehaltenen, überall lebendigen Darſtellung mit Freude und Genuß folgen. Darf ein Tadel an dieſer Stelle ausgeſprochen werden, ſo kann ſich ſolcher nur auf die Wahl des Papieres beziehen. Das koſtbare dicke Büttenpapier, welches gewählt wurde, macht freilich einen außerordentlich vornehmen Eindruck, aber dem Illuſtrationsdrucke iſt es überaus ungünſtig geweſen. Soweit ein Erkennen überhaupt möglich iſt, ſcheinen die Holzſtöcke im Texte und auf den Tafeln gut und ſauber hergeſtellt zu ſein. Aber kein noch ſo geübter Illuſtrationsdrucker wird mit beſthinterlegter Walze im Stande ſein, auf dieſem Papiere einen erträglichen Abdruck zu liefern. Selbſt das Satiniren der Tafeln hat hier nicht viel mehr helfen können. —r.

Römiſches Recht und deutſches Staatsrecht.*)

Indeß dem minutiöſeſten Detail des römiſchen und älteren germaniſchen Rechtes von unſeren wiſſenſchaftlichen Forſchern ein unermüdlicher Fleiß zugewendet und oft an rein antiquariſche Kleinigkeiten großer Scharfſinn in nutzloſer Weiſe vergeudet wird, iſt die Entwickelung unſers öffentlichen Rechtes nur in verhältnißmäßig geringem Maße Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung geworden. Und bis zur Stunde nimmt ja auf den deutſchen Hochſchulen das Staatsrecht gegenüber ſeinen bevorzugten Schweſtern, ſpeciell dem römiſchen Rechte, eine kümmerliche Stellung ein. Es iſt kein Zweifel, daß dieſer Uebelſtand hauptſächlich durch den traurigen Zuſtand unſerer deutſchen Staatsverhältniſſe verurſacht war. Nunmehr, nachdem das deutſche Staatsrecht

*) Laband, Ueber die Bedeutung des römiſchen Rechtes für das deutſche Staatsrecht. Rede gehalten bei der Uebernahme des Rectorates der Kaiſer-Wilhelms-Univerſität Straßburg, Trübner.

Digitized by Google

endlich „das ihm unentbehrliche Object: den deutſchen Staat" gewonnen hat, wird ſich dies hoffentlich ändern und das ungerechtfertigte Uebermaß romaniſtiſcher Arbeit, das die Univerſitätsbildung unſerer jungen Juriſten bis jetzt charakteriſirte, auf ſeinen richtigen Umfang reducirt werden.

Wenn die Achtung vor dem deutſchen Staatsrechte, das bis jetzt nicht viel mehr war als ein Conglomerat politiſcher Redensarten, neuerdings ſchon weſentlich zugenommen hat, ſo iſt das in erſter Linie dem ausgezeichneten Staatsrechte des deutſchen Reiches von Laband zu danken, deſſen Verdienſte um das deutſche Staatsrecht inzwiſchen auch wohlverdiente Anerkennung durch ſeine Berufung in den Staatsrath des Reichslandes gefunden haben. Die Rectoratsrede des Straßburger Rechtslehrers führt uns in die ältere Literaturgeſchichte des deutſchen Staatsrechtes zurück und behandelt anknüpfend an die erſte ſyſtematiſche Darſtellung des deutſches Staatsrechtes von dem Elſäſſer Dr. Petrus von Andlau aus dem fünfzehnten Jahrhundert (1460) den Einfluß des römiſchen Rechtes auf das deutſche Staatsrecht. Laband kommt dabei zu dem Reſultate: „die Entwickelung des abſoluten Staates und die Reception des römiſchen Rechtes ſind in Deutſchland ein- und derſelbe Vorgang." „Das römiſche Recht zieht gleichzeitig mit der Bureaukratie ein und begräbt ebenſowohl das nationale Privat- und Strafrecht wie das Staats- und Verwaltungsrecht des Mittelalters unter dem Schutte des zuſammenſtürzenden Feudalſtaates." Das römiſche Recht konnte nur recipirt werden, weil die deutſchen Staatseinrichtungen und mit ihnen der Rechtsſchutz in tiefen Verfall gerathen waren. „Die Gerichtsverfaſſung war in Verfall gerathen, weil die Staatsverfaſſung, deren Beſtandtheil ſie iſt, ſich überlebt hatte; die Handhabung des Rechtsſchutzes war unwirkſam geworden, weil die Staatsgewalt, deren Aeußerung ſie iſt, erlahmt war." In dieſer Periode recipirten nicht das Volk, ſondern die Juriſten das fremde Recht; das deutſche Volk iſt der civiliſtiſchen Jurisprudenz allezeit abhold geblieben und der einzige Grund, weshalb die Reception des fremden Rechtes nicht an dem Widerwillen des Volkes ſcheiterte, weshalb man ſich dieſes unſympathiſche Recht überhaupt gefallen ließ, war die Hoffnung, vermittelſt deſſelben zu einem geſicherteren Rechtsſchutze zu gelangen, als welchen die alte Staats- und Gerichtsverfaſſung bot. Derjenige Theil des Reiches, der ſich gerade in jener Periode von Kaiſer und Reich trennte und zu nationaler Selbſtändigkeit und ſtaatlicher Ordnung aus eigener Kraft emporſchwang, die Schweiz, lehnte auch das fremde Recht ab. „Das von der hiſtoriſchen Schule aufgeſtellte Dogma, daß das Volk den Inhalt des römiſchen Rechtsbuches zu einem Beſtandtheile ſeiner inneren, nationalen Rechtsüberzeugung gemacht und daß die Aufnahme der antiken Kultur im Zeitalter der Humaniſten und unter ihrem Einfluſſe auch auf das antike Recht ſich

Digitized by Google

erſtreckt habe, iſt von wirklich hiſtoriſchen Unterſuchungen als ein Trugbild dargethan worden und iſt an und für ſich unmöglich." „Ein ſolches Recht wie das römiſche — in ſich widerſpruchsvoll und controvers, gelehrt und auf kunſtreicher juriſtiſcher Abſtraction beruhend — iſt überhaupt unfähig, zum Gewohnheitsrechte, zur nationalen Rechtsüberzeugung zu werden, am wenigſten bei einem Volke mit einem ſelbſtändigen, auf anderen Grundlagen beruhenden, reich entwickelten und entwickelungsfähigen Rechte, bei einem Volke, das die Sprache des Corpus Juris nicht verſteht und noch viel weniger ſeine Kunſtausdrücke, bei einem Volke, dem für ſehr viele der im Corpus Juris geregelten Rechtsverhältniſſe jede Anſchauung mangelt." Ueber das durch das römiſche Recht verdrängte deutſche Recht dagegen urtheilt Laband: „das mittelalterliche Privatrecht iſt ein ebenſo reich entwickeltes, ebenſo vollſtändiges, ebenſo den wirthſchaftlichen Bedürfniſſen entſprechendes, wie das römiſche Recht", wogegen über letzteres folgendes ganz richtige Verdict gefällt wird: „neben einem vorzüglich entwickelten Obligationenrecht ein unbrauchbares Pfandrecht, ein die Sicherheit aller Beſitzverhältniſſe gefährdendes Recht des Grundeigenthumes und der Mobilienvindication, ein allen Lebensgewohnheiten und nationalen Anſchauungen widerſprechendes Familienrecht."

Das Staatsrecht aber gerieth durch das Ueberwuchern der romaniſchen Jurisprudenz und den damit in urſächlichem Zuſammenhange ſtehenden Niedergang des deutſchen Reiches gänzlich in Verfall; Jahrhunderte lang finden wir keine einzige literariſche Leiſtung mehr auf dieſem Gebiete. Denn man erkannte doch, daß zwar die Sätze des römiſchen Privatrechtes und auch dieſe vielfach nur auf die gezwungenſte Weiſe ſich dem deutſchen Leben anpaſſen ließen, nicht aber die für ganz andere Verhältniſſe beſtimmten Sätze des öffentlichen Rechtes. „Der in Schutt und Trümmer zerfallende Staat des Mittelalters war kein Object für friſche Geiſtesarbeit; die in ihm verwirklichte Idee hatte ſich ausgelebt, die Aufgabe des Zeitalters beſtand in dem Abbruche des einſt ſo formenſchönen Baues." Als dann wieder eine Wiſſenſchaft vom Staate ſich entwickelte, „beſchäftigte man ſich nicht mit einem beſtimmten, gegebenen Staate, ſondern mit dem Staate an ſich; man entwickelte eine für alle wirklich vorhandenen Staaten paſſende, aber keinem entnommene Staatsdoctrin, oder mit anderen Worten: es entſtand die Wiſſenſchaft des allgemeinen Staatsrechtes." „Die Staatsrechtslehrer ſchrieben nicht mehr de lege lata, ſondern de lege ferenda und ſie waren um ſo angeſehener und einflußreicher, je mehr ſie Politik und Staatsrecht durch einander mengten." Erſt jetzt iſt dieſe Periode überwunden; „die feſten Grundlagen für eine juriſtiſche Behandlung des modernen Staates ſind wieder vorhanden; der von der Wiſſenſchaft der Politik von neuem emancipirten Staatsrechtslehre iſt eine neue lohnende Aufgabe zugewieſen."

Digitized by Google

Möge beiden — der deutschen Staatsrechtswissenschaft und dem deutschen Staate —, so schließen wir mit den Worten des hochverdienten Verfassers der gehaltvollen Abhandlung, deren wichtigste Sätze wir oben dem Leser vorgeführt, — „möge beiden eine lange glückliche Periode der Blüthe beschieden sein!"

Ein Brief der Madame de Staël.

Mitgetheilt von Heinrich Heidenheimer.

In einer Beleuchtung des Charakters und der Schriften der Madame de Staël*) hat deren Tochter, Madame Necker de Saussure, eine Aeußerung ihrer Mutter wiedergegeben: sie habe keinerlei Sorgfalt mehr auf ihre Briefe verwandt, seitdem sie, ganz offen, darnach gestrebt, durch ihre Werke berühmt zu werden.

Die Richtigkeit und uneingeschränkte Wahrheit dieses Ausspruches könnte erst eine, bis jetzt noch nicht vorhandene, Sammlung der Correspondenz der geistvollen Frau erhärten.

Der nachstehend zur Veröffentlichung gelangende — mir von einem Freunde der Wissenschaft in Italien geschenkte — Brief dürfte zunächst an einem Beispiele erweisen, daß wenigstens vor der Veröffentlichung ihres berühmten Romanes, der „Corinne", Madame de Staël noch mit stilistischer Sorgfalt, und dies selbst in bewegten Zeiten, ihre Correspondenz abzufassen für gut erachtete. Aber abgesehen davon wird der in männlich kräftigen Schriftzügen gehaltene Brief auch in anderer Hinsicht einiges Interesse in Anspruch nehmen können. Er ist an Napoleon's I. Bruder Josef, den späteren König von Spanien, gerichtet, und deutet auf ein Freundschaftsverhältniß der Correspondentin und des Adressaten hin, für das ich sonst keinen Beleg gefunden habe.

Die schöne Wärme, mit der Madame de Staël dem Freunde und Beschützer bittend sich naht, illustrirt persönlich die Anschauung, die sie im oben genannten Romane**) vom Schutzverhältnisse eines Freundes und einer Frau ausspricht: „. . . protection dont jamais une femme, quelque supérieure qu'elle soit, ne peut se passer . . . ." Und der Ausdruck der Dankbarkeit, den die durch Napoleon — unter der Anschuldigung, sie habe

---

*) Oeuvres complètes de Mme. la Baronne de Staël, publiées par son fils. Paris 1820. T. I. p. 317.

**) Liv. II. Chap. 1.

Digitized by Google

ihrem Vater falſche Berichte zugeſtellt, die dieſer dann in ſeinen „Dernières vues de politique et de finances“ (1802) benützt — auf 40 Lieues im Umkreiſe von Paris Ausgewieſene dem Bruder des Imperators für ſein Intereſſe um ihr Geſchick widmet, giebt ſich eben ſo ungeheuchelt, als die hohe Achtung, die ſie ſeinem Charakter erweiſt.

Auch die eigenthümliche Art, in der Napoleon über die Neigung ſeines Bruders zu philoſophiſchen Speculationen — vielleicht ironiſch — ſich erging, wie nicht minder, was er von der Einwirkung der Madame de Staël auf denſelben verlauten ließ, mag einige Beachtung verdienen.

Bekanntlich erreichte die, von Napoleon gefürchtete, Frau nicht, daß der Ausweiſungsbefehl aufgehoben, oder auch nur in dem von ihr im vorliegenden Briefe bezeichneten Grade gemildert wurde. Erſt nach dem Sturze des Kaiſerreiches war es ihr vergönnt, die letzten Jahre ihres von den Strömungen und Irrungen der Politik und der Neigungen ſo vielfach bewegten Lebens in der politiſchen und geiſtigen Capitale ihres Vaterlandes zu verbringen.

Der Brief iſt ausgeſtellt: „milan le 14 juin 1804“ und lautet:

„je viens mon prince de passer quelques jours à milan, et je proffite d'un courier pour vous dire quel est à peu près le résultat de ce séjour, je n'ai écrit à l'empereur, que pour lui demander ma fortune et vingt lieux de paris mais mes amis ceux de melsi beaucoup, et aussi ceux de champagny lui ont demandé paris il a refusé toujours paris, parmi vingt lieues, et renvoyé mon mémoire d'argent au ministre des finances au milieu de ces différents décisions il a dit diverses choses sur moi, qui pourraient me faire espérer un adoucissement, il a dit que si j'avais été arrétée par la reine de naples il m'aurait réclamée et aurait fait marcher vingt mille hommes à mon secour il est vrai que la reine de naples m'a bien reçue et que vingt mille hommes pourraient bien aller sous moi chez elle mais ce n'en est pas moins un aimable discours, il a dit que les bontés de Votre altesse pour moi étaient une preuve que lui ne me voulait pas de mal car lui l'empereur n'ecrit qu'à dire un mot pour les faire cesser j'ai osé espérer que ces adorables bontés étaient au fond de votre ame où nul pouvoir extérieur ne peut pénétrer — il a dit encor que vous avez mon prince des idées philosophiques sur beaucoup de sujets, et que ma présence à paris en me donnant l'occasion de vous voir confirmerait cette disposition, je supprime tout ce qu'il a dit sur ma mauvaise tête, votre altesse le devine sans moi — cependant en résultat je croiais qu'il s'est un peu adouci sur moi, je vais passer l'été à coppet où je voudrais bien que vous m'honorassiez d'une ligne de souvenir, j'enverrai mon fils à paris et j'irai cet automme à ces tristes vingt lieues d'où j'attendrai que votre bonté me retire — je n'ai pas remis ici la lettre de Votre altesse au cardinal Fesch, ce n'était plus nécessaire comme a Rome et il m'en coutait trop de me séparer de cette lettre — j'ai aimé l'italie plus que je ne le croyais, on m'y a reçue à merveille et le pays a quelque chose de poëtique qui convient singu-

Digitized by Google

lièrement à ma disposition, ah pourquoi n'y êtes vous pas*) j'y aurais fixé ma vie mais j'ai tant de reconnaissance et d'attachement pour vous qu'il me semble impossible d'exister là où je ne puis pas vous voir quelquefois — ici — tous les motifs de votre conduite sont connus et admirés, comment connaitre votre caractère sans l'aimer et le réspecter, que le ciel vous bénisse et nous bénisse en vous donnant de l'influence sur notre sort. — j'offre l'hommage de mon respect à la princesse joseph**) et à vous mon prince un sentiment toujours croissant, parce que vous me donnez chaque jour de nouvelles raisons de l'éprouver.

N. St.

Vom preußischen Landtage.

Nach dreitägiger Verhandlung hat das Abgeordnetenhaus die erste Berathung des Staatshaushaltsetats zu Ende gebracht. Erst nachdem die Wortführer der Fortschrittspartei, der Secessionisten, des Centrums und drei conservative Redner ihre Beredsamkeit aus allen Schleusen ergossen hatten, fand nach dem Zufalle des Looses ein nationalliberaler Redner seine Stelle. Die Fraction hatte dazu Miquel ausersehen, und zwei Tage hatte er bereit gestanden, obwohl ihn dringende Pflichten auf seinen communalen Posten riefen. Als aber die Fortsetzung der Verhandlung gar über den Sonntag sich hinausschob, konnte er nicht länger zurückgehalten werden, und Herr von Benda, seit einer Reihe von Jahren Vorsitzender der Budgetcommission, hatte ihn zu ersetzen. Ehe dieser jedoch zu sprechen begann, war durch eine Provocation von conservativer Seite ein Anderer in die Schranken gerufen — der frühere Finanzminister Hobrecht, und Herr von Benda konnte sich kurz fassen, um dieser autoritativen Stimme das zusammenfassende und moralisch entscheidende Wort zu lassen. Ein altconservativer Redner hatte den unglücklichen Geschmack, des Abgeordneten Richter spöttische Bezugnahme auf gewisse parlamentarische Aeußerungen der Minister von Puttkamer und Lucius aus einer Zeit, „als sie noch nicht Minister waren und es wohl auch nicht zu werden glaubten", Herrn Hobrecht entgelten zu lassen und auf Grund von „Zeitungsnotizen" auf „Personen" zu sticheln, „die Standpunkte eingenommen und principielle Aeußerungen gethan haben zur Zeit, als sie noch Minister waren und nicht daran dachten, wieder Abgeordnete zu werden". Die geistreiche Anspielung aber genügte noch nicht, es folgte die ausdrückliche Hereinziehung des früheren

---

*) Nach dem Ausweise in den Mémoires et correspondance du prince Joseph Bonaparte (ed. Du Casse) befand sich der Prinz im Frühjahre 1804 im Lager von Boulogne bei der Division Vandamme.

**) Eine Tochter des Seidenfabrikanten Clary in Marseille und Schwägerin Bernadotte's.

Digitized by Google

Finanzministers, „der seiner Zeit mit der königlichen Verordnung und Verheißung vor das Haus getreten ist, jetzt als Mitglied des Hauses die größten Bedenken trägt, dieser Ordre und ihren Consequenzen Folge zu geben." Da Herr Hobrecht selbst auf diese sinnwidrige Ausbeutung des allerdings seinem Vermächtnisse angehörenden sogenannten Verwendungsgesetzes, welche von Herrn Bitter wie von sämmtlichen officiösen Stimmen mit erstaunlicher Hartnäckigkeit als Steckenpferd geritten wird, gar nicht eingegangen ist, so sei hier unter Bezugnahme auf das an dieser Stelle noch vor wenig Monaten über das fragliche Gesetz Gesagte kurz bemerkt: Es handelte sich in der Session von 1878/79 für Herrn Hobrecht darum, den Streit über die „constitutionellen Garantien", den die Herren von Stauffenberg und Lasker in den Reichstagssitzungen vom 22. und 23. Februar 1878 förmlichst eingeleitet hatten, sofern er die Befugnisse des preußischen Abgeordnetenhauses betraf, zum Austrag zu bringen. Nach Artikel 109 der preußischen Verfassung werden alle bestehenden Steuern bis zu ihrer Aufhebung oder Abänderung durch ein „Gesetz", also unter Zustimmung aller drei Factoren der Gesetzgebung, forterhoben. Die Forderung der liberalen Partei auch in der vorsichtigsten Form, in welcher sie zuletzt Herr von Bennigsen aufgestellt hatte, ging nun dahin, durch sogenannte Quotisirung der Klassen- und Einkommensteuer einen beweglichen Factor im Etat zu erhalten, bei welchem es das Abgeordnetenhaus nöthigenfalls durch einseitige Feststellung in der Hand hätte, die aus der Steuererhöhung im Reiche dem preußischen Staatshaushalte zufließenden Ueberschüsse einer Erleichterung der directen Steuerzahler zu Gute kommen zu lassen. Diese Forderung stieß nun aber an entscheidender Stelle gerade darum auf Widerspruch, weil sie durch jene beiden Reichstagsredner in einen ganz unnöthig schroffen Gegensatz zu dem Artikel 109 gebracht war, der noch von der 1848er Steuerverweigerung und den Verfassungsberathungen des folgenden Jahres her, ganz besonders aber seit der praktischen Anwendung der Conflictszeit als „Palladium der Krone" dargestellt wird. Mit einem staatsmännischen Tacte, der ihm von rechts und links gleich wenig gedankt wird, hat Herr Hobrecht diesem Gegensatze die Spitze abgebrochen und eine praktische, für den vorliegenden Fall dem liberalen Verlangen völlig genugthuende unter seinem Nachfolger zum Gesetz erhobene Cabinetsordre erwirkt, nach welcher die Reichsüberschüsse, sofern darüber nicht durch Gesetz oder Feststellung im Etat anderweitig, insbesondere auch zur Bedeckung des Staatsbedarfes verfügt worden wäre, in einer voraus bestimmten Weise an der Klassensteuer und den untersten Stufen der Einkommensteuer in Abzug kommen müssen. Es hat also durch dieses Gesetz — denn allein darum drehte sich der Garantiestreit — nur verhindert werden sollen, daß die Regierung, wenn sie sich über eine andere Verwendung mit dem Landtage nicht verständigen

Digitized by Google

konnte, befugt wäre, die Ueberſchüſſe einſtweilen in Kaſſe zu behalten. Es iſt aber während der ganzen beiden letzten Seſſionen nicht im entfernteſten daran gedacht worden, daß die Cabinetsordre oder das Verwendungsgeſetz aus ſich heraus den Steuerzahlern ein Recht auf einen Steuererlaß überhaupt und auf eine beſtimmte Art deſſelben geben ſollte, ſofern dieſer mit der Lage des Staatshaushaltes nicht verträglich und das Abgeordnetenhaus ſeinerſeits bereit wäre, die „Ueberſchüſſe" nach geſunden finanzpolitiſchen Grundſätzen in erſter Reihe zur Deckung eines vorhandenen Deficits zu verwenden. Dennoch ſtellen es Herr Bitter und die Preßorgane der Regierung jetzt ſo dar, als ob der letzteren durch das Verwendungsgeſetz die Pflicht erwachſen ſei, einen Steuererlaß vorzuſchlagen und aufrecht zu halten, obwohl gleichzeitig zur Bedeckung der Jahresausgaben eine Anleihe von 30½ Millionen Mark erforderlich wird, und die conſervativen Parteien haben ſich in gleicher Weiſe dieſes Argumentes bemächtigt. Herr Hobrecht nun, ohne ſich bei dieſer formaliſtiſchen Umkleidung aufzuhalten, erklärte: obwohl es ihm widerſtrebt habe, ſich bei einer Kritik der Vorlagen ſeines Amtsnachfolgers zu betheiligen, und obwohl er aus Rückſicht auf die allgemeine Lage ſeine Auffaſſung bis dahin nicht öffentlich ausgeſprochen habe, ſo verhehle er doch auch nicht, nachdem er einmal daraufhin angeredet worden ſei, daß, wenn er ſich in die Stellung des Finanzminiſters verſetzen dürfte, er die Verantwortung für dieſen Steuererlaß nicht würde übernommen haben. Er habe auch von conſervativer Seite keine andere Begründung deſſelben gehört, als daß er ein „Signal" ſei; als ein ſolches Wahlſignal laſſe er ſich ja vielleicht rechtfertigen, indeß was mit den Mitteln ſolcher Signale und auf dem Wege öffentlicher Reclame gewonnen werde, führe in der Politik ſchließlich doch zu einer ſchlimmen Abrechnung, und er habe die Empfindung, daß dies nicht die alte conſervative Standarte ſei. Der frühere Finanzminiſter führte dann den ſtrengen, zahlenmäßigen Nachweis, daß weder die noch zu erwartende Erhöhung der Reichsüberſchüſſe aus den Bewilligungen von 1879, noch eine mit irgend genügender Sicherheit vorauszuſehende Vermehrung der alten preußiſchen Einnahmen die finanzpolitiſche Unterlage für den Steuererlaß bilden könne. Wer alſo dem Erlaß dennoch zuſtimme, könne dies nur entweder wie die fortſchrittliche Oppoſition in der Abſicht thun, die Regierung nachher ſchadenfroh ihren ſelbſtgeſchaffenen Schwierigkeiten zu überlaſſen, oder wenn er auch zu noch weiteren Bewilligungen im Reichstage entſchloſſen ſei. Hieraus nahm dann Herr Hobrecht Anlaß, ſeine eigene Stellung zu der Steuerreform in der bündigſten Weiſe klarzulegen. Er bekannte ſich dazu, daß er keine Gelegenheit habe vorbeigehen laſſen, um der Auffaſſung entgegen zu treten, daß die Mehrbewilligungen blos zu Steuererleichterungen gebraucht werden ſollten, daß er immer darauf hingewieſen, wie das Geld zunächſt zu Bedürfniſſen des Staatshaushaltes

Digitized by Google

dringend nöthig sei, und erst nach Beseitigung des Deficits zu Steuererleichterungen verwendet werden könne. Indem er so für die Regierung aufs nachdrücklichste gegen die Richter'schen Vorwürfe eintrat, als habe sie bisher gewissermaßen die Bewilligungen von 1879 unterschlagen, ist es unbegreiflich, wie die Regierungsorgane es noch für nöthig halten, seine damaligen Reden ins Feld zu führen, angeblich um ihn der Fortschrittspartei als Autorität gegen die Steuerreform zu entwinden, und man wird widerwillig auf den Verdacht geführt, als sollte die Meinung erweckt werden, er hätte wirklich in seiner jetzigen Rede etwas — man sieht nur nicht was — verschwiegen oder verleugnet. Und doch hat er in der unzweideutigsten Weise versichert: „ich bin heute wie immer noch der festen Ueberzeugung, daß eine dringende Veranlassung vorliegt, die Einnahmequelle aus den indirecten Steuern stärker auszunutzen, nicht nur damit Reich und Staat den stärkeren Anforderungen an ihre eigenen Leistungen gerecht werden, sondern auch um eine Ermäßigung und Reform unserer directen Steuern — zur Erleichterung wesentlich auch im Interesse der Communalverbände — möglich zu machen." Nur das eine verlangte er andererseits als sein Recht anerkannt, daß er die Vorbedingungen und die festen Grenzen, in denen er diese Verschiebung nur haben wollte, so wie er sie dort vertheidigt, auch hier jetzt vertheidige, daß er darüber nicht hinausgehen und ohne diese Vorbedingungen auch nicht auf weitere Bewilligungen eingehen wolle. Indem er abwarten müsse, in wie weit diese Vorbedingungen in den vom Minister angekündigten Vorlagen erfüllt sein würden, könne er doch jetzt schon behaupten, daß kein Einziger in diesem Hause die Entlastung, die Ermäßigung unserer directen Steuern für so dringend nothwendig halte, um dafür jede beliebige Reichssteuer in Kauf zu nehmen. Und er wies zuletzt darauf hin, daß der eigentliche Sitz der Schwierigkeiten für die vollständige Durchführung der Steuerreform immer noch an der Stelle liege, wo Herr von Bennigsen sie bereits im April 1877 gefunden hat — in dem Mangel, daß nicht eine dem Reichstage und dem preußischen Abgeordnetenhause gleichmäßig verantwortliche Persönlichkeit mit der verfassungsmäßigen Macht, bindende Erklärungen abzugeben, aber zugleich den Gegenstand so ganz beherrschend, um alle Besorgnisse zu zerstreuen — daß nicht eine solche Persönlichkeit die unerläßliche Verbindung zwischen den beiden Körperschaften herstellen könne, von welchen die eine über die Bewilligung, die andere über die Verwendung zu beschließen hat. Mit der Aussicht auf dies große Problem schloß die Verhandlung ab, welche bis zu dieser letzten Rede nichts ans Licht gebracht hatte, als wie die politischen Parteien eine Lebensfrage des Staates in den Streit ihrer Tagesinteressen hinabziehen, und die Regierung selbst, wenn auch arglos, doch nicht weniger verhängnißvoll, auf diesen Kampfboden sich einläßt.

Digitized by Google

Nach einer mehrtägigen Pauſe, die nur kurz durch eine Auseinanderſetzung über die Höhe der Gerichtskoſten unterbrochen war, hat das Abgeordnetenhaus abermals eine mehrtägige und ungleich ſenſationellere Verhandlung begonnen — über die Judenfrage. Da inmitten derſelben der gegenwärtige Bericht abgeſchloſſen werden muß, ehe ſich überſehen läßt, ob die einſtweilen überraſchend ruhige Behandlung eines in der Preſſe und im Tagesgeſpräche aufs leidenſchaftlichſte wogenden Gegenſtandes bis zum Schluſſe feſtgehalten werden kann, ſo wird es zweckmäßiger ſein, das zuſammenfaſſende Urtheil über den Vorgang vorzubehalten. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politiſche Randgloſſen. Die Politik der Beſchwichtigung im Orient. — Die Flotten im Golfe von Cattaro nehmen weitreichende Vorräthe zu ſich und richten ſich zum Ueberwintern ein. Man hat ſich das Wort gegeben, nicht auseinander zu gehen, bevor Dulcigno den Montenegrinern übergeben iſt, oder mindeſtens, bevor die Türken das meerumfloſſene Bergneſt geräumt haben. Dazu iſt aber noch immer nur ſchwache Ausſicht vorhanden. Zwar wird dieſelbe beſtändig in großer Nähe gezeigt, doch der wirklichen Ausführung ſchieben ſich immer wieder Hinderniſſe entgegen. Zum größten Leidweſen der Pforte, wie dieſe wenigſtens verſichert. Der Sultan hat den ſehnlichſten Willen, den Wünſchen Europas gerecht zu werden, und Derwiſch Paſcha brennt vor Begierde, die Montenegriner in das Städtchen mit dem ſüßen Namen einzulaſſen. Allein die ſchlimmen Albaneſen wollen es nicht dulden, ſie leiden es ſchlechterdings nicht, weder mit guten Worten noch mit Drohungen ſind ſie zum Aufgeben ihres bewaffneten Widerſtandes zu vermögen. Was thun, als immer wieder neue Ermahnungen an ſie zu richten, neue Verhandlungen mit ihnen anzuknüpfen, in der Hoffnung, daß ſie endlich doch einmal achtungsvoll vor dem Willen Europas ſich verneigen? In Europa aber ſchenkt man dem ermüdenden Handel längſt nur ein ſehr mäßiges Intereſſe; ſeitdem man nämlich weiß, daß die Mächte entſchloſſen ſind, denſelben in keinem Falle zu einer ernſteren Verwickelung auswachſen zu laſſen. Der platoniſche Charakter der Flottendemonſtration iſt längſt geſichert, ein thätiges Eingreifen bleibt ausgeſchloſſen, wie auch das dortige Spiel verlaufen möge. Ueber die moraliſche Einwirkung in Konſtantinopel geht die Action der Mächte nicht hinaus. Um ſo beſſer, wenn dieſe, der allgemeinen Erwartung faſt zum Trotz, ſchließlich doch noch von Erfolg gekrönt ſein ſollte.

Aus den Verhandlungen in den öſterreichiſch-ungariſchen Delegationen weiß man, wem die Beſchwichtigung in dem drohenden orientaliſchen Con-

Digitized by Google

flicte zu danken ist. Baron Haymerle hat wiederholt ausgesprochen, daß die Politik der beiden verbündeten Kaiserreiche das Ziel verfolgt habe, den schwebenden Fragen ihren bedrohlichen Charakter zu benehmen, den Nebeneifer anderer Mächte zu zügeln, dem durch den Berliner Frieden geschaffenen Zustand, wenn auch seine Bestimmungen nicht in jeder Einzelheit ausgeführt sind, vorläufig Dauer und Festigkeit zu verleihen. Von keiner Seite soll an dem damals mühsam vereinbarten Compromisse unvorsichtig gerüttelt werden. Es liegt diese Politik der Beschwichtigung zunächst im Interesse des österreichischen Kaiserstaates, der vorerst Zeit braucht, von der Stellung, die ihm der Berliner Friede mit seinen Annexen einräumte, wirklich Besitz zu ergreifen. Auch das ging aus den Delegationsverhandlungen hervor, daß in dieser Beziehung so gut als Alles erst noch zu thun ist. Ueberall ist Oesterreich bei den Versuchen, seinen Einfluß nach Osten vorzuschieben und zu befestigen, auf entschiedenen Widerstand gestoßen. Serbien, Bulgarien, Rumänien machen, in Verkennung ihrer wahren Interessen, Miene, wie eine Sperrkette vor die Grenzen des Kaiserstaates sich zu legen. In Verkennung ihrer eigenen Interessen — denn durch die Anlehnung an das Donaureich, wie sie der Absicht des Berliner Friedens gemäß ist, wird diesen Staaten erst die Unabhängigkeit von Rußland zu Theil, welche als die Grundbedingung einer wirklichen Lösung des Orientproblems anerkannt ist. Diesen Staaten fehlt jede Existenzberechtigung, wenn sie sich scheuen, aus der Clientel des Slavenreiches herauszutreten. Nur an einer Stelle ist es jetzt der österreichischen Politik geglückt, den Cordon dieser von altgewurzeltem Mißtrauen zusammengehaltenen Gegnerschaft zu durchbrechen: sie hat in Belgrad den Sturz des Ministeriums Ristics durchgesetzt und damit wenigstens die unerläßliche Vorbedingung eines befriedigenden Verhältnisses erlangt. Welchen Einfluß dies auf den Gang der commerciellen Abmachungen äußern wird, muß sich bald zeigen, und desgleichen, wie es den österreichischen Ansprüchen in der europäischen Commission ergehen wird, welche im Begriffe steht, das wichtige Reglement über die Schiffahrt in der untern Donau festzusetzen. Hier ist es Rumänien, das den österreichischen Interessen feindselig gegenübersteht, und ohne Zweifel wird auch hier ein Wechsel der Regierung erfolgen müssen. Der mächtigen Unterstützung Deutschlands wird die österreichische Politik in diesen gerechten Ansprüchen gewiß sein; auch Frankreich, und selbst Italien, scheinen nicht geneigt, Oesterreich seine dominirende Stellung in der Donaucommission streitig zu machen; die beste Förderung käme freilich von den unteren Donaustaaten selbst, wenn diese freiwillig dem mitteleuropäischen Interessenzuge entgegen kämen.

In jedem Falle aber ist für Oesterreich keine Zeit zu verlieren. Wenn jetzt mit Mühe eine Politik der Beschwichtigung im Oriente hat durchgesetzt werden können, so weiß doch Niemand, wie lange ihre Durchführung möglich

ſein wird. Auch von Seite Englands werden die Griechen mit ihren aus der Berliner Conferenz abgeleiteten Forderungen vorläufig zur Geduld verwieſen. Einheimiſche Sorgen bedrängen die Regierung des vereinigten Königreiches. Das Hemd iſt näher als der Rock: wie warm auch die Herzen der Herren Gladſtone und Dilke für die Chriſten der Türkei ſchlagen mögen, der aufrühreriſche Zuſtand in Irland iſt jetzt ungleich wichtiger als die Unordnung der Türkei. Die Frage, was in Irland geſchehen ſoll, ſpitzt ſich geradezu zu einem Probirſtein für die Feſtigkeit der liberalen Regierung zu. Ehe dieſe Sorge gebannt iſt, wird das Cabinet Gladſtone ſchwerlich daran denken können, die Niederlage wieder gut zu machen, die es in Sachen der Flottendemonſtration erlitten. Doch ganz haben die britiſchen Philhellenen ſicher nicht auf ihre Abſichten Verzicht gethan. Auch hat man die Griechen, wie es ſcheint, nur bis zum nächſten Frühjahre vertröſtet, eine Friſt, die übrigens ſchon aus Rückſicht auf den Zuſtand des helleniſchen Heeres ganz unentbehrlich iſt. Und endlich muß ja doch einmal die Zeit kommen, da die Kanzleitröſte, womit die Hellenen jedesmal, wenn ſie in Action treten wollen, abgeſpeiſt werden, ihre Wirkung verlieren. Man kann über die Griechen ſich nicht beſchweren, ſie haben einen hinlänglichen Grad von Geduld bisher bewieſen, aber auch der ſchönſte Vorrath muß ſich am Ende erſchöpfen. Es kann auch gar nicht die Abſicht der deutſch-öſterreichiſchen Politik ſein, die verbrieften Anſprüche der Griechen einfach in den Wind zu ſchlagen. Es hieße dies, erhebliche Erfolge, die ſchon gemacht ſind, wieder preisgeben, denn es hieße Griechenland wieder in die Arme Rußlands zurücktreiben, das ſchon auf der Berliner Conferenz mit großem Geſchick es verſtanden hat, ſich als den wahren Freund Griechenlands aufzuſpielen, und deſſen Einfluß immer den Gewinn davon hat, wenn die anderen Mächte ihre helfende Hand von den chriſtlichen Völkerſchaften abziehen. Baron Haymerle hat denn auch die Sympathien für Griechenland ſo ſtark betont, als unter den jetzigen Umſtänden thunlich war, und es iſt doch wohl nicht zufällig, daß man neuerdings wieder Aeußerungen des Fürſten Metternich hervorgezogen hat, die den Griechen nichts Geringeres als die Aufrichtung des byzantiniſchen Thrones in Ausſicht ſtellen. Und zuletzt iſt es die innere Lage Griechenlands ſelbſt, die einer Vertagung der Grenzberichtigung, einer Politik geduldigen Abwartens gebieteriſche Schranken ſetzt. Nichts iſt einleuchtender, als daß die dermaligen Finanzen des Königreiches nicht danach angethan ſind, eine kriegeriſche Unternehmung zu ermuthigen. Aber es iſt eben ſo gewiß, daß die griechiſchen Finanzen niemals auf einen grünen Zweig kommen können, wenn das Königreich in die unglücklichen Grenzen von 1831 gebannt bleibt. Aus dieſem Cirkel können die Griechen ſchließlich nur mit den Waffen in der Hand herauskommen, und es iſt eine weiſe Politik von den europäiſchen Mächten geweſen, daß ſie

Digitized by Google

ein Unvermeidliches, wenn es auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit den Waffen in der Hand durchgesetzt werden kann, vorausschauend zur Sache eines internationalen Vertrages gemacht, ja im Voraus schon in das europäische Recht eingeführt haben. Anstatt die europäische Verständigung erst nachher zu suchen, ist sie schon vorher gefunden und gesichert, sie verleiht dem Waffengange, wenn er einmal eintritt, von Anfang einen legitimen Anstrich, sorgt dafür, daß er sein Ziel erreicht, und verhindert, daß er Europa den Gefahren der Ueberraschung und des Zwiespaltes aussetze. Nun sind aber die Griechen anscheinend diesmal mehr als je darauf bedacht, mit der Waffenrüstung Ernst zu machen. Im Grunde steht es mit ihrer Armee eben so wie mit ihren Finanzen. Weder an Zahl noch an Kriegsfähigkeit ist das griechische Heer im Stande, es mit den türkischen Bataillonen aufzunehmen, die in den Russenschlachten fest gestanden sind; jetzt ist es nur eine natürliche Folge der Berliner Conferenz, daß die Griechen eifrig bemüht sind, die Mängel ihrer Armee zu verbessern und sie in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie fähig wird, die Provinzen in Besitz zu nehmen, welche die Conferenz den Griechen zugesprochen hat. Nun sind aber durch diese Anstrengungen die Kräfte des Königreiches aufs äußerste angespannt. Sie können nur dann ertragen werden, wenn sie ein Ziel haben und dieses in nicht zu ferner Zeit in Angriff genommen wird. Mit anderen Worten, Griechenland steht im Begriffe, seine Kräfte zu erschöpfen; es fragt sich blos, ob nutzlos, oder für einen gerechten Zweck. Man begreift deshalb, daß der Finanzminister Sotiropulos, der vollkommen nüchtern die Lage beurtheilte und ungeschminkt sie darlegte, zu dem Schlusse kam, gerade wegen dieser verzweifelten Lage, wegen der furchtbar drückenden Opfer sei jeder Schritt rückwärts Selbstmord, jeder Aufschub verderblich. Unter diesen Umständen ist vorauszusehen, daß in einigen Monaten, wenn der Schnee an den Hängen des Hymettos schmilzt, die Hellenen sehr schwer zu bewegen sein werden, ihre Hoffnungen noch fernerhin zu vertagen und ihre Rüstung unverrichteter Dinge wieder abzuschnallen. Die europäischen Mächte haben inzwischen Zeit, sich besser für diese kommenden Ereignisse vorzubereiten, als im montenegrinischen Handel geschehen ist. Mit einer eitlen Flottendemonstration ist es nicht gethan, wenn einst der Kampf um die Höhen des Pindus, um die Ebene von Thessalien, um die Golfe von Arta und Volo entbrennen wird. g.

Literatur.

Julius von der Traun, Excursionen eines Oesterreichers. Zwei Bände. Leipzig. 1881. — Papier, Druckerschwärze und Lettern scheinen in diesem Jahre besonders gut gerathen zu sein. Anders können wir uns die Verschwendung, welche mit ihnen getrieben wird, nicht erklären. Zu den ganz überflüssigen

Digitized by Google

literarischen Producten der jüngsten Zeit gehört auch das vorliegende Buch. Uns interessirt weder der Oesterreicher, der in Oberösterreich, in Helgoland, in italienischen Städten sich einige Wochen herumtrieb, noch die Schilderungen, welche er von seinen Fahrten entwirft. Der Oesterreicher kommt nur soweit zur Geltung, daß alle hundert Seiten einmal ein Stoßseufzer über die trübseligen politischen Verhältnisse im Kaiserstaate wiederkehrt. Das thun aber auch viele Nichtösterreicher. Die Erlebnisse, welche er erzählt, sind jedem halbwegs gebildeten Manne passirt, und die Beschreibungen, welche er von Menschen und Landschaften macht, beweisen nur, daß er von der Lokalliteratur Einsicht genommen hat. Besondern poetischen Reiz und ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe offenbaren sie nicht. Zur Erquickung des Lesers werden in die breitgesponnenen Reiseschilderungen kleine Geschichten von einem Dorfpfarrer, von dem Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen, eingeflochten. Täuschen wir uns oder haben wir diese Geschichten nicht schon einmal gelesen? Bei einem Schriftsteller vom Schlage Julius von der Traun, der so wenig Eigenthümliches bietet, so gern auf der breiten Mittelstraße sich bewegt, kann es schon vorkommen, daß wir lauter alten aber nicht immer guten Bekannten zu begegnen glauben. Zum Glücke erinnern wir uns, daß Julius von der Traun mit seinem bürgerlichen Namen Alexander Schindler heißt und daß Alexander Schindler einige Jahre lang Mitglied des österreichischen Reichsrathes gewesen. Nun ist uns geholfen. Wir finden gewiß in Wurzbach's biographischem Lexikon genaue Kunde über den Mann. Wurzbach's Lexikon zeichnet sich nicht allein durch eine tiefsinnige Scheidung der österreichischen Menschheit in Adelige, Juden, Blinde, Parteigänger und durch ihre Schicksale denkwürdige Personen aus; sondern erfreut auch durch ausführliche und vorausgesetzt, daß ihnen nicht der Makel deutschfreundlicher Gesinnung anklebt, überaus wohlwollende Besprechung aller berühmten Oesterreicher. Und richtig. Wir werden über Alexander Schindler's Lebensgang und seine äußere Aehnlichkeit mit Napoleon III. eingehend unterrichtet, und erfahren auch, daß er 1853 die Geschichte des Scharfrichters Rosenfeld und ebenso in einem andern Jahre die Geschichte des Dorfpfarrers im Drucke herausgegeben hat. War es wohl nothwendig, diese Novellen noch einmal zu publiciren. Damit wir kein Verdienst des Autors verschweigen, wollen wir noch erwähnen, daß er nach „eifriger Durchforschung" der Quellen das unglückliche Schicksal des Liebespaares Paolo Malatesta und Francesca de Rimini glaubwürdig erzählt und dabei aus dem schwer zugänglichen Dichter Dante die Selbstbekenntnisse Francesca's genau citirt. Wie dankbar müssen ihm dafür die Literaturfreunde sein. —n—.

Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weil. Director der med. Schule in Kiyoto. Erster Band: Vasallentreue (Chiu-shin-gura-no-bu). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Der vorliegende, in japanesischer Einbanddecke prangende erste Theil der Schilderungen aus Japan enthält einen japanischen Nationalroman, dessen Verfasser Chikamathu Monzayemon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hat; nach einer Mittheilung des Herausgebers ist dem abendländischen Leser der Inhalt des Romanes erst zweimal vorgeführt, und zwar in freierer Bearbeitung von A. B. Mitford in seinen Tales of old Japan und in wörtlicherer Uebertragung unter dem Titel Loyal League von F. V. Dickins; in Deutschland wird man daher nicht gerade damit bekannt sein und am ersten wohl noch durch die Bearbeitungen jener Tales (u. A. z. B. durch J. G. Kohl) davon Kenntniß erhalten haben. Die nächsten Bände sollen cultur-

Digitized by Google

historische Darstellungen aus der Feder des Herausgebers bringen und in diesem Bande ist dafür durch eine genaue Darlegung der dem Romane zu Grunde liegenden thatsächlichen historischen Vorgänge und durch zahlreiche erläuternde Anmerkungen eine Art Probe gegeben; da sich überall eine auf persönliche Beobachtung beruhende Vertrautheit mit den Verhältnissen des geschilderten Landes und Volkes kundgiebt, kann man den folgenden Bänden mit guten Erwartungen entgegen sehen. Der mitgetheilte Roman selbst ist nicht nur ein interessantes Culturbild, sondern auch eine ästhetisch wirksame Schöpfung. Freilich läßt eine eigenthümliche Mischung von Förmlichkeit, Zierlichkeit, Altklugheit und barockem Wesen selten die Leidenschaften, die doch in den mannichfachsten Richtungen vorhanden sind, so recht kräftig ausbrechen und natürlich verlaufen und den Gewaltthaten und Ueberschreitungen der Sitte hängt die Erzählung in ihrer Umständlichkeit und Manierirtheit sozusagen den Mantel einer altfränkischen Etikette um. Die deutsche Form liest sich gut und macht den Eindruck einer sorgfältigen Wiedergabe des Originales. E—e.

Dr. phil. Th. Ilgen, Markgraf Conrad von Montferrat. Marburg, N. G. Elwert. 1880. — Markgraf Conrad von Montferrat ist ein von Dichtern und Geschichtschreibern seiner Zeit wegen der tapfern Vertheidigung von Tyrus gegen Saladin und seine Schaaren besungener und hoch gepriesener abenteuerlicher Held. Geboren um die Wende der vierziger Jahre des zwölften Jahrhunderts, nimmt er später an dem erbitterten Kampfe Friedrich I. mit den lombardischen Städten Theil und macht im Jahre 1179 bei Camerino den kaiserlichen Feldherrn, Erzbischof Christian von Mainz zum Gefangenen. Als in Italien mehr und mehr geordnete Verhältnisse Platz zu greifen scheinen, eilt Conrad nach Constantinopel, von da nach dem heiligen Lande, wo seine kriegsdurstige Seele Befriedigung, sein entschiedenes Feldherrntalent Verwendung finden konnte. Im Jahre 1187, einem der ereignißschwersten für die Christen während des dritten Kreuzzuges, rettet er Tyrus aus den Umarmungen Sultan Saladin's, feuert durch sein glänzendes Beispiel auch die Christen in anderen Städten zu kräftiger Gegenwehr an und zwingt Saladin, welcher nach der Eroberung von Jerusalem zum zweiten Male Tyrus belagerte, abzuziehen. Auch bei der Belagerung von Akkâ im Jahre 1189 bewährte er seine Feldherrntüchtigkeit und zeichnete sich im Verlaufe des Kreuzzuges so aus, daß Richard Löwenherz, im Begriff, in die Heimath zurückzukehren, auf den Rath seiner Großen hin Conrad die Königskrone von Jerusalem anbot. Er sollte sie nicht tragen, denn am 28. April 1192 wurde er in einer engen Straße zu Jerusalem meuchlings hingemordet. Ueber den eigentlichen Urheber der Ermordung Conrad's gehen die Berichte sehr auseinander; Ilgen kommt zu dem Resultat, daß Conrad lediglich der Privatrache des Scheich el-Dschebel, des Großmeisters der Assassinen, zum Opfer gefallen ist. Den Fachmann werden die kritischen Auseinandersetzungen über den Werth des Niketas, der Chronik des sogenannten Benedict von Peterborough und des Sicard von Cremona interessiren; die Nachprüfung des Einzelnen muß selbstverständlich den Fachzeitschriften überlassen bleiben. K.

Geschichte der katholischen Reformation. Von Wilhelm Maurenbrecher. Bd. I. Nördlingen, C. H. Beck. 1880. — Eine wesentliche Lücke in der reichen Literatur über die Geschichte der Reformation hat Maurenbrecher mit diesem bedeutenden Werke ausgefüllt. Wie es in der Natur der Sache lag, hatte die protestantische Geschichtschreibung mit Vorliebe die Thaten und Erlebnisse

Digitized by Google

ihrer Helden, ihrer Kirche erzählt und wie vieles hierin geleistet worden über diese wichtige Epoche, wo die Würfel über die Gestaltung unseres Vaterlandes und unserer Kirche geworfen wurden, ist bekannt. Jene Reformversuche aber, welche anknüpften an die Concilien in Constanz und Basel, wo zum ersten Male der Ruf laut wurde: Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, welche die Belebung der mittelalterlichen Kirche, die Reinigung derselben von Auswüchsen und Mißbräuchen zu ihrem Ziele hatten, ohne in principiellen Gegensatz gegen sie zu treten und welche zunächst im Tridentinum ihren Abschluß erhielten, sind stets weniger beachtet, nirgends von einem protestantischen Schriftsteller im Zusammenhange dargestellt worden. Maurenbrecher war, wie er in der Vorrede erwähnt, mit einer Geschichte der Gegenreformation beschäftigt, wollte also die Bestrebungen und Ereignisse schildern, in welchen die katholische Kirche gegen den Protestantismus reagirte und das verlorene Gebiet wieder zu erobern suchte; bei diesen Studien fand er, daß diesen mehr negativen, auf die Ausrottung des Ketzerthumes sich beziehenden Tendenzen eine positive Strömung zur Seite ging, die mit ihren Quellen wie gesagt weit in das Mittelalter zurückreicht, eine Zeitlang mit der protestantischen Reformation sich berührt, aber dann von ihr überfluthet und zurückgedrängt wurde; dieser in ihren Verzweigungen in Europa nachzugehen, ihre Entwickelung in Spanien, Italien, Deutschland (Frankreich tritt etwas zurück) zu verfolgen, die Hauptträger dieser Idee und den Einfluß, welchen sie auf Kaiser und Papst, Fürsten und Gelehrte ausübten, die Erfolge, welche sie errangen, die Täuschungen, welche sie erfuhren, zu schildern, ist der Inhalt des höchst interessanten Buches, welches mit dem Tode von Papst Clemens VII. 25 September 1534 abschließt. Von den umfangreichen Studien, welche dieser Publication zu Grunde liegen, zeugen die reichhaltigen Bemerkungen wie der fesselnde Text selbst, die Wissenschaft wie der Freund der Geschichte werden Genuß und Anregung darin finden. Drei Epochen unterscheidet Maurenbrecher in dieser ersten Zeit: Ursprung und Anfang der katholischen Reformation bis 1517 (katholische Reformation in Spanien, Italien und Deutschland, das Lateranconcil, Erasmus); Gegensatz protestantischer und katholischer Reformation (Luther, der Wormser Reichstag, Papst Adrian VI., Aufschwung katholischer Reformation bis 1525); Verhandlungen der Religionsparteien in Deutschland (Entwicklung der kirchlichen Gegensätze, der Augsburger Reichstag 1530, Verhandlungen über Concil und Religionsfrieden, reformatorische Versuche vermittelnder Richtung bis 1534). Dem reichen Inhalte möge folgendes entnommen werden: In dem Rufe nach Reformation der Kirche waren kirchliche, religiöse und nationale Wünsche aufs innigste verwoben, man verstand darunter Beschränkung der Kirchengewalt in bürgerlichen Fragen, Aufhebung der Geldopfer der Laien, Einschreiten gegen die Verweltlichung des Klerus, Abschaffung oder Beschränkung der päpstlichen Einmischung in das innerkirchliche Leben der einzelnen Nationen, Vertiefung und Belebung der Theologie; um die conciliaren Bestrebungen scheitern zu machen, hatten die Päpste den Landesfürsten wieder mehr Rechte über die Geistlichkeit ihrer Länder einräumen müssen; am meisten war dies in Spanien der Fall gewesen, wo die Vereinigung der Kronen von Castilien und Aragon die reformirende Thätigkeit von Ximenez aufs beste unterstützte, so daß hier am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine solche katholische Reformation zu Stande kam, die Kirche sich belebte, kräftigte, ohne daß in den Dogmen, in Verfassung ꝛc. eine Aenderung eintrat. Sie wurde in gewissem Sinne der Typus für die katholische Reformation überhaupt, die Ideen dieser spanischen Kirchlichkeit machten sich weithin geltend, überall fühlbar, so in Caraffa, dem Gründer der Theatiner, in Papst Hadrian VI., der von allen

Digitized by Google

Päpsten im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts allein die Reformation in sich aufnahm und zu verwirklichen suchte, in Carl V., der sein Schutzherrnamt über die Kirche nach der doppelten Seite auslegte: Unterdrückung der lutherischen Bewegung und Reformation und Wiederherstellung der Kirche durch ein allgemeines Concil, welches dreißig Jahre lang der Leitstern seiner Politik war. Ein anderer wichtiger Factor war der Humanismus, der in seinem Hauptvertreter Erasmus eine entschieden religiöse Richtung hatte, eine Erneuerung der Kirche durch Kenntniß des Urchristenthumes, durch den stetigen Fortschritt der Wissenschaft und durch Abstellung der schreiendsten Mißbräuche sowie durch Dringen auf einfache Frömmigkeit herbeizuführen suchte. So bedeutend war nach Maurenbrecher der Einfluß des Erasmus, den er mit ganz besonderer Vorliebe schildert, daß man von einer Erasmischen Reformation zu reden berechtigt ist; durch seine Schriften (das Enchiridion, die Ausgabe und die Paraphrasen des Neuen Testamentes wie durch die satyrischen Erzeugnisse seiner Feder), durch seine großartige Correspondenz, die ihn mit aller Welt in Verbindung brachte, durch die Schule, die er gebildet, durch das Ansehen, das er deswegen überall genoß, übte der stille fleißige Gelehrte einen sehr tiefgreifenden Einfluß aus, welcher sich bei den verschiedensten Gelegenheiten fühlbar machte; Glapio, der Beichtvater Carl's V., bei seinen Verhandlungen mit Luther während des Wormser Reichstages, Campeggi bei dem Abschlusse des Regensburger Bündnisses 1524, welches die katholischen Reformideen in einigen Theilen Deutschlands verwirklichte, waren durch Erasmus beeinflußt. Ein Mann des Friedens scheute er jeden Streit, das Gezänke der Mönche, die Kampfesluft der jüngeren Humanisten, ebenso wie das radikale Auftreten Luthers; die beiden Geistesgewaltigen sind durch den Lauf der Dinge, durch die Stellung, welche sie eben zur Frage der kirchlichen Reformation einnahmen, immer weiter auseinandergekommen, und Maurenbrecher, der Luther die vollste Gerechtigkeit widerfahren läßt und die Täuschung über seine persönlichen Kräfte, über den Einfluß seiner Principien hervorhebt, in welcher Erasmus befangen war, spendet um so mehr Lob dem Charakter dieses Vermittelungsmannes, den eine ungerechte Geschichtschreibung lange genug als Schwächling und Feigling mißhandelt habe. Ein drittes treibendes Element war die conciliare Idee, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert in der Luft lag, so daß in einem ökumenischen Concil das Heilmittel für alle Schäden der Kirche gesehen wurde. Das vierte Lateranconcil 1512 war ein geschickter Gegenzug des Papstes gegen die im Concil zu Pisa 1509 hervortretenden antipäpstlichen Regungen, stärkte daher auch nur das Papstthum und bestätigte dessen Ansprüche. Luther appellirte in Augsburg 1518 an ein freies allgemeines Concil, auf den deutschen Reichstagen wurde die Berufung desselben stets von den Ständen ausgesprochen, Carl V. nahm seit 1524 diesen Plan in den Kreis seiner politischen Ideen auf, ein reformfreundlicher Papst (wie Hadrian VI. war) hätte im Bunde mit dem Kaiser sehr vieles zur Vereinigung ausgerichtet, aber Clemens VII. war gerade dadurch, daß er dieses Zeichen der Zeit so wenig verstand, der größte Wohlthäter der Protestanten. Die protestantischen Verhältnisse erfahren zwar eine kürzere, aber gründliche und gerechte Würdigung, so ist das Buch ein Genuß und eine wirkliche Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur. Möge der zweite Band nicht lange auf sich warten lassen. —tt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 25. November 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 49.

Inhalt:

	Seite
Die Grundzüge des altarischen Götterglaubens. Von O. Schrader	849
Ueberseeische Bestrebungen	859
Das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen. Von W. de Porta	867
Der neunte Deutsche Handelstag. Von J. Gensel	872
Aus dem Nachlasse des Generals Mosle	877
Die Judenfrage auf der Tribüne	880
Literatur: H. Kruse, Raven Barnekow. — M. Greif, Prinz Eugen. — Liszt, Das deutsche Reichspreßrecht. — K. Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. — O. Blumenthal, Aus heiterm Himmel	885

Literarische Beilage von Ebner & Seubert in Stuttgart.
„ „ „ Julius Niedner in Wiesbaden.
„ „ „ B. G. Teubner in Leipzig.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Zuſendungen für die Redaction der Wochenſchrift „Im neuen Reich“
ſind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenſtraße 44, zu richten.

Digitized by

Die Grundzüge des altarischen Götterglaubens.

Das tiefe Dunkel, welches bisher auf der Bevölkerungsgeschichte Alt-Europas lastete, ist in erfreulicher Weise aufgehellt worden durch das fundamentale Resultat der vergleichenden Sprachwissenschaft, daß weitaus die meisten Völker unseres Erdtheiles und unter ihnen die, welche immer als Träger des Culturfortschrittes gegolten haben, die Griechen, Römer und Kelten, Germanen, Slaven und Litauer eines und desselben Stammes und Blutes sind wie ein Zweig der asiatischen Bevölkerung, welchem die Geschichte eine nicht minder bedeutende Rolle zuerkannt hat: die indischen und iranischen Völker. Diese Völkerschaften, welche die indogermanischen oder arischen genannt zu werden pflegen, müssen, wenn auch schon vor vielen Jahrtausenden, ungeschieden in Sprache und Sitte in einer gemeinsamen Heimath bei einander gewohnt haben, deren Lage von den meisten Gelehrten in den alten Provinzen des Perserreiches Baktriane und Sogdiane angenommen wird.

Aber die Sprachwissenschaft verläßt den Cultur- und Geschichtsforscher nicht, nachdem sie ihn bis hierher geführt hat. Die sorgfältige Combination nämlich des Wörterschatzes jener arischen Grundsprache, wie er sich durch die Vergleichung der Einzelsprachen gewinnen läßt, mit den Nachrichten, welche uns Dichter und Schriftsteller aus den ältesten Epochen der arischen Geschichte überliefert haben, giebt die Basis für Untersuchungen, welche das Culturleben des arischen Urvolkes vor seiner Trennung zu ergründen suchen.*) Auf diesem Wege erkennt man, daß die Viehzucht eines nomadischen Hirtenlebens der Grundpfeiler jener alten Cultur gewesen ist, daß hingegen von Anfängen des Ackerbaues noch nicht die Rede sein kann. Auch der Kreis der heutigen Hausthiere ist damals noch nicht abgeschlossen gewesen; sicher fehlte am heutigen Bestande der Esel, die Katze und das gesammte Geflügel. Auf diesem Wege erkennt man weiter, daß das Familienleben der Arier, dessen Benennungen bis in die entferntesten Verhältnisse bei allen arischen Völkern übereinstimmen, ein hoch entwickeltes gewesen sein muß. Bekannt und geübt

*) Vgl. meinen Aufsatz im Neuen Reich 1877, Nr. 36: „Sprachwissenschaft und Culturgeschichte".

Digitized by Google

waren die Künste des Webens, Nähens, Kochens, und was der Ergebnisse jener Wissenschaft mehr sind, welche man nicht unpassend eine linguistische Paläontologie genannt hat. Wenn aber so die äußeren Formen erschlossen werden können, in denen sich das tägliche Leben unserer Ahnen bewegte, kann es auch der Geist, der jene Formen erfüllte?

In dem Jugendalter eines Volkes, weiß man, lassen sich alle Fragen nach einem höheren geistigen Leben in die eine zusammenfassen:

Hatte das Urvolk eine Religion und welche?

Religion im weitesten Sinne ist hier gemeint, nicht Kirchenglaube mit Dogmen und Priestern, Tempeln und Altären. Nach all dem regt sich das Bedürfniß erst auf einer höheren Stufe der Gesittung, in festen Wohnsitzen, geordneteren Verhältnissen.

Aber wandelte das arische Urvolk noch stumpf und gleichgiltig, nur der Begierde folgend „pronus atque ventri obediens“ durch das Leben? Oder hatte es seinen Blick schon von der Erde emporgerichtet zu dem Himmel mit seinen Schrecken und Wundern? Hatte es sich in Abhängigkeit erkannt von höheren Gewalten, deren Fluchen es nicht nur fürchtete, sondern deren Segnen es auch erflehte? Hatte es nachgedacht über die urewigen Fragen des Menschengeschlechtes: „Woher kommen wir, wohin gehen wir?“

Die vergleichende Mythologie unternimmt es, auf diese Fragen die Antwort zu ertheilen und die Grundlinien zu entwerfen, auf denen die phantasievollen und farbenprangenden Gebäude eines indischen, iranischen, griechischen und germanischen Götterglaubens sich erheben.

Fragen wir nach dem Grundtone, der durch die gesammte Mythologie der arischen Völker hindurchklingt, so ist es die Belebung der Natur und ihrer Erscheinungen. Die Wirkungen der Naturgewalten werden nicht als gesetzmäßige und mechanische, sondern als Offenbarungen eines in der Erscheinung selbst befindlichen Wesens gedacht. Es regnet nicht vom Himmel, sondern der Himmel regnet. Die Bedeutung freilich der Eindrücke, welche die Natur auf Gemüth und Phantasie des ihrem Busen noch nicht entwöhnten Menschen ausübt, ist uns heute nur noch schwer verständlich. Das Schaudern bei dem Herabsinken des nächtlichen Dunkels, das Jauchzen, mit dem der erste Strahl des Frührothes begrüßt wird, das Beben, wenn droben der Donner rollt, von all dem wissen uns heute nur noch die Kinder und — Dichter zu erzählen.

Alle arischen Götternamen, welche sich mit Sicherheit auf die Urzeit zurückführen lassen, sind Naturgewalten entnommen, und daß in der Urzeit das Band zwischen der Erscheinung und dem Wesen in der Erscheinung ein so enges wie möglich war, dafür sprechen mit zwingender Nothwendigkeit die

Digitized by Google

zahlreichen Züge, welche in den Mythologien der Einzelvölker gerade die ältesten Göttergestalten wie einen Nachhall ihres Ursprunges aus der Natur bewahrt haben.

Vor allem hat der strahlende Himmel selbst die Verehrung des Ariers erweckt. Der uralte Name für Himmel liegt in vier Mythologien der Bezeichnung eines mächtigen Nationalgottes zu Grunde. Es entsprechen sich auf das genaueste:

sert. dyōs, griech. Ζεύς, lat. Ju-piter, germ. Tiu, Ziu : W. div „strahlen".

Am klarsten ist die Naturmacht noch im vedischen dyōs ausgeprägt, Himmel und Himmelsgott fließen hier noch in einander; aber auch der griechische Olympier, so sehr er schon bei Homer der Gott der sittlichen Weltordnung ist, kann doch seinen Ursprung als Naturgott nur schlecht verbergen. „Zeus regnet", sagte der Grieche, von der Theilung der Welt durch die drei Brüder Poseidon, Hades und Zeus gilt der Vers Homer's: „Zeus erwählte den weiten Himmel in Luft und in Wolken". Der Weithinschauende, der Donnerfrohe, der Wolkenversammler, der Schwarzumwölkte sind homerische Beiwörter. Noch Horaz darf Od. I, 1, 25 sagen:

Manet sub Jove frigido
Venator, tenerae coniugis immemor.

Auf germanischem Boden ist unser Wort ausschließlich zur Bezeichnung des Kriegs- und Siegesgottes verwendet worden.

Unzählige Beinamen mögen schon in der Urzeit dem strahlenden Himmel beigelegt worden sein. Mehrere von ihnen haben sich in überlieferten Götternamen fixirt. Man nannte ihn den „Umhüller", sert. varuṇas = griech. οὐρανός „Himmel" : W. var „umhüllen".

Das erste dieser Wörter Varuṇas bezeichnet den mächtigen Gott des Rigveda. Er ist, das alte dyōs verdrängend, der Zeus der vedischen Hymnen. Er ist der Allumfasser, Weltlenker und Weltordner, der in seiner Hand die Schicksale der Menschen hält, des Rechtes Hort, zu dem der Mensch um Vergebung seiner Sünden betet. Daneben tritt die alte Bedeutung „Himmel", vor allem die des sternenbedeckten Nachthimmels, noch an vielen Stellen hervor. Umgekehrt steht im Griechischen Uranos hinter Zeus zurück. Die alte Ableitung von der W. var klingt noch durch in den Worten Hesiod's:

„Aber zuerst erzeugte die Gaia gleichend sich selber
Uranos Sternenpracht, damit er rings sie umhülle."

Ein anderes Epitheton des Himmels mag schon in der Urzeit

bhaga : W. bhaj „vertheilen", „der Gabenspender"

gewesen sein; denn „alles Gute kommt von oben". Im Veda ist das Wort

Digitized by Google

ein häufiges Attribut der Götter, im Aveſta bedeutet es als bagha „Gott", bei den Phrygiern, einem wahrſcheinlich ariſchen Volke, gab es einen *Βαγαῖος* (= *Ζεύς* nach Heſych), das altſlaviſche bogŭ liegt der Bezeichnung Gottes in allen Slavinen zu Grunde.

Ewig gleichmäßig ſpannt ſich der Dom des Himmels, der dem Auge des Ariers zuweilen als ein gewaltiges ſteinernes Gewölbe erſchien:

iran. açman „Himmel" = griech. *Ἄκμων* „der Vater des Uranos"

über der Erde aus. So iſt es begreiflich, daß gerade er dem Arier am verehrungswürdigſten dünkte. Scheinen doch ihm gegenüber alle anderen Naturgewalten, ſo oft ſie auch in dauerndem Wechſel wiederkehren, als flüchtig und vergänglich. Doch kargt darum der Arier gegen die übrigen nicht mit Lob und Preis. Noch kein Götterſyſtem beſchränkt den Flug ſeiner Phantaſie; wo immer die Natur ſeine Bewunderung erregt, belebt er ſie und betet ſie an. Den „heiligen" Tag verkündet das rothglänzende Frühroth:

ſcrt. ushās, griech. *ἠώς*, lat. aurora : W. us „leuchten".

Eben ſo wie bei den Indern iſt daſſelbe bei den Griechen die unzweideutige Perſonification der Naturerſcheinung, die von den Griechen wie beſonders von den Sängern des Rigveda mit glühender Begeiſterung geprieſen wird.

Zugleich mit dem Erſcheinen der Morgenröthe erwacht, wenigſtens nach der vediſchen Vorſtellung, das heilige Feuer des Herdes:

ſcrt. agni „der Feuergott" = lat. ignis „Feuer", lit. ugnis, kſl. ogni;
griech. Heſtia „Göttin des Herdes" = lat. Vesta.

Nachdem die Strahlen des Morgenrothes den Horizont vergoldet haben, und es auch unten auf Erden nach Entzündung des Herdfeuers lebendig geworden iſt, ſteigt die Sonne ſelbſt in all ihrer Herrlichkeit am Himmel empor.

„Der Strahlengöttin Ushas folget Sūrya
Wie eines Mädchens Spur der Jüngling."

So heißt es in den Hymnen des Rigveda. Es vergleicht ſich aber:

ſcrt. sūrya = lat. sōl („der Sonnengott", ſich begrifflich mit dem unverwandten griech. Helios deckend) = altn. sōl „Tochter des Mundilföri".

Die ſtrahlende Feuerkugel iſt nun, ein Auge des Himmels, die Herrſcherin des Tages. Hat auch der Arier die tiefe Bedeutung noch nicht erkannt, welche der Umlauf der Sonne für die Einfügung der Jahreszeiten in den feſten Rahmen des Jahres hat, ſo hilft ihm die himmliſche Führerin doch in einer andern Richtung ſich auf Erden zurecht zu finden, nämlich im Raume. Voll Andacht wendet er ſich dem aufgehenden Sūrya zu, und in dieſer Stellung nach Maßgabe ſeiner beiden Hände ſcheidet er die Gegenden des Himmels.

Digitized by Google

Diese uralte Sitte wird in dem indischen Sprachgebrauche noch treulich abgespiegelt. Prāc, prāñc bedeutet dort „vorwärts gewandt" und „östlich", dakshina (wovon Dekhan seinen Namen hat) „rechts" und „südlich", savya „links" und „nördlich", apac und apara „hinten" und „westlich". Das Bedürfniß nach Orientirung in den Himmelsgegenden ist jedenfalls bei den Ariern früh empfunden worden. Dies zeigen die Niederlassungen der Italiker in der Po-Ebene, die in oblongischer Form sämmtlich in der Weise angelegt sind, daß die vier Schenkel des Oblongums nach den vier Himmelsgegenden bestimmt sind.

Doch nicht immer strahlt das Gestirn vom unumwölkten Himmel herab. Es wird dunkler und dunkler. Heulender Sturm, des Himmels Bote an die Menschheit:

scrt. saramā (des Indra Botin), griech. Hermes (des Zeus Bote),
germ. sturm (aus *surm vgl. strom aus *srom?)

verkündet die Erscheinung, welche das Gemüth des Naturmenschen am gewaltigsten und unmittelbarsten erschüttert, das Gewitter und seine Gottheit:

scrt. parjanya „Regen- und Donnergott", lit. Perkunas „Donnergott",
slav. Perunŭ.

Hiermit ist ungefähr der kleine Kreis von Götter- und Naturgestalten abgeschlossen, der sich aus der mythologischen Sprache der Einzelvölker für die Urzeit erweisen läßt.

Aber die Belebung und Personification der Natur ohne Trennung des Wesens von der Erscheinung nimmt eine völlig neue und bedeutungsvolle Seite an durch jene Eigenthümlichkeit der arischen Sprachen, durch die in einer wahrhaft poetischen Weise der gesammte Sprachstoff Leben gewinnt, durch die schon in der Ursprache vollzogene Unterscheidung der Geschlechter. Es giebt nun männliche und es giebt weibliche Naturgottheiten. Dyaus und Agni scheinen dem Arier männliche Individuen, Ushas ist ihm ein Weib. Damit ist die Vergleichung der Vorgänge in der Natur mit den irdischen der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Eine Fülle neuer Vorstellungen und Anschauungen springt nun hervor. Wie dem Sänger des Rigveda die freundliche Ushas bald als die festlich geschmückte Braut erscheint, welche der feurige Sonnengott verfolgt, bald als die junge Mutter, die die künftige Sonne unter ihrem Herzen trägt, bald als die geschäftige Hausfrau, die mit dem Frühesten von ihrem Lager sich erhebt, so werden ähnlich schon die ältesten Arier gedacht und — geträumt haben.

Und nach dem Vorbilde der irdischen Familie, wo der Einfluß des Einzelnen dem Willen des Herrn und Vaters gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten

Digitized by Google

gegen einander abzustufen. Das liegt in der Natur selbst begründet, worauf wir schon hingewiesen haben. Die Farbenpracht des jungen Frührothes tödten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter finsteren Gewitterwolken, ewig unverändert schaut nur der Himmel auf die Erde herab. Und wie alle Naturerscheinungen, die das Auge des Ariers beobachtet, von ihm ihren Ausgang nehmen, so liegt die Auffassung nahe, daß er der Erzeuger und Vater sei:

scrt. dyōs pitā, griech. *Ζεὺς πατήρ*, lat. Jū-piter, Dies-piter,

und sie seine Kinder, die Himmelserzeugten, die Himmlischen:

scrt. dēva, lat. deus, lit. dẽvas, an. tīvar „Götter" : W. div „strahlen" (wie Dyaus).

Doch der Geist des Ariers begnügt sich nicht damit, die Natur und ihre Kräfte zu erfassen, indem er ihnen Namen und Wesenheit verleiht; er will sie auch begreifen und deuten. Die Erklärungen freilich, die er giebt, dürfen nur von dem Standpunkte eines kindlichen Gemüthes, eines ungeschulten Verstandes beurtheilt werden; aber wenn immer noch heute es ein Vorrecht der arischen Völker ist, die Welt bald im Fluge der Philosophie, bald mit dem Secirmesser der Wissenschaft zu erfassen, so dürfen auch jene kleinen Geschichten, durch welche in der Urzeit die bedeutendsten Vorgänge in der Natur motivirt werden, als der erste Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach Weltverständniß und Weltbegreifen gedeutet werden.

Jene einfachen Erklärungen der Naturerscheinungen in der Urzeit *) sind zum Theil noch für die Wissenschaft erschließbar. Sind sie doch durch die Jahrtausende von Generation zu Generation überliefert worden, so daß die einzelnen arischen Völker den alten Kern, wenn auch mit tausend neuen Zügen geschmückt, vom Himmel auf die Erde, aus der Natur ins Menschenleben gerückt, noch ziemlich deutlich bewahrt haben. Wir sind hier an dem Quell angekommen, aus dem die wogenreiche Fluth der arischen Märchen, Mythen und Sagenwelt entspringt.

Wie mag es nur kommen, wird man sich schon in der Urzeit gefragt haben, daß Sonne und Mond durch so ewigen Wechsel verbunden am Himmel erscheinen? „Sie werden wohl in einem Verhältnisse zu einander stehen, sie werden wahrscheinlich Mann und Frau sein." Wenn sie das aber sind, wie kommt es nur, daß sie niemals zusammen erscheinen, sondern das Eine flieht, wenn sich das Andere erhebt? Auch darauf versagt das kindliche Gemüth

*) Noch heute sind die naivsten Erklärungsversuche, wie wir sie uns mutatis mutandis für die Urzeit zu denken haben, dem Landvolke geläufig: „Uns herr speelt kegeln" (donnert), „Nun leift der alte Vater schon wieder" (litauisch), „der heilige Christ backt Honigkuchen" (Morgenröthe) ꝛc.

Digitized by Google

des Ariers die Antwort nicht: „Mond und Sonne müssen eben schlechte Ehegatten sein." So weit wird vielleicht die urarische Vorstellung gegangen sein. Wenden wir uns nun zu den Einzelvölkern:

Schon ein Hymnus des Rigveda erzählt, wie Savitā „der Sonnengott" seine Tochter Sūryā dem Soma „Monde" zur Frau giebt.

Außerordentlich tragisch ist eine russische Vorstellung: Die Sonne ist nämlich mit ihrem Gemahle, dem Monde, der ein sehr kühler Ehemann ist, nicht zufrieden. In Folge einer Wette trennen sie sich: er leuchtet des Nachts, sie des Tages; nur zur Zeit der Sonnenfinsternisse nähern sie sich und machen sich gegenseitig Vorwürfe. Im Schmerze nimmt der Mond, der die Trennung bereut, dann ab und schwindet, bis ihn die Hoffnung wieder belebt und voller rundet.

Fortgesetzt wird diese Tragödie in einem litauischen Volksliede, in dem sich der „Herr" Mond (hêr mân, frauw Sonne germ.) über seinen Verlust getröstet zu haben scheint. Hören wir die kleine daina:

Der Mond führt heim die Sonne,
Es war im ersten Frühling.
Die Sonne stand schon früh auf,
Der Mond sich von ihr trennte.

Er ging allein-spazieren,
Verliebt sich in den Frühstern;
Da ward Perkunas zornig,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Warum hast Du getrennt Dich?
Bist einsam Nachts gewandelt?
Verliebst Dich in den Frühstern?
Da war sein Herz voll Trauer.

Auf griechischem Boden begegnet derselbe Mythos, nur in der versteckten Gestalt der Heldensage. Die Scenerie ist hier auf die Erde verlegt, die handelnden Personen Menschen, nicht Götter, die Rolle des Mannes fällt entsprechend dem griechisch-lateinischen Verhältniß:*)

Helios masc. : Selene fem. = lat. sol : luna

dem Sonnengotte zu. Die Sage lautet:

---

*) „In der Verschiedenheit des Geschlechtes, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtniß. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Creatur in ihren schwersten Nöthen bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens läßt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte, gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen."

Nissen „Ueber altitalisches Klima" (Verhandlungen der 34. Versammlung deutscher Philologen 1880. S. 30).

Digitized by Google

„Hippolyt, der Sohn des Theseus, wird von seiner Stiefmutter Phädra mit Liebesanträgen verfolgt. Keusch flieht er vor ihrer Liebe; darum von Phädra beim Theseus verleumdet, wird er vom Poseidon vernichtet." Hippolyt „der gelöste Pferde besitzende" ist ohne Zweifel ursprünglich ein Beiwort des Sonnengottes, dann der Sonnengott selbst. Er ist wohl nicht zufällig ein Sohn des Theseus und so Enkel des Poseidon, des Meeresgottes. Wie schon nach Homerischer Vorstellung Helios in der Frühe dem Ocean entsteigt (Il. VII, 421), so taucht er auch am Abend wieder in denselben hinab (Il. VIII, 485). Poseidon aber tödtet den unschuldigen Hippolyt. Ihn liebte die Phaidra „die Glänzende", oder im Naturmythus der leuchtende Mond; denn einmal bedeutet auch Selene (von W. svar) eben so wie lat. Luna (aus luc-na : luceo) „die leuchtende", und dann ist auch die erste Gattin des Theseus, die Antiope, unzweifelhaft als „Gesicht der Nacht", d. i. Mond zu deuten.

Nächst dem Lichte ist die ersehnteste Gabe des Himmels der allerquickende Regen. Aber oft schmachtet die verdorrte Erde vergebens nach dem labenden Naß. Es muß ein böser Dämon, vielleicht eine gräßliche Schlange, das Urbild der Häßlichkeit auf Erden, sein, das die regenschwangeren Wolken gefangen hält. Es ist ein böser Räuber, der unser kostbarstes Gut, unsere Kühe fortgetrieben hat. Doch sieh, welch ein Kampf erhebt sich plötzlich in der Luft! Ein freundlich-hilfreich Wesen naht im Gewitter, der Blitz ist seine schreckliche Waffe, mit ihm spaltet er das Wolkengefängniß, schlägt er den Räuber, der prasselnd zur Erde herniederstürzt. So ungefähr mag das Urbild des Vorstellungskreises von dem im Gewitter sich vollziehenden Processe gelautet haben, der sich über eine kaum zählbare Menge mythisch-sagenhafter Erzählungen der arischen Völker ausdehnt.

So zieht sich durch den Rigveda folgender Mythus: „Vritra, ein dreiköpfiges Ungeheuer, hat die himmlischen Kühe, d. h. die Wolken, fortgetrieben, und in eine Höhle eingesperrt, Indra verfolgt den Räuber und erschlägt ihn mit seinem Blitze, donnernd stürzt der Dämon, der auch geradezu Ahi, d. i. „Schlange" genannt wird, in die Klüfte der Erde. Indra aber bringt die Kühe zurück, ihre Milch strömt im Regen hernieder."

„Des Indra Heldenthaten will ich preisen,
Die ersten, die er that, der Keulenträger:
Die Schlange schlug er, bohrte frei die Wasser,
Die Bäuche schlitzte er der Wolkenberge.

Beherrscht vom Dämon, standen eingeschlossen,
Wie Räubers Kuh in Schlangenhut die Wasser:
Den Wasserspalt, der fest war und verschlossen,
Den hat der Vritratödter aufgerissen."

Digitized by Google

Uebergehen wir die mehr oder weniger hierher gehörigen griechischen Sagen von Göttern und Helden, die gräßliche Ungeheuer bekämpfen, des Zeus Kampf mit dem Wind- und Bergungethüm Typhon, dem Gatten der Echidna, des Bellerophon Kampf mit der Chimära, der Tochter jener beiden erstgenannten Dämonen, des Herakles Streit mit dem dreileibigen und dreiköpfigen (wie Vritra) Geryon u. a., um uns sogleich auf italischen Boden zu wenden. Hier ist, dem prosaischen Sinne des Römers gemäß, fast alles menschlich.

Ein räuberischer Hirt, Cacus mit Namen, macht hier nach des Livius (I, 7) Erzählung die Gegend unsicher. Nach Vergil (Aen. VIII, 185 f.) ist auch er ein halbmenschliches Ungeheuer, vor dem die ganze Gegend zittert. Da kommt Hercules, von dem man mit Recht vermuthet, daß er erst in späterer Zeit an die Stelle eines altitalischen Gottes (Jupiter Sancus) getreten sei, mit den erbeuteten schönen Rindern des Geryon. Cacus stiehlt einige derselben, indem er, um den Verdacht von sich abzulenken, sie am Schwanz in seine Höhle zieht. Doch das Gebrüll der gefangenen Rinder verräth ihn, es entspinnt sich ein von Vergil mit allen Schrecken geschilderter Kampf, todt und besiegt bleibt endlich Cacus auf dem Schlachtfelde.

In Deutschland endlich kann man sich heute noch in manchem Dorfe erzählen lassen: Wie einst ein gräßlicher Lindwurm den Brunnen des Dorfes bewachte und die Leute nicht anders Wasser schöpfen ließ, als wenn sie ihm täglich ein Schaf oder Rindvieh brachten, bis denn ein tapferer Rittersmann kam und ihn erschlug. In der Schweiz sagt man, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt: „Es ist ein Drach ausgefahren."

Ueberall fußt, wie wir sehen, die mythische Erklärung natürlicher Vorgänge auf der handgreiflichen Analogie irdischer Verhältnisse. Dies zeigt nicht am wenigsten die Art und Weise, wie man sich die Herabkunft des im irdischen Feuer verehrten Gottes Agni vom Himmel dachte; denn daß er mit den großen Lichterscheinungen des Himmels in irgend einem Zusammenhange stehe, lag ja zu sehr auf der Hand. Wie nun in der ältesten Zeit das Feuer durch Drehung eines Stabes in dem Mittelpunkte eines kreisrunden Holzes erzeugt wird — in Deutschland hat sich diese Art der Hervorrufung des Feuers bei den sogenannten Nothfeuern (z. B. beim Ausbruche einer Viehseuche) bis auf unsere Zeit erhalten — so dachte man sich auch am Himmel das Sonnenlicht, wenn es im Gewitter erloschen ist, und den Blitz entstanden. „Wenn nun aber die naive Anschauung das Verfahren bei der Feuerentzündung dem bei der Zeugung verglich, so folgte daraus die weitere Entwickelung, daß man das Entstehen des Blitzes zur Zeugung einer Gottheit umbildete. Der Gott des Feuers, so im Himmel gezeugt, stieg nun zur Erde herab und wie er selbst dadurch sterblich geworden war, zeugte er nun hier das sterb-

Digitized by Google

liche Geschlecht, das daher bei den Indern in den bedeutendsten Brahmanengeschlechtern seinen Ursprung von Agni ableitete oder wie die Bhrigus (= griech. Φλέγυες, das Volk, bei dem von Prometheus die ersten Menschen geschaffen werden) unmittelbar aus dem Blitze entstanden war, bei den Griechen vom Feuerbringer Prometheus (= scrt. pramantha „Drehstab zur Herstellung des Feuers") abstammte oder von ihm geschaffen wurde." (Kuhn.) Wie der Anfang, so geht auch das Ende auf den Himmel zurück. Daß, wenn die Flammen des Scheiterhaufens emporlodern oder der Todte in den Schooß der Erde versenkt worden ist — denn beide Beerdigungsweisen sind von Alters her bei den arischen Völkern nachweisbar —, es doch noch nicht mit dem Verstorbenen aus sei, dieser kindlich-tröstende Glaube kann auch dem Arier nicht gefehlt haben.

Selbst bei rohen Naturvölkern, die in anderer Beziehung fast religionslos zu nennen sind, deuten die mannichfaltigen Gaben, welche der Verstorbene mit sich ins Grab nimmt, auf einen Glauben an Fortdauer nach dem Tode. Bei anderen, namentlich südafrikanischen Völkern, wird den Geistern Abgeschiedener ein mächtiger, zauberischer Einfluß auf die Lebenden zugeschrieben, sie werden in Thiergestalt verkörpert, durch Gaben und Opfer versöhnt, ein völliger Ahnendienst ist ausgeprägt.

Auch der älteste Glaube der Inder, Iranier und Griechen kennt eine gemeinsame schöne Stätte der Seligen, als deren Fürsten bei den Indern Jama, bei den Iraniern Jima (scrt. yama = zend. yima „der Urmensch"), bei den Griechen Rhadamanthys, Bruder des Minos (= germ. Manns „der erste Mensch") genannt werden. Das wüthende Heer Wuotans, die Elben und Elfen sind ursprünglich die Geister selig gestorbener Menschen.

Daß dieser Aufenthaltsort der Verstorbenen im Himmel gesucht wurde, dafür spricht alles bisher Ausgeführte. Wahrscheinlich betrachtete man die Milchstraße mit ihren tausend glitzernden Sternen:

scrt. staras „die Sterne", zend. çtare, griech. ἀστήρ, lat. stella,
ahd. sterro : W. star „hinstreuen"

als den Pfad, auf welchem die Verstorbenen in ihre neue Heimath wandelten. Im Rigveda wird die Milchstraße „Götterpfad" oder Pfad des Jama genannt. Den Pfad des Jama wandeln heißt so viel wie sterben. Die Litauer haben den Ausdruck „Vögelpfad", die Großrussen sagen „Mäusepfad". In Mäusen und Vögeln aber werden bei den verschiedensten Völkern die aus dem Munde des Sterbenden huschenden Seelen der Menschen vermuthet.

Vielleicht läßt sich sogar die Vorstellung von einem besondern Aufenthaltsorte der Bösen nach dem Tode als uralt nachweisen. Merkwürdig wenigstens ist der bei Indern und Griechen eingewurzelte Glaube an einen

Digitized by Google

(bei den Indern an zwei) Hunde, die am Eingange in die Todtenwelt Wache halten.

„Vorbei an Saramā's gefleckten Hunden
Den viergeaugten lauf geraden Weges"

heißt es in einem Leichenfeierlied des Rigveda. Diese Hunde werden im Indischen çabala „gefleckt" genannt, welches Wort dem griech. „Cerberus" unmittelbar entspricht. Auch daß die indischen Hunde der Saramā, der Botin des Indra, gehörig genannt werden, läßt diesen Vorstellungskreis als verwandt mit den griechischen Sagen von Hermes, dem Seelenführer, erscheinen. Endlich ist vielleicht der griechische

Tartaros = sert. talatala „Hölle"

direct gleichzustellen.

Das sind mit wenigen Strichen die Grundlinien des arischen Götterglaubens, die, als die große Stunde des Aufbruches geschlagen hatte, ein jedes der Völker in seine neue Heimath zur selbständigen Weiterbildung mit sich nahm. Verschieden sind die Factoren, welche bewirkten, daß diese Weiterbildung keine gleichartige gewesen ist: die mannichfaltige Beanlagung der einzelnen Stämme, die Beeinflussung fremder Religionen, die Beschaffenheit der neuen Wohnsitze u. a. m. Aber mit welchen Gestalten auch immer der Inder oder Grieche seinen Olymp bevölkert, je älter sie sind, desto deutlicher entspringen sie dem tiefen Grundzuge altarischer Religionsanschauung, der Verehrung der Natur und ihrer Gewalten, die Goethe so schön in den Worten ausdrückt:

„Wenn der uralte heilige Vater
Mit gelassener Hand aus rollenden Wolken
Segnende Blitze über die Erde sät,
Küß ich den letzten Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer treu in der Brust."

O. Schrader.

Ueberseeische Bestrebungen.

Es ist interessant zu bemerken, wie sich in einer Nation nach einander gewisse Themata emporarbeiten, deren Erörterung weite Kreise beschäftigt und anzieht. Erst ergreifen sie die nationale Phantasie, ein Vermögen des Menschen, das man vor Zeiten höchst bedenklich fand, jetzt aber mehr zu schätzen weiß. Dann beschäftigen sie die ausgereiften Gedanken und werden, wenn es sich fügt, zu Thaten, falls nicht andere neue Ansichten und Ziele die Aufmerksamkeit ablenken, oder die Noth der Zeit zwingt, zuerst das was vor

Digitized by Google

den Füßen liegt wegzuräumen, ſo daß der ſchöne phantaſtiſche Gedankengang, der ſich auf die Ferne geworfen, unſanft unterbrochen wird, um vielleicht nach langer Zeit wieder aus der Tiefe nationalen Sehnens aufzutauchen.

So iſt es wohl der Beachtung werth, daß aus dem alten Vorrathe deutſch-nationaler Hoffnungen ſich wieder weltumſpannende Hanſa-Gedanken emporringen. Noch ſind wir lange nicht fertig mit dem inneren Ausbau im „Neuen Reich", und ſchon mahnen uns mit großer Zuſtimmung Männer wie Dr. Fabri in Barmen*) und Hübbe-Schleiden in Hamburg**) an die Pflicht, die Ideen früherer Jahrhunderte zu verwirklichen und uns in fremden Gegenden und Klimaten eine Machterweiterung durch Culturarbeit zu ſchaffen, die uns ſelbſt verjüngen und uns von einigen drückenden Beſchwerden befreien könnte. Dieſes Stadium der Einführung der neuen Idee in die Phantaſie der Nation iſt vielleicht das ſchwierigſte, ähnlich wie oftmals die Erſteigung der Voralpen mühſamer iſt, als die Bezwingung der letzten Höhe. Aber es iſt eben darum auch ein Verdienſt der Preſſe, gerade für die erſte nöthige Anregung der Sache etwas Hilfe zu leiſten, wenn auch eine Ausführung der Idee fraglich erſcheint.

Was halten uns denn eigentlich die beiden angeſehenen Schriftſteller vor, wenn ſie uns auffordern, an Coloniſation und überſeeiſche Politik zu denken? Sie ſind nicht ſo ſanguiniſch, wie es ängſtliche Gemüther ihnen vorwerfen. Und ängſtlich ſind wir eigentlich alle aus Gewohnheit; wir haben uns zu lange beengt gefühlt in der Mitte der ſchon früher conſolidirten anderen Großmächte, und auch das Jahr 1870 hat uns nicht völlig zu uns ſelbſt gebracht. Aber die neuen Gedanken tragen auch dieſer eingefleiſchten Schüchternheit gebührend Rechnung. Fabri ſagt ſehr beſtimmt, daß er die politiſche Machtſtellung Deutſchlands auf das Landheer baſiren will und daß wir zu arm ſind, um auf die Dauer mit anderen großen Staaten als Seemacht zu concurriren. Wenigſtens bis jetzt, ſagt er, ſei das Beſtreben, Deutſchland mit einer großen und mächtigen Kriegsflotte auszurüſten, gewagt, weil unnatürlich. Nicht viel anders ſieht es Hübbe-Schleiden an. Alle theilen den Wunſch, daß die deutſche Kriegsflagge ſich in allen Weltmeeren zeigen und auf die Phantaſie wirken möge, aber von einer Concurrenz zur See kann nicht die Rede ſein. Die Deutſchen werden eine Landmacht bleiben müſſen. Und ein Mann wie Hübbe ſagt es mit Zuverſicht, daß darin eher ein Vorzug liegt. Denn die eigentliche Cultur, ſowohl die materielle wie auch die geiſtige, muß ihre Baſis am Lande haben, die See iſt der Cultur nicht zu-

*) Fabri, Bedarf Deutſchland der Colonien? Eine politiſch-ökonomiſche Betrachtung. Gotha, Perthes.

**) Ueberſeeiſche Politik, eine culturwiſſenſchaftliche Studie mit Zahlenbildern. Hamburg, Friederichſen. 1881.

Digitized by Google

gewandt, ſie iſt nur Verkehrsſtraße. Und wenn man nun einwerfen wollte, daß eben darum eine Sperrung der Verkehrsſtraßen von Seiten der beherrſchenden Meereskönigin ein unabſehbares Unglück wäre, ſo erwidert der kundige Schriftſteller, daß der ganze Entwickelungsgang der neueren Civiliſation auf die Freiheit des Meeres hinauslaufe, ſelbſt in Kriegszuſtänden, abgeſehen natürlich von dem Transporte von Kriegsmaterial und dem Staatseigenthume der Feinde. Dieſelben Humanitätsideen, die den Krieg auf dem Lande mehr und mehr des Barbariſchen entkleiden, dringen auch ſonſt mit dem Syſteme des Völkerrechtes vor, allerdings noch etwas langſam. Es ſteht nichts im Wege, daß, wenn eine einzelne Macht ihre Seeherrſchaft in einem Ernſtfalle zur Wiederaufnahme der ehemaligen Kaperei mißbrauchen wollte, die Landmächte dieſer einzelnen Regierung ihren Willen aufzwängen. Denn ſeit der bekannten Phantaſie der „Schlacht von Dorking" iſt die Vorſtellung der Unangreifbarkeit des Inſellandes weſentlich erſchüttert. Aber es iſt nicht zu fürchten, daß es dieſer äußerſten Maßregel bedürfen werde, denn England hat ſelbſt das größte Intereſſe daran, daß die Meeresfahrt durch keinen Krieg geſtört werde, und wir ſelbſt dürfen uns nicht verhehlen, daß die germaniſchen Nationen, England, die Vereinigten Staaten und Deutſchland nebſt Skandinavien allen Grund haben zuſammenzuhalten und in Freundſchaft zu leben, um den leitenden Einfluß auf die Entwickelung der Cultur nicht zu gefährden, der ihnen für die abſehbare Zukunft in die Hände gelegt iſt.

Wenn es nun nicht unſer Anſtreben zu einer Seemacht erſten Ranges ſein kann, was unſere überſeeiſchen Beſtrebungen wieder erweckt hat, was iſt denn als treibendes Motiv anzuſehen? Man kommt am ſchnellſten zur Klarheit darüber, wenn man die thatſächlichen Zuſtände der überſeeiſchen Unternehmungen ins Auge faßt. Entweder ſind dies bloße Marineſtationen, Militärpoſten, die Vorräthe beſchützen und einen etwaigen Zwang in Seekriegen üben können, oder es ſind Deportationscolonien für Verbrecher, oder um die beiden wichtigſten zu nennen, es ſind Ackerbaucolonien (Maſſencolonien) oder Handelscolonien (Plantagen, Leitungscolonien). Die Ausdrücke für dieſe beiden letzten Arten von Unternehmungen laufen noch ſehr durcheinander; der Unterſchied iſt jedoch klar. Zwiſchen den Tropen iſt es dem Europäer verſagt, die Cultur durch eigene körperliche Arbeit energiſch zu betreiben, und doch iſt nicht nur für den Anfang, zur Beſchränkung des Urwaldes und Pflanzung eine bedeutende Arbeit nöthig, ſondern auch weiterhin trotz der üppigen Kraft der tropiſchen Sonne. Da iſt alſo die ſchwere Aufgabe dieſe, den Eingeborenen der Tropenländer Veranlaſſung und Luſt zur Arbeit zu geben, die Arbeitsmittel und Kapitalien dorthin zu leiten, die dazu erforderlich ſind, den ſich entwickelnden Waarenaustauſch handelsmäßig zu organiſiren und auf dieſem Wege, ohne Haſt, die tropiſchen Bewohner in die europäiſche

Digitized by Google

Cultur zu ziehen, ſoweit als es ſich mit der Geſundheit der Volksentwickelung verträgt. Dieſe Aufgabe iſt „extenſive Cultivation" genannt worden, aber wir werden uns wohl weigern dürfen, die deutſche Literatur mit dieſen Ausdrücken zu bereichern. (Es ſcheint überhaupt, daß die Beſchäftigung mit Problemen, die auf dem Gebiete der engliſchen Miſchſprache vorzugsweiſe bearbeitet ſind, leicht eine Zerſetzung des deutſchen Wortvorrathes nach ſich zieht.) Jedenfalls iſt alſo in den Tropen eine Maſſeneinwanderung der Europäer ausgeſchloſſen, obwohl auch ſo Tauſende unſerer Raſſe unter den Eingeborenen eine leitende und anregende Arbeit finden können.

Anders ſteht es in den ſubtropiſchen Gegenden, deren Klima dem europäiſchen im Ganzen gleichartig iſt. Hier iſt die Stätte für den Ackerbau und die Viehzucht und die dadurch entſtehende Induſtrie des täglichen Bedarfes; hier können eigentliche Colonien, für Millionen von Deutſchen ausreichend, in Betracht gezogen werden.

Und damit haben wir auch ſchon die Gründe angedeutet, die von ſelbſt auf die Erweiterung unſrer Wirthſchaft zur überſeeiſchen hindrängen. Der erſte und zwingendſte iſt unſere Uebervölkerung. Der Ueberſchuß unſrer Geburten iſt groß und noch im Steigen begriffen, unſer Land, das ſchon jetzt nur in ſehr guten Jahren ſelbſt annähernd die nöthigen Nahrungsmittel liefert, muß für gewöhnlich Millionen aufwenden, um aus anderen Ländern Brodſtoffe zu beziehen und nun kommen jährlich noch gegen 600 000 Menſchen dazu, die unterhalten ſein wollen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß es ſo nicht lange fortgeht. Um einige hypothetiſche Zahlen zur Veranſchaulichung herbeizuziehen, ſei angeführt, daß nach dem Maßſtabe der gegenwärtigen Vermehrung gegen das Jahr 2000 in Deutſchland 170 Millionen Menſchen leben würden, in England 134 Millionen, in Frankreich 70 Millionen, in Nordamerika 2900 Millionen; die Dichtigkeit würde dann geſtiegen ſein in Deutſchland von 79 Menſchen auf 315 Menſchen pro Quadratkilometer, in England von 106 auf 425, in Frankreich von 70 auf 132, in Nordamerika von 6 auf 379. Für Nordamerika brauchen wir nicht beſorgt zu ſein, aber unſere 170 Millionen würden eine einfache Unmöglichkeit ſein. Lange bevor die Zahl von 60 Millionen Menſchen in Deutſchland erreicht ſein wird, wird es unmöglich ſein, falls nicht anderswie Raum geſchafft wird, dieſelben zu ernähren. Die Natur baut ſchon jetzt in grauſamer Geſetzlichkeit vor, und man kann die Aerzte klagen hören, daß Viele aus armen Familien zwar nicht geradezu Hungers ſterben, aber aus Mangel an zweckmäßiger Nahrung einen frühen Tod finden. Der Natur dabei noch durch Bildung franzöſiſcher Lebensgewohnheiten nachzuhelfen oder frühzeitige Eheſchließung zu verbieten, iſt zum Theil ſittlich bedenklich, zum Theil unausführbar. Die Franzoſen ſelbſt fangen an zu begreifen, daß ſie mit jedem Jahre durch ihre Sterilität

Digitized by Google

an Bedeutung als Volk einbüßen, wie behaglich ſich auch ſcheinbar die kleinen Familien einrichten. Es iſt eben für uns als Volksganzes kein andrer Ausweg, als den die Nation ſchon längſt eingeſchlagen hat, nämlich die überſeeiſche Auswanderung.

Eben darin ſteckt freilich die hauptſächlichſte neue Schwierigkeit. Einmal iſt die Auswanderung nicht ausreichend, um dem Uebel der Uebervölkerung abzuhelfen, ſodann liegt in der bisherigen Art der Auswanderung ein poſitiver Schade; kaum der achte Theil unſeres Ueberſchuſſes wandert aus und die, welche jetzt auswándern, meiſt in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ſtellen an Kapital und Arbeitskraft einen jährlichen Verluſt von 300 Millionen Mark dar. Verluſt für die Heimath, denn ſie gehen politiſch und national in Amerika auf, und ſind ſogar in wirthſchaftlicher Beziehung ſchädliche Concurrenten unſerer Arbeit, wie ſchon W. Roſcher gezeigt hat. Mögen ſie alſo ihr perſönliches Loos durch die Auswanderung beſſern, wir Anderen können uns dabei nicht beruhigen; wir verlangen eine nationale Feſthaltung der Ausgewanderten im Intereſſe der Nation. Der Vergleich unſrer Auswanderung „mit der jährlichen Ausſendung eines wohlausgerüſteten Heeres, welches aber ſofort an der Grenze auf immer für uns verſchwindet“ iſt uns zu ſchmerzlich, um ihn ſo zu ertragen. Es iſt ſonderbar, daß die Herren, die immer jammern über unſere Heeresausgaben, auf dieſen weit größeren Verluſt noch ſo wenig geachtet haben. Oder beſſer geſagt, es iſt nicht ganz unbegreiflich, weil dieſe Herren aus der Rolle fallen würden, wenn ſie den Individuen einen Zwang anthun wollten zu Gunſten des nationalen Ganzen, zumal in Gegenden, wohin der Einfluß des preußiſchen Abgeordnetenhauſes nicht mehr reicht. Ganz richtig ſagt Hübbe: „Es iſt eine ſchon ſeit den vierziger Jahren unzweifelhaft feſtgeſtellte Thatſache, daß die Auswanderung an ſich in der Regel nur ein Ruin für das Land und ein Totalverluſt der Nation an Kapital und Kräften iſt. Nicht dadurch hebt man die Productivität und den Wohlſtand eines Volkes, daß man Productionskräfte deſſelben vermindert, ſondern dadurch, daß man der nationalen Production Abſatz ſchafft. Man ſchaffe erſt die nationalen Wirthſchaftsgebiete und ſiedle dann Theile der Nation dahin über, wie es gerade England in der gewaltigſten Weiſe durchgeführt hat. Das iſt dann keine Emigration mehr, ſondern eine Transmigration innerhalb des Wirthſchaftsgebietes der Nation, nicht weſentlich anders als wenn Süddeutſche nach Norddeutſchland überſiedeln oder umgekehrt. Solche überſeeiſche Transmigration iſt nicht nur kein Verluſt für die Nation, ſondern ſo gut wie eine ſichere Kapitalanlage, auf Zinſeszins zu 100%“. Die Regelung der Auswanderung, insbeſondere die nationale Zuſammenfaſſung derſelben in ein neues Deutſchland mit Erhaltung der heimathlichen Sprache, des gewohnten Rechtes und der alten Sitte kann ſich vorzugs-

Digitized by Google

weise nur auf die subtropischen Colonien beziehen. Für diese Unternehmungen weisen die Sachverständigen auf die weiten Gebiete von Uruguay, Argentinien, Parana, Chile ꝛc. hin, in denen noch Millionen Platz haben, als besonders förderlich bezeichnen sie den Umstand, daß dort schon Tausende von Deutschen angesiedelt sind. Sie erwähnen freilich, daß die portugiesischen staatlichen Aftergebilde daselbst den Landsleuten weder kirchliche, noch sonstige Rechte gewähren, daß sie sehr unzureichende Rechtspflege bieten, für Wege und Verkehr wenig thun. Wenn nun gerathen wird, heute werde man von gewaltsamer Besitznahme solcher Gebiete absehen müssen, die deutsche Reichsregierung werde unter Achtung der bestehenden politischen Gemeinwesen nur so weit einzugreifen haben, als es eben die Sicherung einer größeren deutschen Einwanderung erheische (Moldenhauer, Fabri), so ist das wohl nicht das letzte Wort, was man darüber sagen könnte, aber man kann wohl damit anfangen, daß man mit einer oder mehreren der dortigen Republiken eine Convention abschließt, die mehr Garantie für die Rechte unserer Landsleute zu Wege bringt. Wenn dann die Reichsregierung durch pecuniäre Erleichterung und sanften Zwang die Auswanderung dorthin lenkt, so finden die Deutschen dort nach und nach gesetzliche Mittel, die Herrschaft in die Hand zu nehmen und dann wird sich die militärische Schulung unserer Reservisten und Landwehrleute noch einmal gut verwerthen lassen, um den zu erwartenden Rückschlägen zu begegnen. Bis dahin wird man sich auch etwas mehr in Deutschland von der „gesunden Unverschämtheit" (pluck) angeeignet haben, durch die sich der gebildete Engländer in der Fremde schnell Geltung verschafft. Das setzt allerdings eine größere Wohlhabenheit und Loslösung von der bureaukratischen Leitung aller Dinge voraus, woran es uns aus guten Gründen noch fehlt.

Will man den ersten Versuch in Ackerbaucolonien in Ländern machen, die noch nicht oder nur nominell occupirt sind, so findet sich auch da Gelegenheit, ein Theil von Neu-Guinea, das portugiesische Loanda ꝛc. wird dabei erwähnt.

Die Uebervölkerung ist nur eins der Motive, die zu den überseeischen Plänen mit Nothwendigkeit drängen. Ein andres liegt, wie schon angedeutet, in dem Bedürfnisse, unsern Wohlstand zu heben. Man muß das offen aussprechen; wir sind eine ziemlich arme Nation. In früheren Jahrhunderten hat uns der Krieg ausgesogen, und kaum sind wir seit vierzig Jahren wieder durch harte Arbeit in dem Stande nationaler Wohlhäbigkeit, den wir vor dem dreißigjährigen Kriege hatten. Wenn wir seit der Entfesselung des Schwindels und des Kapitalismus einige sehr reiche Leute haben, so stehen daneben eine Unzahl von Existenzen an der Schwelle der Armuth. Sehr instructiv ist hierfür eine Zusammenstellung der englischen und preußischen

Digitized by Google

Wohlſtandsverhältniſſe, die Hübbe aus guten Quellen — wenn man ſo ſagen darf — und nach guter Methode gegeben hat.

	In England	In Preußen
Das geſammte Volkseinkommen war im Jahre 1876 . .	23 668 Mill. M.	6891 M.
Demnach per Kopf	708 M.	265
Steuerzahler mit Einkommen über 200 000 Mark . . .	2075	112
Steuerzahler mit Einkommen unter 2000 Mark	frei	4 784 958
Verhältniß der Steuerzahler zu den Befreiten	3 : 30	3 : 2
Verhältniß der gebildeten Klaſſen zum Proletariat (unter 600 Mark Einkommen)	100 : 350 (2 : 7)	100 : 1450 (2 : 29)

Man ſieht, die Vergleichung iſt äußerſt lehrreich. Hätte man eine eben ſo genaue Angabe über holländiſche Verhältniſſe, ſo würde der Contraſt noch größer ſein, denn Holland iſt im nationalen Sinne noch reicher als England, und zeigt, daß nicht unſere allerdings ungünſtige natürliche Ausſtattung unſere Armuth verſchuldet, denn die Lage Hollands iſt nicht günſtiger. Eine genaue Vergleichung der Nationen zeigt vielmehr aufs Einleuchtendſte, daß zwiſchen der Wohlhabenheit und der Culturarbeit in überſeeiſchen Gebieten ein ziemlich genaues Verhältniß beſteht, und dieſen wichtigen Punkt evident gemacht zu haben, iſt ein Hauptverdienſt der wahrhaft bewundernswerthen mühſamen Forſchungen Hübbe's.

Wir müſſen wenigſtens Einiges darüber ſagen. Die vier Staaten, welche die größte Ausfuhr haben pro Kopf, ſind folgende: Holland (261 Mark), England (134), Dänemark (80), Frankreich (62), es ſind alles Staaten mit größerem oder geringerem Colonialbeſitze; Holland, deſſen Colonialbevölkerung 6,40 Mal ſo groß iſt als die heimiſche, ſteht oben an im Betrage der Ausfuhr und im Gewinne aus dem ganzen Handel.

Ein anderer Satz, den Hübbe dabei erhärtet, iſt der, daß der Verkehr eines Landes mit ſeinen Colonien, ſelbſt wenn ſie verhältnißmäßig ſelbſtſtändig geworden, ſich einer großen Sicherheit und Regelmäßigkeit erfreut. Die britiſchen Colonien verbrauchen 70% der Erzeugniſſe der britiſchen Induſtrie. Die britiſche Ausfuhr nach Auſtralien belief ſich 1877 und 1878 auf je 431 Millionen Mark; welche außerordentliche Erſcheinung!

Sodann ſtellt ſich heraus, daß in Europa die Getreideproduction von 4,5 Hektoliter pro Hektar (in Italien) ſich bis zu 14,5 (in Frankreich) ergiebt, aber in den engliſchen Colonien Victoria findet ſich die Zahl 14,0; in Ontario (Canada) 19,8, in Neuſeeland 28,4; alſo bis zum Doppelten der höchſten europäiſchen Fruchtbarkeit geht es hinauf.

Viel rentabler noch iſt die Production in den Tropen. Während die Handelsgewinne im Handel der europäiſchen Nationen unter ſich 12,7% erreichen, ſtellt ſich der Gewinn mit überſeeiſchen Colonien auf 76%. Der

Digitized by Google

durchschnittliche Procentsatz des Gewinnes beträgt in Deutschland $9^1/_4$, in Frankreich $9^1/_2$, in Dänemark $10^1/_2$, in Niederland $10^3/_4$, in England $14^3/_4$%. In jeder Weise läßt sich daher sagen: „Die mächtigste Nation des zwanzigsten Jahrhunderts wird allerdings wohl diejenige sein oder bleiben, welche am meisten colonisirt, die culturell bedeutendste aber und zugleich die reichste Nation der Zukunft muß jedenfalls diejenige werden, welche am meisten und am erfolgreichsten die Naturvölker und ihre von Ueppigkeit schwellenden Tropenländer cultiviren wird." Die Heranziehung und Erziehung eines tropischen Naturvolkes ist zwar kostspieliger als die gewöhnliche Colonisation, aber sie ist auch lohnender und segensreicher in jeder Beziehung. Solcher tropischer Culturarbeit haben sich die Holländer (auf Java, Madura ꝛc.) lange Reihen von Jahren mit dem größten Geschicke gewidmet, sie haben mehr als die Engländer das Maß in der Behandlung der Eingeborenen inne gehalten, dafür aber ernten sie auch die pecuniären Vortheile dieses colossalen Besitzes; leider ist die Macht des Stammlandes zu unbedeutend, so daß der Krieg in Atschin nicht recht zu Ende gehen will. Für unsere Versuche wären besonders in dem centralen Afrika geeignete, reichlich von Eingeborenen bewohnte Stellen genug vorhanden. Zwar suchen die Engländer, unterstützt von muthigen Missionsgesellschaften, auch dort in dem neu aufgeschlossenen dunkeln Erdtheile allen Anderen zuvorzukommen, aber abgesehen davon, daß man diesen eiligen Occupationen ein Halt gebieten könnte und eine gemeinsame Action an ihre Stelle setzen, ist das Gebiet auch zu groß, als daß nicht für Andere auf Jahre Raum bliebe. Nur muß wirklich von uns gehandelt werden. Wenn erst das Reich will und seine überseeischen Absichten feststellt, so bilden sich schon Handelsgesellschaften für diese Tropengebiete. Denn bei diesen muß die eigentliche Initiative gesucht werden und die Herren in Hamburg und Bremen werden es dann nicht an sich fehlen lassen.

Beide Schriften, die im Anfange dieser Auseinandersetzung angeführt wurden, gehen reichlich auf die Einwendungen ein, die der deutsche Philister gegen überseeische Ansiedelungen in Bereitschaft hat. Diesem noch viel hinzuzufügen, lohnt sich nicht.

Leider können wir aber der Agitation für den Zweck, den wir hier aufs Höchste fördern möchten, nicht die guten Aussichten versprechen, die jene beiden Männer festhalten. Wir möchten gewissermaßen sagen, wenn nicht ein Wunder geschieht, ist es mit den überseeischen Bestrebungen nichts. Wir haben nur ein einziges Gebiet, das der Militärverwaltung, worin wir rüstig arbeiten, Neues und Altes heilsam erwägend. Hier ist die Reibung der verschiedenen Factoren am geringsten und die ganze Verwaltung von Sachverständigen gebildet, denen kein parlamentarischer oder unparlamentarischer Schreier entgegentreten darf. Was wir sonst an Regierungsmaschinerie

Digitized by Google

haben, reibt sich durch heimische Kämpfe auf, wird unsicher durch das Parteileben und durch die Presse und die Parlamente. Die erfinderischen Gedanken fehlen, und wenn einmal ein Neues gepflügt werden soll, so fehlt es schon in den oberen Kreisen an den energischen Männern, die die Verantwortlichkeit ganz und voll auf sich nehmen und den selbstverständlichen Widerstand zu brechen die Kraft haben. Wie sollten wir, die wir uns zehn Jahre lang zanken über den Platz, wo das Reichstagsgebäude gebaut werden soll, zu überseeischen Gedanken uns erheben können? Wenn unter den Augen unsrer Herrscherfamilie, die allezeit für den gemeinen Mann ein Herz gehabt hat, nichts zu Stande kommt, was dem landläufigen Gehenlassen der Dinge den Garaus macht, wenn die Fortschritts- und die sogenannte Judenpresse alles verhindert, was dahin zielt, wie sollten wir da hoffen, daß wir bei der zunehmenden Uebervölkerung und dem Angebote immer neuer Kräfte noch bei Zeiten der socialen Revolution und der Commune entgehen könnten! Und das müßte doch feststehen, wenn wir auf so weitausblickende Projecte wie Colonisation uns im Ernste einlassen wollen. Kurz, wenn nicht etwas Besonderes dazwischen kommt, so wird die Hervorholung der alten Hansa-Gedanken eine ephemere theoretische Erscheinung sein, die bald verschwindet, weil sie keine Aussicht auf Verwirklichung bietet. Wenn dies schmerzlich ist, so ist es doch auch pflichtmäßig, sich die Wirklichkeit nicht zu verhehlen durch Schönfärberei. Man braucht darum noch nicht zu verzweifeln. Und je älter der Einzelne und je älter die Völker werden, desto weniger setzen sie ihre Hoffnung auf ein ganz bestimmtes Gut. Geht es so nicht, so geht es anders. Die Welt ist glücklicherweise so eingerichtet, daß in sehr mannichfaltiger Weise sich dem redlichen und klugen Thun ein Erfolg darbietet. Ist es schon zu spät für uns und sollen wir in England und Amerika aufgehen, nun, es wird sich auch so leben lassen. Wir nehmen dann unsere überseeischen Bestrebungen wieder auf und fangen damit an, daß wir unsere socialdemokratischen Herrscher, die dann regieren, wie die Bebel-Most der Zukunft auch heißen mögen, um Erlaubniß bitten, in den Schulen Englisch treiben zu dürfen, behufs einer Auswanderung in größerem Maßstabe.

Das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen.

Zu den wichtigsten und am tiefsten in die Interessen und das Rechtsbewußtsein des Volkes einschneidenden Gesetzesvorlagen für den gegenwärtigen preußischen Landtag gehört offenbar der Schorlemer'sche Entwurf über die Vererbung der bäuerlichen Landgüter für die Provinz Westfalen. Ursprüng-

Digitized by Google

lich lediglich für diese und die angrenzenden, unter Herrschaft des preußischen Landrechts stehenden Kreise der Rheinprovinz berechnet, hat der Entwurf gleichwohl in den östlichen Provinzen des alten preußischen Staates vielfache Zustimmung gefunden und der Landtag wie die Staatsregierung deshalb es für nöthig gehalten, die einzelnen Provinzial-Landtage, wie die landwirthschaftlichen Vereine mit ihren Gutachten darüber zu hören. Diese Gutachten, wie auch die Urtheile der Presse sind sehr verschieden ausgefallen. Natürlich. Wie auf dem Gebiete des Handels Freihändler und Schutzzöllner, so stehen auf dem Gebiete der Landwirthschaft die Anhänger der freien Agrarverfassung und die des geschlossenen Grundbesitzes sich einander schroff gegenüber, und beide Fragen stehen auch in engster Verwandtschaft zu einander. Die „Freiheit" ist einmal wieder das bestechende Wort, welches Viele verleitet, über das thatsächlich bestehende und festgehaltene Recht hinweg zu sehen und die Frage mit politischer Tendenz zu versetzen. Wie die Anhänger der demokratischen Partei der freien Agrarverfassung das Wort reden, so die Anhänger des corporativ-ständischen Staates dem geschlossenen Grundbesitze und in vollendeter Ausbildung desselben den Fideicommissen. Wie nach Ansicht der letzteren bei consequent fortgesetzter gleicher Erbtheilung der Boden schließlich „in Staub zerfällt" und die Ackerbau treibende Bevölkerung sich in ein allgemeines Proletariat auflöst, so treibt nach Ansicht der ersteren der geschlossene Grundbesitz wieder dem alten Lehns- und Feudalstaate zu, von dem es hieß: Latifundia perdiderunt Italiam. Wo liegt nun die Wahrheit, wo ist die richtige Mitte?

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Gesetzgebung und in die deutsche Rechtsgeschichte. Die beiden großen Gesetzbücher, welche das Gebiet des (alten) preußischen Staates beherrschen, der Code Napoleon und das Allgemeine Landrecht statuiren die gleiche Erbtheilung, ersterer unbedingt, letzteres mit mehr oder weniger erheblichen Modificationen bezüglich des ländlichen Grundbesitzes. Die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 behält, wie auch das Landrecht, die bestehenden durch das Bundesrecht gewährleisteten standesherrlichen Fideicommisse bei, verbietet die Stiftung neuer und stellt dann hinsichtlich der Theilbarkeit die großen und kleinen Besitzungen einander vollständig gleich. Anders war es auf dem Gebiete des Gemeinen Rechtes, welches im Ostrhein und Neu-Vorpommern seine Herrschaft behauptet hatte, und gegenwärtig noch vorwiegend in sämmtlichen annectirten Provinzen in Geltung ist. Es hält den geschlossenen Grundbesitz, das alte Anerbenrecht, bestehe es im Majorate, oder wie z. B. im Osnabrück'schen im Minorate, aufrecht. Im alten Westfalen waren es namentlich die Osnabrück'sche, die Münsterische Eigenthumsordnung, die Paderbornische Mayerordnung, die Minden-Ravensbergische Eigenthumsordnung, welche neben anderen Landes-

Digitized by Google

ordnungen jenem Grundſatze der Aufrechthaltung des alten „Erbes" die vollſte Anerkennung gaben. Die franzöſiſche Fremdherrſchaft warf ſie über den Haufen und machte tabula rasa zu Gunſten der gleichen Erbtheilung. Mit Wiedereinführung des preußiſchen Landrechtes kamen dieſe alten Provinzialrechte allerdings wieder zur Anerkennung, aber nur in beſchränktem Maße. Die gefährliche Beſtimmung, daß im Falle einer Controverſe dieſe im Sinne der entſprechenden Vorſchriften des Landrechts und nicht des Gemeinen Rechts entſchieden werden mußte, durchlöcherte ſchließlich das Provinzialrecht nach allen Seiten und erzeugte Rechtsunſicherheiten, denen nur durch koſtſpielige Teſtamente und Dispoſitionen unter Lebenden zu begegnen war. So hartnäckig nun aber auch die Weſtfalen am alten Rechte und an der alten Sitte feſthielten und ſo bereitwillig die nachgeborenen Kinder das Recht des „Anerben" anerkannten, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß, zumal beim Eintritt einer Vormundſchaft oder Curatel, der Grundſatz der Untheilbarkeit des „Erbe" verlaſſen wurde und letzteres der Zerſplitterung anheimfiel. Die Regierung machte die Erfahrung, daß die ſpannfähigen Nahrungen in Abnahme geriethen — in der Zeit von 1816—1859 ſind 231 d. i. 0,64 Procent eingegangen — und ſo gab ſie dem ſchon ſeit 1826 auf dem Provinziallandtage erhobenen Rufe nach einer anderweiten geſetzlichen Regelung der alten bäuerlichen Erbfolge endlich Gehör. Sie erließ das Geſetz vom 13. Juli 1836. Daſſelbe entſprach aber den Anſichten, Wünſchen und Bedürfniſſen des eigentlichen Bauernſtandes ſo wenig — es enthielt zum Beiſpiel die unſinnige Beſtimmung, daß von mehreren Brüdern derjenige das Gut erbte, der am längſten in Militärdienſten geſtanden — und beſchränkte ſich zudem nur auf diejenigen Bauernhöfe, die in einem gutsherrlichen Verbande befindlich, daß es nach wenigen Jahren ſeines Beſtehens wieder ſuspendirt und endlich, 1844, ganz außer Kraft geſetzt werden mußte. Zwei königliche Verordnungen traten an ſeine Stelle. Die erſte vom 5. Januar 1844 gab Vorſchriften, die bezweckten, einmal dem Bauernſtande die eigenen mittelſt Verträge oder letztwilliger Dispoſitionen zu bewirkenden Anordnungen über die Erbfolge durch Milderung der geſetzlichen Form der Uebertragsverträge und durch Ermäßigung der Koſten und Stempel zu erleichtern, ſodann gütliche der Erhaltung der Bauernhöfe dienliche Auseinanderſetzungen durch Einwirkung der Gerichte und Vormundſchaften zu befördern; die zweite, vom Jahre 1845, gab zweckmäßigere Beſtimmungen für die Leibzuchtrechte und die Altertheils-Verträge. Aber auch dieſe Verordnungen bewährten ſich nicht, nach zehnjährigem Beſtehen ſtellte ſich das Bedürfniß eines geſetzlichen Schutzes für die Erhaltung der mittleren Eigenbeſitzungen wieder lebhaft ein und es erfolgte das noch geltende Geſetz von 4. Juni 1856. Dieſes auch für Rittergüter geltende Geſetz überläßt die Erhaltung des Gutes bei der

Digitized by Google

Erbfolge lediglich der Verfügung des Besitzer, beziehentlich der an Vaters Stelle über Pflegebefohlene tretenden Vormundschaft; statuirt also ein besonderes Anerbenrecht nicht. Es erleichtert jedoch die Erhaltung des Gutes durch Ermäßigung des Pflichttheils für die nicht zum Besitze des Gutes kommenden Miterben, bevorzugt also den Gutsübernehmer. Daß auch dieses Gesetz den in Westfalen herrschenden Rechtsanschauungen und den bestehenden landwirthschaftlichen Verhältnissen nicht genügt, das beweist eben der Schorlemer'sche Antrag. In der That hat dasselbe große Schattenseiten. Indem es die Erhaltung der Rittergütter erleichtert, ist es den mittleren Eigenbesitzungen um so weniger günstig, weil nun weniger leicht aus größeren Besitzungen mittlere werden können. In den mittleren spannfähigen Nahrungen liegt und lag aber von jeher die Kraft unsers Bauernstandes. Das Gesetz wird ferner wirksam, sobald es dem Besitzer einfällt, über sein Gut Verfügung zu treffen, oder eine Vormundschaft dazu schreitet; tritt solcher Fall nicht ein, so kann Zerstückelung und Verkauf ungehindert stattfinden, namentlich auch in Veranlassung von Schuld- oder besonderen Erwerbsverhältnissen des Besitzers. Es bleiben also eine Menge von Kaufgelegenheiten, welche, wie die Erfahrung herausgestellt hat, dann vielfach das Pachtverhältniß zur Folge haben. Ein geringerer Pflichttheil erleichtert allerdings die Erhaltung des betreffenden Gutes, erschwert aber das Fortkommen der mit dem Pflichttheile abgefundenen Miterben; diese sind, wollen sie Landwirthschaft treiben, wegen ihrer geringen Mittel auf Pachtungen angewiesen. So entsteht eine vermehrte Concurrenz um das Pachten; das Verpachten wird um so ergiebiger, die große Hand gewinnt um so mehr Veranlassung zu Ankäufen behufs der Benutzung durch Verpachten; die selbständigen spannfähigen Nahrungen gehen noch mehr ein, das „Ausschlachten" der Güter, die Speculation durch Zerstückelung gewinnt größeren Boden. So erscheint die Erhaltung der Güter lediglich durch die Herabsetzung des Pflichttheils ein sehr zweifelhaftes Mittel, indem sie meist den Uebergang von den mittleren Eigenbesitzungen in die große Hand befördert, wogegen bei Gleichstellung der Erben wenigstens ungleich mehr der stückweise Uebergang in kleine Hände befördert wird. Das aber führt weniger zum Pachtverhältnisse, als Ersteres.

Wir müssen es dem Schorlemer'schen Entwurfe zum Ruhme nachsagen, daß er diese Folgen des Gesetzes vom 4. Juni 1856 richtig ins Auge gefaßt und seine Vorkehrungen dagegen zu treffen versucht hat. Vortheile müssen dem Gutsübernehmer zugewendet werden, wenn er bestehen, das Gut erhalten und verbessern soll, aber sie müssen, wie die Ueberlassung des Inventars, gebotene, auf diesen Zweck unmittelbar berechnete sein und mit dem Gutswerthe in richtigem Verhältnisse stehen. Die unverhältnißmäßige Bevorzugung des Gutsübernehmers war die Ursache, weshalb das dem Ersten

Digitized by

Vereinigten Landtage von 1847 vorgelegte Gesetz zur Regulirung der bäuerlichen Erbfolge in der gesammten Monarchie fiel; die Erfahrung hatte schon gezeigt, daß in solchem Falle die Speculation sich des Gesetzes bemächtigen würde, daß der Uebernehmer das zu billig taxirte Gut verkaufte, seine Geschwister auszahlte, sich ihrer und des ganzen Familienhangs entledigte und mit dem Ueberschusse des Erlöses sich dann selbständig wieder ankaufte — oder auch nicht. Das wird nun bei dem in Rede stehenden Entwurfe dadurch beseitigt, daß der Katastralreinertrag, der Maßstab, nach welchem die Steuerkraft eines Gutes bemessen wird, auch den Hauptmaßstab abgiebt für die Abfindungen der Altertheils-, der Pflichttheils- und der Leibzuchtsberechtigten. Die in gesetzlichen Zeiträumen wiederkehrende Revision der Katastrirung beugt einerseits dem Uebelstande vor, daß die Abfindungen in ein Mißverhältniß treten zu dem wirklichen nachhaltigen Werthe des Gutes, als welcher eben nicht der schwankende gemeine Kaufwerth angenommen werden muß, und eben so andererseits dem Uebelstande, daß sie zu gering bemessen werden, wie es bei den Fideicommissen zumeist der Fall. Ist uns doch ein solches fürstliches Fideicommiß am Rheine bekannt, wo die ständigen Einkünfte sich jetzt auf 720 000 Mark, die einzelnen Apanagen dagegen auf nur 6000 Mark belaufen!

Der Schwerpunkt des Schorlemer'schen Entwurfes liegt indessen darin, daß derselbe das alte Anerbenrecht, die Succession aus eigenem Rechte, oder wenn man will, ex pacto et providentia majorum wieder herstellt, und das eben ist es, welches denselben in den Verdacht reactionärer Tendenzen, fideicommissarischer Eigenthumsbeschränkungen gebracht hat. Indessen von einer solchen gesetzlichen Regulirung des Erstgeburtsrechtes, welches immerhin dem Besitzer die Dispositionsbefugnisse über das Gut, die Möglichkeit seiner Beschwerung mit Schulden läßt und auch dem schließlichen Zwangsverkaufe nicht vorbeugt, bis zu dem die Verfügung über die Substanz völlig aufhebenden, und nur die Disposition über die Revenuen gestattenden Fideicommisse ist es noch ein sehr weiter Weg. Der landwirthschaftliche Verein zu Cleve, welcher von diesem Gesichtspunkte aus nach dem Urtheile der Kölner Zeitung den Entwurf mit Glück bekämpft hat, theilt ein altes clevisches Edict von 1554 mit, welches, im Fall eine Einigung über die Succession von den Eltern nicht erzielt worden, einem Familienrathe das Recht einräumt, „ein Kind zu verordnen, welches dem Gute am besten gerathen könne und welches Nutze dazu sein würde, und daß den anderen Kindern nach Gelegenheit des Guts ein ziemliches Erbgeld gemacht und verordnet werde." Der Verein giebt zu, daß die Succession des ältesten Sohnes die Regel gebildet habe und noch bilde. Was will man denn aber in Westfalen anders? Das bestehende Gewohnheitsrecht soll jus scriptum werden; was durch kostspielige Verträge

Digitized by Google

nur herbeizuführen, das soll, um noch kostspieligere Processe zu vermeiden, zur positiven Regel des Rechtes erhoben werden. Es ist, wie die Verhältnisse liegen, eine förmliche Steuer, die dem Lande erspart wird, und das kann man doch keine Reaction nennen. Reaction ist die gewaltsame Zurückführung eines überwundenen Rechtszustandes, davon kann Angesichts der vielen, consequent wiederholten Versuche, welche die Gesetzgebung gemacht hat, die bäuerliche Erbfolge im Sinne des so tief im Volke wurzelnden Rechtsbewußtseins zu regeln, keine Rede sein. Die Geschlossenheit des bäuerlichen Besitzes, die Vererbung des Hofes oder der Sohlstätte mit den ihnen anklebenden Gerechtsamen und Besitze nach Majorats- oder Minoratsrechten, ist eben so entschieden Recht und Sitte im ganzen niedersächsischen Volksstamme gewesen, als der Grundsatz der gleichen Erbtheilung überliefertes Recht des fränkischen Volksstammes ist und war. Wo dem alten Frankenrechte folgend alle rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse sich dem Grundsatze der gleichen Erbtheilung adäquat gebildet haben, da hieße es dem Volke tiefe Wunden schlagen, wollte man den geschlossenen Grundbesitz einführen, das bäuerliche Besitzthum in einer Hand lassen: wo aber, wie in Westfalen, Hannover, Oberhessen und vielen anderen Gegenden des Sachsenlandes die Anerben- und Erstgeburtsrechte selbst von den nachgeborenen Kindern, die doch das erste Recht haben hereinzureden, man kann sagen, ehrfurchtsvoll noch respectirt werden, da wäre es Unrecht, diesem Rechtsbewußtsein nicht zu Hilfe zu kommen.

Von den kleineren deutschen Staaten, welche die Regelung der gesetzlichen Erbfolge in diesem Sinne des alten Anerbenrechtes mit Glück versucht haben, nennen wir schließlich das Fürstenthum Lippe-Schaumburg. Das betreffende Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Bauernhöfe vom 11. April 1870 hat sich in Ganzen trefflich bewährt, und kann insbesondere, was die Abfindung der Miterben, die Regulirung der Interimswirthschaft und Leibzucht anbetrifft, als nachahmungswerthes Muster gelten. W. de Porta.

Der neunte Deutsche Handelstag.

Die am 19. und 20. November in Berlin abgehaltene neunte Plenarversammlung des Deutschen Handelstages darf sich an Bedeutung ihren Vorgängerinnen getrost an die Seite stellen. Hatte es seit dem Bestehen des Reichstages nicht an Stimmen gefehlt, welche den Handelstag für überflüssig erklärten, so konnte die gerade vor seinem Zusammentritte durch königliche Verordnung ausgesprochene Verwirklichung der Idee eines Volkswirthschaftsrathes

Digitized by Google

in Preußen — einer Idee, deren Ursprung einige Jahre rückwärts in der Opposition einer rührigen Minderheit gegen die damals im Handelstage herrschende Richtung zu suchen ist — vollends den Anschein erwecken, als habe die vor zwanzig Jahren aus dem Bedürfnisse und aus der Schaffenskraft des deutschen Handelsstandes hervorgegangene Einrichtung nunmehr ihre Zeit ausgelebt. Zudem legte eine zur Feststellung einer Wahlliste insgeheim einberufene sonderbündlerische Vorversammlung die Gefahr eines Bruches von innen heraus nahe. Der Handelstag hat aber nicht nur diese Gefahr glücklich überstanden, sondern es durfte in seinem Schlußworte der Präsident Delbrück, dem dabei selbst nicht geringes Verdienst gebührt, aussprechen, daß das Band zwischen den deutschen Handelskammern in diesen Tagen neue und erhöhte Festigkeit gewonnen habe.

Die soeben erlassene Verordnung, „die Errichtung eines Volkswirthschaftsrathes für das Königreich Preußen betreffend", wurde bei der Begrüßung durch den Minister von Boetticher selbst mit dem Bemerken überreicht, daß die Regierung damit keineswegs den Handelstag überflüssig zu machen gedenke, daß sie im Gegentheile auch in Zukunft durch dessen sachkundigen Rath unterstützt zu werden hoffe. Eine thatsächliche Festigung des Handelstages ist in der beschlossenen Aenderung des Grundgesetzes zu erblicken, welche alljährlichen Zusammentritt des Plenums und jedesmalige Erneuerung nur eines Drittels des bleibenden Ausschusses bezweckt. Während frühere, allerdings meist weitergehende Aenderungsanträge regelmäßig abgelehnt worden waren, fand dieser Antrag, nachdem der Präsident selbst ihn unter Hinweis auf die wenig verheißungsvolle Zusammensetzung und die mangelnde Initiative des neuen Volkswirthschaftsrathes befürwortet hatte, fast einstimmige Annahme. Die Wahl des bleibenden Ausschusses — und zwar waren diesmal vierundzwanzig Mitglieder zu wählen — erfolgte am zweiten Berathungstage ohne Widerrede mittelst Zurufes nach der Liste eines Vertrauensausschusses, welcher, auf Vorschlag des Präsidenten aus den verschiedenen Gruppen gewählt, nach dem gemeinsamen Essen am Abende zuvor noch bis lange nach Mitternacht gesessen hatte, um die Einigung zu vollenden. Lebhafte Beifallsrufe folgten der so schwer errungenen und schließlich so leicht vollzogenen einmüthigen Wahl.

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete, nächst dem langen Geschäftsberichte, das von der Eisenbahntarifcommission vorgeschlagene neue Frachttarifschema, durch welches neben der bestehenden einzigen Stückgutklasse eine zweite, ermäßigte, eingeführt, die allgemeinen Wagenladungsklassen — auch „Spediteurklassen" genannt, weil sie zum Sammeln der Güter in der Hand der Spediteure führten — beseitigt, und die Begünstigung der doppelten Wagenladung von 10 000 Kilogramm gegen die einfache von 5000 Kilogramm beschränkt werden sollen. Selbstverständlich würde die Wirkung des neuen

Digitized by Google

Schemas zu einem guten Theile durch die Tarifsätze bestimmt werden, und der Ausschuß der Verkehrsinteressenten, welcher der Tarifcommission zur Seite gestellt ist, hat seine Zustimmung von gewissen Voraussetzungen in dieser Hinsicht abhängig gemacht; immerhin ist dem Muthmaßen — der Hoffnung wie der Furcht — noch weiter Spielraum gelassen. Daneben wird das Urtheil der einzelnen Handelskörperschaften durch mancherlei Umstände bestimmt: Lage und Verkehrsbeziehungen eines Platzes, Vorherrschen des großen oder des kleinen Verkehres, größeres oder geringeres Entgegenkommen der Eisenbahnverwaltungen, Vorrath oder Mangel an geeigneten Wagen für Doppelladungen, höhere oder niedere Ausbildung des Speditionswesens u. s. w. bedingen hier Zufriedenheit mit dem Bestehenden, dort dringenden Wunsch nach Aenderung. An demselben Orte lauten die Urtheile verschieden in verschiedenen Kreisen des Handelsstandes; abgesehen von den Spediteuren, deren Geschäft unter dem jetzigen Systeme einen vorher kaum geahnten Aufschwung genommen hat, wird von den Kaufleuten, welche mit werthvollen Gütern handeln, bei deren Geschäft die Fracht mithin nur eine nebensächliche Rolle spielt, kaum das Bedürfniß einer Aenderung empfunden, während andere Zweige, bei denen die Fracht einen wichtigen Factor für die Calculation jeder Waare bildet, unter dem jetzigen Zustande schwer leiden. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen eine entscheidende Mehrheit für die eine oder andere Ansicht nicht zu Stande kommen, die Beschlüsse vielmehr nur die Verschiedenheit der Ansichten widerspiegeln konnten. Einmüthigkeit herrschte nur darüber, daß die Einführung einer zweiten Stückgutklasse ein Bedürfniß sei. Aber auch sonst haben die mehrstündigen Verhandlungen immerhin werthvolle Beiträge zur Klärung der schwierigen Frage geliefert. Unter den Aeußerungen für das vorgeschlagene Schema ist der lichtvolle Bericht des Syndikus der Bremer Handelskammer, Dr. Marcus, unter den Lobreden auf das bestehende System die des Dr. Landgraf, Vertreters von Mannheim, dem „geborenen Sammelladungsplatze", als wirkungsvoll hervorzuheben. Letzterer konnte sich auf die durch gemeinsames Einbringen eines Antrages bestätigte Zustimmung der badischen, der württembergischen und der Mehrzahl der baierischen Handelskörperschaften beziehen, während das mittlere und das nordwestliche Deutschland sich durchschnittlich mehr dem neuen Systeme zuneigte. Schließlich ergab sich eine Mehrheit von acht Stimmen für den Antrag des bleibenden Ausschusses, welcher das neue System mit dem vermittelnden Vorschlage der sächsischen Staatsbahn empfiehlt: die Güter der ersten Stückgutklasse bei Aufgabe von 5000 Kilogramm auf einen Wagen zu den Sätzen der Stückgutklasse II zu befördern.

In vorgerückter Nachmittagsstunde erfolgte noch eine „Mittheilung über die im Interesse einer in Berlin zu veranstaltenden Weltausstellung gethanen

Digitized by Google

Schritte und über den Stand dieser Angelegenheit". Im Munde des Generalsecretärs Annecke verwandelte sich diese Mittheilung in eine warme Empfehlung der Idee, wie denn schon Vormittags der Oberbürgermeister von Forckenbeck in seiner Begrüßungsrede gerade diesen Punkt der Tagesordnung als bedeutsam hervorgehoben hatte. Die bereits erwähnte Statutenänderung bildete das Schlußstück der fast siebenstündigen Verhandlungen des ersten Tages.

Der zweite Tag begann mit dem Berichte des Ausschußmitgliedes Dr. Hammacher über den preußischen Gesetzentwurf wegen Einrichtung von wirthschaftlichen Beiräthen (Vertretern von Handelskammern, landwirthschaftlichen Vereinen u. s. w.) bei der Verwaltung der Staatseisenbahnen — einer Einrichtung, welche der preußische Landtag als Garantie für Wahrung der wirthschaftlichen Interessen bei dem Uebergange der größeren Privateisenbahnen in Staatshände gefordert hatte. Eine isolirte Stellung nahmen hier die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft ein, indem sie die Vorlage — um es mit den Worten des Berichterstatters auszudrücken — wie laues Wasser, fast könnte man sagen, wie ein unvermeidliches Uebel behandelten; obgleich der aus seiner Thätigkeit im Stadtverordnetencolleg wohlbekannte Kochhann diesen Standpunkt mit eben so viel Geschick wie Entschiedenheit vertrat, gewann er doch, wie schon angedeutet, so gut wie keine Zustimmung. Sonst drehte sich die Debatte fast ausschließlich um die Frage, ob „freien wirthschaftlichen Vereinen, welche sich durch die von ihnen verfolgten Bestrebungen und ihre Leistungen als dazu geeignet erwiesen haben" — ich führe die Fassung wörtlich an, weil der Berichterstatter, selbst Vertreter des hervorragenden Vereines für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirke Dortmund, großes Gewicht darauf legte — neben den Handelskammern u. s. w. ein Vorschlagsrecht einzuräumen sei. Mit nahezu Zweidrittelmehrheit wurde diese Frage zu Gunsten der Vereine beantwortet. Die württembergischen Handels- und Gewerbekammern enthielten sich bei diesem Gegenstande überhaupt der Abstimmung, während der Vertreter von Mannheim unter vielseitigem Beifall hervorhob, daß auch die Körperschaften der übrigen Staaten sehr wohl ein Interesse dabei hätten, in welcher Weise die Eisenbahnräthe in Preußen gestaltet würden; mehrere derselben waren ohnehin insofern betheiligt, als da, wo der Bezirk einer Eisenbahndirection außerpreußisches Gebiet mit umfaßt, auch aus diesem Gebiete Vertreter sollen gewählt werden können.

Das wichtigste Stück der Tagesordnung bildete die Währungsfrage. Vom bleibenden Ausschusse war dazu folgende Resolution beantragt:

„Angesichts der hervortretenden Bestrebungen, eine Aenderung der Reichsgesetzgebung über die Münzwährung herbeizuführen, erklärt der Deutsche Handelstag, daß es zu einer schweren Schädigung der deutschen Wirthschaftsinteressen

Digitized by Google

führen müßte, wenn unter den bestehenden Verhältnissen an den Grundlagen unserer Münzwährung gerüttelt würde."

Zum Berichterstatter war, wie seit zwanzig Jahren jedesmal, Soetbeer ernannt. Derselbe hatte zur Entlastung der Debatte einen eben so klar und überzeugend wie interessant geschriebenen Vorbericht über den geschichtlichen Hergang der Münzreform geliefert. Soetbeer selbst war ursprünglich der Meinung gewesen, daß man den bimetallistischen Schwärmereien (die freilich einen nur zu „realen", nach Gewinnprocenten meßbaren Hintergrund in gewissen Börsenkreisen haben) zu viel Ehre anthue, wenn man die Frage auf die Tagesordnung bringe; nachdem dies aber einmal beschlossen war, hatte er sich zur Uebernahme des ihm angetragenen Referates sofort bereit erklärt, und er entledigte sich dieser Aufgabe in der gewohnten Weise, mit vollendeter Ruhe und wohlthuender Sicherheit — ein köstliches Gegenstück zu dem „moitié repenti et moitié resigné", wie der heißblütige Cernuschi ihn bei seinem Besuche gefunden haben will. Von dem mit weiser Sparsamkeit aus seinem reichen Vorrathe ausgewählten Materiale hier wieder einen Auszug geben zu wollen, hätte keinen Zweck. Hervorgehoben sei nur die zuerst paradox klingende Wahrheit, daß die deutsche Münzreform nicht nur die Silberentwerthung nicht verschuldet, sondern sogar eine größere Entwerthung verhindert hat; durch das Zeugniß des eben so zuständigen wie glaubwürdigen L. Say steht nämlich fest, daß, wenn nicht zuerst die deutschen Siege und dann die deutsche Münzreform es anders gewendet hätten, Frankreich alsbald nach dem Kriege zur Goldwährung übergegangen sein würde — ein Schritt, welcher dem Weltmarkte noch ungleich mehr Silber zugeführt hätte.

Aus der Mitte der Versammlung wurde der Berichterstatter von dem Banquier Mendelssohn (Berlin) und dem Syndikus Dr. Barth (Bremen) in wirksamer Weise unterstützt; es verdient bemerkt zu werden, daß das Aeltestencollegium der Berliner Kaufmannschaft einstimmig nicht nur dem Antrage des bleibenden Ausschusses zugestimmt, sondern auch sein Bedauern über die Sistirung der Silberverkäufe ausgesprochen hatte.

Für Abwechselung sorgte die Handelskammer zu Osnabrück, indem sie in Gemeinschaft mit einigen Genossinnen (darunter auch Chemnitz nnd Dresden) den Antrag einbrachte, die Reichsregierung um Veranstaltung einer eingehenden Enquête über die Währungsfrage zu ersuchen, und zwar, „damit das schädigende Provisorium in den Verhältnissen unseres Münzwesens beseitigt werde." Dieser Versuch, die Entscheidung zu umgehen — zu großer Heiterkeit der Versammlung erklärte übrigens der Verfasser des Antrages, derselbe könne recht wohl neben dem des bleibenden Ausschusses angenommen werden — mußte um so mehr befremden, als erst wenige Wochen zuvor

Digitized by Google

beim volkswirthschaftlichen Congresse ein gleicher Antrag glänzend durchgefallen war. Dr. Barth fertigte ihn denn auch in bündigster Weise ab.

Dagegen wurden dem Ausschußantrage mittelst Verständigung zwischen dem Berichterstatter und den Vertretern einiger der hervorragendsten Körperschaften noch zwei Sätze hinzugefügt: erstens der dringende Wunsch, daß der gegenwärtig noch in Umlauf oder in der Kasse der Reichsbank befindliche Betrag von Einthalerstücken vermindert, und so die Münzreform dem baldigen Abschlusse entgegengeführt werde; zweitens die Erklärung, daß, falls sich ein dauerndes Bedürfniß nach Vermehrung der Reichssilbermünzen herausstellen sollte, der Handelstag kein Bedenken in der Befriedigung dieses Bedürfnisses erblicken würde. Mit diesen Zusätzen fand der Ausschußantrag die überwältigende Mehrheit von 84 gegen 5 Stimmen — ein Votum, das die gesetzgebenden Factoren unmöglich überhören können. Wohlverdient war aber der zu Protokoll erklärte Dank an Soetbeer für die unermüdliche und ersprießliche Arbeit, die er seit Jahrzehnten dieser Sache gewidmet.

Für gastfreundliche Begrüßung der Theilnehmer war von dem Aeltesten-Collegium in trefflicher Weise gesorgt. Leider wurde die Stimmung getrübt durch die Kunde von der plötzlichen Erkrankung und dann vom Tode des greisen Präsidenten dieses Collegiums, Geh. Commerzienrath Conrad, den seit fast fünfzig Jahren das Vertrauen seiner Standesgenossen jedesmal wieder in das Aeltesten-Collegium berufen hatte, und dem von allen, die ihn kannten, das ehrenvolle Zeugniß „eines deutschen Kaufmannes, wie er sein soll", ertheilt wird.

J. Genfel.

Aus dem Nachlasse des Generals Mosle.*)

Ein liebenswürdiges Buch und ein tüchtiger, liebenswürdiger Mensch der Verfasser! General Mosle war aus dem Holze gewachsen, welchem die Männer unserer großen Zeit, der Wiedergeburt Preußens, entstammten. Weit jünger als diese hat er nichts Nennenswerthes im Vereine mit ihnen zu leisten vermocht, aber die jugendliche Begeisterung, mit welcher Mosle ihre leitenden Ideen bewahrte und in sein späteres Leben hinübertrug, sichert ihm einen Platz in der Reihe derjenigen Männer, welche die endliche Wiederaufrichtung des Reiches, unter der allein möglichen Führung Preußens, in ihrem engeren Kreise angestrebt und verfochten haben. Unzweifelhaft würde

*) Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig Mosle, großherzoglich oldenburgischer Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabriß. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

sein Leben sich reicher gestaltet haben, sein Schaffen großartiger geworden sein, wenn er anstatt an einem deutschen Kleinstaate durch seine Verhältnisse festgehalten, im preußischen Dienste, in welchem er als freiwilliger Jäger seine Laufbahn begann, hätte verbleiben können. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Männer, welche die Ersten und Tüchtigsten in ihren kleinen und beschränkten deutschen Ländern waren und dort Tüchtiges schufen, nicht ebenfalls Nützliches geleistet haben, was für das Allgemeine von nachhaltigem Vortheile war und zu dem späteren Gelingen wichtige Bindemittel vorbereitete.

Mosle, in kleinen Verhältnissen zu Varel, wo seine Familie — eine Ausnahme in jener Zeit — auch eigentlich nicht heimisch war, zu Ende vorigen Jahrhunderts geboren, wurde 1811 auf die Universität nach Straßburg geschickt, weil er, dem damaligen Departement des bouches de l'Elbe angehörend, dort die den neuen Unterthanen des in der Bildung begriffenen Weltreichs nothwendige französische Sprache erlernen sollte! Die Katastrophe in Rußland und Preußens Erhebung machten den Studien ein rasches Ende. Mosle begab sich mit vier Landsleuten unter vielen Fährlichkeiten nach Schlesien. Ein Zufall ließ ihn den Erbprinzen von Oldenburg treffen, der in russischen Diensten stand. Dieser versah ihn mit Geld und Mosle trat während des Waffenstillstandes in die Jägercompagnie des preußischen Garderegiments, bei welchem er den Feldzug bis zum Februar 1814 mitmachte, ohne eigentlich je in das Feuer gekommen zu sein. Auf dem Marsche in Frankreich wurden nämlich die oldenburgischen Officiere und Mannschaften, welche in der preußischen Armee dienten, unerwartet von ihrem Landesherrn reclamirt, um in das von ihm neu errichtete Regiment zu treten. Mosle, welcher kurz zuvor zum Lieutenant ernannt worden war, machte mit diesem den Feldzug 1815 mit. Er konnte aber auch während dieses Krieges nur die Belagerung von Montmedy als Regimentsadjutant mitmachen.

In der folgenden langen Friedenszeit avancirte Mosle langsam und war, stets in Verbindung mit den Besten seiner Zeit und jeweiligen Gesellschaft, in für die oldenburgischen Verhältnisse wichtigen, im Ganzen freilich nicht bedeutenden Dingen thätig. Auch Sachen von allgemeinerem Interesse wie Kanalbau, Kölner Dom, Vorträge aller Art in der oldenburgischen Officier- und der Literargesellschaft seiner Vaterstadt beschäftigten ihn. Die letztere hat zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens ihm durch Herausgabe des Buches ein pietätvolles Denkmal gesetzt.

Das Jahr 1848 und die demselben folgenden Bewegungen führten Mosle wie so viele Andere in größere Verhältnisse. Er wurde von seinem Landesherrn zum Mitgliede der neuen provisorischen Bundesversammlung in Frankfurt ernannt und in derselben zum Referenten des Ausschusses für

Digitized by Google

Militärangelegenheiten gewählt. Ausschuß und die Versammlung selbst waren todtgeborene Kinder der Zeit; aber sie wurden die Veranlassung zu zwei erfolglosen, doch interessanten Sendungen Mosle's in diplomatischen Aufträgen nach Wien. In ähnlicher Stellung vertrat er Oldenburg von 1849 bis 1850 in Berlin in der Commission, welche auf Grund des Dreikönigsbündnisses und des Erfurter Parlamentes zu unfruchtbaren Verhandlungen zusammen berufen waren. Die traurige Zeit, welche dem verfehlten nationalen Aufschwunge folgte und eine bemerkte Abnahme seiner Arbeitskraft brachte Mosle zum Entschlusse, seinen Abschied zu erbitten, den er unter Ernennung zum Generalmajor und Generaladjutant 1857 erhielt. Die ihm noch beschiedenen zwanzig Lebensjahre — er starb erst 1877 — benutzte Mosle, der sich in glücklichsten Familienverhältnissen befand, zu einer literarischen, vorzugsweise historischen Thätigkeit, in der freilich die durch Vorträge erzielte Wirkung lebendiger war, als die durch gedruckte Werke. Wie dem auch sei, es ist ein echt deutscher Mann gewesen, der in der Enge der Verhältnisse, welche der Zustand des heißgeliebten Vaterlandes für ihn und tausend Andere bedingte, sein Bestes that. Die aus einer großen Zahl zum Abdrucke ausgewählten Vorträge und Denkschriften, welche dem Lebensabrisse folgen, sind ebenso frisch, als gemüthvoll geschrieben und zeigen eine vielseitige Begabung des Mannes.

„Mein Soldatenberuf", „Dreimal in Teplitz", „Manöverbekanntschaften" sind aus der Erinnerung abgefaßte, auf gute Beobachtung basirte heitere Erzählungen. „G. H. von Behnenhorst und seine Betrachtungen über die Kriegskunst" ist voll von richtigen Anschauungen über militärische Dinge und spiegelt treu die rathlose Lage des nach Wissen strebenden jungen Officiers in den zwanziger Jahren ab. Ein Zustand, welcher der heutigen Generation nach dem Erscheinen des Clausewitz'schen „Vom Kriege", um nur das Hauptwerk der späteren so reich angewachsenen Literatur zu nennen, kaum denkbar erscheinen muß.

„Der Prinz von Homburg, von Heinrich von Kleist" ist eine Beurtheilung dieses Stückes, veranlaßt durch eine harte und ungerechte Besprechung des Werkes und seines Verfassers von dem später mit Recht so angesehenen Stahr. Mosle zeigt sich in dem Aufsatze als ein ebenso belesener wie scharfsichtiger Kunstverständiger und als poetisch begabter Mensch, welcher nebenbei die damals noch recht vereinzelte Erkenntniß des brandenburgisch-preußischen Wesens und seines großen Fürsten besitzt. Er ist dem Kritiker vom Fache so überlegen, daß dieser seine Recension nicht unter seine später gesammelten Werke aufnimmt. „Zwei Sendungen nach Oesterreich", 1848 vom Reichsministerium aus, geben ein ebenso farbenreiches, als treues Bild der damaligen Zustände in Frankfurt und Wien und beweisen die Begabung

Digitized by Google

des diplomatischen Anfängers. Beide Berichte, wie die Denkschrift: „Die Zukunft Oesterreichs und Preußens" rufen die fast vergessene Zeit und Zustände lebhaft ins Gedächtniß und beweisen die Stetigkeit der Auffassung der deutschen Verhältnisse und die Ueberzeugungstreue seitens des Verfassers. Wenn auch manches anders gekommen ist, kommen mußte, als es sich der damalige Politiker dachte, so hatte er in den Hauptsachen vollkommen Recht. Selbst der Staatsmann, der mitten in dem Getriebe der großen Geschichte steht, und alle Hindernisse, die in Interessen und Personen liegen, genau kennt, muß meistens Compromisse schließen, Vieles anders ins Leben rufen, als es seinen Wünschen und seiner Einsicht entspricht. Fügen wir gleich hinzu: meistens nicht zum Nachtheile der Sachen, denn um ein von Mosle angeführtes Sprichwort zu gebrauchen — „il-y-a quelqu'un qui a plus d'esprit même que Mr. de Voltaire, c'est tout le monde!" Auch die anderen kürzeren politischen Betrachtungen, meist entnommen aus vertraulichen Briefen an hochgestellte Staatsmänner aus den Jahren 1852 bis 1870, enthalten des Interessanten viel. Sie bestätigen den richtigen Blick, die umfassenden Kenntnisse und das patriotische Herz des Mannes.

Aus denselben sei nur noch der Vortrag „Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. im Februar 1851" erwähnt. Sie enthält eine Charakteristik des unglücklichen Monarchen, welche ebenso wohlwollend geschrieben ist, als die der wärmsten Verehrer desselben und dennoch ein völlig so getreues Bild desselben bietet, als es die Briefe des Prinzen Gemahls oder die harten Aeußerungen seines Kaiserlichen Schwagers geben.

Wir wünschen dem Büchlein viele Leser. Derartige Nachlaßwerke ersetzen uns die bei anderen Völkern reicher vorhandenen Memoiren und sind, weil nicht für die spätere Veröffentlichung vorbereitet und ohne den immer zweideutigen Klatsch, treuer und belehrender als jene.

Die Judenfrage auf der Tribüne.

So wenig man es zu den erfreulichen Symptomen der Zeit rechnen kann — die Selbsttäuschung würde immer noch schlimmer sein als die Wirklichkeit, wenn man sich verhehlen wollte, daß seit einem halben Jahrzehnt die „Judenfrage" in stetig sich erweiterndem Kreise höhere und höhere Wogen geschlagen hat. Es ist unleugbar, daß es zuerst die ultramontane Presse war, welche nach scheinbarem Frieden eines Vierteljahrhunderts den Gegenstand zuerst wieder mit Absicht und Zusammenhang in die öffentliche Discussion zog, und offenbar in erster Reihe als Ableitungsmittel im Cultur-

Digitized by Google

kampfe. Die Frage wurde dann aufgenommen von der christlich-socialen Agitation, welche der Berliner Hofprediger Stöcker ins Leben rief; als drittes Glied reihte sich an diese Kette eine „Antisemitenbewegung" in Kreisen theils des bürgerlichen Geschäftes, theils der höheren Berufsbildung, welche sich der Ueberfluthung durch das jüdische Element erwehren zu müssen glaubten. Keine von diesen Bundesgenossenschaften — die letztere zumal wegen der Heimlichkeit und kleinlichen Gehässigkeit ihres Vorgehens — konnte für unbefangene und freiblickende Männer irgend etwas Verlockendes haben, und es gehörte der in anderen Kämpfen gegen den Bann geistiger und sittlicher wie politischer Vorurtheile bestbewährte Muth Heinrich's von Treitschke dazu, um endlich das offene Geheimniß auszusprechen, daß „bis in die Kreise unserer höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuthes mit Abscheu von sich weisen würden", eine deutsche Judenfrage anerkannt werde im Sinne „einer schweren Gefahr, eines hochbedenklichen Schadens des neuen deutschen Lebens", einer „natürlichen Reaction des germanischen Volksgefühles gegen ein fremdes Element, das in unserm Leben einen allzubreiten Raum eingenommen hat". Diese Zeitschrift ist eines der äußerst wenigen Organe der deutschen Presse gewesen, welche die von Treitschke ausgesprochene Thatsache ohne Rückhalt und in vollem Umfange anerkannte, nachdem sie bereits vor seinem „furchtlosen Worte" von verschiedenen Seiten Darstellungen des wirthschaftlich schädigenden Treibens der Juden namentlich auf dem Lande aufgenommen hatte. Es wird das Urtheil über die Vorgänge, welche neuerdings auf den Gegenstand zurück zu kommen nöthigen, nur abkürzen, wenn an das Ergebniß dieser Besprechung angeknüpft wird (Nr. 5 d. Jahrg. S. 184—193).

Die Judenfrage hat ihre Wurzel nicht mehr in dem religiösen Gegensatze; die Phrase von der „Intoleranz" der „Judenhetze", zumal wenn sie auch auf die leidenschaftslose publicistische Behandlung des Gegenstandes angewendet werden soll, ist selbst bei der politischen Durchschnittsbildung kaum noch verzeihlich. Indeß darf auch der Gegensatz nicht zu einseitig auf einen Rassenstreit hinausgetrieben werden. Allerdings heftet sich die Antipathie bei den Massen an die Rassenverschiedenheit; aber der gebildete Beurtheiler soll neben dem, was die Rassen scheidet, immer fest im Auge behalten, was sie heute schon viel enger mit einander verbindet als Nationen, die sich der physischen Abstammung nach ungleich näher stehen: der heimische Boden, die Sprache, die ganze formale Bildung, die Gesammtheit der äußeren Lebensbedingungen und thatsächlich die engste Lebensgemeinschaft seit vielen Generationen. Die Lösung der Judenfrage kann also nur in der Ausfüllung der Kluft gesucht werden, die leider noch besteht und durch gedankenlose kosmopolitische Heilkünste nur um so gewisser aufrecht erhalten wird. Was den Weg zu dem

Digitized by Google

einzig denkbaren Ziele erschwert, ist einestheils die in Deutschland gegenüber den anderen europäischen Culturstaaten fast zehnfach stärkere Beimischung jüdischen Elementes, andererseits die fast ausschließliche Verbreitung dieses Elementes in einzelnen engeren Gesellschaftsschichten, welche wiederum ihre Zahl zehnfach stärker erscheinen läßt. Daß die Juden ganz überwiegend und mit ausgeprägtester Richtung zum gesellschaftlichen Parasitenthum die nicht productiven, sondern blos vermittelnden socialen Schichten erfüllen, und daß sie von hier aus wieder, vermöge des auf Kosten eines entsprechenden Theiles arbeitender deutscher Bevölkerung erworbenen Wohlstandes in unverhältnißmäßiger Zahl an Stelle weniger bemittelter deutscher Bewerber in die höheren Bildungskreise eindringen, ist eine Thatsache, die nicht durch schöne Worte, aber auch nicht durch künstliche Mittel aus der Welt geschafft werden kann. Die natürlichen Mittel aber sind von zweifacher Art: Reform der das Parasitenthum begünstigenden wirthschaftlichen Einrichtungen und Zustände, und kräftigeres Regen und Anspannen der deutschen Eigenart von Innen heraus, auf allen Gebieten, aber ganz besonders dem wissenschaftlichen und künstlerischen. So wenig dies möglich ist, wenn man die Judenfrage aus übel verstandenem Zartgefühle todtschweigt, so darf ihre Erörterung, wenn sie frucht- und friedenbringend sein soll, niemals das Gefühl wohlwollender Annäherung verleugnen, in dem Maße als unsere jüdischen Staatsbürger den ernsten Willen und das aufrichtige Streben bekunden, „Deutsche mit Deutschen zu sein", sich, wie Treitschke sagt, „schlicht und recht als Deutsche zu fühlen". Am allerwenigsten darf davon die Rede sein, die nach schweren Kämpfen erreichte bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden in irgend einem Theile rückgängig zu machen.

In diesem Sinne muß jede Agitation die schwersten Bedenken gegen sich haben, welche die Staats- und Reichsregierung in eine ausgesprochene Stellung gegen die Juden hineinzuziehen unternimmt, ein Weg, den leider in jüngster Zeit die ziemlich gleichmäßig den drei Eingangs bezeichneten Agitationsherden angehörenden Unternehmer und Verbreiter einer Petition an den Reichskanzler eingeschlagen haben. Diese Bedenken sind ganz unabhängig von dem Urtheile über die positiven Forderungen, welche dabei aufgestellt werden: mögen diese an sich noch so maßvoll und verständig sein, mag die Regierung allen Grund haben, in der ihr obliegenden stillschweigenden Rücksicht auf beachtenswerthe Strömungen im Volksleben sich manches davon zur Richtschnur zu nehmen — so wie dieselben einmal *als* Forderungen öffentlich ausgesprochen sind, ist die Regierung in die äußerst schiefe Richtung gebracht, daß alles Kleinste, was sie hinfort thut, den Schein auf sie zieht, sich in den Dienst einer Parteiagitation gestellt zu haben. Die allgemeine Befähigung zu öffentlichen Aemtern gewährt keiner einzelnen Person ein Anrecht auf ein

Digitized by Google

bestimmtes Amt. Die Regierung ist verpflichtet wie berechtigt, bei jeder Anstellung zu prüfen, ob besondere Umstände den Mann weniger geeignet machen, an der besondern Stelle das zur gedeihlichen Amtsführung unentbehrliche Vertrauen zu finden. Erwägungen dieser Art aber sind von so ungreifbarer Natur, daß jedes Aufstellen einer Maxime ein plumper und störender Mißversuch sein würde, geschweige also die Einkleidung in eine von hunderttausend Unterschriften getragene Forderung.

Ob die Bedeutung der hinter dieser Adressenbewegung stehenden Männer groß genug war, um die Abwehr gegen ihre Bestrebungen nicht der judenfreundlichen Presse überlassen zu können, muß selbstverständlich dem Urtheile und Geschmacke jedes Einzelnen überlassen werden. Die Erklärung aber, welche am Morgen des 14. November 76 den wissenschaftlichen Berufsständen angehörende Männer, von denen mehrere zu den Zierden der deutschen Wissenschaft gerechnet werden, in den Berliner Zeitungen veröffentlichten, leidet nicht nur an der mit dem Anspruche, den Gegenstand von der Höhe deutscher Bildung und Gesittung zu behandeln, schwer vereinbaren Einseitigkeit, daß sie alle und jede Schuld an der gegenwärtigen Bewegung ganz ausschließlich auf die christliche und deutsche Seite wirft. Noch viel schwerer lastet auf dieser Gegenagitation der Vorwurf, daß sie, unternommen von Trägern der Geschichts- und der Staatswissenschaft, der höheren städtischen Verwaltung und des Rechtslebens, schlechthin nur in ungeschichtlichen, unstaatswissenschaftlichen, die handgreiflichsten Thatsachen des bürgerlichen Lebens und der Rechtspflege gänzlich außer Betracht lassenden, pathetischen Redewendungen sich bewegt, die uns in solchem Munde jählings um mehr als dreißig Jahre eines realen politischen Bildungsganges zurückschleudern. Wer im Stande ist, eine Frage, die mit unerbittlichen Zahlen in die nüchternsten und zugleich in die idealsten Lebenskreise hinein greift, mit salbungsvollen oder rhetorischen Wendungen des allergewöhnlichsten Schlages, wie „ungerecht", „unedel", „Treubruch", „tiefbeschämend", „Fanatismus des Mittelalters", „Vorschrift der Ehen", „Gewissen", „ansteckende Seuche", „alter Wahn", „vergiften", „Vermächtniß Lessings", „Boden der Toleranz", „nationale Schmach", „Erbe der großen Fürsten, Dichter und Denker" u. s. w. abzuthun, der spricht sich entweder alles Verständniß für das wirkliche nationale Leben ab, oder, wenn er inmitten dieses Lebens steht, jede Fähigkeit, dessen Vorgänge unabhängig von dem trivialsten Parteiinteresse zu betrachten.

Zum Ueberflusse traf die Veröffentlichung dieser Erklärung mit einem Berliner Straßenscandal zusammen, bei welchem sich Treitschke's Wort von dem umgekehrten Hepp-Hepp-Geschrei noch einmal in greller Weise bewahrheitet. Zwei Lehrer höherer Bildungsanstalten, welche an der Antisemitenpetition betheiligt sind, unterhalten sich in einem Pferdebahnwagen über den

Digitized by Google

Gegenstand; ein jüdischer Geschäftsmann von zweifelhafter Reellität, der sich eigens neben die beiden gesetzt, um ihr Gespräch zu verfolgen, fällt sie plötzlich mit der Beschimpfung als „Buben" an, verfolgt sie noch auf der Straße, und schreitet zu körperlicher Thätlichkeit, als der eine ihm das Wort „Jude" entgegen wirft. Das Straßenpublikum nimmt für den Juden Partei, die ganze liberale Presse fällt über die beiden Lehrer her, und in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, während angeblich nur eine Disciplinaruntersuchung verlangt wird, ergehen sich Redner und Stadtschulrath in Ausdrücken, welche ungehörter Sache das vernichtendste Urtheil über die beiden Männer aussprechen. Der nüchternste Zuschauer solcher Vorgänge muß sich fragen: sind es hier die Juden, welche gehetzt werden? Gleichzeitig beantragt der Breslauer Magistrat Disciplinarverfahren gegen einen Lehrer, welcher nur an der Verbreitung der Antisemitenpetition sich betheiligt hat, wartet aber gleichfalls den Ausgang nicht ab, um für seinen Theil die schärfste Verurtheilung auszusprechen.

Ermuthigt durch diese Symptome einer vermeintlichen Volksstimmung, geht endlich die Fortschrittspartei des Abgeordnetenhauses mit einer Interpellation an die Regierung auf Grund der Antisemitenpetition vor. Da dieselbe noch gar nicht zur amtlichen Ueberreichung gekommen war, konnte die unmittelbare Frage nur darauf gerichtet werden, welche Stellung die Regierung zu den Anforderungen auf Beseitigung der vollen verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der jüdischen Staatsbürger einnehme. Völlig correct antwortete der Vicepräsident des Staatsministeriums Graf Stolberg, daß dieses nicht beabsichtige, eine Aenderung des die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Beziehung gewährenden Rechtszustandes herbeizuführen. Leider konnte die Sache mit dieser schlichten Antwort nicht abgethan sein. Der Interpellant hatte, in seiner einführenden Rede, die ganze Bewegung der Judenfrage aus dem Gesichtspunkte seiner Partei, wenn auch mit anerkennenswerther Mäßigung in der Form behandelt. Es mußte dies Entgegnungen hervorrufen, auch wenn die Sache nicht von vornherein auf die Auseinandersetzung wäre angelegt gewesen, und in der That entspann sich eine zweitägige, volle zwölf Stunden sich hinziehende Debatte, welche zu den unerquicklichsten Erinnerungen des preußischen Landtages gehören wird. Die einzige kurze Rede des im Namen der nationalliberalen Fraction sprechenden Abgeordneten Hobrecht, von welcher gesagt werden kann, daß sie wirklich nicht nur in der Form sondern auch in der Sache maßvoll sich bemühte, Wind und Sonne nach beiden Seiten gleichmäßig zu vertheilen, verhallte zwischen den von Stunde zu Stunde wuchtiger fallenden Schlägen der extremen Richtungen, welche, auf der einen Seite Fortschrittler und Secessionisten, auf der andern Ultramontane und hochkirchliche Conservative Schulter an Schulter

Digitized by Google

in immer dichterem Handgemenge wechselten. Wenn jemals, so ist in diesen beiden Tagen die Lehre nahe gelegt worden, wie unfruchtbar zeitraubend, wie nutzlos erbitternd parlamentarische Verhandlungen wirken müssen, welche, nicht durch die feste Unterlage einer zum praktischen Ziele hindrängenden Aufgabe in Schranken gehalten, plan- und ziellos über allgemeine „Fragen" auflodern.

x.

Literatur.

Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig 1880. — Kein geringes Lob meinen wir dem neuesten Trauerspiele unseres zur Zeit bedeutendsten nationalen Dramatikers zu spenden, wenn wir dasselbe seinem jüngst in dritter Auflage erschienenen „Wullenwever" als ähnlich und ebenbürtig zur Seite stellen; und doch fordert die Gerechtigkeit zu bemerken, daß es auch diesen in manchem Betracht übertrifft. Man kann darüber streiten, ob davon mehr auf Rechnung des wieder sehr glücklich gewählten Stoffes, oder dessen poetischer Gestaltung zu setzen ist. Nur so viel ist gewiß, daß wir an „Raven Barnekow" wieder ein nationales Drama ersten Ranges mehr haben. Zum zweiten Male betone ich in der kurzen Anzeige dasselbe Wort, weil ich es für ein noch nicht genug gewürdigtes Verdienst von H. Kruse halte, daß er uns mit unserm Allereigensten zu beschenken versteht, und es thut. Nicht nur, daß uns aufs Neue ein Stück vaterländischer Geschichte von epochemachender Bedeutung vorgeführt wird: auch die am Kampfe zwischen den Städten und der aufstrebenden Fürstenmacht Nächstbetheiligten, die Wartislaw, Raven, Voge, Darne, Katharina, Elsbeth — von ihr das köstliche Wort:

„Der König und der Kaiser, oder was
Bei uns dasselbe ist, der consul regens"

(dafür vielleicht besser im Munde der vortrefflichen, aber des Schreibens unkundigen Frau: „der Bürgermeister") — sind mit ihren Vorzügen und Fehlern so echt deutsch, wenn man will, so specifisch norddeutsch, daß wir noch heute, nach vierhundert Jahren, von unserm Fleisch und Blut in ihnen wiedererkennen müssen. Auch der eisenharte und grausame Otto Voge? Ja, wenn man nur nicht übersieht, daß es nicht sein, sondern der Stadt Recht ist, das der gänzlich Scheu- und Rücksichtslose vertheidigt. Dem hinsichtlich dessen im ersten und zweiten Acte noch möglichen Zweifel konnte aber nicht wirksamer begegnet werden, als wie es im vierten und fünften Acte geschieht, indem die rettenden Freunde nach demselben Grundsatze behandelt werden, wie die Gegner:

„Die Mecklenburger sollen aus der Stadt",

und der Rivale und Todfeind Matthias Darne für das Wohl derselben schließlich nicht anders zu sorgen weiß, als sein Vorgänger im Amte, den außer dem eben gehörten Imperativ nichts besser kennzeichnet, als neben dem selbstbewußten:

„Ich bin die Obrigkeit. Ich muß —"

das ebenso selbstlose:

Digitized by Google

„Was bin ich?
Was ist an mir gelegen? Doch der Stadt
Gerechtsame —"

Genug; wie die Darstellung der übrigen Personen des Trauerspieles, insbesondere des Wartislaw, Raven, Erich, Darne, der Elsbeth und Katharina — an Porträtfiguren holländischer „Schildereien" erinnernd — eine wohlgelungene, so ist die des Bürgermeisters Otto Boge eine meisterhafte zu nennen. Nicht ersichtlich ist uns, weshalb der Verfasser sein Trauerspiel nicht nach diesem benannt hat.

D.

Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Cassel, Theodor Kay. 1880. — Ein Conflict zwischen dem Prinzen Eugen und dem Kaiser Karl VI., weil der erstere trotz des Befehles, sich zurückzuziehen, die Schlacht bei Belgrad geschlagen hat, bildet den Inhalt dieses Stückes. Der correcte Aufbau der Scenen und die nicht ungeschickte Gegenüberstellung zweier um den Einfluß bei Hofe ringender Parteien verleihen der Arbeit ein gewisses Interesse, aber es ist dem Leser kaum möglich, den Conflict recht ernst zu nehmen, weil er nicht, wie der ähnliche im „Prinzen von Homburg" von Kleist, eine Existenzfrage wird und durch eine plumpe Intrigue von Nebenpersonen, die ihre Rache an Eugen üben wollen, geschaffen ist; nicht das Gewissen, sondern die Etikette giebt in ihm den Ausschlag. Unpoetisch wirkt, zumal da der fünffüßige Jambus gebraucht ist, die Dichtung also auf dem Kothurn geht, die dazu in einem krassen Gegensatz stehende realistische Manier, die Personen, namentlich Eugen, in der Sprache der Zeit, d. h. in einer Mischung von deutschen und französischen Phrasen, reden zu lassen.

E—e.

Liszt, Das deutsche Reichspreßrecht unter Berücksichtigung der Literatur und der Rechtsprechung insbesondere des Berliner Obertribunals und des Reichsgerichtes systematisch dargestellt (Lehrbücher des deutschen Reichsrechtes VIII). Berlin und Leipzig. Verlag von J. Guttentag (D. Collin) 1880. — In der von der genannten Verlagsbuchhandlung veranstalteten Sammlung von Lehrbüchern des deutschen Reichsrechtes ist vor kurzem eine systematische Darstellung des Reichspreßrechtes erschienen. Der Verfasser hatte sich bereits während seiner Lehrthätigkeit in Oesterreich durch ein Lehrbuch des österreichischen Preßrechtes auf das vortheilhafteste bekannt gemacht und hat nunmehr nach seiner Berufung nach Gießen auch das deutsche Preßrecht zum Gegenstande einer systematischen Darstellung gemacht. Die Sammlung von Lehrbüchern, in welcher diese Darstellung erschien, ist nach ihrer ganzen Anlage darauf berechnet, außer den Zunftgenossen im engeren Sinne allen gebildeten Männern der Nation einen zuverlässigen Wegweiser in den verschiedenen Gebieten des in die Competenz der deutschen Centralgewalt gezogenen Rechtes zu bieten. Wie sehr dieser Gedanke der Verlagshandlung einem praktischen Bedürfnisse entgegenkam, beweist der fast unerhörte Erfolg, den der zuerst in der Sammlung erschienene Civilproceß von Fitting (1878—1880 fünf sehr hohe Auflagen) und nicht minder der Strafproceß von Dochow (1879—1880 drei Auflagen) erzielt hat. Liszt's Preßrecht reiht sich diesen Werken würdig an. Redacteure, Parlamentarier, Autoren, Staats- und Rechtsanwälte, Richter werden den zuverlässigen Führer freudig begrüßen. Die systematische Darstellung des deutschen Preßrechtes von Liszt ruht durchweg auf der soliden Basis derjenigen wissenschaftlichen Resultate, welche für die Disciplin des Strafrechtes durch die Arbeiten neuerer Autoren gewonnen worden sind; dadurch ist der Zusammenhang

Digitized by

der Specialdisciplin des Preßrechtes mit dem allgemeinen Strafrechte gewahrt. (Wenn auch nur der vierte Theil des Lehrbuches speciell das Preßstrafrecht behandelt, so darf doch das ganze Preßrecht unter den Begriff Strafrecht im weiteren Sinne subsumirt werden. Für das Preßpolizeirecht, den dritten Theil bei Liszt, wird dies nicht bezweifelt werden. Aber auch das Preßgewerberecht erscheint systematisch richtig unter dem nämlichen Gesichtspunkte, denn unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit ist alles Gewerberecht lediglich Gewerbepolizeirecht (Laband, Staatsrecht II, 457—458), demnach also systematisch für eine Unterscheidung zwischen Preßgewerberecht und Preßpolizeirecht kein Raum mehr). Die nicht gerade umfassende Literatur des Preßrechtes ist fortlaufend berücksichtigt, vor allem aber sind die Erkenntnisse der obersten Gerichtshöfe Deutschlands für die wissenschaftliche Darstellung in vorzüglicher Weise ausgenützt. Ohne sich in wissenschaftliche Detailarbeit zu verlieren, die hier nicht am Platze wäre, hat doch der Verfasser in nicht wenigen Punkten seine selbständigen Ansichten in glücklicher Kürze begründet. Die frische, knappe und klare Diction wird gewiß jedem Leser des prächtig ausgestatteten Büchleins zu Freude und Genuß gereichen und wir zweifeln nicht, daß dem Buche auch der glückliche Erfolg nicht fehlen werde!

—ℓ—

Dr. Karl Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. II. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil. Dritte Abtheilung. Des ganzen Werkes vierter (Schluß-)Band. Leipzig, J. J. Weber. 1880. — Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das Erscheinen des letzten Bandes des vorliegenden Werkes, das mit der Schilderung der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands vom Jahre 1740 bis zum Ausgange des Jahrhunderts seinen Abschluß gefunden hat. Finis coronat opus — darf man mit vollem Rechte von diesem Buche sagen, das als eine reife Frucht von mehr als fünfundzwanzigjährigen Studien erscheint, als ein Muster deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, ausgezeichnet durch eine edle Sprache und fesselnde Diction. Der Schwerpunkt des ganzen Werkes ist gerade in diesem Bande zu suchen, weil der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts eben wesentlich durch die Literatur und besonders durch diejenige der nachfridericianischen Zeit bestimmt wird. So beginnt der Verfasser mit der Schilderung des jungen Goethe und der anderen Dichter der Sturm- und Drangperiode, Lenz, Wagner, Maler Müller und Klinger; dann folgt eine ausführliche Betrachtung und Analyse von Schiller's Jugenddichtungen, bei welcher der Verfasser überall seinen eigenen Weg geht und sich hier und da mit landläufigen und herrschenden Anschauungen in Widerspruch setzt. Von hervorragendem Interesse ist der Abschnitt, welcher die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland seit dem Jahre 1740 behandelt; nach einander werden die exacten Wissenschaften, die Philologie mit ihren Vertretern Gesner und Ernesti, Heyne, Winckelmann und Wolf, die Geschichte, die Philosophie und Theologie in ihrer Bedeutung und Wechselwirkung uns vorgeführt, das Verhältniß der Philosophie zur Theologie in Deutschland mit dem in England und Frankreich verglichen, die Stellung der „natürlichen Theologie" in Deutschland zu den englischen Deisten, den französischen Materialisten sowie zu Spinoza in Parallele gesetzt und gezeigt, wie verschwommen trotz der exegetischen und historischen Kritik der heiligen Schriften damals natürliche und übernatürliche, anthropologische und wundergläubige Auffassungen durcheinander flossen. Die „Wolfenbüttler Fragmente" bilden die Brücke, auf der uns der Verfasser zu Lessing hinüberführt, dessen theologische Schriften, religiöser Standpunkt, politische, nationale und welt-

Digitized by Google

bürgerliche Ideen wir kennen lernen. Daran schließt sich passend eine Betrachtung von Herder's und Jacobi's theologischen Ansichten, wobei das Verhältniß Herder's zu Spinoza, Hamann, Lavater erörtert wird; das Werk von Haym über Herder hat der Verfasser, wie es scheint, nicht mehr benützen können. Nach einem lehrreichen Abschnitte über Kant's Schriften und deren culturgeschichtliche Wirkungen geleitet uns der Verfasser nach Weimar und Jena; schildert Goethe und Schiller in ihrer gemeinsamen Thätigkeit und charakterisirt ihren Briefwechsel, die poetischen Früchte ihres Freundschaftsbundes, ihre Xeniendichtung, ihre Theaterleitung und ihren Wettkampf auf dem Gebiete der Ballade und Romanze. Von den einzelnen Werken der beiden Dichter werden besonders Wallenstein, Wilhelm Meister und der Faust einer eingehenden Analyse und literar-historischen Kritik unterworfen, welche das Detailstudium des Verfassers gerade auf einem schwierigen und viel umstrittenen Gebiete glänzend documentirt. Jean Paul, „der Mann aus dem Monde", wie Schiller diese ihm fremdartige Erscheinung nannte, wird dagegen kurz bedacht; die romantische Schule, deren Entstehung unmittelbar vor die Scheide des Jahrhunderts fällt, gleichfalls nur gestreift. Der letzte inhalt- und umfangreiche Abschnitt, welcher sich mit den allgemeinen Bildungszuständen des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt, beweist, daß die eigentliche Stärke des Verfassers in der culturgeschichtlichen Betrachtung und Auffassung liegt, genährt und gefördert durch die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. In einer Reihe von Bildern gestaltet der Verfasser den fast unerschöpflichen Stoff aus; er beginnt mit einer Charakteristik der gegen den vorigen Zeitraum wesentlich veränderten Stellung des Bürgerthumes zum Adel und insbesondere der Aristokratie des Geistes zu der Aristokratie der Geburt; sodann schildert er die allgemeine geistige Bildung mit ihren ästhetischen, sittlichen, religiösen Elementen und, im Zusammenhange mit letzteren, die eigenthümlichen Gestaltungen und Wandlungen sowohl der verschiedenen christlichen Kirchengesellschaften als auch des Judenthumes; ferner die Entwickelung des Kunstgeschmackes, die öffentliche und häusliche Erziehung, die gesellige Sitte und die Sittlichkeit mit besonderer Berücksichtigung des Familienlebens. Mit einer Darstellung der Eindrücke und Wirkungen der französischen Revolution in Deutschland schließt dies bedeutsame, monumentale Werk, welches nach dem Erscheinen des versprochenen Personen- und Sachregisters als Hand- und Nachschlagebuch doppelt werth sein wird. K.

Aus heiterm Himmel. Gesammelte Epigramme von Oskar Blumenthal. Bern und Leipzig, Georg Frobeen und Co. 1880. — In sechs Abtheilungen, welche die Ueberschriften „Sprüche als Präludium", „Thespis und Genossen", „Literarische Spitzen", „Vor Gemälden", „Aus der Zeit" und „Bunte Reihe" führen, hat Blumenthal gegen 200 meistens wohl schon anderweitig veröffentlichte Epigramme vereinigt, welche allerlei Schwächen und wunde Punkte unseres politischen, literarischen und künstlerischen Lebens von einem vernünftigen und vorurtheilsfreien Standpunkte aus behandeln und mit wenigen Ausnahmen als witzig und treffend bezeichnet werden können. Es lohnt sich wohl der Mühe, das auch recht gut ausgestattete Bändchen zu durchblättern. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 2. December 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 50.

Inhalt:

	Seite
Henrik Ibsen. Von E. Wichert	889
Die Schack'sche Galerie in München. Von Chr. Belger	902
Julius Wolff's „Tannhäuser". Von Edm. Fritze	906
Zum Studium Klopstock's. Von Fr. Muncker	915
Berichte aus dem Reich und dem Auslande: Aus Oesterreich. Revolutionäre Zustände	920
Literatur: H. Lecky, Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. 2. Band. — Chamisso, Lebens-Lieder und Bilder, illustrirt von P. Thumann. — H. Hinze, Gurko und Suleiman Pascha. — C. Hase, Herzog Albrecht von Preußen und seine Hofprediger. — A. Hartmann, Volksschauspiele. — W. Kaden, Italienische Gypsfiguren	925

Literarische Beilage von S. Hirzel in Leipzig.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Grün,

Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Zwei Bände.

Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1880.

Brosch. ℳ 15 —, fein geb. ℳ 19. —.

„Der ganze Ballast ernster weitgreifender Studien ist hier zu einem vollen Bild gestaltet, so daß man den Genuß hat, ohne das Ganze wieder durch das Beiwerk von Belegstellen und Anmerkungen in Details zerbröckelt zu sehen."

(„Ueber Land und Meer.")

Verlag von **S. Hirzel** in **Leipzig.**

Deutsche Kulturbilder

aus dem

achtzehnten Jahrhundert.

Nebst einem Anhang:

Goethe als Rechtsanwalt.

Von

G. L. Kriegk.

gr. 8. Preis: geheftet ℳ 7. —

Elegant in Halbfranz gebunden ℳ 8. 50.

G. Freytag's neuer Roman.

Soeben wurde ausgegeben:

Aus einer kleinen Stadt.

Von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.

Auch unter dem Titel:

„Die Ahnen. Roman von G. Freytag. 6. Bd."

Ein Band in Octav. Preis: ℳ 6. —
Eleg. gebunden ℳ 7. —

Mit diesem neuen Bande von **„G. Freytag's Ahnen"** hat der Roman seinen Abschluß gefunden. —

Das Werk ist vollständig in 6 Bänden und elegant gebunden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig. Verlag von S. Hirzel.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Fitger (Verf. d. Trauerspiels „Die Hexe"),

Winternächte. Gedichte. 8. geh.

ℳ 4. —, reich in Goldschnitt geb. ℳ 5. —

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Schriften von Friedr. Rückert.

Sawitri.

12. cart. Preis: ℳ 1. 20.

Brahmanische Erzählungen.

12. Preis: ℳ 6. —

Sakuntala.

Schauspiel

von

Kalidasa.

Aus dem Sanskrit übersetzt.

12. Preis: geheftet ℳ 2. 25. Elegant geb. mit Goldschnitt ℳ 3. —

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht.

Zehnte Auflage.

8. Preis: geheftet ℳ 6. —. Elegant gebunden mit Goldschnitt ℳ 7. 50.

Digitiz

Henrik Ibsen.*)

Henrik Ibsen ist in seiner Heimath Norwegen ein hochangesehener dramatischer Dichter. Seit einer Reihe von Jahren in Deutschland wohnhaft, hat er sich auch bei uns mehr und mehr eingebürgert, so daß sein Name mit den besten Namen genannt wird. Sein historisches Drama „Die Kronprätendenten" ist von den Meiningern in ihr Repertoire aufgenommen, sein Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft" macht seinen Rundgang über die deutschen Bühnen; sein Schauspiel „Nora", in die Reclam'sche Universalbibliothek eingestellt, regt die Lesewelt auf und versucht auch auf den Brettern sich geltend zu machen. Sein dramatisches Gedicht „Brand" ist bereits in drei deutschen Uebersetzungen erschienen. Hier stellt sich uns nun zum ersten Male in diesem Kleide ein anderes dramatisches Gedicht dieses Autors vor, das in Norwegen für sein bedeutendstes dichterisches Erzeugniß gilt: Peer Gynt.

Eine Charakteristik des Dichters Ibsen kann zur Zeit nicht gelingen, da über seine Lebensschicksale wenig bekannt ist und die ins Deutsche übertragenen Werke nur einen kleinen Theil seiner Gesammtleistungen ausmachen. Nach dem, was wir von ihm kennen, gehört er zu den höchst energischen Dichternaturen, die von der Erde abstreben, um in weiter Höhe darüber den unbehinderten Raum für ihre übermenschlichen Gestaltungen zu gewinnen. Selten nur bewegt er sich innerhalb des Rahmens der gemeinen Wirklichkeit, oder bleibt er vielmehr darin stehen. Denn keineswegs geht er darauf aus, eine phantastische Welt zu schaffen, die ihre eigenen Bedingungen hat und sich ideal aus denselben heraus erklären will, sondern mit beiden Füßen stellt er sich auf den realen Boden, oft in die allerrealsten Tummelplätze menschlicher Schwachheiten und Leidenschaften hinein, um doch sogleich in die Wolken zu wachsen und diese Wirklichkeiten in Regionen mitzunehmen, wo sie uns sehr fremdartig erscheinen und sich in unserer Vorstellung schwer behaupten können. Er schildert uns menschliche Handlungen in ihrem äußeren Geschehen durchaus

*) Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881.

Digitized by Google

realiſtiſch, läßt uns jedoch über die Motive völlig im Dunkeln oder motivirt aus einer Anſchauungs- und Empfindungsweiſe heraus, die nur unter den idealſten Vorausſetzungen denkbar wird. Im Weſentlichen kommt es ihm auf das dichteriſche und ſittliche Problem an, für das er eine dramatiſche Löſung oft mit den rigoroſeſten Mitteln anſtrebt, erſt in zweiter Linie auf Wahrheit, in letzter auf Schönheit der Ausdrucksmittel. Er kann daher nicht zu den Dichtern gehören, die gefallen, nicht zu denen, die überzeugen; aber man ſtaunt die Kühnheit ſeiner Entwürfe und Ausbauten an mit dem immer zwingenderen Wunſche, dafür das richtige Verſtändniß zu gewinnen, und in der Hoffnung, bei tieferem Eindringen endlich auch ſympathiſch angeregt zu werden.

Dieſe Nora zum Beiſpiel. Sie iſt die Tochter eines Kaufmannes in derangirten Verhältniſſen, die Frau eines Bankbuchhalters, bereits acht Jahre verheirathet, Mutter von drei Kindern, und bewegt ſich durch das ganze Stück in ziemlich kleinbürgerlichen Verhältniſſen. Es handelt ſich um eine Geldſumme von 1600 Thalern, die nach der Krankheit des Mannes zu einer Nachcur in Italien verbraucht iſt, die gezahlt werden ſoll und nicht vorhanden iſt, von der der Mann nicht einmal weiß. Das iſt alles ganz wirklich, ganz mit Händen zu greifen. Und nun dazu Nora, dieſes wunderlichſte Gemiſch von Empfindſamkeit und Gewiſſenloſigkeit. Eine Frau, die abſolut kein Verſtändniß für die Nothwendigkeit des Strafgeſetzbuches hat, die nicht begreifen kann und bis zum Schluſſe nicht begreift, daß es verboten ſein kann, eine Urkunde zu fälſchen, wenn man auf andere Art zu einem an ſich löblichen Zwecke kein Geld bekommen kann, die endlich den Bruch mit ihrem braven Manne herbeiführt, weil er bei der Entdeckung nicht entzückt darüber iſt, daß ſie aus Liebe zu ihm ihn und ſich vor der Welt in Unehren gebracht hat, die Mann und Kinder verläßt, weil ſie ſich zu ihren häuslichen Pflichten nach der ihr unverſtändlichen bürgerlichen Moral nicht zu ſtellen vermag! Von dem unſchuldigen Erfahrungsſatze aus, daß die feinfühligſten Frauen mitunter vor dem poſitiven Geſetze wenig Reſpect beweiſen (z. B. gern ſchmuggeln), wohin ſchnellen wir hier mit dem Dichter auf? Und wir ſollen nicht nur zugeben, daß das aus den beſonderen Verhältniſſen heraus conſequent iſt, wir ſollen es als das ſittlich höher Berechtigte anerkennen. Da wiſſen wir denn freilich mitten in allem Erdigen, das uns recht peinlich enge umſchließt, nicht mehr, ob wir noch auf der Erde ſtehen, oder längſt in einem Luftballon ſegeln, den der Dichter ins Unbegrenzte aufgelaſſen hat. Das Buch iſt bei alledem ſo intereſſant! Man kann nicht einmal vergeſſen, um ſich den Schwindel abzuwehren.

Und „Brand"! Dieſer freiwillige Seelſorger einer kleinen, armen, norwegiſchen Gemeinde mit ſeinem unmenſchlichen: „Alles oder nichts!" Dieſer

Digitized by Google

Riese an Willenskraft, der das Geliebteste — Kind und Weib — hinopfert für die Pflicht, an sich selbst die Durchführbarkeit dieses vermeinten höchsten Sittengesetzes zu bewähren, und zuletzt vor dem Mahnrufe von oben zusammenbricht: „Gott ist die Barmherzigkeit.“ Wird er nicht fast zu einer Carricatur des Kantischen kategorischen Imperativ und muß man ihn nicht doch schauernd bewundern in seiner orthodoxen Starrheit und unsinnigen Menschenfreundlichkeit? „Alles oder nichts.“ Das verlangt er auch von der Frau, die er liebt. Unerhörte Folterqualen bürdet er ihrem Herzen auf, und es ist ein Glück, daß es sich verbluten kann. Wie er diese Frau gewinnt, das ist ein ganz der Wirklichkeit entrückter Vorgang. Braut und Bräutigam tänzeln singend den Hügel am Fjord hinauf; Unwetter bricht los; der Pfarrer wird zu einem Sterbenden gerufen; Niemand wagt mit ihm die schauerliche Meerfahrt. Da fordert die Braut vom Bräutigam: wage Du's! Er weigert sich ganz verständig: es gilt ja nicht einmal, ein Menschenleben zu retten. Aber eine Menschenseele, sagt Brand. Daraufhin läßt die Braut den jetzt verachteten Geliebten im Stich, springt selbst ins Boot und wird des Pfarrers Weib. Wo sind wir da wieder? Es geschieht anscheinend etwas ganz Reales; aber alle Motive stehen außerhalb auf schwindelnder Höhe. Das Problem freilich ist scenisch veranschaulicht: Alles oder nichts.

Es ist nicht leicht, zu diesen Dramen ein Verhältniß zu gewinnen: sie ziehen so stark an, wie sie abstoßen; aber was sie geben wollen, bleibt nicht unklar. Ungleich schwieriger ist's, sich in der Dichtung „Peer Gynt“ zurecht zu finden, nur zu verstehen, was darin vorgeht, und den leitenden Faden aufzufinden, an dem die Hauptfigur vom Dichter geführt wird. Vielleicht gerade deshalb wird dieses Werk eben so gern überschätzt, als unterschätzt werden. Wen die zahlreichen „Fragezeichen“ ärgern, die für die Beantwortung durch den Leser offen bleiben, der wird das Buch unwillig wegwerfen und sehr geneigt sein, das ganze für unsinniges Zeug zu halten, das der Dichter selbst nicht verstanden hat; wer nicht ohne Mühe, aber mit einigem Erfolge in die Vorhalle eingedrungen ist, wird den prickelnden Reiz empfinden, die anscheinend sehr dunkeln Gänge des eigentlichen Labyrinthes zu verfolgen und überall Licht anzustecken, auch da, wo vielleicht wirklich der Dichter selbst ein wenig im Dunkeln getappt oder den Faden verloren hat. Das Hineingeheimnissen ist so interessant und hier lockt förmlich jede Scene dazu.

Der Uebersetzer hat in der Vorrede Stellung genommen. Er erklärt sich Peer Gynt nach der wahrscheinlichen Intention des Dichters als den Menschen, in dem die Phantasie einseitig ausgebildet ist und das sittliche Gefühl überwuchert: er leidet an einem Uebermaß der Phantasie und geht daran zu Grunde, nachdem alle seine Pläne, diese phantastischen Vorstellungen

Digitized by Google

zu verwirklichen, kläglich gescheitert sind. Da die Phantasie eine geistige Eigenschaft ist, die jedem Menschen innewohnt und bei jedem eine Regelung durch den Verstand fordert, so ist es ein höchst interessantes Problem, einmal ihre unbedingte Herrschaft zu erfahren und den Ausschreitungen ihres Regimentes nachzugehen. In einem bestimmten Individuum natürlich, das seine, auch nationale, Sonderart nicht verleugnen kann, das aber doch durch den allgemein menschlichen Charakter seiner Verirrungen unter dem Einflusse jener Uebermacht typisch wird. In diesem Sinne ist ein Vergleich mit Faust wohl erlaubt, der in sich das Uebermaß des Wissensdranges verkörpert. Man wird nun nicht zugeben können, daß Ibsen die einzig mögliche Form oder die bestmögliche Form gefunden und aufgestellt hat, in der sich jenes Problem dichterisch zum Austrag bringen ließe; was er aber bietet, ist in hohem Grade der Beachtung werth, und seinem Uebersetzer L. Passarge ist schon hier Dank zu sagen, daß er vor keiner Schwierigkeit zurückgescheut ist und uns dieses mindestens höchst merkwürdige Werk des norwegischen Dichters zugänglich gemacht hat.

Peer Gynt stellt den Phantasten dar, der von der Vorstellung beherrscht wird, es sei ihm ein ganz besonders vornehmes Menschenloos zugetheilt: es müsse ein Kaiser oder dergleichen aus ihm werden. Dieses Ziel ist von Anfang an so weit gesteckt, daß man ihn schon deshalb nicht einen Ehrgeizigen nennen kann, der alle seine Mittel zusammenfaßt, sich Schritt nach Schritt in die Höhe zu bringen; vermöge der besonderen Anlage seines Vorstellungsvermögens vielmehr, alle Dinge anders zu sehen, als sie wirklich sind, bildet sich bei ihm ein Größenwahn aus, der zunächst an sich selbst ein völliges Genügen hat, dann aber zum Handeln in der Weise drängt, daß stets die Sprossen der Leiter übersprungen werden, um irgendwie in der Luft eine ausgezeichnete Stellung zu gewinnen. Seine Thätigkeit, wenigstens so weit sie sich vor unseren Augen entfaltet, beschränkt sich im Wesentlichen darauf, jede Gelegenheit zu benutzen, sich eine solche Stellung zu geben, die er dann rasch wieder deshalb verliert, weil ihm die Selbstbespiegelung darin die Hauptsache ist und seine Willensschwäche sofort den moralischen Halt verliert.

Der Dichter führt uns diesen Menschen in drei Lebensaltern vor Augen: als Jüngling von zwanzig Jahren, als gereiften Mann, als Greis. Dazwischen liegen lange Lebensperioden, deren Inhalt wir nur aus einem knappen Berichte in Erfahrung bringen. Peer Gynt ist der Enkel eines fleißigen Händlers, der ein hübsches Vermögen durch Thätigkeit und Sparsamkeit zusammenbrachte, der Sohn eines Mannes, der dieses Vermögen mit guten Freunden vertrank und verspielte, so daß nach seinem Tode nur ein verschuldetes Grundstück zurückblieb, das den kümmerlichsten Ertrag giebt und jetzt nicht einmal ordentlich bewirthschaftet wird. Peer hat seine früheste

Digitized by Google

Jugend im Wohlleben zugebracht, sein Vater hielt stets offene Tafel für die Honoratioren des Ortes; seine Mutter, eine schwache, grillenhafte Frau, wußte nicht Einhalt zu thun, saß mit ihrem verhätschelten Jungen am Ofen und erzählte ihm Märchen, oder ließ sich Märchen erzählen. In Peer (Peter) vereinigt sich nun die Großmannssucht des Vaters und das phantastisch grüblerische Wesen der Mutter, von der er gänzlich verzogen ist. Er läßt das Haus verfallen, die Wirthschaft verderben, treibt sich Wochen lang in den Bergen um, geht in Lumpen einher und gilt in der ganzen Gegend als ein verkommener Mensch, ein liederlicher Geselle, Prahler und Lügner. Er prahlt wirklich, er könne Zauberkünste treiben und scheint halb und halb selbst daran zu glauben; er lügt seiner Mutter die tollsten Erlebnisse vor, die doch anderen Leuten passirt sind, vielleicht nicht einmal aus bösem Willen, sondern weil die allzu lebhafte Phantasie ihm selbst etwas vorflunkert. Auf einer Hochzeit, wo man ihm mit größter Verachtung begegnet — nur die liebliche Solveig wendet ihm sehr unverdient ihr Herz zu — entführt er die Braut, die eigentlich ihm bestimmt war, und trägt sie in die Berge hinauf, nicht um sie für sich behalten zu wollen, sondern nur um eine Probe seiner Kraft zu zeigen. Die kaum Gewonnene entläßt er wieder, da sie ihm ein ganz gewöhnliches Menschenkind ist und in seiner Vorstellung nicht entfernt den Vergleich mit Solveig aushält.

Nun aber beginnt für Peer ein wüstes Leben. Er ist auf der Flucht, hält sich in Bergen und Wäldern versteckt. Auf der Höhe kommt er mit drei gespenstischen Säterinnen zusammen, die ihn in ihren Tanz hineinziehen.

Wir sind jung, wir wollen das Leben genießen!

Noch einmal sucht er zur Selbstbesinnung zu kommen, aber der alte Lockruf:

Peer Gynt, das Große vereinst Du
Und was Großes wirst Du einmal!

treibt ihn wieder auf. Dann heißt's: er stößt sich an einen Felsen, fällt hin und bleibt liegen. Das Folgende mag man nun für Traumgesichte (er sagt später einmal in der Erinnerung, er habe im Fieber gelegen), oder für phantastische Realität halten. An einem Bergabhange mit großen Laubbäumen („Die Sterne blicken durch das Laub. Vögel singen in den Laubkronen.") trifft er ein Mädchen im grünen Kleide und „folgt ihr mit allerlei verliebten Manieren". Er giebt sich für einen Prinzen aus und sie nennt sich die Tochter des Dovrekönigs, der im Kondanegebirge herrscht (Figur der norwegischen Sage). Er zweifelt. „Du scheinst mir eher eine der Schlumpen." Worauf sie ihn bedeutet: die Kondaneleute hätten „für Alles 'nen zweifachen Blick":

Digitized by Google

Kämſt Du zu meines Vaters Schloß,
Du ſäheſt vielleicht nur Felſenklumpen,
'nen Steinfall, der von der Höhe ſchoß.

Er hat aber auch den zweifachen Blick und antwortet:

So ſeltſam verhält es auch bei uns ſich.
Die Mutter ſchiene Dir ſchmutzig und runzlig;
Du ſähſt, und möchteſt Dein Näschen rümpfen,
Die Fenſter verſtopft mit alten Strümpfen.

Sie finden, daß ſie für einander paſſen; ein großer Eber erſcheint und entführt beide nach dem Dovreſchloß, wo ſich der Spuk unter den Trollen (Kobolden) fortſetzt. Der Dovrealte will Peer Gynt die Grüne zur Frau geben, wenn er ſich dazu verſteht, ein Troll zu werden. Peer ſagt zu, läßt ſich zum Zeichen ſeiner Würde einen Schwanz anbinden und überwindet ſich auch, eine ekelhafte Speiſe zu eſſen. Als man ihm aber das Auge ſchielend machen, ihm für immer den „Menſchenblick" nehmen will, widerſetzt er ſich und wird von den Trollen hinausgeprügelt. Nun folgt die eben ſo geſpenſtiſche Begegnung mit dem „großen Krummen", der ihn nicht geradeaus durchgehen laſſen will. „Geh außen herum," ruft der ihm zu. Peer will anfangs nicht; dann meint er:

Hin und zurück iſt ebenſo weit;
Draußen und drinnen — ebenſo breit.
Er iſt hier und dort! Wohin ich mich wende,
Ich komm' mit dem Krummen nicht zu Ende!

Der „große Krumme" ſcheint hier die krummen Wege zu repräſentiren, auf denen Gynt ſich ſeinen ehrgeizigen Zielen nähern will. Noch ſiegt der beſſere Geiſt in ihm, indem er in der Noth des Kampfes die reine Solveig anruft:

Das Geſangbuch ihm grad' ins Aug' hinein!

Das hilft; der Krumme zieht ſich zurück, ſchrumpft zu einem Nichts zuſammen.

In der nächſten Scene liegt er wieder am Boden und ſchläft. Er erwacht und hat eine Begegnung mit Helga, Solveig's kleiner Schweſter; er trägt ihr auf:

— ſag' nur, ſie ſoll mich nicht vergeſſen!

Im dritten Acte finden wir Peer Gynt anſcheinend wirklich bemüht, den geraden Weg der Mühen und Beſchwerden zum Glücke zu gehen. Er ſchlägt Bäume im Kiefernwalde, um ſich in der Einſamkeit eine Hütte zu bauen:

— ſo darfſt du nicht länger leben,
Nicht träumend im Nebel Bilder weben!

Digitized by Google

Aber die Phantasie gaukelt ihm gleich wieder vor, daß die Bäume stahlgepanzerte Ritter sind, mit denen er zu kämpfen hat, dann, daß er sich ein prächtiges Schloß erbauen werde. Er bringt die Hütte zu Stande und zimmert einen Riegel zum Thürverschluß, „das Trollpack abzuhalten". Doch wirft er sich gleich selbst ein:

Hi, Hi, Peer Gynt, meinst du Nägel und Planken
Beschützen vor teuflischen Koboldgedanken?

Er ist dem höchsten Menschenglücke nahe, da Solveig „auf Schneeschuhen über die Haide kommt", bei ihm zu bleiben. Sie hat sich von Vater und Mutter getrennt, dem Geliebten zu folgen, der sie zu sich gerufen, und will alle Noth des Lebens mit ihm theilen. Eine rührende Gestalt! Freilich ohne jeden faßlichen Knochenbau, nur seelische Empfindung. Die Motive sind hier wieder völlig verschwommen; man muß gläubig hinnehmen und nur darauf achten, was der Dichter in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen will. Da zeigt sich nun, daß Peer Gynt hoch beglückt das geliebte, opferfreudige Mädchen in seiner Hütte aufnimmt, schon im nächsten Augenblicke aber, als er Späne zur Erwärmung der Hütte holen will, von seiner liederlichen Vergangenheit, die sich ihm in der Gestalt der Grünen und ihres — angeblich auch seines — Sohnes entgegenstellt, scharf angepackt wird. Die Grüne ist häßlich geworden.

Doch willst Du so schön mich schau'n wie sonst,
So mußt Du die drinnen jagen fort;
Du mußt sie aus allen Gedanken verbannen.

Er weist sie ab. „Und Alles das —!" ruft er, die Hände ringend. „Nur Gedankensünd'!" antwortet sie. „Du trägst es in Dir." Und er:

Weh verloren!
Solveig — o Du — und Alles heute —

Sie ist ihm verloren, denn er kann über seine Gedanken hinweg nicht mehr zu ihr.

So verläßt er sie. Um in die weite Welt hinaus zu gehen, nimmt er von seiner Mutter Abschied. Er findet sie in der von den Gläubigern gänzlich ausgeleerten Hütte todkrank auf dem harten Holzbette liegen. Und nun — die Scene läßt sich gar nicht beschreiben, man muß sie sehen, um die dichterische Wirkung zu begreifen. Mutter und Sohn sind sofort wieder in ihrer Märchenwelt. Das Bett wird ein stattlicher Schlitten, Peer schirrt die Rappen an, steigt auf den Bock und fährt sie nach dem Soria-Maria-Schlosse, wo Hochzeit ist. Allmählich wird sie still.

Was sitzt Du so steif auf dem Schlitten,
O Mutter, und rührst kein Glied?

Digitized by Google

Sie ist todt?

Das also —? (zum Rappen) Kannst ruhen und harren!
Wir fahren nicht länger mehr.

Er bestattet seine Mutter und geht in die Fremde, weiter und weiter, „wohl über die See".

In den Zwischenact fällt nun das Ringen vieler Jahre nach Gut und Geld. In Amerika hat er sein Glück gemacht. Wie aber? Das erzählt er einer internationalen Gesellschaft, bei der wir ihn an der Küste von Marokko treffen. (Die Scene ist trefflich übersetzt!)

Als ich zuerst kam nach dem Westen,
Ein armer Bursch mit leeren Taschen,
Da hieß es hungernd stehn bei Festen,
Tag ein, Tag aus ums Brod sich mühn,
Den günst'gen Augenblick erhaschen.
Nun endlich ward das Glück mir grün,
Das Schicksal mehr und mehr gefällig;
Es ging. Und da ich selbst anstellig
So ließ es mehr und mehr sich ködern.
Zehn Jahre später nannt' man mich
Den Krösus unter Charlestown's Rhedern.
— — —
Am meisten macht' ich
In Negern, hin nach Carolina;
Zurück in Fetischen nach China.

Als er sich „den Fünfzigern näherte" und ihm der Gedanke an die letzte Stunde doch peinlich wurde, „neutralisirte er die Wirkung", indem er Missionäre einführte. Zuletzt, als das Geschäft nicht mehr ging, kaufte er Land im Süden, „behielt den letzten Fleischimport" und legte eine Pflanzung an, die ihm viel Geld brachte. Jetzt ist er mit dem größten Theile seiner Schätze unterwegs — um von dem Aufstande der Griechen gegen die Türkei zu profitiren. Als Praktikus gedenkt er dem Türken beizustehen. Stärker als je spukt wieder in seinem Kopfe die Idee, nichts Geringeres als Kaiser der ganzen Welt zu werden, alle seine Wünsche und Begierden zu befriedigen, das Gynt'sche „Selbst" zur Existenz zu bringen.

Man kann sich diesen Entwickelungsgang psychologisch nach den gegebenen Charakterelementen kaum ausreichend erklären. Peer Gynt war ein Phantast; er zeigte sich auch gegen die Lehren: „sei dir selbst genug" und „geh herum" ohne rechten sittlichen Halt. Was er dann aber durch eine lange Reihe von Jahren treibt, um gewissermaßen das Betriebscapital zur Ausführung seiner phantastischen Pläne zu erwerben, setzt einen ganz andern Menschen voraus und muß wohl auch einen ganz andern Menschen herausbilden. Wie wir nun Gynt mit den „graumelirten Haaren" wiederfinden als den Herrn einer

Digitized by Google

mit Schätzen beladenen Dampfjacht, hat er freilich alle wesentlichen Züge des jungen Peer bewahrt: er ist ein Großsprecher aus Ueberzeugung und ein unruhiger Projectenmacher, dabei nach wie vor ein Glücksjäger der ungefährlichen Sorte. Nur hat er nun die Welt gründlich kennen gelernt und spielt sich als Weltmann auf, bedient sich mit Vorliebe einer ironischen Ausdrucksweise, möchte sich gern als vollendeten Realisten beweisen und hat das letzte Restchen Poesie glücklich abgestreift. Dabei hat er im Grunde noch immer ein so feiges Gewissen wie früher. Vor dem lieben Gott zeigt er, wenn er mit sich allein ist, einen großen Respect und möchte es mit ihm nicht ganz verderben. Freilich glaubt er sich auch in seinem ganz besondern Schutze. Bei allem, was nun geschieht, sind vom Dichter die Bedingungen einer natürlichen Charakterentwickelung aufgegeben, eben so wie die Bedingungen des natürlichen Geschehens. Wir beobachten Peer Gynt in einer Reihe von Situationen, die einen Fortgang der Handlung nur in dem Sinne bezeichnen, daß wir seine Fähigkeit, darin als Phantast Stellung zu nehmen, sich erschöpfen sehen.

Die Freunde dampfen ohne ihn ab. Peer Gynt irrt verzweifelt an der Küste umher. Er ruft Gott an:

Du hast wohl die Negerplantage vergessen!
Die Missionäre, die ich persönlich
Ausgestattet mit Delicatessen!
Eine Liebe ist doch der andern werth!
O hilf mir an Bord —!

In diesem Augenblicke springt der Kessel, das Schiff versinkt mit seiner Goldladung. Er glaubt nun, daß Gott es gut mit ihm gemeint, ihn gerettet habe. Nur ein guter Wirth sei er nicht. Er klettert auf einen Baum und hat ein sehr merkwürdiges Rencontre mit einer Schaar Affen, die ihn vertreiben wollen. Dann in der Wüste philosophirt er wieder über das „Sich-selbst-genug-sein" der Natur und des Menschen, zündet sich eine Cigarre an und heckt einen Plan aus, das Meer über die Wüste zu verbreiten und Timbuktu zu einer Hafenstadt zu machen. Durch einen günstigen Zufall gelangt er zu des Kaisers Pferd und dessen Kleidern. „Er galoppirt in die Wüste hinein", wird auf einer Oase als Prophet angesehen und lebt nun die besten Tage, bis seine sinnliche Natur allzu derb vorbricht, er sich närrisch in ein schönes Mädchen verliebt und von demselben, nachdem er sich recht wie ein alter Geck benommen, angeführt wird. In der Wüste zurückgelassen, entledigt er sich wieder seiner Türkenkleider und überlegt, was weiter zu thun.

Mein Geschäft — ein abgeschloßnes Kapitel;
Die Liebe — ein abgelegter Kittel.
Zum Krebsgang fehlt mir ganz die Richtung.

Digitized by Google

„Hin und zurück iſt ebenſo weit,"
„Draußen und drinnen ebenſo breit."
Was Neues alſo! — Zu Edlem gekehrt!

Er beſchließt, ſich ſeines Dilettantismus völlig bewußt, ein Alterthumsforſcher zu werden, „der Wahrheit Myſterium zu ergründen," „des Menſchendaſeins Kaiſer" zu werden, und fängt mit Aegypten an. Die Memnonsſäule ſingt ihm etwas vor. Er notirt im Taſchenbuche:

„Die Säule ſang, der Klang war leidlich,
Doch den Text verſtand man nicht ſehr deutlich.
Das Ganze war Sinnestäuſchung begreiflich.
Ob jeder den Klang vernimmt, bezweifl' ich."

An der großen Sphinx trifft er mit Dr. Begriffenfeld zuſammen, dem Director des Irrenhauſes in Kairo, der ſelbſt irrſinnig geworden iſt. Nun folgt eine Scene, auf die alles Vorige nur Vorbereitung war. Begriffenfeld führt Peer Gynt ins Irrenhaus, ſperrt dort die Wächter ein und läßt mit der Behauptung, daß Gynt das ewige Welträthſel gelöſt habe, dieſen von den Kranken zum Kaiſer ausrufen. Er leidet, wie der Ueberſetzer in der Vorrede bemerkt, ſchließlich vollkommen Schiffbruch, da der Phantaſt ſich von der abſoluten Phantaſie, dem Wahnſinn, übertrumpft ſieht. Der Dichter ſelbſt zeigt hier, was ſeine Phantaſie in Schreckbildern zu leiſten vermag.

Und wieder vergehen im Zwiſchenacte viele Jahre. Peer Gynt, ein alter Mann, kehrt auf einem Schiffe nach Norwegen zurück, ein kleines Vermögen in einer Kiſte mit ſich führend. Es entſteht ein Sturm. Nur darauf bedacht, ſein Leben zu retten, bietet er den Leuten, wenn ſie gut arbeiten, eine Belohnung und zieht ſein Verſprechen wieder zurück. Er iſt ein knickeriger Alter geworden. Das Schiff ſinkt. Er rettet ſich mit dem Koch zuſammen auf ein gekentertes Boot, das nur einen von ihnen tragen kann: er läßt den Koch, der Weib und Kind zu Hauſe hat, herzlos untergehen. Ein geſpenſtiſcher „fremder Paſſagier" geſellt ſich zu ihm, der wohl nichts Anderes iſt, als ſein eigenes ſchlechtes Gewiſſen. Endlich ans Land gerettet, treibt er ſich dort umher, wohnt dem Leichenbegängniſſe eines Mannes bei, der ſich in der Jugend einen Finger abgeſchlagen hatte, um dem Militärdienſte zu entgehen, und dann aus Scham darüber zeitlebens die Hand in der Taſche trug, gelangt zu ſeinem Heimathsorte, wo eine Auction mit altem Gerümpel, das auf ſein Jugendleben Bezug hatte, veranſtaltet wird, irrt in den Wald bis zu der Hütte, die er einmal gezimmert hat, und zergliedert in einem beweglichen Monolog ſein Leben, das ſich mit einer Zwiebel vergleicht: lauter Häute und kein feſter Kern. Da hört er Solveig in der Hütte ſingen. Sie, die treue, hat vergebens ein Leben lang auf ihn gewartet. Todtenbleich erhebt er ſich:

Digitized by Google

Einer der gedacht — und Einer der vergessen.
Einer der gegeben — und Einer der besessen.
O Grauen! — Und niemals wandl' ich's um:
O Gott — hier war mein Kaiserthum.

Und doch wehrt er sich noch gegen diese Erkenntnisse, nur augenblicklich wandelt ihn die Sentimentalität an. Er stürzt fort in den Wald. Auf der Haide rollen wirre Knäuel vor ihm her: „Wir sind die Gedanken, die du hättest denken sollen." Trockene Blätter rufen: „Wir waren das Feldgeschrei, das Du hättest verkünden sollen." Klänge in der Luft mahnen ihn: „Wir sind die Lieder, die Du hättest singen sollen," Thautropfen: „Wir sind die Thränen, die Du nicht hast weinen können," geknickte Halme: „Wir sind die Werke, die Du hättest üben sollen." Zuletzt höhnt ihn die Stimme seiner Mutter. Mit cynischen Aeußerungen weist er sie alle ab. Dann sucht er in mehrfachen Disputen mit einem „Knopfgießer", der ihn höchstens für gut hält, in seinem Löffel umgegossen zu werden, zu beweisen, daß er doch etwas nütze gewesen. Er soll sich durch ein Attest ausweisen, kann's aber nicht erlangen; es ärgert ihn, daß er nicht wenigstens für die Hölle reif sein soll. Er fühlt sich „aus der Selbst-Zunft ausgestoßen". Er will's nicht glauben, „daß eine Seele so unsäglich arm ins Todesgrauen schauen kann". Wehmüthig gestimmt, nun seiner ganzen Nichtigkeit gewiß, ruft er:

Du schöne Erde, trag' mir nicht Haß,
Daß ich zertrat dein junges Gras.
Du schöne Sonne, du mußtest verschwenden
Dein belebendes Licht in leeren Wänden.
's war niemand drin, der sich wärmte und sonnte,
Weil der Herr nicht nach Hause finden konnte.

Er findet doch nach Hause. Solveig tritt aus der Hütte und erkennt ihn. Von ihr erfragt er des Räthsels Lösung.

Wo war ich, ich selbst — ungebrochen — ganz? —

Sie antwortet:

Bei mir, in Glaube, Hoffnung, Liebe.

In ihren Armen entschläft er. —

Ich will's niemand verdenken, wenn er den Kopf schüttelt und ruft: Welch wüstes Zeug! Es hat den Anschein, als stecke etwas dahinter. Aber was? Wenn ein Mensch gezeichnet werden sollte, in dessen geistigen Eigenschaften die Phantasie störend überwiegt, ohne sich productiv in dichterischen oder künstlerischen Leistungen ausgeben zu können, war es dann eine nothwendige Folge, ihn durch das Leben zu einem gewissenlosen Egoisten ausbilden zu lassen? Und wie stimmt der Mensch, den wir ziemlich passiv vor uns

Digitized by Google

eigentlich nur die Standpunkte wechseln sehen, zu dem Peer Gynt der Zwischenacte, der aus sich einen Schiffsrheder, einen Plantagenbesitzer, einen Goldgräber macht? Da spielt ja auch durch das ganze Drama der philosophische Gegensatz von „Sich-selbst-genug-sein" und „Selbst-sein". Gynt möchte gern selbst sein, und bringt's doch nur zu jenem Trollisch-Praktischen: sei dir selbst genug! Natürlich, weil der sittliche Charakter fehlt, weil fortwährend Luftschlösser . . . Ah! Luftschlösser. Die baut allerdings wieder der Phantast. Aber wer sagt uns, ob er nicht nur die Beigabe zu dem Menschen sein soll, dessen sittliches Bewußtsein verwirrt ist, so daß Ursache und Wirkung einander geradezu umkehren? Und nun dieses anscheinend faßlichste Stück Fabel um die liebliche Solveig herum: sie liebt ihn, er könnte das Glück mit Händen greifen; aber es fesselt seine Unruhe nicht; erst nachdem er alle schwindelnden Höhen des Lebens zu stürmen gesucht, alle Meere durchfahren und überall Schiffbruch gelitten, nirgends zur Selbstbefriedigung gekommen, da erst erkennt er zu spät, daß wahres Menschenglück nur in dem stillen Genügen an einem innig Geliebten, in der vollen Hingabe an ein zweites Ich zu finden war. Da ist endlich ein sympathischer Grundgedanke! Die Form läßt an Festigkeit viel vermissen, aber man ist schon mit dem melodramatischen Ausklange zufrieden, der doch etwas empfinden läßt. Halten wir uns daran!

Ich weiß nicht, ob der Dichter selbst damit zufrieden wäre. Mir will das Kapitel, das sich auf Solveig bezieht, das schwächste erscheinen. Es gelingt freilich, uns in eine sentimentale Stimmung zu versetzen, aber doch eigentlich nur dann, wenn wir's aufgeben, für diese völlig in der Luft schwebende Figur einen realen Boden zu suchen. Peer Gynt stellt sich dem sehr jungen Mädchen in so abschreckender Gestalt — betrunken — zum ersten Male auf der Hochzeit vor und ergreift dann so wenig die Gelegenheit, sich ihr in besserem Lichte zu zeigen, daß man nicht begreift, wie bei ihr eine tiefere Neigung erwachsen, wie dieselbe sich so weit steigern kann, daß Solveig ihm in die Wildniß folgt, und auch, nachdem er sie ohne einen ihr erkennbaren Grund verlassen, nicht zu den Ihrigen zurückkehrt. Der Satz, daß die Liebe blind ist, wäre hier doch schlecht angewandt. Dem Dichter kommt es offenbar nur darauf an, Peer Gynt blind zu zeigen, sein wahres Glück verkennen zu lassen: er motivirt deshalb auch nicht, wie es möglich ist, daß Solveig in der einsamen Hütte ausharren kann: genug, daß sie in unwandelbarer Treue und Gläubigkeit auf den Geliebten wartet und dadurch schließlich mit ihrer Person den Gegensatz zu dem ruhelos Befriedigung ungemessener Wünsche Suchenden, am Ende seines Lebensweges Verzweifelnden scharf vor Augen stellt. Löst Solveig ihm nun aber wirklich das Räthsel des Lebens, wo sein Selbst war? Ist es mehr als eine wohlthuende und allenfalls das Gemüth beschwichtigende Phrase, wenn sie antwortet: Bei mir in Glaube, Hoffnung,

Digitized by Google

Liebe —? Das war sein Selbst in ihr, aber nicht in ihm, und es ist schon eine ganz mystische Vorstellung, daß gleichsam sein eigentliches Ich in ihrem Herzen gebunden und zurückgeblieben sei.

Auch der wärmste Verehrer des Dichters — der Uebersetzer selbst — wird zugeben müssen: das Werk ist vieldeutig. Es fehlt die sichere Führung von Stufe zu Stufe bis zur Höhe hinauf, die eine freie Ausschau über das Ganze gewährt. Man fühlt sich wie in einem Hause mit einer großen Zahl von Zimmern, deren jedes drei und mehr Thüren hat, unter denen die Wahl frei steht; man ist nie sicher, durch die richtige gegangen zu sein, und im nächsten Raume hebt der Zweifel von Neuem an. Das reizt freilich, über den verwickelten Plan zur Klarheit zu gelangen, oder mit Ueberzeugung sagen zu können: Unsinn. Wer aber den Versuch machen wollte, einen einheitlichen Gedanken bis ins Einzelne nachzuweisen, oder umgekehrt zu zeigen, daß ein einheitlicher Gedanke nicht aufzufinden ist, müßte sich entschließen, einen Commentar zu schreiben, der leicht ein Buch werden könnte.

Ich fürchte, bereits zu weitläufig geworden zu sein. Aber es kam mir darauf an, zur Lektüre eines Dramas anzuregen, das jedenfalls höchst eigenartig und schon in diesem Sinne interessant geschrieben ist, und das man wird kennen müssen, um über Ibsen mitsprechen zu können. Auch wer das Ganze für ein Buch mit sieben Siegeln hält, wird im Einzelnen Scenen von großer dramatischer Kraft, Stellen von poetischer Schönheit, geistvolle Aussprüche in Fülle finden.

Was endlich die Uebersetzung anbetrifft, so habe ich allen Grund anzunehmen, daß sie das Original möglichst treu wiedergiebt. Vielleicht mitunter zu treu! In die gereimten Verse hätte mehr Fluß und Wohlklang kommen können, wenn der Inhalt willkürlicher behandelt wäre. Eine solche Umarbeitung mußte aber bedenklich erscheinen, wo jede Zeile in Gefahr setzt, mit anderen Worten auch einen andern Sinn zu geben, die eigene Interpretation überall durchblicken zu lassen. So haben wir nun zunächst hier den Text. Wenn dazu die genügende Zahl von Noten geschrieben sein wird, läßt sich vielleicht noch einmal der Meißel ansetzen und manche Unebenheit fortschaffen. Im Verhältniß zu der Schwierigkeit der Aufgabe kann schon jetzt die wärmste Anerkennung nicht ausbleiben. Nur ein Uebersetzer, dessen eigene Phantasie gern einen hohen Flug nimmt, konnte leisten, was hier geleistet ist.

Ernst Wichert.

Digitized by Google

Die Schack'sche Galerie in München.*)

Wer jemals über den stillen, schönen Platz an der Glyptothek zu München die Brienner Straße entlang zu dem Hause des Grafen Schack gewandert ist, wird die auserlesene Gemäldesammlung, die er hier sehen durfte, in bleibender Erinnerung behalten, und wenn er kein Münchener ist, nur bedauern, daß er sie nicht oft genug besuchen darf. In vortheilhaftestem Unterschiede von mancher öffentlichen Galerie zeigt diese Sammlung, wie Bedeutendes ein großdenkender, planvoll nach bestimmten Zielen sich richtender Mann erreichen kann: die Galerie Schack giebt ein deutliches Bild einiger Hauptrichtungen in der wirklichen Kunstbewegung der letzten Jahrzehnte.

Denn nicht die große Masse der alljährlich zu Markte gebrachten Bilder charakterisirt den Fortschritt oder Rückschritt in der Kunst selbst, sondern die fortlaufende Reihe von Werken der eigentlich productiven bedeutenden Meister. So große Schätze die Berliner Nationalgalerie auch hat, so wird doch durch die jährlichen Ankäufe aus den Kunstausstellungen daneben eine einigermaßen bunte Menge von Gemälden zusammengebracht, darunter manche wandgroße (z. B. Tannhäuser bei Venus, von Knille), die nach einigen Jahren als lästiger Ballast empfunden werden und den Bestand an hervorragenden Werken nur zu verdunkeln geeignet sind. Ganz anders sammelte da Graf Schack. Er hat eine Reihe von Malern, die jetzt hochberühmt sind, in ihrer Bedeutung erkannt, als sie noch um Anerkennung zu ringen hatten, und hat nach einander eine so große Anzahl ihrer Bilder gekauft, daß jetzt nothwendig nach München gehen muß, wer jene Künstler völlig kennen lernen will. Wir nennen nur Lenbach, Feuerbach, Böcklin. Von diesen dreien hat erst in der allerletzten Zeit die Berliner Galerie Bilder erworben, von Böcklin sogar nur eins; — andererseits wußte Graf Schack auch von schon berühmten Größen eine Reihe von Werken zu erwerben; in erster Linie ist hier Schwind zu nennen, von dem ein großes Bild und eine große Anzahl liebenswürdiger kleinerer die Sammlung zieren.

Es war darum ein vortrefflicher Gedanke der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, als sie beschloß, alle bedeutenderen Bilder der Galerie Schack in Radirung oder Holzschnitt zu veröffentlichen. An Stelle ihrer früher schon seit 1878 herausgegebenen „Albumhefte" ließ sie 1879 ein neues Organ, „Die graphischen Künste", treten, welches seinen Lesern bedeutende Kunstwerke meist der neueren Kunst in guten Nachbildungen vorführen, und besonders größere Gruppen zusammenfassen soll: zunächst nun wird in

*) Die graphischen Künste, Organ der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, redigirt von Dr. Oskar Berggrün. Jahrgang III, Heft I. Wien 1881.

Digitized by Google

den ersten vier Jahrgängen neben vielem andern Schönen die Galerie Schack veröffentlicht werden. Ein begleitender Text giebt jedesmal die Biographie des betreffenden Malers, seine bedeutendsten Bilder werden in großen Radirungen auf Volltafeln außerhalb des Textes, die weniger hervorragenden als Illustrationen im Texte eingedruckt, gegeben, während an die Spitze der Biographie jedesmal das Bild des Künstlers gestellt wird. Zwei Jahrgänge liegen abgeschlossen vor, von dem dritten ist soeben das erste Heft ausgegeben worden. Der erste enthält Moriz von Schwind, vertreten durch drei Vollbilder und nicht weniger als dreizehn kleinere Radirungen und Holzschnitte, von denen einige, wir denken besonders an die „Rast auf der Wanderschaft" und die „Waldcapelle", geradezu entzückend sind. Wenn Eichendorff ein Maler gewesen wäre, so hätte er seine Freude am Walde nicht anders verkörpern können, als es Schwind hier gethan hat. Außerdem enthält der Band noch elf Kunstbeilagen außer Text und einunddreißig zum Theil blattgroße Textillustrationen, alle in mustergiltiger Ausführung. Dabei sind fünfzehn künstlerisch ausgeführte Initialen und Vignetten nicht mitgerechnet. Auch ein wissenschaftlich bedeutender Artikel von Bode über Adriaan von Ostade als Zeichner und Maler wird gegeben.

Der zweite Band ist noch reicher ausgestattet. Die Galerie Schack ist in ihm durch Arnold Böcklin, den genialen Farbenzauberer, vertreten. Sechs große, meisterhafte Radirungen von Hecht, und vier kleinere nicht minder schöne geben eine deutliche Vorstellung von der Art unseres Künstlers. Tiefe Schwermuth lagert über der „Villa am Meere", in ernster Großartigkeit grüßt die Landschaft in dem „Gang nach Emmaus" (in Wahrheit ist es ein Gang nach Olevano); „der Anachoret" zergeißelt sich am Fuße einer düsteren Felsenwand, aus deren Spalten trotzige Kiefern hervorwachsen, aber heiter glänzt die Sonne über der „altrömischen Taverne" mit ihrem lustigen Leben; aus Rom wandern wir nach Griechenland und sehen einen Hirtenknaben, der seiner Schäferin schmerzliche Liebesklagen singt. Ihr Antlitz verräth uns aber, daß er nicht vergeblich flehen wird. Wollte man Theokrit illustriren, so könnte kein trefflicheres Bild gefunden werden. Selbst die Radirung aber läßt uns schließlich noch ahnen, welcher Farbenreiz in der „Meeresidylle" spielt. Triton, Meerweib, Meeresungeheuer sind nur der personificirte Ausdruck der Stimmung, welche dieses Meeresbild beherrscht. Von den kleineren Bildern führt uns das erste in eine wilde Felsenschlucht, noch enger als die Via mala; der Weg läuft schmal am Abgrunde auf der einen Seite hin, um in der Mitte der Scene über eine Brücke hinweg auf die andere hinüberzuführen; eiligen Laufes flieht eine kleine Karawane hinüber. Bläuliche Nebel steigen aus der Tiefe, wo wir den tosenden Bergstrom zu hören glauben; aus einer Felsenspalte aber streckt eine vorweltliche Rieseneidechse den langen

Digitized by Google

Hals; Geifer trieft aus dem schnabelartigen Rachen, der eine Schwimmfuß tastet an der Felsenwand hinunter: es ist ein wahrhaft prägnanter Moment, der Beschauer bleibt in der höchsten Spannung: Wird das Ungethüm auch den andern Fuß vorsetzen und auf die Beute stürzen? Wird es zurückkriechen? Werden die flüchtigen Wanderer sich retten? Alle Furchtbarkeit der Alpennatur ist in diesem Bilde eben so zusammengedrängt, wie in Goethe's Versen:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut."

Man könnte dies Bild, wie die vorher erwähnten von Schwind, recht gut als Beispiele dafür brauchen, wie wirkliche Dichter und Maler verfahren, wenn sie denselben Gegenstand schildern wollen. Zwar auch den Schrecken der großartigen, einsamen Natur schildert noch das nächste Bild, aber nur von der komischen Seite; wir sind wieder in Griechenland, vielleicht in Arkadien; im Hintergrunde erhebt sich eine zackige Felsenwand; sieht man genauer zu, so ist das, was dem flüchtigen Blicke eine der Felszacken schien, das bärtige Antlitz des großen Pan, welcher grämlich in die Landschaft hineinschaut; dieselbe Beobachtung hat aber auch ein Hirt gemacht und flüchtet über Hals über Kopf aus der Scene heraus, mit ihm, vom Schrecken angesteckt, ein langhaariger Ziegenbock. Auch das letzte Bild führt uns nach Griechenland; am hohen Rande einer Quelle sitzt zwischen blühendem Oleandergebüsch ein junges Mädchen, welches, die Hände über einem Knie zusammenhaltend, in süßer Träumerei vor sich hinsieht. Landschaft und Hirtin sind von einer bezaubernden Anmuth.

Neben dieser Böcklingalerie zieren den Band noch siebzehn Kunstbeilagen außer Text, zum Theil Originalradirungen, zum Theil Reproductionen berühmter Gemälde. Unter den erstgenannten ist besonders ein geistvolles Porträt Makart's, radirt von Hecht, eine Campagnalandschaft von Wilmans, eine Radirung von Fortuny und ein Blumenstück von Jacquemart hervorzuheben. Dazu kommen einundvierzig Textillustrationen, darunter viele das ganze Blatt füllende, und sechzehn Initialen und Vignetten. Der deutsche Leser, wenn anders hier der Ausdruck Leser erlaubt ist, erhält in diesem Bande auch eine Orientirung über die Leistungen anderer Länder durch Berggrün's Artikel über „die vervielfältigenden Künste auf der Pariser Weltausstellung 1878", dem unter andern zwei ausgezeichnete Radirungen von den Engländern Herkomer und Heseltine beigegeben sind.

Nach dem ersten Hefte des dritten Bandes zu urtheilen, wird dieser Jahrgang seinen Vorgängern mindestens ebenbürtig zur Seite stehen, wenn nicht sie übertreffen. Die Galerie Schack wird der Ankündigung nach noch

Digitized by Google

reichlicher in ihm vertreten sein; zunächst giebt Berggrün des lange verkannten Feuerbach Biographie in warmem, sympathischen Tone; Feuerbach's Selbstporträt, drei kleinere in den Text gedruckte Radirungen nach ihm und ein großes Vollblatt, „Hafis am Brunnen", begleiten die Erzählung. Dieses letztgenannte herrliche Bild hat Krauskopf vorzüglich radirt, besonders gelungen ist der Hafis selbst, weniger gut die untere Partie des Negermädchens; die kleineren Bildchen führen zwei Kindergruppen vor, in deren Darstellung Feuerbach besondere Meisterschaft zeigte, und eine Madonna mit Engeln. Schade ist es, daß das schönste aller Bilder unsers Malers, die Stuttgarter Iphigenia, nicht der Galerie Schack gehört; aber, wie mir Herr Dr. Berggrün freundlichst mittheilt, werden dem Jahrgange noch drei Vollbilder nach Feuerbach beigegeben werden: die Pietà, das Bildniß einer Römerin und die musicirenden Kinder mit dem Hintergrunde des Nemisees. Die Galerie Schack ist in unserm Hefte noch durch ein Bild von Lenbach, einen Mönch darstellend, vertreten: Askese und fromme, zur Schwermuth neigende Schwärmerei, langes Vertiefen in die höchsten Fragen ist auf dem abgemagerten Antlitz zu lesen. Ein anderer Geist der sicheren Beherrschung des irdischen Lebens spricht aus dem nächsten Bilde: es ist zugleich ein Beleg für die hohe Meisterschaft, mit welcher im kaiserlich königlich militär-geographischen Institute zu Wien die Technik der Heliogravüre gehandhabt wird. Wäre das Porträt des Fabrikanten Fruhwirth von Kriehuber nicht ausdrücklich als Heliogravüre bezeichnet, wir würden es für eine Lithographie halten; nach einer solchen aber ist es gemacht. Es illustrirt einen Artikel von Wibiral über einen Virtuosen der Lithographie, Kriehuber; ein anmuthiges Frauenbild und eine Gruppe: Franz Liszt am Clavier, um ihn Dreyschock, Czerni, Ernst und Kriehuber dienen dem gleichen Zwecke. Es ist höchst verdienstlich, daß hier diese Blätter voll frischen Lebens eines heute in weiteren Kreisen ganz unbekannten Meisters veröffentlicht werden. Von den sonstigen Illustrationen gebe ich noch hervor eine Radirung von Fischer, „Ueberreste des Jupitertempels in Spalato", eine Frauengestalt, welche das Gefühl darstellen soll, aus dem Cyclus „die fünf Sinne", von Makart, eine Radirung von Unger nach Jan Steen und eine blattgroße Darstellung aus dem Werke von Falke, Hellas und Rom: „ein Blick auf Athen". Wer je mit eigenen Augen die Akropolis, diese Königin aller Burgen, bewundern durfte, wird an diesen herrlichen Anblick auf das lebhafteste erinnert werden.

Ehe wir diese Besprechung schließen, möge noch ein Vorschlag gestattet sein: der Text der graphischen Künste hält sich meist zwischen der rein wissenschaftlichen und der rein populären Darstellung und orientirt in ausreichender Weise den Leser über die gegebenen Bilder und ihre Meister. Es wäre aber für ihn gewiß sehr angenehm, wenn durch ein chronologisches Verzeichniß

Digitized by Google

wenigstens aller größeren Bilder, welche die besprochenen Künstler gemalt haben, die Biographien mehr der wissenschaftlichen Seite genähert würden. Wie wir hören, ist im Werke, auch später noch auf die in der Galerie Schack vertretenen Künstler zurückzukommen, und durch Publication von anderen ihrer Werke, auch von Handzeichnungen, das Bild ihrer künstlerischen Eigenthümlichkeit noch weiter auszuführen.

Ein rein wissenschaftliches Repertorium, wie es etwa das Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen ist, wollen die graphischen Künste nicht sein, und sollen es auch nicht: wer sich aber ein schönes Hausmuseum mit ziemlich geringen Kosten gründen will, der wird sein Ziel am bequemsten erreichen, wenn er sich in den Besitz einer Reihe von Bänden der graphischen Künste setzt; auch für den Kunsthistoriker aber sind die zusammenhängenden Publicationen von hohem Werthe. Chr. Belger.

Julius Wolff's „Tannhäuser".*)

Gewisse Stoffe, welche einen mehr ethischen als historischen Kern in sagenhafter Umhüllung bieten und deshalb etwas Geheimnißvolles, Symbolisches und Problematisches an sich tragen, besitzen für die Dichter, auch wenn sie schon wiederholt poetisch behandelt sind, eine immer neue Anziehungskraft; ein Ahasver, ein Faust, ein Don Juan, ein Tannhäuser reizen immer wieder zu dichterischer Gestaltung und nicht die schlechtesten Kräfte pflegen es zu sein, die sich an ihnen versuchen. So hat Julius Wolff in der längeren Frist, welche seit dem Erscheinen des „wilden Jägers" verflossen ist, seine Thätigkeit dem Tannhäuserstoffe gewidmet und in einer umfangreichen Dichtung ein so ausgeführtes Bild seines Helden gegeben, daß der Leser eine vollständige Biographie des Ritters und Minnesängers erhält und ihn werden und wachsen und vergehen sieht. Da wir von dem historischen Tannhäuser bekanntlich nur sehr wenig wissen und Wolff gerade das, was einigermaßen feststeht, nicht für seine Dichtung verwendet, so ist Alles, was er erzählt, entweder neu erfunden — und das gilt von der Hauptmasse der Dichtung — oder gehört der Sage, welche den Sänger mit derjenigen vom Venusberg in Verbindung bringt, und jener Gestaltung derselben an, welche unserer Zeit durch R. Wagner's Oper besonders nahe gerückt und lebendig gemacht ist. Wenn Wolff dabei den Tannhäuser in der Nähe des Kürenbergers aufwachsen und mit dem rein sagenhaften Heinrich von Ofterdingen identisch sein läßt und

*) Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. 2 Bde. Berlin, G. Grote. 1880.

Digitized by Google

ihn zum Dichter des Nibelungenliedes macht, so hat ihm möglicherweise eine bekanntlich u. A. von Scheffel aufgestellte Vermuthung als leitender Grundgedanke vorgeschwebt.

In Scheffel's „Frau Aventiure" heißt es nämlich (Anm. S. 239 f.) folgendermaßen: „Zugegeben nun, daß die Uebertragung eines auf Geheiß des Bischofs Pilgrim durch seinen Schreiber Konrad lateinisch gedichteten Werkes in die deutsche Nibelungenstrophe mit dem Kürenberger zusammenhängen kann, so möge dem Schreiber dieser Blätter, der die Hoffnung nicht hegt, mit exacter Forschung alle Räthsel der Vergangenheit lösen zu können, gestattet sein, auch des Kürenbergers Nachbar, den von Ofterdingen, dessen dichterische Betheiligung an der deutschen Heldensage durch den König Luarin beglaubigt wird, sich in Beziehung zum Nibelungenliede zu denken und seine dichterische Persönlichkeit als einen kunstbegabten, in einheimischer Tanzreigenführung, Liederlust und epischen Weisen wohlgeschulten Sohn seiner traungauischen Heimath aufzufassen, der auf den Lehrbänken der Passauer Geistlichkeit Kunde des Lateins und der lateinischen Dichtungen des Ottonischen Zeitalters, am erlöschenden Hofe der Ottocare ritterliche Sitte gewonnen und den Luarin gedichtet, nach des letzten Markgrafen Tode sich zu Leopold von Oesterreich, von diesem nach der Wartburg gewendet, dort mit den Verehrern formalen französischen Wesens und der unerquicklichen wälschen Artusromane in tiefgehenden Zwiespalt gerieth, — dann, zur Heimath zurückgedrängt, in großer läuternder Arbeit, unter Anregung oder Mitwirkung des Kürenbergers, oder in dessen geistige Erbschaft eintretend, das Nibelungenlied der lateinischen Hülle des zehnten Jahrhunderts entkleidete, um als letzten versöhnenden Abschluß des Sängerkrieges dem Thüringer Landgrafen das vaterländische Epos in vaterländischer Gestalt überreichen zu können."

In Uebereinstimmung mit dem in diesen Worten als wahrscheinlich bezeichneten Entwickelungsgange verlebt Wolff's Heinrich von Ofterdingen (denn das ist sein Hauptname und der des Tannhäuser nur ein vom Leben im Walde angenommener) seine Jugend zum großen Theile auf der Burg des Kürenbergers, lernt nach vorübergehendem Aufenthalte an verschiedenen Punkten, von denen die wichtigsten die Waldesklause Heinrich's von Melk und das Kloster Adamunt sind, in stufenweisem Fortschreiten die mancherlei Phasen der Minne und des Ritterlebens kennen und findet in einer über sein Minneleben und sein ganzes Dasein hereinbrechenden Katastrophe, deren Schauplatz die Wartburg und ihre Umgebung sind, den letzten, entscheidenden Anstoß zu jener „großen läuternden Arbeit". Auch er dichtet in einem früheren Zeitpunkte den König Luarin, auch er kämpft auf der Wartburg mit „den Verehrern formalen französischen Wesens und der unerquicklichen wälschen Artusromane", wenigstens mit Wolfram von Eschenbach, an welchen Scheffel doch

Digitized by Google

wohl bei seinem übrigens gar zu abfälligen Urtheile vorzugsweise denkt. Auf dieser Hypothese also, deren wissenschaftlicher Werth uns hier nichts angeht, deren dichterische Verwerthung aber ästhetisch ganz unbedenklich ist, baut sich in übrigens vollständig freier und ungemein gestaltenreicher Ausführung Wolff's Dichtung auf, und wohl so ziemlich alle glänzenderen Namen aus der Dichterschaar des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts kommen dabei in der einen oder andern Weise zur Geltung, indem sie theils in persönlicher Beziehung zu Ofterdingen's Pflegevater Konrad von Kürenberg stehen, theils am Minnehofe zu Avellenz eine Rolle spielen, theils am Hofe Leopold's von Oesterreich oder an dem Hermann's von Thüringen als Freunde oder Gegner des ritterlichen Sängers auftreten. Besondere Rollen sind Leutold von Seben und dem Spervogel zugetheilt, von denen der Erstere als Burgherr von Seben unweit der Brixener Klause einen Winter hindurch den Ofterdinger und Walther von der Vogelweide zusammen als Gäste beherbergt, der Andere zu längeren Zeiten halb als Diener, halb als Freund in Tannhäuser's Nähe weilt. Von den Kampfesabenteuern, welche der Ritter erlebt, ist das erste ein mißglückter Versuch, König Richard Löwenherz aus seiner Haft auf dem Dürrenstein zu befreien; später streitet Ofterdingen gegen die Ungarn, erringt Lorbeeren im Turnier zu Wien, macht den Kreuzzug von 1204 mit und kämpft endlich für König Philipp in der Schlacht bei Wassenberg. Das Minneleben beginnt, freilich ohne sich zu bewußter Empfindung empor zu ringen, schon auf dem Kürenberge, wo die Pflegeschwester Irmgard von Kürenberg an allen ritterlichen Thaten und an allen Studien ihres Bruders Erwin und Ofterdingen's theilnimmt; es wird zu voller sinnlicher Entfaltung gebracht zu Avellenz, wo die Gräfin Deliane von Schallau den jugendlichen Sänger in die Geheimnisse des Minnehofes einführt; es findet alsdann weitere Nahrung auf Burg Seben und in Wien und in Venedig, um schließlich bei einem Wiedersehen mit Irmgard auf der Wartburg an einem Wendepunkte anzulangen und in Folge rücksichtslosester Leidenschaft mit einem traumhaften Besuche im Venusberge zu endigen. In diesem letzten Theile der Dichtung, der auf der Wartburg und in der Nähe derselben spielt, ist es, wo sich Wolff's Erfindung mit derjenigen R. Wagner's berührt, insofern bei beiden (bei Wagner statt des im Wartburgkriege genannten Heinrich von Ofterdingen, bei Wolff als mit diesem identisch) derselbe Tannhäuser als Gegner Wolfram von Eschenbach's auftritt, welchen die Sage im Venusberge verweilen läßt, nur daß Wolff seinen Helden nicht vor dem Sängerkampfe, sondern erst nach demselben zur Valandinne schickt. Der Fluch des Papstes trifft aber auch ihn, doch kehrt er von Rom nicht nach Thüringen zurück, vielmehr sucht er die Burg des Kürenbergers auf, und hier, auf heimathlichem Grund und Boden, vollzieht sich die mehrfach erwähnte Läuterung; zuletzt eilt er, um nach der

Digitized by Google

Weisung des Papstes seinen Namen, den er auch in seinem großen Liede nicht hat nennen dürfen, für immer verschwinden zu machen, zu König Friedrich nach Italien, und damit ist sein Dasein spurlos ausgetilgt; sein Lied hat Erwin von Kürenberg Auftrag an Leopold von Oesterreich zu überbringen.

Wie sich hiernach in der ganzen Anlage des Gedichtes eine gewisse Großartigkeit und Kühnheit der Erfindung documentirt, so zeugt andererseits mancher kleine Zug, manche halb neckische Wendung von dem anmuthigen Geschick und der treffenden Combinationsgabe des Dichters. Mit den thatsächlichen Verhältnissen nimmt er es dabei nach gutem dichterischen Rechte wenig genau; den Tannhäuser, dessen Blüthezeit bekanntlich etwa in die Jahre von 1240 bis 1270 fällt, versetzt er durch die Zusammenwerfung mit Heinrich von Ofterdingen in die letzten Jahrzehnte des zwölften und in das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts und, während in den uns erhaltenen Liedern jenes Sängers ein Ton des Spottes über die Minnepoesie laut wird, wie er sich in der Zeit der schwindenden Blüthe derselben auch sonst hörbar macht, läßt er ihn eine ganz entgegengesetzte Richtung vertreten, wie sie ihm allerdings durch die im vierzehnten Jahrhundert entstandene Sage von seinem Aufenthalte im Venusberge und durch die sich daran anschließende moderne Auffassung beigelegt wird. Er will eben seinen Helden zu einem Vertreter der glänzendsten Zeit der ritterlichen Dichtung, in welcher selbst und in deren Trägern sich Ritterthum und Poesie zum schönsten Bunde die Hand reichen, zu einem Vertreter der höchsten Ideen und Probleme seines Zeitalters machen; darum versammelt er auch unter Verschiebung mancher Daten und Thatsachen alle anderen Größen der Zeit, so oft es angeht, um seinen Hauptheldeu und läßt ihn die Einwirkung aller bedeutenderen historischen und literarischen Ereignisse jener Tage erfahren; darum macht er gerade ihn zum Dichter des gewaltigen Liedes von der Nibelungen Noth. Mit großer Sorgfalt sind ferner die geographischen Verhältnisse behandelt; auch da, wo man es nur mit einem aus der Phantasie des Dichters hervorgegangenen Namen zu thun hat, findet man, daß ihm eine ganz bestimmte Oertlichkeit vor Augen gestanden hat (z. B. bei Avellenz offenbar Aflenz in Steiermark). Eben so sind wohl die meisten der nicht eigentlich historischen Personennamen solche, welche zu der Zeit und zu den Oertlichkeiten passen (z. B. Swiker von Göfting, Hedmar von Chunring u. a.). Wie diese Dinge, so geben auch die gelegentlich angebrachten Reminiscenzen aus Walther von der Vogelweide's, Wolfram von Eschenbach's und Gottfried von Straßburg's Dichtungen dem kundigen Leser eine Art Gewähr und Beleg für das Bemühen Wolff's, seiner Schöpfung nicht in den einzelnen Thatsachen, wohl aber in ihrer Gesammthaltung das der Zeit entsprechende Colorit zu geben. Ein besonderer Fleiß ist endlich darauf verwandt, dem kundigen Leser die Empfindung beizubringen, daß Hein-

Digitized by Google

rich von Ofterdingen zur Dichtung des Nibelungenliedes sowohl durch manche andere Umstände als namentlich dadurch befähigt gewesen sei, daß er Vieles von dem, was den Inhalt jenes Liedes bildet, selbst erlebt habe. Die dichterische Begabung liegt in ihm und an einem epischen Stoffe versucht er sich zuerst beim König Luarin; den Hauptbestand des größeren Liedes hört er vom Kürenberger singen und sagen, außerdem aber kämpft er selbst bei Bechlaren mit dem Schiffer und sieht Wasserweiber wie Hagen, weilt beim Schmied wie Siegfried, zieht durch des Zwerges Alberich Land, sieht Giselher auf Burg Seben, streift im Odenwalde umher, kämpft mit Spervogel von Alzey an der Seite in Konstantinopel im rauchenden Saale wie Hagen mit Volker von Alzey zusammen, hält sich in Worms auf und versenkt seine Habe wie einen Hort bei Lorsch in den Rhein.

Mit großem Genuß verweilt der Leser bei einzelnen Scenen und Personen der Dichtung. Die erste besonders anheimelnde Gestalt ist der biedere Klosterbruder Frute mit seinem ungesuchten und darum so wohlthuenden Humor. Der Schilderung des Minnehofes kann man den Charakter des Zierlichen und Pikanten nicht absprechen und das hier natürlich stark hervortretende Element des Erotischen findet seine Rechtfertigung nicht nur in dem Stoffe, der, wie ihn Wolff einmal gefaßt hat, ohne dasselbe gar nicht denkbar ist, sondern noch mehr in der feinen, zurückhaltenden und auf alle lüsterne Ausmalung verzichtenden Art, mit der es behandelt ist. Behaglich und anmuthend erscheint die Häuslichkeit des vortrefflichen Leutold und seiner Gattin Hildgunde, der alten Flamme Walthers, mit ihrer muntern Kinderschaar, pikant wiederum und virtuos gezeichnet die Begegnung mit Richezza Montparis in den Lagunen. Daß der Dichter dem Fiedelvogt Spervogel und dem ihn umgebenden Volk der Fahrenden einen besondern Gesang gewidmet hat, ist schon um deswillen als berechtigt anzuerkennen, weil dadurch sowohl der Hintergrund der Dichtung auch nach dieser Seite hin vertieft, als auch das Gebiet des Humors erweitert wird, außerdem aber ist die Scene an und für sich trotz ihrer etwas breiten Ausführung wohl gelungen (gleich der Eingang mit der Schilderung der Störche ist prächtig) und der treue Spervogel verdiente eine solche Hervorhebung ganz besonders. Zu ihrer Höhe aber erheben sich Composition und Charakteristik von dem Augenblicke an, wo das Wiedersehen mit Irmgard stattfindet, und sie gipfeln im Sangeswettstreite und in der zum Bruche und zum Sturze hinführenden Scene mit Irmgard.

Wenn ich hier mit der Aufzählung der einzelnen bedeutenden Schönheiten der Dichtung aufhöre, so geschieht das, weil ich damit an der Stelle angelangt bin, wo sich die Bedenken, zu denen der „Tannhäuser" Anlaß giebt, gewissermaßen in einem Brennpunkte sammeln; denn hier tritt die Schwäche der Composition am stärksten zu Tage und hier sieht sich der Leser genöthigt,

Digitized by Google

das ganze Problem, dessen Darstellung der Kern der Dichtung ist, sowie die Art seiner Behandlung näher zu untersuchen. „Der Minne Sang und Sehnen" ist Tannhäuser's Wappenspruch; von Anfang an ist sein Sinnen darauf gerichtet, die Minne kennen zu lernen, und, so sehr er des sinnlichen Genusses theilhaftig wird, immer noch findet er, weil er bis zu seinem Wiedersehen mit Irmgard keine keusche Frau kennen lernt, keine wirkliche Befriedigung, immer noch verlangt ihn nach einer andern Antwort auf seine Frage nach dem Wesen der Minne. Er selbst stellt darüber wiederholt Reflexionen an und sucht in ihnen noch ein Etwas jenseits der sinnlichen Befriedigung, welches über sie erheben und als ein Höheres gewissermaßen die Lösung des ganzen Welträthsels in sich schließen soll, aber, weil er noch keine reine weibliche Natur kennen gelernt hat, so glaubt er zu diesem Höheren doch wieder nur vermittelst der sinnlichen Befriedigung gelangen zu können und macht die Frauen dafür verantwortlich, daß sie ihm das, was er begehrt, nicht zu bieten vermögen. So bewegt er sich in der That in einem Cirkel und sein ganzes Treiben ist trotz aller beschönigenden Speculation doch nur ein Beleg zu dem Worte des Faust:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Nicht anders stellt die Sage das Problem, aber sie läßt den Tannhäuser nach der Verfluchung durch den Papst in den Venusberg zurückkehren, d. h. sie läßt ihn, da ihm ja von der nachträglich gewährten Verzeihung keine Kunde wird, unrettbar dem Genusse verfallen und in demselben untergehen. Bei Wagner stecken im Tannhäuser zwei Naturen, deren eine ihn zur Venus, deren andere ihn zur Elisabeth zieht, und in der erlösenden Katastrophe bringt ihm die fürbittende reine Liebe der letzteren die Verzeihung des Himmels als eine Anerkennung, daß er dem Dämon des Genusses nicht ganz verfallen gewesen ist. Eine ähnliche Lösung bot sich Wolff durch das Wiedersehen Tannhäuser's mit Irmgard dar, denn da der Aufenthalt im Venusberge in Wahrheit vom Leser nur als eine Traumerscheinung gefaßt werden kann, war hierin, unter Verzicht freilich auf den Fluch des Papstes, die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen den beiden Liebenden gegeben. Wenn aber die Sage aufrecht erhalten werden und der Glaube an die Thatsache bei allen Betheiligten vorausgesetzt werden sollte, so ließ sich auch dann noch eine solche Aussöhnung als möglich denken. Wollte sich indessen dazu der Dichter auf keinen Fall verstehen, wollte er auch Tannhäuser nicht im engeren Anschlusse an die Sage kurzweg untergehen lassen, so mußten die Buße und Läuterung weit energischer dargestellt werden, so durfte der Schuldige nicht sogar vor dem Papste noch wieder mit jenen Reflexionen kommen, die schon an den

Digitized by Google

früheren Stellen um ihrer Spitzfindigkeit willen kaum recht angebracht sind; nicht blos die Zerstreuung, wie sie der Anblick von Rom schafft, nicht blos Frühling, Freundschaft und Sangeslust mußten die lauen Mittel der Läuterung und der Vorbereitung zu der großen Dichterthat sein, sondern Zerknirschung und Verzweiflung den ganzen Menschen durchwühlen, der im Sinne der Sage und der Wolff'schen Dichtung eine furchtbare Schuld auf sich geladen hat. Ist denn aber überhaupt das ganze Problem für unsere moderne Empfindung stark genug, um eine ganze große Dichtung zu tragen und um den, welcher sich vergeblich mit der Lösung desselben abmüht, zu einem universalen Repräsentanten der glänzendsten Zeit des deutschen Mittelalters machen zu können? Ist nicht vielmehr damit jener Zeit selbst Unrecht gethan und eine allerdings schwere und heute wie damals sündhafte Verirrung zu einer unverdient hohen und allgemeinen Bedeutung erhoben? Ich glaube, Wolff's Dichtung giebt selbst Antwort auf diese Fragen und die Verkennung des wahren Werthes der Idee hat sich an ihr schwer genug gerächt. Nur innerhalb bescheidener Grenzen, auf dem Boden des Privatlebens, wenn ich so sagen darf, ließ sich diese Idee behandeln, ein großes historisches Zeitbild aber nicht auf ihr aufbauen. An dem Widerspruche zwischen dem Ziele, auf welches die Dichtung hinsteuert (der Schöpfung des Nibelungenliedes durch einen Dichter, in welchem alle Strömungen der Zeit zusammenfließen), und den Mitteln, die dafür bei dem gewählten Stoffe doch nur aufgewendet werden konnten, liegt es, daß weder die Erreichung des Zieles als begreiflich erscheint noch die Dichtung als Ganzes einen vollen epischen und den Ansprüchen, mit denen sie auftritt, entsprechenden Eindruck macht.

Wenn Scheffel seinen „Ekkehard" (eine Parallele, die sich unwillkürlich bietet) in schöner Läuterung von schweren Herzenskämpfen das Waltariilied dichten läßt, so ist nicht nur die damit zu bewältigende Aufgabe eine wesentlich kleinere, sondern ihre Erfüllung ist auch ganz anders vorbereitet. Zwar hat Wolff, worauf ich oben hingewiesen habe, für die äußere Glaubwürdigkeit alles mögliche Material herbeigeschafft, aber einmal liegt auch darin für den Kundigen nicht viel mehr als eine Spielerei, die der Dichtung selbst (ich erinnere an die an und für sich kaum besonders interessante Schilderung des Kampfes in Konstantinopel) nicht immer zum Vortheile gereicht, und der Unkundige merkt überhaupt nichts davon, andererseits ist damit noch nichts für die doch viel wesentlichere innere Glaubwürdigkeit gethan. Die letztere konnte nur aus dem Wesen des Helden selbst hervorgehen und dies ist weder vor noch nach der Wartburgkatastrophe von solcher Tiefe und Großartigkeit, wie man sie bei dem Dichter des Nibelungenliedes als unerläßlich betrachten muß; wohl wird uns von allerlei Kriegsthaten des Tannhäuser und von Siegen desselben im Tourniere und bei den Frauen immerfort berichtet, aber

Digitized by Google

wir selbst sehen ihn niemals so recht in einer seiner würdigen Action, weil der Dichter ihm und uns keine Ruhe läßt, ihn einsam oder mit dem Spervogel zusammen durch die Welt treibt und ihn, von dem für die Handlung auch nicht viel bedeutenden Aufenthalte auf Burg Seben abgesehen, erst auf der Wartburg in eine größere, auch uns vertrauter werdende Umgebung bringt. Darum ist dieser Theil der Dichtung in Ansehung der Charakteristik und Composition sicherlich der am meisten gelungene, aber an die Vorstellung, welche wir uns von dem Schöpfer einer der größten deutschen Dichtungen machen, reicht auch das, was wir hier von dem Tannhäuser sehen, nicht hinan.

Ueberblickt man sodann ohne Rücksicht auf das Ziel und auf den Charakter des Haupthelden, sondern nur zur Würdigung des epischen Verlaufes das Ganze der Dichtung, so kann man bei aller Anerkennung der poetischen Schönheit und Großartigkeit der Intention das Auge nicht vor allerlei Schwächen des Gefüges verschließen. In der Erzählung kommen recht fühlbare Längen vor und doch hat der Dichter noch wenigstens drei oder vier mal zu dem Mittel gegriffen, durch nachholende Berichte gewisse Partien aus dem Lebenslaufe seines Helden in kürzerer Fassung zu geben. Diese Längen lassen sich auch nicht mit der Berufung auf die erlaubte, ja nothwendige epische Breite entschuldigen, denn von einer solchen kann man passender Weise nur da reden, wo der Dichter eine Situation mit einem gewissen Behagen ausmält, um sich, und das ist das Wesentliche, durch eine solche Ausmalung einen lokalen oder psychologischen Hintergrund für eine Handlung zu schaffen. Wo sich also eine fesselnde Handlung auf einer solchen Ausmalung aufbaut, wo namentlich eine große Action in Scene gesetzt werden soll, da ist die Breite vollständig gerechtfertigt, und aus Wolff's „Tannhäuser" selbst lassen sich für ihre glückliche Verwendung manche Beispiele anführen, von denen ich die in den Abschnitten „Auf Burg Seben", „Der Fiedelvogt" und „Der Sängerkrieg" namhaft mache. Wo aber die breitere Ausführung ohne jeden Verlust für das Verständniß der Handlung wegbleiben könnte, wie, um nur das allerangenfälligste Beispiel zu nennen, der ganze Abschnitt „Rom", da ist sie vom Uebel und schädigt den Eindruck der unmittelbar daneben stehenden Schönheiten in der allerempfindlichsten Weise. Aehnlich steht es mit den Reflexionen und den Urtheilen über politische oder literarische Ereignisse, welche ein Element des Prosaischen und Trivialen in die Darstellung bringen, welches besser fern geblieben wäre; der kundige Leser bedarf dieser Urtheile ohnehin nicht und die Wirkung eines „Parzival", eines „Tristan und Isolde" auf den Tannhäuser hätte sich auch in knapperer Form veranschaulichen lassen. Dabei soll auch gar nicht geleugnet werden (und ein ähnliches Anerkenntniß läßt sich an anderen Stellen mutatis mutandis der Ausstellung beifügen), daß die Anknüpfung des Streites zwischen Wolfram und dem

Digitized by Google

Tannhäuser an den zwischen den beiden eben genannten Dichtungen bestehenden Gegensatz und die Heranziehung von Gottfried von Straßburg's Werk zur Motivirung von Tannhäuser's und Irmgard's Stimmung poetisch sehr glücklich gedacht sind. Der Behandlung des Erotischen habe ich schon oben rühmend gedacht; daß es etwas massenhaft auftritt, liegt im Stoffe und ist um des Ausganges willen, dem gegenüber alles andere nur als Durchgangspunkt erscheint, wohl zu ertragen. In der Vorführung des Phantastischen ist der Dichter diesmal weniger glücklich gewesen als in seinen früheren Werken; es tritt zu spät und, was die Schilderung des Besuches im Venusberge betrifft, an einer Stelle auf, wo das Interesse durch die vorauf gehenden Partien und durch die jedem vorschwebende Erinnerung an das große Recitativ in Wagner's „Tannhäuser" wesentlich abgeschwächt ist. In rein formaler Beziehung ist zwar der Wechsel zwischen Jamben und Trochäen und die höchst gewandte Behandlung der Versmaße anzuerkennen, aber eine gewisse Monotonie macht sich bei der Ausdehnung des Werkes doch fühlbar und von den Reimen sind nicht wenige (als ein Beispiel für alle möge die „Reisenote" I, S. 15 dienen) gesucht. Endlich kann auch die Häufung von Kunstausdrücken aus dem Französischen oder dem Mittelhochdeutschen oder dem Nordischen (das Wort Minneschweig z. B. scheint nur in der Form minnisveig in der älteren Edda vorzukommen), welche selbst dem mit diesen Dingen einigermaßen vertrauten Leser zu rathen aufgeben und anderen in einzelnen Theilen, am meisten natürlich in denen vom Minnehof, den Genuß geradezu stören, nicht unerwähnt bleiben.

Nun bin ich aber auch mit meinen Ausstellungen zu Ende; sie vorzubringen und nach Kräften zu begründen, hielt ich mich einer so umfangreichen Dichtung und einem so berufenen und bewährten Dichter gegenüber für unbedingt verpflichtet. Selbstverständlich gewährt die Lectüre des Werkes trotzdem einen hohen Genuß und manche Scene desselben wird bald genug allgemein bekannt und beliebt werden. Und ein Bestandtheil der Dichtung, von dem ich bis jetzt noch nichts gesagt habe, dessen Vorhandensein aber in einem Werke von Julius Wolff von jedermann erwartet wird, das Lied ist diesmal in einer solchen Fülle und in einer fast ausnahmslos so glücklichen Form vertreten, daß schon um deswillen der „Tannhäuser" die beste Aufnahme finden wird. So selbständige Schöpfungen die Lieder offenbar sind, so erscheinen doch manche von ihnen (am meisten wohl das Nachtigallenlied I, S. 117, bei dem der Dichter auch selbst durch das unmittelbar folgende „Tandaradei" an Walther von der Vogelweide erinnert), als Nachahmungen mittelhochdeutscher Originale und in ihnen tritt es am erfreulichsten hervor, wie sehr sich Wolff durch das eifrigste Studium in die Zeit seines Werkes hineingedacht und hineingelebt hat. Dabei sind sie alle, vom ersten, dem „Minne-

Digitized by Google

gruß", bis zum letzten, dem „Minneschweig", von einer so frischen und weltfreudigen Stimmung durchweht, daß auch dem Leser bei ihnen wohl wird und er sich durch dieselben in eine poetische Region emporgehoben fühlt. In solch einer zuversichtlichen und hoffnungsvollen Stimmung mag er sich schließlich auch gern dem ganzen Werke gegenüber befinden und des Glaubens leben, daß diese erste umfangreichere Dichtung Wolff's, wie früher der „Eulenspiegel", eine neue Reihe ähnlicher Schöpfungen eröffne und daß jede spätere sich über die Schwächen der früheren erheben werde. Edm. Fritze.

Zum Studium Klopstock's.

Das poetische Werk, das uns am Eingange unserer wieder erwachenden Dichtung im vorigen Jahrhundert gewaltig entgegentritt, Klopstock's „Messias", das Wunder seiner Zeit, ist im Laufe der weiteren Entwickelung unserer Literatur einer verhältnißmäßig schnellen Vergessenheit und Mißachtung anheim gefallen, die zwar aus den veränderten künstlerischen Anschauungen und Anforderungen einer späteren, zu höheren Zielen fortgeschrittenen Periode erklärt, aber bei dem bleibenden dichterischen Werthe und der geschichtlichen Bedeutung des „Messias" kaum gerechtfertigt werden kann. Erst in den letzten Jahren hat die wissenschaftliche Forschung, vor allem durch Michael Bernays nach dieser Seite gewiesen, es versucht, in historisch-philologischer Betrachtung das Bild des Wiederbegründers der deutschen Poesie für die Gegenwart zu erneuen. Die erste auf genauer Kenntniß des Wesens und der Werke Klopstock's beruhende Arbeit war Dr. Richard Hamel's Schrift: „Zur Textgeschichte des Klopstock'schen Messias" (Rostock 1879), eine fleißige und gediegene Untersuchung der Varianten des Messias vornehmlich in Absicht auf das Metrum, die zu verschiedenen unerwarteten und werthvollen Resultaten führte. Jetzt hat Hamel zwei neue Hefte „Klopstock-Studien"*) folgen lassen, in denen er diese Arbeit unter anderen Gesichtspunkten fortsetzt.

Nicht blos, um den Anfangs noch ungelenken Hexameter, den er erst zum deutschen Vers machte, immer geschmeidiger und wirkungsvoller herauszubilden, änderte Klopstock mit unermüdlichem Fleiße an seinem Lebenswerke von Ausgabe zu Ausgabe; auch die Sprache, der einzelne Ausdruck wie die Fassung größerer Partien wurde immer edler, reiner, correcter. Dazu kommt ein weiterer Umstand. Klopstock war, was seine ästhetischen Grundsätze betrifft, der Schüler der Schweizer; in dem Satze, daß der Dichter durch die

*) Klopstock-Studien. Von Dr. Richard Hamel. Zweites und drittes Heft. Rostock, Karl Meyer's Buchhandlung. 1880.

Digitized by Google

Darstellung des Neuen, des Wunderbaren mächtig auf das Gemüth des Hörers oder Lesers wirken solle, gipfelte Breitinger's Theorie: ihr nur folgte Klopstock, wenn er bei den späteren Veränderungen in der Messiade stets nach dem Ungewöhnlichen, Neuen, Außerordentlichen in Sprache und Ausdruck strebte, wenn er den Effect, den sein Werk auf das Gefühl und auf die Phantasie der Zeitgenossen hervorbringen sollte, bei jeder einzelnen Stelle im Auge behielt.

Nicht minder bedeutend sind die Varianten, die durch das veränderte Verhältniß des auch in seiner religiösen Anschauung fortschreitenden Dichters zur christlichen Lehre veranlaßt wurden. Der „Messias" ist ein biblisches Gedicht, in welchem sich nicht nur Klopstock's Auffassung des Christenthums wiederspiegelt, sondern auch die Stellung, welche das Jahrhundert überhaupt zu der religiösen Frage nahm. Klopstock gestattete gerade in dieser Hinsicht seinen Zeitgenossen manchen Einfluß auf die fernere Gestaltung seines Werkes; wenn irgendwo, so kümmerte er sich hier um ihr Urtheil. Das endliche Geschick der eigenartigsten Schöpfung des Dichters im „Messias", des renmüthigen oder, wie Bodmer's Freund, der Pastor Heß in Altstetten schreibt, des „jammerhaften" Halbteufels Abbadona, dessen Geschichte Hamel ausführlich betrachtet, erregte von Anfang an das Interesse der Leser. Klopstock erbat sich die Ansichten mehrerer Freunde, ob er den einmal gefallenen Engel trotz aller Buße nach der strengen Lehre der orthodoxen Theologie ewiglich verdammen oder, dem rein menschlichen Gefühle des Mitleids nachgebend, auch ihn des Heiles der Erlösung theilhaftig machen solle. Für und wider stimmten die Kunstrichter; manche ihrer Aeußerungen machte sich der Dichter zu Nutze, milderte die Ausbrüche der Verzweiflung Abbadona's in den ersten Gesängen, ließ allmählich einen Schimmer der Hoffnung auf Gnade durchdringen und errettete ihn zuletzt in dem großartigen Bilde vom Weltgericht in einer ergreifenden Scene mit den erlösten Menschen. Die mildere theologische Auffassung des Dichters, der sich, wie er gegen das Ende seines Lebens bekannte, schon in seiner Jugend nie eine ewige Hölle denken konnte, gelangte auch hier schließlich zum Siege über eine strengere Auffassung der kirchlichen Lehre, der er eine Zeit lang sich hingab. Eigentlich orthodox war Klopstock nie: das sanfte, aber innig erwärmende Feuer pietistischer Begeisterung brannte in seinem Herzen und durchglühte sein Gedicht; während einer Periode seines Lebens jedoch, in welche die Herausgabe der zwei ersten Bände des „Messias" zu Kopenhagen 1755 fällt, wurde er in religiösen Fragen bedenklicher, in der Wahl des Ausdruckes ängstlicher und engherziger, um später, bei der nächsten Umarbeitung seines Werkes von 1780, die volle Freiheit und Unbefangenheit wieder zu gewinnen.

Das Studium der Varianten des „Messias" ist so eine wahre Fund-

Digitized by Google

grube, aus der wir das werthvollste Material zur Erkenntniß des Klopstock'schen Wesens und Dichtens schöpfen können. Freilich gehört dazu, daß man nicht oberflächlich über diese mühsame und ermüdende Arbeit hinweggleitet, sondern mit der peinlichen Akribie des Philologen, von den Grundsätzen einer gesunden Kritik geleitet, sich in sie versenkt. Und das hat Hamel mit bewundernswürdigem Fleiße und mit glücklichstem Erfolge gethan. Den Schlüssen, die er aus den gewonnenen Einzelergebnissen seiner Forschung zieht, wird man nicht immer beistimmen, obwohl gerade sie auch viele feinsinnige und wahrhaft belehrende Bemerkungen enthalten; den Resultaten seiner Forschung selbst aber und der Methode, durch die er zu ihnen gelangt, wird der Vorurtheilsfreie ungetheilten Beifall nicht versagen können. Vielleicht hätte Hamel (namentlich im zweiten Hefte) die verschiedenen Arten und Gruppen von Varianten nicht blos äußerlich neben einander aufzählen und mit einer Fülle von Beispielen belegen, sondern mehr und öfter auf die inneren Tendenzen hinweisen sollen, die Klopstock bei all diesen sprachlichen und stilistischen Aenderungen verfolgte — es dürfte sich dann ergeben haben, daß einzelne derselben (besonders von den Heft II, S. 50 und II, 81 besprochenen) mehr durch metrische als durch sprachliche Rücksichten hervorgerufen wurden —; vielleicht wäre es auch erwünscht gewesen, daß Hamel der Polemik keinen so breiten Raum gestattet hätte. Freilich war er zur Selbstwehr herausgefordert, freilich ist nicht zu leugnen, daß durch die bunt wechselnden Angriffsversuche die inhaltlich für den Forscher hochinteressante Darstellung nun auch formell belebt wird; gleichwohl wäre hier größere Beschränkung am Platze gewesen: der Sachkundige wird ihm übrigens in den meisten Fällen Recht geben. Bisweilen scheint er jedoch über das Ziel hinauszuschießen. Danzel hat sich seiner Zeit des Unrechtes schuldig gemacht, neben seinem Helden Lessing nur noch Goethe und allenfalls Schiller gelten zu lassen, Klopstock und Wieland dagegen überall zu verkleinern, und es zeugt zwar von rühmenswerther Pietät gegen den großen Forscher, aber von geringer Kenntniß der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert und noch geringerem kritischen Sinne, wenn die neuen Herausgeber seines Werkes über Lessing unselbständig Danzel's Urtheil einfach unterschreiben. Hamel ist bisweilen nahe daran, in einen ähnlichen Fehler wie Danzel zu verfallen. Goethe's Antwort auf den bekannten Brief Klopstock's war keineswegs eine „ungezogene Abfertigung", sondern eine zwar entschiedene, aber achtungsvolle Ablehnung der Klopstock'schen Mahnworte, weit entfernt von der Absicht, den verehrten älteren Dichter zu kränken. Klopstock's patriotische Begeisterung für Deutschland und deutsches Wesen ist ein herrlicher, in jener Zeit, da unser Vaterland erst langsam wieder anfing in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen, wahrhaft erhebender Zug seines Charakters; aber darum soll der Kosmopolitismus Lessing's, Goethe's und Schil-

Digitized by Google

ler's auch nicht gescholten werden: auch diesen fehlt es nicht an warmer Vaterlandsliebe, Klopstock drückt sie nur stärker und einseitiger aus; Hamel selbst gesteht zu, daß er deutsch war „bis zum Chauvinismus".

Namentlich Lessing's kritische Aeußerungen über Klopstock trifft Hamel's Polemik wiederholt. Einen größeren Aufsatz: „Zur Erkenntniß Klopstock'schen Wesens und Wirkens" widmet er vorzüglich dem Zwecke, Danzel's schiefes Urtheil über den Begründer unserer nationalen Poesie zu widerlegen. Aus zahlreichen Stellen in Briefen, Wochenschriften und selbständigen Werken der Zeitgenossen weist Hamel nach, daß Klopstock als Dichter durchaus den Bedürfnissen seiner Zeit entgegenkam, mit der Wahl des religiösen Stoffes, den er seiner natürlichen Würde gemäß erhaben darzustellen verstand, mit der Neugestaltung der dichterischen Sprache, mit der Begründung und Ausbildung eines besseren epischen Verses. Hier befindet sich Hamel vollständig im Rechte, nicht immer dagegen, wo er Lessing's Vorwurf abzuweisen versucht, daß Klopstock sich bisweilen von frommen Bedenklichkeiten zu unglücklichen Veränderungen seines Gedichtes habe verleiten lassen. Lessing's Tadel trifft nur die Ausgabe von 1755, für welche Hamel an anderen Stellen seines Buches selbst eine größere Strenge Klopstock's in religiöser Beziehung zugesteht. Wenn Lazarus 1751 sich zu den begeisterten Worten gegen Cidli versteigt (Gesang IV, Vers 835):

Gott selbst liebt' ich noch mehr, weil Du sein hohes Geschenk warst,

der an seine Stelle tretende Semida 1755 sich aber mit dem Ausrufe begnügt:

Welch ein Geschenk warst Du mir von Gott! Wie dankt' ich dem Schöpfer!

so mag dieser letztere Ausdruck dem nunmehr objectiver gewordenen Charakter des Liebenden vielleicht angemessener sein; die wahre, innige, ungeschwächte Leidenschaft spricht aber wie Lazarus und nicht wie Semida.

Hamel bestreitet, daß man Lessing's Kritik des Messias vom rein logischen Standpunkte aus betrachten dürfe; denn eben so gut könnte man Kant's Kritik der reinen Vernunft unter dem Gesichtspunkte einer Liebeshymne betrachten. Es handelt sich hier jedoch gar nicht darum, ob der logische Standpunkt an sich der richtige ist — das ließe sich allerdings billig bezweifeln —; Lessing aber stellte sich auf denselben, und der Historiker muß es gleichfalls thun, um sich seine Kritik Klopstock's in jeder Hinsicht genügend zu erklären.

Entschieden möchte ich Hamel's Ansicht über den Einfluß der Klopstock'schen Prosa auf die Lessing'sche bekämpfen. Klopstock trat erst 1755 als Prosaiker mit größeren Arbeiten hervor; die paar Zeilen des Vorberichtes zum Messias von 1751 können wegen ihrer Kürze nicht in Betracht kommen, die

Digitized by Google

„drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs" von 1753 ebenso wenig, denn Lessing erkannte Klopstock nicht als den Autor dieser anonymen Schrift an. Lessing dagegen hatte bereits seit dem Beginne der fünfziger Jahre eine Reihe prosaischer Schriften aller Art veröffentlicht, in denen sich die Eigenarten seines Stiles schon vollkommen ausgeprägt erkennen lassen. Er konnte, als er Klopstock's prosaische Arbeiten zu Gesicht bekam, an ihnen nur das gleiche Streben nach Kürze, Kraft und Adel der Sprache ehrend anerkennen, nicht aber seine schon festgebildete Prosa an jenen Mustern schulen.

Hamel unterscheidet glücklich drei Epochen in Klopstock's Wirksamkeit, die der religiös-weltbürgerlichen Gesinnung und Thätigkeit, die der wissenschaftlichen Studien (metrische Formen und Geschichte), die der vaterländischen Bestrebungen. Die Perioden sind aber erst in Klopstock's späterer Entwickelung wahrzunehmen, nachdem er bereits als Dichter vor die Nation getreten war: vom Allgemeinsten kehrte er immer mehr zum Besondern zurück, von der gesammten Menschheit zum deutschen Volke. Doch spielen diese drei verschiedenen Seiten von Anfang an immer durcheinander; schon in der ersten Epoche finden sich deutliche Kennzeichen der zweiten und dritten. Der Nation erschien Klopstock's Wesen, wie auch Hamel zugiebt, von vorn herein abgeschlossen. Gleichwohl geht auch hier schon eine Entwickelung voraus, die wir zwar nicht äußerlich nachweisen können, vielmehr aus einzelnen Andeutungen in Klopstock's Gedichten und in den Berichten gleichzeitiger Beobachter auf sie schließen müssen. Die Abkehr von den gereimten Alexandrinern, in denen ein großer Theil der Schäfergedichte und Oden, die er in Schulpforta schrieb, abgefaßt waren, zur Prosa des ersten Entwurfes der Messiade und endlich zum Hexameter und zu den horazischen Silbenmaßen, die Wendung von dem vaterländischen Stoffe eines Heldengedichtes, das Heinrich den Vogler verherrlichen sollte, zu dem religiösen Epos dürften als Hauptmomente dieser Entwickelung Klopstock's vor 1748 hervorzuheben sein.

Noch wäre hie und da eine Kleinigkeit zu berichtigen. Der Berliner Recensent z. B., über den Klopstock im Briefe an Ebert vom 21. April 1773 so verächtlich sich ausläßt, ist nicht Moses Mendelssohn*) — von ihm rührt nur die Kritik des Trauerspieles „der Tod Adams" in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste her —, sondern Engel, der im achtzehnten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek einen Theil vom dritten Bande des Messias in der That in kleinlicher und platter Weise besprach; die Magdeburger Ausgabe ist nicht die bei Hemmerde „in Halle im Magdeburgischen" erschienene der ersten zehn Gesänge des Messias von 1756 und

*) Hamel II, 142.

Digitized by Google

1760*), sondern der erste Druck des Trauerspieles Salomo von 1764, welches D. C. Hechtel in Magdeburg verlegte; der „Herr Matthäus" in dem Citate aus Heß' „zufälligen Gedanken"**) ist in einen heiligen Matthäus zu verwandeln. Diese und andere Zweifel, die uns da und dort gegen Hamel's letzte Folgerungen aufsteigen mögen, sollen uns aber nicht abhalten, die Arbeit im ganzen als eine tüchtige, gründliche und reichhaltige gebührend anzuerkennen. Die Zusammenstellung sämmtlicher brieflicher Aeußerungen Klopstock's über die Entstehung der einzelnen Gesänge seines Werkes, das Verzeichniß der für die Texteskritik beachtenswerthen Ausgaben und Drucke des Messias und die mannichfachen Proben aus den Varianten berechtigen vollkommen zu der Hoffnung, daß die kritisch-historische Ausgabe der Messiade, die Hamel, als im Manuscripte bereits vollendet, in allernächster Frist verspricht, eine treffliche philologische Arbeit werden wird, die einem lange und schwer gefühlten Mangel im Studium unserer deutschen Literatur abhelfen wird. Möchte bald der Druck dieser Ausgabe beginnen können, möchte aber vorher noch der Einblick in Handschriften des Messias, von denen sich Stücke in öffentlichen Bibliotheken, vielleicht auch im Privatbesitze erhalten haben, dem unermüdlich thätigen Herausgeber vergönnt sein!

Franz Muncker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oesterreich. Revolutionäre Zustände. — Der revolutionäre Zustand, in welchem Oesterreich sich seit länger als Jahresfrist befindet, hat in der Geschichte schwerlich seines Gleichen, und unwillkürlich wendet sich der Blick rückwärts auf den Weg, welcher in dieses Wirrsal geführt hat mit der allerdings schwachen Hoffnung, vielleicht von da aus den möglichen Ausweg zu entdecken. Das vom jetzigen Grafen Beust aus der Taufe gehobene erste „Bürgerministerium" hatte sich zugetraut, „auf dem Boden der Freiheit" die Völker des Reiches zu sammeln und zu vereinigen. Das Experiment mißlang vollständig. Die bis dahin schmollenden böhmischen Tschechen erklärten nun bestimmt, lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit zu wollen, die damals am Ruder stehenden aber waren zu verbissene Doctrinäre, um mit Aussicht auf Erfolg die Umschmelzung der nationalen in politische Parteien in Angriff nehmen zu können. Auch nach anderen Seiten hin wollte die Panacee des Parlamentarismus sich nicht bewähren, und schließlich klaffte

*) Hamel III, 44. 85.

**) Hamel III, 161. Heß schreibt nur: H. Matthäus.

Digitized by Google

das Miniſterium in zwei Stücke auseinander, eine Minorität, welche zu Conceſſionen an die föderaliſtiſchen Neigungen der Slaven bereit war, und eine Majorität, welche in ſich nur darüber einig war, Conceſſionen nicht zu machen; was geſchehen ſolle, wußte ſie ſelbſt nicht, und wenige Monate, nachdem ſie die Minderheit ausgeſchieden hatte, blieb auch ihr nichts übrig, als zu reſigniren. Als ob es aber an dem ſtaatsmänniſchen Bankerott noch nicht genug geweſen wäre, mußten hervorragende Perſönlichkeiten durch ihr Verhalten Beweiſe für die Anſchuldigung geben, daß die Liberalen nur ſo lange Feinde der Corruption zu ſein pflegten, bis die Verſuchung an ſie herantrete. Es war allbekannt, daß der Kaiſer aufathmete, von einem Kreiſe von Räthen befreit zu ſein, für deren Manieren Talent und Charakter entſchädigen ſollten, und die nun doch in der einen oder andern Beziehung, oder gar in beiden nicht Farbe gehalten hatten. In dieſem Bürgerminiſterium hatte Graf Alfred Potocki das Departement des Ackerbaues verwaltet. Es gehörte zum Syſteme der damaligen liberalen Partei, die Polen zu cajoliren, weil dieſe 1848 und 1849 mit der Linken gegangen waren; gleichwohl hatte man ihm nur ein Portefeuille anvertraut, welches für ſo unwichtig galt, daß es nach Potocki's Rücktritt an einen Mann gelangte, der ſich, leider erſt viele Jahre ſpäter, in einem berühmten Proceſſe vor aller Welt als völlige Null demaskiren ſollte, ſeinen Collegen im Reichsrathe aber doch ſchon früher genau bekannt geweſen ſein mußte. Potocki war in der Zeit von 1867 bis 1869 wenig hervorgetreten, erſt als die Differenz zwiſchen Majorität und Minorität acut wurde, nannte man ſeinen Namen häufiger, erfuhr, daß der Kaiſer ihn ungern entlaſſen, und daß der Graf ſein Wort gegeben hatte, ſeine Dienſte nicht zu verſagen, falls der Monarch derſelben bedürfen ſollte. Dieſer Moment war im April 1870 gekommen, Potocki bildete das neue Cabinet. Schon ein Jahrzehnt früher hatte ein Pole, wenn auch nicht nominell, doch thatſächlich die Stellung des leitenden Miniſters in Oeſterreich bekleidet. Aber Graf Goluchowski war in erſter Linie Bureaukrat und Ariſtokrat, aus der abſolutiſtiſchen Zeit hervorgegangen, in welcher Edelleute der verſchiedenſten Nationalitäten im ſogenannten „politiſchen" Dienſte allmählich zu den höchſten Aemtern aufrückten, und untadelig ſchwarzgelbe Geſinnung bekundeten; unter ihm als Statthalter von Galizien hatten es ſeine revolutionsluſtigen Landsleute durchaus nicht gut gehabt, und erſt in ſeinen alten Tagen, nachdem die deutſchen Liberalen ihn wiederholt bei Seite geſchoben hatten, ließ er ſich par dépit für die nationaliſtiſchen Pläne gebrauchen. Von viel größerer Bedeutung für die Polen und — für Oeſterreich war es, daß nun an die Spitze des Miniſteriums ein gänzlich unabhängiger Mann, ein Tory, ein von Allen hochgeachteter Charakter, unbemakelt in jedem Sinne, ein guter Oeſterreicher polniſcher Nationalität geſtellt wurde. Potocki hatte als Miniſter-

Digitized by Google

präsident keine Erfolge aufzuweisen, er kam den Tschechen und den Polen so weit entgegen, als es einem Staatsmanne von österreichischer Gesinnung möglich war, mußte sich jedoch überzeugen, daß beide nur auf Kosten des Reiches zu befriedigen sein würden. Aber in ihm war das Beispiel eines durchaus loyalen polnischen Politikers gegeben; er für seine Person hatte das Vorurtheil gegen den polnischen Adel widerlegt, und das sollte dem ganzen Polenthume zu Gute kommen.

Mit dem „Faschings-Ministerium" von 1871 kamen Tendenzen obenauf, welche himmelweit von denen Richard Belcredi's und Potocki's verschieden sind. Unter dem Banner der Autonomie sammelten sich Feudale, Ultramontane und die Nationalen aller Schattirungen zum Sturme gegen das von Maria Theresia begründete Staatswesen. Beust und Andrassy vereitelten den Plan, aber das Bündniß blieb aufrecht und die Tradition erlosch nicht. Wie dann das den Namen des jüngeren Fürsten Auersperg führende Ministerium anfangs mit unleugbarem Geschick und noch größerem Glück operirte, den Reichsrath aus einer Delegation der Landtage in eine direct gewählte Versammlung umwandelte und so von den Föderalisten unabhängig stellte, die Tschechen durch Ignoriren langsam mürbe machte, aber von der eigenen Partei im Stiche gelassen wurde — das ist noch in frischer Erinnerung. Eben so daß nach dem Rücktritte desselben ein Mitglied des Cabinets, Herr von Pretis, den Auftrag erhielt, ein neues aus den Reihen der Verfassungspartei zu bilden, diese aber kurzsichtig genug war, das Heft aus der Hand zu geben, weil — die Occupation Bosniens gegen ihren Willen durchgeführt worden war. Die Herren, welche Pretis Körbe gaben, handelten wahrscheinlich correct „parlamentarisch", aber ganz und gar unpolitisch und haben nicht das mindeste Recht, sich über das, was folgte, zu beklagen oder auch nur zu wundern. Ein Ministerium mußte doch wieder geschaffen werden, die Mehrheit des Parlamentes versagte ihre Mitwirkung, so berief denn der Kaiser den ihm persönlich befreundeten Grafen Taaffe, welcher bereits dem ersten Bürgerministerium, dann dem Cabinet Potocki's angehört hatte. Des Letzteren Werk schien Taaffe wieder aufnehmen zu wollen, aber die Zugeständnisse, welche jener verweigert hatte, machte und macht Dieser regelmäßig nach der Weigerung und unter Protest. In lauter halben Schritten, bald auf dem Gesetzgebungs-, bald auf dem Verwaltungsgebiete, weicht das Ministerium dem Andringen der Coalition, deren einzelne Bestandtheile sehr verschiedene Zielpunkte im Auge halten, denen allen aber gleichmäßig im Wege steht das freisinnige Deutschthum als Träger des österreichischen Staatsgedankens, als Verfechter der deutschen Cultur, der religiösen und der bürgerlichen Freiheit. Es hat fortwährend den Anschein, als sei dem Ministerium gar nicht wohl bei dieser Bundesgenossenschaft, dagegen sind die gelegentlichen Klagen der

Digitized by Google

Nationalen und ihre Sehnsucht nach einer entschiedenen Parteiregierung schwerlich ernst gemeint. Denn ihre Geschäfte können gar nicht besser besorgt werden. In einem von der parlamentarischen Rechten gebildeten Cabinete müßten unausbleiblich die Gegensätze, welche schon jetzt die Harmonie der einzelnen Gruppen und innerhalb dieser nicht selten gefährden, zum schärferen Ausdrucke kommen. Ueber dem Felle des Bären würde der Kampf der Jäger gegen einander beginnen. Jetzt aber erhält eine Partei um die andere ein Stück Beute zugeworfen, und nimmt dasselbe hin mit der Versicherung, sich durch solche Brocken nicht abspeisen lassen zu wollen. Die Minister aber lassen unabläßig durch ihre Blätter erklären, es liege ihnen nichts ferner, als die Deutschen in ihren guten Rechten beeinträchtigen oder gar die Verfassung verletzen zu lassen, — und es ist möglich, daß einige von ihnen das selbst glauben, was ihre Officiösen sagen. Sie scheinen gar nicht zu merken, daß ihre angebliche Parteilosigkeit sie in immer schiefere Stellung und ihnen eine Niederlage nach der andern bringt.

Im verflossenen Sommer sollten verschiedene große Festlichkeiten den Beweis führen, daß die Bevölkerung Wiens in höchst zufriedener Stimmung sei. Zu dem Zwecke wurde ein österreichisches Schützenfest von einigen Herren veranstaltet, deren Bemühungen denn auch knopflochmäßig belohnt wurden. Das ist aber auch alles, was damit erreicht worden. Die Schützen aus den Kronländern waren gekommen, um sich Becher herauszuschießen, und kümmerten sich blutwenig um die Carricatur der ersten deutschen Bundesschießen, welche bei den „Banketten" zur Schau gestellt wurde, und schließlich gab es einen großen Scandal, als die Verbindungsstudenten, welche natürlich auf dem Schießplatze gar nichts zu schaffen hatten, aber als Aufputz willkommen waren, eine Demonstration für die Verfassungspartei hervorriefen, und den „Schützenmeister" dadurch gänzlich aus dem Concept brachten. Nachdem noch ähnliche Versuche, für die Ausgleichsregierung Kapital zu machen, sich als Schläge ins Wasser erwiesen hatten, nahm die officielle Welt eben so überflüssiger Weise offen Partei gegen die deutschen Parteitage und gegen die Feier des hundertjährigen Regierungsantrittes Joseph's II., eins so unglücklich wie das andere. Man hätte die Versammlung in Wien vor deren Zusammentritt ignoriren und nachher kritisiren können; nachdem dieselbe aber vorher schon als gegen die Regierung gerichtetes Parteimanöver bezeichnet worden, und die Thatsache nicht wegzuleugnen war, daß die amtlichen Vertretungen fast aller namhaften Städte und zahlreicher Dorfgemeinden ganz Deutschösterreichs sich betheiligt und die Resolutionen einstimmig beschlossen hatten, konnten die nachträglichen kleinen Bemängelungen den Schluß nicht verrücken: alle Deutschösterreicher verwerfen die Politik des Ministeriums, durch die letztere sind wenigstens vorderhand alle sonstigen Parteiunterschiede ausgeglichen,

Digitized by Google

nur die Klerikalen halten zur Regierung. Noch curioser war das Benehmen der officiellen Kreise bei der Kaiser-Joseph-Feier. Auch diese war eine Demonstration der deutschen Partei, das unterliegt keinem Zweifel, doch gab es nichts einfacheres, als ihr den Stachel zu nehmen, sie zu einer Kundgebung der Loyalität zu gestalten. Aber nein. Da die Gedächtnißfeier für den Ahnen des Kaisers nicht verboten oder discreditirt werden konnte, ignorirte man sie, überließ man den Mitgliedern der Volksvertretung, dem Gemeinderathe, den Vereinen, der studirenden Jugend das Feld, und identificirte sich mit jenen Bischöfen, welche über den Feind der Kirche noch einmal den Bann aussprachen. Man scheint in den höheren Schichten keine Ahnung von der unermeßlichen Popularität des Namens Joseph II. zu haben, welche noch lange nicht durch die mit der Legende vielfach in Widerspruch stehenden Ergebnisse der historischen Kritik erschüttert werden wird: sonst würde berechnet worden sein, wem allein diese Zurückhaltung Nachtheil bringen kann.

Und dieser Zurückhaltung stand gegenüber die wohlwollende Neutralität bei der Feier der polnischen Revolution. Von welchen Absichten die Haltung gegenüber den Polen geleitet wurde, das ist noch Geheimniß. Wird eine Auseinandersetzung mit Rußland für unvermeidlich gehalten und soll nur das Bollwerk gegen diese Macht verstärkt werden? Denkt man, wie von Manchem behauptet wird, in der That daran, es noch einmal mit dem Systeme der Secundogenituren zu versuchen, welches in Italien Schiffbruch gelitten hat? Oder stehen wir an der Schwelle einer polnischen Hegemonie anstatt der deutschen? So behauptet das wichtigste Organ der Verfassungspartei, welcher, viel zu spät, die Augen über den Werth des polnischen Liberalismus aufgegangen sind. Die Zukunft wird lehren, was geplant wird, und wie weit die deutsche Regierung bei ihrem scheinbaren Sympathisiren mit dem Regime Taaffe's von Rücksichten auf das bestehende Allianzverhältniß oder von Zustimmung zu den Tendenzen desselben geleitet wird.

Nur so viel ist schon jetzt klar, daß die Politik dieser sogenannten conservativen Regierung überall die extremen und centrifugalen Kräfte stärkt. Rund um uns her ist der leidenschaftlichste, stellenweise geradezu wahnsinnige Kampf gegen alles Deutsche entbrannt. In Böhmen, Galizien, Ungarn, Krain, Triest hallt es wieder von maßlosen Schmähungen gegen die Nationalität, zu welcher sich bisher wenigstens das Kaiserhaus gezählt hat. Ueberall wird gerüttelt an den Grundlagen des Staates, und auf die Frage, wie die Zerstörer sich den neuen Bau vorstellen, erhalten wir nur Phrasen zur Antwort. In Ungarn werden, wie einst die deutschen Beamten, jetzt die „deutschen", d. h. deutsch commandirenden Officiere wie vogelfrei behandelt, verlangt man anstatt der gemeinsamen eine ausschließlich ungarische Armee. Die Tschechen werden nicht zurückbleiben, die vorläufig nur tschechische Amtssprache „bis in

Digitized by Google

die höchsten Behörden" fordern. In Triest und Südtirol ist man wenigstens so aufrichtig, zu bekennen, daß das Deutschthum nicht um seiner selbst willen, sondern als Repräsentant des Oesterreicherthums gehaßt und verfolgt wird.

Wenn einmal sich die Erkenntniß durchbricht — und geschehen wird das ja wohl —, wohin Oesterreich auf dem jetzt eingeschlagenen Wege gebracht werde, dann wird abermals so viel Uebel gestiftet sein, daß lange Jahre einer festen, consequenten Politik es nicht wieder gut machen können!

Literatur.

Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Uebersetzt von Ferdinand Löwe. Zweiter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1880. — Der zweite Band dieses breit angelegten Geschichtswerkes umfaßt ungefähr die Zeit des siebenjährigen Krieges, die Regierung Georg's II., die Verwaltung des älteren Pitt, die Eroberung Canadas und Hindostans, den glorreichen Aufschwung der britischen Macht in allen Welttheilen. Friedrich dem Großen vermag der Verfasser bekanntlich nicht gerecht zu werden, man stößt wieder auf dieselbe kleinliche Verkennung des Preußenkönigs, die man schon aus dem ersten Bande kennt. Viel mehr interessiren die Partien, welche die innere Geschichte Englands behandeln, insbesondere die eingehenden Ausführungen über die Culturzustände. In den aus tausend Einzelzügen sorgfältig zusammengetragenen Gemälden, welche die Sitten der Zeit, das tägliche Leben, den Stand der Bildung, die kirchlichen, die wirthschaftlichen und agrarischen Verhältnisse schildern, liegt der Hauptwerth des Lecky'schen Werkes. Sehr interessant wird der noch fast barbarische Zustand Schottlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ausgemalt und dann der sittigende Einfluß verfolgt, den auf diesem Boden die systematische Gesetzgebung in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausübte: durch die Gründung der schottischen Kirche, durch die Kirchspielschulen, die Vernichtung der feudalen Privilegien, den Freihandel. Ganz entgegengesetzt war der Gang der Dinge in Irland, das wesentlich durch die egoistische Politik der englischen Regierung, durch die Handelsgesetzgebung, die Confiscation des irischen Bodens, die religiöse Bedrückung und den Mißbrauch des Patronates, dem moralischen und materiellen Ruin entgegengeführt wurde. Die gesunden Elemente wurden zur Auswanderung getrieben, unter den Zurückbleibenden loderte ein Klassenhaß zwischen den Herren und den Unterdrückten auf, der bis in die Gegenwart seine finsteren Schatten wirft. „Es ist schwer zu sagen," urtheilt der Verfasser, „ob dieser sociale Zustand demoralisirender war für die Protestanten, bei denen er die Laster von Monopolinhabern und Sklavenbesitzern erzeugte, oder für die Katholiken, bei denen er die Laster der Verschwörer und Geächteten hervorbrachte. Kein vernünftiger Mensch wird sich wundern, daß ein Land mit einer agrarischen Geschichte wie die irische so überaus fruchtbar an agrarischen Verbrechen geworden ist." Die Darstellung der irischen Geschichte hat bei Lecky zum großen Theile einen polemischen Charakter; er bemüht sich nämlich aus den Entstellungen der Parteiberichte die Wahrheit herauszufinden, der tendentiösen Geschichtschreibung eine gerechte, unparteiische entgegenzustellen. Anstatt den National-

Digitized by Google

charakter anzuklagen und anzuschwärzen, plädirt er mildernde Umstände und weist nach, wie eine lange Folge höchst unseliger Verhältnisse das Leben der Nation zerrütteten und weder Gesetz, noch Eigenthum, noch Religion auf ihrer natürlichen Basis ruhten, ein Zustand, bei dem es „natürlich, ja unvermeidlich wurde, daß viel Gewaltsamkeit, viel Verderbniß, Frevel aller Art, eine große Verschrobenheit des sittlichen Urtheils Platz griffen." Diese Ausführungen sind gerade im gegenwärtigen Augenblicke von hohem Interesse. Das Schlußkapitel (auch in besonderem Abdrucke erschienen) ist der religiösen Neubelebung in England gewidmet. Das Wirken der beiden Wesley's und Whitefield's, die Entstehung des Methodismus als einer Reaction gegen den leeren Deismus, seine Fortschritte, seine Loslösung von der Kirche, seine guten und schlimmen Wirkungen werden ausführlich abgehandelt. G.

Chamisso und Thumann, Lebens-Lieder und Bilder. — Vor einem Jahre hatte ich die Freude, in diesen Blättern auf ein im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erschienenes, echt deutsches, künstlerisch vollendetes Werk, nämlich Paul Thumann's Bilder zu Chamisso's Liederkranz, „Frauen-Liebe und -Leben" aufmerksam zu machen. Dieses mit solider Pracht und edelstem Geschmack ausgestattete Werk hat gerechter Weise vielen Beifall gefunden. Innerhalb Jahresfrist sind vier Auflagen der großen Ausgabe und auch eine kleinere Ausgabe fast ganz verkauft worden. Soeben hat nun derselbe kunstsinnige und kunstverständige Verleger ein Seitenstück dazu in gleichem Formate und in gleich geschmackvoller Ausstattung herausgegeben, eine Verherrlichung von Chamisso's tief empfundenem Liederkranz „Lebens-Lieder und Bilder". Es ist eine Prachtausgabe des Textes, geschmückt mit sechs in vortrefflichem Lichtdrucke ausgeführten schönen Bildern, nach Gemälden von Paul Thumann. Zum Lobe desselben kann ich nichts weiter sagen, als daß es ein würdiges, hocherfreuliches, dem deutschen Buchhandel zu besonderer Ehre gereichendes Seitenstück zu der vorjährigen, früher näher beschriebenen Publication bildet. R. Bergau.

Gurko und Suleiman Pascha. Die russisch-türkischen Operationen in Bulgarien und Rumelien während des Krieges 1877—78. Kritische Studien über moderne Kriegsführung von H. Hinze, Hauptmann. Mit Plänen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. — Der Verfasser tritt mit dieser Arbeit zum ersten Male in voller Person vor die Oeffentlichkeit. Während des Orientkrieges zeichnete seine Chiffre fortlaufende Berichte in den preußischen Jahrbüchern und in gleicher Weise fiel ihm die zusammenhängende Darstellung des Feldzuges in dem Loebell'schen „Jahresberichte über Veränderungen im Heerwesen" zu. Eine klare Gestaltung und scharf gegliederte Uebersicht zeichnete seine Schreibweise schon damals aus. Nach diesen Vorarbeiten war er wie Wenige ausgerüstet, eine fachmännische Geschichte jenes Krieges zu schreiben, doch mußte auch er bei dem Mangel officieller türkischer Angaben von diesem Vorhaben abstehen. Nur für die Theile des Feldzuges, welche durch die Acten des Processes gegen Suleiman Pascha klar gelegt worden sind, war das Unternehmen möglich. Verfasser hat den ersten Balkanübergang Gurko's und die in zwei Perioden wiederholten Kämpfe um den Schipka in einer eingehenden Studie verfolgt. Seine Methode ist die zertheilende, welche von Schritt zu Schritt die Lage klarlegt und den Leser anleitet zu prüfen, welche Maßregel als die vernünftigste erscheint. Dem Antriebe, eine bequeme Kritik nachträglich zu üben, wird auf diese Weise am sichersten begegnet. Zu rügen dürften einige Mängel des Ausdruckes sein, wie Declination adverbialer

Digitized by Google

Bezeichnungen und ähnliche Mißbildungen, welche im militärischen Stile leider nicht selten sind. Auch ist die einleitende Beurtheilung des Werthes beider Armeen nach dem Zahlenverhältnisse zu einer idealen Norm nicht gerade glücklich erdacht, jedenfalls wirkt sie langweilig und das ist nach Voltaire's Spruch unbedingt ein Fehler. Recht gut dagegen und wesentlich neu ist die Schilderung der herrschenden Anschauungen und Absichten auf türkischer Seite, welche zur Beschreibung der kriegerischen Vorgänge hinüberführt.

Hase, Carl Alfred, D., Militär-Oberpfarrer des ersten Armeecorps, Herzog Albrecht von Preußen und seine Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1879. — Richtiger wäre vielleicht der Titel gewesen: Johannes Funck, Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen, denn die Lebensschicksale des Ersteren bilden den Inhalt des vorliegenden Buches, umrahmt von der Geschichte des Herzogthums Preußen. Der Ausgangspunkt für diese Biographie wurde die im Königsberger Staatsarchive bewahrte, bisher fast unberührt gebliebene Correspondenz Herzog Albrecht's mit seinem Hofprediger Johannes Funck. Geboren im Jahre 1518 in der Vorstadt Wöhrd bei Nürnberg als der Sohn eines armen Fischers, studirte er später auf Kosten wohlhabender Leute in Wittenberg unter Melanchthon, Luther und Bugenhagen und trat frühe, mit dreiundzwanzig Jahren, schriftstellerisch auf. Neben zahlreichen theologischen Schriften verfaßte er auch Uebersetzungen und Gedichte und schrieb eine Chronologie, wie er sein Geschichtswerk nannte, welche er bis auf seine Zeit fortführte und dem Herzog widmete, dazu noch zehn Bücher Commentarien, welche bis zum Jahre 1525 reichen, und eine Fortsetzung von Carion's Geschichtswerk, das vielen Beifall fand und auch ins Holländische übersetzt wurde. Interessant wird die Laufbahn Funck's seit seiner Berufung nach Königsberg, wo er anfangs die Altstädtische Pfarrstelle verwaltete, welche er nach fünfzehn Monaten an Osiander abgab, wowegen ihn der Herzog zu seinem Hofprediger ernannte. Andreas Osiander, ein Theologe von Ruf, hat nicht nur in die kirchlichen Verhältnisse Preußens, sondern auch in das Leben Funck's tief hineingegriffen; dieser schloß sich eng bei den sich jetzt entwickelnden, wenig erquicklichen theologischen Streitigkeiten an jenen an und hatte mit ihm durch die Intriguen und Schmähgedichte seiner Feinde zu leiden, welche nach Osiander's Tode 1552 ihn zum Widerrufe seines in Wittenberg schriftlich abgegebenen Glaubensbekenntnisses zwangen.

Verhängnißvoll wurde für unsern Hofprediger die Ankunft des Paulus Scalichius, des falschen Markgrafen von Verona, eines abgefeimten Hochstaplers und Abenteuerers, welcher, gestützt auf gefälschte Documente, vorgab, mit den meisten europäischen Königs- und Fürstenhäusern blutsverwandt zu sein, Markgraf zu Verona, Doctor der heiligen Schrift sich nannte. Dieser Betrüger wußte den schwachen Herzog Albrecht so zu umgarnen, daß er zu den höchsten Würden emporstieg und durch Verdrängung der alten Räthe des Herzogs die Regierung des Landes in seine Hand zu spielen suchte. Funck hat darin den Scalich wacker unterstützt und ist schließlich, als die polnische Regierung dem unzufriedenen Adel des Landes zu Hilfe kam, des Landesverraths angeklagt und hingerichtet worden (1566).

Das Buch, welches einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts liefert, ist dem Meister protestantischer Kirchengeschichte, Carl August Hase, dem Vater des Verfassers, zum Ehrentage fünfzigjähriger theologischer Professur an der Universität Jena dargebracht worden. K.

Digitized by Google

Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien, nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Der um die Geschichte der deutschen Musik längst hoch verdiente Verleger, der uns erst vor drei Jahren das „Altdeutsche Liederbuch" von Böhme geschenkt hat, erfreut uns hier durch eine neue, nicht minder reichhaltige Gabe verwandten Inhalts aus der Feder desselben Autors, welcher „das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt" veröffentlicht hat. Die fünfzig Nummern, welche hier zusammengestellt sind, haben das gemeinsam, daß sie weder zu den „Volksstücken", d. h. den von Gebildeten für ein gemischtes Stadtpublikum geschriebenen, noch zu den aus der Stadt auf das Land importirten Stücken des „Bauerntheaters" gehören. Es sind vielmehr echt volksthümliche, kurze Stücke, bez. Dialoge, wie sie in den an altdeutschen Bräuchen noch reicher gebliebenen Ländern des baierischen Dialektes in der anspruchslosesten Weise auf dem Lande aufgeführt werden. Mannichfach verschieden sind dieselben nach Inhalt, Umfang und Darstellung. Es läßt sich denken, daß in jenen katholischen Gegenden die biblische Geschichte ein gutes Theil der Stücke geliefert hat; aber die weltlichen Stoffe verschiedener Art sind ebenso zahlreich vertreten. Von bedeutenderem Umfange, so daß es viel mehr als eine Stunde in Anspruch nehmen könnte, ist keines der Stücke; wohl aber sind die meisten ganz kurz, bis zu Dialogen von zwei Druckseiten Länge herab. Die gereimte Form der Rede herrscht durchaus, wenn auch die Metrik manchmal lax genug ist. Ganz hochdeutsche Stücke wechseln mit dialektischen und gemischten ab; gesprochene mit solchen, in welche einfache Melodien, frisch und leicht weg zu singen, eingelegt sind. Mitgetheilt sind diese Melodien, soweit möglich, so, wie der Mitherausgeber Abele sie an Ort und Stelle vernommen hat; auf die Beigabe einer Begleitung hat er mit vollem Rechte verzichtet, da das ganze Werk keinen praktischen Zweck haben kann. Die Texte sind mit gelehrter Sorgfalt und dem nöthigen kritischen Apparate mitgetheilt. Von großem Werthe, auch für solche, welche keine culturhistorische, sondern eine linguistische Ausbeute in dem Buche suchen, ist das ausführliche Glossar, welches der Herausgeber beigefügt hat. Auch die ungemein noble typographische Ausstattung des Bandes soll nicht verschwiegen werden. soh.

Woldemar Kaden, Italienische Gypsfiguren. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1881. — Die fruchtbare Feder des Verfassers beschenkt uns in kurzen Zwischenräumen mit stattlichen Sammlungen seiner Studien über das italienische Volksleben. Kaden sieht mit offenen Augen, streift durch Gegenden, die wenig von Ausländern betreten sind, und weiß mit lebhaften Farben zu malen. Auch diesmal ist der Inhalt bunt genug: Volkswirthschaftliches, Geschichtliches und Literarisches; er erzählt von der Camorra, von den Frauen, von den Wirthshäusern, er übersetzt Lieder und Sprüche, zeichnet den wahren Mas' Aniello und kritisirt die italienischen Faustübersetzungen. Einen Fortschritt in seiner Schriftstellerei nimmt man aber nicht wahr und man bedauert, daß er sein unläugbares Talent noch nicht an bedeutendere Aufgaben gesetzt hat. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 9. December 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 51.

Inhalt:

	Seite
Ranke's Weltgeschichte. Von A. Dove	929
Auch eine Seite der orientalischen Frage. I. Von Th. von Bernhardi . .	936
Felix Dahn's nordische Dichtungen. Von W. Lang	948
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Berlin. Vorbereitungen zu Weihnachten. Die Kunstgewerbehalle. Hoffeierlichkeiten. Lessingdenkmal	959
Literatur:	
Illustrirte Prachtwerke. — Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. — M. Gerhard, Geächtet	963

Literarische Beilage von Wilhelm Engelmann in Leipzig.
„ „ „ Paul Neff in Stuttgart.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Schriften von Gustav Freytag.

Soll und Haben. Roman in 6 Büchern. 25. Auflage. Neue Stereotyp-Ausgabe in Octav. 2 Bände. ℳ 5. — Geb. ℳ 6. 75.

Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. 11. Auflage. Stereotyp-Ausgabe. 2 Theile. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 50.

Die Technik des Dramas. 3. Auflage. 8. ℳ 5. — Geb. ℳ 6. 50.

Dramatische Werke. 3. Auflage. (Inhalt: Brautfahrt — Gelehrte — Valentine — Graf Waldemar — Die Journalisten — Die Fabier.) 2 Bde. 8. ℳ 6. — Eleg. geb. ℳ 7. 50.

Hieraus einzeln:

Die Brautfahrt oder Kunz v. d. Rosen. Lustspiel in 5 Acten. 8. ℳ 2. —

Die Valentine. Schauspiel in fünf Acten. 3. Aufl. 8. ℳ 2. 25.

—— Miniatur-Ausg., roth gebunden mit Goldschnitt. ℳ 3. —

Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Acten. 2. Auflage. 8. ℳ 2. —

Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten. 6. Auflage. 8. ℳ 2. 25.

Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. 3. Auflage. 8. ℳ 3. —

—— Miniatur-Ausg. geh. ℳ 3. —

—— —— geb. mit Goldschnitt. ℳ 4. —

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 12. verm. Aufl. 4 Bde. 8. ℳ 28. 50. Eleg. geb. ℳ 34. 25.

Erster Band: Aus dem Mittelalter. ℳ 6. 75. Geb. ℳ 8. —
Zweiter Band, 1. Abth.: Vom Mittelalter zur Neuzeit. ℳ 5. 25. Geb. ℳ 6. 25.
— 2. Abth.: Aus dem Jahrhundert der Reformation. ℳ 4. 50. Geb. ℳ 5. 50.
Dritter Band: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 25.
Vierter Band: Aus neuer Zeit. (1700—1848.) ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 25.

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. gr. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Die Ahnen. Roman. Vollständig in 6 Bänden.

Erster Band: Ingo und Ingraban. 10. Aufl. 8. ℳ 6. 75. Geb. ℳ 8. —
Zweiter Band: Das Nest der Zaunkönige. 8. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —
Dritter Band: Die Brüder vom deutschen Hause. 6. Aufl. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —
Vierter Band: Marcus König. 4. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —
Fünfter Band: Die Geschwister. 5. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —
Sechster Band: Aus einer kleinen Stadt. 3. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Dramatische Werke von Heinrich Kruse.

Die Gräfin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 4. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Brutus. Trauerspiel. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Der Verbannte. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Ranke's Weltgeschichte.

Es ist nun mehr als dreiundsiebzig Jahre her, da stiegen einmal in den Sommertagen, als der Friede zu Tilsit geschlossen ward, zwei Brüder, Knaben im neunten und zwölften Lebensjahre, den Hügel von Kloster Donndorf zur Unstrut hinab. Links thalauf erscheint von dort über den ausgedehnten Wiesen des Rieds, wo man heut den Ort der Ungarnschlacht König Heinrich's sucht, in bläulicher Ferne der Kiffhäuser; rechts abwärts erkennt man am Fluß zwischen engeren Thalwänden die Kirchentrümmer von Memleben, der Sterbestätte Heinrich's und Otto's des Großen. Die Kaisergeschichten und -sagen, welche dort umgehen, waren den Brüdern wie jedem ihrer Gespielen im nahen Städtchen Wiehe wohlbekannt; allein nicht deren gedachten beide jetzt, noch auch der gewaltigen Begebenheiten, die sie selber jüngst erlebt; vergessen war der Schreck, den im Herbst die Flucht von Auerstädt über dies stille Gelände verbreitet hatte. Von ganz anderen Zeiten und Dingen erzählte, während sie so zwischen den aufragenden Kornähren dahinschritten, der ältere strahlenden Angesichtes dem jüngeren zum Dank für den Gruß, den der kleine vom Vaterhause überbracht; es war die Geschichte des trojanischen Krieges, wie er sie kürzlich auf der Schule von Kloster Donndorf zum erstenmal vernommen. „Er sprach," so heißt es in den Jugenderinnerungen, welche der entzückte Zuhörer zwei Menschenalter später als Greis aufgezeichnet, „er sprach von den Helden der Ilias, als hätte er ihre Kämpfe mit eigenen Augen gesehen, und öffnete mir, ohne es zu wissen, den Blick in eine ganz neue Welt, die Welt des classischen Alterthumes, deren Schönheit ich dadurch schon damals ahnen lernte." Das war, so weit die Ueberlieferung reicht, der erste historische Vortrag Leopold Ranke's. Seitdem erwuchs der brüderliche Erzähler zum größten Geschichtschreiber deutscher Nation; an die Erforschung und Darstellung der modernen Völkergeschichten bis über jene unglückliche Epoche hinaus hat er Kraft und Arbeit des eigenen Daseins unermüdlich gesetzt; in die Thaten der Heinriche und Ottonen wies er seine Schüler ein und verhalf uns durch sie zu reiner und umfassender Kunde des Mittelalters. Noch ein Vorzeichen harrte der Erfüllung — da beschenkt uns der Fünfund-

Digitized by Google

achtziger mit dem ersten Theile einer Weltgeschichte, worin er die Frühe des Alterthums mit der Weisheit höchster Jahre und doch zugleich mit der unverlorenen Naivetät eines in lebendiger Anschauung vergnügten Kindergemüths beleuchtet!

Noch in anderer Hinsicht jedoch fühlt man sich durch diese denkwürdige literarische Erscheinung in die Tage unserer Großväter zurückversetzt; denn der Ausgang des vorigen und der Anfang des laufenden Jahrhunderts war ja die rechte Blüthezeit der universalhistorischen Bestrebungen in Deutschland. Die Geschichte, vom Joche der Theologie und Jurisprudenz erlöst, stand dafür im Dienste philosophischer und poetischer Ideen, deren Mittelpunkt das hohe Ideal des allgemein Menschlichen bildete. Seine historische Verwirklichung in dem einigen Lebenslaufe der Menschheit zu schildern, das war das glänzende Ziel unserer Weltgeschichten, der nun verschollenen nicht blos, die aus den Händen der Göttinger oder Johannes Müller's hervorgingen, sondern auch derer, die noch heut in populärem Ansehen fortdauern. Denn auch die Becker und Schlosser sind, der eine in pädagogischer, der andere in ethisch doctrinärer Absicht, von den Antrieben des Zeitalters der Humanität zu ihren Arbeiten bestimmt worden. Dann aber erhob sich die Historie zu voller wissenschaftlicher Unabhängigkeit; auf ihre Fahne schrieb der junge Ranke den stolz bescheidenen Zweck, „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen". Nach allen Seiten fand da die mannichfach getheilte Forschung im Besondern und Einzelnen vollauf zu thun. Die Befriedigung des encyklopädischen Bedürfnisses überließ man inzwischen dem folgsamen Fleiße der Compilatoren; oder man half sich, wo einmal echte Historiker die Hand dazu boten, durch das plumpe Mittel äußerlich verbundener Thätigkeit; wie ja noch jetzt eine „allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" im Erscheinen begriffen ist, ein Unternehmen von der Logik etwa eines politischen Programmes, welches die Herstellung des Einheitsstaates auf particularistischem Wege ins Auge fassen wollte.

Wer aber sollte sich nunmehr unterfangen, allein mit eigenen Kräften eine Weltgeschichte zu Stande zu bringen, die er in allen ihren Theilen mit selbständiger Kritik, wenn nicht erforscht, so doch durchgeprüft und alsdann im Ganzen mit der Anschauung ein und desselben Geistes umspannt hätte? Für die eine, an sich selbst noch kolossale Hälfte der Aufgabe, die allgemeine Geschichte der modernen Zeiten von der Völkerwanderung an, mußte einem Ranke von jedem Kenner seiner Werke die hinreichende Ausrüstung mit Wissenschaft und Kunst unbedingt zugesprochen werden. Daß derselbe Mann zugleich für die andere Hälfte der Arbeit, die Universalhistorie der antiken Welt, die Bürgschaft des Gelingens in sich trage, davon werden vielleicht nur die überzeugt gewesen sein, denen sein Thun und Treiben in den ersten dreißig Jahren

Digitized by Google

seines Lebens, bevor er 1825 als Professor der Geschichte nach Berlin berufen ward, näher bekannt war. Im allgemeinen genügt zu sagen, daß er mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung Philologie und Theologie studirt und geübt hat, was bei der Eigenart seines Talents auch die historische Vergegenwärtigung des classischen wie des orientalischen Alterthums in sich begreift. Schon in Schulpforte finden wir ihn mit der nachdichtenden Uebersetzung des Sophokles beschäftigt, in ästhetischer Berührung also mit dem innersten Kern des hellenischen Wesens. Daß er auch die Technik der Philologie sich vollkommen angeeignet, beweist die Entschiedenheit, mit der man ihn gleich nach dem Doctorexamen von Leipzig her aus Gottfried Herrmann's Schule als Oberlehrer nach Frankfurt rief. In dieser Stellung hat er dann acht Jahre lang gewirkt und damals ohne Zweifel den festen Grund gelegt zu der tiefen und genauen Kenntniß der politischen wie literarischen Geschichte des Griechenthums, die aus Text und Noten des vorliegenden Buchs dem Leser entgegentritt. Als Theolog andererseits von unverhohlener Gläubigkeit, der er einmal (1822) sogar in einer Osterpredigt ergreifenden Ausdruck geliehen hat, versenkte er sein Gemüth mit dem herzlichsten Antheil dankbarer Pietät in die unvergleichliche Urkunde der religiös bewegten Geschichte des alten Morgenlandes. Nur solche Gesinnung vermochte, wie wir nun vor Augen haben, die Gestalten der Mose, Saul, David und Salomo mit so wenigen Zügen so deutlich zu zeichnen, ohne sie doch aus den goldbraunen Schatten einer noch von poetischen Reflexen umspielten Urvergangenheit herauszurücken. So darf denn Ranke auch in Bezug auf „die älteste historische Völkergruppe und die Griechen", wie er den ersten Theil seiner Weltgeschichte betitelt, auf originelle Studien hinweisen, die freilich heut um mehr als ein halbes Jahrhundert hinter ihm liegen. Es ist dasselbe Verhältniß, in dem sich einst Alexander von Humboldt, als er den Kosmos schrieb, zu den Bemühungen und Erfahrungen seiner jungen Wanderjahre befand. Daneben besteht nun aber auch die fernere Uebereinstimmung, daß Ranke so gut wie Humboldt von der gesammten zeitgenössischen Entwickelung der einzelnen einschlagenden Disciplinen bis in die momentane Gegenwart hinein umsichtig Kenntniß genommen. Nur daß die Weltgeschichte unsers Meisters es verschmäht, durch einen ungeheuren Apparat von Anmerkungen und Citaten gleich dem Kosmos den ausführlichen Beweis für solche Fundirung beizubringen. Für diesen Mangel, wenn es hier nicht vielmehr das Gegentheil ist, entschädigt jedenfalls der ungemeine Vorzug der unverminderten Schärfe des Urtheils, jener eigenthümliche Tact für das Richtige und sicher Begründete in der Forschung anderer, den sich der greise Historiker in so wunderbarem Maße bewahrt hat, während der große Naturforscher „am späten Abend seines vielbewegten Lebens" in gutmüthiger Hin-

Digitized by Google

gabe an fremde Autorität den Zügel der eigenen kritischen Controle bisweilen aus den ermüdeten Händen gleiten ließ. Doch betrachten wir statt aller Vergleiche den neuen historischen Kosmos lieber in seiner Individualität!

Es ist ein Mikrokosmos nicht nur gegenüber der unermeßlichen Natur; auch gegenüber dem ehemaligen Begriffe der Universalgeschichte gewahrt man eine nothwendige Einschränkung. Denn die empirische Geschichtswissenschaft kennt nicht wie die Anthropologie eine menschliche Gesammtheit oder gar, wie die philosophische Speculation, eine einheitliche Menschheit als eine von Anfang an bis zu Ende bestehende Größe; sie weiß nur von einer selbst bis heut nicht vollendeten Genesis solcher Menschheit. Die wahre Welthistorie, die auf die luftigen Abstractionen der sogenannten Geschichtsphilosophie verzichten muß, hat es also nicht mit der Menschenwelt als einem historischen Weltall zu thun, sondern vielmehr mit der allmählichen Bildung eines historischen Weltganzen; ihr Bereich umfaßt durchaus nicht einmal alles wirklich Geschichtliche, sie ist nichts weiter als die Lehre von dem historischen Zusammenhange und dem geschichtlichen Gemeinleben der einzelnen Völker. Ranke scheidet deshalb nicht blos zeitlich, wie schon Schlözer gethan, die prähistorischen Zustände sammt den schriftlosen Denkmälern von der Weltgeschichte ab und beginnt diese erst da, wo die Monumente ausdrücklich zu erzählen anfangen; er enthält sich eben so streng des ehedem üblichen Seitenblicks auf die Nationen, welche, wie Inder und Chinesen, zwar Geschichte haben, und eine Welt, wenn man will, für sich bilden, allein in unsere Welt, von der nun einmal unsere Weltgeschichte handelt, doch eben nicht universalhistorisch hineinragen. Er hebt an mit Aegypten, das jedoch all seiner ausgeprägten Merkwürdigkeit ungeachtet eigentlich minder für sich selbst in Betracht kommt, als insofern es die ersten internationalen Bewegungen an sich heranzieht und vor allem als Gegensatz gegen seine eigene territoriale Religion den mosaischen Monotheismus hervorruft. Mit den Juden wandert dann die Ranke'sche Weltgeschichte aus Aegyptenland nach Kanaan und arbeitet dort bis zur Spaltung des Zwölfstämmereichs eine Reihe einfach großartiger Typen des politischen wie religiösen Lebens aus, die nicht mit Unrecht durch die Gunst der Ueberlieferung anscheinend unverhältnißmäßig hervorgehoben worden sind, denn eben diese Ueberlieferung hat ihnen ja hernachmals in christlicher Zeit, wenn auch indirect, die mächtigsten Nachwirkungen erweckt. Ranke darf bei Saul und Samuel mit gutem Grunde auf Papst und Kaiser vorausdeuten, weil zwischen diesen und jenen ein realer, ja hier sogar bewußter Zusammenhang besteht. Auf solchen realhistorischen Zusammenhang aber ist seine Aufmerksamkeit überall gerichtet; niemals wird man bei ihm wie in den philosophischen Geschichtsdarstellungen auf ideelle Beziehungen stoßen, die nirgend sonst als in der Dialektik des Darstellers selbst zustande kämen. Die

Digitized by Google

attische Demokratie wie die griechische Literatur behandelt er nicht deshalb mit eingehender Sorgfalt, weil in ihnen für unsere Betrachtung Erscheinungen von relativ höchstem Werthe gegeben sind, sondern deshalb, weil sie vermöge ihrer absoluten Bedeutung, sei es im Guten oder Schlimmen, historische Consequenzen erster Größe nach sich gezogen haben. Auch hier entspricht übrigens wie bei der älteren israelitischen Geschichte die Fülle und Bestimmtheit unserer Kunde der welthistorischen Wichtigkeit ihres Inhalts; was sich doch nur bei derartigen, überwiegend geistig erregten Epochen erwarten läßt, deren Fortzeugen mit ihrem Andenken fast zusammenfällt in einer kaum jemals unterbrochenen Tradition. Ganz anders steht es mit den Perioden, deren weltgeschichtlicher Gehalt vornehmlich in äußeren Begebenheiten beruht, wie gleich mit der assyrischen, welche Ranke bedeutsam an die hebräisch-phönizische anknüpft, indem er zeigt, wie der assyrische Vorstoß gegen die syrische Küste dem von Baal bedrängten Jehovacult unwillkürlich Luft gemacht. Denn wiewohl gerade die Assyrer als die Schöpfer des ersten Weltreichs, dessen Gestalt dann die Perser nur wenig veränderten, auf die orientalische Seite der Weltgeschichte bis weit über die Grenze des Alterthums hinaus die stärkste Wirkung ausgeübt, so ging doch, wenige meist sagenhafte Reste abgerechnet, beinah alle Erinnerung daran verloren, bis der gelehrte Scharfsinn der Gegenwart die verschütteten Selbstzeugnisse der gewaltigen Kriegsfürsten von Assurnasirhabal bis Assurbanipal wieder aufgrub und entzifferte. Die moderne Assyriologie darf ihren zweifelnden Widersachern gegenüber sich immerhin etwas darauf zu Gute thun, daß der vorsichtige Ranke ihre geschichtlichen Ergebnisse mit einem leisen Generalvorbehalt dankbar annimmt. Das Licht, das auf die Leistung der Assyrer gefallen, hat übrigens die der Perser etwas in Schatten gedrängt; sie erscheint nur noch innerlich wahrhaft bedeutend, weshalb bei Ranke Cyrus weit hinter Darius zurücktritt. Von dem geht dann die Erzählung naturgemäß auf die Griechen über, deren Vorzeit von den homerischen Zuständen an leicht, aber sicher skizzirt wird. Darauf bildet für das fünfte Jahrhundert Athen unbedingt das Centrum der Weltgeschichte; wir erfahren, wie schon berührt, umständlich, wie es für uns den demokratischen Staat durchgelebt und durchgedacht, wie das Griechenthum überhaupt von Thales bis auf Aristoteles der religiösen Tendenz des Ostens gegenüber in Poesie und Wissenschaft eine große Säcularisation der menschlichen Gedankenwelt vollzogen. Der weitere Gang der Darstellung führt zwischen die beiderseits entkräfteten, in manchem Betracht von einander abhängigen Perser und Griechen die aufstrebende Militärmacht Macedoniens ein; die Armee in der ganzen technischen Bedeutung des Wortes wird durch Philipp und Alexander auf ihren weltgeschichtlichen Platz gestellt; in der Zeit der Diadochen erscheint sie dann selbständig als Herrin der Lage. Zum Schlusse werden wir noch

Digitized by Google

auf einen Augenblick nach Syrakus und Karthago geführt, in einen Erker gleichsam an dem Riesenbau der orientalisch-hellenischen Universalhistorie, von wo sich die Aussicht nach der römischen aufthut, die sich im folgenden Bande aus eigenen Fundamenten erheben wird.

So ungefähr stellt sich der Umriß dar; an der Ausführung fällt vor allem die ungezwungene Bewegung der rein historischen, durch keinerlei fremde Doctrin oder irgendwelchen Schematismus getrübten Erzählung auf. Wie bescheiden nehmen die geographischen Coulissen den Hintergrund ein, während sie in so manchen anderen Darstellungen der alten Geschichte neuerdings die menschliche Handlung zu erdrücken pflegen! Noch weniger fast ist von dem physiologischen Begriff der Rasse Gebrauch gemacht worden, den man ebenfalls irrigerweise so oft zur Illustration der Geschichte verwenden zu können meint, während er umgekehrt selbst allein durch die Geschichte Licht und Farbe gewinnt. Höchst energisch wird nicht selten in summarischer Fassung der Thatsachen das epochemachende Ereigniß herausgehoben, wodurch der weltgeschichtliche Inhalt dieses oder jenes fernen Jahrhunderts besonders charakterisirt erscheint; doch rinnt an diesen Wahrzeichen der Betrachtung, die nur hier und da sozusagen am Ufer errichtet sind, der lebendige Fluß der Darstellung völlig unbehindert vorüber. Der chronologische Apparat, der zur Ermittelung des factischen Verlaufs der Begebenheiten unentbehrlich bleibt, ist sehr vollständig beigebracht, indessen zu Gunsten der freien Lectüre in die Noten verwiesen; die Grundlagen unserer vergleichenden Zeitrechnung der alten Historie werden in einer gelehrten Beilage „zur Chronologie des Eusebius" untersucht und erörtert. Die langgeübte Kunst der Composition des Allgemeinen aus dem Besondern, des Ganzen aus dem Einzelnen braucht Ranke nach wie vor mit Meisterschaft; von den alttestamentarischen Helden an bis auf Agathokles herab welche Reihe individualisirter Figuren! Vor allem stehen, Dank der biographischen Richtung des späteren Alterthums selber, die großen Athener von Solon bis zu Demosthenes in scharfen Linien da; aber auch „der alte heroische, zugleich gewaltsame und großmüthige, idealistisch gehobene und praktisch geschulte David" oder Alexander, der mit dem Ideale des Bacchus verglichen wird, wie er „die Welt durchzieht, unwiderstehlich, siegreich, und dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt oder auch zugleich Scepter und Becher", dürfen sich dreist mit jenen messen. Mitunter spitzt sich die Charakteristik beinah in ein Epigramm zu, vornehmlich da, wo die Persönlichkeiten als früheste Typen der einen oder andern Menschenart bezeichnet werden sollen. Wie weit jedoch bleibt auch da alles von der bloßen Formel entfernt! Ein Philosoph wie Comte mag aus Ranke's Kapitel „zur inneren Geschichte des griechischen Geistes" bequem sein Grundgesetz der Evolution des Denkens von der Theologie durch die Metaphysik

Digitized by Google

zum Positivismus entnehmen; Ranke selbst bringt uns ein solches Gesetz nicht auf, sondern schildert uns auch hier lieber an den Gedichten Pindar's und der Tragiker, den Werken der Historiker und Philosophen, wie es mit dem griechischen Geiste „eigentlich gewesen".

Des Subjectiven begegnet freilich viel; es erhöht, wie stets bei Ranke, die Lebhaftigkeit des Eindrucks. Er hält nicht allein in der Besprechung der Dichtwerke mit dem eigenen ästhetischen Urtheil nicht zurück; er bekennt, wie er sich von der Beschauung einer Alexanderbüste kaum habe losreißen können, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedachte, den sie vorstellt. Durch das Studium der jüdischen Königsgestalten fühlt er sich befriedigt und belehrt, sie sind ihm Musterbilder der Historie, wie etwa Goethe die Erzväter solche einer urthümlichen Poesie. An Goethe's Weltanschauung klingt es direct an, wenn Ranke in der Vorrede Gott und die Natur neben einander über den prähistorischen Menschen regieren läßt, wenn er an einer andern Stelle den engen Bund von Naturwissenschaft und Religion verkündigt, weil sie gemeinsam die Menschheit von den Schrecken und Ausschweifungen der babylonischen und ihnen ähnlicher Naturculte befreit. Und das ist unzweifelhaft zugleich seine Grundansicht von dem Verhältniß der Religion auch zur historischen Wissenschaft. Er würde sich es nicht verzeihen, wollte er seinen Glauben an die Offenbarung nicht muthig aussprechen; allein er erzählt die Thatsachen der sogenannten heiligen Geschichte doch streng historisch so, daß sie auch der annehmen könnte, der überall nur profane Geschichte sieht; der Lichtstrahl des Glaubens durchdringt ihm den historischen Proceß wie das Naturgesetz, ohne beide für sein und unser Auge materiell zu verändern. Der Bibelkritik ist er bereit zu folgen und wirft die Wunder des alten Testamentes der Sage zu; doch möchte mancher meinen, daß er der letzteren noch nicht genug einräume. Wir wenigstens müssen gestehen, daß uns die vormosaische Ansiedelung der Israeliten in Kanaan durch die Erzväterſage in ihrer tendenziösen Haltung eher widerlegt als erwiesen erscheint. Und ganz ähnlich ist Ranke nach unserm Dafürhalten mit den Elementen der Tradition von der dorischen Wanderung, die er treffend jenen hebräischen Behauptungen gegenüberstellt, noch etwas zu conservativ umgegangen. Andere Fragen, wie die nach dem cimonischen Frieden oder nach der Geschichtlichkeit der Reden bei Thucydides entscheidet er zwar zuletzt überzeugend, jedoch mit einer gewissen tastenden Behutsamkeit, die man sonst an seinen kritischen Darlegungen nicht bemerkt.

Wie aber sollte überhaupt eine Geschichte des Alterthums möglich sein, die für jeden ihrer Aussprüche Jedermanns Zustimmung erzwänge? Im allgemeinen wird es gerathener sein, mit Ranke zu zweifeln oder zu vermuthen, als mit den meisten anderen abzusprechen und zu behaupten. Wie

Digitized by Google

wäre ferner eine welthistorische Uebersicht denkbar, an der nicht hie und da in Auswahl oder Urtheil auch der dankbarste Leser etwas anders wünschte? Ranke selbst hält alle Weltgeschichte nur für einen dann und wann zu wiederholenden Versuch, den Gemeinbesitz unserer menschlichen Erinnerungen für den modernen Gebrauch wiederherzurichten. Nur ihm selber aber ziemt so zu reden; wir haben das Recht und deshalb auch die Pflicht, in seiner Weltgeschichte die Summe seiner unvergleichlichen Wissenschaft und Kunst zu verehren; die Nachwelt mag immerhin zusehen, ob und wie weit sie über ihn hinauskommt!

Alfred Dove.

Auch eine Seite der orientalischen Frage.

I.

„Jede Schuld rächt sich auf Erden." Dieses Wort des Dichters erweist sich namentlich in der Politik, in dem Verkehre der Staaten und Völker unter einander, gar oft in verhängnißvoller Weise als Wahrheit, und in diesem Augenblicke sind wir durch die Katastrophe, die sich am Bosporus vorbereitet, in sehr ernster Weise aufgefordert uns ihrer zu erinnern.

Die hohe Pforte hat endlich eingewilligt, die elenden Intriguen, die sie in den Grenzbezirken Albaniens betreiben ließ, aufzugeben. Dulcigno mit seinem kleinen Hafen ist den Montenegrinern übergeben. Doch wer ist wohl so kurzsichtig, zu glauben, daß damit die orientalische Frage gelöst werde? Das nahende Weltereigniß ist nur um wenige Zeit verschoben. Der morsche Bau des osmanischen Reiches, so lange Zeit hauptsächlich durch fremde Hilfe aufrecht erhalten, bricht dennoch zusammen, und wahrscheinlich um so schneller, da die türkische Regierung, wenn sie auch erschreckt jetzt nachgegeben hat, doch gewiß im Allgemeinen ihr Heil nach wie vor in den Winkelzügen asiatischer Arglist suchen wird. Kann sich doch Niemand seiner eigensten Natur entschlagen! Die türkische Regierung hat ja auch in Beziehung auf Dulcigno nicht der Vernunft Gehör gegeben, sondern nur durch die Furcht bestimmt, einer augenblicklichen Gefahr auszuweichen gesucht, und vielleicht auch das nur um Zeit zu gewinnen.

Können wir uns aber nicht verbergen, daß dieses dem europäischen Leben fremde, vor fünftehalb Jahrhunderten am Bosporus gegründete Reich dem Untergange verfallen ist, suchen wir uns dann Rechenschaft von den Bedingungen zu geben, unter denen sich dort Neugestaltungen bilden müssen, dann haben wir vor Allem eine Antwort auf die Frage zu suchen, in welchem Verhältnisse die verschiedenen Staaten und Völker Europas zu der Bevölkerung der Balkanhalbinsel stehen; zu der Bevölkerung heißt das, die das türkische

Digitized by Google

Joch abzuſchütteln ſtrebt; welchen Grad von Sympathie jedes einzelne Volk dort zu finden hoffen darf, welchen Grad von Einfluß jeder einzelne Staat, der dort wichtige Intereſſen zu wahren hat, erwarten darf in jener Region zu üben, abgeſehen von dem Einfluſſe, den die materiellen Mittel der Macht und ihre Verwendung in Thaten der Gewalt für den Augenblick unter allen Bedingungen zu ſichern ſcheinen.

Da führt nun jede ernſte und eingehende Erwägung der augenblicklichen Verhältniſſe ſowie der nachwirkenden Erinnerungen, welche die Vergangenheit auf die Gegenwart vererbt hat, zu dem Schluſſe, daß die mittel- und weſteuropäiſchen Mächte leider in der Levante keine ihnen günſtige Lage vorfinden.

Schon im Allgemeinen fällt hier ſchwer in das Gewicht, daß ſämmtliche Völkerſchaften, die dort im Lande hauſen, von den Bergen Siebenbürgens an bis zur Südſpitze des Peloponneſes und auf den Inſeln des ägäiſchen Meeres, ſich zur griechiſchen Kirche bekennen. Die wenigen Arnauten in den Gebirgen von Epirus, die zur lateiniſchen Kirche übergetreten ſind, bilden eine kaum nennenswerthe Ausnahme, eine verſchwindende Minderheit, zu geringfügig, um irgend eine politiſche Bedeutung haben zu können.

Von der proteſtantiſchen Kirche wiſſen alle dieſe Völkerſchaften ſo gut wie nichts, oder geradezu nichts; ſie iſt ihnen höchſtens in ſehr vereinzelten Erſcheinungen als etwas fremdartiges und ſeltſames vorgekommen, ohne daß ſie veranlaßt geweſen wären, ſich dabei viel zu denken. Die lateiniſche Kirche gilt ihnen vorzugsweiſe oder eigentlich ausſchließlich für die Kirche des Weſtens, und ſie iſt ihnen verhaßt. Dieſer Haß rührt aus ſehr alten Zeiten her, und die Geiſtlichkeit der lateiniſchen Kirche hat überall, wo ſie ſich mächtig genug fühlte oder glaubte, dieſen Haß durch ihre Unduldſamkeit und Herrſchſucht geſteigert, durch eine Herrſchſucht, die kein Mittel ſcheut, um ihre Zwecke zu erreichen, und gern als Bekehrungseifer auftritt. Man weiß auf der Balkanhalbinſel ſehr wohl, daß die lateiniſche Kirche zu Jeruſalem mit der griechiſchen um den Beſitz der heiligen Orte hadert, und gern die Ungläubigen zu Hilfe ruft, um die Griechen aus dem Beſitze zu verdrängen.

Der Haß, deſſen Gegenſtand ſomit die lateiniſche Kirche iſt, trifft natürlich auch mehr oder weniger die weſteuropäiſchen Staaten, und am ſchwerſten leider Oeſterreich, das ſo wichtige eigene und europäiſche Intereſſen auf der Balkanhalbinſel zu vertreten hätte. Oeſterreich hat das ſelbſt verſchuldet, und jede Schuld rächt ſich auf Erden. Hat ſich doch Oeſterreich, ſeitdem die ſteieriſche Linie mit Ferdinand II. auf den Thron gelangt war, zum fanatiſchen Vorkämpfer eben der im Oriente verhaßten katholiſchen Kirche gemacht; hatte es doch Oeſterreich unter den letzten Habsburgern durch Verfolgung der Reformation und der Reformirten dahin gebracht, daß die Ungarn, Jahrhunderte lang die erbitterten Erbfeinde der Türken, das Joch eben dieſer

gitized by Google

Türken dem habsburgischen vorzogen. Kein Wunder, wenn wir uns erinnern, daß Kaiser Leopold I. während der inneren Kriege in Ungarn die protestantischen Geistlichen im Lande zusammenfangen ließ, um sie als Verbrecher, für einen Colonnenthaler das Stück, auf die spanischen Galeeren in Neapel zu verkaufen, wo sie dann gleich den verurtheilten Räubern und Mördern als Ruderknechte angeschmiedet wurden. Und wie viele Tausende Serben wanderten unter Karl VI. aus dem Banat nach Rußland aus, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Als dann Maria Theresia, von allen Seiten von Feinden bedrängt, sich genöthigt sah, der Willkürherrschaft in Ungarn zu entsagen und die Verfassung dieses Reiches wieder herzustellen, mußte freilich diese rohe, oft blutige Verfolgung aufhören, aber die habsburgische Monarchie blieb immer Hort und Vorkämpfer der lateinischen Kirche im mittleren Europa, und Maria Theresia, bemüht, die protestantische Vormacht in Deutschland zu zertrümmern, gefiel sich darin, den Titel einer apostolischen Majestät anzunehmen, der ihr und ihren Nachkommen eben während des Kampfes mit Preußen und dieses Kampfes wegen vom Papste verliehen wurde.

Einige Jahrzehnte später trat in der Politik Oesterreichs ein neues Element hervor, das wohl geeignet war, der griechisch-christlichen Bevölkerung der Balkanländer eine gesteigerte Abneigung einzuflößen. Die Pforte hatte längst aufgehört, ihren Nachbarn furchtbar und gefährlich zu sein; ihr Joch zu zerbrechen, ihre christlichen Unterthanen zu befreien, schien nicht mehr außer aller Möglichkeit zu liegen.

Einen Augenblick hatte Oesterreich unter Joseph II. daran gedacht, die zunehmende Schwäche des osmanischen Staates zu benutzen und sich mit Rußland in dessen europäischen Länderbesitz zu theilen. Bald aber sah sich das Reich der Habsburger in gefährliche Kriege mit Frankreich verwickelt, die sich, stets erneuert, durch Jahrzehnte hinzogen, und da wurde der Gedanke herrschend, daß man sich Glück dazu wünschen müsse, an der Ostgrenze des Reiches einen so ohnmächtigen Nachbar zu haben, von dem unter keiner Bedingung etwas zu befürchten sei. Es ward leitender Grundsatz der österreichischen Politik, daß dieses wünschenswerthe Verhältniß nicht gestört, daß daran nichts geändert, daß vor allen Dingen keine wirkliche Macht, kein Culturstaat an die Stelle der ohnmächtigen Barbarei zu Konstantinopel treten dürfe. Das Reich der Türken in Europa sollte und mußte erhalten werden. Wie sich die christlichen Völkerschaften unter dessen Herrschaft befanden, das war natürlich Nebensache, die gar nicht in Betracht gezogen werden konnte, wo von so wichtigen Dingen die Rede war. Die Serben, die sich 1806 gegen die Pforte empörten, hatten sich ganz und gar nicht der Gunst Oesterreichs zu erfreuen; sie wurden vielmehr sehr schnöde behandelt, und gerne

Digitized by Google

hätte man den Fortſchritten, welche die Ruſſen machten, ſo ſchlecht der Krieg von 1806 bis 1811 von ihrer Seite auch geführt wurde, mit den Waffen in der Hand geſteuert, wenn es in der damaligen Lage Europas irgend möglich geweſen wäre.

Später, als Talleyrand auf dem Wiener Congreſſe, um darzuthun, daß Murat nicht als König von Neapel anerkannt werden dürfe, das Princip der Legitimität in einer Weiſe auslegte, die bis zur Zeit unerhört geweſen war im europäiſchen Staatsrechte, bemächtigte ſich Oeſterreich unter Metternich's Leitung des ſo gedeuteten Principes, um alles, was eben beſtand, für geheiligt zu erklären, und dem Leben der europäiſchen Menſchheit Stillſtand auf einem ganz willkürlich gewählten Punkte zu gebieten. Und dieſes Princip der Legitimität wurde nun von Seiten Oeſterreichs in der ſeltſamſten Weiſe auf die Balkanhalbinſel angewendet. Der Koran gebietet den Gläubigen die Eroberung der ganzen Welt, er läßt den beſiegten Völkern keine Wahl als Bekehrung zum Islam oder Untergang und Tod. Die chriſtlichen Unterthanen der Pforte ſind, in den Augen des Sultans wie des osmaniſchen Staatsrechtes und aller Türken, Verbrecher, die, weil ſie ſich nicht zum Islam bekehrt haben, dem Tode verfallen, ihr Leben jedes Jahr durch ein Kopfgeld für ein weiteres Jahr erkaufen müſſen. Von Seiten Oeſterreichs wurden dieſe ſelben chriſtlichen Unterthanen der Pforte nun mit dem größten Nachdrucke belehrt, der Sultan ſei ihr legitimer Souverän, der Landesvater, ihre von Gott eingeſetzte Obrigkeit. Jede Empörung gegen ihn wurde als ein Frevel gegen die allein berechtigte Weltordnung, gegen göttliches und menſchliches Recht gebrandmarkt. Als ſich die Griechen gegen die Fremdlinge auf europäiſchem Boden, gegen die Türken, erhoben, hat die öſterreichiſche Diplomatie die äußerſten Anſtrengungen gemacht, alles aufgeboten, um es dahin zu bringen, daß ſich Niemand ihrer annehme. Mit welcher Feindſeligkeit, mit welcher erzwungenen Verachtung ſprach damals der Vertraute des Fürſten Metternich, jene ſeltſame Parodie des Ritterthumes, der Ritter von Gentz, im „Oeſterreichiſchen Beobachter" von den Griechen, mit welchem trivialen Hohne von der deutſchen Jugend, die ſich für die Griechen begeiſterte. Wer ein Mitgefühl für die Griechen zeigte, der war in den Augen der öſterreichiſchen Regierung nicht mehr blos wie früher ein kindiſcher Schwärmer, über den man die Achſeln zuckte: er war ein Revolutionär, der polizeilich gezügelt werden mußte. Selbſtverſtändlich wurden die Rumänen nicht günſtiger beurtheilt, nicht beſſer behandelt als die Griechen. Der Grieche Ypſilanti hatte das Unglück, in die Hände der Oeſterreicher zu fallen, und mußte den unter den damaligen Umſtänden thörichten Verſuch, die Rumänen der Donaufürſtenthümer zum Aufſtande zu bewegen, mit einem vorzeitigen Tode im Gefängniſſe zu Munkacs büßen. Wodurch er ſich eigentlich gerade gegen

Digitized by Google

Oesterreich vergangen habe, und wodurch Oesterreich sich berechtigt glauben durfte als sein Richter aufzutreten, das waren Fragen, die unerörtert blieben.

Als dann Rußland im Jahre 1828, aus Gründen, die in seiner besondern Politik lagen, zum Kriege gegen die Türkei schritt, machte die österreichische Diplomatie wieder die äußersten Anstrengungen, um eine europäische Coalition zum Kriege gegen Rußland, zum Schutze der Türkei zusammen zu bringen. Wer damals in Oesterreich weilte, muß sich auch heute, nach einem halben Jahrhundert, noch der Leidenschaftlichkeit erinnern, mit der dort in den officiellen, und selbst in den militärischen Kreisen, von dem türkischen Reiche als von einem nothwendigen Elemente des europäischen Gleichgewichtes gesprochen wurde; wie viele treffliche Eigenschaften man den Türken und ihrer Regierung nachzurühmen wußte, mit welcher Geringschätzung man der Griechen als eines revolutionären Gesindels gedachte, und der Balkanslaven als elender Räuberbanden. Die Coalition kam nicht zu Stande, die russischen Waffen hatten einen dem Wiener Hofe sehr unerwünschten Erfolg; die Pforte mußte sich dem Gesetze des Siegers beugen; da zeigte sich Oesterreich von neuem bemüht, den Frieden so günstig als unter den Umständen irgend möglich war für die Türken, so ungünstig als sich thun ließ für Griechen, Rumänen und Serben zu wenden und zu deuten.

Fünfundzwanzig Jahre später erhob sich Rußland zu einem neuen Kampfe, der das osmanische Reich zu zertrümmern drohte; und wieder zeigte sich Oesterreich bereit, mit den Waffen zum Schutze dieses Reiches einzuschreiten. Zwar durfte man diesmal nicht mehr wie früher mit Haß und Verachtung von der christlichen Bevölkerung als von einem nichtsnutzigen Raubgesindel sprechen, das gestatteten die Rücksichten nicht, die man auf die öffentliche Meinung in Europa zu nehmen hatte; man mußte vielmehr vorgeben, wie auch England und Frankreich thaten, daß man für diese Bevölkerung auf das allerbeste sorgen, daß man die heilsamsten Reformen in der Türkei herbeiführen wolle; aber man war zu Wien, gerade wie in Paris und zu London vollkommen bereit, sich in dieser Beziehung bei den ersten besten Versprechungen der hohen Pforte zu beruhigen, obgleich man sehr wohl wußte, daß es bei leeren Worten bleiben werde, und die christlichen Völkerschaften der Donau- und Balkanländer wußten ihrerseits auch sehr wohl, wie weit die Sympathien Oesterreichs reichten und was sie davon zu erwarten hätten. Von der thätigen Theilnahme an dem Kampfe zu Gunsten der Türkei wurde zwar Oesterreich hauptsächlich dadurch abgehalten, daß Preußen den Gang aus guten Gründen nicht mitmachen wollte, aber auf welcher Seite die Sympathien des Wiener Hofes lagen, das war hinlänglich ausgesprochen; es zeigte sich von neuem auf das entschiedenste, als Rußland auf Oesterreichs Verlangen seine Truppen aus den Donaufürstenthümern zurückziehen mußte, und Oesterreicher dort

Digitized by Google

einrückten. Die öſterreichiſchen Officiere und Beamten waren dort keineswegs willkommen, ſie trafen überall im Lande auf ruſſiſche Sympathien; in ihrem Verdruſſe darüber und über die ſchlechte Aufnahme, die ſie fanden, ſprachen auch ſie ſich mit einer gewiſſen Schroffheit aus, behandelten die Eingeborenen mit Geringſchätzung und ſchließlich war die gegenſeitige Abneigung in Folge dieſer Occupation größer geworden als je zuvor.

Im Laufe des letzten Türkenkrieges machte ſich noch ein neues Element geltend, das die chriſtlichen Völkerſchaften der Balkanhalbinſel dem habsburgiſchen Doppelreiche, in deſſen Politik die Magyaren ſeltſamer Weiſe die leitende Nationalität geworden ſind, mehr und mehr entfremden mußte. Die Ungarn begeiſterten ſich für das „Brudervolk", zu dem ihnen die Türken plötzlich geworden waren. Wenn es ganz nach ihrem Willen ging, mußte der habsburgiſche Staat ſogar zu den Waffen greifen, um die unverbeſſerliche Barbarei am Bosporus zu vertheidigen, und zwar keineswegs etwa um des europäiſchen Gleichgewichtes willen, ſondern recht ausdrücklich, um die Herrſchaft des Brudervolkes über das elende Geſindel zu befeſtigen, das Slaven und Rumänen in den Augen der Ungarn ſind. Die Forderung, daß der Gang der Weltgeſchichte ſich nach dem Willen eines ſo wenig zahlreichen Volkes richte, eines Volkes zumal, das nie eine culturgeſchichtliche Bedeutung gehabt hat, dieſe Forderung hat allerdings etwas ſehr ſeltſames, aber ſie läßt ſich in dieſem Falle doch erklären: ſie iſt durch die Sorge um das eigene Daſein eingegeben. Die Magyaren ſehen, daß durch jede Vergrößerung Oeſterreich-Ungarns nach Südoſten die Zahl der Slaven im Reiche, ja beſonders in der ungariſchen Hälfte deſſelben, ganz gewaltig vermehrt würde, und ſie fürchten die überlegene Zahl der Slaven wie die überlegene Bildung der Deutſchen. Sie fürchten durch die eine oder durch die andere abſorbirt zu werden. In dem Fanatismus, mit dem ſie die beiden gefährlichen Elemente abzuwehren ſuchen, liegt eigentlich das Geſtändniß, daß ſie das Bewußtſein der eigenen Schwäche haben; daß ſie wiſſen, ein ungeſtörtes Fortbeſtehen ihrer Nationalität als der herrſchenden in dem überwiegend von Slaven, Rumänen und Deutſchen bewohnten weiten Reiche könne nur gewaltſam erzwungen werden.

Ob ihnen das für immer gelingen wird, mag hier unerörtert bleiben. Für den Augenblick iſt es ihnen gelungen, die Kluft zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und den chriſtlichen Völkerſchaften der Balkanländer ganz gewaltig zu erweitern.

Die Slaven in der Herzegowina und in Bosnien hatten ſich mehrfach gegen die Herrſchaft der Pforte erhoben. Hier hatte die Bewegung begonnen, welche die letzte Kriſis herbeiführte. Als aber die Oeſterreicher einrückten, wurden ſie keineswegs als Befreier empfangen oder als eine ſchützende Macht. Sie ſtießen vielmehr bei der Bevölkerung auf eine ſehr feindſelige Geſinnung,

Digitized by Google

und zwar bei der christlichen Menge noch entschiedener als bei dem alten Adel des Landes, der es seinem Vortheile angemessen gefunden hat, zum Islam überzutreten, und sich aus slavischen Panen in türkische Beys zu verwandeln. Oesterreich ist nur vermöge harter Kämpfe in den Besitz des Landes gelangt und darf dort auch jetzt noch die Waffen nicht aus der Hand legen.

Fehler, die fast ein Jahrhundert lang auf Fehler gehäuft worden sind, können eben nicht ohne weiteres ungeschehen gemacht werden; ihre Spuren, ihre Nachwirkung sind nicht in einem Augenblicke zu tilgen. Oesterreich muß sich gestehen, daß es Sympathien und Vertrauen der Balkanvölker weder besitzt noch so leicht zu gewinnen vermag; daß es nicht hoffen darf, auf die Bildung der Staaten, die sich dort auf den Trümmern des türkischen Reiches erheben könnten, einen im Lande selbst erwünschten Einfluß zu üben, oder diese Staaten, wenn sie entstanden sind, unter seine Obhut zu nehmen und zu bevormunden. Bricht das Reich der Osmanen in sich zusammen, so fällt der gebietende Einfluß an der untern Donau und im ägäischen wie im schwarzen Meere höchst wahrscheinlich, fast gewiß sogar, anderen Mächten, nicht Oesterreich-Ungarn, zu, und das könnte für das Doppelreich der Habsburger gefährlich werden. So bleibt denn der österreichischen Politik eben nichts übrig, als ein leidiger Ausweg der Halbheit: der Versuch, das morsche Gebäude türkischer Herrschaft aufrecht zu erhalten. Das heißt die Lösung der orientalischen Frage vertagen, nicht die Frage lösen. Man könnte es einen Versuch nennen, den Gang der Weltgeschichte aufzuhalten, obgleich man weiß, daß er sich nicht wenden läßt.

England und Frankreich sind vielfach in demselben Falle. Ihre Politik hat ihnen den Haß und leider muß man sagen den verdienten Haß der Christen in den Provinzen des osmanischen Reiches zugezogen, ohne daß es ihnen darum gelungen wäre, das Vertrauen der dort herrschenden Barbaren zu gewinnen oder irgend einen heilsamen Einfluß auf sie zu üben.

Wir brauchen hier nicht auf die frühere Geschichte zurück zu gehen, nicht daran zu erinnern, daß Frankreich schon vom sechzehnten Jahrhundert an sich gewöhnt hatte, ungeachtet alles katholischen Eifers, die Mahomedaner, die sich am Bosporus angesiedelt hatten, als seine werthvollsten Verbündeten zu betrachten. Waren sie doch zur Zeit ihrer Macht jeden Augenblick bereit, Deutschland an der Donau anzufallen, und wenn das geschah, wenn die deutschen Waffen dort beschäftigt waren, dann ergab sich für Frankreich die günstigste Gelegenheit, dasselbe Deutschland am Rheine zu plündern, zu verheeren und bleibend zu berauben. So wurden, während die Türken Wien bedrohten, Straßburg und die elsässer Voigtei-Städte mitten im Frieden überfallen und dem Reiche Ludwig's XIV. einverleibt.

Als dann das Reich der Osmanen der Ohnmacht verfallen war, wurden

Digitized by Google

beide, England und Frankreich, früher noch und mehr selbst als Oesterreich, um dessen Erhaltung besorgt, und aus denselben Gründen: damit nicht eine europäische Macht der schönen Länder und des weltgeschichtlichen Einflusses, den ihr Besitz gewähren konnte, Herr werde. Eine christliche Völkerschaft, die sich gegen ihren Gewaltherrn, den Sultan, erheben wollte, durfte nicht auf die Sympathien Frankreichs oder Englands rechnen.

So wurden denn auch die Griechen, als sie sich im Jahre 1820 gegen die Pforte erhoben, in Frankreich und in England von Seiten der officiellen Kreise mit derselben Mißgunst beurtheilt wie in Oesterreich. Nur die parlamentarische Opposition in beiden Ländern nahm sich der Griechen, die sich erhoben hatten um ihre Freiheit zu gewinnen und bald um ihr Dasein kämpfen mußten, hauptsächlich durch schöne Reden an, doch eigentlich nicht um der Sache willen, sondern nur weil sie in der Agitation zu Gunsten der Griechen ein treffliches Mittel parlamentarischer Taktik, eine Waffe gegen die eigene Regierung sahen. Es war ein Gegenstand, über den sich prachtvoll declamiren ließ! Aus England ging Niemand in die Levante, den Griechen beizustehen, als zwei oder drei Herren, die der äußersten parlamentarischen Opposition angehörten, und einige Seeleute, die da gute Beute zu machen hofften; aus Frankreich Niemand, als einige verbannte und verurtheilte Buonapartisten und Republikaner, und die, wie sich von selbst versteht, hauptsächlich der eigenen Landesregierung zum Verdruß.

England hatte übrigens auch schon unmittelbar vor dem Aufstande der Griechen das mögliche gethan, sich bei ihnen verhaßt zu machen. Kapodistrias, damals in hoher Gunst bei dem Kaiser Alexander, hatte bekanntlich auf dem Wiener Congresse bewirkt, daß sein engeres Vaterland als Republik der jonischen Inseln in die Reihe der europäischen Staaten eingereiht wurde; er hatte ferner bewirkt, daß dieser kleine Freistaat nicht unter Oesterreichs, sondern unter Englands Schutz gestellt wurde. Er hoffte von England, was von Oesterreich zur Zeit des Kaisers Franz und Metternichs nicht erwartet werden konnte, nämlich daß es dem schutzbefohlenen Staate eine freie Verfassung und eine freie Entfaltung des politischen Lebens gewähren würde; daß es ferner, wenn sich dereinst Griechenland erheben könne, bereit sein werde die jonischen Inseln aus dem Schutzverhältnisse zu entlassen, damit sie sich einem größern Vaterlande der Griechen anschlössen. Ein Beweis, daß der kluge Kapodistrias zwar die Welt, aber nicht England kannte. Er sah die Zustände dieses Inselreiches in einem idealen Lichte, wie damals auf dem europäischen Continent so ziemlich alle, die sich für Politik interessirten, ohne wirklich etwas damit zu thun zu haben.

England gab den jonischen Inseln eine Verfassung, in der alles leerer Schein war, ausgenommen die unumschränkte despotische Macht, die der

Digitized by Google

englische Militärgouverneur dort im Lande zu üben hatte; es versah die Inseln mit einer starken Besatzung englischer Truppen, und duldete nicht, daß der angebliche Freistaat irgend eine eigene bewaffnete Macht habe. So wurden die Inseln einfach als ein Großbritannien unterworfenes, nicht von Engländern bewohntes Land rücksichtslos regiert, natürlich nicht so wie es das eigene Interesse des Landes gefordert hätte, und da die Bürger sich wenig erbaut von diesem Regiment erwiesen, wurde eine sehr energische Schreckensherrschaft geübt. Seltsamer Weise hat diese Tyrannei unter uns Deutschen ein paar tiefsinnige Lobredner gefunden. Unser wackerer Gervinus, dem die Natur politische Einsicht und Verständniß der Geschichte in einem seltenen Grade versagt hatte, und dessen Schüler Mendelssohn-Bartholdi haben den Versuch gemacht, diese Tyrannei als eine historische Nothwendigkeit darzustellen; die Zeit, wo sie geübt wurde, als eine jener nothwendigen Perioden despotischer Herrschaft, durch welche verkommene in Trägheit versunkene Völker zur Thätigkeit gezwungen und auf diese Weise zum Fortschritt und schließlich zur Freiheit erzogen werden. Das ließe sich allenfalls hören, wenn dabei die Absicht gewaltet hätte, die Entwickelung eines würdigen, selbständigen politischen und bürgerlichen Lebens der jonischen Griechen vorzubereiten. Aber der despotische Druck Englands hatte, genau wie die Tyrannei der Türken, den gerade entgegengesetzten Zweck. Die Absicht war einfach, die Bevölkerung in stummer und stumpfer Unterwürfigkeit zu erhalten, jede freiere Regung, jeden aufwärts strebenden Gedanken zu unterdrücken und zu ersticken.

Kapodistrias brachte im Jahre 1819 die nur allzu gerechten Klagen seiner unglücklichen Landsleute an die englische Regierung, wurde aber damit in einer Weise zurückgewiesen, die selbst der nicht vorhersehen konnte, der sich zu sagen wußte, daß die englische Regierung in ihrem Treiben nicht gestört sein wolle. Die schriftliche Note, die Kapodistrias als Antwort erhielt, möchte wohl kaum ihres Gleichen haben in der gesammten diplomatischen Correspondenz der civilisirten Welt. Sie war von unübertrefflicher Brutalität, um so schwächer dagegen von Gehalt und logischem Zusammenhange. Man könnte sie in dieser Beziehung komisch oder kindisch nennen, wenn man sich nicht durch die beispiellose Brutalität empört fühlte. Daß der Gouverneur und die anderen dort angestellten Engländer ihre Gewalt mißbrauchten, sei nicht wahr, wurde darin ohne Untersuchung in der beleidigendsten Weise erklärt; es könne gar nicht wahr sein, denn der Militärgouverneur und alle diese Engländer überhaupt seien dem englischen Parlamente verantwortlich. Die seltsame Eigenthümlichkeit der Verfassung, welche England der griechischen Inselrepublik aus angemaßter höherer Machtvollkommenheit ertheilt hatte, und vermöge welcher die ausübende Macht in dem geknechteten Freistaate der Regierung eines andern fremden Staates, nämlich eben Englands zustand,

Digitized by Google

wurde gar nicht vertheidigt; ſie verſtand ſich von ſelbſt, und war hoch erhaben über jeden Angriff. Daß die ausübende Macht, die wirklich waltende Regierung der Inſel, ſammt allen dortigen Gerichten, nicht dem eigenen Parlamente, ſondern dem eines auswärtigen fremden Staates verantwortlich ſei, wurde ausdrücklich mit naiver Dreiſtigkeit als ein normaler Zuſtand hingeſtellt, ſo entſchieden es auch allem widerſpricht, was Engländer für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen.

Die Klagen der joniſchen Griechen fanden auch dann, wenn ſie ja von einem Engländer, einem Mitgliede der Oppoſition, der Oppoſition wegen, im Parlamente zur Sprache gebracht wurden, ſehr wenig Gehör. Der Herzog von Wellington ſagte einmal bei einer ſolchen Veranlaſſung, die Griechen der joniſchen Inſeln müßten eigentlich als Strafe für ihre thörichten Querelen aus dem Schutze und der Vormundſchaft Englands entlaſſen werden, dann würden ſie zu ihrem Schaden inne werden, welcher Wohlthat ſie ſich unwürdig gemacht hätten. Mit einer ſolchen Redensart war die Sache im Parlamente jedes Mal abgemacht, wie ja auch die Klagen der Hindus da kein ſonderliches Intereſſe erwecken.

Die Bevölkerung der joniſchen Inſeln empfand die Verachtung, mit der ſie von den herrſchenden Engländern behandelt wurde, faſt ſchmerzlicher noch als den wirklichen Druck, der auf ihr laſtete. Den Griechen des Feſtlandes aber konnte natürlich das Regiment, das ſie dort führen ſahen, kein Vertrauen zu England einflößen und kein Verlangen nach dem Schutze Englands.

Als die Griechen nach jahrelangen Kämpfen zu unterliegen begannen, Miſſolunghi und Hydra gefallen waren, in einer Weiſe, welche die Theilnahme aller nicht reactionär Geſinnten in Europa ſteigerte, gelangte Canning an die Spitze der engliſchen Regierung; ein Mann den die Deutſchen, namentlich die jüngeren, in der allerſeltſamſten Weiſe idealiſirten, wie ſie das in der Art haben; ſie nahmen ihn für einen Geiſtesverwandten Rouſſeau's oder des Verfaſſers von Paul und Virginie, für einen enthuſiaſtiſchen Schwärmer, dem Freiheit im allgemeinen und Glück der Menſchheit in kosmopolitiſcher Objectivität am Herzen liege, während er, ein Mann von freiem Geiſte, den keine Standesvorurtheile beherrſchten, in der That lediglich die Intereſſen Englands im Auge hatte, und ſie nur anders auffaßte als die ſtrengen Tories, aus deren Schule er hervorgegangen war. Sein großes Verdienſt um England, und wenn man will mittelbar auch um Europa, lag darin, daß er mit klarem Blicke erkannte, es ſei nicht länger an der Zeit, die reactionäre Principienpolitik weiter zu treiben, die England eigentlich ſeit dem Beginne der franzöſiſchen Revolution befolgt hatte; daß er von ſolcher Einſicht ausgehend die Politik Englands in die Bahnen einer reinen Intereſſenpolitik zurückführte; daß er überall lediglich die Intereſſen Englands zu wahren

Digitized by Google

bemüht war, ohne im mindesten darnach zu fragen, ob dadurch anderswo reactionäre oder liberale Principien gefördert wurden. So hatte er die Anerkennung der ehemaligen spanischen Kolonien als selbständige Freistaaten bewirkt, weil er einsah, daß die Wiedereroberung dieser weiten Länder durch das ohnmächtige Spanien eine Unmöglichkeit, eine Chimäre, und daß es eine Thorheit sei, dem Principe der Legitimität zu Liebe dem Handel Englands mit dem spanischen Amerika Fesseln anzulegen und unberechenbaren Schaden zuzufügen. Zwei gewichtige Thatsachen geben endlich den Ausschlag. Zuerst und vor allem der Umstand, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, für die es keinerlei Schwierigkeiten hatte, die Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien Spaniens anzuerkennen, den Engländern darin bereits zuvorgekommen waren, und sich ohne Zweifel des Handels dieser Länder ausschließlich und allein bemächtigten, wenn England länger zögerte, die Anerkennung auch seinerseits auszusprechen. Dann aber auch schien Spanien durch den absolutistischen Kreuzzug, den Frankreich 1823 mit Erfolg unternommen hatte, um das absolute Königthum dort in aller Pracht und Herrlichkeit wieder herzustellen, dem Einflusse Englands entzogen, einer Vormundschaft Frankreichs verfallen. Auch das war ein Grund, die Entstehung eines neuen Spaniens jenseits des Weltmeeres zu begünstigen; eines Spaniens, das unter Englands Einfluß stehen und durch seinen Handel ausgebeutet werden könne. Durch solche Erwägungen ließ sich Canning als ein durchaus praktischer Staatsmann bestimmen, und das junge Deutschland feierte ihn dafür als den Mann, der aus reiner idealer Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte einen ganzen Welttheil „mündig gesprochen" habe. Das war der Ausdruck, der damals Mode wurde.

In demselben Geiste fühlte sich Canning bewogen, zu Gunsten der fast schon unterliegenden Griechen einzuschreiten. Er sah, daß es nicht möglich sei, den unbequemen Wirren im Oriente etwa dadurch ein Ende zu machen, daß man direct für die osmanische Pforte gegen die Griechen Partei nahm und die englische Flotte dazu verwendete, den Rest des unglücklich Kämpfenden auch noch zu vernichten, wie das der Fürst Metternich eigentlich gewünscht hätte. Er sah, daß Rußland unter dem Kaiser Nikolaus sich bereitete zu den Waffen zu greifen gegen die Türkei, und es war ihm einleuchtend, daß England es nicht dem nordischen Reiche allein überlassen dürfe, die Verhältnisse im Oriente seinen Absichten und Interessen gemäß zu regeln. Sein Bestreben ging demgemäß dahin, Rußland durch einen Vertrag zu binden, vermöge dessen sich beide Staaten zu einer gemeinschaftlichen Action auf der Balkanhalbinsel verpflichteten, und die Angelegenheiten der Griechen nicht anders als gemeinschaftlich zu regeln versprachen. Die Aufgabe, die sich Canning stellte, war, da es einmal geschehen mußte, das politische Dasein

Digitized by Google

der Griechen ſicher zu ſtellen, aber in ſolcher Weiſe, daß die Intereſſen und die Macht des türkiſchen Reiches dadurch ſo wenig wie irgend möglich geſchädigt würden. Mit anderen Worten, er wollte ſich der Griechen annehmen, um die Türken zu ſchützen, und den Vertrag ſchließen, damit nicht Rußland auf eigene Hand mehr zu Gunſten der Erſteren zum Schaden der Letzteren erzwinge, als England ſeinen Intereſſen entſprechend achtete. Denn für Canning war, wie für jeden Engländer, das türkiſche Reich ein nothwendiges Element in Europa, und ſeine Erhaltung eine Hauptaufgabe jeder verſtändigen Politik. Er erinnerte ſich der Worte Pitt's, der wiederholt erklärt hatte, mit einem Menſchen, der die Nothwendigkeit des Daſeins der Türkei nicht einſähe, ſpreche er überhaupt nicht von Politik.

Der Vertrag, den der Herzog von Wellington in Canning's Auftrag am 4. April 1826 — wenige Tage vor dem Falle Miſſolunghi's — zu Petersburg mit der ruſſiſchen Regierung abſchloß, entſprach denn auch den Abſichten, die England dabei hegte. Griechenland ſollte dieſem Uebereinkommen zu Folge ein der Türkei unterworfenes Land ſein und bleiben, und der hohen Pforte einen jährlichen, ein für alle Mal feſtgeſetzten Tribut zahlen. Nur in Beziehung auf die innere Verwaltung ihres Landes ſollten ſich die Griechen der Art von Selbſtändigkeit erfreuen, die früher ſchon den Serben wie den Rumänen in der Moldau und Wallachei zugeſtanden worden war. Sie ſollten von Beamten regiert werden, die ſie ſelber wählten und die der Sultan beſtätigte. Frankreich, Oeſterreich und Preußen wurden eingeladen dieſem Vertrage beizutreten.

Die beiden deutſchen Großmächte lehnten jede Betheiligung ab; Oeſterreich ſogar mit Entrüſtung. Der Fürſt Metternich zeigte ſich empört, daß man auf dieſe Weiſe göttlichem und menſchlichem Geſetze Hohn zu ſprechen wagte; die Legitimität des Sultans, ſein göttliches Recht in ſolchem Grade verkannte. Wie lange hatte er den Kaiſer Alexander, auch in Beziehung auf die orientaliſchen Angelegenheiten, in den Bahnen einer correcten conſervativen Principienpolitik erhalten, und nun ſtörte der böſe Canning Oeſterreichs mühſam gezogene Zauberkreiſe, im Oſten wie im Weſten, und begünſtigte das zu Wien verurtheilte revolutionäre Princip! Je mehr aber das Petersburger Protokoll in Wien Zorn und Unwillen erregte, deſto entſchiedener feierte die deutſche Jugend Canning als den freiſinnigen hochherzigen Retter und Befreier der Griechen.

Th. von Bernhardi.

Digitized by Google

Felix Dahn's nordiſche Dichtungen.*)

Der Halfredſage mit dem herausfordernden Titel: „Sind Götter?" hat Felix Dahn eine andere Dichtung nachfolgen laſſen, „Odhin's Troſt", verwandt jener älteren im Stoffe und im Aufbau, doch bedeutender und ausgereifter ſowohl nach dem Ideengehalte als nach der dichteriſchen Compoſition. Das heroiſche Zeitalter der Germanen zu erforſchen, iſt das Arbeitsfeld des Gelehrten; es verſteht ſich, daß auch der Dichter mit Vorliebe in den gleichen Regionen verweilt. Wiſſenſchaft und Dichtkunſt reichen ſich die Hand; man empfindet es an der lebensvollen Ausgeſtaltung ſeiner poetiſchen Gemälde, daß auch als Geſchichtsforſcher Felix Dahn dieſes Gebiet vollſtändig beherrſcht, bis in die Einzelheiten mit dem Leben jener alten Geſchlechter vollſtändig vertraut iſt, ſo weit wir daſſelbe überhaupt noch aus den Quellen herzuſtellen im Stande ſind. Beide male führt uns der Dichter nach Island, wo die eingewanderten Germanen eigene Staatseinrichtungen begründet, den überlieferten Schatz von Götter- und Heldenſagen in eigenthümlicher Art entwickelt haben. Auch die Zeit iſt dieſelbe: im zehnten Jahrhundert ſpielt die eine Erzählung, im elften die andere. Es iſt die Zeit, da durch römiſche Sendboten die Lehre vom Kreuze auf der Inſel Eingang gefunden, den Götterdienſt verdrängt, ja ſchon durch Volksbeſchluß anerkannte Rechtsgiltigkeit gewonnen hat. Aber im Herzen ſind Viele noch dem Glauben der Väter zugethan; bei ſchweren Strafen iſt es verboten, den alten Göttern anzuhangen und zu dienen, doch der neue Dienſt wird noch als ein Fremdes, Fragwürdiges empfunden, ſcheu, ja unwillig trägt man das nicht immer heilige Thun der heiligen Männer, im Verborgenen hat da und dort die Pietät ein Stück alten Opfergeräthes aufbewahrt, und an abgelegenen Orten, in der Stille der Nacht, geſchieht wohl noch eine fromme, jetzt verfehmte Handlung. Die Gedanken der Männer ſind in Bewegung, und jetzt iſt auch die Zeit, da treuer Sinn heimlich die Sagen der Väter ſammelt, aufzeichnet, vor Vergeſſenheit rettet. Geſchieht es jetzt nicht, ſo erliſcht das Gedächtniß unter dem ſchonungsloſen Zwange der Chriſtenleute. Einfache Söhne des Volkes, Hirten, Hofbauern, Schiffsleute, die aber in den geiſtlichen Schulen der Schrift kundig geworden ſind, wenden dieſe Kunſt an die Aufzeichnung mündlich bewahrter Sagenſtoffe. Unſere beiden Dichtungen ſind eben in dieſer Weiſe eingekleidet, jede wird uns in der Erzählung eines ſolchen heimlichen Freundes der alten

*) Sind Götter? Die Halfred Siegſkaldſage. Eine Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. 3. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1878.

Odhin's Troſt. Ein nordiſcher Roman aus dem elften Jahrhundert. 1—4. Aufl. Ebd. 1880.

Digitized by Google

Götter mitgetheilt, alſo in alterthümlichem Gewande, zum Theil mit Anwendung des Stabreimes, als unmittelbaren Nachklanges der alten heiligen Lieder. Dieſer tritt zumal an den Stellen ein, wo der Ton der Erzählung ſich hebt, die Rede feierlich, rhythmiſch erklingt, Helden oder Götter redend eingeführt ſind. Der Vortrag iſt in hohem Grade ſtimmungsvoll, Nordlandshauch weht aus ihm entgegen, und es iſt ein Beweis ſtarker Geſtaltungskraft, daß die Stimmung durchweg feſtgehalten iſt. Dem Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gelingt es, hinter die heimlichen Schreiber Fridgiſa-Irenäus und Thorgeir, Thormodhr's Sohn, zurückzutreten, die, vor den Mönchen ſorgfältig ihr Schriftzeug verbergend, die Sage von Halfred Siegſkald und die Sage von Odhin's Troſt niederſchreiben.

Das alſo iſt das zunächſt hervorſpringende Motiv: der Kampf zwiſchen dem abſterbenden Heidenthume und dem ſiegreichen Chriſtenglauben. Wir ſind die theilnahmvollen Zeugen dieſes Kampfes, wir werden in die Hütten, in den Rath und die heimlichen Gedanken der Männer eingeführt, die ihn erlebten, von ihm bewegt wurden, in ihm litten. Aeußerlich iſt der Kampf bereits entſchieden, doch in einem Geſchlechte, in dem die alten theuern Ueberlieferungen noch immer mächtig ſind. Das giebt einen ſtarken, die Phantaſie herausfordernden Gegenſatz. Man wird dabei an die poetiſchen Verſuche denken, die wiederholt angeſtellt worden ſind, das abſterbende antike Heidenthum mit dem aufſtrebenden Chriſtenthume in Berührung und Gegenſatz zu bringen. Ein beliebter Vorwurf neuerer Dichter, die dabei mehr oder weniger an geſchichtliche Ereigniſſe und Perſönlichkeiten anknüpfen können. Wird nun dieſer Gegenſatz eben ſo wirkſam und ergiebig ſein, wenn er aus dem zweiten Jahrhundert in das zehnte, aus Rom oder Alexandria an die Nordlandküſten, aus einer Welt raffinirter Uebercultur in einfache, primitive Volkszuſtände verlegt wird? Man ſieht, das Problem iſt daſſelbe und zugleich wieder ein ganz anderes. Zunächſt ſcheint der Dichter, der uns in die Zeiten des antiken Götterglaubens und ſeines Niederganges verſetzt, durchaus im Vortheile zu ſein. Ein Reichthum von geiſtigen Richtungen, von vielſeitigen Bildungselementen iſt vorhanden, in die er nur hineinzugreifen braucht. Dieſe Zeiten ſind geſchichtlich heller und ſtehen uns auch innerlich näher: denn auch die Antike iſt wie die Bibel zu einem Beſtandtheile unſerer Bildung geworden. Mit den altgermaniſchen Göttern fehlt unſerm Bewußtſein jeder unmittelbare Zuſammenhang, nur die Wiſſenſchaft, die Alterthumskunde ſcheint ihn vermitteln zu können. Die religiöſe Entwickelung unſers Volksthumes hat durch die Einführung des Chriſtenglaubens eine jähe und gänzliche Unterbrechung erfahren, und nur höchſt ſchwache Spuren der älteren Vorſtellungen ſind in der Ueberlieferung erhalten. Die Berufung darauf aber, daß jener Glaube, der dem Chriſtenthume erlag, doch der Glaube unſerer Väter war, gleichſam

Digitized by Google

als ein angestammter Besitz zu achten ist, werth aus der Vergessenheit gezogen und uns wieder nahe gebracht zu werden — dieser Appell an das Nationalgefühl ist erfahrungsgemäß noch immer von geringer Wirkung gewesen. An Bemühungen hat es ja nicht gefehlt, aber sie haben unseren Göttern und Helden nie zu einer Popularität verhelfen können, die sich auch nur annähernd mit denen Homer's messen könnte. Sehen wir nun, welche Wendung Felix Dahn dem Problem gegeben hat, um das germanische Götterwesen dem modernen Bewußtsein nahe zu bringen und dort den Stoff zu Dichtungen zu finden, welche rasch eine ungewöhnliche Gunst der Lesewelt gewinnen.

Der Reiz jener Stoffe aus der spätantiken Zeit besteht namentlich darin, daß hier eine uralte, ungemein reich entwickelte Cultur sich von neuen, anfangs mißachteten, unscheinbar wirkenden Einflüssen bedroht und untergraben sieht, ein Proceß, der nur dadurch möglich ist, daß eben jene alte Cultur durch ihre eigene Entwickelung auf einen Punkt gediehen war, wo sie den neuen Einflüssen ein aufgelockertes und zubereitetes Feld darbot. Wo daher die Dichtung solcher Stoffe sich bemächtigt, handelt es sich immer um culturgeschichtliche Gemälde, deren poetische Beseelung auf psychologischem Wege versucht wird. Es werden Kämpfe geschildert, die im Innern der handelnden Personen vor sich gehen. Der Widerstreit der Religionsformen wird in die suchenden und zweifelnden, die gläubigen und ungläubigen Seelen verlegt. Man erfindet Helden, die, unbefriedigt vom alten Götterglauben, ein Neues suchen, verlangend sich anderen Idealen entgegenstrecken und auf diesem Wege, wie schon der Clemens der alten Magussage, dem Heile aus Judäa zugebracht werden. Nichts dergleichen finden wir bei Felix Dahn. Die psychologische Entwickelung der Charaktere tritt bei ihm auffallend zurück, sie ist auch gar nicht seine Absicht, und er entgeht damit einer Klippe, die bei der dichterischen Erneuerung längstvergangener Epochen in der Regel bedenklich wird. Je feiner und kunstgerechter der Dichter unserer Zeit die Zustände und Seelenvorgänge ferneliegender Geschlechter zu analysiren und zu zeichnen unternimmt, um so leichter erliegt er der Gefahr, moderne Empfindungen und Vorstellungen in vergangene Zeiten zurückzutragen. An dieser Gefahr also geht der Dichter der Halfred- und der Odhinsage glücklich vorbei. Seine Gestalten haben lediglich nichts problematisches. Es sind einfache, ungebrochene Charaktere, schlecht und recht, ganz wie sie in den alten Sagen selber erscheinen. Der Dichter giebt uns wohl eine Ahnung starker Gemüthsbewegungen, aber ohne daß er diese ausmalt oder in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Diese Menschen grübeln nicht, aber sie handeln. Und wo sie grübeln, thun sie es als einfache Naturkinder. Auch ihr Zweifel ist naiv. Ihr Seelenleben hat etwas traumhaft Verschleiertes, und das eben paßt

Digitized by Google

trefflich in Ort und Zeit. Die ganze Leiter menſchlicher Regungen kommt zum Ausdrucke, vom grauſig Ungeheuerlichen, von blutdürſtiger Raſerei bis zum zarteſten, anmuthigſten Liebesgeflüſter. Aber ſo erſcheinen die Menſchen in ihren Handlungen, das Pſychologiſche iſt nirgends entwickelt und das beſtärkt in uns die Empfindung, daß wir Menſchen des zehnten Jahrhunderts, echte Nordlandsrecken vor uns haben.

Würden nun freilich blos die bunten Abenteuer dieſer Wickinge erzählt, ſo bliebe die Anziehungskraft, welche beide Romane ausüben, unerklärt. Hier tritt ein neues Element ein, worin die eigentliche Stärke des Dichters liegt. Seine Menſchen ſind nicht Gegenſtände der Seelenmalerei, wohl aber haben ſie ihre Gedanken, tiefe Gedanken, ja in einfacher Faſſung die allertiefſten Gedanken, die in aller Zeit die Menſchen bewegt haben. Wenn ſie Ungeheures, Unbegreifliches erleben, ſo ſind ſie ſich nicht ſelbſt intereſſant genug, an dem einzelnen Falle hängen zu bleiben, ſie greifen tiefer, gleich nach den letzten Gründen des Daſeins, ſie fragen: woher die Welt und wozu die Welt? woher der Menſch, und wozu der Menſch? Das Individuelle verſchwindet ihnen in einer Welt, die auf Nothwendigkeit gebaut iſt. Und zwar ſteht der Menſch durchaus frei vor dieſen Fragen. Wenn nicht Alle, ſo doch Einzelne, eben die Helden. Für ſie handelt es ſich nicht darum, aus einer gebundenen Form des religiöſen Bewußtſeins in eine andere gebundene Form, wenn auch höheren Grades, aufzuſteigen. Vielmehr tritt in dem Streite mehrerer Religionen eine ganz neue Idee auf, ſo unbefangen wie verwegen, nämlich die der Loslöſung des Ethiſchen von der Religion überhaupt, oder was daſſelbe iſt, der Religion aus ihren hiſtoriſchen, vergänglichen Formen. Dieſe Menſchen bleiben nicht bei der Frage ſtehen: wo iſt die Wahrheit, bei Odhin oder bei dem Chriſtengott? Aus den ſtarken Herzen dieſer ſturmerprobten, wetterharten Nordlandsfahrer ſteigen die Zweifelfragen auf: Sind Götter? Sind auch die Götter ſterblich? Und die Entſchloſſeneren werden ſich ſagen: es ſind keine Götter!

Nun ſcheinen das moderne, höchſt moderne Gedanken. Wie kommt der Dichter dazu, ſie in die Seele einfacher isländiſcher Strandbauern und Seefahrer des zehnten Jahrhunderts zu verlegen? Antwort: das haben dieſe Menſchen von ihren eigenen Göttern gelernt. Ihre Götterſagen beweiſen, daß ſolche Räthſelfragen allerdings unſere Ahnen beſchäftigt haben: ſie ſind ein echtgermaniſches Erbtheil. Die nordiſche Mythologie nimmt unter ihren Schweſtern eine ganz einzige Stelle ein: neben der Herrlichkeit Walhall's kennt ſie den leidenden, den ſterbenden Gott, kennt ſie den grübelnden, ſein Ende vorausahnenden Gott, kennt ſie die Götterdämmerung, den Zuſammenbruch und Untergang alles Götterweſens. Auch ſie weiß das Reich der Himmliſchen mit allen Reizen ſchönen Menſchenthums auszugeſtalten, auch ſie

Digitized by Go

geht in der Menſchenähnlichkeit der Aſen ſo weit, daß ſie ihnen Leidenſchaften, Fehler, ja Verbrechen andichtet, aber ſie allein hat ſo viel Ernſt und ethiſche Tiefe, daß ſie nun auch die Nemeſis für dieſe Frevel über die Götterwelt hereinbrechen läßt, Erde und Himmel zuletzt dem verdienten Untergange weiht. Mittelbar liegt der Gedanke wohl auch in der griechiſchen Sage, indem dieſe nämlich verſchiedene Götterwelten annimmt, die ſich zeitlich ablöſen. Auf Uranos folgt das Zeitalter des Kronos, auf dieſes die Herrſchaft der Olympier. Aber nachdem dieſe den Kampf mit den Titanen ſiegreich beſtanden, iſt ihre Herrſchaft dauernd und unerſchüttert; dasjenige Göttergeſchlecht, das mit der Menſchheit ſo zu ſagen parallel läuft, die Ideale der letzteren verwirklicht, iſt unvergänglich, ſtrahlt in ewiger Heiterkeit. Ganz anders die germaniſche Phantaſie. Sie läßt nicht nur den Kampf zwiſchen Walhall und Rieſenheim immer von Neuem ſich wiederholen, ſie läßt nicht nur Baldur, die holde Lichtgeſtalt, vom tückiſchen Pfeile getroffen ſterben, ſondern ihr iſt es Bedürfniß, eine gewaltige, wenn auch in unendliche Ferne gerückte, Schlußkataſtrophe zu dichten, in der Alles, Götter und Menſchen, einen tragiſchen Untergang findet. Und nun erheben ſich, wie man ſieht, jene Schickſalsfragen: woher der Menſch und wozu der Menſch? erſt in ihrem ganzen furchtbaren Ernſte. Wo iſt ein Halt für ihn, wenn alles der Vergänglichkeit geweiht iſt, alles dem Gebote der Nothwendigkeit erliegt? Was iſt ihm gegeben, daß er das Leben in dieſer Welt freudig ertrage, wie behauptet er ſich als ſittliches Weſen, den Tod und den allgemeinen Weltuntergang vor Augen? Die Antwort auf dieſe Fragen giebt Odhin in ſeinem für ſich, für Götter und Menſchen heraufgeholten „Troſte" — einem Troſt, der freilich nur für Helden ein Troſt iſt, „Wen'ge, ich weiß es, wird er tröſten, Odhin's heldentapfrer Troſt".

Doch zuvor noch ein Wort von der älteren, kleineren Dichtung: „Sind Götter?" Dieſe Zweifelsfrage: Sind Götter? ſcheint vollends modern, ſie iſt gleichfalls echt im Sinne der nordiſchen Helden in Sage und Geſchichte. Dahn hat ſelbſt die verzeihlichen Bedenken, ob in jener Zeit eine Denkart möglich geweſen ſei, die von den Göttern keine Hilfe erwartet, ſondern nur von der eigenen Kraft, und ſtatt der Götter oder des Chriſtengottes nur ein Schickſalswalten annimmt, er hat dieſe Bedenken ſchlagend zurückgewieſen, indem er (Bauſteine I, S. 133) eine Reihe von Stellen beibrachte, welche die Verſchmähung des Götterglaubens als geſchichtliche und keineswegs vereinzelte Thatſache außer Zweifel ſetzen. König Hrolfr und ſeine Kämpfer „verehrten nicht die Götter, ſondern glaubten an ihre Macht und Stärke". Hrafnkell ſpricht: „Ich halte es für eine Thorheit an Götter zu glauben." Auf die Frage des Kaiſers von Byzanz, an wen er glaube, antwortet der Isländer Finnbogi: „Ich glaube an mich ſelbſt." Von Bardhr Digri

Digitized by Google

heißt es: „er glaubt nicht an Götzen oder Teufel, nur an ſeine eigene Macht und Stärke.“ Und ſo noch eine Reihe von Stellen.

Der Dichter war alſo in ſeinem guten Rechte, dieſe Skepſis oder vielmehr dieſes prometheiſche Selbſtgefühl einem Helden als Summe und Ergebniß eines ſturmvollen Lebens in den Mund zu legen. In dieſem Sinne iſt die Geſchichte des Halfred, Siegmund's Sohn, der Sage nacherzählt. Halfred iſt ein Liebling Odhin's, ein Held auf der Kriegsfahrt, zugleich ein Sangesheld; er genießt, was die Götter einem Sterblichen, den ſie lieben, zutheilen können. Aber ein furchtbares Schickſal kommt über ihn und durch ihn auf Andere, härter als Hiob wird er getroffen, Jahre lang iſt er ein elender, ſchweigſamer Mann. Da ſcheint die Sonne aufs Neue in ſeinen Gang, er kehrt ins Leben zurück, noch einmal darf er ein reizendes Liebesidyll erfahren. Doch mit einem male bricht auch dieſes Glück entzwei, und nun, da auch die geliebte Thora ſchuldlos geſtorben, leugnet er die Götter, wilder Wahnſinn erfaßt den Unſeligen: „Es ſind keine Götter! wären Götter, müßt' ich ſie erſchlagen. So muß ich alle Menſchen erſchlagen; denn ausgetilgt ſoll auf der Erde Name und Gedächtniß ſein der Götter.“ Und alſo thut er. Jahre lang dauert dieſe mörderiſche Irrfahrt, bis er zuletzt vom eigenen Sohne, der ihn nicht kennt, erſchlagen wird. Und bevor ihm der Odem erliſcht, weicht der Wahn von ſeinen Sinnen, verſöhnt liegt der Sterbende in den Armen des Sohnes: „Nun lebt alle wohl! Sonne und Meer, Wald und Himmelsſterne, Wild-Roſenduft und Vogelſang und auch Du, mein lieber Sohn! Hab' Dank, daß Du mich erlöſet haſt aus Irrſinn und argem Leben. Ob Götter ſind? ich weiß es nicht — mir iſt, die Menſchen werden's nie ergründen — aber ich ſage Dir, mein Sohn, ob Götter leben oder nicht: Hammerwurf und Harfenſchlag und Sonnenſchein und Weibeskuß, ſie lohnen des Lebens.“

Das Alles iſt vom Dichter mit großer Kunſt, in hohem, kraftvollen Stile erzählt. Das Unglaubliche, Grauſige, wie das märchenhaft Liebliche, weiß er als ein Wirkliches darzuſtellen. Der Leſer wird geſpannt, ergriffen, erſchüttert. Aber doch bringt der Schluß nicht die rechte Befriedigung. Die Erzählung bewegt ſich zu ausſchließlich in den härteſten Diſſonanzen, als daß der verſöhnende Schlußaccord als eine wirkliche Löſung empfunden werden könnte. Man ſieht nur, daß der Dichter das deutliche Bewußtſein hat, das letzte Wort dürfe nicht ein peſſimiſtiſcher Skepticismus ſein. Es fehlt aber die innere Motivirung. Man ſieht nicht, woher dem Unglücklichen zuletzt das tröſtliche Licht aufgeht, woher er die Berechtigung des Heldenthumes, der Luſt am Daſein, weltfreudigen Sinnes ſchöpft. Man hat das Gefühl: hier iſt ein Sprung, hier fehlt etwas, fehlt ein Mittelglied, und es fehlt vor

Digitized by Google

Allem der Ausblick in ein zweckvolles, an Ideen, an vernünftige Aufgaben geſetztes Leben. Tiefer ſehen wir das Problem in „Odhin's Troſt" gefaßt.

Die Fabel ſoll hier nicht nacherzählt werden. Der Reiz beſteht auch nicht ſowohl in dem, was erzählt wird, als in der Kunſt, wie es erzählt wird, wie namentlich die verſchiedenen Beſtandtheile der Handlung in Verbindung geſetzt ſind. Die Erzählung baut ſich nämlich ſo zu ſagen in drei Stockwerken auf. Da iſt zunächſt Thorgeir, Thormodhr's Sohn, ein freier Godhe zu Hofgardhar, der in einer Zeit, da der Biſchof und ſeine Leute eifrig den noch vorhandenen Reſten des Heidenglaubens nachſpüren, ein Verehrer der alten Götter und des alten Heldenthumes geblieben iſt, und der für ſeinen Sohn Thorbiörn die vorliegende Schrift aufzeichnet. In dieſer berichtet er einmal von den eigenen Erlebniſſen in dieſer drangvollen Zeit; gleichzeitig erzählt er ſtückweiſe die Sage von Harald und Hilde, einem Paare, das nach wunderbaren Begebniſſen und Gefahren glücklich vereint wird; in dieſe Begebniſſe aber miſcht ſich die Götter- und Rieſenwelt unmittelbar ein, in den Roman des Liebespaares ſind die entſcheidenden Schickſale von Walhall verflochten, und das Hauptintereſſe wendet ſich bald den ernſten Dingen zu, die in Asgardh, in Thurſenheim, in Niflheim vor ſich gehen. Der Erzähler, der wohl Hammer und Ruder geführt, doch ſchwer den Finger zum Schreiben gekrümmt hat, geht anſcheinend kunſtlos, ſprungweiſe zu Werke, greift ſeine verwickelte, immer wieder den Schauplatz wechſelnde Erzählung bald hier, bald dort an, nicht eins nach dem andern hübſch an der Schnur aufreihend, „wie der Fiſcher die Winterfiſche zum Trocknen aufreiht an der Schnur". „Sondern mitten darin fange ich an, bald in den Anfang, bald in das Ende der Rede; wie die Möve bald vor dem Bugſpriet eintaucht, bald unter dem Steuer: ſie fängt den Fiſch, wo ſie ihn findet." So viel von der Form. Daß vielfach der Stabreim angewandt wird, iſt ſchon erwähnt; er iſt mit großer Meiſterſchaft behandelt, wie überhaupt der Dichter als ein Sprachgewaltiger ſich zeigt.

Eigenthümlich iſt nun die Art, wie die nordiſche Mythologie zu einem Hauptbeſtandtheile der Erzählung gemacht iſt. Der Dichter verfährt mit Auswahl. Mit Beiſeitelaſſung der phantaſtiſchen, ſpielenden Auswüchſe, die keiner Mythologie fehlen, greift er die Hauptgeſtalten heraus, die unſerm Bewußtſein immerhin noch am nächſten ſtehen, mit denen wir beſtimmte Vorſtellungen verbinden, die ſchon in der alten Sage gewiſſermaßen plaſtiſch herausgebildet ſind. Und er greift die Hauptthatſachen dieſer Göttergeſchichte heraus, deren ſymboliſcher Charakter leicht verſtändlich iſt, und bringt ſie in einen innern Zuſammenhang. Dieſe Hauptthatſachen aber ſind einmal der Kampf zwiſchen Aſen und Thurſen, zwiſchen den Lichtgöttern und den dunkeln, auf ein älteres Recht pochenden Naturgewalten, ſodann der Tod Baldur's,

Digitized by Google

der die Peripetie in der nordiſchen Göttertragödie bildet, endlich der Gang Odhin's in die Unterwelt, wo er das unabwendbare Schickſal der Götter erfährt. Indem nun ſo der Dichter Alles, was blos zweckloſes Spiel der Phantaſie iſt, wegläßt, nur an die Hauptmotive ſich hält, dieſe aber in einen ſtrengen logiſchen ſowohl als ethiſchen Zuſammenhang bringt, nimmt er eine Umbildung des mythologiſchen Stoffes vor, die dennoch ganz im Charakter des alten Mythus bleibt. Er hat auch in der That wenig an den einzelnen Motiven zu ändern. Daß er es gelegentlich thut, iſt ein Recht, das der Erzähler darauf ſtützt, daß die alte Sage ſelbſt ſich hierin eine weite Freiheit verſtattete, indem einzelne Züge bald ſo, bald ſo erzählt wurden. „Bei den Heidenleuten durfte darin Jeder ſagen und glauben, wie er wollte. Anders iſt das und ſcharf gefährlich geordnet bei den Chriſtenleuten.“ So erlaubt ſich der Dichter, Baldur, den Gott des Frühlingslichtes, nicht durch den blinden Hödur, ſondern unmittelbar durch ſeinen Bruder Loki, den dämoniſchen Feuergott, umkommen zu laſſen; ſo verlegt er den Weisheitsbronnen, aus welchem Odhin die Kunde der Zukunft ſchöpft, nicht zu dem Rieſen Mimir, ſondern zu den Nornen, die im tiefſten Grunde der Unterwelt das Schickſal weben. Der Streit zwiſchen Göttern und Rieſen iſt ausdrücklich mit der Theilnahme der erſteren für das Menſchengeſchlecht motivirt, was gleichfalls ganz im Geiſte der alten Sage iſt, die in den Lichtgöttern Wohlthäter der Menſchen ſah, in den Rieſen die ſchädlichen Naturgewalten perſonificirte. Dieſe Beiſpiele zeigen, daß der Dichter, wo er ein Motiv ändert, es vertieft. Er entwickelt den Mythus, er bringt nichts hinzu, was nicht in dieſem ſelbſt ſchon liegt, er vergeiſtigt ihn, indem er ſeinen unvergänglichen Sinn herausſtellt, das blos Angedeutete zu einem beſtimmten, dramatiſch bewegten Bilde erhebt.

Es gehört Kühnheit dazu, dieſe mythologiſche Welt vor den heutigen Leſer zu bringen, als handelnde Perſonen die Götter vorzuführen und doch ihre Naturſymbolik durchſcheinen zu laſſen, ſie in phantaſtiſchen Thaten und Kämpfen auftreten zu laſſen und zugleich zu Vertretern ſittlicher Ideen zu machen. Dahn iſt als echter Dichter dieſer Schwierigkeit Herr geworden. Die Compoſition iſt aus Einem Guſſe, klar geordnet und verknüpft, geiſtvoll durchgeführt. Man könnte viele einzelne Züge hervorheben, die durch ihre Feinheit überraſchen: zuletzt iſt es das höchſte Lob, daß der großartige, tiefe Gehalt unſerer alten Götterſage uns wieder lebendig und gegenwärtig wird. Die Durchführung der einzelnen Geſtalten iſt allerdings da am beſten gelungen, wo ſie ſich an die Ueberlieferung treu anſchließen konnte. Man begreift, daß Loki, der Vertreter des böſen Principes, der in der Sage eine Art Mittelſtellung zwiſchen Göttern und Rieſen, zwiſchen Ober- und Unterwelt einnimmt, die nachſchaffende, ergänzende Phantaſie des Dichters beſon-

Digitized by Google

ders reizen mußte. Erſichtlich iſt es auf eine Vertiefung dieſer dämoniſchen Geſtalt abgeſehen. Ganz befriedigend wird man die Löſung dieſes ſchwierigſten Problems nicht finden können. Es iſt Loki etwas vom Brudermörder Kain beigemiſcht; er hat auch etwas vom gefallenen Engel des Meſſiasſängers; was ihn auf die Bahn verrätheriſcher Bosheit gebracht hat, iſt das Bewußtſein ſeines guten Rechtes, Rache für das Schickſal ſeiner von Odhin verlaſſenen Mutter, ja ſeine unerwiederte grenzenloſe Liebe zum Vater — alle dieſe Züge ſind geiſtreich entwickelt, aber ſie wollen nicht recht zur individuellen Einheit zuſammengehen. Dagegen weiß der Dichter höchſt lebendig die Rieſenungethüme zu ſchildern, und vortrefflich iſt Thor gezeichnet, der gutmüthig derbe, ungeſchlachte, ungeſtüme, der mit ſeinem Hammer furchtbare Thaten an den Schädeln der Steinrieſen verübt; in ihm und den Rieſen ſcheint auch ein humoriſtiſches Element durch, das in der ernſten Dichtung doppelt willkommen iſt. So iſt auch Baldur, mit ſeiner ſchwärmeriſch-zärtlichen Liebe zum Vater und den ſchwermüthigen Ahnungen ſeines Geſchickes, und ihm zur Seite die knospenhafte, arglos vertrauende Gattin Nanna charakteriſtiſch und fein ausgeführt, wie denn überhaupt die pſychologiſche Kunſt ſich die Götterwelt auserſehen und deren Geſtalten individualiſirt hat.

Sein höchſtes Vermögen aber zeigt der Dichter in der Geſtalt des Göttervaters ſelbſt. Dahn hat in ſeinem Aufſatze: „Wodan und Donar als Ausdruck des deutſchen Volksgeiſtes" (Bauſteine I, 136 ff.) den Odhin der Sage, im Gegenſatze zu Thor, als den Vertreter der tiefen und geiſtigen Elemente unſers Volksthumes dargeſtellt. Er iſt der Gott des Schlachtenſieges, der Gott der dichteriſchen Begeiſterung, der Gott der Weisheit. So erſcheint er auch in unſerer Dichtung als gewaltiger Schlachtenführer, als Meiſter der Dichtkunſt und vor Allem als ernſter, ſchwermuthsvoller Weisheitforſcher. Der „grübelnde Aſe", ſo nennt ihn bereits die Edda. „Ahnungsvoll hat das Germanenthum in den eigenen Buſen gegriffen und ſeine höchſte Herrlichkeit in Staats- und Siegeskunſt, ſeine tiefſte Tiefe in grübelnder Forſchung, ſeine ſehnſuchtsvollſte, ſchönſte Begeiſterung verkörpert in ſeinem geheimnißvollen Götterkönig." Es ſind zwar zunächſt praktiſche Gründe, die Odhin zur Erforſchung der Zukunft treiben, nämlich das Intereſſe, die den Göttern von den Rieſen drohende Gefahr der Zukunft zu erkunden; doch unverkennbar hat die Edda hierauf weiterbauend, dem grübelnden Aſen, dem Runenerfinder, den tief germaniſchen Zug nach Weltweisheit eingehaucht. „Ahnungsvoll hat der deutſche Geiſt den ihm eigenen philoſophiſchen Sinn und Drang, der ihn vor allen Nationen kennzeichnet, ſeinen fauſtiſchen Zug in das Bild ſeines oberſten Gottes gelegt. Wie der Wahrheit ſuchende Grübler Fauſt nicht harmlos der frohen Gegenwart genießen mag und ſich des Augenblickes und der hellen Oberfläche der Dinge erfreuen, wie es ihn

Digitized by Google

unabläſſig drängt, den dunklen Grund der Erſcheinung zu erforſchen, die Entſtehung, die Geſetze, die Ziele und Ausgänge der Welt — ſo der grübelnde Aſe." In dieſen Sätzen hat man die Motive, die der Dichter zu ſeinem Odhin und zu deſſen Gang in die Unterwelt verwendet. Sie ſind vertieft, entwickelt, aber es hat keiner Umbildung bedurft, es galt nur, die von der Volksphantaſie im Umriſſe angedeutete Geſtalt zu vollem Leben zu erwecken. Ergreifend und in hohem Grade ſpannend iſt dieſe ganze Handlung, der Gang des ſuchenden Odhin, der das Wehe der geſammten Welt trägt, zum Quelle der Weisheit, ſeine Erlebniſſe bei den Nornen, die Wiederkehr des nun grau und ernſt gewordenen, doch heldenhaft gefaßten Gottes. Den Höhepunkt bildet die Erzählung des Gottes von ſeinem ſchweren Gange. Voll ängſtlicher Spannung lauſchen die anderen Götter der Dinge, die ſie vernehmen ſollen, und langſam, ſchonend bereitet der Vater ſie auf das Unabwendbare vor. Nach der Edda erſieht Odhin in Mimir's Brunnen den Untergang von Göttern, Rieſen und Menſchen, aber zum Troſte wird ihm in der Ferne eine neue Welt gezeigt, frei von Schuld und von Kampf, ein Aufenthalt der Seligen. Die Söhne der Aſen ſind dort und ein junges Geſchlecht von Menſchen. Aber dieſes paradieſiſche Nachſpiel iſt nur ein Nothbehelf der religiöſen Pantaſie, die ſich bei dem Gedanken einer endlichen Vernichtung nicht beruhigen kann. Würde mit dieſer neuen Welt Ernſt gemacht, ſo müßte ſie gleichfalls wieder nach Analogie des Menſchenlebens ausgeſtaltet werden, wiederum würde ſie durch Leidenſchaft und Schuld getrübt, und es müßte abermals eine Götterdämmerung folgen. Der nachſchaffende Dichter alſo muß den Troſt, Odhin's Troſt, tiefer faſſen. Der forſchende Gott hat bei den Nornen, denen er ſein Auge zurückließ, noch mehr geſehen. Zwar die aufhorchenden Götter ſchont er, ſie, die kleinmüthigen, läßt er bei dem tröſtlichen Ausblick auf das neue Idafeld. Baldur allein, der ſterbende Liebling, iſt ſtark genug, die ganze Wahrheit aus dem Munde des Vaters zu vernehmen. Und ihm verkündet Odhin, daß auch Idafeld wieder vergehen wird, neue Welten entſtehen, und ſie alle vergehen, es eröffnet ſich der Ausblick in eine Unendlichkeit werdender und vergehender Welten. Nur eins iſt ewig: das All. Es iſt kein Ende. Das wechſelnde Werden iſt das Geſetz des ewigen Alls. Die Götter vergehen, ſie dämmern. Aber unvergänglich iſt der ewige Gott, das Allgeſetz. „Und ich — ſo fährt Odhin fort — aller Einzelgötter oberſter Gott, ich ehre in Ehrfurcht dieſen Gott. Und mein Gott iſt mein Troſt . . . Wen der Troſt nicht tröſtet, daß auf ewig das All wechſelnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht und Liebe unerlöſchlich lodern in Unendlichkeit, daß Andere ernten, wo er geſät, daß Andere erben, wann er ſelber verſank, die Luſt des Lebens: — den tröſtet kein Troſt als — trügender Traum. . . . So laßt uns ſterben, ſtark und ſtolz, auf

Digitized by Google

daß Andere erben, die nach uns Wachſenden aus nahenden Nebeln noch ungewordener Welten, die liebe Luſt des Lebens: auf daß ſie können kommen, müſſen wir gehen; iſt's ſo unmöglich, das Leben zu laſſen, auf daß Andere athmen? .... Und Weh zu verwinden, dazu iſt Helden das Herz gegeben. Auch den Tod zu tragen, ohne Himmelshoffnung, in muthiger Mannheit, als Zoll ihn zu zahlen für die geliehene Luſt des Lebens. Wen'ge, ich weiß es, wird er tröſten, Odhin's heldentapfrer Troſt: Helden erhebt er, die des Troſtes kaum bedürfen, Feige füllt er vollends mit Furcht."

Nachdem er dieſen Troſt empfangen, ſtirbt Baldur, „ein ſieghaft Lächeln auf den Lippen." Er iſt das erſte Beiſpiel, daß der Heldentroſt wirklich tröſtet. Und nachdem die beiden ſchönen Todten Baldur und Nanna auf ein Fahrzeug gebracht und dieſes brennend ins Meer hinaus getrieben iſt, ruft Odhin die Anderen ins Leben zurück: „Kommt nun, ihr Recht ward den Todten. Nun gebt den Lebenden ihr Recht: Kampf gegen das Böſe, bis ſich alle Geſchicke erfüllen: Heldenkampf und Heldentod —: das iſt Odhin's Troſt."

Freudige Bethätigung des Lebens, Kämpfen und Wirken für das Gute, das iſt alſo das letzte Wort Odhin's. Und die Erzählung kehrt jetzt wieder zur Erde zurück, um auch da noch wahres Heldenthum zu zeigen. Es kommt zum letzten Zuſammenſtoß zwiſchen den Verehrern der alten Götter und den Biſchöflichen. Mit Feuer und Schwert nimmt der neue Glaube endgiltig Beſitz von der Eisinſel. Thorgeir, der Erzähler, geht nach England in König Harold's, des Sachſen Heer, und dient ihm gegen König Hardradhi von Dänemark, der auch Islands Freiheit bedrohte. Er erlegt den Feind ſeiner Heimath mit dem Speer, ſinkt aber gleichzeitig getroffen zuſammen. Der Sohn Thorbiörn dient gleichfalls Harold und kämpft für ihn in der Schlacht gegen Wilhelm den Normannen. Doch alle, die zum Sachſenkönig gehalten, werden vom Papſte verflucht. Auch Thorbiörn iſt verflucht und gebannt. Und er geht zu einem andern Gebannten, ihm zu helfen wider einen neuen Papſt: der Gebannte iſt König Heinrich und trägt die deutſche Krone, der Papſt aber heißt Gregor. Thorbiörn hilft Heinrich wider den Pfaffenkönig Rudolf und geht dann mit ihm nach Italien, wo er für ſeine Dienſte ein Lehen empfängt. Und das Gedicht, das auf Thule begann, endigt im ſonnigen Süden, unter Pinien und Marmorhallen, in Glück und Glanz und Herrlichkeit.

Man wird nicht erſt nach einer Rechtfertigung dieſes Anhanges fragen. Das iſt nicht ein decoratives Nachſpiel. Die Fäden, die nach der Schlacht von Haſtings und nach dem Palaſte in Spoleto hinüberführen, vollenden erſt den beziehungsvollen Inhalt unſerer Dichtung. Thorbiörn bewährt ſein Heldenthum, indem er für das Vaterland ſtirbt, wie auch die Erzählung von

Digitized by Google

Harold und Hilde darin gegipfelt hatte, daß die Pflicht für das Volk Allem vorangehe. Aber die Theilnahme an der Romfahrt des deutschen Königs deutet noch weiter. Sie weist auf die in unserm Volksthume fortwirkende Ueberlieferung aus der Heldenzeit. Odhin hat dem stärkeren Christengotte weichen müssen, die Epigonen sind Christen geworden, aber es ist ihnen ein Erbtheil altgermanischer Anlage verblieben, ein Zug der Auflehnung gegen den Gott der Mönche. Dieses Erbtheil ist es, welches Thorbiörn in die Reihen des vom römischen Bischof gebannten Kaisers treibt. In dem Kampfe unserer Kaiser mit Rom ist etwas von jenem ursprünglichen, volksmäßigen Trotze und selbstgewissen Mannessinne, aus dem die letzten Worte des Romans gesprochen sind: „Und sich nicht fürchten vor Pfaff, Tod oder Teufel!" Das eröffnet eine Aussicht in unsere ganze deutsche Geschichte. Die angeborene Art, das altgermanische Heldenthum ist nicht erstorben, von Zeit zu Zeit regt sich's wieder und bäumt sich auf wider das, was ihm fremd ist. Nur unwillig trägt der deutsche Geist das Joch der Römlinge. Ein paar Jahrhunderte später, und er wird, aufs Neue schöpfend aus dem Borne ureigenen Lebens, die knechtische Satzung abschütteln: auch die That Luther's war aus dem Geiste des „grübelnden Asen", eine Reaction des Volksgeistes gegen fremde Götter. Und so bis heute, wo deutsches Wehen sich behauptet gegen fremdes, wo es sich auflehnt wider das römische Wesen, wo es, willkürliche Schranken durchbrechend, hinabsteigt in die Tiefe des Bewußtseins, um Weisheit und Wahrheit heraufzuholen, da ist überall Heldensinn, überall ein Wehen des Geistes zu spüren, der unseren Ahnen die tiefsinnigen Sagen von Odhin eingegeben hat, von dem Gotte, der das Wesen der Dinge zu erforschen, zum Quell der Weisheit hinabsteigt und Trost heraufholt, der die Furcht überwindet, und nachdem er das Leid der Welt erfahren, sieghaft ausrufen kann: „Heil allem Hohen! Ja, ich halte die Welt, so lang Heldenschaft und Weisheit sie halten mögen." W. Lang.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Vorbereitungen zu Weihnachten. Die Kunstgewerbehalle. Hoffeierlichkeiten. Lessingdenkmal. — Die Hauptstadt rüstet sich zum Weihnachtsfeste. Wandert man die Hauptverkehrsstraßen der Stadt auf und ab, so gewahrt man schon seit Wochen das geschäftige Treiben in den Schauläden, welches die Nähe des „Festes der Geschenke" zu verkündigen pflegt. Sieht man den Reichthum der Schaustellungen in allen Waarengattungen, so möchte man in der That nicht glauben, daß wir uns noch in einer Zeit befinden, welche nur eben wieder den ersten Aufschwung

Digitized by Google

induſtrieller Production und von Handel und Verkehr überhaupt nach langem Darniederliegen ſignaliſirt. Mannichfaltigkeit, Glanz, Luxus und Geſchmack der zum Verkauf gebotenen Gegenſtände müſſen das Herz eines jeden erfreuen, der Sinn namentlich für Kunſthandwerk und Kunſtinduſtrie beſitzt. In der That zeigt es ſich auch in dieſem Jahre wieder recht deutlich und erfreulich, wie die vielfachen Beſtrebungen, in dieſer Richtung Fortſchritte zu machen und mit den anderen Weltſtädten zu concurriren, auf den fruchtbarſten Boden gefallen ſind, und wie es hier nur der richtigen Anregung bedurfte, um den Nachweis zu führen, daß es der deutſchen Kunſtinduſtrie an Talent am wenigſten gebricht. Die von unſerm Kunſtgewerbemuſeum ausgehende Bewegung hat ſeit der ominöſen Philadelphia-Ausſtellung rapide Fortſchritte gemacht, und in weiteſten Kreiſen den Sinn für das, was zweckmäßig, ſolid und ſchön in der Ausſtattung des Hauſes iſt, wieder geweckt. Es werden nicht blos einzelne Schau- und Prunkſtücke für bevorzugte reiche Nabobs gearbeitet, ſondern — und das iſt das Erfreuliche und die Zukunft der Entwickelung Garantirende — man ſchafft und arbeitet nach künſtleriſchen Principien für die wohlhabenden Klaſſen, für den Mittelſtand, ja für wenig Bemittelte in reicher Auswahl Gegenſtände mit bewußtem Stilgefühle, deren Herſtellung früher der geſchmackloſeſten Laune überlaſſen ward, oder die man aus dem Auslande bezog, um höheren Anforderungen zu genügen. Die Vortheile für Kaufleute und Publikum liegen auf der Hand. Der vermehrte Abſatz ſpornt den Producenten zu neuen Leiſtungen an und dieſe bilden wieder den Geſchmack und die Empfänglichkeit auch der größeren Maſſe an Allem, was das Kunſtgewerbe hervorbringt, immer weiter aus. Die letzten Jahre haben in Berlin, das von allen größeren Hauptſtädten Europas in dem kunſtſinnigen Schmuck der Privatwohnung weitaus am meiſten zurückgeblieben war, zurückgeblieben ſelbſt gegen Städte wie Hamburg, Dresden und andere, bereits eine förmliche Revolution in dieſer Beziehung hervorgebracht. Es entſpricht ganz der Stärke und Nachhaltigkeit dieſer Bewegung, wenn die Zahl der größeren Inſtitute, in denen die Producte der Kunſtinduſtrie zuſammengeſtellt in aller Mannichfaltigkeit zu kaufen ſind, alſo Ausſtellungs- und Verkaufshallen zu gleicher Zeit, immer mehr anwächſt. Als vor wenigen Jahren im Architektenhauſe die kunſtgewerbliche Weihnachtsmeſſe eingerichtet ward, zweifelte man noch vielfach, ob die Händler, welche ihre Waaren dorthin brächten, auf ihre Koſten kommen würden. Jetzt iſt dieſe Meſſe, auf welcher man Möbel, Zimmergeräth aller Art, Broncen, Schmuck, Kunſtgefäße, Stoffe u. ſ. w. findet, alles in glänzenden Räumlichkeiten geſchmackvoll geordnet und decorirt, ſo feſt eingebürgert, daß man bereits ein zweites Inſtitut der Art, aber ein permanentes, ſoeben geſchaffen hat: die „Kunſtgewerbehalle" im „rothen Schloß". Sie nimmt die ganze erſte Etage dieſes

Digitized by Google

dem königlichen Schlosse gegenüberliegenden großen Gebäudes ein, und bildet einen Sammelpunkt für das gesammte deutsche Kunstgewerbe. Jede Firma kann hierhin ihre Producte senden, soweit sie auf künstlerische Gediegenheit Anspruch erheben können (worüber eine Jury entscheidet) und ist alsdann sicher, daß sie in zweckmäßiger Weise aufgestellt sofort allen Kreisen der Hauptstadt bekannt werden, die sich für derartige Leistungen interessiren. Die Kunstgewerbehalle, erst neulich eröffnet, zieht täglich so viel Besucher an sich, wie die Weihnachtsmesse im Architektenhause, und gegen Abend bei Kerzenglanz sind beide Lokale stets so gefüllt, daß die freie Bewegung darin manchmal in recht unangenehmer Weise gehemmt wird. Endlich findet man seit etwa einem Jahre unter den Linden eine permanente Kauf- und Ausstellungshalle, in der die Producte des Berliner Kunstgewerbes sich vorfinden. Noch vor fünf Jahren wäre eine Zusammenstellung von künstlerischen Gegenständen in dieser Vollkommenheit und Pracht, und lediglich Berliner Fabrikates und Berliner Erfindung, Gebrauchswaare, die zum Theile in Masse hergestellt wird, eine volle Unmöglichkeit gewesen. Mit diesen eben genannten drei großen Instituten wetteifern, was Specialitäten anlangt, die prächtigen Privat- und Einzelläden unter den Läden, in der Leipziger-, Friedrichs-, Königsstraße. Was aber vor allem den Eindruck des nahenden Weihnachtsfestes hervorbringt, das sind die Wälder von Tannen- und Fichtenbäumchen, die auf den größeren Plätzen der Stadt seit den letzten Tagen aus der Erde geschossen sind. Um Berlin mit Weihnachtsbäumen zu versorgen, werden im Harz und in Schlesien und einzelnen Gegenden ganze Schonungen angelegt, aus deren heranwachsendem dichten Baumbestande dann der große Berliner Weihnachtsmarkt mit Grün beschickt wird. Einzelne Händler bestellen Tausende von Exemplaren, und von dem kleinen „künstlichen" Baume, dessen Tannenreiser an einem Holzgestell befestigt werden, bis zu der großen stolz gewachsenen Tanne, die nur in dem hohen Salon des Palastes den nöthigen Raum findet, giebt es unzählige Varianten. Auf dem Schloßplatze concentrirt sich der eigentliche „Weihnachtsmarkt", der seit Jahrhunderten für die Berliner Jugend nicht minder wie für Erwachsene aller Stände einen gemeinschaftlichen Festplatz in den Wochen vor dem heiligen Abende bietet. Hier giebt es keine luxuriösen Geschenke moderner Art zu kaufen. Hier ist das uralte Gebiet der Pfeffernuß, des Hampelmannes, der Knarren und Schellen und aller möglichen musikalischen oder vielmehr unmusikalischen Experimente. Hier tummelt sich Jung und Alt, Vornehm und Gering, und selbst der Hof besucht alter Tradition zu Folge jährlich mindestens einmal diese harmlosen Bachanalien kindlichster Art, die sich unter den Fenstern des Königsschlosses in lautestem Jubel vollziehen.

Der königliche Hof hat übrigens gerade in dem bevorstehenden Jahre

Digitized by Google

neben den alljährlich wiederkehrenden Festen noch eine ganz besondere Feier hoher und seltener Art vor sich, an welcher die Bürgerschaft der Residenz nicht blos, sondern das ganze preußische und deutsche Volk auf das Innigste Antheil nimmt, und deren Zurüstung demzufolge nicht blos die Hofkreise im engeren und weiteren Sinne des Wortes, sondern weite Kreise des Landes, hauptsächlich aber der Hauptstadt schon jetzt beschäftigt. Es gilt, die Hochzeit des künftigen deutschen Kaisers würdig vorzubereiten. Auch hier muß ich wieder auf den stolzen Aufschwung zurückkommen, den unser Kunstgewerbe genommen hat. Die eifrigste und verständnißvollste Pflege und Unterstützung findet dieselbe beim Kronprinzlichen Paare. Schon bei den beiden Hochzeiten, die in den letztverflossenen Jahren an unserm Hofe gefeiert wurden, ging man von der alten Sitte, den Brautschatz der Prinzessinnen meist von Frankreich und England zu beziehen, ab und ließ fast den sämmtlichen Hausrath in Berlin anfertigen. Natürlich geschieht dasselbe auch diesmal. Alle unsere großen Kunstindustriellen haben schon jetzt vollauf zu thun, um die reichen Bestellungen auszuführen, die in dieser Beziehung gemacht worden sind. Ende Februar soll die Hochzeit stattfinden, zu der eine große Anzahl von Mitgliedern der deutschen und ausländischen Fürstenfamilien nach Berlin kommen werden. Ein prachtvolles Geschenk, der Schmuck einer großen Galatafel mit silbernem Prunkgeräth, wird von den preußischen Städten vorbereitet. An dieser großen kunstgewerblichen Aufgabe, deren Leitung in den besten Händen liegt, hat das emporgeblühte Gewerbe der Silberschmiedekunst unserer Hauptstadt volle Gelegenheit, vor der Welt zu beweisen, was es zu leisten vermag.

Nachdem Berlin in dem verflossenen Jahre eine alte Ehrenschuld abgetragen und dem Meister unserer modernen Dichtung, Wolfgang Goethe, ein herrlich gelungenes Marmorstandbild an dem grünen Saume des Thiergartens dicht vor dem Brandenburger Thore an der Königgrätzer Straße errichtet hat, scheint sich nun endlich auch die Zeit erfüllen zu sollen, wo demjenigen deutschen Geistesheroen und Poeten, für welchen gerade Berlin als mütterlicher Boden in erster Linie gelten darf, wo Gotthold Ephraim Lessing das längst geplante Monument errichtet werden wird. Das vor etwa zwanzig Jahren schon zusammengetretene Comité, das damals den drei Dichtern Lessing, Goethe und Schiller vor dem Schauspielhause Statuen zu errichten plante, das sich dann wegen der Platz- und anderer Fragen spaltete, und schließlich erst das Schillermonument, dann nach einer Pause von etwa vierzehn Jahren das Goethestandbild verwirklichte, ist unter dem Eindrucke der erhebenden Enthüllungsfeier des letzteren — nachdem mehr als die Hälfte seiner ursprünglichen Mitglieder das Zeitliche schon gesegnet hat — zu seiner Neuconstituirung jüngst zusammengetreten. Die alten schon gesammelten Mittel

Digitized by Google

haben sich unter weiteren Zuschüssen bereits auf etwa 30 000 Mark erhöht. Da der Eifer in der Bürgerschaft und im Lande für die Errichtung des Lessingstandbildes ein allgemeiner ist, so darf man wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der 15. Februar 1881, der Todestag Lessing's, die Errichtung der Statue für den Autor Minna von Barnhelms und den größten Kritiker unserer Nation pecuniär gesichert sehen wird. Die Verhandlungen mit dem Staate und mit den Stadtbehörden schweben bereits sowohl wegen der Wahl des Platzes als wegen der von beiden zu leistenden Zuschüsse. Die wieder aufgenommenen Privatsammlungen ergaben erfreuliche Resultate. Möge man einen Künstler zu finden wissen, der der schönen und großen Aufgabe sich völlig gewachsen zeigt, und möge man, wenn doch wieder eine Concurrenz beliebt werden sollte, die Gefahren, welche eine solche fast stets mit sich zu bringen pflegt, klüglich zu vermeiden oder ihnen die Spitze abzubrechen verstehen. Die Wahl des Platzes wird hoffentlich, nachdem der Gensdarmenmarkt durch die Thatsache des dort sich erhebenden Schillermonumentes glücklich außer Frage steht, keine allzugroße Schwierigkeit machen. Der glückliche Gedanke, den Rand des Thiergartens, des schönen Stadtparkes, der immer mehr zum Mittelpunkte der Stadt wird, als einen „Dichterhain" zu betrachten — ein Gedanke, der seit der Enthüllung der Goethestatue wohl kaum noch Widerspruch findet — wird hoffentlich für das zukünftige Lessingstandbild abermals verwerthet werden. Landschaft und Stadtbild vereinigen sich hier, um den Denkmälern die schönste und würdigste Umgebung zu schaffen. Hier ist Platz nicht blos für Lessing, sondern ebenso für Chamisso und Gaudy und für viele andere, denen die Vaterstadt Berlin ein ehrendes Andenken in Erz oder Marmor schuldet. y.

Literatur.

Illustrirte Prachtwerke. Für den Weihnachtstisch ist wieder eine stattliche Anzahl von sogenannten Prachtwerken bereit, eine Specialität des Büchermarktes, die in diesen schlechten Zeiten ganz besonders zu gedeihen scheint und von Jahr zu Jahr einen größeren Aufschwung nimmt. Es gehört wirklich zu den Zeichen der Zeit, daß während über die Abneigung des Publikums gegen das Bücherkaufen fortwährend geklagt wird, zu den vertriebskräftigsten, meistbegehrten Artikeln eben die zahlreichen Kinder dieser immerhin kostbaren Luxusliteratur gehören, deren Werth vorzugsweise in der Ausstattung, in dem Bilderschmucke, ja, wenn man ihrer Bestimmung in den Salons sich erinnert, nicht zum wenigsten in dem goldglänzenden, farbenprangenden Kunstwerk des Buchbinders besteht. Die Sache giebt zu denken, und dem Moralisten würde es leicht sein, seine Schlüsse zu ziehen. Aber auch die Vertheidigung ist nicht ohne Mittel, und es stehen ihr genau dieselben Gründe zu Gebote, mit denen man den Luxus überhaupt zu vertheidigen pflegt. Und wenn dem so ist, so darf man noch weiter gehen und gerne anerkennen, daß nicht blos die Quantität, sondern im Allgemeinen auch die Qualität zugenommen hat. Es hat in den Leistungen dieser Mittelgattung, zu der die Kunst mehr als die Literatur beizutragen pflegt, sowohl Kunstsinn als Kunstfertigkeit

zu einer ungleich höheren Stufe als früher sich erhoben. Meister von anerkanntem Rufe betheiligen sich an dieser Art von Popularisirung der Kunst, dem Holzschnitte ist eine ganz neue Aera aufgegangen, und so wird man hoffen dürfen, daß durch diese zahlreichen Illustrationswerke ein besserer künstlerischer Sinn in die Massen getragen werde, zumal da auch in den für die Jugend bestimmten Bildern eine Hebung des Geschmackes stattgefunden hat. Eine ausführliche Besprechung dieser Literatur wird man natürlich in diesen Blättern nicht erwarten. Es sind Unternehmungen, die wesentlich von Seiten des Buchhandels ausgehen, nicht von Seiten der Literatur. Der Verleger strengt im Kampfe um das Dasein seine Erfindsamkeit an, um noch eine Lücke zu erspähen, in welche einzutreten Erfolg verheißt, und hat er sie gefunden, so wirbt er Künstler und Schriftsteller, die ihm zu diesem Zwecke behilflich sind. Bald gilt es deutsche oder ausländische Classiker zu illustriren, bald populärgeschichtliche Werke mit Bilderschmuck auszustatten, bald die landschaftlichen Reize der Erde nach allen Weltgegenden auszubeuten. Bei der ungemeinen Concurrenz ist man in dieser Hinsicht schon in recht entlegene Regionen gerathen. Der Rhein, die Schweiz, Italien sind zuerst für die neue Gattung erobert worden; jetzt ist schon der Nil, der Ebro, der Ganges an der Reihe. Die beiden Werke, die gegenwärtig über Spanien und Indien erscheinen, geben zugleich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit, ja Gegensätzlichkeit innerhalb der durch den Holzschnitt vermittelten Reproduction. Bei den Abbildungen für Indien (Verlag von H. Schmidt und K. Günther, Leipzig) sind vorzugsweise Photographien benutzt, und so zeigt auch der Holzschnitt eine ungemeine Schärfe und Präcision, die insbesondere bei den architektonischen Denkmälern willkommen ist, deren interessante, abenteuerliche Formen hier bequem studirt werden können. Dagegen hat der Holzschnitt in Spanien (Berlin, Gebr. Pätel) eine durchaus malerische Behandlung. Alexander Wagner, von dem alle Zeichnungen herrühren, ist aus der Pilotyschule hervorgegangen, seine Stärke ist das Charakteristische, er weiß insbesondere die Genrebilder, die mannichfaltigen Scenen aus dem Straßenleben mit großer Lebenswahrheit wiederzugeben. Den stark realistisch und sicher hingeworfenen Strichen des Zeichners entspricht auch die effectvolle Art des Holzschnittes, unter der aber die Wiedergabe des Architektonischen Noth leidet, sofern man nicht auch hier mit rein malerischer Wirkung sich begnügt. Auch in Ansehung des Textes stehen gerade diese beiden Werke in einem weiten Gegensatze. Die Schilderung Indiens rührt aus der Feder Emil Schlagintweit's, der hier die Früchte eingehenden Studiums niederlegt und eine wissenschaftliche, quellenmäßige Beschreibung des Landes giebt, während der Verfasser von „Spanien" es sich ungleich leichter gemacht hat, offenbar von der Annahme geleitet, daß erfahrungsgemäß über den schriftstellerischen Theil dieser Erzeugnisse das Auge flüchtig hinwegzugleiten pflegt. Unter den illustrirten Geschichtswerken verdient nach Inhalt und Ausstattung obenangestellt zu werden das jetzt zum Abschluß gelangte Hellas und Rom (Stuttgart, W. Spemann). Der Text ist von J. Falke, der es bekanntlich versteht, die Ergebnisse seiner Kunst- und Geschmackstudien in anziehender Form wiederzugeben, und der hier ein ausführliches Culturgemälde des classischen Alterthums von den frühesten Zeiten bis zum Niedergange entworfen hat, warm geschrieben und populär, aber gediegen und lesenswerth. Die Illustration ist nicht systematisch, aber sehr reich, mannichfaltig und verräth eine gute Auswahl. Landschaftliche Darstellungen aus der Gegenwart wechseln mit sachkundigen Reconstructionen (von Thiersch und Böhlmann) mit Nachbildungen antiker Statuen, namentlich Porträtköpfe, mit genreartigen Darstellungen aller Art. Die Kunst des Alterthums selbst ist ausgiebig zur Illustration hervorgezogen. Auch die Ausgrabungen von Troja, Mykene

Digitized by

Olympia und Pergamon sind schon benutzt. Es ist ein Werk, das weite Kreise angenehm in die Antike einzuführen geeignet ist. In unsere Heimath aber führt uns das schöne Werk. Unser Vaterland (Suttgart, Gebr. Kröner), von dem nunmehr die erste Serie, die deutschen Alpen, in drei Bänden vorliegt. Auf Tyrol, Steiermark mit Kärnthen ist das baierische Gebirge und Salzkammergut gefolgt. An dem mannichfaltigen Reichthum der landschaftlichen Schönheiten dieses Gebietes wie sie hier von guten Zeichnern aufgenommen und in der Cloß'schen xylographischen Anstalt vorzüglich ausgeführt sind, wird Jedermann eine Freude haben, auch das Genre ist (vornehmlich durch W. Diez) trefflich vertreten und der Text von Karl Stieler und dem jüngst verstorbenen Hermann Schmid schildert in liebenswürdiger Weise Land und Leute. Das Unternehmen hat hier schon wiederholt Erwähnung gefunden; es sei nur noch mitgetheilt, daß es in seinem Fortgange zunächst den Küsten der Nord- und Ostsee sich zuwendet, und daß hierfür G. Schönleber, der kürzlich zum Professor an der Karlsruher Akademie ernannt wurde, eine große Zahl von Blättern gezeichnet hat. Die Schönheiten der nordischen Gegenden sind weit weniger bekannt, als die des Gebirges. Daß sie auch dort reichlich vorhanden sind, wird der Fortgang des Werkes zeigen, das uns der Reihe nach die Reize und die Eigenart aller Theile des vaterländischen Bodens vorführen will. g.

Nicht als bloßes Schaustück für die „gute Stube", wie so manche Producte des Kunsthandels, sondern für Tisch und Mappe des echten Kunstfreundes, um oft hervorgeholt und genossen zu werden, ist ein Werk bestimmt, dessen rüstiger Fortgang uns mit großer Freude erfüllt. Wir meinen die Radirungen William Unger's nach den Gemälden der Wiener Belvederegalerie mit dem beschreibenden Texte Lützow's (Verlag von H. O. Miethke in Wien). Die Meisterschaft Unger's in der Handhabung der Radirnadel bedarf keiner neuen Anpreisung. Sie ist längst allgemein anerkannt. Wir haben nur zu constatiren, daß sie in den jüngsten Lieferungen des Werkes auf der alten Höhe beharrt. Unger schmiegt sich nicht den holländischen Malern allein innig an, die sich gleichsam von selbst der Reproduction durch die Radirnadel darbieten: verständnißvoll und wahr giebt er auch die Gemälde italienischer Meister wieder, obschon deren Weise sich gegen die Radirtechnik ziemlich spröde verhält. Nur die vollkommene Herrschaft über die Technik war im Stande, hier alle Schwierigkeiten so gut zu überwinden, daß man sie gar nicht merkt und an einen spielenden Gebrauch des subtilen Werkzeuges glaubt. Die in den letzten Lieferungen vertretenen Meister gehören der italienischen und der niederländischen Schule zu gleichen Theilen an. Außer zwei köstlichen Madonnenbildern Tizian's hat Unger den Ganymed Corregio's, den h. Franziskaus Ag. Caracci's, den barmherzigen Samariter Bassano's, Porträts von Rembrandt, van Dyck, Franz Hals, den heiligen Ambrosius von Rubens, Genrebilder von Teniers und Jan Steen reproducirt. Die spanische Schule repräsentirt Velasquez (des Künstlers Familie), die deutsche Schule ein kräftig gezeichnetes Porträt, welches wenn auch nicht ohne Widerspruch Christoph Amberger zugeschrieben wird. Im Texte bewährt sich Lützow wie immer als ein ebenso angenehmer wie sicherer Führer.

Einem ganz andern Kreise des Publikums wenden sich die „Meisterwerke der Holzschneidekunst" (Weber in Leipzig) zu, von welchen der zweite Jahrgang in 72 Blättern vollendet vorliegt. Abgesehen von dem grundsätzlichen Bedenken, ob die moderne Richtung des Holzschnittes diesem Kunstzweige zu dauerndem Heile gereichen wird, muß man die Tüchtigkeit und Virtuosität der Arbeit, welche uns hier entgegentritt, anerkennen. Die Wiedergabe der Sixtinischen Ma-

donna in Holzschnitt ist geradezu eine stupende Leistung. Daß die Wirkung des Originales nur von weitem annähernd erreicht wird, kann dem Holzschneider (Brend'amour in Düsseldorf) nicht zur Schuld angerechnet werden. Die wunderbare Improvisation Raffael's setzt jeder Nachbildung die größten Schwierigkeiten entgegen und es muß schon als eine verdienstliche That gepriesen werden, wenn ein nach einem Kupferstiche gearbeiteter Holzschnitt von dem ursprünglichen Eindrucke des Werkes sich nicht allzusehr entfernt. Berechnet in die weitesten Kreise zu dringen und deren kunstfreundliche Interessen zu befriedigen, haben sich die „Meisterwerke der Holzschneidekunst" die größte Mannichfaltigkeit des Inhaltes zur Aufgabe gestellt. In bunter Reihe gehen an uns die mächtigen Maschinen Kaulbach's und Piloty's, scherzhafte Genrebilder, kokettgefällige Frauengestalten, Landschaften und Thierbilder vorüber Besonders dankenswerth ist die Wiedergabe monumentaler Sculpturwerke Hähnel's, Schilling's, Müller's und Anderer.

G. Hirth (in München und Leipzig) setzt seine erfolgreichen Bemühungen, die Muster der älteren, insbesondere der älteren deutschen Kunst, in den Kreisen der Künstler und Kunsthandwerker einzubürgern, mit rastlosem Eifer fort. Die vierte Serie des Formenschatzes (153 Blätter) liegt vollendet vor. Man muß zugeben, daß das von Hirth angewendete technische Verfahren sich nicht für alle Vorlagen gleich gut eignet. Die Nachbildung des einen Musters geräth vollkommener als die des andern. Einzelne Copien lassen an Schärfe und feiner Abtönung von Licht und Schatten noch zu wünschen übrig. Die schon im Originale als leichte Skizze behandelten Blätter erscheinen am besten gelungen. Aber alles in allem bleibt doch der Formenschatz ein prächtiges Unternehmen, das in die rechten Hände gelegt und im Sinne des Herausgebers verwerthet (nicht zum mechanischen Copiren, sondern zum Studium und zur Anregung der eignen Phantasie) großen Nutzen schaffen muß. Im Laufe weniger Jahre sind viele hundert ältere Kupferstiche und Holzschnitte allgemein zugänglich gemacht worden, von welchen die meisten bis vor kurzem nur in den engsten Kreisen der Kunstkenner bekannt waren und die doch fast alle auf Mustergiltigkeit den Anspruch erheben können. In den letzten Lieferungen haben auch die französischen Ornamentstecher eine gute Vertretung gefunden. Noch ein anderes Product desselben Verlages: das deutsche Zimmer der Renaissance, reich illustrirt und mit einem anregenden Texte begleitet, wurde kürzlich abgeschlossen. Zu besonderer Befriedigung gereicht es uns aber, anzeigen zu können, daß die Bücherornamentik der Renaissance von H. F. Butsch, welche in diesen Blättern bereits eine ausführliche Würdigung erhalten hat, von Verfasser und Verleger fortgesetzt wird. Die erste uns vorliegende Lieferung des zweiten Theiles beschäftigt sich mit der französischen Bücherornamentik, und giebt über die Pariser und Lyoner Drucke des sechzehnten Jahrhunderts ausführliche Kunde. Noch eine andere Publication desselben Verlages wird von allen Kunst- und Bücherfreunden mit Dank und Freude aufgenommen werden. G. Hirth beabsichtigt die seltensten und schönsten illustrirten Druckwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts facsimilirt herauszugeben und hat mit Jost Amman's Weibertracht (Gynecaeum, sive theatrum mulierum) einen vielversprechenden Anfang gemacht. Vorausgesetzt, daß der Kostenpunkt kein Veto einlegt, würden wir vorschlagen, nicht nur die Holzschnitte, sondern auch den Text phototypisch herzustellen und so ein vollkommenes Facsimile des alten Druckes zu bieten. Der Werth der Nachbildung würde dadurch in hohem Grade gesteigert werden. A. S.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herman Grimm und Gustav Hinrichs.

Weimar, Böhlau. 1881. — Aus den reichen Briefschätzen im Nachlasse der Brüder ist schon manches Werthvolle im Druck veröffentlicht worden, noch jüngst durch Reifferscheid die Briefe an die westfälische Familie von Haxthausen, durch Wendeler solche an Meusebach. Von ganz eigenem Werthe aber ist der briefliche Verkehr der Brüder unter einander, der hier vorgelegt wird. Da sie sonst in ihrem langen Leben ungetrennt zusammen gewohnt und gelebt und gestrebt haben, erstreckt er sich nur auf kurze Zeiten, wo eine Trennung doch eintrat durch Eingreifen äußerer Verhältnisse. Aber das sind gerade Zeitabschnitte, wie sie der Zufall nicht günstiger hätte herausgreifen können, um uns, den Nachkommen, einen trefflichen Einblick zu gewähren in alles das Gute und Bedeutende, das in und zwischen ihnen webte und im Werden und Wachsen war zum Besten der neu aufblühenden deutschen Zukunft, für die sie mit Bewußtsein arbeiteten: Jacob bei Savigny in Paris im Jahre 1805, Wilhelm in Halle und Berlin im Jahre 1809, Jacob mit dem Hauptquartiere in Paris im Jahre 1814, dann beim Congreß in Wien 1814 und 1815, und wieder in Paris 1815. Das sind wie fünf Kapitel aus einem reichen und bedeutsamen Doppelleben, in das man da hineinsehen kann oft bis ins Allereinzelnste und Kleinste. Eine Verbindung zwischen den Ausschnitten ist hergestellt durch eingefügte Stellen aus den Selbstbiographien der Brüder. Die großen politischen Angelegenheiten treten eigentlich erst vom dritten Kapitel an ein, aber lehrreich und bedeutsam. Wie hoch und weit man damals hoffend blickte, und schon in der Nähe fühlte was eigentlich erst wir erleben sollten, zeigt Jacob's Aeußerung aus Paris vom 24. November 1815: „Der Friede ist gerade auf den Geburtstag der seligen Mutter abgeschlossen worden, und doch nun schon der zweite, welcher die Franzosen demüthigt; den dritten künftigen, der unser deutsches Vaterland völlig zu Ehren bringen soll, sehen die Meisten schon nach einigen Jahren voraus." Dergleichen Beiträge zur Geschichte der Stimmung jener Gährungsjahre bieten die Briefe viele, besonders auch aus Wien, wo Jacob den hohen Kreisen nahe genug stand, welche das Ganze neu oder auch wieder alt machen wollten; auch aus Paris erfährt man aus frischester Gegenwart von französischen Stimmungen. Im Vordergrunde der Angelegenheiten aber, die man von den Brüdern hinüber und herüber verhandelt sieht, stehen begreiflich Wissenschaft, Literatur und Kunst; es ist die neue vaterländische Wissenschaft, die man da in ihrem Werden belauscht, die Wissenschaft von der deutschen, auch der nordischen Vorzeit und ihrer ursprünglichen Herrlichkeit, an der sich das gedrückte oder verlorene Selbstbewußtsein der Zeit stärkte oder neu gebar. Man sieht sie herauswachsen aus der damaligen Verfassung des geistigen Lebens der Nation, die in einer gesuchten und eigentlich schon erreichten seltenen Verschwisterung von Poesie und Philosophie ihren bestimmenden Lebenspunkt hatte. Kant, Fichte, Schelling und Steffens, Herder, Wieland, J. Paul uud Schiller erscheinen im Gedankenkreise der Brüder. Schiller's früher Tod wird herzlich beklagt, von Goethe meint Jacob im Jahre 1805 (S. 59), er sei ein Mann, wofür wir Deutsche Gott nicht genug danken können, „er kommt mir gerade wie Rafael vor, ohne daß ich deshalb Schlegel und Tieck mit Dürer, Eyck, Bellini u. s. w. vergleichen will." Wilhelm beschreibt seinen Besuch bei Goethe im December 1809 (den dieser selbst in seinen Annalen erwähnt), dabei leider „was er gesagt, sag ich Dir mündlich wieder, aufschreiben kann ich es nicht"; auch von einer kurzen Berührung mit ihm in Heidelberg im October 1815 thut Wilhelm Meldung. Ihre eigene Stellung hatten die Brüder im Kreise der Romantiker (der „neuen Schule", wie sie hier noch heißt), mit deren Vertretern sie ja zum Theil in engsten Beziehungen waren, und man sieht die Bewegungen und Schwankungen und Strebungen in diesem Kreise hier vielfach besonders

deutlich, wie in persönlicher Nähe. Ja das Denken der Brüder, auch das wissenschaftliche, ist oft genug selbst ein dichterisches (im besten Sinne), bis in die Erfassung des Alltagslebens hinein, wenn z. B. Jacob aus Wien einmal schreibt (S. 420): „Ich rede und fechte hier für Hessen bei aller Gelegenheit als für das beste Volk. Komme ich wieder nach Cassel, so wird mich wieder vieles ärgern. Das geht aber natürlich zu: in der Ferne hat man sich viel reiner lieb, daheim ist manches Kleine ein Anstoßstein und man scheut sich gleichsam die rechte Liebe auszulassen. Gott will aber diese Sparsamkeit mit der rechten Liebe, daß sie nicht ohne Noth gezeigt werde." Kurz, es ist eine wahrhaft werthvolle Gabe, die da von den Erben der Brüder Grimm der Nation dargereicht wird, den Gebildeten überhaupt wie auch der Wissenschaft. R. Hildebrand.

Geächtet. Roman in zwei Bänden von M. Gerhard. Berlin, Koppe und Fritze. 1881. — Der Kaufmann Ernst Volker ist in Folge einer schweren Beschuldigung verhaftet, aber wegen mangelnder Beweise freigesprochen; da indessen Jedermann an seine Schuld glaubt, hat er die Heimath, eine große norddeutsche Handelsstadt, verlassen und längere Jahre in Amerika gelebt; auch als er zurückkehrt, lastet der Fluch des Geächteten auf ihm und seine nächsten Verwandten wenden sich am ersten und entschiedensten von ihm ab. Von dieser Voraussetzung geht M. Gerhard's Roman „Geächtet" aus und die Lösung des Fluches durch eine Reihe von Ereignissen, in denen Volker's Tochter Magdalene und ein entfernter Verwandter, der Arzt Conrad von Hellmuth, welcher Magdalenen und um ihretwillen und durch sie den Vater lieb gewinnt, die Hauptrolle spielen, bildet den weiteren Inhalt des Buches; am Schlusse kommt, wie sie innerlich in der ganzen Haltung des Mannes sich kund thut, auch äußerlich die Unschuld Volker's an den Tag, der Frieden der Familie wird wieder hergestellt und ein braver und einsichtiger Mann für eine neue gesegnete Wirksamkeit gewonnen. Das Alles wird mit allerlei Ausführungen und Episoden in sehr angenehmer Weise vorgeführt und höchstens könnte man hier und da eine etwas knappere Fassung wünschen. Dem Hintergrunde fehlt es an der richtigen Vertiefung und die Anfänge, welche dazu in den Verweisen auf die öffentliche Thätigkeit Ernst Volker's oder seines Vetters Gottfried oder in der Berührung der Beziehungen Hellmuth's zu den städtischen Parteien gemacht sind, hätten einer weiteren Ausführung bedurft, wenn das Werk mit vollem Rechte den Namen eines Romanes führen sollte. Indessen kommt es ja auf die Bezeichnung nur vom Standpunkte der Kritik aus an, für die meisten Leser ist es viel wichtiger, ob sie an dem, was ihnen geboten wird, als solchem ihre Freude haben können, und das wird in diesem Falle sicherlich so sein. Warm und lebhaft empfindende und dabei sehr verschieden geartete Menschen sind in seelenkundiger Zeichnung dargestellt und die in ihrem Wesen vorhandenen Gegensätze geschickt benutzt, um den Zwiespalt zu erweitern und seine Lösung nur auf Umwegen und unter voller Entfaltung der geheimsten Triebfedern der Charaktere möglich zu machen; neben Volker, Magdalene und Hellmuth sind besonders der schon erwähnte Vetter Gottfried, dessen Schwester, Hellmuth's Mutter, und eine Cousine des jungen Arztes, Frau Elise von Brand, zu nennen. Hinter dem bisher nicht weiter bekannten Autornamen möchte man übrigens nach manchem kleinen Zuge eher eine Verfasserin als einen Verfasser vermuthen.

E—a.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 16. December 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1880. № 52.

Inhalt:

	Seite
Auch eine Seite der orientalischen Frage. II. Von Th. von Bernhardi (Schluß.)	969
Judenfrage oder Judenhetze? Von einem Deutsch-Oesterreicher	982
Von der Armenpflegerconferenz in Berlin. Von J. Post	991
Häusliche Kunstpflege. Von R. Bergau	994
Vom preußischen Landtage	996
Berichte aus dem Reich und dem Auslande:	
Aus Baden. Politische Umschau	999
Literatur:	
Fr. Bodenstedt, Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. — Lemierre's Wilhelm Tell. — Georg Büchner's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. — H. Leuthold, Gedichte. — E. Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie	1004
Notiz:	
Erklärungen von M. Carriere und G. Doempke, Beethoven's Briefe an Bettina betreffend	1007

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1880.

☞ **Mit der nächsten Nummer beginnt das 1. Semester des 11. Jahrgangs, auf welches alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen. Abonnementspreis halbjährlich 14 Mark.**

Digitized by

Schriften von Gustav Freytag.

Soll und Haben. Roman in 6 Büchern. 25. Auflage. Neue Stereotyp-Ausgabe in Octav. 2 Bände. ℳ 5. — Geb. ℳ 6. 75.

Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. 11. Auflage. Stereotyp-Ausgabe. 2 Theile. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 50.

Die Technik des Dramas. 3. Auflage. 8. ℳ 5. — Geb. ℳ 6. 50.

Dramatische Werke. 3. Auflage. (Inhalt: Brautfahrt — Gelehrte — Valentine — Graf Waldemar — Die Journalisten — Die Fabier.) 2 Bde. 8. ℳ 6. — Eleg. geb. ℳ 7. 50.

Hieraus einzeln:

Die Brautfahrt oder Kunz v. d. Rosen. Lustspiel in 5 Acten. 8. ℳ 2. —

Die Valentine. Schauspiel in fünf Acten. 3. Aufl. 8. ℳ 2. 25.

—— Miniatur-Ausg., roth gebunden mit Goldschnitt. ℳ 3. —

Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Acten. 2. Auflage. 8. ℳ 2. —

Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten. 6. Auflage. 8. ℳ 2. 25.

Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. 3. Auflage. 8. ℳ 3. —

—— Miniatur-Ausg. geh. ℳ 3. —

—— —— geb. mit Goldschnitt. ℳ 4. —

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 12. verm. Aufl. 4 Bde. 8. ℳ 28. 50. Eleg. geb. ℳ 34. 25.

Erster Band: Aus dem Mittelalter. ℳ 6. 75. Geb. ℳ 8. —

Zweiter Band, 1. Abth.: Vom Mittelalter zur Neuzeit. ℳ 5. 25. Geb. ℳ 6. 25.

— 2. Abth.: Aus dem Jahrhundert der Reformation. ℳ 4. 50. Geb. ℳ 5. 50.

Dritter Band: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 25.

Vierter Band: Aus neuer Zeit. (1700—1848.) ℳ 6. — Geb. ℳ 7. 25.

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. gr. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Die Ahnen. Roman. Vollständig in 6 Bänden.

Erster Band: Ingo und Ingraban. 10. Aufl. 8. ℳ 6. 75. Geb. ℳ 8. —

Zweiter Band: Das Nest der Zaunkönige. 8. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Dritter Band: Die Brüder vom deutschen Hause. 6. Aufl. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Vierter Band: Marcus König. 4. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Fünfter Band: Die Geschwister. 5. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Sechster Band: Aus einer kleinen Stadt. 3. Auflage. 8. ℳ 6. — Geb. ℳ 7. —

Dramatische Werke von Heinrich Kruse.

Die Gräfin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 4. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Auflage. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Brutus. Trauerspiel. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Der Verbannte. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: ℳ 2. — geb. ℳ 3. —

Auch eine Seite der orientalischen Frage.

II.

Anders als in Deutschland lagen die Dinge in Frankreich, wo Carl X. herrschte und Villèle an der Spitze der Regierung stand. Der Philhellenismus war hier sehr weit verbreitet, man kann sagen, er war nachgerade so ziemlich die allgemeine im Lande herrschende Stimmung geworden, auch die Ansichten der Regierung hatten eine Art von Wandelung vollzogen, und selbst der König war nicht abgeneigt, zu Gunsten der Griechen einzuschreiten; selbst Rücksichten auf die Religion konnten ihn dazu bestimmen, denn Carl X. war bekanntlich ein sehr frommer Mann, und lebte der Ueberzeugung, daß seine Frömmigkeit alle Frivolität seiner Jugend und selbst seines reiferen Alters gut mache. Selbstverständlich war die französische Regierung jeder revolutionären Bewegung nicht weniger entschieden abhold, als Metternich und sein Kaiser, und man hatte in der That zu Paris viel näher liegende Gründe als zu Wien, in einer jeden solchen Bewegung etwas Unheimliches zu sehen. Daß viel Bedenken dabei sei, eine Empörung gegen die anerkannte legitime Gewalt des Sultans zu unterstützen, wurde am Hofe Carl's X. nicht in Abrede gestellt. Auf der andern Seite aber war man zu der Ansicht gekommen, daß es am besten sei, die Sache der Griechen, die man doch nicht dem Untergange preisgeben dürfe, selbst in die Hand zu nehmen, damit nicht die schlechten liberalen Elemente in Europa diese überall populäre Sache als die ihrige geltend machten und benützten. Das war was der französische Kriegsminister Graf Damas unumwunden gegen die österreichischen Diplomaten aussprach. Auch sah die Regierung in einer mehr oder weniger entschiedenen Thätigkeit zu Gunsten der Griechen ein Mittel, sich im eigenen Lande beliebt zu machen, besonders und vor allem aber ein Mittel, sich aus der politischen Nullität empor zu arbeiten, der Frankreich seit dem Jahre 1815 verfallen war. Welche Befriedigung für das ganze Land, für die eitelste aller Nationen, wenn es gelang, in einer Angelegenheit, in der ganz Europa in einer oder anderer Weise lebhaften Antheil nehmen mußte, eine hervorragende

Digitized by Google

Rolle zu spielen, und sich vielleicht sogar das Ansehen geben zu können, als sei man die Macht, die das Ganze leite.

So war denn Frankreich durch den russischen Botschafter, Pozzo di Borgo, und Canning, der eigens dazu nach Paris kam, leicht für den Beitritt zu dem Petersburger Protokolle gewonnen. Doch zeigte sich sofort, daß die französische Regierung den Schein wahren wollte, als habe sie die Initiative ergriffen, und bald auch, daß sie, der alten Politik des Versailler Hofes eingedenk, die hohe Pforte noch immer als einen nothwendigen und sehr werthvollen alten Verbündeten Frankreichs ansah. Man wollte demnach auch hier wohl die Griechen retten, aber doch nur in solcher Weise, daß die Pforte dadurch so wenig als irgend möglich geschädigt würde. Die französische Regierung ging in dieser Beziehung sogar noch um etwas weiter als die englische.

Anstatt einfach dem Petersburger Protokolle beizutreten, sprach Frankreich, durch solche Beweggründe bestimmt, den Wunsch aus, dieses Protokoll in einen förmlichen Vertrag verwandelt zu sehen, und trat selbst mit einem Entwurfe zu einem solchen Vertrage hervor, den es mit scheinbarer Anspruchslosigkeit als einen Canevas, einen Gegenstand weiterer Berathungen, bezeichnete.

Von Metternich und dem österreichischen Hofe wieder auf das strengste und sogar in schnöden Worten verurtheilt, wurde der französische Entwurf wirklich die Grundlage des am 6. Juli 1827 zu London von den Vertretern Rußlands, Englands und Frankreichs unterzeichneten Vertrages. Die ausgesprochene Absicht war, den Frieden im Oriente herzustellen, und in der Einleitung, die den Vertrag rechtfertigen sollte, indem sie in herkömmlicher Weise wohl oder übel nachwies, daß die Mächte ein Recht hätten, sich in einen Krieg zwischen der Pforte und ihren eigenen Unterthanen zu mischen, machte sich vor allen die Stimme Englands geltend, die stets das Handgreifliche voran zu stellen liebt. Es heißt da: die Nachtheile, unter welchen der Handel der drei Mächte durch den lange dauernden Krieg im Orient und die in Griechenland herrschende Anarchie leide, geben diesen Mächten das Recht, Maßregeln zur Herstellung des Friedens zu ergreifen. Beiden streitenden Theilen sollte Vermittelung und Waffenstillstand vorgeschlagen werden; ging der Divan auf die Vorschläge der Vertragsmächte nicht ein, so wollte man den Waffenstillstand und dessen Folgen, wie sich das Document ausdrückt, dennoch herbeiführen, jedoch ohne die friedlichen Beziehungen der Mächte zur Pforte zu stören. Wie vorsichtig aber auch die Worte gewählt sein mochten, war doch einleuchtend, daß der Waffenstillstand alsdann nur durch Gewalt erzwungen werden konnte, und unter den Folgen des Waffenstillstandes konnte nichts anderes verstanden werden, als die Pacification Griechenlands durch das Gebot und nach dem Willen der Mächte. Auch waren die Grundzüge dieser Pacification schon in dem Vertrage festgestellt. Griechenland sollte ein der

Digitized by Google

Pforte unterthäniges, aber von eigenen Behörden regiertes Gebiet werden, wie das bereits in dem Petersburger Protokolle festgesetzt war. Man wollte Griechen und Muhamedaner gänzlich trennen, d. h. alle in den Landstrichen, die dem projectirten abhängigen Griechenland zugedacht waren, ansässigen Muhamedaner sollten auswandern, ihre Besitzungen aufgeben und dafür entschädigt werden. In einem letzten Artikel verzichtete jede der drei Mächte zum voraus darauf, besondere Einflüsse oder besondere Handelsvortheile im Orient zu gewinnen.

Diesen Artikel, der wesentlich gegen Rußland gerichtet war, hatte Canning dem französischen Entwurfe eingefügt, und zwar aus gewichtigen Gründen. Ein Versuch Englands, sich besondern Einfluß und besondere Handelsvortheile im ägäischen Meere zu verschaffen, war nämlich mißglückt; obgleich im Allgemeinen nicht beliebt bei den Griechen, hatte England doch einige Anhänger unter ihren Führern, und die Regierung des britischen Reiches glaubte, durch diese ihre Ziele erreichen zu können. Es wurde den Griechen durch den Comodore Hamilton, der zur Zeit die englische Escadre im dortigen Meere commandirte, in der unzweideutigsten Weise zu verstehen gegeben, daß sie keinen europäischen Fürsten zu ihrem Oberhaupte erwählen dürften; daß es indessen doch ein Mittel gebe, sich der türkischen Oberhoheit, die im Petersburger Protokolle als etwas Selbstverständliches in Aussicht gestellt war, gänzlich zu entziehen; freilich nur eines: es könne gelingen, wenn Griechenland sich als Freistaat constituiren und gleich den jonischen Inseln unter den Schutz Großbritanniens stellen wollte. Das war ein Gedanke, vor dem natürlich alle Griechen zurückbebten. Sie wählten bald darauf Kapodistrias zum Präsidenten, zum sehr großen Verdrusse der Engländer, denen der Mann ohnehin verhaßt war, seitdem er sich vermessen hatte, laut zu sagen, daß Großbritannien auf den jonischen Inseln eine unheilvolle Tyrannei übe.

Der Vertrag vom 6. Juli enthielt dann aber auch noch einige geheime Artikel, die besonders durch die Art, wie sie zur Anwendung kamen, sehr viel wichtiger wurden, als alles, was er sonst enthielt. Es war darin auch der Fall vorgesehen, daß die Pforte sich weigere, den Waffenstillstand und die Vermittelung der Mächte anzunehmen. Man wollte in diesem Falle Handelsverbindungen mit den Griechen anknüpfen, Consularbeamte bei ihnen ernennen, womit sie dann thatsächlich als kriegführende Macht anerkannt gewesen wären. Wenn der Waffenstillstand nicht binnen Monatsfrist angenommen wäre, sollten dann ferner „die den Umständen angemessenen Mittel ergriffen, und falls dieselben nicht genügten, das Friedenswerk dennoch nach den festgesetzten Grundsätzen durchgeführt werden."

Wenn das irgend etwas heißen sollte, so hieß es, daß man nöthigen-

Digitized by Google

falls Gewalt anwenden wolle, und diese Drohung konnte, eben ihrer Unbestimmtheit wegen, sehr weit führen.

Es ward beschlossen, eine combinirte englisch-französisch-russische Flotte, die bestimmt sein sollte, der diplomatischen Intervention den gehörigen Nachdruck zu geben, an die griechischen oder türkischen Küsten zu entsenden. Eine englische und eine französische Escadre befanden sich bereits in den griechischen Meeren; sie sollten verstärkt werden und sich vereinigen; eine russische ging von der Ostsee aus unter Segel, um zu ihnen zu stoßen. Das war wieder eine Maßregel, die wohl nicht alle die betheiligten Cabinette gehörig erwogen hatten. Offenbar bedeutete diese Demonstration gar nichts, wenn die vereinigte Flotte nicht nöthigenfalls Gewalt brauchen sollte, um den Willen der Mächte zur Geltung zu bringen, und Anwendung von Gewalt gegen die Türken, nicht gegen die Griechen, wurde denn auch vorgesehen in den sehr unbestimmt gefaßten Verhaltungsbefehlen, welche die drei Admirale erhielten. Ibrahim Pascha hauste mit seinen Egyptern gar übel in Morea, das er schon zum großen Theile erobert hatte; daß ihm Verstärkungen oder Waffen und Kriegsbedarf zugeführt würden, sollte die vereinigte Flotte nöthigenfalls mit Gewalt verhindern. Ganz im Allgemeinen wurde dann noch hinzugefügt, da nicht alle möglichen Wechselfälle vorherzusehen seien, sei den Admiralen in ihren Entschlüssen der nöthige Spielraum gewährt. Doch sollten sie mit gehöriger Vorsicht verfahren, damit die zur Pacification erforderlichen Maßregeln nicht in Feindseligkeiten ausarteten. Es konnte darnach für die Admirale nicht eine ganz leichte Aufgabe sein, sich klar zu machen, was sie eigentlich sollten.

Dieser Vertrag wurde von allen Griechenfreunden in Europa mit einem Jubel aufgenommen, der gewiß viel mäßiger geworden wäre, wenn man gewußt hätte, was die französische Regierung eigentlich beabsichtigte.

Griechenland sollte ein von der Türkei abhängiges Land bleiben, wie Serbien und die Donau-Fürstenthümer. Dazu gehörte, wie man die Dinge zu Paris ansah, daß die festen Plätze in Griechenland in den Händen der Türken blieben, wie Belgrad in Serbien, wie die Donau-Festungen in der Wallachei in ihren Händen waren. Es sollten türkische Besatzungen darin liegen, damit die Oberhoheit des Sultans unter allen Umständen gehörig behauptet werden könne. Der Fürst Metternich hatte in seinem Unmuthe diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, das französische Cabinet ihn sich zu eigen gemacht. Damit aber eine solche Bestimmung bei der endlichen Regelung dieser Angelegenheiten in das neue türkisch-griechische Staatsrecht aufgenommen werden konnte, mußten die festen Plätze Griechenlands, wenigstens die wichtigsten derselben, in dem Augenblicke, wo dieses neue Staatsrecht endgültig festgestellt wurde, thatsächlich in der Gewalt der Türken sein. Be-

Digitized by Google

sonders der Besitz von Athen, das der Großvezier zur Zeit belagerte, schien in diesem Sinne von hervorragender, wenn nicht von entscheidender Wichtigkeit zu sein, und die französische Regierung sah demnach ihre nächste Aufgabe darin, den Türken zu dem Besitze dieser Hauptstadt Attika's zu verhelfen. Der Admiral Rigny, der die französische Escadre in der Levante befehligte, hatte, ehe Frankreich den Tractat vom 6. Juli unterzeichnete, seine Verhaltungsbefehle in diesem Sinne erhalten, und sie scheinen nach der Unterzeichnung des Vertrages nicht widerrufen worden zu sein. Es war nicht leicht, die Griechen, die Athen vertheidigten, zu einer Capitulation zu bewegen, weil sie ein für alle Mal dem Worte der Türken nicht trauten und nichts Anderes erwarteten, als erbarmungslos niedergehauen zu werden, auch wenn ihnen freier Abzug auf das Heiligste versprochen wäre. Sie hatten in dieser Beziehung nicht das reinste Gewissen, denn auch die Griechen hatten ihrerseits keineswegs immer das gegebene Wort gehalten; sie hatten mehr als einmal eine türkische Besatzung, die sich auf Bedingungen ergab, verrätherisch zusammen gehauen, sobald sie der Waffen beraubt war.

Die Aufgabe, die Rigny zu lösen hatte, war mithin eine sehr schwierige, aber er fand, was zur Zeit nur Wenigen bekannt und später geflissentlich der Vergessenheit übergeben wurde, in einem französischen Philhellenen, dem Obersten Fabvier, ein vortreffliches Werkzeug. Fabvier hatte ein eigenthümlich bewegtes Leben hinter sich. Er war Adjutant des Marschalls Marmont gewesen und in den letzten Jahren der napoleonischen Regierung, sehr begünstigt, in verhältnißmäßig jungen Jahren Oberst geworden. Marmont's Uebergang zu den Verbündeten hatte er ohne Bedenken mitgemacht, und auch als Marmont unter Ludwig XVIII. an der Spitze der Garde du Corps du roi stand, war Fabvier dessen vornehmster Adjutant. Bei den Unruhen aber, die 1819 zu Lyon ausbrachen, wo Marmont die Ruhe herstellen sollte, und besonders in den Zwistigkeiten, die darüber unter den verschiedenen Behörden ausbrachen, hatte dann Fabvier eine vorlaute Rolle gespielt, die der Regierung höchlich mißfiel. Zurückgesetzt und beleidigt hatte der zu Abenteuern geneigte Oberst sich auf Verschwörungen gegen die Bourbons eingelassen und, aus den Listen der Armee gestrichen, Frankreich als politischer Flüchtling verlassen müssen. Als dann das königliche Frankreich im Jahre 1823 seinen Kreuzzug zu Gunsten des absoluten Königthums in Spanien unternahm, begegnete die Spitze der französischen Armee an dem Grenzflusse, der Bidassoa, auf dem spanischen Ufer einer Schaar Franzosen, die das dreifarbige Banner entfaltete und sie mit dem Rufe: Vive la république! empfing. Die Absicht war natürlich, die Armee des königlichen Frankreichs zur Untreue, zum Uebergang unter die Fahne der Revolution zu verleiten. Das gelang nicht. Jene Schaar wurde mit leichter Mühe zerstreut. An ihrer Spitze hatte

Digitized by Google

Fabvier geſtanden, der natürlich zu entkommen wußte. Darauf war er als Philhellene nach Griechenland gekommen, wo er zunächſt zwei Bataillone ſogenanter Taktikos, das heißt regulärer, nach dem franzöſiſchen Reglement einexercierter Infanterie, gebildet hatte, was einem großen Theil der regierenden und unter ſich hadernden griechiſchen Häuptlinge nicht genehm war. Fabvier ſtrebte darnach, zum Oberfeldherrn der Griechen ernannt zu werden. Ein ſtarke Partei in der Regierung hatte aber im Sinne, die Streitkräfte der Griechen zweien Engländern anzuvertrauen, die im eigenen Lande der Oppoſition angehörten: die Flotte dem Admiral Lord Cochrane, die Landmacht einem Sir Richard Church; jener, dem es hier wie überall hauptſächlich auf Geld ankam, ließ ſich zum voraus von dem armen Griechenland eine halbe Million Franken für ſeine uneigennützigen Bemühungen verſprechen; dieſer war ein ſehr ſchöner und ſehr eleganter Mann, der ſich in der maleriſchen Landestracht der Griechen gefiel und ſie ſich in ihren koſtbarſten Formen aneignete, von militäriſcher Befähigung aber nie und nirgends einen Beweis gegeben hatte. Während der zweiten Hälfte der Belagerung von Athen kam Fabvier in eigenthümlicher Weiſe in die Stadt. Die Vertheidiger litten Mangel an Schießbedarf und, wie es hieß, auch an Lebensmitteln. Es handelte ſich darum, ihnen beides zu ſenden; wie man aber die Vorräthe durch die türkiſche Poſtenkette hindurch in die Stadt ſchaffen ſollte, war ſchwer zu ſagen. Fabvier erbot ſich, die ſchwierige Aufgabe mit ſeinen Taktikos zu löſen, was natürlich mit Freuden angenommen wurde, und es gelang ihm wirklich, in einer mondhellen Nacht mit 650 ſeiner beſten Leute an der Küſte von Attika zu landen, ſich, lange unbemerkt, nahe heran zu ſchleichen, einen türkiſchen Poſten zu überwältigen, und dann unter einem Regen türkiſcher Kugeln die Akropolis zu erreichen. Jeder ſeiner Soldaten trug einen mit Pulver und Blei gefüllten ledernen Sack. Selbſtverſtändlich war es nicht im entfernteſten Fabvier's Abſicht, in Athen eingeſperrt zu bleiben, aber jeder ſeiner Verſuche, ſich von dort aus wieder durchzuſchlagen oder durchzuſchleichen in das Freie, mißlang; er fand die Türken ſtets ſehr wachſam und gerüſtet. Wie Gordon behauptet, der die beſte Auskunft über dieſe Kriegsereigniſſe giebt, hatte die griechiſche Regierung den geheimen Befehl gegeben, ihn nicht wieder aus Athen heraus zu laſſen. Sie wollten eben damals Church zum Oberfeldherrn ernennen und darin nicht durch Fabvier's Umtriebe geſtört ſein. Mit Gewalt konnte der kühne Philhellene natürlich nicht auf der Akropolis zurückgehalten werden, aber Wege der Liſt waren den Griechen geläufig; ſeine Anſchläge, zu entkommen, ſollen jedes Mal den Türken zum voraus verrathen worden ſein.

Ein Verſuch, Athen zu entſetzen, von Church und Cochrane ſo ſchlecht wie möglich geleitet, mißlang. Die Griechen mußten unter den Befehlen

Digitized by Google

dieser beiden Führer die Küste von Attika wieder verlassen. In Athen mangelte es an Ein und Anderem, da man der Besatzung nur Schießbedarf und keine Mundvorräthe zugesendet hatte.

Nun war für den Admiral Rigny der Augenblick gekommen, einzuschreiten. Der Vorwand dazu, den die Umstände an die Hand gaben, war der erwünschtesten Art; man konnte sagen, es geschehe im Interesse der Humanität, daß Frankreich der griechischen Besatzung von Athen zu einer Capitulation zu verhelfen suchte; es handele sich darum, einer Katastrophe vorzubeugen, wie sie bei Missolunghi die ganze Welt erschreckt hatte. Auch die officielle Veranlassung dazu fehlte nicht. General Church hatte, als er die Küste von Attika verlassen mußte, für die Besatzung von Athen den Befehl zurückgelassen, zu capituliren, und den französischen Fregattencapitain Leblanc aufgefordert, die Vermittelung zwischen Belagerern und Belagerten zu übernehmen.

Für Fabvier war es in seinem Unmuthe doppelt verlockend, seinen Frieden mit der französischen Regierung dadurch zu machen, daß er sich selbst eine Möglichkeit verschaffte, wieder in das Freie zu gelangen. Er trieb mit leidenschaftlichem Nachdrucke zur Capitulation. Die griechischen Kapitaine widerstanden lange; sie wußten, wie entschieden alle Griechen eine Uebergabe Athens verurtheilen, wie schmerzlich sie den Verlust der Hauptstadt empfinden würden; sie sahen auch recht gut, daß Athen sich noch längere Zeit über vertheidigen konnte, wenn auch um den Preis mehrfacher Entbehrungen, welche die Besatzung sich auferlegen mußte. Doch Fabvier scheute kein Mittel, um Frankreichs Zwecke und seine eigenen zu erreichen. Die Kapitaine erklärten später, der französische Oberst habe sich nicht nur bemüht Entmuthigung allgemein unter der Besatzung zu verbreiten, sondern auch die Soldaten zur Empörung gegen ihre Führer aufzureizen, um dadurch den Beschluß zur Capitulation zu erzwingen. Der Admiral Rigny bemühte sich hier zu vermitteln, dort zu überreden, und es wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft. Sie zogen sich in die Länge, weil der Großvezier verlangte, die Belagerten sollten die Waffen strecken, die Griechen dagegen freien Abzug verlangten. Doch die Bemühungen des französischen Admirals führten endlich zum Ziele. Der freie Abzug wurde der Besatzung bewilligt, die Türken lieferten sogar Geißeln in ihre Hände, um sie zu überzeugen, daß kein Verrath beabsichtigt sei, daß ihr Ausmarsch ungefährdet stattfinden könne. Als der Vertrag geschlossen war, die griechische Besatzung von der Burg herab stieg, um in das freie Feld hinaus zu rücken, stellte sich der Admiral Rigny an ihre Spitze, um sie unter Frankreichs Schutz durch das türkische Heer hindurch zu führen. Dennoch trauten die Griechen dem gegebenen Worte der Türken nicht; der Zug stockte, die Besatzung stand auf dem Punkte umzukehren und auf die eben verlassene Akropolis zurückzugehen. Da erzwang

Digitized by Google

Fabvier die Fortsetzung des Marsches und die Ausführung der Capitulation, indem er leidenschaftlich drohte, durch seine Taktikos Feuer auf die Griechen geben zu lassen, wenn sie nicht unweigerlich weiter marschirten. Das geschah denn auch.

So hatte es denn die französische Politik glücklich dahin gebracht, daß Athen in die Hände der Türken gefallen war. Als dann aber bekannt wurde, daß diese Hauptstadt gar wohl hätte gerettet werden können, war die Entrüstung unter den Griechen allgemein. Man erfuhr, daß Athen noch mehrere Monate über hätte gehalten werden können, und sah, daß schon wenige Wochen fortgesetzter Vertheidigung genügt hätten, dem Zwecke zu entsprechen, da wenige Wochen nach dem Falle der Akropolis das Machtgebot der vermittelnden Mächte den türkischen Waffen Stillstand auferlegte.

Ziemlich allgemein wurde Fabvier laut des Verrathes angeklagt. Da er die Thatsachen nicht leugnen, auf solche Vorwürfe nichts von irgend welchem Gewicht erwidern konnte, mußte er sich darauf beschränken, sie mit theatralischem Anstande zu verachten, und da er sich jetzt von Frankreich unterstützt wußte, da er sich sagen durfte, daß die französische Regierung ihn nicht fallen lassen könne, ohne sich blos zu stellen, verstand er sehr wohl mit der Dreistigkeit aufzutreten, die solchen Abenteurern eigen zu sein pflegt. Er protestirte gegen die Ernennung Church's zum Oberfeldherrn, als ob er ein Bevollmächtigter des griechischen Volkes sei und in der Landesregierung mit zu reden habe. Wenn er damit auch nichts weiter bewirken konnte, weigerte er sich doch, Befehle von Church anzunehmen, und die Griechen ließen es sich gefallen. Church, der nicht darauf rechnen durfte, von der englischen Regierung unterstützt zu werden, verzichtete förmlich darauf, Fabvier als einen Untergebenen zu behandeln und ihm Befehle zu ertheilen. Er glaubte damit klug sowohl als edel zu handeln und schädlichen Reibungen vorzubeugen, in der That aber war von dem Augenblicke an seine Autorität auch bei den griechischen Capitani so gut wie auf nichts gesunken. Fabvier ging als Sieger in diesem inneren Zwiste triumphirend nach Metana, um zunächst seine Taktikos neu zu organisiren.

Bald darauf geboten die drei verbündeten Mächte Waffenstillstand, und der Umstand, daß Ibrahim Pascha, der Egypter, sich im Peloponnes den Weisungen der Admirale nicht unbedingt fügen wollte, führte bekanntlich die Seeschlacht von Navarin herbei, in welcher die türkisch-egyptische Flotte vollständig vernichtet wurde.

In Frankreich jubelte Alles über das glorreiche Ereigniß, in England dagegen, wo Canning inzwischen gestorben war, erschrak die Regierung wie das Volk über den eigenen Sieg, der in der nächsten Thronrede als ein unglückliches Ereigniß (untoward event) bezeichnet wurde. Die Regierung er-

Digitized by Google

wachte gleichsam zu dem Bewußtsein, daß sie die Pforte lediglich zu Rußlands Vortheil schädige und ihrer Widerstandsmittel beraube. Im Lande vollends schwieg plötzlich die Theilnahme für die Griechen, der nur wenige poetisch gesinnte Schwärmer treu blieben, und die altgewohnten Sympathien für die Türkei, das nothwendige Element des europäischen Gleichgewichtes, traten wieder unbedingt in ihre Rechte. Der Sturz des halbliberalen Ministeriums, das nicht mehr durch Canning's überwiegendes Talent gehalten ward und an seinem König Georg IV. einen tückischen Feind hatte, wurde wesentlich durch den Sieg bei Navarin beschleunigt; strenge Tories traten an seine Stelle.

Man hatte Rußland durch den Julivertrag binden wollen und mußte nun mit Schrecken gewahr werden, daß nur England durch diesen Vertrag gebunden sei, Rußland aber nicht. Die russische Regierung hatte sich verpflichtet, in den Angelegenheiten der Griechen nicht anders als gemeinsam und im Einverständnisse mit den beiden anderen Vertragsmächten zu handeln. Sie hatte sich aber nicht anheischig gemacht, ihre anderweitigen Beschwerden wegen angeblicher Nichterfüllung der Bedingungen des Bukarester Friedens ruhen zu lassen, oder ebenfalls gemeinschaftlich mit den beiden anderen Mächten zu erledigen. So konnte denn Rußland im Jahre 1828 der Pforte dieser anderweitigen Beschwerden wegen den Krieg erklären, ohne daß England über einen Treubruch klagen durfte. Eine vollständige Umkehr der Politik Englands, ein Einschreiten zu Gunsten der Türkei war nicht möglich, so lange die Pforte nicht den gemeinschaftlichen Forderungen der drei Mächte zu Gunsten der Griechen nachgab. Der Vertrag stand im Wege, England war gebunden, die Pforte aber, ohnehin nicht geneigt, irgend nachzugeben, wurde überdies auch noch insgeheim durch den Fürsten Metternich aufgefordert, „der Revolution", das heißt den Griechen, keine „Concessionen" zu machen. In dieser verdrießlichen Lage mußte man sich darauf beschränken, die russische Kriegführung in hämischen Zeitungsartikeln zu verspotten und über jeden wirklichen oder angeblichen Waffenerfolg der Türken laut zu jubeln.

Die Bemühungen des Fürsten Metternich im Winter 1828—1829, eine Coalition zu Gunsten der Türkei gegen Rußland zu Stande zu bringen, scheiterten zum Theil an dem Umstande, daß England sich in solcher unbequemen Weise gebunden fühlte, besonders aber daran, daß in Frankreich ein vollständiger Umschwung in der auswärtigen Politik stattgefunden hatte. Es war hier der Gedanke erwacht, daß es für Frankreich und namentlich für das dort regierende Haus am vortheilhaftesten sei, auf Kosten Deutschlands gemeinschaftliche Sache mit Rußland zu machen, der russischen Regierung freie Hand in der Levante zu verschaffen und dafür mit Rußlands Gunst die deutschen Lande am linken Rheinufer zu gewinnen, was die Franzosen selt-

Digitized by Google

samer Weise als ihr Recht ansahen. Es wurden jetzt sogar, im Jahre 1829, französische Truppen nach Morea gesendet, um die egyptischen Besatzungen aus den dortigen festen Plätzen zu vertreiben, was bekanntlich so gut wie ganz ohne Blutvergießen gelang, da nur Patras einen ganz unbedeutenden Widerstand leistete.

Aber obgleich auf eine Coalition nicht zu rechnen war, kam doch ein Augenblick, wo England auf dem Punkte stand, die Fesseln der Verträge zu brechen und mit offener Waffengewalt zu Gunsten der Türkei in die Schranken zu treten. Diebitsch war an der Spitze der russischen Armee über den Balkan gegangen und hatte sich Adrianopels bemächtigt. Man fürchtete, Constantinopel könne eine Beute der Russen werden. Das war nun eigentlich nicht zu befürchten. Diebitsch hatte nur noch vierzehntausend Mann, und diese geringe Zahl verminderte sich täglich in Folge der Krankheiten, die das einst zahlreiche Heer bis auf diesen geringen Rest herabgemindert hatten. Weit entfernt, Constantinopel einnehmen zu können, war die russische Armee unbedingt verloren, wenn nicht der Friede innerhalb weniger Tage geschlossen wurde. Das diplomatische Corps in Constantinopel beurtheilte jedoch die Lage der Dinge anders und befürchtete zweierlei zugleich: eine gewaltsame Revolution in Constantinopel, sobald das feindliche Heer vor den Mauern erschien, und die Eroberung dieser anscheinend wehrlosen Hauptstadt durch die Russen. Das ganze diplomatische Corps suchte zu vermitteln; der König von Preußen, der einen europäischen Krieg befürchtete und vermeiden wollte, hatte sogar den bekannten General Müffling in besonderer Mission als Vermittler nach Constantinopel gesendet. Die englische Regierung beschränkte sich aber nicht darauf, auch durch ihren Gesandten dort zum Frieden mahnen zu lassen: sie ertheilte auch der englischen Flotte in den Gewässern der Levante den Befehl, in den Bosporus einzulaufen und Constantinopel mit Waffengewalt zu schützen, falls die Russen wirklich vor der Stadt erschienen.

Diebitsch bewährte sich in dieser eigenthümlich complicirten Lage als höchst gewandter Diplomat. Er ließ keine Ahnung aufkommen, daß er mit seiner Armee am Rande des Abgrundes schwebe, daß es sich für ihn um Rettung handele. Indem er fast die gesammte Macht, die ihm noch blieb, als Avantgarde seiner Armee figuriren ließ, so daß man veranlaßt war, auf ein zahlreiches Heer zu schließen, das da folge, sprach er stets mit der größten Zuversicht, als hänge es nur von ihm ab, eine folgenschwere Wendung der Weltgeschichte herbeizuführen, indem er sich Constantinopels bemächtigte. Sein Meisterstreich dabei war, daß er nicht blos die Vertreter der Rußland feindlich gesinnten Mächte zu täuschen wußte, sondern auch die Freunde, die ihn retten, die ihm zu einem vortheilhaften Frieden verhelfen sollten. Weit entfernt, sich der preußischen Gesandtschaft offen anzuvertrauen, wußte er auch

Digitized by Google

sie in dem Wahne zu erhalten, daß er einer unwiderstehlichen Macht gebiete. General Müffling, der ziemlich unberechtigter Weise eine sehr hohe Meinung von seiner eigenen diplomatischen Feinheit hatte, wurde hier von Diebitsch eben so vollständig getäuscht, wie im Jahre 1815 von dem Herzog von Wellington, und staunte verehrend die beispiellose Großmuth und weise Mäßigung des Kaisers Nikolaus an.

Der Friede wurde geschlossen; die Artillerie der englischen Flotte war nicht in Thätigkeit gesetzt worden, Oesterreichs Schwert war in Ermangelung einer Coalition in der Scheide geblieben, aber die christlichen Völkerschaften auf der Balkanhalbinsel wußten dennoch sehr gut, wie man zu Wien und zu London in Beziehung auf sie gesinnt war.

In dem zu Adrianopel geschlossenen Frieden hatte Rußland, zu Englands und Oesterreichs großem Verdrusse, den Griechen vollständige Unabhängigkeit zusprechen lassen. Das war nun nicht mehr zu ändern. Da bemühte sich denn vor allem England, dahin zu wirken, daß die Grenzen des neuen griechischen Staates so ungünstig wie möglich gezogen würden, unter anderm auch, um jede Berührung des neuen Staates mit den Griechen auf den jonischen Inseln fern zu halten. Die englische Regierung wußte denn auch die Dinge so zu leiten, daß die Krone des neuen griechischen Reiches einem Prinzen angetragen wurde, den sie ganz von sich abhängig glaubte, weil er ein ihm von England bewilligtes Jahrgeld bezog: dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg. Doch wollte diese Combination nicht gelingen. Als der Prinz gewahr wurde, daß England dem neu gebildeten Königreiche keine andere als die denkbar ungünstigste Grenze zugestehen wollte, daß er selbst dort eigentlich nur ein englischer Gouverneur sein sollte, daß ihm zugemuthet wurde, das Land nicht in dessen eigenem, sondern in Englands Interesse zu regieren, und dort ungefähr solch ein Regiment zu handhaben, wie Sir Thomas Maitland verrufensten Andenkens auf den jonischen Inseln, kurz, daß er eine Rolle spielen sollte, die seiner in der That nicht würdig war, da trat er zurück. Man mußte sich entschließen, den Griechen eine wenigstens um etwas bessere Grenze zu gewähren, und ein baierischer Prinz erhielt die Krone, was angemessener schien, theils weil der romantische König von Baiern den Griechen während ihrer Kämpfe große Theilnahme bewiesen hatte, theils weil Baiern keinen Anspruch darauf machen konnte, gebietenden Einfluß in der Levante zu üben.

England und Rußland waren es, die sich fortan auf diplomatischem Wege um den maßgebenden Einfluß in dem kleinen Königreiche stritten, England aber wieder in einer Weise, die wenig geeignet war, ihm die Sympathien der Bevölkerung zuzuwenden, nämlich nicht dadurch, daß es sich der Interessen Griechenlands besonders angenommen und sie unter seinen mächtigen Schutz

Digitized by Google

genommen hätte, sondern dadurch, daß es dieses wehrlose kleine Königreich die ungeheure Macht Englands fühlen ließ, und es mit rücksichtsloser Brutalität mißhandelte, sobald es sich irgend dem gebietenden Einflusse des britischen Reiches entziehen und einen Anspruch auf Selbständigkeit erheben wollte, vor allem aber, sobald es einem Einflusse Rußlands zugänglich zu werden schien. So z. B. in der zu seiner Zeit berühmten Angelegenheit des portugiesischen Juden Pacifico, der vollkommen unberechtigter Weise eine Entschädigung von zwanzigtausend Franken von der griechischen Regierung verlangte. Da Pacifico sich für einen englischen Unterthan ausgab, was er gar nicht war, erzwang England, in einem Anfluge übler Laune über russischen Einfluß, diese Entschädigung durch Androhung von Waffengewalt für ihn. Dergleichen ist mehrfach geschehen.

Es kam der Krimkrieg heran; England und Frankreich griffen zu den Waffen, um die Türkei zu schützen, und die einheimische christliche Bevölkerung der Balkanhalbinsel unter dem Joche des Sultans und der eingewanderten Fremdlinge zu erhalten. In dem Königreich Griechenland regte sich allgemein das Verlangen, an dem Kampfe Rußlands gegen den Erbfeind Theil zu nehmen, die zahlreichen Griechen in den benachbarten türkischen Provinzen zu befreien, und sich selbst eine etwas bessere Landesgrenze zu erkämpfen. England und Frankreich im Verein zwangen vor allen Dingen durch die sehr ernst gemeinte Androhung von Waffengewalt das Königreich Griechenland, sich ruhig zu verhalten und neutral zu bleiben. Das war ihre letzte politische Action auf der Balkanhalbinsel, und man wußte dort, daß auch Oesterreich zu Gunsten der Türken gerüstet, und die russische Heeresmacht gezwungen hatte, sich von der Donau zurückzuziehen.

Nur Rußland allein ist seit den ersten Berührungen, die unter dem Czaren Alexei Michailowitsch stattfanden, stets und immerdar der Feind der Türkei gewesen, nur Rußlands Politik hat sich immer folgerichtig und ohne je andere Ziele zu verfolgen, auf die Zertrümmerung des türkischen Reiches in Europa gerichtet erwiesen. Nur ein Moment machte vorübergehend eine Ausnahme; das war als der Kaiser Paul mit England und der Türkei verbündet gegen die französische Republik, die sich Egyptens zu bemächtigen suchte, die Waffen ergriff. Damals geschah es sogar, daß eine vereinigte russisch-türkische Flotte gemeinschaftlich mit einem österreichischen Armeecorps Ancona belagerte. Doch das war eine schnell vorübergehende Erscheinung, die um so weniger auf die christlichen Völkerschaften der Balkanhalbinsel einen bleibenden Eindruck machen konnte, da es sich dabei um fern liegende Interessen handelte, die in Egypten lagen, und von denen diese Völkerschaften nicht unmittelbar berührt wurden. Auch der Kaiser Nikolaus hat einmal im Jahre 1833 Constantinopel und die Pforte durch ein abgesendetes russisches Armeecorps geschützt; aber gegen

Digitized by Google

wen? gegen Ali Pascha von Egypten, den die Griechen von dem letztvergangenen Kriege her als den schlimmsten und gefährlichsten ihrer Feinde kannten. Auch diese vorübergehende Erscheinung konnte daher keinen der russischen Politik nachtheiligen Eindruck zurück lassen. Im Allgemeinen ist es Rußland, das die Macht der Türkei von Stufe zu Stufe mehr und mehr beschränkt und das Reich der Osmanen an den Rand des Abgrundes gebracht hat; Rußland, das den Rumänen in der Moldau und Wallachei, den Serben und Griechen, und nun zuletzt auch den Bulgaren zu einer stets gesteigerten Selbständigkeit und allen, ausgenommen den Bulgaren, endlich zur gänzlichen Unabhängigkeit verholfen hat; und hat auch Rußland immer nur im eigenen Interesse gehandelt, so sind dadurch die Interessen der christlichen Bevölkerung doch sehr entschieden gefördert worden; in Folge dessen ist Rußland die einzige Macht, die in den Balkanländern auf Sympathien rechnen darf, während alle anderen Staaten durch ihre bisherige Politik jeden Anspruch darauf verscherzt haben. Der russischen Regierung muß mit einer gewissen Nothwendigkeit der überwiegende Einfluß auf der Balkanhalbinsel zufallen, wenn das türkische Reich zusammenbricht; unter Rußlands Schutz werden sich die auf den Trümmern des Osmanenreiches entstehenden Staaten zu stellen suchen. In Wien und in Paris weiß man das auch recht gut, und selbst in London wußte man es, so lange Lord Beaconsfield an der Spitze der Geschäfte stand, und es blieb den westeuropäischen Mächten in dieser Lage der maßgebenden Verhältnisse nichts übrig als der leidige Ausweg, die Wege ihrer alten und veralteten Politik von neuem einzuschlagen und die wankende, baufällige Herrschaft osmanischer Barbarei von neuem zu stützen und zu halten.

Was sie in allerletzter Zeit zu solchem Ende gethan haben, hat abermals dazu beigetragen, die Popularität Rußlands in der Levante zu steigern, die Westmächte und Oesterreich aber dort noch verhaßter zu machen, als sie ohnehin schon waren. Rußland hatte in dem zu San Stefano geschlossenen Frieden die Herrschaft der Türken in Europa auf das äußerste beschränkt, die slavischen Völkerschaften der Balkanländer emancipirt, so weit es irgend thunlich schien. Da traten die Westmächte in Berlin zusammen, um die Türkei zu retten, indem sie die Bedingungen des Friedens von San Stefano sehr wesentlich, um mehr als die Hälfte sogar, zu Gunsten der hohen Pforte milderten. England bemächtigte sich nebenher der Insel Cypern, wahrhaftig nicht um die dort lebenden Griechen zu befreien, denen es im Gegentheile das schwere Joch einer englischen Colonialregierung auferlegen will, sondern um der Herrschaft in den Meeren der Levante unter allen Bedingungen gewiß zu bleiben. Da die europäischen Mächte gezwungener Weise beflissen sind, das türkische Reich in Europa aufrecht zu erhalten, und folglich niemals die strafende Hand gegen dieses Reich erheben können, müssen sie es sich eben

Digitized by Google

gefallen lassen, daß die hohe Pforte sich zwar ganz gerne von ihnen retten läßt, aber nicht die mindeste Notiz davon nimmt, unter welchen Bedingungen der europäische Areopag sie gerettet haben will, und dem gesammten Europa offen Hohn spricht.

Die Mächte wissen sämmtlich, wie wenig Aussicht sie haben, bei einer durchgreifenden Veränderung auf der Balkanhalbinsel zu gewinnen. Nur England glaubt, unter Gladstone's Leitung sich, trotz allem was geschehen sein mag, mit Rußland in die Beute theilen zu können. England ist eben gewohnt, gar nicht darnach zu fragen, ob es beliebt ist oder verhaßt bei den Völkern, die es unter dem Fuße hält. Es vertraut der eigenen Macht und der eigenen rücksichtslosen Energie, und glaubt, auch wo es verhaßt ist, wie in Indien, die Herrschaft behaupten zu können. Doch wird auch Gladstone auf diesen Wegen nicht sehr weit gehen können. Nirgends ist der Gedanke, daß die Türkei ein nothwendiges Element des europäischen Gleichgewichtes sei und unter allen Bedingungen erhalten werden müsse, so allgemein verbreitet, wie gerade in England, wo er fast zur fixen Idee geworden ist. Schon wendet sich die öffentliche Meinung dort von Gladstone ab; sie wird ihn zwingen, in die alten Bahnen der Orientpolitik Englands einzulenken, oder ihn beseitigen. In beiden Fällen wird England nicht weiter, nicht feindlich gegen die Pforte einschreiten, und schließlich wird die Diplomatie Englands, wie der anderen Mächte unbedingt bemüht sein, das Reich der Osmanen in Europa zu erhalten. England wird gleich den anderen Mächten durch die eigene Vergangenheit gezwungen, für den Augenblick zu Gunsten der Türkei und wie sich daraus von selbst ergiebt, ohne es zu wollen, für die Zukunft zu Gunsten Rußlands thätig sein. Th. von Bernhardi.

Judenfrage oder Judenhetze?

Von einem Deutsch-Oesterreicher.

Lange Zeit hindurch haben die Wiener Tagesblätter, welche beinahe ausnahmslos im Besitze von Juden sind und von Juden geschrieben werden (natürlich werden auch getaufte darunter sein), uns fast in jeder Nummer die Versicherung ertheilt, daß sie sich für die deutsche Nation schämen, da in deren Schooße eine Judenfrage überhaupt noch auftauchen könne. Daß die bekannte Erklärung von Berliner „Notabeln" vollen Beifall derselben Zeitungen erhielt, ist um so erklärlicher, als der — in dieser Zeitschrift bereits treffend charakterisirte — Text jenes Schriftstückes recht wohl hätte als Leitartikel in einem vulgärliberalen Organe prangen können. Auch mit der Hänel'schen

Digitized by Google

Interpellation war man anfangs sehr einverstanden, und die Berliner Correspondenten wußten im voraus zu melden, daß die Verhandlung im Landtage dem schmählichen Treiben der hetzenden „Schutzzöllner, Mucker und Junker" ein Ziel setzen werde, daß der Reichskanzler, der Kronprinz, der Kaiser ihre Entrüstung über die Thätigkeit des Hofpredigers Stöcker und seiner Genossen offen zu erkennen gegeben haben, resp. geben würden. Später wurden Zweifel an der Opportunität des Vorgehens der Fortschrittspartei laut, und der geduldige Draht mußte verkünden, die Verhandlungen hätten keineswegs befriedigt, die „kühle" Antwort der Regierung habe „allgemein verstimmt", und das Facit war abermals, daß Deutschland alle Ursache habe, sich zu schämen.

Weshalb die Kammerverhandlungen unsere Journalistik so unbefriedigt ließen, wurde den Lesern nicht deutlich. Allerdings erfuhren sie, daß die Abgeordneten Bachem, Stöcker und Stroßer sich in empörender Weise expectorirt hatten, aber auch, daß eben dieselben durch die Wucht der Beredtsamkeit der Fortschrittspartei zermalmt worden waren; von dieser Beredtsamkeit wurden wenigstens Proben gegeben, bis hinab zu der staatsmännischen Weisheit eines Herrn Träger — die rohen Ausfälle der Redner von der Rechten und aus dem Centrum zu wiederholen, war man offenbar zu zartfühlend. Daß Herr Stöcker als Lügner gebrandmarkt worden sei, genügte zu wissen. So blieb Jenen, welche über die Verruchtheit dieses Hofpredigers genauer unterrichtet sein wollten, nichts anderes übrig, als sich einen stenographischen Bericht über die betreffenden Sitzungen zu verschaffen. Die Neugier ist wohl entschuldbar. Die Verhältnisse hüben und drüben haben ja vielfältig Aehnlichkeit und die neueste Wendung der inneren Politik Oesterreichs legt es den Deutschen hierzulande sehr nahe, sich wieder mehr um ihre Stammesbrüder „im Reiche" zu bekümmern.

Einen besonders erhebenden Eindruck macht die Lectüre der am 20. und 22. November geführten Debatte gerade nicht. Darüber ein Urtheil auszusprechen würden wir uns nicht erlauben, wenn nicht wiederholt gerade auf das Urtheil des Auslandes hingewiesen worden wäre. Herr K. Hillebrand hat es nöthig befunden zu verkünden, daß man in Italien sehr ungünstige Bemerkungen über Deutschland zu hören bekomme, auf der Tribüne sind die „Times" und die „Neue freie Presse" citirt worden. Die mehr oder weniger harten Sentenzen dürften von jenen Deutschen mit Gleichmuth ertragen werden, welche noch nicht vergessen haben, daß ihr Volk niemals übler beleumdet im Auslande war, als da es Europa von der zweiten bonapartistischen Dictatur befreite. K. Hillebrand speciell würde besser gethan haben, den italienischen Tadlern zu Gemüthe zu führen, daß sie über etwas mitsprechen, was sie nicht verstehen können; der Abgeordnete Rickert, welchem

Digitized by Google

die Londoner Weltwetterfahne so großen Respect einflößt, scheint sich nicht mehr an die Sprache zu erinnern, welche dieselbe „Times" zur Zeit der deutsch-dänischen Kriege führte (zu schweigen von hundert anderen Fällen), und wenn derselbe Redner gläubig nachspricht, das Stellen der Judenfrage in Deutschland stehe auf einer Linie mit der Deutschenhetze in Ungarn und Böhmen, so beweist das nur eine oberflächliche Betrachtung beider Angelegenheiten. In Böhmen werden die Deutschen verfolgt, weil sie die Träger der österreichischen Staatsidee, das Haupthinderniß der Verwirklichung eines Staatenbundes mit slavischer Hegemonie sind; die Magyaren versuchen die deutsche Sprache im Lande auszurotten, ebenso wie die slowakische, serbische u. s. w., damit wenigstens in der Statistik die herrschende Rasse aufhöre, die Minorität zu sein. Wo steckt da die Aehnlichkeit mit der Frage, wie den Uebelständen abzuhelfen sei, welche sich seit der völligen Emancipation der Juden und seit der Einführung der neuen wirthschaftlichen Gesetzgebung herausgestellt haben?

Was wir an den Verhandlungen auszusetzen haben, ist die fortwährende Vermengung der religiösen mit der socialen Frage, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte zu untersuchen, in welchem Connex dieselben mit einander stehen; und mit dieser Unklarheit hängt aufs innigste zusammen die auch bei den meisten Rednern der rechten Seite bemerkbare Scheu, ernsthaft nach der Möglichkeit der Lösung des Conflictes zu forschen. Die Fortschrittspartei hatte es freilich bequemer, für sie existirt kein Conflict, ihr sind höchstens die Manieren einzelner Juden unsympathisch. Aber das wird sich geben. Was die Juden Schlechtes an sich haben, ist ja lediglich Product der tausendjährigen Unterdrückung. So weit ist allerdings im Landtage Niemand gegangen, wie ein protestantischer Geistlicher, welcher meinte, wir hätten noch keineswegs in genügendem Maße die Schuld abgebüßt, welche die christliche Kirche sich durch Mißhandlung des Judenthumes aufgeladen!

Sehr viel von dem, was für und wider vorgebracht wurde, halten wir für ganz unwesentlich. Angenommen, all' die Eigenschaften, welche man mit übler Bedeutung jüdisch nennt, hätten sich erst in der christlichen Sklaverei entwickelt — während doch ihre eigenen Geschichtsbücher an unzähligen Stellen Kunde von denselben Zügen geben aus Zeiten lange vor Christus —, so könnte das doch für keinen vernünftigen Politiker zu dem Schlusse führen: folglich müssen wir uns die Juden mit jenen Eigenschaften gefallen lassen, auch wenn wir überzeugt sind, daß sie durch dieselben eine Gefahr für unsere Nation sind! Und das ist doch der Kern der ganzen Sache. Alles Gezänk darüber, ob die Einwanderung aus den östlichen Ländern nach Deutschland groß oder gering; ob es die frühere Gesetzgebung oder angeborene Neigung sei, was die Juden zum Schacher, zum Wucher, zum unreellen Börsengeschäfte

Digitized by Google

geführt habe; ob sie ihre Militärpflicht gern oder ungern erfüllen; das Gegenüberstellen von Spinoza, Moses und Felix Mendelssohn einerseits und den jüdischen Bankrottirern und Einbrechern andrerseits; alles das ändert nichts an der einen Thatsache: das Volk fühlt sich in seiner nationalen Existenz bedroht durch das Ueberhandnehmen des jüdischen Elementes. Daß häufig Geschäftsneid mit im Spiele sein möge, soll bereitwillig zugegeben werden. Allein es gehört arge Verblendung dazu, in ihm die einzige Ursache zu suchen. Der Interpellant im preußischen Landtage, Dr. Hänel, hat selbst anerkannt, daß dieselbe Empfindung sich geltend macht in Kreisen und bei Personen, welchen so niedrige Beweggründe durchaus nicht zu imputiren sind. So ist es in Deutschland, ebenso in Oesterreich, und zwar in den deutschen, in den slavischen Ländern und in Ungarn.

Weshalb gerade in diesen? Weshalb nicht, oder doch weniger in den romanischen Ländern? Die Antwort kann nicht schwer fallen. Erstens geht zwischen den Romanen und den Juden der Proceß der Assimilirung rascher und leichter vor sich, und zweitens fungirt das deutsche Volk jenen gegenüber als Filter. Aus Rußland und von der unteren Donau her kommt der Zufluß, und, dem kosmopolitischen Charakter der Rasse gemäß, geben wir fortwährend Juden, die nicht blos Capitalien gesammelt, sondern auch etwas von abendländischer Cultur angenommen haben, insbesondere an Frankreich, ab. Eben deshalb behaupten wir, daß die Italiener und unsere westlichen Nachbarn die Frage gar nicht verstehen können. Aber die Holländer, die doch germanischen Stammes sind! Professor von Treitschke wird angenehm überrascht gewesen sein, durch seinen Collegen Virchow gerade die holländischen Juden ins Feld geführt zu sehen. Denn die Juden in Holland, welche in der That sich von der Masse ihrer Glaubensgenossen in anderen Ländern vortheilhaft unterscheiden, welche die Börse in Amsterdam nicht zu einer Spielhölle gemacht haben, sind spanischer Herkunft; und der Unterschied zwischen den spanischen und den aus Rußland, Polen ꝛc. kommenden Juden kennt man überall, wo beide Elemente neben einander auftreten, in der Türkei z. B. und in Oesterreich sehr genau.

Die jüdischen Zeitungen mögen Recht haben, wenn sie in den gegenwärtigen Regungen im deutschen Volke ein Zeichen der Schwäche sehen, und höhnisch ausrufen, die große germanische Mehrheit fürchte sich vor der semitischen Minderheit. Das trägere deutsche Blut scheint wirklich nicht die erforderliche Widerstandskraft zu besitzen. In Tirol weicht das deutsche Element zusehends vor dem italienischen zurück, und ohne Zweifel sind wir selbst schuld daran, daß das Judenthum auf manchen Gebieten eine geradezu dominirende Stellung gewinnen konnte. Wir leugnen das nicht. Die Deutschen sind ja stets sehr, nur zu sehr bereit gewesen, sich zu ihren nationalen

Digitized by Google

Fehlern und Schwächen zu bekennen, und fremde Ueberlegenheit einzuräumen. Vielleicht steht es auch geschrieben, daß unsere Art nach und nach aufgehen soll in jenem Stamme, der bei aller Neigung, die Gläubigkeit Anderer für Heuchelei oder Dummheit zu erklären, unerschütterlich an die ihm prophezeite Weltherrschaft glaubt. Aber gutwillig werden wir uns in solches Geschick nicht ergeben.

Irren wir nicht, so war es der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher in einer jener Reden, die für ganz Deutschland eine neue Zeit anzukündigen schienen, das schöne Gleichniß von dem aus vielerlei Metallen zu einem edelsten verschmolzenen Erze gebrauchte. Auch Mommsen spricht von dem deutschen Metall, welchem ein Zusatz von einigen Percenten Israel sehr wohlthätig sei. Auch das erkennen wir gern an, allein das Percentverhältniß ist von Wichtigkeit. Je nach der Legirung verändert das Erz seine Natur; ein größerer Zusatz von Zink giebt eine Mischung, welche gut ist zu falschem Schmucke, aber nicht zu Glocken und Kanonen.

Und kann denn Jemand, der gegen sich selbst aufrichtig sein will, bestreiten, daß jüdische Denkart, jüdische Gewohnheiten sich mit reißender Schnelle ausbreiten? Ist das ein gesunder Zustand, daß die große Mehrzahl und zwar vornehmlich die in den großen Städten erscheinenden, am meisten verbreiteten Zeitungen sich in jüdischen Händen befinden? Sind die Juden nicht die Herren der Börse, tonangebend im Handel, von verhängnißvollem Einfluß auf die Industrie? Christliche Aerzte werden bald zu den Seltenheiten gehören, in Wien soll es kaum noch einen christlichen Vertheidiger geben, und im preußischen Justizdienste nehmen sie, wie im Landtage constatirt wurde, bereits einen Raum ein, welcher in gar keinem Verhältniß zu ihrer Seelenzahl im Staate ist. Ja, bedarf es denn eines weiteren Zeugnisses, als jene Landtagsverhandlungen? Welches Pathos ist da verschwendet worden, weil eine Anzahl von Staatsbürgern den Wunsch ausgesprochen, es möge die Einwanderung ausländischer Juden, die Anstellung von Juden als Einzelrichter und als Lehrer eingeschränkt werden! Wie beweglich wurde die Unbill geschildert, welcher einzelne Juden ausgesetzt gewesen sind! Aber all' die schmählichen Verunglimpfungen des Christenthumes, der christlichen Geistlichkeit, welche Juden sich erlaubt haben, scheinen keinen Eindruck auf deren Freunde zu machen, und Herr Virchow findet „gar nichts besonderes darin", daß ein jüdisches Organ sich erfrecht hat zu äußern, der Saal, in welchem die Generalsynode getagt hat, müsse desinficirt werden. Da ist man ja, nachdem der christliche Staat überwunden ist, in Wahrheit nicht mehr weit vom jüdischen Staate.

Man pflegt auf all' dergleichen zu antworten: Wehrt euch, laßt sie euch nicht über den Kopf wachsen, lernt von ihnen, anstatt über sie zu klagen

Digitized by Google

(oder: auf sie zu schimpfen, wie die Zeitungen sich auszudrücken belieben: so oft das Wort jüdisch ohne den Ton der Bewunderung ausgesprochen wird, heißt das „schimpfen"). Zum Theil ist das gewiß richtig, daß die Deutschen von den Juden lernen könnten und sollten. Aber nur zum Theil. Und die Herren vom Fortschritt müssen uns hier selbst als Zeugen dienen. Denn die Waffen, deren sich die Antisemitenliga bedient, hat sie ja den Juden entliehen.

Versuchen wir, uns deutlich zu machen, wodurch die Juden emporkommen. Sie sind emsig, unermüdlich thätig, bescheiden in ihren Ansprüchen an das Leben, so lange sie sich in kleinen Verhältnissen befinden, nüchtern, haushälterisch, mit kleinem Gewinn zufrieden — gewiß lauter Züge, welche den Deutschen zur Nachahmung empfohlen zu werden verdienen. Mit kleinem Gewinn zufrieden, wenn nur ein solcher zu erlangen ist, aber ohne die Empfindung, daß es noch andere als gesetzliche Grenzen für die Höhe des Gewinnes giebt. Das ist einer von den Punkten, wo ihre Art und unsere Art sich grundsätzlich scheiden. Der Deutsche hat den Begriff „bürgerlicher Gewinn", und wird, falls er die Gelegenheit, über denselben hinauszugehen, benutzt, das Bewußtsein begangenen Unrechtes haben, auch wenn er keinen Gesetzesparagraphen verletzt. Der Jude hingegen wird gewiß sehr häufig darin zu hart beurtheilt, daß man die Absicht zu übervortheilen bei ihm voraussetzt; er hält im Geschäfte für erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist; und nicht blos der Handelsmann und Hausirer denkt so, während des Katzenjammers nach der Gründungsperiode ist diese Anschauung oft genug und mit Pathos vorgetragen worden. Die Bemühungen, die Geschäftswelt von allen Elementen des Schwindels gründlich zu reinigen, wurden mit dem feierlichsten Ernste als frevelhaft bezeichnet. Darf es uns da wundern, daß der bestrafte Wucherer sich wie ein Märtyrer vorkommt, und daß in allen Geschäftszweigen, in welchen das Judenthum festen Fuß gefaßt hat, die Grundsätze untergraben werden, auf welchen nach deutschen Vorstellungen die Solidität, die Ehrenhaftigkeit im Verkehre beruht? Die jüdischen Zeitungen predigen ja täglich, daß dergleichen Grundsätze von der fortgeschrittenen Wissenschaft überwunden seien. Es giebt nur ein Heil, die Concurrenz mit allen — gesetzlich erlaubten — Mitteln.

Lange Zeit hat man den Juden keine andere Beschäftigung als den Schacher gestattet, das ist wahr, und wir können uns der Buße für die Sünden unserer Väter nicht entziehen. Aber unwahr ist es, daß, wie ein jüdischer Abgeordneter behauptet hat, seinem Volke auch heute noch der Eintritt in das Gewerbe unmöglich gemacht werde, weil kein christlicher Meister einen jüdischen Lehrling nehme. Es giebt ja jüdische Handwerker — wo haben denn diese ihr Metier erlernt? Freilich wählen sie immer nur Handwerke, welche keine

Digitized by Google

körperliche Anstrengung erheischen, sie werden Optiker, Glaser, Buchbinder und dergleichen und dann so bald als möglich Händler mit den in ihrem Fache von Anderen gefertigten Dingen. Auch das Schneidergewerbe betreiben sie neuerdings mit Vorliebe, oder sie werden „Wäschefabrikanten", „Confectionäre", das heißt sie machen mit ihren in Masse, von den wohlfeilsten Stoffen und für die niedrigsten Arbeitslöhne erzeugten Waaren den wirklichen Handwerkern eine Concurrenz, welche der solide Arbeiter nicht bestehen kann. Das ist zum großen Theile jenes „Eintreten in die Industrie", welches der Abgeordnete Löwe so emphatisch rühmt. Daß dabei unser Gewerbestand zu Grunde geht, muß man sich gefallen lassen, er erliegt einem Naturgesetze, sagen die Nationalökonomen in den Blättern. Uebrigens kann der Meister, welcher sich selbständig nicht zu erhalten weiß, ja als „Arbeiter" bei dem Confectionär sein sicheres Brod finden. Herr Richter war entrüstet darüber, daß bei diesem Thema ein schlesischer Abgeordneter es gewagt hatte, von jüdischen Confectionärs zu sprechen, anstatt von Confectionärs schlechthin. Sonderbare Empfindlichkeit! Als ob dieses Geschäft nicht in allen größeren Städten jüdische Domäne wäre! Ein christlicher Kleiderhändler dürfte kaum weniger selten sein als ein jüdischer Schlosser, Schmied oder Maurer.

Grundbesitz zu erwerben ist den Juden nicht verwehrt und sie machen bekanntlich von dieser Freiheit reichlichen Gebrauch; aber werden sie etwa Landwirthe? Nirgends. Der Reiche kauft Güter, Herrschaften, läßt sie verwalten, nutzt die Waldungen aus, richtet Fabriken ein; derjenige, welcher erst reich werden will, betreibt im Vereine mit Anderen die berüchtigte Güterschlächterei, zertrümmert die Rittergüter und die Bauernhöfe, welche durch Hypothekenschulden und Wechsel in seine Hände gelangt sind. Ein jüdischer Schriftsteller, Leopold Kompert, der wirklich ein Herz für seine Stammesgenossen hat und begreift, wie sie zu nationalisiren sein würden, hat Jahrzehnte lang dafür gewirkt, unter ihnen das Bild der Bodenbewirthschaftung populär zu machen. Was er von der Zukunft erhoffte, schilderte er als gegenwärtig, den jüdischen Bauer, welcher den Acker mit seinem Schweiße düngt, wie die christlichen Nachbarn. Doch Kompert hat das längst aufgegeben, die jüdischen Bauernhöfe existiren nur in seinen Novellen!

Nun rühmen ferner die Juden und Judenfreunde, daß der ungebildete jüdische Handelsmann es sich zum Gesetze mache, seinen Kindern eine gute, die beste, eine „höhere" Bildung zu verschaffen. Sehr schön, wenn es sich um Unterricht und Bildung allein handelte; aber die Söhne müssen auch etwas „Höheres" werden, müssen studiren, und daher unser Reichthum an jüdischen Aerzten und Advocaten, Lehrern und Literaten. Dieses Streben aus dem Stande, aus der Lebenssphäre des Vaters hinaus lastet als ein Fluch auf unserm Gewerbe und dem soliden Handel. Nicht weil der Knabe Beruf hat für

Digitized by Google

eine gelehrte Beschäftigung oder das Wirken im öffentlichen Amte, wird er in diese Carrière geschoben, sondern weil der Vater die Mittel hat, den Sohn studiren zu lassen und aus ihm etwas „Besseres" machen will, als er selbst ist. Das raubt dem „Nährstande" die absolut nothwendige Stabilität, zerstört vollends die Tradition, die Liebe zum Stande und Beruf, den Stolz auf dieselben. Leider ist das ein Zug der Zeit, welcher nicht auf die Juden beschränkt ist. Hier kommt jedoch noch etwas anderes hinzu. Der „gemeine Mann" wird sich schwer dazu verstehen, einen Juden als Richter zu respectiren, er wird demselben mindestens nicht die volle Unparteilichkeit zutrauen. Auch diese Frage verursacht den Radikalen keine Scrupel. Auf ein trauriges Vorurtheil darf keine Rücksicht genommen werden, der Bauer muß sich daran gewöhnen, denn die Verfassung fordert das. Wir aber glauben, daß in einer so wichtigen Angelegenheit wohl auf ein Vorurtheil, sei es im einzelnen Falle unbegründet, Rücksicht genommen werden müsse. Daß das Vrrtrauen zur Justiz nicht erschüttert werde, dünkt uns ein viel höheres Interesse, als daß den Juden der Weg zum Richteramte offen stehe. In anderen Fragen pflegen die Radikalen auch minder doctrinär zu sein. Die Erinnerung, daß sie den katholischen Orden gegenüber salus reipublicae als höchstes Gesetz anerkannt haben, war den Herren sehr unangenehm und sie halfen sich mit der Ausrede, das gehöre nicht zu Sache!

Indessen sind auch wohlgesinnte Männer, welche den Nothstand nicht leugnen, der Ansicht, daß die Gesetzgebung keinen Schritt zurückthun dürfe. Vielleicht sei dieselbe zu rasch und zu summarisch vorgegangen im Aufheben von Beschränkungen, aber nun das einmal geschehen, können solche unmöglich wieder eingeführt werden. Diesen Lehrsatz, so weit er verbreitet ist, erkennen wir als begründet nicht an. Wer inne wird, er habe den Fuß anstatt auf festen Boden auf eine Sumpfdecke gesetzt, wird ihn zurückziehen, ohne sich vor dem Anwurf der Inconsequenz zu scheuen, und eben so wäre es im politischen Leben Pflicht, einen begangenen Fehler so bald als möglich zu repariren. Aber wir begreifen völlig die Sorge liberaler Männer, daß nicht Maß gehalten werden möchte, sobald einmal mit der Revision der Gewerbegesetze begonnen würde. Dagegen muß jedoch zu bedenken gegeben werden, ob die liberale Partei nicht politischer handeln würde, selbst die Revision in die Hand zu nehmen, anstatt zu warten, bis diese ohne und gegen sie, und dann gewiß in „reactionärem" Sinne, durchgeführt wird. Auch das danken wir dem jüdischen Journalismus, daß über ökonomische Fragen declamirt wird, wie dereinst über die Menschenrechte. Mit dem Anstande eines Posa fordern die heutigen Schwärmer Hausirfreiheit, und wettern gegen die Dunkelmänner und Volksverräther, welche uns hartnäckig den Weg zur Gottähnlichkeit, zu den lichten Höhen handeltreibenden Menschenthumes

Digitized by Google

verrammeln. Wir dürfen ihnen das nicht verübeln, das liegt an der Verquickung von Glaubenslehren und Lebensnormen aller Art in ihrem Gesetzbuche. Aber das ist ja Gott sei dank nicht das unsrige, und nach unserm Dafürhalten hat die Menschheit noch andere Aufgaben als Geschäfte zu machen.

Das dringendste Bedürfniß ist offenbar, uns von der Bevormundung durch die jüdische Publicistik zu befreien. Hätte man es nicht längst gewußt, so würde die Haltung derselben in der vorliegenden Sache unwiderleglich dargethan haben, daß der größte Theil der Presse nicht deutsch, sondern jüdisch ist. Die sprichwörtliche Klugheit der Rasse hat sich in diesem Falle nicht bewährt. Die angeblichen Wortführer des Deutschthums und der Freiheit demaskirten sich unvorsichtig als die Anwälte der Interessen des Judenthumes. Diesem unnatürlichen Zustande ein Ende zu machen, ist zum Theil in der Macht der Bevölkerung selbst. Aber das Uebel hat weit um sich gefressen, und wir können nur dann eine Presse erhalten, welcher die Parteien unbesorgt ihre Vertretung anvertrauen dürfen, wenn die Blätter aufhören, industrielle Unternehmungen zu sein. Jetzt existiren die Zeitungen von den bezahlten Ankündigungen, das Annoncenbureau dictirt die Haltung eines Blattes. Wer die Publicistik von dieser Kette befreit, wird freilich einen ungeheuren Sturm — und nicht blos von Juden — heraufbeschwören, die Kur wird eine schmerzhafte sein, aber heilsam für die Institution und für das Ganze. Es ist nur nothwendig, daß die Regierungen das Anzeigenwesen als Monopol erklären und selbst die — nichts als Anzeigen enthaltenden — Inseratenblätter herausgeben, welche jeder Zeitung beigefügt werden können.

Was sonst auf dem Wege der Gesetzgebung zu geschehen habe, ist in dieser Zeitschrift schon mehr als einmal berührt worden. Im übrigen können diejenigen Juden, welche sich wirklich als Deutsche fühlen, sehr viel zur Beseitigung der jetzigen Calamität beitragen. An sie tritt die Forderung heran, sich zu entscheiden und zu bezeugen, wer ihnen näher steht, die Nation, unter welcher sie leben, oder die Rasse, aus welcher sie hervorgegangen sind. Wollen sie Deutsche sein, so müssen sie zu uns stehen, und nicht zu Menschen, mit welchen sie nichts gemein haben als die Abstammung.

Vor allem aber entsage man dem Bemühen, die Erörterung der Judenfrage zu unterdrücken. Wenn das gelänge, dann würde bestimmt über kurz oder lang eine wirkliche Judenhetze ausbrechen. Die Bewegung ist nicht künstlich hervorgerufen, seit Jahrzehnten sah der unbefangene Beobachter sie kommen, was sie zurückhielt, war die Scheu, für intolerant zu gelten. Nun diese Scheu überwunden ist, muß die ernste Discussion ihren ungehinderten Verlauf nehmen. Nur so können wir zur Verständigung und zum Frieden

Digitized by Google

gelangen. Sonst würden andere Kräfte sich der Frage bemächtigen, und sie würden den Cheruskerspruch auf ihre Fahne schreiben: „Endlich drückt des Joches Schwere, Und abgeschüttelt will es sein!"

Von der Armenpflegerconferenz in Berlin.

Zeitungen, öffentliche Kundgebungen überhaupt, die sich mit der praktischen Seite der socialen Frage beschäftigen, hallen von den Klagen wieder, daß aus den vielversprochenen sogenannten positiven Schöpfungen, welche das Socialistengesetz hervorrufen sollte, noch nichts geworden ist. Wir wünschen diese immererneuten Mahnungen nicht verstummen zu machen, denn solch ständiger Weckruf ist zur Zeit noch unentbehrlich; aber die für die Sache warm Empfindenden und kräftig Mitarbeitenden dürfen es sich doch wohl zum Troste dienen lassen, daß ein guter Anfang im Werke ist. Die schlichte deutsche Art liebt bei ernster Arbeit die Stille, und jeder erst wurzelfassenden, experimentirenden und organisirenden Thätigkeit ist nichts gedeihlicher als Geräuschlosigkeit und eine gewisse Zurückgezogenheit von dem lauten Getriebe des Tages. In diesem Stadium befinden sich augenblicklich noch viele jener gemeinnützigen Bestrebungen, welche sich die Bekämpfung oder Erdrückung der Noth und des Elends zum Ziele gesetzt haben, viele jedoch sind bereits so gekräftigt und bewährt, daß auf die große Schaubühne des deutschen Volkes zu treten und sich zum Eigenthume demselben darzubieten ihnen nicht erlaubt, nein geboten ist.

Wer sich auch nur oberflächlich mit der Lage, mit den Verhältnissen der „Mühseligen und Beladenen" unserer Tage beschäftigt hat, wird die fundamentale Bedeutung einer geordneten Armenpflege für die Bewältigung des Nothstandes begriffen haben. Wir besitzen nun für jeden der beiden Zweige der Armenpflege, nämlich der öffentlichen und der privaten, ein System, oder besser eine Arbeitsmethode, so erprobt, so bewährt, ja fast abgeschlossen durchgebildet, daß das Metall nur in die Form eingeschöpft zu werden braucht. In Elberfeld richtete bekanntlich Daniel von der Heydt die amtliche Armenpflege nach dem Principe der Individualisirung und mit der Hauptregel, daß ein Pfleger nicht mehr als etwa acht Personen zu überwachen und zu versorgen habe, so mustergiltig ein, daß sein Beispiel weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus apostolisch und bahnbrechend gewirkt hat. Die allgemeine Annahme und Ausgestaltung seiner Idee ist nur noch Frage der Zeit. Dieses Princip weiter verfolgend und der privaten Wohlthätigkeit accommodirend, rief dann Dr. Straßmann in Berlin den „Verein gegen

Digitized by Google

Verarmung" ins Leben. Seinem Vorgehen folgend hat man in vielen Städten bereits die Privatthätigkeit auf diesem wichtigen Gebiete in den gebotenen Grenzen eingerichtet, aber in diesen auch vertieft. Die vorbeugende und die nachheilende Pflege ist es ja gerade, welche das Gesetz der freien Lindigkeit zuweist, während es für den Patienten in der eigentlich acuten Periode, in der die materielle Noth ihn fest gepackt hält, die Commune verantwortlich macht. Vielerorts ist es auch bereits gelungen, den wichtigen Modus des Zusammenwirkens beider Factoren herauszuarbeiten und zwar unter so verschiedenen Verhältnissen — wir nennen Elberfeld, Crefeld, Landsberg a./W., Göttingen —, daß in der That der Augenblick gekommen scheint, die öffentliche Aufmerksamkeit für die Armenpflegefrage voll und ganz in Anspruch zu nehmen und Communen wie Private auf ihre Pflicht in dieser Richtung hinzuweisen.

Dafür Zeugniß abzulegen, im allerbesten Sinne des Wortes, war die am 26. und 27. November in Berlin abgehaltene Conferenz von geschulten Armenpflegern wohl nicht berufen, aber ungewollt hat sie das erreicht. Man scheute sich, außer einem einzigen, die dauernde Vereinigung der Betheiligten, die periodische Wiederkehr ähnlicher, aber erweiterter Versammlungen aussprechenden Beschluß, Anträge zu stellen und Resolutionen zu fassen, man tauschte Erfahrungen aus und schnallte das Pensum ein, welches, wie Staatsminister a. D. Friedenthal wünschte, ein jeder aus der Versammlung mit heimnehme.

Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete die gegenwärtig aller Orten gleiche Bettel-, richtiger Vagabundenfrage. Leider blieben eine ganze Reihe werthvoller Mittheilungen von Praktikern auf diesem Felde deshalb stecken, weil die Versammlung die Debatte schloß, lange bevor alle, die es wünschten, zum Worte gekommen waren; man wollte dieses Mal nicht erschöpfen, sondern in erster Linie anregen. Das Ergebniß des ersten und Hauptreferenten Stadtsyndicus Beseler aus Oldenburg, daß allerorten Vereine gegen den Thür- und Straßenbettel zu gründen seien, damit diese das Geben an Unbekannte verbieten und miteinander in Verbindung treten sollten, fand allgemein Beifall und Zustimmung. Bürgermeister Grumbrecht aus Harburg wünschte freilich das Vagabundenthum, dessen Existenz er fast allein dem Freizügigkeitsgesetze zuschrieb, auch allein durch entsprechende Einschränkungen, also durch Gesetz zu bekämpfen; Abgeordneter Kalle (Biebrich) verkannte zwar den Werth legislatorischer Bestimmungen nicht, wies z. B. auf Sachsen hin, wo die Unterstützung eines Unbekannten mit Strafe bedroht ist, aber die Bedeutung der Antibettelvereine, deren Wichtigkeit zur Erziehung des Publikums besonders Lammers (Bremen) hervorhob, indem er betonte, wie namentlich die Frauen lernen müßten nie zu geben, wo ihnen die Verhält-

Digitized by Google

niſſe des Bittſtellers nicht genau bekannt ſeien, dieſe bildete doch das die Anweſenden vereinigende Band. Auch darüber, daß die Darreichung von baarem Gelde, anſtatt von Lebensmitteln, Unterkommen u. ſ. w. verwerflich und daß eine Unterſtützung ausſchließlich an Arbeitsluſtige und zwar nur an ſolche erfolgen dürfe, denen keine Arbeit nachgewieſen werden könne, war man einig. Wie jedoch bei den unzureichenden Legitimationspapieren die Spreu vom Weizen zu ſichten, wie man dem Landſtreicher das luſtige Leben verleiden ſolle, darüber waren wohl bereits intereſſante Verſuche angeſtellt; indeſſen eine ſpätere, vermuthlich die nächſtjährige Verſammlung, wird von neuem die inzwiſchen geſammelten Erfahrungen zuſammenfaſſen müſſen, um ſie auszumünzen.

Ueber die Organiſation der freien Wohlthätigkeit und die Anlehnung derſelben an die geſetzliche Armenpflege, den zweiten Gegenſtand der Tagesordnung, referirte zunächſt Stadtrath Roeſtel aus Landsberg a/W. Er bezeichnete in längerm Vortrage die Geſichtspunkte, welche für Privatvereine maßgebend ſein müſſen. Dieſe eben ſollen ſtreng auf dem Boden des bezüglichen Geſetzes ſtehen, dieſes nur, gleichſam Lücken ausfüllend, ergänzen. Das Hauptaugenmerk hat ſich darauf zu richten, daß nicht einige wenige Schultern nur in Anſpruch genommen und in Folge deſſen überbürdet werden, ſondern möglichſt viele Vereinsmitglieder müſſen herangezogen und dadurch in ihrem Intereſſe lebendig erhalten werden. Die Recherchen ſind genau vorzunehmen, eine Verſtändigung der freien Vereine untereinander und mit der Communalarmenpflege iſt zu erſtreben, der eigentliche Bettel aber durchweg abzuſchaffen. Dieſe Sätze fanden den Beifall aller folgenden Redner. Sie wurden durch die Abgeordneten Seyfarth aus Crefeld, Paſtor Höpfner (Hannover), Profeſſor Böhmert (Dresden) und Andere nur noch in einer oder der andern Richtung, jedoch unweſentlich ergänzt; der Unterzeichnete glaubte beſonders auf die ſorgfältige Schonung der perſönlichen Beziehungen zwiſchen Arm und Reich, welche für den Geber wie für den Empfänger gleich ſegenſpendend wirken, hinweiſen zu ſollen; Lammers (Bremen) erinnerte an den Werth, welchen das Zuſammenwirken mit der Geiſtlichkeit, die ſich ja häufig leider in verkehrter Beſorgniß, daß ihr Terrain betreten oder verletzt werde, zurückhalte, oder gar Schwierigkeiten bereite, für die gute Sache habe, Dr. Friedenthal betonte das Zuſammengehen und Zuſammenwirken der communalen und privaten Pflege, welchem man in Landsberg a/W. ſo erfolgreich die Form einer Perſonalunion gegeben hat.

Die Betheiligung der Frauen an der Armen- und Wohlthätigkeitspflege, der dritte Punkt der Tagesordnung, wurde vor einem angeſehenen Frauenkreiſe beſprochen. Die Damen Lina Morgenſtern, Schepler-Leth und Andere ergriffen zwar nicht das Wort, waren vermuthlich auch nicht beſonders dazu

Digitized by Google

aufgefordert, denn diese Versammlung sollte nur eine vorberathende, eben nur eine Conferenz von etwa dreißig Männern sein, welche vermöge Beruf und Neigung zu einer intimen Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen geführt waren. Lammers, der deutsche Frauenanwalt, so könnte man ihn nennen, führte aus, wie im Weibe ein kostbarer, noch ungehobener Schatz für die Armenpflege geborgen liege; dasselbe sei zur Treue und Ausdauer im Kleinen, zur warmen, hingebenden Sympathie gleichsam prädisponirt und die Schößlinge und Triebe, die man, gegenwärtig vielleicht nicht ganz mit Unrecht, von seiner Thätigkeit befürchten möchte, würden durch Schulung und Erfahrung schon beseitigt werden. Außerdem geschehe der Frau selbst durch Ueberweisung solch edlen Berufes ein wesentlicher Dienst. Minister Friedenthal, der als Vorsitzender des vaterländischen Frauenvereins ein besonderes Recht besaß, hier mitzusprechen, wies auf die Schranken hin, die dem Weibe gezogen seien, zählte aber die mancherlei Wirkungssphären auf, die geeignet sein möchten, so die Aufsuchung und Ueberwachung von Familien, bei denen Kinder untergebracht werden sollen, Beschaffung und Verwerthung von weiblichen Handarbeiten, Krankenpflege, Kinderschulen u. s. w. Beherzigenswerth waren die Rathschläge, welche Dr. Friedenthal, mehr noch Geheimer Legationsrath Reichert (Berlin) den Frauen gaben, nämlich die „wohlthätige Frau" nicht aufkommen zu lassen mit ihrem Herandrängen und Geltendmachen der Persönlichkeit, dem Egoismus des Selbstgebenwollens, der Zersplitterung der Mittel und Kräfte in Parallelvereinen u. s. w. Minister Friedenthal führte den Frauen das „Kannst du selber kein Ganzes werden" u. s. w. vor die Seele.

Möchte bei all unserer weitverzweigten, von Tag zu Tage wachsenden gemeinnützigen Arbeit im Kampfe des voll- und thatkräftigen Idealismus gegen die lähmenden, hinabziehenden Mächte der Tiefe diese Mahnung mehr noch als von den Frauen von den in Reih und Glied gehörenden Männern beherzigt werden, damit wir uns nicht dermaleinst des Spruches erinnern müssen, an den mein Blick in dem Oberlichtsaale des Berliner Rathhauses, in welchem diese Versammlung gehalten wurde, gefesselt war: „Wer's nicht versteht, dem's nicht geräth."

Göttingen. Jul. Post.

Häusliche Kunstpflege.*)

Es ist kaum mehr als ein Jahrzehnt her, daß man in Deutschland im Allgemeinen mit überlegenem Lächeln auf jene kleine Schaar von Kunst-

*) Georg Hirth, das deutsche Zimmer der Renaissance.

Digitized by Google

freunden herabblickte, welche bemüht war, ihre Zimmer mit künstlerisch gebildeten Möbeln, Geräthen, Teppichen ꝛc. auszustatten und zu diesem Zwecke, da man dergleichen in den Magazinen der Städte nicht haben konnte und Handwerker, welche es anfertigten, nur sehr vereinzelt zu finden waren, auf den Erwerb von älteren Geräthen, welche außer Mode gekommen, zurückgestellt und meist gern verkauft wurden, angewiesen war. Solche Kunstfreunde wurden als Alterthumskrämer und Sonderlinge vielfach verspottet. Die von ihnen gesuchten und erworbenen alten Dinge stiegen jedoch sehr bald bedeutend an Werth, als man auch in Deutschland, aus volkswirthschaftlichen Erwägungen, bestrebt wurde, das Kunstgewerbe zu heben und zu diesem Zwecke Kunstgewerbe-Museen anlegte und Ausstellungen älterer und neuerer kunstgewerblicher Gegenstände veranstaltete, bei welchen es bald Gebrauch wurde, die einzelnen Gegenstände in besonderen, abgeschlossenen Räumen zu harmonischen Gesammteinheiten zusammenzustellen. Diese „Zimmer" auf den Ausstellungen haben vorzugsweise und im Wesentlichen den Geschmack des großen Publikums gebildet und das Interesse desselben für künstlerisch durchgebildete und harmonisch abgestimmte Zimmereinrichtungen hervorgerufen. Daneben ging dann die Einwirkung der Literatur. Jacob Falke publicirte im Jahre 1871 sein schönes und reizvolles Buch „Die Kunst im Hause", welches seitdem bereits in zweiter Auflage erschienen ist und dessen Inhalt für zahllose Vorträge und Aufsätze in Zeitschriften benutzt wurde. Jetzt sind künstlerisch durchbildete Möbel und Stoffe und stimmungsvolle Zimmer bereits Mode. Hat doch kürzlich sogar die viel verbreitete Damenzeitung „Der Bazar" eine eigene Rubrik für „Die Kunst im Hause" eingerichtet. Jede gebildete Familie ist bestrebt wenigstens ein Zimmer „stilvoll" oder „alt" einzurichten. Und es ist nun auch nicht schwer, wirklich gute Gegenstände dafür zu erlangen. Es giebt jetzt Fabriken und Handwerker aller Art, welche dem Bedürfnisse zu genügen im Stande sind, und zahlreiche Handlungen, welche den Vertrieb solcher Gegenstände vermitteln. Aber es ist trotzdem nicht leicht, selbst mit den besten Stücken und bei unbeschränkten Mitteln ein harmonisch gestimmtes Ganzes zu erreichen: Es fehlt eben vielfach das Verständniß dafür, der Sinn für Formen und Farben und das Vermögen, dieselben in zweckentsprechender Weise zusammenzustellen. Diesem Mangel, der bei Vielen, die von dem besten Willen beseelt sind, hindernd ist, abzuhelfen, ist der Zweck einer zeitgemäßen und sofort allseitig mit größtem Beifalle aufgenommenen Publication des bekannten, um die künstlerische Bildung des deutschen Volkes hochverdienten Dr. Georg Hirth in München: „Das deutsche Zimmer der Renaissance". Dieselbe ist aus Begeisterung für eine herzerwärmende und künstlerisch schöne Häuslichkeit hervorgegangen und hat den Zweck, Sinn und Liebe dafür auch bei Anderen zu wecken. Sie soll helfen, den Schwerpunkt

Digitized by Google

unseres Lebens von der Straße und aus dem Wirthshause in die Familie zu verlegen und dem vergiftenden Materialismus unserer Zeit entgegen arbeiten. Hirth will durch sein schön und reich ausgestattetes Werk, welches durchzusehen eine wahre Freude ist, eine in Wort und Bild möglichst vollständige, praktische Anleitung zur künstlerischen Ausstattung unserer Zimmer geben, will dem Publikum, Künstlern und Handwerkern Auskunft über alle wesentlichen Einzelnheiten der Zimmereinrichtung im Geschmacke der Renaissance geben, und nimmt dabei stets gebührende Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse und den Comfort unserer Tage. Im Texte spricht Hirth über die Entwickelung der Formen, die Wichtigkeit der Farben, den Einfluß des Materiales auf Technik und Formen, behandelt dann Fußboden, Decke und Wände, die Wandvertäfelung, Gobelins, Tapeten und Wandmalereien, Thüren, Portieren, Fenster und Fenstervorhänge, Erker, Oefen, Kamine, Schränke, Sitzmöbel, Tisch und Tischgeräth, das Bett, die Uhr, Lampen, Leuchter, musikalische Instrumente ꝛc. ꝛc. Die zahlreichen, meist sehr gut ausgeführten Abbildungen stellen Ansichten ganzer Zimmer, auch Küchen und Künstlerateliers aus alter und neuer Zeit, theils nach alten Bildern, theils nach der Natur, auch Reconstructionen und moderne Compositionen im alten Stile, dann einzelne Möbel und Geräthe, theils in reicherer Ausführung, theils aber auch der einfachsten und billigsten Art, dar. Das schöne Werk scheint in der That in trefflichster Weise geeignet, seinen Zweck zu erfüllen, d. h. mit Erfolg „Anregungen zur häuslichen Kunstpflege" zu geben.

R. Bergau.

Vom preußischen Landtage.

Seit der stürmischen Verhandlung über die Judenfrage hat das Abgeordnetenhaus dritthalb Wochen mit Ausnahme zweier Sitzungen ausschließlich der sogenannten zweiten Lesung des Etats gewidmet und diese doch gerade nur bis an die Schwelle des eigentlich finanziellen Theiles geführt, der über die Weihnachtsferien hinausgeschoben werden mußte. Der zeit- und wir möchten sagen geschmackverderbende Charakter dieser alles berührenden und nichts erschöpfenden Debatten, in welchen die Laune des einzelnen Mitgliedes ihr souveränes Spiel mit der parlamentarischen wie der ministeriellen Arbeitskraft spielt, ist an dieser Stelle bei früherer Gelegenheit wohl hinreichend dargestellt worden, um darauf so wenig wie auf den diesmaligen Inhalt der „Etatberathung" weiter eingehen zu müssen, als sich in einzelnen Zügen derselben die allgemeine politische Lage spiegelt. So mag erwähnt werden, wie die von fortschrittlichem Muthwillen bei der Judendebatte wachgerufenen

Digitized by Google

Geiſter noch zweimal „Gelegenheit" nahmen oder fanden, in ſo abſchreckender Weiſe ihr Weſen zu treiben, um den ungeſchickten Zauberlehrlingen hoffentlich für eine Weile ihre Beſchwörungsgelüſte zu verleiden. Inzwiſchen verſuchte man von derſelben Seite einen Hauptangriff auf den Fürſten Bismarck in ſeiner Eigenſchaft als Handelsminiſter und die erſte von ihm in dieſer Eigenſchaft ins Leben gerufene Einrichtung eines „Volkswirthſchaftsrathes" als ſtändigen ſachverſtändigen Organes der Reſſortminiſterien auf wirthſchafts-politiſchem Gebiete. Wir haben, derartige Angriffe vorausſehend, unſere ernſtlichen Bedenken gegen die Stellung eines formell verantwortlichen Fachminiſters, welche der leitende Staatsmann übernehmen zu ſollen glaubte, unverhohlen dargelegt, und wenn jene bis jetzt weniger nachhaltig als befürchtet werden konnte unternommen worden ſind, ſo liegt der Grund davon weſentlich in der ſehr lauen Unterſtützung, welche ihnen die Seceſſioniſten in einem begreiflichen Gefühle der Depreſſion über ihre bisherigen Erfolge angedeihen ließen, was dann wiederum der nationalliberalen Partei die vollſtändigſte Zurückhaltung auferlegte, während das Centrum gerade in dieſer Frage ſeiner materiellen Intereſſen wegen gerathen fand, ſogar für die Regierung einzutreten. Die ſtaatsrechtlichen rationes dubitandi, welche Herr Hänel gegen die Zuläſſigkeit der Einführung jenes Organes durch königliche Verordnung aufbrachte, zerriſſen wie Spinnweben, und in der Sache ſelbſt ſind die Verſtändigen einig, daß man, um ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtung zu gewinnen, wohlthut abzuwarten, ſowohl welchen Gebrauch die Regierung von dem ihr vorbehaltenen ziemlich weiten Spielraum in der Zuſammenſetzung jener Körperſchaft machen, als wie dieſelbe bei der Begutachtung der ihr zugedachten wichtigen Vorlagen über Arbeiterverſicherung, Innungsweſen u. ſ. w. ſich ſelbſt legitimiren wird.

Ganz entgegen den Erwartungen, welche das außerparlamentariſche Verhalten der Ultramontanen unmittelbar vor Beginn der Landtagsſeſſion erwecken konnte, hat ſich das Centrum von der erſten Stunde derſelben in einer höchſt vorſichtigen Reſerve gehalten, die Niederlage bei der Präſidentenwahl möglichſt leicht genommen und trotz derſelben keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, um ſeine Solidarität mit den „conſervativen" Intereſſen hervortreten zu laſſen. Auch in den Etatsberathungen wurden bei den Etats der Juſtiz und des Innern, die in einzelnen Jahren faſt zur fortlaufenden Kette von „Culturkampf"-Debatten geworden waren, die Colliſionen mit der Regierung möglichſt vermieden oder doch eingeſchränkt. Man durfte um ſo mehr geſpannt ſein auf die Verhandlung des Cultusetats als des eigentlichen Kampffeldes, und in der That wurde dieſelbe von den Herren Windthorſt und von Puttkamer mit einem artigen Lanzenſtechen eröffnet, nach welchem der erſtere ſeinem Gegner für eine ſpätere Gelegenheit ganz ritterlich Stelldichein

Digitized by Google

gab. Der Minister hatte nach vielen Worten des Bedauerns, daß die wohlwollenden Absichten der Regierung bei der kirchenpolitischen Vorlage des Sommers in der Hauptsache vereitelt worden, mit der durchaus correcten Erklärung geschlossen, „daß die Staatsregierung nach den gemachten Erfahrungen es mit ihrer Würde, mit der Würde der preußischen Monarchie und mit der Güte und Gerechtigkeit der von ihr vertretenen Sache für nothwendig verknüpft hält, einstweilen eine ruhige, zuwartende Haltung einzunehmen, eine Haltung, welche gekennzeichnet wird durch die fortgesetzte pflichtmäßige, aber thunlichst schonende Ausführung der bestehenden Gesetze"; und daß sie, „sollte die Möglichkeit an sie herantreten, den Versuch der Wiederaufnahme von Unterhandlungen zu machen, sich der Pflicht sicherlich nicht entziehen wird, mit Ernst und Aufrichtigkeit diese Möglichkeit weiter zu erwägen und zu erörtern." Also selbst, wenn die Curie zu ihrem Theile den ersten Schritt zu einer Wiederanknüpfung der im Frühjahre von ihr so dreist abgebrochenen Unterhandlungen thun sollte, wird die Regierung darauf nicht ohne Weiteres, sondern erst nach weiterer Erwägung dieser Möglichkeit — also nur dann eingehen, wenn dieselbe die Aussicht bietet, einen ernstlichen Schritt weiter zu kommen. Theils schon in Voraussicht, theils in Folge dieser Erklärung hat dann der Führer des Centrums besondere Anträge desselben angekündigt, welche theils die Wiederaufnahme eines in der letzten Nachsession abgelehnten Amendements, alles Messelesen und Spenden der Sacramente für straflos zu erklären, theils die Aufhebung des Sperrgesetzes zum Gegenstande haben würden. Ueber die vollkommene Aussichtslosigkeit dieser Anträge kann sich die Partei keiner Täuschung hingeben; bezüglich des ersteren hat Herr von Puttkamer mit dürren Worten erklärt, daß, wenn der Staat sich nicht selbst aufgeben wolle, er nicht unter seinen Augen eine Bestimmung in seine Gesetzgebung hineinbringen lassen könne, welche offenbar mit deren ganzem Fundamente in directestem Widerspruche stehe. Die Absicht der Antragsteller kann also, abgesehen von dem Eindrucke auf ihre Wähler, nur sein, die im weiteren Verlaufe der Cultusdebatten aus den conservativen Kreisen verschiedentlich zum Ausdrucke gebrachten Sympathien einmal auf die Probe einer Abstimmung zu stellen.

Die gleiche Anerkennung eines correcten Verhaltens kann Herrn von Puttkamer von liberaler Seite nicht bezeugt werden in Betreff verschiedener zur Sprache gebrachter Vorgänge in der evangelischen Kirche, insbesondere in Berlin und Osnabrück, in welchen sich ein rücksichtsloser Mißbrauch der amtlichen Stellungen von Seiten der herrschenden Mehrheit zur völligen Unterdrückung der Minderheit kundgiebt. So wenig der Minister wie seine conservativen Parteigänger zeigten den mindesten Sinn dafür, daß die landesherrlichen Kirchenbehörden ihre Entscheidung über Zulassung oder Ausschließung

Digitized by Google

vom Predigtamte nicht wie man sagt nach ihrem „Gewissen", d. h. nach ihrer kirchlichen Parteistellung, sondern nach Maßgabe des Gesetzes und einer gleichen und gerechten Handhabung desselben zu treffen und zu begründen haben. Und wenn Herr von Puttkamer es sich genügen läßt, mit einigen wohlfeilen Trivialitäten von einem „klaren, lauteren, christlichen Bekenntnisse" und „verschwommener Humanitätsansicht" den Beifallssturm der ultramontan-conservativen Mehrheit in Scene zu setzen, so gehört doch nicht viel staatsmännische Einsicht dazu, um auch nur auf kirchenpolitischem, geschweige auf allgemein staatlichem Gebiete die Unverlässigkeit solcher Unterstützung zu erkennen, mit welcher keine Regierung auch nur die halbe Länge ihrer Wünsche und Begierden zu gehen im Stande ist.

Der Landtag ist in die Ferien gegangen, ohne bis dahin eine einzige wichtigere Aufgabe gelöst zu haben, und in der Erwartung, daß die eigentlichen Schwierigkeiten der Session sich in die kurze Zeitspanne zwischen dem Wiederbeginne der Sitzungen und der Reichstagseröffnung zusammendrängen werden. Die ohnehin finanzpolitisch haltlose Begründung des Steuererlasses ist noch weiter dadurch erschüttert worden, daß der jetzt im Bundesrathe vorliegende Reichsetat eine Erhöhung der Matricularbeiträge um 25 Millionen, also für Preußen eine weitere Erhöhung des Deficits um mehr als den Betrag der zu erlassenden Steuern bedingt. Das immer sichtlicher auf das Bedürfniß der Wahlreclame hinauslaufende Verhalten der Regierung und der Conservativen in dieser Frage muß auf die nationalliberale Partei tief verstimmend wirken, die zugleich durch den Ausgang der Reichstagsnachwahl in Altenburg, wo unter positiver Hilfe des secessionistischen und mindestens negativer des „entschieden" conservativen Elementes die Fortschrittspartei ihren Siegen in Cassel und Lübeck einen dritten überraschenden Erfolg errungen hat, zum ernsthaften Nachdenken über das bei der allgemeinen Nachwahl des nächsten Sommers den Mittelparteien drohenden Geschickes dringend veranlaßt ist.

X.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Politische Umschau. — Vor etwa drei Monaten wurde der „Kölnischen Zeitung" aus Karlsruhe geschrieben, es wäre „nach den bedauerlichen Mißhelligkeiten, die im Laufe der vorjährigen Landtagssitzung zwischen der nationalliberalen Kammerfraction und dem Ministerium ausgebrochen sind", von hohem Interesse zu wissen, wie sich dieses Verhältniß in der nächsten Sitzung gestalten werde. Die eben damals zum Ausbruch gekommene nationalliberale Secession, so wurde beigefügt, dürfte in dieser Hin-

Digitized by Google

ſicht wohl einen günſtigen Einfluß ausüben, da die Mitglieder des Miniſteriums und ganz beſonders der Präſident des Miniſteriums des Innern ſich ablehnend gegen die Seceſſion verhalten. Die ſeit dieſem Aushorchungsverſuche verfloſſenen Wochen haben Antwort gegeben auf die Frage, welche zwiſchen den Zeilen jener Mittheilung ſo neugierig hervorlugte. Die Ueberzeugung, wie dringend nöthig es iſt, daß bei gleicher Hochhaltung der nationalen Idee das liberale Princip mit Energie gewahrt werde, und wie gegenüber den immer mächtiger anſtürmenden Gegnern die Liberalen aller Schattirungen volle Urſache haben, treu zuſammenzuhalten, dieſe Ueberzeugung hat ſich in den jüngſten Wochen unter dem Eindrucke der hoch und höher anſchwellenden Fluth reactionärer Beſtrebungen weithin verbreitet und befeſtigt. Die „Badiſche Correſpondenz", das officielle Organ unſerer nationalliberalen Landespartei, hat ihre antiſeceſſioniſtiſche Stellung feſtgehalten. Aber andererſeits hat weder der Parteiausſchuß, noch eine Landesverſammlung der Partei die Stellung dieſer zur Seceſſion präciſirt, und der ſeceſſioniſtiſche Reichstagsabgeordnete Pflüger iſt nach wie vor Mitglied des Parteiausſchuſſes. Für die Einheit unſerer badiſchen nationalliberalen Partei iſt die Seceſſion ohne jeden Einfluß. So hat die „Badiſche Correſpondenz" vor vier Wochen bezeugt und das Zeugniß gilt heute noch. Es wird illuſtrirt und belegt durch die Einmüthigkeit, mit welcher ein neuerliches Vorgehen des Präſidenten des Miniſteriums des Innern in Sachen der Preſſe verurtheilt wird. Die Mißſtimmung zwiſchen der nationalliberalen Kammerfraction und dem Miniſterium iſt ungebrochen, ungeſchwächt. Ja ſie iſt verſchärft, eben in Folge des Vorgehens der Regierung in Sachen der Preſſe.

Der Regierung ſteht als officielles Organ die „Karlsruher Zeitung" unbedingt zur Verfügung. Außerdem übt ſie mehr oder minder, je nach der Intention des Miniſters des Innern, Einfluß auf die Amtsverkündigungsblätter. Dieſe kleinen, wöchentlich mehrmals, einige auch täglich erſcheinenden politiſchen Blätter ſind zur Zeit — bei einer Geſammtzahl von 79 politiſchen Blättern — in 41 Exemplaren über das ganze Land hin zerſtreut. Die ihnen von der Regierung ohne irgend welche vertragsmäßige Stipulation, lediglich zufolge freier, jeden Augenblick wandelbarer Verfügung des Miniſters des Innern zuerkannte Eigenſchaft des Amtsverkündigungsblattes bedingt für ſie die Verpflichtung zur Aufnahme aller von den betreffenden Staats- und Gemeindebehörden ihnen zugehenden amtlichen Bekanntmachungen. Die Aufnahme der von den Staatsbehörden im Intereſſe der allgemeinen Staatswohlfahrt erlaſſenen Verfügungen hat unentgeltlich zu geſchehen. Nur ſoweit die Bekanntmachungen und Verfügungen durch Dritte veranlaßt ſind und demnach die Tragung der Koſten dieſen obliegt (Civilproceßſachen und dergleichen) wird Inſertionsgebühr entrichtet. Ebenſo haben die Gemeindebehörden für

Digitized

ihre Veröffentlichungen Gebühr zu erlegen. Nebst dem höheren und immerhin nicht nieder zu veranschlagenden Ertrag, welcher also einkommt, erwächst den in Rede stehenden Blättern durch den Charakter des Amtsverkündigers der große Vortheil, daß sämmtliche Staats- und Gemeindebehörden des betreffenden Bezirkes das Blatt halten müssen und daß große Kreise des Publikums, d. i. alle jene, welche den amtlichen Bekanntmachungen Interesse schenken und zu schenken genöthigt sind, ohne das Amtsverkündigungsblatt nicht existiren können. Das Alles bewirkt, daß, so lange einem Blatte die Eigenschaft des Amtsverkündigers gewährt ist, seine Existenz nicht nur, sondern auch der Geschäftsgewinn des Verlegers gesichert ist. Es ist klar, daß ein solches Verhältniß einerseits der Regierung ein gewisses Maß von moralischer Verantwortlichkeit für die allgemeine Haltung des betreffenden Blattes, speciell für die politische Haltung auferlegt, daß aber andererseits auch der Amtsverkündiger in der freien Bewegung sich gehemmt sieht, zum mindesten dahin, daß er eine principiell opponirende Stellung gegen die jeweilige Regierung nicht einnehmen kann. Das Alles ruft manche Mißlichkeiten hervor. Sie zu vermeiden, wurde schon wiederholt, namentlich von ultramontaner und conservativer Seite aus, der Gedanke angeregt, die Amtsverkündigungsblätter in ihrer jetzigen Gestalt eingehen zu lassen und sie durch reine Anzeigeblätter, ohne jeglichen politischen und anderweitigen Inhalt, zu ersetzen. Principiell wäre das unleugbar das Richtigste. Doch ist zuzugeben, daß dieser Neuerung in Berücksichtigung der Art und Weise, wie die jetzigen Amtsverkündiger sich aus den Anzeigeblättern heraus entwickelt haben, und in Berücksichtigung der Thatsache, daß dieselben sich im Volke thatsächlich eingelebt haben, manche Schwierigkeit entgegentritt. Unüberwindlich sind jedoch die Schwierigkeiten nicht. Der gegenwärtige Präsident des Ministeriums des Innern, Herr Stösser, hat von Beginn seiner amtlichen Thätigkeit an mit vielgeschäftigem Eifer die Presse in Cognition gezogen. Eine officiöse Schreibseligkeit erblühte, wie man in Baden seit langen Jahren sie nicht mehr kannte. Man konnte hierin unmöglich ein Zeugniß für die Stärke der gegenwärtigen Regierung erkennen. Besonders bedenkliche Anzeichen aber, nicht nur von Schwäche, sondern von Verleugnung des liberalen Regierungsgedankens, traten zu Tage, als der Minister des Innern für gut fand, den Amtsverkündigungsblättern eine „tact- und maßvolle Sprache" einzuschärfen, das Innehalten der Grenze einer „besonnenen und sachlichen Kritik" in Bezug auf Regierungsmaßnahmen, und als er, damit der Wink ja verstanden werde, ihnen eröffnen ließ, man werde im Falle der Renitenz die Bestellung eines andern Blattes zum Amtsverkündiger verfügen. Nachdem also der Worte genug gewechselt waren, gab der Examensgesetzstreit zu Anfang dieses Jahres Gelegenheit, auch Thaten sehen zu lassen. Der gegen die ursprüngliche Gesetzesvorlage opponirenden

Digitized by Google

„Freiburger Zeitung" wurde um einer einzigen nicht ganz tactvollen Aeußerung willen, welche der Miniſter des Innern für eine grobe Verletzung der der Regierung ſchuldigen Rückſicht erklärte, die Eigenſchaft des Amtsverkündigungsblattes mit ſofortiger Wirkung, nach eben erſt begonnenem Quartale, entzogen. Das wirkte. Es bemächtigte ſich der ſämmtlichen Amtsverkündiger ein Schrecken, der ſie zu den zahmſten Regierungsorganen ſtempelte, oder ſie derart ſprach- und wortlos machte, daß auch das ſchärfſte Polizeiauge unmöglich Solches, was die Grenzen einer „beſonnenen und ſachlichen Kritik" überſchreitet, in ihnen aufzuſpüren vermag. Dieſes vorläufige Ziel war erreicht. Nun aber galt es, der Localpreſſe auch den regierungsſeitig gewünſchten Inhalt zuzuführen. Der Tadel, welcher anläßlich der Maßregelung der „Freiburger Zeitung" in ſehr erregter Debatte der damals verſammelten zweiten Kammer dem Miniſterialpräſidenten ausgeſprochen wurde, vermochte ihn an dem Weiterſchreiten auf dem betretenen Wege nicht zu behindern. Es erging, ungefähr Anfang October d. J., an „verſchiedene Organe der Staatsverwaltung" ein Miniſterialreſcript in Betreff amtlicher Mittheilungen in die „Karlsruher Zeitung" und in die Amtsverkündigungsblätter. Es liege, ſo ſagt das Reſcript, im Intereſſe der Staatsverwaltung wie in dem der Bevölkerung, daß letztere von dem Verhalten der Staatsverwaltung zu den öffentlichen Zuſtänden des Landes in richtiger Kenntniß erhalten werde. Da der hierin angezeigten Pflicht der Behörden, an ihrem Theile die öffentliche Meinung in geeigneter Weiſe aufzuklären, nicht immer genügend Rechnung getragen worden ſei, ſo empfehle es ſich, daß die Organe der Regierung zur Erreichung dieſes Zweckes ſich der „der Regierung zur Verfügung ſtehenden Preſſe, der Amtsverkündigungsblätter und der „Karlsruher Zeitung" bedienen", letzterer durch Vermittelung des Secretariats des Miniſteriums des Innern. Da haben wir's. Die über das ganze Land zerſtreuten, weiten Kreiſen der Bevölkerung den einzigen Zeitungsleſeſtoff darbietenden 41 Amtsverkündiger nebſt der ihnen voranleuchtenden „Karlsruher Zeitung" beziehen ihren weſentlichſten Inhalt aus den Bureaus der Staatsbehörden, die Beamten ſind officiell berufene Journaliſten, und man wird von nun ab vom Bodenſee bis zum Main in dem kleinſten Dörflein ganz genau wiſſen, was die Regierung thut, meint, wünſcht und will. So werden durch ein unter liberaler Flagge poſtirtes Miniſterium Preſſe, Publikum, Beamten behandelt. Nicht das „Syſtem" werde ſich ändern, hatte der nach Jolly's Rücktritt in ſeine jetzige amtliche Stellung eintretende gegenwärtige Miniſter des Innern damals erklärt, ſondern nur die „Methode". Welche Freiheit der Bewegung hatte Jolly, deſſen Regierungsenergie doch nie Jemand in Frage ſtellte, den Amtsverkündigungsblättern gelaſſen! Und nun dieſes Zurückfallen in die polizeiſtaatliche Aera Blittersdorf'ſchen Andenkens!

Digitized by Google

Die ultramontane und die conservative Partei suchen, eine jegliche nach ihrer Art, die Regierung von der Linie des Liberalismus fortgesetzt weiter abzudrängen und sie gänzlich auf die reactionäre Bahn hinüberzuzerren. Der ersteren Partei genügt es nicht, daß in Folge der Beilegung des Examensstreites bereits nahezu 400 Geistliche und 27 Candidaten des Priesteramtes staatlicher Seits zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen bezw. zur Erlangung von Pfründen für befähigt erklärt wurden. Sie fordert, daß die Regierung die Politik des „Pausirens", des „an sich Herankommenlassens" aufgebe, daß sie die Fertigbringung des „angebahnten" staatlich-kirchlichen modus vivendi zum Programm erhebe und daß also speciell der Ministerialpräsident des Innern das Tischtuch zwischen sich und der liberalen Kammermehrheit „auf sachlichem Wege" zerschneide. Unser conservatives Landesorgan meint dagegen, es gebe noch andere Trennungspunkte zwischen der Regierung und der liberalen Mehrheit, aber man solle nicht drängen, da ein Minister mit verschiedenen Factoren zu rechnen habe. Vor allem gelte es, dem Minister fortgesetzt aus dem Volke heraus Beweise zu liefern, daß er auf dessen Sympathie bei seinen Bestrebungen rechnen könne. Gewiß! Umwandlung der obligatorischen Civilehe in die facultative, Wiederherstellung der confessionellen Volksschule, Beschränkung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit und noch manches dem Aehnliche wären „Trennungspunkte", die scharf und schärfer hervortreten zu sehen den Conservativen das Herz jauchzen machte in Freude und Lust. Warten wir ab. „Bis zu den neuen Kammerwahlen," meinte kürzlich unser ultramontanes Landesblatt, „kann noch Vieles anders werden." Was freilich die Sympathien anlangt, welche conservativen Bestrebungen unseres Ministeriums aus dem Volke heraus entgegengebracht werden sollen, so sind wir in dieser Hinsicht vollauf beruhigt. Die conservative Suppe wird nicht so heiß gegessen, als die Köche sie kochen und vorsetzen.

Wir haben auch Demokraten. „Deutsche Volkspartei" nennen sie sich. Es ist ihrer eine gar kleine Zahl. Aber sie wollen auf die nächsten Reichstagswahlen hin eine mächtige Agitation entfalten. In jedem Bezirke, in welchem sich Gesinnungsgenossen befinden, sollen, unbekümmert um den eventuellen Erfolg, Parteicandidaten aufgestellt werden. Die Wirkung dieser im Laufe des Herbstes auf zwei Parteiversammlungen beschlossenen Resolution wird auf Mannheim beschränkt bleiben. Dieses muß, um seiner Vergangenheit nicht untreu zu werden, auf alle Fälle einen Demokraten küren, und wenn er ein „reichsfreundlicher" wäre. Habeat sibi! H.

Digitized by Google

Literatur.

Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutscht von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schletter's Verlag. 1880. — Dem Verdachte, daß dieser Omar Chajjâm gleichfalls nur eine vorgebundene Maske sei, wie Mirza Schaffy, ist Bodenstedt in der Einleitung nachdrücklich begegnet. Omar ist ein Perser, der im elften Jahrhundert gelebt hat, ein Zeltmacher und ein großer Astronom war und gelegentlich Verse machte. Diese Verse hat Bodenstedt verdeutscht, wenn auch wohl etwas frei, und er hat darin wieder seine ganze Virtuosität bewährt. Jener Verdacht wäre übrigens verzeihlich gewesen, denn der Gedankenkreis dieser orientalischen Spruchpoesie ist ein beschränkter, man trifft immer wieder auf gute alte Bekannte, in unzähligen Variationen wird der Preis von Liebe, Wein und weisem Lebensgenuß gesungen. Dieser Omar hat aber doch unleugbar seine ausgeprägte und anziehende Individualität. Eigenthümlich ist ihm der resignirte Zug den Welträthseln gegenüber, dabei die scharfe Bestimmtheit, womit er als Philosoph alles äußerliche Religionswesen und alle jenseitigen Trostgründe zurückweist, eigenthümlich auch ein treffender Witz, womit er insbesondere die Priester verfolgt, so daß wohl glaublich ist, daß ihm sein Leben durch diese sauer gemacht wurde. In der Einleitung läßt man sich gerne das Biographische über diesen merkwürdigen Denker und Dichter erzählen, der jedenfalls ein Meister des Sinngedichtes ist. g.

Lemierre's Wilhelm Tell. Uebersetzt von Geilfuß. Aarau, Sauerländer. — Das Schauspiel „Tell" von Marin Lemierre, welches im Jahre 1766 zuerst auf der Pariser Bühne aufgeführt wurde, war dem deutschen Publikum bisher noch nie in einer Uebersetzung geboten worden und vielleicht nur aus den dürftigen Notizen bekannt, welche Carriere in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Schiller's „Tell" gegeben hatte. Indem der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung, die freilich, namentlich was den Versbau betrifft, einiges zu wünschen übrig läßt, dieselbe durch den Druck einem größeren Kreise zugänglich gemacht, hat er sich ein entschiedenes Verdienst um die Kenntniß der dramatischen Literatur, welche die Tellsage behandelt, erworben. In einer Einleitung stellt der Verfasser die Urtheile der französischen Kritik (Voltaire's, Diderot's u. A.) über Lemierre und sein Stück in dankenswerther Weise zusammen. Wir haben zu dieser Einleitung hier nur hinzuzufügen, daß der Verfasser irrt, wenn er sagt, das Lemierre'sche Stück finde sich in der Schillerliteratur nirgends erwähnt; denn mit folgenden Worten machte am 17. October 1804 Körner Schiller auf das Lemierre'sche Werk aufmerksam: „Hast Du einen Tell von Lemierre gesehen, der 1766 in Paris aufgeführt worden ist? Lies ihn doch Spaßes halber. Es ist gar ein ärmliches Werklein. Ich möchte wissen, ob es sich lange auf dem Theater in Paris gehalten hätte." Ist dieses Urtheil Körner's auch durchaus nicht ungerechtfertigt, so kann das Lemierre'sche Stück heute wegen der Bedeutung, die es kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution plötzlich erhielt, und die vom Verfasser ebenfalls in seiner Einleitung besprochen wird, ein erhöhtes Interesse des Literarhistorikers beanspruchen. L. H.

Georg Büchner's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Frankfurt, Sauerländer. 1880. — „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat", schrieb Gutzkow einst, als er des jugendlichen Dichters Trauerspiel „Danton's Tod" in die literarische

Digitized by Google

Welt einführte. Nicht dieser Lobspruch und die an ihn geknüpften Erwartungen haben sich als unzutreffend erwiesen, sondern der Tod, der den dreiundzwanzigjährigen Jüngling von der Erde rief, ist schuld daran, daß der Name Georg Büchner unserm Geschlechte nur wenig bekannt ist. In ihm schied ein Genius, der viele und große Hoffnungen unerfüllt mit ins Grab nahm. Ein Leben voll Sturm und Drang tritt in ihm uns entgegen, stürmisch bewegt in stürmischer Zeit, dabei voll herrlicher Gaben des Geistes und des Gemüthes, ein Leben von eminenter Vielseitigkeit, auf das erneut hinzuweisen Recht und Pflicht ist. Ein glühender Patriot, Deutscher mit Leib und Seele, ein leidenschaftliches Herz wurde Büchner als zwanzigjähriger Student hineinverflochten in die Ereignisse am Beginn der dreißiger Jahre; in dem Kampfe wider das brutale Walten der Reaction spielte er bei den freiheitlichen Bestrebungen jener Tage eine bedeutende politische Rolle. Er war die Seele der demokratischen Bewegung in Hessen-Darmstadt, Gründer und Haupt der revolutionären „Gesellschaft der Menschenrechte", ein echter Republikaner, ja Socialist, dem es nicht darum zu thun war, politische Theorien, liberale Doctrinen zur Geltung zu bringen, Preßfreiheit, Wahlrecht, Verfassung durchzusetzen, sondern den vor allem „die große Magenfrage" beschäftigte; das materielle Elend der Armen und Unwissenden wollte er lindern, den Druck der Geld- und Blutsteuer, die Noth und Rechtlosigkeit aufheben; darum war er darauf bedacht, nicht an die liberalen Gebildeten, sondern an das eigentliche Volk, den Arbeiter- und Bauernstand sich zu wenden, um daher eine Armee der Freiheit zu rekrutiren. Nicht aus frivoler Freude am gewaltsamen Umsturze, kein Socialdemokrat im heutigen Sinne der Internationale, sondern ein Nationaler, begeistert für die Idee der Freiheit und des Rechtes der Individualität, vor allem als ein Gemüthsmensch, den sein tiefes Mitleid mit allem unverschuldeten Unglücke auf das Loos der Armen und Beladenen hinlenkte, ward er der Verfasser jenes berüchtigten Pamphletes, des „Hessischen Landboten" (1834), der im vorliegenden Buche seit seinem ersten polizeilich beschlagnahmten Abdrucke zum ersten Male wieder vollinhaltlich und wortgetreu wiedergegeben ist: die erste socialistische Flugschrift in deutscher Sprache, die in ihrer großen historischen Bedeutung ihrem Verfasser einen Platz in der politischen Geschichte seines Volkes sichert. Die geplante Verschwörung ward entdeckt. Da, als er trostlos an dem Siege der Freiheit verzweifelte, erwachte in ihm plötzlich der Drang zur poetischen Production. Mitten in äußerer Aufregung und innerer Selbstqual, in steter Erwartung der gerichtlichen Vorladung, vollendete er in wenigen Worten sein Hauptwerk „Danton's Tod", ein Trauerspiel, das in lebensvollen, echt dramatischen Bildern die Epoche des Schreckens und den Höhepunkt der französischen Revolution vor uns entrollt. Man merkt der Arbeit die Eile der Entstehung an. Rasch und ungestüm folgen sich Scenen, Worte. Und doch verleugnet auch die Hast den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung, in kurzen, scharfen Umrissen schnell im Fluge zu schreiben und Hervorragendes zu schaffen. Büchner mußte aus dem Vaterhause fliehen. In Straßburg wandte er sich seinen unterbrochenen medicinischen und naturwissenschaftlichen, auch philosophischen Studien zu, und erwarb sich bald durch seine wissenschaftliche Thätigkeit Ruhm und Anerkennung. Eben hatte er eine glänzende Laufbahn als Docent in Zürich angetreten, als der Tod ihn hinwegraffte, in dem Augenblicke, da sich äußerlich und innerlich sein bewegtes Leben begann, ruhiger zu gestalten.

Die Zahl seiner schriftstellerischen Schöpfungen ist gering. Außer „Danton's Tod" hat er ein Lustspiel und einige wissenschaftliche Abhandlungen vollendet. Außerdem besitzen wir von ihm zwei Uebersetzungen aus dem Französischen des

Victor Hugo, sowie Fragmente zu einem Trauerspiele und einer Novelle. Es ist ein feuriger Geist, der sich in seinen poetischen Werken offenbart, ein Genius, der überall voll Ungestüm und Kraft uns entgegentritt, ohne doch völlig abgeklärt und gezügelt die künstlerische Reife zu zeigen. Gar manches ist darin, was den Leser nicht erquicklich berührt, ja der düstere Grundton, der alle Dichtungen durchklingt, weht uns oft herb und unbefriedigend an; es ist eine schwermüthige, zerrissene Gemüthsstimmung, in die der Dichter sich mit gewisser Lust am Wehe hineinzuwühlen scheint; immer spielt seine Phantasie am liebsten mit Tod und Verwesung und der raschen Vergänglichkeit des Irdischen. Dazu kommt eine Hinneigung zum Realistischen, Natürlichen und ein Haß gegen den Idealismus, der ihn manchmal mehr als zulässig von dem idealen Standpunkte der Kunst entfernt. Hervorragend dagegen ist in seinen Werken die kräftige Schönheit und Gewandtheit seines Stils; herrlich vor allem sind die Schilderungen der Natur, zu der er stets eine innige, schwärmerische Liebe hegte, die sich oft bis zur Andacht steigerte; meisterhaft auch ist die Seelenmalerei, die Darstellung des inneren Lebens der Menschen, ihrer Leidenschaften und Neigungen, ihrer Schwächen und Tugenden, die er mit scharfem Blicke beobachtete und auffaßte und sie in seinem productiven Geiste zu poetischen Schöpfungen gestaltete, die das Gewaltige und Stürmische wie das Tiefste und Zarteste, was Menschenherzen bewegt, gleich umspannen. „Wenn auch dieser reichen Kraft nur karge Zeit gegönnt gewesen, sich auszuleben und auszusprechen, es ist dennoch den Spuren Büchner's nachzugehen lehrreich und fesselnd." Das Verdienst, ein solches Nachgehen uns zu erleichtern, erwirbt sich neben der Verlagshandlung der Herausgeber K. E. Franzos durch das vorliegende Buch in reichem Maße. Es enthält nicht nur sämmtliche Werke des Dichters — die wissenschaftlichen Schriften im Auszuge —, sondern auch zahlreiche Briefe von ihm, Jugendarbeiten und vieles andere, was sich auf sein Leben und Wirken wie auf seine Familie bezieht. Einen besondern Werth erhält das Buch noch durch die vom Herausgeber geistvoll und fesselnd verfaßte Lebensbeschreibung Büchner's, die zum nähern Verständnisse des Dichters wesentlich beiträgt, ja in mancher Beziehung eine richtige Würdigung desselben erst ermöglicht. B.

Gedichte von H. Leuthold. Frauenfeld, Huber. — Diese schönen Gedichte, denen vor einiger Zeit in diesen Blättern eine ausführliche Besprechung gewidmet wurde, haben den Beifall, der ihnen bei ihrem ersten Erscheinen vorausgesagt worden, gefunden. Die erste starke Auflage derselben wurde rasch vergriffen und man darf auch dieser zweiten, welche neben einigen neuen Original-Gedichten eine Reihe vortrefflicher Uebersetzungen enthält und das Epos „Penthesileia" nun vollständig bringt, eine gute Aufnahme versprechen. Die Ausstattung des Buches ist auch diesmal eine vorzügliche, dasselbe wird eine Zierde des Weihnachtstisches sein. —r—

Bernheim, Ernst Dr., Privatdocent der Geschichte in Göttingen, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Göttingen, Robert Peppmüller. 1880. — Der Verfasser, welcher durch historische Arbeiten quellenkritischer und darstellender Art vortheilhaft unter den Gelehrten sich bekannt gemacht hat, sucht durch die Anwendung der historischen Methode, das heißt lediglich durch die auf Quellenkritik gegründete Darlegung des Entwickelungsganges der Geschichtsphilosophie zu zeigen, daß die Herrschaft, welche die idealphilosophische Richtung derselben beansprucht hat, ebenso unberechtigt ist, wie diejenige, welche die socialistisch-naturwissenschaftliche noch heute beansprucht. Zu diesem Zwecke wird die Ge-

itized by Google

schichtsauffassung Herder's, Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's einerseits, die Condorcet's, Comte's, Buckle's und Du Bois-Reymond's andererseits analysirt; wir gelangen zu dem Resultate, daß beide Richtungen einseitig in ihrem Ausgangspunkte, einseitig in ihrer Methode und daher einseitig in den Ansichten sind, zu denen sie führten. Vortrefflich setzt nun Bernheim die Eigenart der historischen Methode auseinander, welche nicht wie die Philosophie deductiv oder wie die Naturwissenschaft inductiv verfährt, sondern je nach den Umständen beide logischen Operationen mit einander vereinigt. Den einzig möglichen Heilsweg, um die Gefahren der oben charakterisirten Richtungen zu vermeiden, erblickt Bernheim in der Lotze (Herder')schen Geschichtsphilosophie; diese will Geschichtsphilosophie eben nur dadurch sein, daß sie alle Einzelerscheinungen in dem allgemeinsten Gesichtspunkte, dem der Entwickelung des Menschenwesens überhaupt, der Humanität, zusammenfaßt. Bei dieser Auffassung findet der gesammte Stoff der concreten Geschichte mit allem Detail Raum und Geltung, und kein Gegensatz zwischen eigentlicher und empirischer Geschichte trennt die exacte Forschung von dieser Gesammtauffassung durch eine unnatürliche Scheidewand.

In den beigegebenen Anmerkungen ist eine Fülle interessanten Stoffes enthalten; so z. B. setzt sich der Verfasser mit der Völkerpsychologie auseinander und weist auf die Gefahren der durch unsere Tagesliteratur, durch Hellwald's Culturgeschichte und ähnliche journalistische Erzeugnisse ins Volk dringenden socialistisch-naturwissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung hin. Die Lectüre dieses durch Kürze des Stils, Gedankenschärfe und lichtvolle Darstellung ausgezeichneten Büchleins darf nicht nur im Besondern allen Lehrern der Geschichte an Schulen empfohlen werden, sondern im Allgemeinen allen denen, welche etwa noch unter dem Zauberbanne des von dem großen Stilkünstler Du Bois-Reymond in der „Deutschen Rundschau" 1877 veröffentlichten Aufsatzes „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" stehen sollten. K.

Notiz.

Beethoven's Briefe an Bettina betreffend.

In einem Aufsatze „die Zerstörung der Beethoven-Legende" in Nummer 47 dieser Blätter kommt G. Doempke auch auf die oft angefochtenen Briefe Beethoven's an Bettina von Arnim zu reden. Thayer, der gründliche Biograph des großen Tondichters, hat zwei derselben wieder abgedruckt. Da sagt nun Doempke: „Der Uebersetzer Deiters erklärt in einer Anmerkung, wie uns scheint, mit vollem Rechte, auch durch Thayer nicht von der Echtheit der beiden ersten überzeugt worden zu sein." Ich ward voriges Jahr im Octoberhefte der deutschen Rundschau von Ehlert aufgefordert, zu erklären, ob ich wirklich, wie Nohl berichte, 1839 Briefe Beethoven's an Bettina gesehen habe und behaupten könne, daß sie im Wesentlichen mit dem Abdrucke übereinstimmen. Ich konnte dies bejahen, forschte aber nun den Originalen nach, und es fand sich eines derselben in der Handschriftensammlung von Philipp von Nathusius, dessen Sohn mir den Brief Beethoven's, wie einen der Frau Rath Goethe nach München sandte. Seinem Wunsche gemäß besorgte ich den buchstäblich treuen Abdruck beider mit Einleitung, Erläuterungen und Angabe der höchst unbedeutenden, meist orthographischen Abweichungen im Januarhefte der allgemeinen conservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland von Martin von Nathusius. Ich verwies darauf im Februarhefte der deutschen Rundschau, und die Gegenwart brachte gleichfalls zu Anfang dieses Jahres den Beethoven'schen Originalbrief. Mögen Deiters und

Doempke gefälligst davon Einsicht nehmen! Wegen Bettina's Brief an Goethe über Beethoven will ich nicht streiten, das ist Geschmackssache. Aber auf eine richtig gestellte Thatsache möge man doch forthin achten!

München, im December 1880. M. Carriere.

Die wichtige Notiz Professor Carriere's über den aufgefundenen Beethoven'schen Brief — eine Notiz, welche die Schlüsse und Vermuthungen nicht blos von Marx, Deiters, Ehlert, Hanslick u. A., sondern zum Theil (in Bezug auf den letzten der drei Beethoven'schen Briefe) auch von Thayer selbst als hinfällig erwiesen hat — bedauere ich ebenso lebhaft, übersehen zu haben, als ich mich freue, daß Professor Carriere es der Mühe für werth hält, auf diese Weise seine Erklärung über den Leserkreis der genannten Zeitschriften hinaus auszudehnen. Auffallend und angesichts der Schwierigkeit nachträglicher Berichtigungen bedauerlich ist es nur, daß diese Erklärung, sowie die endliche Auffindung eines dieser Briefe selbst die Folge einer gelegentlichen und halb zufälligen dankenswerthen Bitte Ehlert's und nicht der sonst auch über dieses Kapitel so überaus sorgsamen jahrzehntelangen Erspürungen Thayer's sind.

Was den Bericht Bettina's an Goethe über eine Unterhaltung mit Beethoven betrifft, so kann ich mich der Meinung Professor Carriere's, daß ein Urtheil darüber „Geschmackssache" sei, nicht ganz anschließen. Daß Bettina in ihren Berichten die Aeußerungen anderer, deren Gefühle und Andeutungen stark subjectiv gefärbt hat, ist, denke ich, eine von der Goetheforschung erwiesene Thatsache; auch alles, was sie von Musik schreibt, ist Bettina'sch durch und durch. „Als der wahrhafte Prototyp aller vagen Schwärmerei über Musik," sagt Hanslick mit vollem Rechte, „zeigt Bettina, wie ungebührlich man den Begriff dieser Kunst ausdehnen kann, um sich bequem darin zu tummeln. Mit der Prätension, von der Musik selbst zu sprechen, redet sie stets von der dunklen Einwirkung, welche diese auf ihr Gemüth übt, und deren üppige Traumseligkeit sie absichtlich von jedem forschenden Denken absperrt." Daß Beethoven, wie Bettina schreibt, den Brief in ihrer Gegenwart selbst durchgelesen (nachdem er vorher der ihm vorlesenden Bettina erklärt: „habe ich das gesagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt") und im wesentlichen unbeanstandet gelassen hat, beweist doch den Umfang seines geistigen Antheiles daran nur sehr bedingungsweise. Immerhin läßt sich über diesen Umfang schwer streiten. Worüber sich aber, wie mir scheint, nicht streiten läßt, ist dies: von einem Manne von dem Muthe und der Besonnenheit Thayer's, wenn er einmal diese „Explosionen" (wie Goethe sagt) im wesentlichen für Beethovenisch hielt, hätte man nicht erwarten sollen, er werde dieselben für die Eigenschaften einer feinen und großgearteten musikalisch-künstlerischen Beredtsamkeit seines Helden halten. „Musik ist der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens" — —. „Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie giebt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß." — „Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprincip gründen will, wird durch sie gehoben." So geht es Seiten lang. Wenn das nicht die Schöngeistigkeit von ihrer schlimmsten Seite ist, so weiß ich nicht.

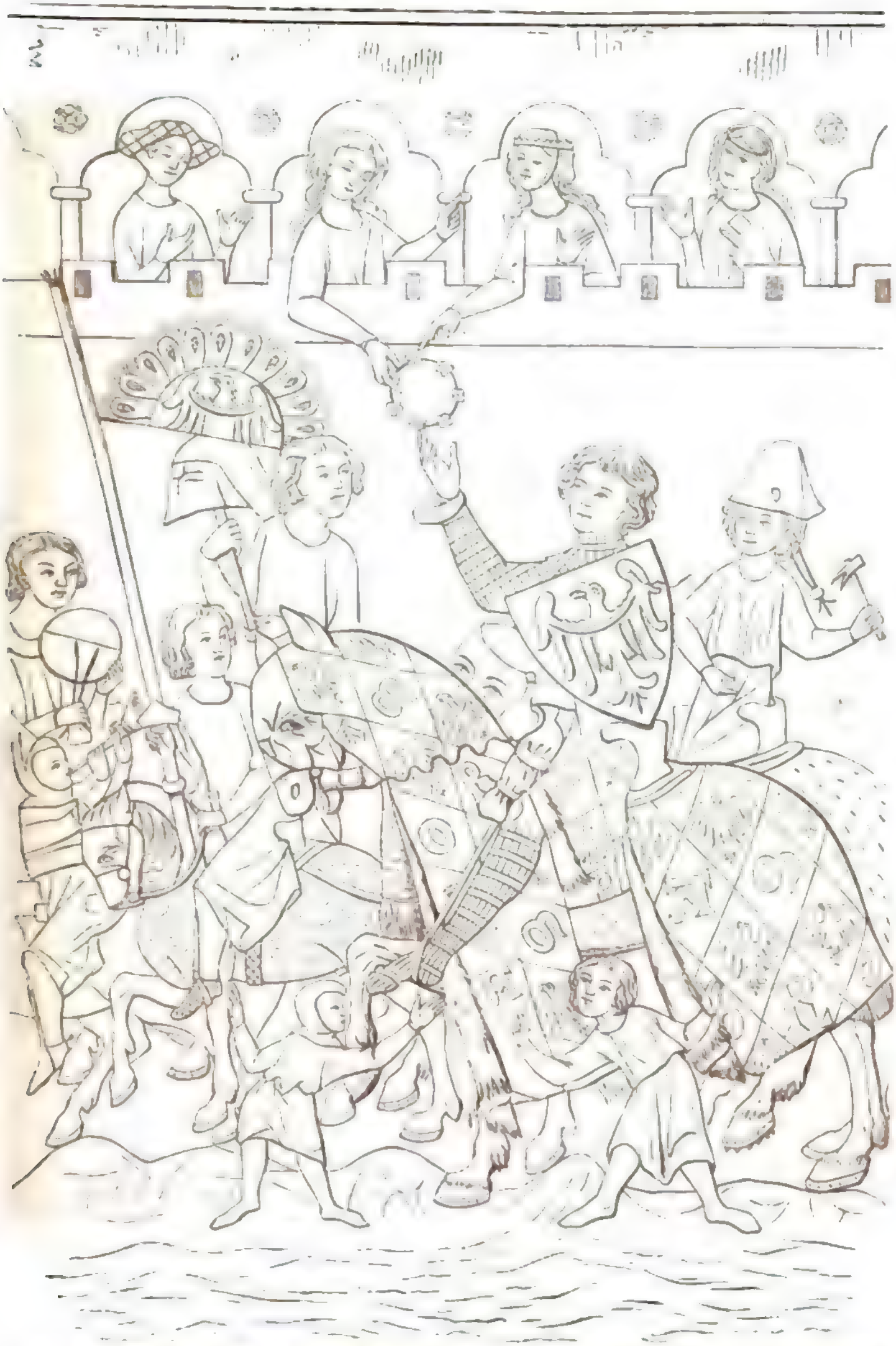
Königsberg, im December 1880. G. Doempke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 23. December 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig.



DAS HÖFISCHE LEBEN ZUR ZEIT DER MINNESINGER

VON

DR. **ALWIN SCHULTZ,**

PROF. DER KUNSTGESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU.

Erster Band.

Mit 111 Holzschnitten. Preis geheftet ℳ 13. —; elegant in Halbsaffian geb. ℳ 16. —

Zweiter Band.

Mit 136 Holzschnitten. Preis geheftet ℳ 12. —; elegant in Halbsaffian geb. ℳ 15. —

Jetzt vollständig in zwei Bänden. Royal-Octav.

Literarische Festgeschenke.

Verlag von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.

Luther als deutscher Classiker

in einer Auswahl seiner kleinen Schriften.

2 Bände brosch. à ℳ 4.—, geb. à ℳ 5.— per Band.

Der erste Band enthält in zweiter Auflage die belletristischen, der zweite die wichtigsten reformatorischen Schriften, „die leuchtendsten Juwele der Lutherischen Prosa, das Beste und Schönste, was der gewaltige Mann als köstliches Vermächtnis dem deutschen Volke hinterlassen hat".

„Kaum ein populäres literarisches Unternehmen verdient gerade heute so viel Lob und Dank wie dieses. Der große männliche Geist unseres Volkes, den die meisten auch unter den protestantischen Deutschen nur scheu als einen Mann der Kirche verehren, erscheint hier in der ganzen Gesundheit seines bürgerlichen und menschlichen Wesens, um von dem unerschütterlichen Grunde seiner glaubensstarken Sittlichkeit aus uns Rath und Maß zu geben in Haus und Welt, leiblichem und geistigem Leben, in Staat und Gesellschaft, Krieg und Frieden. Jedem Alter und Stand, allem Thun und Leiden des pflichterfüllten Tages leiht er Halt und Kraft in Zuversicht und Freude. — Sicherer sind so reale Dinge von idealen Gesichtspunkten aus beurtheilt worden. Ganz abgesehen von seiner Meisterschaft in der Sprache wird uns Luther eben deßhalb ein deutscher Classiker bleiben, weil er, wie wir von unsern Classikern verlangen, zur Kühnheit des Geistes auch dessen Reichthum und Tiefe besessen. Möchten unsere protestantischen Familien diesen Classiker von sittlichem Adel wieder bei sich einbürgern!"

Im neuen Reich.

David Elginbrod.

Ein Roman

von

G. Mac Donald.

Autorisirte Uebersetzung von **J. Sutter.**

3 Theile brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—

„Die Franzosen haben keinen Roman, der sich mit diesem messen darf. Am meisten ist er geistes- und sogar formverwandt mit den besten deutschen, jedoch auch nur mit den allerbesten.

„Eilt, ihr Deutsche, euch dieses herrliche Werk zu eigen zu machen! Kommt ihr Erzieher und Erzieherinnen, ihr Pädagogen, ihr Theologen und Philosophen, Poeten und Prosaiker, ihr Religiöse und Irreligiöse, Materialisten und Spiritisten, und lest, studirt diesen Roman, in dem Shakespeare wieder auferstanden ist."

Alexander Jung (Magazin für die Literatur des Auslandes).

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Vor veertig Jahr.

En plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne

von

Wilhelm Rocco.

Zweite vermehrte Auflage.

„Dat is en godes Bok. De Historje is meist wat eernst, awer en netten Witz kümmt dar af un an ok in vör. Enkelte Kapittels, vorut „Bremer Freemarkt 1839" sünd en Stück „vaterstädtische Geschichte" und darüm duppelt interessant. Annere, tum Bispill „De heilige Wihnachtsabend" un „De eerste Wihnachtsdag" wist all mit ehr Aewerschrift: **legg uns op'n Wihnachtsdisch, beste Fründ!"** **„Plattdütsche Hausfründ".**

Preis: Elegant gebunden ℳ 4.—, elegant broschirt ℳ 3.—

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig.

Antinous.

historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit

von

George Taylor.

Mit dem Bildniss des Antinous.

Ein Band in Octav. Preis geh.: ℳ 6. —

In eleg. Halbfranzband: ℳ 8. 50.

Der Verfasser will das Räthsel der schwermüthigen Antinousbüste in einer Erzählung lösen, die das Schicksal des bithynischen Jünglings bei Hadrian zum Gegenstand hat. Wie eine gesunde Natur am Umgange mit einer kranken zu Grunde geht, so bezeichnet er selbst das Thema seiner Geschichte. Hadrians Schöpfungen zu Tibur, das sterbende Heidenthum und aufstrebende Christenthum bilden den historischen Hintergrund. —

Haus Eckberg.

Roman in zwei Bänden

von

Sophie Junghans.

12. Preis: ℳ 8. — Eleg. geb. ℳ 9. —

Käthe.

Geschichte eines modernen Mädchens

von

Sophie Junghans.

2 Theile. 8. Preis: ℳ 7. — Eleg. geb. ℳ 8. 20.

Walter Scott.

Ein Lebensbild

von

Dr. Felix Eberty.

Mit dem Porträt W. Scott's.

2. verbesserte Aufl. 2 Bände. 8. Preis ℳ 9. —

Eleg. geb. ℳ 10. 50.

Lord Byron.

Ein Lebensbild.

Von

Dr. Felix Eberty

Professor in Breslau.

Zweite Ausgabe. Mit Lord Byron's Bildniss.

2 Bände. 8. Preis: geh. ℳ 7. —, geb. ℳ 8. 50.

Gedichte

Walthers von der Vogelweide

übersetzt

von

Karl Simrock.

Sechste Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelvignette.

gr. 8. Preis: geheftet ℳ 5. —

Elegant geb. mit Goldschnitt: ℳ 6. —

Gudrun.

Ein altdeutsches Heldengedicht,

übersetzt von

Gotthold Ludwig Klee.

8. Preis: ℳ 2. —. Eleg. gebunden ℳ 3. —

Molière's Lustspiele.

Uebersetzt

von

Wolf Grafen Baudissin.

Vollständig in 4 Bänden.

8. Preis: ℳ 19. 50. geb. ℳ 24. 50.

Historische

und

Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierte, vermehrte Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis: ℳ 15. — Geb. ℳ 18. —

Gedichte

aus den Jahren 1823—1839

von

Adolf Schöll.

8. Preis geheftet: ℳ 2. 80.

Elegant gebunden mit Goldschnitt: ℳ 4. 20

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig.

Schriften von Gustav Freytag.

Soll und Haben. Roman in 6 Büchern. 25. Auflage. Neue Stereotyp-Ausgabe. Octav. 2 Bände. M. 5. — Geb. M. 6. 7

Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. 11. Auflage. Stereotyp-Ausgabe. 2 Theile. 8. M. 6. — Geb. M. 7. 5

Die Technik des Dramas. 3. Auflage. 8. M. 5. — Geb. M. 6. 5

Dramatische Werke. 3. Auflage. (Inhalt: Brautfahrt — Gelehrte — Valentine — Graf Waldemar — Die Journalisten — Die Fabier.) 2 Bde. 8. M. 6. — Eleg. geb. M. 7. 5

Hieraus einzeln:

Die Brautfahrt oder Kunz v. d. Rosen. Lustspiel in 5 Acten. 8. M. 2. –

Die Valentine. Schauspiel in fünf Acten. 3. Aufl. 8. M. 2. 2

—— Miniatur-Ausg., roth gebunden mit Goldschnitt. M. 3. –

Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Acten. 2. Auflage. 8. M. 2. –

Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten. 6. Auflage. 8. M. 2. 2

Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. 3. Auflage. 8. M. 3. –

—— Miniatur-Ausg. geh. M. 3. –

—— —— geb. mit Goldschnitt. M. 4. –

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 12. verm. Aufl. 4 Bde. 8. M. 28. 50. Eleg. geb. M. 34. 2

Erster Band: Aus dem Mittelalter. M. 6. 75. Geb. M. 8. –

Zweiter Band, 1. Abth.: Vom Mittelalter zur Neuzeit. M. 5. 25. Geb. M. 6. 2

— 2. Abth.: Aus dem Jahrhundert der Reformation. M. 4. 50. Geb. M. 5. 5

Dritter Band: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. M. 6. — Geb. M. 7. 2

Vierter Band: Aus neuer Zeit. (1700—1848.) M. 6. — Geb. M. 7. 2

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. gr. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Die Ahnen. Roman. Vollständig in 6 Bänden.

Erster Band: Ingo und Ingraban. 10. Aufl. 8. M. 6. 75. Geb. M. 8. –

Zweiter Band: Das Nest der Zaunkönige. 8. Auflage. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Dritter Band: Die Brüder vom deutschen Hause. 6. Aufl. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Vierter Band: Marcus König. 4. Auflage. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Fünfter Band: Die Geschwister. 5. Auflage. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Sechster Band: Aus einer kleinen Stadt. 3. Auflage. 8. M. 6. — Geb. M. 7. –

Dramatische Werke von Heinrich Kruse.

Die Gräfin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 4. Auflage. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3. Auflage. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Auflage. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Brutus. Trauerspiel. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Der Verbannte. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Raven Varnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Preis: M. 2. — geb. M. 3. –

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 045360946

Digitized by Google